DEUTSCHE REVUE





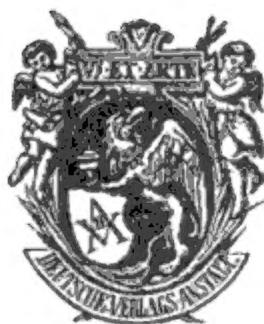
Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1901



Stuttgart und Leipzig 1901 Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVI

(Juli bis September 1901).

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Das Urteil der Engländer über die Königin Viktoria.

Von

Sir Richard Temple.

Ich will hier versuchen, das allgemeine Urteil des englischen Volkes über die Königin Viktoria wiederzugeben. Wenn ich vom englischen Volk spreche, so verstehe ich darunter nicht bloß, wie bei einer früheren Gelegenheit, die Mehrheit der Parlamentswähler, sondern ebenso die große Mehrheit der Frauen aller Klassen, sowie der Jugend beiderlei Geschlechtes auf den Schulen und Universitäten. Dieses allgemeine Urteil ist eine feststehende Thatsache. Ja, man kann wohl sagen, daß keine Thatsache der zeitgenössischen Geschichte so wohl begründet ist wie diese. Als die Königin im Jahre 1887 das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Regierung beging, wurde von der großen Masse ihrer Unterthanen das Facit ihrer Herrscherthätigkeit gezogen. Aber zum Diamantjubiläum im Jahre 1897 wurde noch eine Nachtragsrechnung aufgestellt und ihr Ergebnis dem der ersten Rechnung hinzugefügt. Es war Gottes Wille, daß der Königin nur noch die Hälfte der folgenden Dekade gegönnt sein sollte. Dann ging sie hinüber, und es folgte die große Schlußbilanz ihres Lebens — und welche Bilanz war das! So zahlreich und so vielstellig die einzelnen Posten der Abrechnung über eine Regierung waren, die fünfundsechzig Jahre gedauert hatte und vom Tage ihres Beginnes bis auf eine Woche vor ihrem Ende mit nie aussetzender Energie geführt worden war — so ward doch die Hauptsumme mit Leichtigkeit gezogen und für immer dem Gedächtnis der Nation eingeschrieben, weil die Abrechnungen der beiden vorhergegangenen Jubiläen das Material für das Schlußergebnis vorbereitet hatten. Zweifellos werden in nächster Zeit viele Bücher und Schriften, Memoiren und biographische Einzelheiten über die große Königin erscheinen und von allen Klassen eifrig gelesen werden. Aber was immer auch noch über sie geschrieben werden möge, es wird nichts an dem Urteil ändern können, das sich jeder Engländer und jede Engländerin in den letzten fünfzehn Jahren über sie gebildet hat. Das Charakterbild der Königin Viktoria steht fest in der Meinung

der Nation. Und die englischen Meinungen sind gleich den englischen Eichen: sie wachsen langsam, sind unmöglich zu beugen und sehr schwer zu entwurzeln. Das Andenken der Königin Viktoria in der Seele der Engländer gleicht einem in Granit tief eingehauenen Epitaph oder einer Inschrift auf einer Münze von reinstem und glänzendstem Golde. Da nun die Engländer ein nichts weniger als impulsives, sondern ein kühl überlegendes und rechnendes Volk sind, so ziemt es sich wohl, zu betrachten, wieso sie zu dieser erstaunlichen Schätzung der Königin Viktoria gelangt sind — eine Schätzung, wie sie solche keinem andern der neunundvierzig Souveräne haben zu teil werden lassen, die in dem Jahrtausend seit Alfred dem Großen über sie geherrscht haben. Der poeta laureatus hat zutreffend gesagt, daß in England „der Thron von grellem Licht beschienen ist“. Es ist bemerkenswert, daß die Engländer ein deutliches Charakterbild von jedem ihrer vielen Herrscher durch alle die verflossenen Jahrhunderte bewahren. Vielleicht wäre es für manche dieser Herrscher ein Ansporn gewesen, wenn sie sich Zeit ihres Lebens vor Augen gehalten hätten, daß ein Volk wie das englische ihrer für immer in gutem oder bösem Sinne gedenken würde. Ich will also versuchen, in Kürze die Gründe darzulegen, warum die Engländer der Königin Viktoria bei ihren Lebzeiten eine Bewunderung widmeten, wie sie solche noch für keinen andern Herrscher gefühlt haben, und nun nach ihrem Tode ihr Andenken mit einer Verehrung umgeben, wie sie noch keiner historischen Gestalt der langen und ereignisreichen Geschichte Englands zu teil wurde.

Da dieser Artikel für eine deutsche Zeitschrift bestimmt ist, so mag es nicht überflüssig sein, die Deutschen zu erinnern, daß die Königin Viktoria nach Blut und Abstammung fast vollständig „sächsisch“ in der englischen Bedeutung dieses Wortes war, denn die Beimischung des Blutes der Stuarts war geringfügig und reichte auf fünf Generationen zurück.[1]) Die Engländer selbst sind im wesentlichen Germanen, und sie sprechen immer von ihren sächsischen Vorfahren, worunter sie natürlich die Angelsachsen verstehen. Wenn man daher sagt, daß die Königin durch ihre Abstammung und Verwandtschaft deutsch war, so sagt man damit nur, daß sie echt englisch war. Bis 1714, d. i. bis zur Thronbesteigung Georgs I., waren die Könige Englands im allgemeinen fremden Bluts. Königin Elisabeth kam unter ihnen allen einer Vollengländerin am nächsten, und es ist bemerkenswert, daß sie die Engländer besser zu behandeln verstand und als populärere Gestalt in der Erinnerung der Nation fortlebt als irgend ein Herrscher bis zur Zeit der Königin Viktoria. Natürlich sind die Engländer stolz darauf, daß die besten ihrer Regenten rein englischen Bluts waren, und die Deutschen sollten mit diesem Stolz sympathisieren, denn damit, daß die große Königin englisch war, war sie auch deutsch. Auch dies ist einer von den hundert

---

[1]) Es ist bekannt, daß die Königin nicht gestattete, daß der Tartan (schottische Plaid) des Königshauses Stuart von jemand anderm in ihrem Reiche getragen werde als von ihr und dem Thronerben. Sie war in romantischer Weise stolz auf ihre Abstammung von den Stuarts.

Beweisen von der Verwandtschaft zwischen dem englischen und dem deutschen Volke.

In erster Reihe war die Königin Viktoria eine durchaus gute Frau, insofern als sie vom Anfang bis zum Ende ihres Lebens das vornehmste Beispiel häuslicher Tugend bot. Die Engländer legen den höchsten Wert gerade auf diese Eigenschaft; sie halten dafür, daß die Tugend im Hause beginnt, und daß, wenn hier etwas nicht in Ordnung ist, die betreffenden Menschen in keiner andern Lage ihres Lebens Vertrauen verdienen. Dieses Gefühl war in der großen Masse des englischen Volkes immer stark vorherrschend. Allerdings müssen wir uns betrübt eingestehen, daß es zur Zeit einiger Könige aus dem Hause Stuart in manchen Klassen beträchtlich vermindert war. Aber es ist in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das heißt während der Regierung der Königin Viktoria, immer mehr erstarkt. In früheren Zeiten bekleideten manche Männer hohe Stellen trotz großer Vergehen in ihrem häuslichen Leben. Aber in der gegenwärtigen Generation ist derlei unmöglich geworden; es ist heute sehr schwer für jemand, über dessen Häuslichkeit nur der geringste Schatten fällt, ins Parlament gewählt zu werden oder seinen Sitz zu behalten. Mehr als eine parlamentarische Carriere ist aus diesem Grunde vernichtet worden. Diese sichtliche Besserung des öffentlichen Bewußtseins ist zweifellos aus verschiedenen Ursachen erwachsen, aber eine der Hauptursachen war der Einfluß der Königin Viktoria und ihres Hofes — worunter wir die nähere und weitere Umgebung der Königin und die Beamten des königlichen Haushalts verstehen, abgesehen von den Mitgliedern der königlichen Familie. Sicherlich entstehen noch immer öffentliche Skandale der peinlichsten Art in den höhern und mittlern Klassen Englands, wie wohl in andern Ländern auch, aber das englische Volk als solches blickt auf derlei mit Schrecken und Abscheu. Diejenigen, die an solchen Vorfällen beteiligt sind, stellen sich wohl nicht vor, welchen Widerwillen sie in der großen Menge ihrer Landsleute erwecken. Die politische Autorität der englischen Krone mag heute geringer sein als zu früherer Zeit; aber die moralische und soziale Autorität besteht nach wie vor, und der Einfluß des Souveräns als Haupt der Gesellschaft ist unermeßlich. Die Engländer sind sehr dankbar, wenn dieser Einfluß im guten Sinne, und sind höchst entsetzt, wenn er in schlechtem Sinne angewendet wird. Sie gedenken zum Beispiel dessen, daß Georg III., der ein Engländer germanischen Ursprungs war, ein tadelloses Privatleben führte, so unzulänglich er auch in politischer Beziehung gewesen sein mag. Viele vergeben selbst Karl I. seine politischen Fehler, weil sein häusliches Leben ein tugendhaftes war. Aber sie denken daran, daß Georg IV. in dieser Hinsicht von seiner Jugend bis fast zu seinem Tode sehr schlecht, und noch mehr, daß Karl II. in dieser Beziehung entsetzlich war. Diese Erinnerungen leben im Volke fort, während fast alles andre vergessen ist. Es ist traurig, daß Karl II. und Georg IV. ein so schlechtes Andenken bei einem Volke wie das englische hinterlassen haben. Die Versuchungen, denen die Regenten in allen Ländern ausgesetzt sind, werden mit Recht gefürchtet, und sie bilden in den Augen der Engländer einen unvermeidlichen Nachteil der

monarchischen Institution. Gleichwohl hängen sie fest an der konstitutionellen Monarchie als einem Symbol nationaler und politischer Einheit. Es liegt ihnen aber infolgedessen auch ungemein viel daran, daß das Monarchentum von Tugend umgeben sei, welche nach den Worten des Dichters „der göttliche Schein ist, der den König umstrahlt“. In diesem wesentlichsten Punkte nun hat Königin Viktoria ihrem Volke die höchste Befriedigung gewährt, denn sie war nicht nur selbst tugendhaft, sondern leitete und zwang auch andre zur Tugend, soweit ihr gewaltiger Einfluß reichte. Außerdem wußte man, daß diese Tugend in Religiösität wurzelte, in einem von allem Fanatismus und aller Klügelei freien, einfach gläubigen Christentum.

Ferner war die verstorbene Königin nach den Worten des großen Romanciers „menschlich im hohen Grade“. Es ist hierbei wohl zu unterscheiden zwischen „menschlich“ und „human“.[1]) Unter human verstehen wir jene Seelenbeschaffenheit, die bestrebt ist, andern Leiden zu ersparen, oder sie zu erleichtern, wenn sie unvermeidlich sind. Die Königin war natürlich auch das, aber sie war viel mehr als das, denn sie war „menschlich“. Das heißt, sie besaß eine außerordentliche Gabe, sich in die Seelen, in die Gefühle und Gedanken, in die Freuden und Leiden aller ihrer Unterthanen, Männer und Frauen, in der ganzen Welt, hineinzudenken. Ihre Fähigkeit, mitzufühlen, war grenzenlos, und da sie eine thatbereite Natur war und über eine in ihrer Einfachheit kraftvolle, zu Herzen gehende Sprache gebot, so verstand sie es, ihrem Mitgefühl den Ausdruck zu geben, der der Gelegenheit angemessen war. Sie besaß etwas von der Gabe, die Shakespeare im höchsten Grade eigen war: die Wege zu kennen, die zu den Herzen der Engländer führen. Wenn irgend ein Christ je den Grundsatz der Bibel befolgte, mit den Weinenden zu weinen, so war sie es. Auf einem so thaterfüllten Gebiete wie das britische Reich sind schreckliche Unglücksfälle so häufig als nur irgendwo. Bei jedem solchen Unglücksfall, zu Wasser und zu Land, auf dem Schlachtfeld oder auf dem Meere, auf der Erde oder unter der Erde, in Fabrik oder Werkstatt, auf der Reise oder am häuslichen Herde, kam eine Botschaft der Königin, so rasch als der Telegraph sie herbeibringen konnte. Sie mußte sich stündlich über alle Ereignisse in ihrem großen Reiche auf dem Laufenden gehalten haben. So sehr sie zweifellos mit Arbeit überhäuft war, unterbrach sie ihre Beschäftigung augenblicklich, um ein teilnehmendes Telegramm abzusenden. Aus einem Studium ihrer Depeschen könnte man eine Geschichte aller schrecklichen Unglücksfälle ziehen, die sich im britischen Reiche seit einem halben Jahrhundert ereignet haben. Und ebenso würde eine Liste ihrer telegraphischen Botschaften an Witwen eine Liste fast aller hervorragenden Namen geben, deren Träger während ihrer Regierungszeit gestorben sind. Es ist unmöglich, darzulegen, welchen Eindruck dieses durch zwei volle Menschenalter gewissenhaft befolgte warmherzige

[1]) Diese Unterscheidung, im Englischen durch die Aehnlichkeit der Wörter „human“ und „humane“ bedingt, ist im Deutschen natürlich überflüssig, kann aber um des Zusammenhangs willen nicht gut weggelassen werden. Anmerkung des Uebersetzers.

Verfahren auf die Gemüter der Engländer aller Klassen machte. Es hatte zur Folge, daß alle Frauen ihres Reiches sie als ihre Mutter verehrten. Es veranlaßte den demokratischen Redner John Bright zu einem Ausspruch, den die Geschichte bewahren wird. In einer Versammlung hatte ein Redner die lange Dauer der Hoftrauer um den Prinzen Albert bemängelt, da sie vielen Interessen abträglich sei; worauf Bright erwiderte: „Eine Frau, die einen Kummer wie diesen in ihrem Herzen bewahrt, wird sicherlich allen Menschen Mitgefühl entgegenbringen.“

Kraft dieser Seeleneigenschaft des Mitgefühls gelangte sie schließlich dazu, die Gefühle fast aller Klassen ihres Volkes zu kennen, und sie konnte die Richtung der öffentlichen Meinung mit größerer Genauigkeit voraussehen als irgend ein Mensch in ihrem Reiche. Sie konnte ihren Ministern stets vorhersagen, was das Volk über irgend eine Maßregel denken, wie es über diesen oder jenen Schritt urteilen würde. Eine der notwendigsten Eigenschaften eines britischen Staatsmannes ist die richtige Schätzung der öffentlichen Meinung, der höchsten Richterin über alle britischen Dinge. Auf diesem hochwichtigen Gebiete geschehen jedoch Fehler sehr leicht, und auch die tüchtigsten Politiker ermangeln in diesem Punkte sehr oft der Voraussicht. Aber die Königin besaß hierin ein sicheres Gefühl, welches sie kaum je im Stiche ließ. Während der letzten Periode, oder sagen wir während der zweiten Hälfte ihrer Regierung kam ihr kein Mensch im ganzen Reiche in dieser Hinsicht gleich. Und das Volk wußte das.

Eine andre Eigenschaft, welche die Königin in der Schätzung ihres Volkes auszeichnete, war ihr Patriotismus. Soweit die innere Politik in Betracht kommt, wird allerdings von allen Angehörigen aller Parteien mit Recht vorausgesetzt, daß sie patriotisch sind. Was aber die auswärtige Politik anlangt, die Politik des Mutterlandes gegenüber den Europamächten und nicht minder die große Reichspolitik, die unsre Kolonien und unsre überseeischen Interessensphären umfaßt, so giebt es und wird es immer geben zwei grundsätzlich verschiedene Richtungen. Von diesen ist die eine retardierend, zurückhaltend, und sie wird von den Anhängern der andern Richtung, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, im gewissen Sinne für unpatriotisch gehalten. So viel ist unleugbar, daß die Richtung, welche für ein weises und sicheres Vordringen ist, unaufhaltsam an Boden gewinnt, und daß die große Majorität der Nation diese als eine patriotische ansieht. In diesem Sinne nun war die Königin höchst patriotisch, selbstverständlich ohne jede Pose, aber unendlich stolz auf ihr weltumfassendes Reich, außerordentlich darauf bedacht, seine Macht zu befestigen und seinen Einfluß zu erweitern. Das Volk erfreute sich an dem Bewußtsein, daß eine Frau auf dem Throne saß, die über jeden nationalen Erfolg von glühendem Enthusiasmus erfüllt war, deren Herz bei jedem Mißgeschick blutete, und die jeder Gefahr ohne Zittern ins Auge sah. Ihr Enthusiasmus war weder wortreich noch überschwenglich, sondern tiefinnerlich nach britischer Art, eine Weißglühhitze ohne Flamme.[1]) Als Beispiel, wie dankbar die Engländer in dieser Hinsicht sind,

[1]) Zur Illustration mag hier bemerkt werden, daß die Engländer der Königin Elisabeth, so populär sie ist, nicht den Ruhm des Patriotismus in diesem Sinne zusprechen. Ihre

mag die Art dienen, wie sie das Andenken Beaconsfields hochhalten. Er, der Lieblingsminister der Königin, starb im Jahre 1881. Seine Lieblingsblume war, wie allgemein bekannt, die Primel, und jedes Jahr an seinem Todestage wird seine Statue in Westminster mit Primeln geradezu überschüttet, so daß sie schon von weitem als gelbe Masse sichtbar ist. Tausende und Tausende bringen ihm ihre Huldigung in Gestalt dieser Blumen — und warum? Weil die Engländer von ihm glauben, daß er vor Patriotismus glühte, daß er unerschütterliche Zuversicht in die Zukunft Englands hatte und sein ganzes Leben dieser glorreichen Zukunft weihte. Dasselbe glauben die Engländer von seiner königlichen Herrin.

Ferner wußte das Volk, daß die Königin eine Frau von festen Grundsätzen in sittlicher, konstitutioneller, legaler und nationaler Beziehung war, und daß sie von diesen Grundsätzen nicht ohne langen Kampf abwich. Sie war sich ihrer Stellung und ihrer Pflichten als konstitutionelle Königin vollkommen bewußt. Sie folgte den Verhandlungen im Unterhaus mit dem lebhaftesten Interesse. Der Führer des Hauses, welcher Partei er auch angehörte, mußte ihr täglich einen schriftlichen Bericht geben über alles, was im Laufe des Tages gesagt und gethan worden. Wenn ihre Minister, die über das Vertrauen des Hauses geboten, eine gewisse Richtung der Gesetzgebung befürworteten, so mußte sie nachgeben, auch wenn sie nicht damit einverstanden war. Aber sie sagte ihnen offen und furchtlos ihre Meinung. Und sie mußten auf sie hören, nicht nur aus Pflicht, sondern auch aus wohlverstandenem Interesse, denn es gab niemand, der über eine so große und mannigfache Erfahrung gebot als sie, der so viel von Staatsgeschäften verstand, oder der in der Lage gewesen wäre, die Meinungen so vieler aufeinanderfolgender Staatsmänner zu hören und miteinander zu vergleichen. Die Engländer wissen sehr wohl, daß, wenn die Minister häufig wechseln und oft mit geringen oder mit gar keinen Vorkenntnissen in ihr hohes Amt eintreten, es permanente Abteilungschefs, Sekretäre giebt, die niemals wechseln, die die Traditonen ihres Departements aufrecht erhalten und dem neuen Minister mit ihrer Sachkenntnis zur Seite stehen. Und es wurde häufig gesagt, daß der beste aller permanenten Unterstaatssekretäre aller Departements die Königin selber war. Und sie war unabhängig von allen politischen Parteien. Eine der seltenen Gelegenheiten, da sie in offenkundigen Zwist mit einem Minister geriet, war, als Lord Palmerston ihr einmal Depeschenentwürfe nicht früh genug sandte, um ihr Zeit zu lassen, sie gehörig zu überdenken, ehe sie abgesandt wurden.

Indem das englische Volk die wertvollen königlichen Eigenschaften seiner Herrscherin nach Gebühr schätzte, kümmerte es sich um Einzelheiten und Nebendinge nicht weiter. Es werden ja wohl noch mancherlei Betrachtungen und

---

innere Politik frommte dem Lande, wie es damals war, und sie war tapfer, wenn es die Verteidigung des Vaterlandes galt. Aber ihre auswärtige Politik wird von gebildeten Engländern für schwächlich und unzulänglich gehalten, und was hierin Gutes geschah, thaten ihre Minister meist gegen ihren Willen.

Abhandlungen über den Charakter der großen Königin veröffentlicht werden. Diese mögen die Gebildeten interessieren oder unterhalten, aber sie werden das feststehende Urteil des Volkes nicht beeinflussen. Das Volk fragt nicht und denkt nicht darüber nach, ob die Königin eine geniale Frau war, ob sie historisches Wissen, große Allgemeinbildung, künstlerischen Geschmack besaß. Vielleicht legt es keinen Wert darauf; vielleicht denkt es, daß sie in ihrem arbeitsreichen Leben für derlei hübsche Dinge keine Zeit erübrigen konnte. Die Engländer wissen, daß sie einfache Tagebücher führen und bei denkwürdigen Gelegenheiten rührende weibliche Briefe an ihr Volk richten konnte; daß sie bei ihrem öffentlichen Auftreten sich leutselig und doch würdevoll bei vollkommener Selbstbeherrschung zeigte; daß sie unauffällig in ihrem Geschmack und einfach in ihren Gewohnheiten war und den Aufenthalt im Freien liebte, und daß sie, obgleich freigebig für mildthätige Zwecke und sehr auf Wahrung der äußeren Würde ihres Hofes bedacht, eine sparsame und genau rechnende Frau war, die für ihre Familie sorgte, wie jede andre gute englische Mutter, und die in der Führung ihrer eigenen und ihrer häuslichen Angelegenheiten ebenso gewissenhaft und energisch war wie als Regentin. Und dies, im Zusammenhalt mit ihrer Staatsklugheit, ihrer rastlosen und eifrigen Thätigkeit als konstitutionelle Herrscherin, genügte den Engländern vollauf. Wenn man von einem Genie des gesunden Verstandes sprechen kann, so besaß sie es, und das gerade war es, was das englische Volk an ihr liebte.

Sie hatte so außerordentliche Selbstbeherrschung und Seelenkraft bewiesen; sie besaß offenbar eine so gesunde Körperkonstitution, vereint mit großer geistiger und Nervenstärke; sie hatte ihr Leben mit jener Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit eingerichtet, die das Dasein verlängern — daß man allgemein erwartete, sie ein ungemein hohes Alter erreichen zu sehen. Aber wie die Welt nun weiß, kam das Ende unerwartet, und unwillkürlich fragt man sich nach der Ursache. War es Kummer oder Sorge um die Zukunft oder geistige Ueberanstrengung? Denn sicherlich war dem Tode keine Periode der Krankheit oder körperlichen Schwäche vorausgegangen. Obgleich eine den Freuden und Genüssen des Lebens zugeneigte Natur, war sie der Trauer leicht zugänglich und hatte vielen Kummer in ihrem Leben erfahren. Aber schließlich muß eine Frau, die viele Kinder, viele Schwiegersöhne und Schwiegertöchter und buchstäblich Dutzende von Enkeln hat, von manchem Verlust betroffen werden. Die meisten Mitglieder ihrer Familie waren jedoch noch am Leben, und zur Zeit ihres Todes besaß sie mehr direkte Nachkommen als irgend eine Frau in Europa. Ihr Los als Mutter war daher ein besseres als das mancher andern Mutter. Sodann war sie allerdings auch von zahllosen Sorgen und Kümmernissen belastet als Haupt eines Reiches, das mit allen Großmächten in stetem Wettkampfe liegt und das jederzeit an diesem oder jenem fernen Punkte der Welt Krieg führen muß. Aber im ganzen hatte sich das Reich während ihrer Regierungszeit eines Aufblühens und einer Entwicklung erfreut, derengleichen in der Geschichte kaum zu finden ist. Auch in diesem Betracht war ihr Los also glücklicher als das fast jedes andern Menschen.

Kummer allein tötet selten, und ihre Sorgen, die sie mit ihren Ministern und dem Parlamente teilte, hätten sie nicht überwältigen können. In Wirklichkeit ist sie an geistiger Ueberanstrengung gestorben. Sechzig Jahre der Arbeit und des Nachdenkens waren schließlich doch zu viel für eine Frau, trotz ihrer Pünktlichkeit, Ordentlichkeit und weisen Zeiteinteilung. Ihre Nervenkraft war gleich einem Faden, der durch Abnutzung immer dünner und dünner wurde, und der infolge zu starker Spannung endlich riß. Nach einigen Monaten angestrengter Thätigkeit, in denen sie sich geisteskräftiger als je erwiesen und sich weniger als je geschont hatte, begann sie im Herbst an nervöser Unruhe und selbst Schlaflosigkeit zu leiden. Obgleich sie gut aussah, fühlte sie sich nicht wohl, wie sie selbst sagte. Gleichwohl lag sie bis in den Winter hinein allen ihren Pflichten ob, wenn auch zweifellos mit ihrer zunehmenden körperlichen und geistigen Schwäche kämpfend. Dann brach sie plötzlich zusammen, und nach nur fünftägiger Krankheit starb sie ohne jeden Schmerz oder Kampf. Als Christen sind ihre Unterthanen des Glaubens, daß ihre Augen, als der Tod sie schloß, sich dem ewigen Glanze des himmlischen Lichtes geöffnet haben.



Werden die Fortschritte in der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen oder seltener machen?

Als infolge der Kundgebung des Zaren, die zur Haager Friedenskonferenz führte, die Wogen der Friedensbestrebungen hoch gingen und die Friedensfreunde das goldne Zeitalter gekommen glaubten, da wurde unter anderm auch die Behauptung aufgestellt, daß schon allein die gewaltigen Verbesserungen der modernen Waffen in den letzten Jahrzehnten den Frieden herbeiführen müßten. Die Verluste, die sie besonders im Angriff hervorrufen würden, seien so gewaltig, daß keine Regierung einen Krieg mehr wagen werde. Der russische Staatsrat Johann v. Bloch veröffentlichte ein gewaltiges Werk von sechs dicken Bänden, in denen das gesamte moderne Heerwesen besprochen wurde, vor allem waren alle neueren Waffen darin ausführlich erklärt und ihre Zerstörungskraft in den grausigsten Bildern vor Augen geführt. Das Endergebnis war, daß in einem modernen Kriege die Verluste derart sein würden, daß die Notwendigkeit für die Regierungen, Frieden zu halten, so zwingend sei, daß die Humanität ganz von selbst zu ihrem Rechte käme. Daß natürlich ein Krieg den wirtschaftlichen Ruin beider Kämpfer nach sich ziehen müsse, wurde ebenso sicher bewiesen, und es schien also kein Zweifel mehr, daß nun der ewige Friede gesichert sei.

Wie bitter wurde die Welt enttäuscht! Kaum waren die Friedensschalmeien verklungen, da begann der große Freiheitsstaat jenseits des Westens den Kampf um Kuba, der mit dem Zusammenbruch der spanischen Herrschaft endete. Die Vereinigten Staaten, die vordem nur ein bescheidenes Friedensheer und eine kleine Flotte für sich für nötig hielten, traten in die Reihe der großen Militärmächte, und kaum war wieder ein Jahr dahin, da brach ein zweiter Staat, der immer Freiheit und Humanität auf seinen Fahnen zu tragen vorgab, den Streit in Südafrika vom Zaune, der nun schon anderthalb Jahre währt. Gerade die Staaten, auf welche die Friedensfreunde ihre größten Hoffnungen gesetzt hatten, erwiesen sich als die schlechtesten Stützen. Für den Kenner der Geschichte bot sich allerdings nichts Neues. Das Inselreich hatte stets die Humanität im Munde geführt, aber für seine Zwecke wacker zu benutzen verstanden. Dafür nur ein Beispiel für viele. Als der große Seeheld Nelson in der Seeschlacht bei Kopenhagen am 2. April 1801 trotz aller Tapferkeit die tapfer bediente dänische Verteidigungslinie, deren schwimmende Batterien immer neue Bedienungsmannschaft vom Lande empfingen, wenn die alte kampfunfähig geworden war, nicht niederzukämpfen vermochte, da griff er zu einem andern Mittel, indem er einen Brief an den in Kopenhagen befindlichen dänischen Kronprinzen sandte, dessen Ueberschrift lautete: „An die Brüder der Engländer, die Dänen“, und worin es hieß: „Lord Nelson ist angewiesen, Dänemark zu schonen, wenn es keinen Widerstand mehr leistet. Wird aber das Feuer von Dänemark fortgesetzt, so wird Lord Nelson sich genötigt sehen, alle die schwimmenden Batterien, die er genommen hat (die er aber noch nicht hatte!), in Brand zu setzen, ohne das Leben der braven Dänen, die sich so tapfer verteidigt haben, retten zu können.“ Als dann der Kronprinz nähere Einzelheiten über die Einstellung der Feindseligkeiten verlangte, schrieb Nelson in einem zweiten Brief: „Lord Nelsons Zweck ist die Humanität. Die verwundeten Dänen auf den genommenen (?) Batterien erhielten die Hälfte der von Landbatterien (nämlich den dänischen) gefeuerten Kugeln. Deshalb ist er mit einer Einstellung der Feindseligkeiten einverstanden, bis er die Gefangenen von diesen wegnehmen kann.“ Dann schickte Nelson den Ueberbringer der Antwort zu dem vier Seemeilen von ihm entfernt befindlichen Oberbefehlshaber der englischen Flotte, Lord Parker und benutzte diese Zeit der Waffenruhe, seine zerschossenen Schiffe an dem dänischen Fort Trekroner vorüber aus dem Gefecht in Sicherheit zu bringen. Diese geschichtliche Thatsache ist bezeichnend für englische Anschauungen, und bei den Vorgängen im Burenkriege fielen ja dieselben Aeußerungen der Humanität und der Bereitwilligkeit zur Schonung, wenn der Gegner keinen Widerstand mehr leisten will.

Wir kehren zu unserm Thema zurück. Da von dem Humanitätsgefühl früher nichts zu erwarten war und es auch in Zukunft nicht anders sein wird, so bliebe also nur die Furcht der Regierungen, die Verluste infolge der modernen Waffenwirkung möchten so riesenhaft sein, daß sie unter allen Umständen den Krieg vermeiden müßten. Hier handelt es sich also um die Beantwortung der Frage: Werden die Verluste in Zukunft in einem großen Kriege, in dem beide Gegner

mit gleichwertigen Waffen kämpfen, wirklich so groß, wie es heute vielfach angenommen wird? Der Theorie nach müßte es wohl so sein, denn wenn man die Ergebnisse der Schießplätze liest, so werden ja alle Schützen auf unendliche Entfernungen durch die modernen Waffen außer Gefecht gesetzt; aber auf den Schießplätzen schießt auch niemand wieder, Entfernungen und sonstige Verhältnisse sind meist bekannt, es fehlt alles, was das Schießen in Wirklichkeit erschwert, das moralische Element und die hundert unwägbaren und unberechenbaren Einflüsse des Kampfes. So wird also auch hier viel Wasser in den Wein gegossen werden und der Vers des alten Soldatenliedes aus „Fridericus rex" in Geltung bleiben: „Jede Kugel, die trifft ja nicht, denn träf' jede Kugel apart ihren Mann, wo kriegte der König Soldaten dann?"

Auch das Zündnadelgewehr war seinerzeit doch eine recht achtbare Waffe, und unsre Gegner haben unsern Sieg 1866 häufig dieser Waffe zugeschrieben. Das Chassepotgewehr war noch erheblich besser und hat trotzdem seinen Trägern den Sieg nicht zu geben vermocht, ein Zeichen, daß Waffen allein den Erfolg nicht verbürgen. Und wenn man Chassepot und Zündnadel mit dem alten Feuersteingewehr Friedrichs des Großen vergleicht, dann mag wohl dasselbe Verhältnis diesem gegenüber sein, wie es das kleinkalibrige Magazingewehr von heute im Vergleich zu Chassepot und Zündnadel besitzt. Auch mag das Verhältnis des heutigen Geschützes zu dem von 1870 ähnlich sein, wie das des letzteren zu dem Friedrichs des Großen. Und was sagen nun die Verlustziffern?

Nehmen wir die blutigsten Schlachten der fridericianischen Kriege, so finden wir bei Zorndorf 43 vom Hundert aller Kämpfer tot und verwundet, ebensoviel bei Kunersdorf. Die blutigste Schlacht der napoleonischen Kriege war Aspern mit 38 vom Hundert an Verlust, ihr folgt Borodino mit 25, Eylau und Waterloo mit 24, Leipzig und Inkerman mit 21 vom Hundert. Gehen wir zu 1866 über, so bietet die größte und blutigste Schlacht, die Entscheidungsschlacht von Königgrätz, nur $7\frac{1}{2}$ vom Hundert, trotz Zündnadel auf preußischer und vorzüglicher Artillerie auf österreichischer Seite. Der Krieg 1870 mit seiner so hoch gesteigerten Waffenwirkung giebt als höchsten Verlust 16 vom Hundert für die blutigste Schlacht, den furchtbaren Kampf von Mars-la-Tour, dann folgen Wörth mit $13\frac{1}{2}$, Sedan mit 12, Gravelotte mit 8 vom Hundert.

Diese Zahlen geben die Gesamtverluste für beide Teile zusammengerechnet. Der Verlust des einen Teils stellt sich natürlich meistens höher als der des andern. So erlitten die Deutschen für sich berechnet bei Mars la Tour nicht 16 sondern 22, die Franzosen dagegen bei Sedan nicht 12 sondern 19 vom Hundert Verlust, der andre Teil natürlich entsprechend weniger. Geht man noch mehr ins Einzelne, so kommen für einzelne Truppenteile in einigen Schlachten noch bedeutend höhere Ziffern heraus; so erlitt ein preußisches Regiment am 16. August sogar einen Verlust von 68 vom Hundert, bei Plewna eine russische Compagnie sogar 75 vom Hundert, obwohl der Durchschnittsverlust für die Russen hier nur 17, für beide Teile zusammen nur 14 vom Hundert war.

Was beweisen nun diese Zahlen? Ohne Zweifel doch ein beständiges Zurück-

gehen der Durchschnittsverluste, für die Gesamtzahl der Kämpfer berechnet. An Zorndorf und Kunersdorf mit ihren nahe an die Hälfte aller Kämpfer reichenden Verlusten kommt keine spätere Zeit wieder heran. Man hat wohl die Zuverlässigkeit der Angaben aus jener Zeit in Zweifel gezogen. Durchaus mit Unrecht, denn die Verlustlisten in den Kriegen Friedrichs des Großen wurden genau mit derselben peinlichen Genauigkeit aufgestellt wie in späteren Kriegen, und wir haben merkwürdigerweise für einzelne Truppenteile damals auch schon dieselben hohen Verlustziffern wie in den neuesten Kriegen. Es ist also in erster Linie ein dauerndes Zurückgehen der Gesamtverluste von den Tagen Friedrichs des Großen bis zu unsrer Zeit, und zwar merkwürdigerweise mit der Verbesserung der Waffen fast gleichen Schritt haltend. Dem muß ohne Zweifel ein inneres Gesetz zu Grunde liegen, und es ist nicht anzunehmen, daß die Waffenverbesserungen unsrer Tage, so groß sie auch, für sich allein betrachtet, sein mögen, hieran etwas geändert haben. Die Verlustangaben aus dem Transvaalkriege sind zu ungenau, um hieraus mit Sicherheit etwas entnehmen zu können. Bei den Buren fehlen sie meist ganz, und bei den Engländern sind sie unzuverlässig. So viel aber läßt sich auch schon entnehmen, daß die von den Engländern an ihre Waffen und Geschosse — vor allem die vielgenannten Lydditgeschosse — geknüpften Erwartungen sich nicht erfüllt haben. An einzelnen Stellen sind die Verluste groß gewesen, in der Gesamtheit haben sie die von 1870 lange nicht erreicht, auch dort, wo die Engländer in unzweckmäßigster Weise im Angriff vorgingen.

Worin vermögen wir nun aber einen Grund für die dauernde Abnahme der Gesamtverluste zu erkennen? In der Hauptsache in der gegen früher veränderten Kampfweise. Zur Zeit Friedrichs des Großen rückten die Heere möglichst nahe aneinander heran, ehe das Feuer begann, auf zweihundert Meter, hundert Meter und oft noch näher. Friedrich der Große verlangte, daß die Bataillone auf zwanzig Schritt Entfernung vom Feinde ihm eine „tüchtige Salve in die Nase geben sollten“ und dann mit dem Bajonett einbrechen. Es ist klar, daß eine solche Kampfweise trotz der Mangelhaftigkeit des damaligen Feuergewehrs sehr blutig sein mußte. Es kam oft zum erbitterten Handgemenge, ein abgeschlagener Angriff und die Verfolgung eines geworfenen Feindes mußten ungeheure Verluste nach sich ziehen. Dies änderte sich wohl zum Teil in der napoleonischen Taktik, wo das Tirailleurgefecht anfing, eine Rolle zu spielen, allein in der Hauptsache handelte es sich in den Schlachten jener Zeit doch auch immer noch um Nahkämpfe großer Massen. Je größer die Tragweite der Gewehre und Geschütze wurde, desto größer wurde auch die Entfernung, auf der sich das entscheidende Gefecht abspielte. Wo die Oesterreicher die weiterreichende Wirkung des Zündnadelgewehrs durch mutvolles Vorgehen mit der blanken Waffe in nächste Nähe zu überwinden suchten, waren ihre Verluste enorm. Aehnliches wiederholte sich für die Deutschen im französischen Kriege gegenüber dem Chassepot. Im allgemeinen aber fing man an, die Entscheidung im Kampfe entsprechend den weitreichenden Waffen auf weiteren Entfernungen zu suchen, ein Bestreben, das sich seitdem

immer stärker ausgebildet hat und heute als Grundsatz für die Führung des Kampfes gilt.

Es treten also die Hauptverluste auf weiteren Entfernungen ein und sind trotz der Verbesserung der Feuerwaffen nicht mehr so hoch wie früher. Derjenige, der trotz der Verluste im Angriff weiter schreitet, findet schließlich den Gegner nicht mehr in der Verfassung, hartnäckigen Widerstand zu leisten, kann der Angreifer aber den Angriff nicht fortsetzen, so hat er die Möglichkeit, sich dem früher so wirksamen Verfolgungsfeuer nach abgeschlagenem Angriff unter geringeren Verlusten zu entziehen, als dies früher möglich war.

So wird man auch für die großen Kriege der Zukunft nicht annehmen können, daß die Gesamtverluste der Schlachten im Verhältnis zur Zahl der Kämpfer höher werden als früher, trotz der so hoch gesteigerten Waffenwirkung. Dabei ist es natürlich wahrscheinlich, daß an einzelnen Orten und in gewissen Zeitpunkten die Verluste sehr hoch werden können, doch das war früher ebenfalls schon, wie wir gesehen haben. Daß natürlich in Zukunft ein Heer von einer Million Streiter absolut mehr Verluste haben wird als früher eine halbe Million, ist selbstverständlich. Glauben wir aber, in Zukunft nicht auf eine im Verhältnis erhöhte Verlustziffer rechnen zu müssen, um so mehr, da die gegen früher gesteigerte Benutzung von Deckungen hinzutritt, so würde dieser Grund fortfallen, um bei den Regierenden und Regierten den Entschluß zu einem Kriege schwerer zu machen als früher.

Dazu tritt nun noch ein gewichtiger Umstand. Wir haben nämlich bisher nur von den Verlusten gesprochen, die durch gesteigerte Waffenwirkung zu erwarten wären. Nun aber sind in fast allen Kriegen — die Ausnahmen werden wir sehen — die Verluste, welche die Heere an Krankheiten erlitten haben, stets erheblich größer gewesen als die durch Geschosse verursachten. Aus den älteren Kriegen fehlen uns hierüber sichere Nachrichten. Daß sie dort aber geringer gewesen sein sollten, ist schon wegen des mangelnden Sanitätsdienstes bei den Truppen nicht anzunehmen. Vom Heere Friedrichs des Großen wissen wir zum Beispiel, daß im Winter 1757/58 wenigstens 20000 Mann in den Lazaretten lagen. In Danzig starben im Jahre 1813 allein zwei Drittel der französischen Besatzung und ein Drittel der Bevölkerung am Typhus, in Torgau vom 1. September 1813 bis zum 13. Januar 1814 an derselben Krankheit rund 29000 Mann, und das sind nur kleine Episoden in dem großen Völkerkampfe. Am schlimmsten wüteten die Krankheiten im Krimkriege. Hier erlagen von 152000 Franzosen nur 16230 ihren Wunden, dagegen 52000, also dreimal so viel und mehr als ein Drittel des Heeres den Krankheiten. Noch größer waren die englischen Verluste an Krankheiten. Aehnlich waren die Verluste im italienischen Kriege von 1859. Selbst im Kriege von 1866 fielen in der preußischen Armee, trotz der guten Sanitätseinrichtungen, noch 59,1 vom Hundert aller Toten Krankheiten zum Opfer. Einzig und allein der Krieg von 1870 weist hier einen Fortschritt auf, denn hier betrug die Verlustziffer an Krankheiten nur 28,95 vom Hundert aller Todesfälle. Wenn auch den vorzüglichen Maßnahmen und dem gut

geordneten Lazarettwesen hiervon das meiste Verdienst zu gute kommt, so wäre es doch verfrüht, daraus den Schluß zu ziehen, daß nun in Zukunft dies günstige Verhältnis anhalten müsse. Der Krieg in China, wo es gelungen ist, die Zahl der Verluste an Krankheiten auf ein sehr geringes Maß herunterzudrücken, kann nicht zum Beweise dienen, denn erstens ist hier die Zahl der Kämpfer eine sehr kleine, und dann kämpfen hier die im kräftigsten Alter stehenden und aus einer großen Zahl sich Meldender als besonders tauglich Ausgesuchten. Der Feldzug der Engländer in Transvaal aber zeigt, bis zu welcher Höhe die Verluste an Krankheiten in Kriegen größerer Massen ansteigen können, und man wird daher auch in Zukunft auf bessere Verhältnisse als 1870 bei der immer mehr zunehmenden Zahl der Streiter nicht rechnen dürfen, da mit der Zahl auch die Gefahr für den Ausbruch epidemischer Krankheiten wächst. Selbst bei den günstigsten Verhältnissen hat man in einem großen Kriege darauf zu rechnen, daß die Zahl der den Krankheiten zum Opfer Fallenden nicht geringer sein wird als die der Waffenwirkung Erliegenden.

Wir kommen somit zu dem Ergebnis, daß, wenn man sich vor Opfern im Kriege scheut, man mehr die Krankheiten wie die Waffen zu fürchten hat, und da, wie wir gesehen, die Verluste im Verhältnis zur Zahl der Kämpfer durch die gesteigerte Waffenwirkung in Zukunft voraussichtlich nicht höher, sondern eher geringer sein werden als früher, so ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß die Völker für die Verteidigung ihrer höchsten Interessen nicht auch in Zukunft wie bisher mit dem Blut ihrer Söhne einzutreten bereit sein werden.

Das Juniheft dieser Zeitschrift brachte einen Artikel des oben schon erwähnten Johann v. Bloch, in dem er „die Lehren des Transvaalkrieges für Deutschland" zu ziehen sucht und darin zu dem Endergebnis kommt, daß große europäische Kriege wie 1870 in Zukunft eine „Absurdität" seien, daß „ein entscheidender Erfolg zwischen Großstaaten durch die Waffen unter den gegenwärtigen Bedingungen des Krieges einfach nicht mehr möglich ist." Eine Widerlegung der zahlreich darin enthaltenen Trugschlüsse wird wohl über kurz oder lang zu erwarten sein, würde auch über den Rahmen dieser Untersuchung hinausgehen. Uns interessiert hier nur die Ueberschätzung der Wirkung der neuen Waffen, der wir hier begegnen, und die auch einen Grund für die Unmöglichkeit künftiger Entscheidungskriege der Großstaaten abgeben soll.

Zunächst soll ein Angriff „selbst bei einer großen Ueberlegenheit der Streitkräfte fast völlig unmöglich" geworden sein (S. 264). Daß jede Verbesserung der Waffen zunächst bis zu einem gewissen Grade der Verteidigung zu gute kommt, ist sicher, aber die Waffen bilden doch nur immer ein Mittel der Entscheidung, und es ist eine alte Erfahrung, daß die jedesmal nach Vervollkommnung der Waffen von der Einführung des Hinterladers an prophezeite Stärkung der Defensive durch die darauffolgenden kriegerischen Vorgänge widerlegt ist. Daran ändern auch die Erfahrungen des Transvaalkrieges nichts. Die unzweckmäßigen Angriffe der Engländer in ihren verschiedenen Angriffsschlachten wird sich niemand zum Vorbild nehmen, und das Fiasko, was sie dort erlitten haben, ist ihnen

gerade von Fachleuten, die ihre Taktik kannten, jahrelang vorher prophezeit. Endgültige taktische Folgerungen aber jetzt schon aus dem Transvaalkriege ziehen zu wollen, ist verfrüht, da die oberflächlichen Berichte hierzu noch lange nicht ausreichen.

Eine weitere Folgerung, die Johann v. Bloch zieht, ist die, daß der dort nun sich fortziehende Guerillakrieg, auf europäische Verhältnisse angewandt, eine Entscheidung unmöglich machen würde. Der französische Franctireurkrieg hat 1870 die Entscheidung auch nicht unmöglich gemacht. Die Verbesserung der Waffen kann hieran auch nicht viel ändern, und die Hauptsache, daß ein ganzes großes Kulturvolk, wie etwa die Franzosen, in Zukunft einen Guerillakrieg führen könnte, halten wir für unmöglich. Das ist der Unterschied zwischen den einfacheren Verhältnissen Transvaals und den hochentwickelten Kulturverhältnissen Europas, wo ein ganzes Volk nicht dauernd die Lasten, Entbehrungen und Opfer eines solchen Krieges mehr zu tragen vermag. Das Friedensbedürfnis wird schließlich so stark, daß es alles überwiegt, dafür bietet ja gerade der nur durch Anwendung äußerster Gewalt so lange fortgesetzte Widerstand der französischen Republik 1870/71 das lehrreichste Beispiel, nicht minder auch das immer mehr hervortretende Friedensbedürfnis Englands, obwohl es sich hier zunächst nur um hohe pekuniäre Lasten ohne die Greuel eines im eignen Lande wütenden Guerillakrieges handelt.

Für den vorurteilsfreien Betrachter ergiebt sich aus dem Transvaalkriege bisher nur *eine* Lehre mit Sicherheit: Die gänzliche Ungeeignetheit des militärischen Systems Englands, die ihm aber von militärischen Autoritäten gerade für den Fall einer ernsthaften Probe seit Jahrzehnten vorausgesagt ist. Wenn Bloch aber in einer gänzlichen Verkennung des Unterschiedes der englischen mit der deutschen Armee das Urteil fällt: „Das Pochen auf den Drill, wie er in der deutschen Armee üblich ist, wird hinfällig“ (S. 278), so möge ihm gesagt sein, daß noch etwas andres der deutschen Armee Leben verleiht, nämlich die *Erziehung*, die in der englischen Armee nicht vorhanden ist. Als einst ein österreichischer Erzherzog eine kleine Broschüre geschrieben hatte, betitelt: „Drill oder Erziehung?“ und diese dem großen Kaiser Wilhelm vorgelegt wurde, da strich er nur das Wort „oder“ aus und schrieb dafür hin „und“. Dieser Drill *und* Erziehung haben aber unser Heer und Vaterland groß gemacht und sich auch jetzt bei der Probe in China glänzend bewährt. Sie werden auch in Zukunft — wenn es erforderlich wird — stärkere Proben rühmlich bestehen.

Ein alter Offizier.



Café Glücksfall.

Von

Georg Freiherr v. Ompteda.

Das Haus stand ganz verlassen in einer kleinen Senkung mitten in dem Hügellande. Es war von Waldparzellen umgeben, die sich über die sanftgerundeten kleinen Berge hinzogen in Schachbrettform abwechselnd mit Feldern.

Von weitem konnte man das Haus nicht sehen, es lag versteckt. Eine Straße führte daran nicht vorbei. Die beiden Hauptchausseen, die den Verkehr vermittelten, liefen rechts und links etwa zehn Minuten entfernt hin, trennten sich vorher und machten einen Bogen, als wären sie geradezu bestrebt, dem Haus auszuweichen.

So konnte eigentlich niemand etwas davon ahnen, daß es hier in der Senkung lag.

Ich kam durch Zufall nur hin und war ganz erstaunt, als es mit einem Male vor mir auftauchte; ein regelmäßiger Kasten, nach allen Seiten gleichmäßig viel, nämlich nur drei Fenster, ein ganz regelmäßiges Schieferdach darauf, das in einer Spitze endigte.

Hätte wenigstens eine hohe Fahnenstange darauf gestanden, so hätte man sie möglicherweise von der Straße aus über die Hügel wehen sehen können.

Aber es schien dem Besitzer nichts daran zu liegen, daß man auf ihn aufmerksam ward.

Um so mehr war ich erstaunt, an dem bescheidenen, nüchternen Kasten die Inschrift zu lesen:

„Café Glücksfall“.

Das hemmte unwillkürlich meinen Schritt. Seltsamer Name. War es eine Anspielung, daß man es nur durch einen Zufall finden könnte, daß nur durch Glücksfall sich ein Gast hierher verirrte?

Kurz, die seltsame Bezeichnung brachte mich dazu, obgleich ich weder Durst noch Hunger hatte, etwas zu mir zu nehmen. Ich trat ein.

So mochte es manchem Vorüberkommenden auch gegangen sein.

Ich trat in die Wirtsstube links zu ebener Erde; ein kleiner einfacher Raum mit einem Tisch als Büffett in der Ecke, über das der Bierhahn emporragte. An der Wand stand ein Schrank mit wenigem groben Porzellan, gegenüber hing ein Brett mit Stäben bespickt wie ein Igel, der die Borsten sträubt, worauf eine Reihe von Biergläsern steckte.

Ich setzte mich an einen sauberen mit Wachstuchdecke überspannten Tisch und wartete. Niemand erschien. Ich wollte mit dem Stock aufklopfen und das übliche „Wirtschaft!“ rufen, aber ich weiß nicht, warum ich es unterließ. Es war so still und einsam im Haus, daß ich keinen Lärm machen mochte.

Ich stand also auf und öffnete eine Thür. Eine saubere Küche mit winzigem Herd lag daneben. Alles war aufgewischt, in Ordnung gebracht, aber niemand da. Nur die Wanduhr tickte in der Stille, und weißer Sand knirschte unter meinen Füßen.

Ich ging nach der andern Seite des Hausflurs. Die Thür gegenüber war verschlossen. Und da ich niemand fand, verließ ich wieder das Häuschen und schritt um das kleine Gebäude herum.

An der Seite lag ein Hühnerstall; ohne Leben: die Tiere schienen ihren Nachmittagsschlaf zu halten. Ein kleiner Garten mit etwas gebrechlichem Zaun stieß hinten an das Haus, ganz regelmäßig, ein Weg in der Mitte, rechts und links Beete mit Blumenkohl, Kohlrabi, ein wenig Kartoffeln, Sellerie, Spinat — kurz, von allem etwas und von allem sehr wenig.

In der Ecke war eine kleine Laube gebaut. An der einen Seite rankte sich Wein empor, Geißblatt an der andern. Das wuchs oben ineinander und bildete ein dichtes Blätterdach.

Ich sah in die Laube hinein. Dort saß niemand. Und nachdem ich nun meinen Rundgang um das Häuschen beendet, das wie schlafend in der Sonnenhitze dalag, wollte ich schon weitergehen, als abermals mein Auge auf der dürftigen in ungeschickten Buchstaben hingesetzten Inschrift haften blieb: Café Glücksfall. Und da entdeckte ich hinter einem der kleinen Fenster des ersten Stockes ein Gesicht. Ich rief also:

„Ist hier jemand?“

Das Gesicht verschwand, ich hörte auf der Treppe gehen, und eine schlanke, blonde junge Frau erschien, sauber gekleidet, eine weiße Schürze umgebunden. Ich trat ein, ging in die Wirtsstube, und da Café die Ueberschrift war, bestellte ich mir eine Tasse. Doch die Wirtin machte ein verlegenes Gesicht:

„Es wird wohl eine Weile dauern. Das Feuer ist ausgegangen.“

Ich fragte also nach einem Glas Kapwein, Madeira, Cherry oder ähnlichem.

Die junge Frau wurde verlegen und bot mir schließlich einen Schnaps an oder ein Glas Bier.

Ich ließ mir einen Kornbranntwein geben, denn auch die Auswahl schien nicht groß zu sein.

Während ich am Tisch saß, blieb die Wirtin hinter dem Büffett stehen, holte aus einem Fach einen angefangenen Strumpf und begann zu stricken.

Die Nadeln klapperten. Kein Laut war sonst in der tiefen Nachmittagsstille in der abgelegenen Einsamkeit des Café Glücksfall zu hören.

Der Name erschien mir immer eigentümlicher, und ich begann zu fragen:

„Hat das Haus immer so geheißen?“

„Wie denn?“

„Nun — Café Glücksfall.“

Die Frau hörte auf zu stricken, lächelte und meinte:

„Nein, das hat mein Mann erst so genannt.“

„So. Erst neuerdings?“

„Vor sechs Jahren."

Ich sagte etwas, daß der Name eigentümlich wäre. Aber mein Ton war nicht spöttisch. Da trat die Frau hinter dem Büffett hervor, kam an den Tisch heran, blieb auf der andern Seite stehen und sagte:

„Mein Mann hat gemeint, das paßt in jeder Beziehung. Es wär' ein Glücksfall, daß wir dieses Haus gefunden hätten. Es ist ein Glücksfall, wenn sich einmal ein Gast zu uns verirrt. Wissen Sie, ich wollte zuerst, wie wir heirateten, es sollte Hotel heißen. So im Anfang da hat man noch große Rosinen im Kopf, wie man sagt. Aber mein Mann war dagegen, denn er meinte, wir nähmen doch gar keine Gäste auf über Nacht. Und Restaurant hätte auch nicht gepaßt; warme Speisen giebt's bei uns nicht, Vorräte an Fleisch oder dergleichen können wir nicht halten. Da hat mein Mann gemeint, wir nennen es einfach Café Glücksfall."

Die Frau hatte immer lächelnd, mit leiser Stimme gesprochen, und in ihrer Art klang etwas wie getäuschte Erwartung und doch Ergebung in das Schicksal, daß ich unwillkürlich Interesse daran gewann. Es mußten eigne Leute sein, die hier wohnten.

Ich ließ die Wirtin also nicht den schon begonnenen Rückweg hinter das Büffett weiter zurücklegen, sondern setzte meine Unterhaltung fort.

Und die Frau gab so nett Auskunft, zierte sich nicht im geringsten, daß ich schließlich fragte, wirklich aus Interesse nicht aus Neugierde, worüber man sich sonst bei flüchtiger Bekanntschaft doch nicht Auskunft erbittet: ob das Geschäft denn ginge, da doch, wie gesagt, es nur ein Glücksfall wäre, wenn sie einen Gast bekämen.

Sie faltete die Hände:

„Du mein Gott, mein Mann ist zufrieden. Wissen Sie, bei der Lage ist doch gar nicht zu erwarten, daß man große Geschäfte macht. Ich glaube, die meisten Menschen ahnen gar nicht, daß wir hier sind."

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Ich zahlte, und während wir noch ein paar Worte wechselten, ging ich vor das Haus.

Der kleine einsame Fleck gefiel mir. Er lag so weltabgeschieden, ein Idyll. Rundum Wiese, Wald und Feld, und Feld und Wald und Wiese, kein Haus, kein Hof, kein Dorf schien weit und breit zu sein: eigentlich mehr ein Ort für einen Einsiedler denn für ein Wirtshaus.

Und ich sagte, indem ich mich umblickte an dem wunderbar warmen hellen Sommernachmittag und indem ich den Tannenduft einsog:

„Schön ist's bei Ihnen. Aber mehr Menschen müßten das wissen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Was — Sie wollen es nicht? Dann ginge aber doch das Geschäft gut."

„Daran liegt meinem Mann nichts, und hier ist doch nichts zu machen!"

„Aber reden Sie doch nicht so. Ich wüßte schon ein Mittel. Sie müßten an der Chaussee einen Wegweiser anbringen, das kostet nicht viel, und da schreiben Sie darauf: ‚Café Glücksfall 10 Minuten'. Und an der andern Chaussee drüben

ein Zeiger nach der andern Seite: ‚Café Glücksfall 10 Minuten‘. Denn sie liegen doch etwa in der Mitte.“

Sie hob abwehrend die Hand mit dem Strumpf:

„Um Gottes willen! Das ist nur weggeworfenes Geld. Das liest ja doch niemand, da auf der Landstraße!“

Mir machte die Geschichte Spaß. Es war mir, als müsse ich förmlich das Geschäft gründen und in Gang bringen. Und so schlug ich denn vor:

„Sie legen sich mehr Vorräte hin, ein paar gute Fässer in den Keller, dann stellen Sie rundherum an hübschen Stellen im Wald, ganz billig für den Anfang, ein paar Bänke auf. Sehen Sie mal dort drüben unter der großen Kieferngruppe, — Herrgott! da scheint mir ja ein kleiner Teich zu sein — da 'ne Bank hin, dann oben auf die Höhe, wo man doch gewiß bis auf die Chaussee sehen kann, dorthin eine Stange und eine Fahne. Und dann den einzelnen Punkten hübsche Namen geben: ‚Elisenruhe‘ — ‚Marienrast‘ — ‚Waldfrieden‘. Na, wenn Sie Rat brauchen, ich sage Ihnen, ich habe genug Phantasie, ich nenne Ihnen für jeden Baum einen Namen.“

Die Frau hatte nur gelacht, wie ich ihr das alles erzählte. Aber sie ward mitteilsamer jetzt, und ich erfuhr ihre Geschichte.

Sie hatte dem Mann, als sie heirateten, ein kleines Kapital mitgebracht, und er, der vom Land war, hatte die Absicht gehabt, sich irgendwo anzukaufen. Da war ihnen dies einsame Haus angeboten worden mit etwas Wald und ein paar Wiesen dabei. Ein winziges Häuschen, aber für sie gerade gut. Und der lächerlich billige Preis hatte ihn verlockt, es zu erwerben.

Der Mann, der es gebaut, mochte ein Sonderling gewesen sein. Er hatte es absichtlich in diese Einsamkeit gesetzt, aber es schließlich doch satt bekommen. Nun lag es hier für jeden, der es angesehen, zu einsam, für eine Wirtschaft zu klein, denn Stall und Nebengebäude fehlten, für einen, den Beruf und Beschäftigung nach der Stadt führten, zu unbequem und abgelegen.

Der Erbauer hatte es nicht los werden können und war schließlich froh, als es die Leute für ein Butterbrot kauften.

Nun ging die Frau mit mir um das Haus, zeigte, welche Wiesenstücke ihnen gehörten, ein paar kleine Waldparzellen zufällig an dem Wasser, wo ich die Bank hatte hinsetzen wollen, und gerade die Höhe, wo die Fahnenstange stehen sollte.

Ihr Mann war draußen bei der Holzarbeit im Wald, aber so weit nur entfernt, wie sie sagte, daß sie ihn hätte anrufen können. Und jetzt klang auch irgendwo aus dem Dickicht Axtschlag.

Die Frau, die keine Kinder hatte, sprach eifrig von ihrem kleinen Besitz. Sie erzählte, ab und zu nur kämen Leute vorüber, aber das Café wäre immerhin eine Nebeneinnahme, die bei ihrem geringen Einkommen mitspräche. Der Verkehr wäre gerade so stark nur, daß sie Haus und Hof allein vorstehen und sie, die beiden Menschen, das „Café Glücksfall“ nebenbei bewirtschaften könnten.

Sie sprach von ihrem kleinen Besitz, während sie mir jetzt den Hühnerstall zeigte und darunter einen Verschlag mit drei Gänsen und ein paar Enten in

einem Ton, als könne es eben für Leute wie sie nichts andres geben. Sie müßten still sein und sich bescheiden.

Als der Mann nun kam, ein großer kräftiger Mensch, vielleicht zehn Jahre älter als seine Frau, eine blaue Schürze umgebunden, die Säge übergehängt, ein Beil in der Hand, blieben wir vor dem Häuschen stehen. Sie unterrichtete ihn mit ein paar Worten, und bald schüttete er mir sein Herz aus, über das stille Glück, das sie hier genössen.

Er hatte etwas Ruhiges und Behagliches, ihn schien die ganze übrige Welt nicht zu interessieren, als er mir sagte:

„Wissen Sie, mein guter Herr, hier haben wir mal das gefunden, was wir brauchen. Einen hübschen kleinen Besitz, gerade genug zum Leben. Wir machen ja weiter keine Ansprüche. Eben genug Arbeit, denn der Mensch muß arbeiten, um glücklich zu sein, aber nicht zu viel, so daß wir es beide eben bewältigen können. Und Sie sollten mal bloß herkommen an so 'nem Sonnabend abend, wenn wir mit der Arbeit fertig sind und dann im Garten sitzen. Und wissen Sie, rundum alles, was man so selbst gebaut hat, und alles, wenn's auch nicht viel ist, in der Nähe gehört einem. Das Dach ist fest, keine Reparaturen, die Mauern sind gut, da kann nichts passieren. Und dann sitze ich da mit meiner Alten, das sollten Sie bloß mal sehen, und wir sagen uns, wenn so die Sonne untergeht und 's ist immer noch badewarm: was wollen wir nun eigentlich mehr! Wenn wir nun mehr Geld hätten, wenn wir nun was andres, was Weitläufigeres besäßen, würden wir vielleicht todunglücklich sein."

Der Mann klopfte seiner blonden Ehefrau auf die Schulter, und sie nickte ihm zu. Dann fuhr er fort:

„Na, und sehen Sie mal, dann sage ich immer meiner Alten: Du bist aus der Stadt, bist Menschen und Leben und Trubel gewöhnt, aber ist's denn nun nicht schön auf dem Lande? Was hätten wir jetzt in dem Häusermeer da drin! Und da ist sie schließlich einverstanden. Nur meint sie, wenn sich an dem ganzen Tag niemand hat blicken lassen: ‚Ein Gast oder zwei schadeten am Ende nichts, daß ich ein bißchen Hühnergeld hätte!' Denn wissen Sie, mein guter Herr, von dem, was bei der Gastwirtschaft eingeht, hält sie die Hühner. Ich aber sage ihr, um Gottes willen, sei doch froh, daß keiner kommt. Wenn nun heute abend Gäste wären, könnten wir doch nicht in der Laube sitzen."

Wieder klopfte er ihr auf die Schulter, derb und fest, daß es klatschte und rief:

„Na, Alte, hab' ich nicht recht?"

Sie nickte, sah aber nachdenklich vor sich hin.

Es war Zeit, aufzubrechen. Ich nahm Abschied.

Der Mann ging, um sein Handwerkszeug wegzulegen, die Frau strich sich ihre weiße Schürze und sah mir nach, wie ich den schmalen, wenig betretenen Weg zur großen Chaussee verfolgte.

Sie schien nachzusinnen. Plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir. Sie folgte mir ein paar Schritte und fragte:

„Entschuldigen Sie, wie war doch der Name?“

„Was für ein Name?“

„Nun, Sie sagten doch vorhin, wissen Sie, wie die Bank heißen sollte und der Punkt dort oben.“

Ich mußte lachen. Aber die Namen hatte ich längst vergessen. Und ich erfand schnell ein paar andre.

„Ich habe ja nur Spaß gemacht. Zum Beispiel: ‚Schöne Aussicht‘ — ‚Monrepos‘ — ‚Zur Fernsicht‘ — ‚Sommerlust‘ — ‚Glückshöhe‘ ... was Sie wollen.“

Ich lachte abermals und ging weiter, während mir die Frau gedankenvoll nachsah.

Als ich wieder auf der Chaussee stand und die kleine Bodensenkung wie ein Zauberland hinter mir verschwunden war, hatte ich das „Café Glücksfall“ beinah schon vergessen.

Auf dem Heimweg nahm ich mir vor, ich wollte dieses Idyll noch einmal besuchen. Ich dachte an den Hühnerstall, den sich die Frau hielt von dem, was die kleine Wirtschaft einbrachte. Ich wollte irgend einem Bekannten empfehlen, er sollte einmal an einem schönen Tag dorthin gehen und einkehren, daß die Leute ein paar Groschen verdienten.

Aber dann kam andres dazwischen. Ich vergaß es, dachte nicht mehr daran.

Ein paar Jahre gingen darüber ins Land. Ich kam in die Gegend nicht wieder und hatte das „Café Glücksfall“ längst vergessen.

Da hatte ich in der kleinen Nachbarstadt wieder einmal zu thun. Meine Geschäfte waren früher beendigt, als ich geglaubt, ein paar Stunden lagen vor mir, bis der Kurierzug ging, der mich nach Berlin zurückbringen sollte. Ich saß in meinem Hotel und las aus Verzweiflung das Kreisblatt.

Da fiel mir mit einem Male eine Annonce in die Augen auf der letzten Seite, großgedruckt. Und mein Blick blieb darauf haften. Ich wußte im ersten Moment nicht warum. Aber die Erinnerung half mir das durch eine Wort, großgedruckt in der Mitte:

„Café Glücksfall“.

Als wäre mit diesen Silben in meinem Gedächtnis der Nachmittag ausgelöst, an dem ich den Spaziergang zu dem einsamen kleinen Haus gemacht, stand es mit einem Male wieder vor mir in seiner Abgelegenheit und Stille, in seiner dürftigen Bescheidenheit und doch mit all dem Glück, das unter diesem kleinen Dach wohnte, mit zwei Menschen, um die die Welt sich nicht kümmerte, die aber auch nichts von ihr begehrten. Eine liebe Erinnerung an die sich bescheidende Frau, die gern ein paar arme karge Groschen verdiente für ihre paar Hühner, den zufriedenen, arbeitsamen, Mann, Menschen, die trotz noch junger Jahre wie aus einer fernen Zeit gekommen schienen, die ein Café hielten und dabei ihr Glück bedroht sahen von einem Gast am Sonnabend.

Sofort kam mir der Gedanke, ich wollte die paar übrigen Stunden benutzen, ich kannte ja so genau den Weg, die Straße hinausgehen, abzweigen von der

großen Chaussee in das kleine Traumgebiet, in das Hügelland, in die winzige Mulde mit Waldparzellen und Wiesen und dem Café Glücksfall in lauschiger Mitte.

Ich wollte den beiden Einsiedlern dort einen Besuch machen, einmal sehen, ob sie mich wiedererkennten, und sie erinnern an meinen Besuch.

Und da las ich weiter:

„Café Glücksfall. Idyllischer Sommeraufenthalt. ff. gepflegte Biere. Gedeckte Kegelbahn. Französisches Billard. Berühmt schöne Aussicht. Idyllische Ruhepunkte im Walde. Glasveranda. Pension für Sommergäste. Heute Sonnabend Erstes großes Sommerfest. Konzert und Ball im neuerbauten Saal mit 150 Quadratmeter Tanzfläche."

Ich war so unangenehm berührt, daß mir jeder Gedanke verging, hinauszupilgern nach dem idyllischen Ort.

Ich sah es ja alles vor mir, das vergrößerte Haus, denn in den kleinen Räumen hätte ein Billard nicht stehen können, mit dem angebauten Saal. Ich sah den Sommergarten, kiesbestreut, mit den bambusbemalten gußeisernen Gartenmöbeln, sah in Gedanken dort eine sonntäglich angeheiterte Menge sitzen, Familien mit dem Kinderwagen und der kleinen Gesellschaft wie die Orgelpfeifen von unten nach oben. An dem winzigen Wassertümpel, der zum Teich erweitert worden, stand richtig eine Bank mit irgend einem der Namen, die ich ihnen geschenkt. Am Pfad, der dorthin führte, erhob sich ein Wegweiser, auf dem zu lesen stand: „Zum Schwanensee". Oben auf der Höhe wehte eine riesige Flagge, Wege durchzogen das ganze Gebiet durch den gelichteten Wald nach allen Seiten. Wurst- und Frühstückspapiere lagen zwischen den Stämmen, wo die Leute auf Rasen und Nadelbett in der freien Natur ihre Mahlzeit eingenommen. Und ich sah schon — entsetzlicher Gedanke — auf den Wiesen rund herum überall Hasen Männchen machen, Rehe äsen, Hirsche äugen, Heinzelmännchen mit Pilzen als Regenschirm — Hasen, Hirsche und Gnomen aus Gußeisen oder Thon, entsetzliche Karikaturen der Natur.

Ich sah alles verändert, verzierlicht, versimpelt und verdorben. Ich hörte die Tanzmusik aus dem Saal. Hinten im Garten stand ein Paar, ein Mädchen mit roten Händen in einem roten Kleid, das nasse Haar mit Wasser und Pomade an den Kopf geklext, ein Mann mit gerötetem Gesicht umfaßte sie und gab ihr schmatzend einen Kuß.

Auf der andern Seite lehnte ein Trunkener an der Wand, und ein abgezehrtes Weib, älter wie er, den Ehering am Finger, wollte ihm zureden, nach Haus zu gehen. Kellnerinnen liefen umher, ließen sich von den Gästen in die Wangen kneifen. In dem Vorgärtchen waren die Wege mit Muscheln eingefaßt, ein trauriger kleiner Springbrunnen stieg aus blaubemaltem gußeisernen Becken und warf farbige Kugeln hoch empor, die sich jedesmal wieder in einem Netztrichter sammelten, um abermals in die Höhe zu steigen.

Die Wirtin, dieselbe Wirtin, die gleiche blonde Frau, die ich in ihrem stillen, beschaulichen Glück gesehen, stand hinter dem großen, erweiterten Büffett, schickte

die Mädchen hin und her, kontrollierte die Speisen, die aus der Küche kamen. Eine schwarze Geldtasche hing ihr an der Seite, ein Bleistift steckte ihr im Haar. Ein Gast saß rittlings auf einem Stuhl in der Nähe, rauchte stumm und zwinkerte ihr zu mit einem widerlichen Blick, den sie lächelnd zurückgab.

Und nun sah ich auch den Wirt vor mir. Kein Handwerkszeug, keine blaue Schürze. Er war dick und fett geworden, trug einen schwarzen Rock, eine mächtige goldene Uhrkette spannte sich über dem gewaltigen Leib. Und er lief zwischen den Tischen herum, bediente seine Gäste, begann ein Gespräch, rieb sich schmunzelnd die Hände, lief in den Tanzsaal. Und als ein paar junge Gecken aus der Stadt, die mit einem aufgeputzten Mädchen auf der Galerie saßen, eine Flasche Sekt bestellten, strahlte er über das ganze Gesicht und eilte davon, die guten Kunden zu bedienen.

Auf allen Seiten aber, in der Nähe und Weite, schon von der Vorstadt beginnend, an der Straße hin, an beiden Chausseen, an jeder Mauer, an jeder Ecke standen groß die Worte auf Plakaten, Wegweisern, an Bäumen, an kleinen und großen Schildern:

„Grand Café Glücksfall“.

In allen Zeitungen, wie in der, die ich in der Hand hielt, auf der letzten Seite lange teure Annoncen: „Grand Café Glücksfall“. „Grand Café Glücksfall“.

Nun wußte ich — nein, ich ging nicht hinaus. Ich hatte genug gelesen, ich ahnte es alles, ich wußte es. Und mich beschlich ein peinliches Gefühl, das mir die Kehle zusammenpreßte. Ich war daran schuld. Ich hatte die Frau darauf gebracht, deren nochmalige Frage nach den von mir vorgeschlagenen Namen mir ins Gedächtnis zurückkam, jetzt, wo so viele Jahre dazwischen lagen.

Es war mir, als hätte ich an dem Tage in thöricht frevelndem Scherz das Idyll zerstört, das Glück aus diesem Hause verbannt. Als hätte ich die Einfachheit vertrieben durch ein paar unbedachte alberne Worte.

Ich kam mir wie ein Schuldiger vor. Mir brannte der Boden unter den Füßen. Und als ich endlich auf dem Bahnhof stand und in den Eilzug stieg, war es mir ein Gefühl wie geknickte Hoffnung, getäuschte Erwartung. Und als der Zug, immer die eine der beiden Chausseen begleitend, an dem Hügelland hinglitt, in dessen Mitte einst das kleine Haus gelegen, wagte ich nicht aus dem Fenster zu blicken, in der Furcht, den Sitzplatz auf der Höhe zu sehen mit der riesigen Reklamefahne und den Namen an einem Felsen in gewaltigen Buchstaben zu lesen, mit dem ich einst in thörichtem Scherze den Punkt getauft.



Der geheime Agent.

Von

Heinrich v. Poschinger.

Solange es eine zunftmäßige Diplomatie giebt, haben sich die Fürsten und leitenden Staatsmänner neben derselben immer auch der geheimen Agenten bedient, und es sind die Dienste, welche die letzteren dem Staate geleistet, oft viel bedeutsamer gewesen, als die der mit dem diplomatischen Charakter ausgestatteten Vertreter desselben. Dies Resultat kann nicht überraschen. Das einem Staate durch den bei ihm beglaubigten Gesandten gemachte Anerbieten hat sogleich einen amtlichen Charakter, das von ihm eingereichte Schriftstück wandert in die Staatskanzlei, möglicherweise sogar in die dem Parlament vorgelegte Sammlung diplomatischer Aktenstücke; über seine mündlichen Auslassungen wird sofort ein Aktenvermerk aufgenommen; ein Gesandter kann nicht ohne Aufsehen und schwere Folgen desavouiert werden; es stehen demselben in der Regel nur die loyalen Mittel zur Erreichung eines Zieles offen; die größte Vorsicht wird ihn schon aus persönlichen Erwägungen keinen Augenblick verlassen dürfen. Es ist einem Gesandten nicht gestattet, sich an die unteren Behörden des Staates, in dem er zu wirken berufen ist, mit Anfragen zu wenden. Er soll beispielsweise über die Organisation der Staatsbank, die für deren Diskontopolitik maßgebenden Grundsätze, die Höhe des Goldbestandes nach Hause Aufschluß geben. Es würde dem Diplomaten sehr verdacht werden, wenn er sich mit der Frage direkt an den Präsidenten der Staatsbank wenden wollte, statt an das betreffende Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Die Vorsicht geht so weit, daß die Beamten der politischen Abteilung die Gesellschaftskreise zu meiden pflegen, in welchen die fremden Diplomaten verkehren. Es bilden sich da leicht Intimitäten, welche dem Dienste nicht förderlich sind.

Ganz anders stellt sich die Sache bei einem politischen Agenten dar; es schadet seinem Ansehen nicht, wenn ihm eine Operation fehlschlägt; ihm stehen auch die Hintertreppen zur Verfügung; er kann jeden Augenblick zurückgepfiffen und durch offizielle Schritte dementiert werden. Geheimnisse und sekrete Aktenstücke, welche der Gesandte nicht erhält, weiß er sich durch Bestechung und Gegendienste aller Art zu verschaffen. Er kann, wenn er sich nur keine zu augenfällige Blöße giebt, über die Maßen skrupellos sein; er hat kein Vaterland und dient dem am besten, der ihm am meisten bietet. Was man auf dem regelmäßigen diplomatischen Wege oft erst nach Monaten erfährt, kann ein gewandter Agent in ein paar Tagen zur Stelle bringen. Er fragt, bis er keine Antwort mehr erhält.

Man kann die geheimen Agenten in zwei Klassen einteilen. Erstens solche, welche den politischen Nachrichtendienst und ihr politisches Gewerbe nur nebenbei,

nicht für klingenden Lohn, sondern zur Erreichung andrer Ziele (aus Eitelkeit, Wichtigthuerei, Sucht nach Einfluß, Ordensjägerei und so weiter) betreiben. Dienste dieser Art hat auch der größte Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, Bismarck, nicht verschmäht; wer die Geheimnisse der Wilhelmstraße kennt, weiß, daß manches durch die Behrenstraße ging, was man den Botschaftern nicht übertragen wollte oder konnte.

In die zweite Klasse zählen diejenigen, welche aus politischen Dienstleistungen in fremden Ländern ein förmliches Gewerbe machen, ganz davon leben und gar kein Hehl daraus machen, daß sie für Entgelt für jeden Staat und jede Sache zu haben sind. Das Muster eines geheimen Agenten von dieser letzten Art ist der Staatsrat v. Klindworth. Erst kürzlich war von mir in dieser Zeitschrift (Aprilheft 1901) ein Brief des Bundestagsgesandten v. Bismarck, d. d. Frankfurt a. M., den 22. September 1852, zum Abdruck gelangt, worin Bismarck den Wert der Klindworthschen Dienste in das richtige Licht stellte und dem Minister Manteuffel riet, ihm Geld zu bieten, um ihn für Preußen thätiger zu machen, „aber mindestens so viel, wie Oesterreich bietet“.

Diese letztere Sorte ist in neuer Zeit im Aussterben begriffen. Der Telegraph und die Presse leisten heutzutage in der Regel ihre Dienste. Nur vereinzelt findet man noch ähnliche Figuren. So giebt es zurzeit noch ein Mitglied eines sehr angesehenen katholischen Ordens, welches mit den leitenden Staatsmännern verschiedener Staaten Beziehungen unterhält. Mit Empfehlungen des Papstes versehen, meldet sich dieser Agent von Zeit zu Zeit in den Staatskanzleien; er erteilt wertvolle Auskünfte und nimmt im Austausch dafür seinerseits Nachrichten entgegen, welche für Rom von Interesse sind.

Agenten dieser Art arbeiten ganz im Verborgenen; sie vermeiden geflissentlich, daß ihre Wirksamkeit in die Oeffentlichkeit oder gar in die Presse kommt. Dies würde ihre Aktion lähmen oder ganz verhindern.

Eine derartige diskrete und das Licht scheuende Thätigkeit wäre aber nicht im Geschmack Klindworths gewesen. Er hatte darin seine Schwäche wie ein anderer Sterblicher. Klindworth liebte es, besonders vor Uneingeweihten, welchen er Sand in die Augen streuen konnte, sich einen gewissen Nimbus zu geben. Er gefiel sich, seine Korrespondenz in telegraphischen Depeschen zu führen, Kuriere zu empfangen und abzusenden; er zeigte gern eigenhändige Briefe hochstehender und allerhöchster Personen (zum Beispiel des Königs von Württemberg), die seine einflußreiche Stelle bekunden sollten. Er drängte sich an die Mächtigen der Erde mit Ostentation heran und sorgte dafür, daß seine Empfänge von Fürsten und Staatsmännern urbi et orbi verkündet wurden.

Sehen wir uns nun die Persönlichkeit und die Wirksamkeit Klindworths etwas näher an. In einem von dem Geheimen Regierungsrat Stieber an das preußische Staatsministerium gerichteten Berichte [1]) heißt es: „Klindworth ist

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsrats Dr. Stieber. Aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Leopold Auerbach. Berlin 1884, S. 44.

eigentlich Philologe, aber ein Mensch von besonders diplomatischer Begabung, welche ihn veranlaßt hat, sich, nachdem er seine Stellung als Hauslehrer aufgegeben hatte, zunächst im Jahr 1820 in Berlin der Schriftstellerei zu widmen. Er trat dann in die Dienste des später vertriebenen Herzogs Karl von Braunschweig und gewann bei diesem solchen Einfluß, daß er in den Adelsstand erhoben wurde und bei der Revolution, welche diesem Herzog die Krone raubte, mit ihm nach Paris ging. Dort diente er verschiedenen Mächten, und er trat in ein besonders freundschaftliches Verhältnis zum Minister Guizot. In diese Zeit fällt auch der Glanzpunkt seiner diplomatischen Laufbahn. Im Jahre 1848 mußte er mit Guizot zusammen aus Paris fliehen, und er wendete sich nach Stuttgart, wo er sich erheblichen Einfluß beim Könige verschaffte. Er wohnte im Schloß, verwaltete die Funktionen eines Kabinettsekretärs und wurde zum Staatsrat ernannt. Man spricht von eigentümlichen Familienverhältnissen zwischen ihm und dem württembergischen Hofe, und noch heute hat er zu diesem Hofe die intimsten Beziehungen, welche er auch bereits mehrfach zum erheblichen Vorteil des preußischen Gouvernements namentlich in der Zeit ausgebeutet hat, als die diplomatischen Verbindungen zwischen Preußen und Württemberg abgebrochen waren. Mit Guizot steht Klindworth noch heute in freundschaftlichem Verkehr, außerdem unterhält Klindworth noch intime Verbindungen nach London mit Disraeli. Jetzt wohnt Klindworth in Brüssel, wo er sich der Protektion des Königs der Belgier erfreuen soll." Stieber fügt hinzu, Klindworth habe mehrfach junge hübsche Mädchen in seiner Begleitung gehabt, die er als Gehilfinnen zur Unterstützung seiner diplomatischen und merkanten Operationen benutzte. Er hätte damit nur bewiesen, daß er den Wert der Frau in der diplomatischen Werkstätte wohl zu würdigen verstand.

Klindworth war nach der Annahme des Geheimrats Stieber, der den amtlichen Auftrag erhielt, die mysteriöse Persönlichkeit auszukundschaften, russischer Agent. Stieber schloß dies zunächst aus dem Umstand, daß Klindworth in Wien 1856 mit mehreren Industriellen für Rußland oder in Rußland eine Waffenfabrik anlegen wollte, da die russischen Waffen sich während des Krimkrieges als unausreichend und minderwertig erwiesen hatten. Dies war aber, wie Stieber selbst gestehen mußte, ein rein merkantiles und kein politisches Geschäft. — Klindworth war nicht russischer, sondern ein internationaler geheimer Agent.

Graf Rechberg, der frühere österreichische Ministerpräsident, teilte Heinrich Friedjung, dem Verfasser des Werkes „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", mit, Palmerston habe nach der Annexion von Savoyen und Nizza durch Frankreich seinerzeit eine Verbindung mit Oesterreich gesucht. „Zu ihrer Herstellung benutzte er den Staatsrat Klindworth. Dieser war ein Mann von Fähigkeiten, aber zugleich käuflich und bereit, jedem zum Spion zu dienen, der ihn bezahlte. Er diente stets mehreren Mächten zugleich und verriet denjenigen, die ihm den größten Preis zahlten, die ihm anvertrauten Geheimnisse andrer. Ich bin überzeugt, daß er 1847, zur Zeit des Sonderbundkrieges, während ihn Metternich verwendete, doch nur den Spion Englands machte. Er

bot mir seine Dienste an, aber der geringe Dispositionsfonds, über den ich verfügte, und mein Mißtrauen bewirkten, daß ich nur in allgemeine Beziehungen mit ihm trat. Um so höher bezahlte ihn damals Palmerston. Dieser sandte mir seine Briefe nicht durch den englischen Botschafter in Wien, sondern durch Klindworth, und ich beförderte meine Antworten auf demselben Wege. Durch diese Korrespondenz erhielt ich die Mitteilung, Palmerston habe für eine große Summe — es sollen 100 000 Pfund gewesen sein — Briefe aus der Privatkorrespondenz Napoleons erhalten, welche meine Ueberzeugung bestärkten, Napoleon betreibe aufs dringendste die Losreißung Venedigs. Dies aber konnte ich den Franzosenfreunden unter den Hofräten nicht an die Nase binden."

Graf Rechberg hat hier Klindworth ein Zeugnis ausgestellt, das nicht unberichtigt bleiben kann. Gewiß ließ er sich für seine Dienste bezahlen, aber daraus hat er niemals ein Hehl gemacht; der häßliche Ausdruck „Spion" paßt aber auf denselben absolut nicht, und auch daraus kann demselben kein Vorwurf abgeleitet werden, daß er gleichzeitig mehreren Mächten zugleich Dienste erwies, und die an einer Stelle gewonnenen Kenntnisse an andrer fruktifizierte. Gerade dadurch gewann er den höheren Ueberblick und seinen Einfluß. Als der Agent eines Staates hätte er nie die Personalkenntnisse und die weitverbreiteten Beziehungen gesammelt, die ihm als dem Generalmakler zur Verfügung standen. Seinen persönlichen Neigungen hätte es viel mehr entsprochen, nur einem Staate zu dienen, dafür aber in fester Stellung, wie er solche zeitweilig in Württemberg bekleidete und in Preußen mit aller Kraft anstrebte.

Zur Zeit des Staatsstreiches von Louis Napoleon (2. Dezember) hielt sich Klindworth in Frankreich auf, bald darauf ging er nach Wien, um dort die Ansichten des Fürsten Schwarzenberg und des Fürsten Metternich über die französische Staatsfrage zu vernehmen. Das Resultat seiner Beobachtung legte Klindworth im Februar 1852 in folgender Aufzeichnung nieder:

„Die Ansichten des Herrn Fürsten Schwarzenberg über das Unternehmen Ludwig Napoleons und dessen Bestand haben sich im Laufe des letztverflossenen Monats bedeutend modifiziert.

Die folgenden Thatumstände haben zu solcher Veränderung in der Anschauungsweise des österreichischen Premierministers vornehmlich beigetragen.

1. Die entgegengesetzte, dem Staatsstreich und der ganzen Persönlichkeit des Prinzen Ludwig Bonaparte überaus ungünstige Ansicht des Herrn Fürsten Metternich und das in diesem Sinne von dem ehemaligen Staatskanzler an Seine Majestät den Kaiser auf Höchstdessen ausdrücklichen Befehl abgefaßte schriftliche Gutachten über die neueste französische Staatskrise und deren mutmaßliche Folgen für Europa. Dasselbe schloß mit dem Vorschlag eines genauen Einvernehmens Oesterreichs mit Preußen und der eventuellen Wiedererrichtung der Tripelallianz.

2. Die Weigerung des Präsidenten der französischen Republik, in Gemeinschaft mit dem Kaiserlich österreichischen Kabinett eine bewaffnete Intervention in der Schweiz vorzunehmen.

3. Die Beschlagnahme der Orleansschen Güter und

4. Die inzwischen dem Wiener Hofe bekannt gegebene vertrauliche Ansicht des Petersburger Kabinetts über die neuesten französischen Zustände, eine Ansicht, welche mit derjenigen des Herrn Fürsten v. Metternich wesentlich übereinstimmt.

Fürst Metternich geht in der Beurteilung der französischen Angelegenheiten von dem allerdings unumstößlichen Grundsatz aus, daß keine Usurpation der höchsten Gewalt im europäischen Staatensystem Bestand und Erfolg haben kann. „Von dem jetzigen Präsidenten sagte er, derselbe habe unglücklicherweise keine andre Rente als Frankreich, und er sei fortwährend zwischen den Schuldturm und die Tuilerien gestellt!"

Ganz einverstanden ist überdies der Fürst mit Herrn Guizot darüber, daß der wahre und zugleich höchst verwerfliche Charakter des in der ganzen neueren Geschichte der europäischen Gesittung unerhörten Regimes des Prinzen Ludwig Napoleon der sei, die schlechten Leidenschaften der niederen Volksklassen gegen die höheren Klassen auszubeuten, dadurch die Stufenleiter aller gesellschaftlichen und politischen Ordnung umzukehren und der Moralität und der Intelligenz den Egoismus und die rohe Gewalt zu substituieren, — und das alles aus keinem andern Beweggrunde, als um dadurch seine eigne Herrschaft, wenn möglich, um so und so viele Monate oder Jahre länger zu fristen! —

„Wenn Sie," sagte der Fürst wörtlich zu Klindworth, „bei Ihrer Durchreise durch Berlin den König zu sehen Gelegenheit haben sollten, so bitte ich, dem Herrn meinen Respekt zu vermelden, und wenn er Sie nach meiner Ansicht über Paris fragt, ihm das folgende zu berichten: ‚Der Fürst wünscht, daß das Drama in Paris kein großes Trauerspiel werden möge! In dem Exposé des Stücks im ersten Akt hat ihm einiges ganz wohl gefallen, aber gleich die erste Scene im zweiten Akt (die Konfiskationsmaßregel der Orleansschen Güter) ist eine höchst widrige. Ob das Stück nun in drei oder in fünf Akten verlaufen wird, kann er nicht vorhersagen, so wenig als er weiß, wie es endigen werde; vielleicht wird es einfach ausgepfiffen, vielleicht stürzen sich die Zuschauer auf die Bühne und machen dem Spektakel und den Akteurs zugleich ein Ende, vielleicht stecken sie gar das ganze Haus in Brand. Qui vivra, verra!'"

Die Beziehungen Klindworths zur preußischen Regierung datieren vom Jahre 1852. Damals noch im Dienste des Königs von Württemberg stehend, gab sich derselbe alle erdenkliche Mühe, sich Preußen gefällig zu zeigen, und zwar hauptsächlich zur Schlichtung der bedauernswerten Irrung, welche seit dem Jahre 1849 zu einer Aufhebung der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Württemberg geführt hatte. Die Ursache der Verstimmung zwischen den Höfen von Berlin und Stuttgart war die Thronrede des Königs von Württemberg an seine Stände, worin er seine Ansicht über die damalige deutsche Verfassungskontroverse mit gewohnter Freimütigkeit ausgesprochen hatte. Auch in der Zollvereinskrisis stellte sich Klindworth entschieden auf die Seite Preußens und informierte die dortigen leitenden Staatsmänner über die Stimmung und die

Schritte der im österreichischen Fahrwasser schwimmenden deutschen Vereinsregierungen.

Die wiederholten Reisen Klindworths nach Berlin waren dem Polizeipräsidenten v. Hinkeldey nicht entgangen, und nicht ahnend, daß der Geheime Agent dem Premierminister wertvolle Dienste zu leisten im Begriffe war, hatte er nicht übel Lust, gegen Klindworth polizeilich vorzugehen. Eine Ausweisung hielt Hinkeldey nicht für möglich oder rätlich, wohl aber die Lancierung eines Entrefilets in die Presse etwa in folgender Fassung:

„Der frühere braunschweigische Staatsrat v. Klindworth, bekannt durch seine Beziehungen zu dem Herzog Karl von Braunschweig, noch bekannter durch seine geheime Thätigkeit unter Louis Philipp, befindet (oder befand) sich hier, nachdem er im Laufe dieses Sommers wiederholentlich Berlin mit seiner Anwesenheit beehrt. 1850 und 1851 war er im antipreußischen Interesse in Süddeutschland überaus thätig, und sein Erscheinen am hiesigen Orte fällt daher unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf. Ueber die Bedeutung dieses geheimen Diplomaten (agent occulte) sowohl nach Wien wie Paris hin geben die authentischen Dokumente der revue rétrospective Aufschluß."

Natürlich unterblieb diese Zeitungsnotiz, die ja auch nur von einem mit dem diplomatischen Räderwerk ganz Unvertrauten geplant werden konnte.

Im Herbst 1852 war die Stellung, welche Klindworth bei dem König von Württemberg bekleidete, bereits so sehr erschüttert, daß er ernstlich an seinen Abschied aus dem württembergischen Dienst dachte. Von da ab nehmen seine Bemühungen, in Preußen eine feste Stellung zu erlangen, einen festeren Charakter an. Bezeichnend ist eine Zuschrift Klindworths vom 9. September, gerichtet an einen hochgestellten preußischen Beamten, worin er sich gegen den ihm in Berlin gemachten Vorwurf rechtfertigte, in der Zollvereinskrisis im österreichischen Interesse Haß und Mißtrauen zu säen.

„Niemals," so rechtfertigte sich Klindworth, „in meiner langen politischen Laufbahn habe ich meine Grundsätze gewechselt, niemals eine andre Rolle und ein andres Geschäft unter den großen Kabinetten als das der Vermittlung und der Versöhnung übernommen und betrieben! Jedermann, der mein politisches Wirken in Paris vom Jahr 1830 bis 1848 gekannt hat, weiß dies zur Genüge! Von den lebenden Zeitgenossen nenne ich hier nur die Herren Fürst Metternich, Graf Münch, Guizot und Graf Arnim in Wien, welche mir sicherlich das Zeugnis nicht versagen werden, daß nicht die Trennung und das Zerwürfnis, sondern die Einigung und die Transaktion den Beruf und die Thätigkeit meines ganzen politischen Lebens ausgemacht haben. Wer mir daher das Ausstreuen von Haß und Zwietracht nachsagt, kennt weder meine Vergangenheit noch meinen Charakter oder verleumdet mich dadurch absichtlich, weil er in Bezug auf mich kein gutes Gewissen hat! Letzteres gilt insbesondere von der heutigen österreichischen Regierung. Ich war nicht in Bregenz, weil ich nicht dort sein wollte! Aber nach Olmütz söhnte ich meinen Herrn sowohl

mit dem verstorbenen Fürsten Schwarzenberg als mit dem Fürsten Metternich persönlich aus. Dies ist ein nicht zu bestreitendes Faktum! Später, während meiner Anwesenheit in Wien, im Oktober vorigen Jahres, lernte ich indes den Charakter der neuen österreichischen Regierung näher kennen, so wie ich auch aus eigener Anschauung hinter ihre eigentlichen Pläne in der Zollfrage kam und mich zugleich von ihren feindlichen Absichten gegen Preußen überzeugte. Von diesem Augenblick an hörten alle meine Sympathien für eine Regierung auf, deren politische Grundsätze nicht die meinigen waren und deren vornehmste Werkzeuge ich weder politisch noch persönlich achten konnte! In der That habe ich seit dem Tode des Fürsten Schwarzenberg keinerlei Verbindung mit dem Wiener Kabinette noch mit Agenten desselben im Auslande weiter unterhalten, und erkläre denjenigen für einen Verleumder, welcher das Gegenteil behauptet! Selbst meine Privatkorrespondenz mit dem Fürsten Metternich und dem Grafen Münch hat gänzlich aufgehört, wie ich denn überhaupt zur Stunde mit niemand in Wien, außer mit meinem vieljährigen Freunde, dem dortigen kurhessischen Gesandten Freiherrn v. Schachten, und auch nur selten, einen Briefwechsel pflege, der alle Politik ausschließt. Trotz alles dessen hätte die österreichische Regierung vollkommen unrecht, wenn sie sich über mich beschwerte. In der That habe ich ihr nirgends Feinde erweckt, mich niemals über sie beschwert, ungeachtet es von meiner Seite nicht an triftigen Gründen dazu fehlte, und ebensowenig sie jemals öffentlich angegriffen. Nur meinem Könige habe ich die volle Wahrheit über Wien gesagt und hierin nur meine Pflicht gethan! Daß das österreichische Kabinett, weil ich mich in der Zollfrage nicht zu seinem blinden Werkzeuge wider meine bessere Ueberzeugung hergeben wollte, schon längst versucht hat, meinen Kredit in Stuttgart zu untergraben, davon hat mir mein König selbst seinerzeit die Beweise vorgelegt, so wie es jetzt in Berlin alles anwenden wird, um mein Verhältnis zu Berlin zu zerstören. Niederschlagend aber ist es allerdings, in Stuttgart von der österreichischen Partei um der leidigen Zollfrage willen verfolgt zu werden, während sie mich in Berlin als österreichischen Agenten und Wohldiener ausgiebt!

Oft habe ich schon daran gedacht, ich wollte durch die Veröffentlichung einer Denkschrift über meinen Anteil an der deutschen Politik seit 1848 allem diesem verleumderischen und abgeschmackten Gerede über mich ein für allemal ein Ende machen, allein wie verträgt sich ein solcher Schritt mit meiner Dienststellung in Stuttgart und meinem praktischen Wirken, solange ich auf beide nicht verzichten will oder kann?"

Am 27. September 1852 ging dem Staatsrat v. Klindworth ein Kabinettsschreiben des Königs von Württemberg zu, aus dem derselbe mit Sicherheit schließen konnte, daß die in Stuttgart wieder ganz unumschränkt regierende österreichische Partei Mittel und Wege gefunden hatte, den hohen Herrn aufs neue gegen Preußen persönlich aufzureizen und über Preußens politische Lage und Richtung vollständig zu täuschen. Klindworth erhielt in dem betreffenden Kabinetts-

schreiben den Befehl, auf die starken Ausfälle, welche in der letzten Schrift von Radowitz „Gesammelte Schriften“, Band II, Seite 200, gegen den König von Württemberg und seine Regierung enthalten waren, in dem nämlichen Ton zu antworten. „Ich werde Ihnen die näheren Daten dazu schicken und erwarte dann von Ihnen den Aufsatz, um ihn in öffentlichen Blättern zu verbreiten.“

In einem ganz vertraulichen Schreiben d. d. Oberrheinsberg, den 30. September 1852, mit welchem Klindworth das Kabinettsschreiben des Königs von Württemberg dem Minister Manteuffel vorlegte, bemerkte Klindworth, die Fassung desselben lasse ihm keine Zweifel weiter darüber übrig, daß es, wenn nicht auf immer, doch sicherlich auf geraume Zeit mit seiner politischen Wirksamkeit in Stuttgart zu Ende sei! „Der Schluß dieses Schreibens deutet offenbar auf eine von meinen dortigen Gegnern mir gestellte Falle, in welche ich zwar nicht eingehen werde, welche aber sichtbar darauf berechnet ist, mir nur die Wahl zu lassen, entweder meine Beziehungen zu Preußen zu kompromittieren oder mein bisheriges Dienstverhältnis zu meinem Herrn vollends zu trüben und zu lösen. Eine mir diesen Vormittag von Freundeshand zugegangene vertrauliche Benachrichtigung aus Stuttgart enthält die vollständigste Bestätigung dessen, was mir beim ersten Durchlesen des Königlichen Erlasses nicht entgangen war! Durch die mir aufzutragende Autorschaft der Schreiberei gegen den Herrn v. Radowitz — heißt es wörtlich in jener Benachrichtigung — ‚beabsichtige man, mir das persönliche Mißfallen Seiner Königlich preußischen Majestät zuzuziehen, oder, falls ich mich zu dieser Schreiberei nicht herbeilassen werde, mich auf immer aus dem Vertrauen und der Nähe des Königs, meines Herrn, zu entfernen.‘ — Ein andres vertrauliches Schreiben an mich aus der nämlichen Residenz enthält überaus merkwürdige Daten über die Art, wie der Einfluß des österreichischen Kabinetts dort mit der katholischen Partei den König umstellt und gegen den preußischen Hof und die preußische Regierung aufreizt.

Was wird nun von dem allen die Folge zunächst für mich sein? Wenn ich mir diese Frage vorlege, so darf ich mir nicht verhehlen, daß der gegenwärtige Augenblick für meine Zukunft ein durchaus entscheidender ist. Unter keiner Bedingung werde ich mich dazu mißbrauchen lassen, gegen Preußen oder gegen einen Diener des Königs, Ihres Herrn, was immer zu schreiben. Wenn ich daher meinen Abschied heute nicht von selbst wiederholt verlange, so wird man es vielleicht in kurzem so weit mit mir treiben, daß ich denselben aufs neue verlangen muß.

Im Hinblick auf diese meine Lage erlaube ich mir daher die Anfrage an Eure Excellenz zu richten, ob ich auf den Fall meines, versteht sich ordnungsmäßigen und von meiner Seite stillen Ausscheidens aus meinem bisherigen Dienstverhältnisse mir auf eine meinen etwaigen Fähigkeiten angemessene Beschäftigung von seiten des Königlich preußischen Kabinetts Hoffnung machen darf. Ich verlange weder Titel noch förmliche Anstellung, sofern man dortigerseits dazu nicht geneigt sein möchte; dagegen bin ich bereit, jederzeit, wie und wo ich kann, zu dienen. Will die Regierung des Königs meine Arbeitskräfte zu

außerordentlichen diplomatischen oder publizistischen Elaboraten oder in der Presse, als politischer Agent oder als Redakteur einer bedeutenden Zeitung in Anspruch nehmen, so hat sie nur zu befehlen, und ich werde alles, was ich an geistigem Vermögen besitze, aufbieten, um einem so ehrenden Vertrauen, so viel als immer möglich, Genüge zu leisten."

Wohl auf die Veranlassung Bismarcks hin, welcher, wie wir oben sahen, sich von Klindworth Vorteile für Preußen versprach, faßte der Minister Manteuffel jetzt den Plan, Klindworth für die preußischen Dienste zu gewinnen. Der erste Annäherungsversuch geschah höchst bezeichnender Weise nicht offiziell, sondern durch den Herrn v. Bismarck in Frankfurt a. M. attachierten Regierungsassessor Zitelman. Ueber die Art, wie sich derselbe des ihm erteilten Auftrages entledigte, liegt eine Aufzeichnung Zitelmans d. d. 26. Oktober 1852 vor, welche hier wörtlich mitgeteilt werden soll:

„Am 23. dieses Monats, morgens, kam ich auf dem eine Meile von Biebrich, unmittelbar am Rhein belegenen Gute des Staatsrats v. Klindworth (Oberrheinsberg) an. Ein elegantes Landhaus mit parkartigem Garten, den ein eisernes Gitter von der Chaussee abschließt, bot sich meinem Blicke dar.

Der Gärtner, welcher mir die Thür öffnete, gab auf meine Frage, ob Herr v. Klindworth anwesend, eine ausweichende Antwort; ein von ihm herbeigerufenes Dienstmädchen, welches mich zu dem weiter im Garten belegenen Wohnhause führte, ebenso; nach einigen Minuten Wartens erschien das Kammermädchen des Fräulein v. Klindworth, sie teilte mir mit: der Herr Staatsrat sei zwar zu Hause, aber wegen Unwohlsein verhindert, jemand zu empfangen, indes wolle sie das ‚gnädige Fräulein' von dem Wunsche des Dr. Müller — so hatte ich mich genannt — benachrichtigen. Das ‚gnädige Fräulein' erschien nun zwar nicht, wohl aber die Frau Staatsrat, welche mein Anliegen zu erfahren wünschte. Da ich hierauf nicht einging, so überwog die Neugierde, und der Staatsrat v. Klindworth erschien endlich selbst, eingehüllt in einen weiten Schlafrock, die Hauskappe tief auf die Stirn herabgezogen, einen wollenen Shawl um den Hals und ein Schnupftuch vor den Mund haltend. Der langsame Schritt, mit welchem er in das Zimmer, wo ich mich befand, eintrat — die leise, stockende Sprache, mit welcher er mich anredete, vollendeten das Bild eines kranken, hinfälligen Mannes.

Nachdem ich mich der Identität seiner Person versichert, eröffnete ich ihm, daß er nächstens einen Brief von Seiner Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten zu erwarten habe, der seinen Wünschen entsprechen würde.

Diese wenigen Worte brachten eine fast magische Wirkung hervor. Wie Sixtus V. seine Krücke, so warf v. Klindworth seine Maske eines kranken, hinfälligen und teilnahmlosen Mannes plötzlich ab und hieß mich mit der größten Lebendigkeit und Höflichkeit von neuem willkommen. Nicht allein diese plötzliche Verwandlung bezeugte die große Freude, welche ihm jene Eröffnung gemacht; er sprach sich auch darüber, dem ersten Impulse folgend, weiter aus und knüpfte daran die Versicherung unbedingter Ergebenheit gegen Herrn v. Manteuffel; ‚einer Ergebenheit, die — wie er hinzufügte — um so vollständiger sei, als sie

einem Staatsmanne gelte, der mit einem klaren Blick besonnene Festigkeit verbinde und eben deswegen berufen sei, die große Aufgabe der Regeneration Preußens und Deutschlands zu erfüllen.'

Mit dieser Aeußerung war dann ein ebenso natürlicher als entsprechender Ausgangspunkt für eine Unterredung über die politischen Zustände der Gegenwart gegeben. Aus derselben, welche ungefähr drei Stunden dauerte, hebe ich folgende Ansichten des Herrn v. Klindworth hervor.

1. Ueber die Abänderung der Verfassungen in den deutschen Ländern.

v. Klindworth würde die Arbeit über das obige Thema bereits Seiner Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten eingereicht haben, wenn er nicht geglaubt, zuvörderst die eben erhaltene Antwort abwarten zu müssen; er hoffe, solche jetzt in vierzehn Tagen vorlegen zu können. Ueber ihren Inhalt war er mehr zurückhaltend als sonst; wohl deshalb, weil sie noch nicht fertig war; er bemerkte nur: es müßten nur die wahren und berechtigten Stände des Volkes vertreten werden, also nicht Beamte, nicht Geistliche und nicht Militär. Die Vertretung sei mit der Kommunal- und Gewerbeverfassung in Verbindung zu bringen; jeder Stand müsse seine eigentümlichen Privilegien erhalten; für Preußen sei eine Kammer genügend; sei in Preußen mit dieser Reorganisation der Anfang gemacht und ein Kern vorhanden, so müsse die Abänderung der Verfassungen in den übrigen Staaten durch den Bundestag bewirkt werden.

2. Den Zollverein betreffend.

Da Preußen nicht nachgeben könne, die Koalitionsstaaten aber sich in Darmstadt engagiert hätten, so sei vorläufig eine Auflösung des Zollvereins unvermeidlich; in einer solchen Trennung läge aber zugleich die einzige Bürgschaft der demnächstigen Wiedervereinigung. Die Koalisierten würden sich nämlich nicht unter Oesterreich allein stellen wollen; ebensowenig würde die Bildung einer dritten Zollgruppe sich ausführbar erweisen; Preußen dagegen könne eventuell die Isolierung ertragen; es befinde sich also in der vorteilhaftesten Position; man müsse dieselbe nur vollständig benutzen und jeden Schein von Nachgiebigkeit vermeiden. Die Zikulardepesche vom 27. September [1]) fasse er als den Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung der preußischen Politik auf; diesen Weg müsse man konsequent verfolgen. Wie im Privatleben für zwei Freunde, die in Zwist geraten, eine kurze Trennung der beste und sicherste Weg zur Wiedervereinigung sei, so auch in Bezug auf Preußen und die Koalition.

3. Oesterreich betreffend.

Die Metternichsche Politik habe darin bestanden, die deutschen Angelegenheiten Preußen zu überlassen, um dafür seine Zustimmung in den europäischen

---

[1]) Abgedruckt in dem Band II Seite 208 der von mir herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel.

Fragen zu erlangen. Die Schwarzenbergsche Politik wolle auch die Leitung der deutschen Angelegenheiten Preußen entwinden und dadurch Preußen als Preußen vernichten. In dieser aggressiven Tendenz läge die Möglichkeit eines Krieges; Preußen müsse denselben, wenn es anders Preußen bleiben wolle, aufnehmen; — es würde ihn bestehen, da die politische und finanzielle Lage Oesterreichs von den größten Gefahren umgeben sei. Oesterreich sei durch fremde Waffen gerettet [1]) und werde durch seine eignen Waffen kaum zusammengehalten. Das aber sei ein unnatürliches und auf die Länge nicht haltbares Verhältnis; ein Staat sei nicht bloß Armee.

4. Hessen-Kassel betreffend.

Um Hessen-Kassel von der Koalition zu trennen, gäbe es zwei sichere Mittel, nämlich: den Graf Sch—b—g zu gewinnen oder Hassenpflug zu stürzen. Das erstere sei mit 10000 Reichsthalern zu erreichen, das letztere durch Anstrengung einer anderweiten Untersuchung, für welche in Berlin hinreichende Materialien vorlägen.

5. Nassau.

Der Herzog sei bis jetzt ganz in den Händen seiner beiden österreichisch gesinnten Adjutanten v. Zimiecky und v. Bose, indes habe die Herzogin in neuester Zeit angefangen, einen eignen Willen zu zeigen, dem der Herzog sich gefügt; — hierauf müsse man weiter bauen. Fürst Wittgenstein benutze seine amtliche Stellung zur Erlangung persönlicher Vorteile. Man müsse dies entweder gegen ihn geltend machen oder einen gleichen Weg, um ihn zu gewinnen, einschlagen.

6. Württemberg betreffend.

Auf den König sei kein Verlaß, — er habe mit demselben daher allen Verkehr abgebrochen, er würde auch seinen Abschied nehmen, wenn sich ihm ein andres Feld für seine politische Thätigkeit öffnete.

Welches Feld? — sagte v. Klindworth nicht; aber ich vermute: er wünscht eine Anstellung in Preußen. Darauf deuteten wenigstens mehrfache indirekte Winke hin.

Zum Schluß dieses Referats sei es mir verstattet, noch einige Worte zur Beurteilung der Persönlichkeit des v. Klindworth hinzuzufügen. Wenn ich auch annehmen darf, schon Bekanntes zu wiederholen, so dürfte es doch möglich sein, nach dem Gegebenen die Zuverlässigkeit der Quellen, aus denen ich schöpfte, zu prüfen.

v. Klindworth, ungefähr 53 bis 54 Jahre alt, wäre danach in Hannover, wenn nicht in Göttingen selbst geboren; in letzterer Stadt gehörte er zu derjenigen Klasse, welche dort mit dem technischen Namen „Pflastertreter“ bezeichnet wird. Demnächst studierte er ein wenig Medizin und darauf Jura. — Mitte

[1]) Am 3. Juni 1849 rückten die Russen in Preßburg ein, um den ungarischen Aufstand niederzuwerfen.

oder Ende der zwanziger Jahre trat er in die Dienste des Herzog Karl v. Braunschweig, der ihn adelte. Mit demselben floh er nach England, entzweite sich mit ihm wegen Geldfragen und ging nach Frankreich. Dort hat er bei Guizot das Referat in den deutschen Angelegenheiten bis zum Jahre 1848 gehabt. Wie sein Verhältnis zum König von Württemberg entstanden, habe ich noch nicht erfahren können; er selbst gab mir das Jahr 1830 an; von demselben bezieht er noch heute eine Pension, über deren eigentlichen Grund mehrfache Gerüchte kursieren. In seinem politischen Leben scheint seine Tochter eine bedeutende Rolle zu spielen; sie ist auch die Verfasserin der politischen Briefe der Postzeitung. — Das Gut von Klindworth ist mit Schulden belastet, deren Bezahlung ihm gegenwärtig Sorgen macht. — Irre ich mich nicht, so ist die Entledigung von derartigen Sorgen dasjenige Mittel, ihn dem diesseitigen Interesse dienstwillig zu machen; außerdem die Perspektive einer möglichen Anstellung. Ob unbedingt? wage ich nicht zu bejahen.

Wenn ich für diese Aufzeichnung nicht die offizielle Form gewählt, so kann diese Wahl nur in der ausdrücklichen Anweisung Entschuldigung finden, die erhaltenen Eindrücke so treu und kurz wie möglich wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich geglaubt, Aeußerlichkeiten zu erwähnen, die mir einen Einblick in die jedenfalls merkwürdige und vielfältige Persönlichkeit des v. Klindworth zu geben schienen."

Durch diesen Besuch ermutigt, erneuerte Klindworth am 17. November 1852 sein Ansuchen um Verwendung im preußischen Dienst. Wie sich sein Verhältnis zur preußischen Regierung weiter gestaltete, wird in dem Schlusse dieses Aufsatzes darzulegen sein. Nur so viel wollen wir bereits hier vorausschicken, daß Bismarck den Rat, sich Klindworths Kraft nicht entgehen zu lassen, nicht zu bereuen brauchte; denn er zeigte sich auch hier als ein mit selten politischem Scharfblick ausgestatteter Kopf, der es auch als Redakteur von politischen Aktenstücken mit jedem Gesandten aufnehmen konnte. Hätte ihm nicht seine etwas dunkle Vergangenheit ein Bleigewicht angehängt und würde ihm ein glänzender Familienname zur Seite gestanden haben, so würde sein Name gewiß als ein leuchtender Stern unter den Diplomaten fortleben.



Aus dem Nachlasse Munkacsys.

Von

F. Walther Ilges.

I.

Jugendzeit. — Munkacsy und Wilhelm Leibl. — Munkacsys Bilderhändler.

Zwanzig Gulden hatte der zweiundzwanzigjährige Munkacsy in der Tasche, als er 1866 in München eintraf, um sich hier an der Akademie — das war wenigstens seine Absicht — weiter auszubilden.

Rosig war es ihm bisher nicht ergangen. Vor vier Jahren noch hobelte und leimte er als Tischlergeselle in dem ungarischen Städtchen Arad, und seine zwei Gulden wöchentlichen Verdienstes reichten gerade, um ihm trockenes Brot und hie und da ein Stückchen Speck als Nahrung zu gestatten. Gepinselt hatte er damals freilich auch schon, aber es waren die Bauerntruhen und -schränke, die er für Brautpaare mit den dort üblichen roten und grünen Lilien zu bemalen hatte. Und doch lebte schon in ihm der Drang nach Höherem, die Sehnsucht nach Luft und Licht und Freiheit — er wollte, er mußte heraus aus seinem Elend, das ihn immer fester umklammerte. Und wenn er abends Hobel und Leimtiegel beiseite gelegt hatte, dann begann für ihn erst die Arbeit: er wollte Schriftsteller werden. An Schillers Gedichten richtete er seinen Lebensmut wieder auf, er reimte und dichtete und las bis in die Nacht hinein. Dann wieder war es die Bühne, die ihn anzog; ob er wohl als Schauspieler seinen Weg finden würde? Irgend etwas mußte geschehen, das fühlte er, nur an die Malerei dachte er nicht. Sein Talent zu entdecken, wurde das Verdienst eines kleinen wandernden Porträtmalers, des Ungarn Szamossy. Achtzehn Jahre war Munkacsy alt, als er unter der Anleitung dieses seines ersten und einzigen wirklichen Lehrers seine Ausbildung als Künstler begann.

Eine Anzahl Monate zog er mit Szamossy durch das Land, dann ging er nach Pest. Ueber die Zeit, die Munkacsy hier zubrachte, ist bisher fast nichts bekannt geworden; um so mehr habe ich Grund, einem Jugendbekannten des Malers, Herrn Fabrikant L. P. Mitterdorfer in Berlin, für seine mir freundlichst erteilte Auskunft dankbar zu sein. Herr Mitterdorfer schrieb mir:

„... Ich kann Ihnen die Mitteilung machen, daß ich im Besitze von Munkacsys allererstem Bilde bin. Es ist von ihm unterzeichnet und mit der Jahreszahl 1863 versehen. Ich besitze es seit jenem Jahre. Das Bild soll eine ungarische Bauernstube darstellen mit allen Details des Inhalts. Der Ortsnotar liest einer jungen Frau einen Brief vor, den ihr Mann, welcher sich im Militärdienst befindet, geschrieben hat. Der blinde Vater sitzt am Ofen; durch das Fenster sieht man die Landschaft ...

„... Ich lernte Munkacsy in Pest im Jahre 1863 kennen durch einen Freund, welcher Besitzer eines Papier- und Künstlermagazins war. Wir trafen uns öfters in diesem Hause und abends in der Studentenkneipe zum Hopfengarten (auf ungarisch ‚Komlókert'), wo er stets unser Gast gewesen ist. Er lebte sehr bescheiden und anspruchslos und machte den Eindruck eines Dorfstudenten ...

„... Er wurde an die Malerakademie von Marastoni empfohlen, und dort durfte er nur zeichnen, nicht malen. Eine andre Akademie bestand zu jener Zeit in Pest nicht. Dagegen wurde er durch uns mit einem alten Maler, dem Griechen Laccatarius, bekannt, einem Manne von gleichem Schlage wie Szamossy. Bei dem durfte er mit Oelfarbe malen, das heißt solche Bilder, die Laccatarius zeichnete und unter seinem eignen Namen verkaufte. Ich besitze zwei solcher Bilder.

„Soweit mir erinnerlich ist, malte Munkacsy sein oben genanntes Bauernbild auf Leinwand, die ich ihm gekauft hatte, und bestritt mit dem dafür von mir erhaltenen Geld seine Reise nach Wien. Er malte dieses Bild heimlich und hat Laccatarius damit überrascht, der mich auch veranlaßte, es zu kaufen, da sich damals kein andrer Käufer fand. Wieviel Geld ich dafür gegeben habe, dessen kann ich mich nicht mehr erinnern, nur weiß ich, daß Munkacsy niemals gepumpt hat — das besorgte für ihn sein Mentor Laccatarius, der ihm väterlich zugethan war. Laccatarius war ein alter Mann, über die sechzig Jahre hinaus, von großer, hagerer Figur, mit langem weißem Barte, damals eine stadtbekannte Persönlichkeit ..."

Natürlich soll damit nicht bestritten werden, daß Munkacsy in Pest auch in Verbindung mit den Malern Than und Ligeti gestanden hat; sagte er doch selber später, daß sie ihn damals „wesentlich gefördert" hätten. Die vier Jahre, die er in der ungarischen Hauptstadt sowie in Wien zubrachte, waren nicht minder entbehrungsreich gewesen als die früheren des Handwerkers; wieder war es das trockene Brot, das seine Hauptnahrung bildete, und er mußte sich bequemen, den Handwerkern und Kleinkaufleuten als Bezahlung für gelieferte Ware nicht nur Porträts sondern sogar Firmenschilder zu malen.

Und doch, wie glücklich und lebensfroh war damals der junge Künstler! Glücklicher vielleicht in seinem kleinen Atelier unter dem Dache als später, wo Ruhm und Reichtum ihm zuströmten.

In München wußte sich Munkacsy bald einen Freundeskreis unter den gleichalterigen Kunstgenossen zu schaffen, weniger allerdings durch seine Bilder, die damals — nach seinem eignen späteren Ausspruche mit Recht — keine Bewunderung zu erregen vermochten, als durch sein originelles, stets lustiges Wesen. Wer den verstorbenen Meister nur in den letzten Jahrzehnten seines Lebens gekannt hat, wird sich ihn als schlanken, hochaufgeschossenen, von Witz und Laune übersprudelnden jungen Mann kaum vorstellen können, wie er in München und kurz darauf in Düsseldorf mit langem verschnürten ungarischen Rock und hohen Stiefeln den Mittelpunkt der jüngeren Künstlerkolonie bildete. Nie versagte sein schlagfertiger Witz; da gab es kein Kunststück, das ihm zu schwer gewesen wäre, vom Messerschlucken bis zum Radschlagen — er sang und pfiff seine ungarischen

Lieder, tanzte den heimatlichen Csardas und warf auf Papierfetzen die Karikaturen von Anwesenden oder sich selbst hin. Oft genug war er freilich selber der Zielpunkt der Scherze; seine Zerstreutheit spielte ihm die unglaublichsten Streiche, so, als er eines Tages sein ohnehin üppig wegstehendes Haar, das ihm den Spitznamen des „Spinnenkopfes“ eingetragen hatte, statt mit Oel mit — Siccativ anfeuchtete und so in eine Art Schuhbürste verwandelte, oder, als er später in Düsseldorf einmal einen Fünfzigthalerschein zu einem Zwecke verwandte, zu dem Zeitungspapier genügt hätte ... Ich würde die Anekdote nicht erwähnt haben, wenn mir nicht ein Aufsatz zu Gesicht gekommen wäre, in welchem ein Schriftsteller Balduin Groller, von diesem Geschichtchen ausgehend, ein durchaus verzerrtes Jugendbild seines Freundes gezeichnet hätte. Er spricht von einem ganzen „Banknotenbündel“ und erzählt dann weiter, Munkacsy sei, als er während eines „solennen Banketts“, dessen Gastgeber er war, den Verlust gemerkt habe, kurz entschlossen heimgegangen, habe einen Studienkopf für 600 Thaler verpfändet und sei zur Kneipgesellschaft zurückgekehrt. Im Anschluß daran erzählt Groller von tollen Gelagen in Wien, von einem Billet erster Klasse nach Paris, das Munkacsy einfach weggeworfen habe, um mit seinen Freunden weiterzukneipen, und schließt dann: „So hat er's zeitlebens gehalten. Ein Glück für ihn, daß er eine Frau fand, die ihn verhinderte, mehr auszugeben, als er einnahm. Sonst wäre er auch mit den vielen Hunderttausend fertig geworden.“

Es ist gut, jeder derartigen Legendenbildung von vornherein die Wurzel abzuschneiden. So sei es denn hier nach dem Zeugnisse nicht nur von Munkacsy selbst, sondern nach dem vieler Personen, die damals näher mit ihm bekannt waren, festgestellt, daß der Künstler trotz seiner Lustigkeit ein peinlich genaues und nüchternes Leben führte und niemals, weder damals noch später, über seine Verhältnisse lebte. Niemals hat Munkacsy auch nur einen Pfennig Schulden gemacht, und noch in Düsseldorf im Jahre 1868 trank er nichts als Thee oder wie er im Malkasten beim Kellner bestellte: „Ain Glos Wosser.“ Wenn er später in Paris ein großes Haus führte, so standen seine Ausgaben dabei stets im richtigen Verhältnis zu den fabelhaften Preisen, die er für seine Werke zu dieser Zeit erhielt, und bemerkenswert ist dabei nur, wie er trotz der Verpflichtungen, die die Gesellschaft ihm auferlegte, derselbe thätige Mann geblieben ist, der er früher war, der um acht Uhr morgens an seiner Staffelei stand, den einfachen Mittagsimbiß im Atelier verzehrte und das Atelier erst mit Einbruch der Dämmerung verließ ...

Unter Munkacsys Münchener Bekanntenkreis treffen wir neben Herrn J. v. Brandt, mit dem er eine Zeitlang zusammen wohnte, den kürzlich verstorbenen Wilhelm Leibl. Leibl war nicht nur ein Freund unsers Meisters, sondern gehörte auch zu den wenigen Künstlern, deren Einfluß auf Munkacsys Malweise nachzuweisen ist. Wenigstens gab Leibls „Kritiker“ bei seiner Ausstellung in Düsseldorf 1868 dem ungarischen Künstler den ersten Anstoß, seine alte, tiefdunkle Manier zu verlassen und im „Letzten Tag eines Verurteilten“ eine für seine ganze Kunstrichtung entscheidende Wendung zur „Farbe“ zu machen.

Leibl selbst gelang es ja leider nicht, oder wenigstens erst sehr spät, die seinen Werken gebührende Anerkennung, vor allem den pekuniären Erfolg zu erringen. Sein Aufenthalt in Paris, der ihm, wie später ja auch Munkacsy, wahrscheinlich in kürzerer Zeit zu einer gesicherten Stellung in der Kunstwelt und zu den einem heutigen Maler so dringend nötigen Aufträgen verholfen hätte, wurde durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vorzeitig abgebrochen. Bezeichnend für die Bemühungen Leibls, in der Folgezeit wieder Fuß in Paris zu fassen, sind eine Anzahl Briefe, die er an Munkacsy richtete, und die wir aus dessen Nachlaß hier zum erstenmal wiedergeben können. Die beiden ersten Schreiben Leibls stammen noch aus der Zeit, als er selbst in Paris wohnte, während Munkacsy sich in Düsseldorf schon mit dem Gedanken einer Uebersiedlung in die französische Hauptstadt trug.

Lieber Munkatzi!

Wir kommen eben aus der Ausstellung dahier und haben Dein Bild [1]) gesehen. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist es eines der besten, wenn nicht das beste im ganzen Salon, und gratulieren wir von Herzen.

Ich weiß, daß es Dein Vorhaben war, nach Paris zu kommen. Wir würden uns sehr freuen, Dich hier zu begrüßen, und wenn Du sofort Antwort schreibst, so würden wir ein wundervolles Atelier für Dich bereit haben, welches Du mieten kannst. Es ist billig, und Du wirst schwerlich ein besseres finden in Paris.

Schreibe sofort Deinem Freunde

Willi Leibl.

NB. Selbstverständlich hast Du riesiges Aufsehen gemacht!

Paris, 20. April 1870.
9 Rue Duperré.

Mich durch Freund Leibl als vorgestellt betrachtend, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zu dem außerordentlichen Erfolg Ihres Bildes und schließe mich dem Wunsche Leibls an, Sie hier bald zu begrüßen.

Mit besonderer Hochachtung

F. Paulsen.

*

Paris, den 5. Mai 1870.

Lieber Munkacsy!

Es hat mich sehr gefreut, daß Du meinen Brief so rasch beantwortet hast, mehr aber, daß Du darin in Aussicht stellst, Dein Domizil hier in Paris aufschlagen zu wollen. Ich möchte nur wünschen, daß Du diesen Entschluß baldmöglichst zur Ausführung bringen möchtest. Der eigentliche Zweck dieses Briefes ist, Dich in Kenntnis zu setzen, daß Herr Goupil, der erste Kunsthändler von Paris, sich lebhaft für Dein Bild interessiert hat und bei seiner am nächsten

---

[1]) Den „Letzten Tag eines Verurteilten“.

Sonntag oder Montag erfolgenden Ankunft in Düsseldorf Dich aufsuchen wird. Halte Dich und Deine Bilder bereit. Schließlich bemerke ich noch, daß sich die Franzosen gegen Eure Erwartung sehr nobel benommen und Deinem Bilde einen Platz eingeräumt haben, wie Du ihn besser Dir nicht wünschen kannst.

Es grüßt Dich freundschaftlich

Dein

Wilh. Leibl.

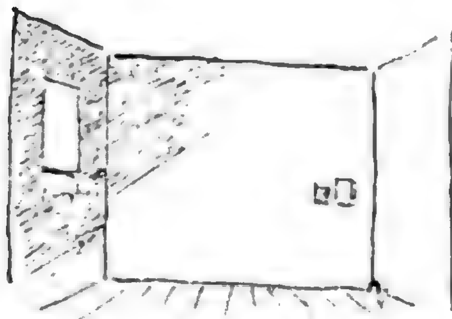
Herr Paulsen läßt sich Dir und Herrn Vonderland empfehlen.

*

München, den 24. Februar 1876.

Lieber Freund!

Entschuldige, daß ich so lange mit einer Antwort auf Deinen freundschaftlichen Brief gezögert habe. Dein ganzer Brief beweist mir, daß Du noch in alter treuer Freundschaft meiner gedenkst, und ich wäre wohl gesinnt, Deinen Rat, nach Paris überzusiedeln, zu befolgen, wenn ich dort auf Erfolg rechnen könnte. Ich schicke Dir nun ein kleineres Bild und einen Kopf. Ich bitte Dich vor allem, wenn Du die Bilder in Deinem Atelier aufstellen willst, dies folgendermaßen zu thun, weil sie in anderm Lichte schlecht aussehen:



Hänge sie auch gehörig vorn herüber. Ich habe diese zwei Sachen auf dem Lande unter den Bauern gemalt. Schreibe mir, wie sie Dir gefallen und was französische Künstler und Kunstkenner davon meinen, weil davon abhängt, ob ich nach Paris gehe oder nicht. Ich habe noch einige größere Sachen gemalt, welche ich aber hier um weniges verkaufen mußte. Augenblicklich male ich das Porträt eines alten Herrn, welches in der Malerei ziemlich pastös wird. Es ist bald fertig, doch weiß ich noch nicht, ob ich es hier bei der großen Ausstellung im Juni oder im Pariser Salon ausstellen soll. Wenn Du mir behilflich bist, die zwei Sachen in Paris zu verkaufen, würde ich Dir ewig dankbar sein. Daß es Dir so gut geht, freut mich recht herzlich. Dich wie Deine Frau Gemahlin freundlichst grüßend, verbleibe

Dein treuer Freund

W. Leibl.

Anbei schicke ich Dir noch einige Abdrücke von meinen Radierungen.
Schreibe mir ja recht bald, ob Du die Bilder erhalten hast.

*

Lieber Munkacsy!

Für Deine gütige schnelle Antwort auf mein Telegramm danke ich Dir vielmals. Das Porträt habe ich heute als Eilgut an Deine Adresse abgesendet

und hoffe, daß es noch rechtzeitig ankommt. Ich bitte Dich nun inständig, daß Du wo möglich bei denjenigen, welche die Bilder aufhängen, einwirken mögest, daß sie mein Bild wieder in ein kleines Kabinett hängen und nicht hoch, aber sehr vorn herüber. Gerade so wie damals das weibliche Porträt. Ich weiß wohl, daß die Franzosen auf uns Deutsche nicht gut zu sprechen sind, doch glaube ich, daß Du einen so bedeutenden Einfluß in Paris ausübst, daß sie meine Arbeit unparteiisch beurteilen werden. Vielleicht komme ich zum Salon nach Paris und hoffe, daß ich dann mein Bild nicht oben an der Decke hängen sehe. Du hast gewiß wieder ein schönes Bild für den Salon fertig, was ich dann auch zu sehen bekomme. Solltest Du mit Herrn Gerome oder Steevens zusammenkommen, so grüße sie von mir, wenn sie sich meiner noch erinnern, und bitte sie auch in meinem Namen, ihren Einfluß in betreff meines Bildes geltend zu machen. Nun lebe wohl, lieber Munkacsy, und, indem ich Dich noch bitte, mir den Empfang des Bildes anzuzeigen, schließe ich mit den herzlichsten Grüßen an Dich

als Dein treuer Freund W. Leibl.

München, den 9. März 1877.

*

Lieber Munkacsy!

Dein freundlicher Brief hat mir viele Freude verursacht, weil ich daraus zu entnehmen glaube, daß mein Bild auch den französischen Malern gefällt, und daß sie sich bei ihrem Urteil über meine Arbeit nicht dadurch beeinflussen lassen, daß ich ein Deutscher bin. Ich habe ja auch mit der Politik gar nichts zu schaffen und immer den größten Respekt vor den französischen Künstlern gehabt. Wenn man mein Bild so hängt wie Anno 1869 in einem kleineren Zimmer und ebenso tief und vorn herüber, so bin ich ganz glücklich. Wenn Du mir wieder schreibst, so vergiß nicht, ob sich noch einige Künstler an mich von früher erinnern. Für Deine Bemühungen mit dem Rahmen danke ich Dir vielmals; ich weiß nicht, wie ich mich einmal dafür revanchieren soll; auch glaube ich, daß das Porträt in einem schmalen und einfachen Rahmen sehr gewinnen wird. Was nun Deine Bilder anbetrifft, so bist Du wohl viel zu bescheiden, und ich werde mich freuen, bei meiner eventuellen Anwesenheit in Paris dieselben zu sehen. Ich habe diesen Winter den Adjutanten des Königs von Bayern gemalt, welches wenigstens sehr ähnlich ist. Auch noch einige andre zu meinem Vergnügen, wovon eines furchtbar dick gemalt ist und sehr altertümlich aussieht. An meinem Bilde habe ich lange nicht gemalt; es ist aber bis auf eine Figur fertig. Nun lebe wohl, es grüßt Dich herzlichst und unbekannterweise auch Deine Frau Gemahlin.

Dein treuer Freund W. Leibl.

München, den 26. März 1877.

*

Schloß Holzen, den 6. August 1877.

Lieber Freund!

Du kannst Dir denken, daß, nachdem ich auf meinen letzten Brief an Dich, was doch schon so sehr lange her ist, keine Antwort erhalten habe und auch

nicht weiß, wo mein Porträt sich jetzt befindet, ich mich dadurch sehr beunruhigt fühlen muß. Daß ich in Paris kein succès haben würde, habe ich mir vorausgedacht. Ich danke Dir, daß Du bewerkstelligt hast, daß das Bild wenigstens gut gehängt war, wie ich von einigen Freunden gehört habe, die in Paris waren. Dagegen bedauerten sie, daß das Bild und hauptsächlich der Kopf total eingeschlagen gewesen sei, was ich leider hier nicht bemerkt habe. Wäre ich dort gewesen, so hätte ich es natürlich einfach gefirnißt. Man versichert mir, daß durch dieses Eingeschlagensein die ganze Wirkung aufgehoben worden sei. Sei dem nun, wie ihm wolle (in Paris wäre für mich ja doch nichts zu holen), so komme ich in die größte Verlegenheit, weil ich dem Eigentümer sein Bild nicht zurückstellen kann, ja nicht einmal weiß, wo es sich befindet. Ich bitte Dich daher dringend, mir das Bild so bald wie möglich an meine alte Adresse in München absenden zu wollen, damit ich nicht auch noch in derlei Fatalitäten komme. Die Zeit ist so schlecht genug. Ich habe Dich jetzt schon so oft mit meinen einfältigen Angelegenheiten belästigt, daß ich mich wahrhaftig sehr entschuldigen muß, und ich versichere Dir, daß es diesmal das letzte Mal geschieht. Also sehe ich hoffnungsvollst einer baldigen gütigen Antwort und meinem Bilde entgegen und verbleibe unter den herzlichsten

Grüßen an Dich

Dein treuer Freund W. Leibl.

*

München, den 3. April 1878.

Lieber Freund!

Schon wieder wage ich es, Dich mit einer Bitte zu belästigen, aber mit einer kleinen. Ich habe nämlich zwei Porträts an den Salon abgeschickt und zwar an den Spediteur in Paris, der die Bilder aus München gewöhnlich besorgt. Möchtest Du nun nicht so gut sein und bei denen, die die Bilder plazieren, Deinen Einfluß dahin geltend machen, daß dieselben in die unterste Reihe und in ein Seitenkabinett gehängt werden. Es sind bloß Köpfe und nehmen nicht viel Raum weg. Ich weiß nicht, ob sie Dir gefallen werden. Ich glaube, man muß sie sehr lange und genau anschauen, um etwas Gutes daran zu finden. Bei der deutschen Ausstellung in Paris werde ich auch vertreten sein, und zwar mit meinem neuesten Bilde, darstellend fünf Bauern. Was machst Du gegenwärtig Schönes für die Ausstellung? Hast Du es schon fertig? Man verdient hier gar nichts mehr, und ein kleiner succès in Paris könnte mir sehr nützen. Aber ich glaube nicht daran. Anbei schicke ich ein paar schlechte Photographien nach den beiden Köpfen ... Also hoffe ich, daß man meine Bilder durch Deine Verwendung gut hängen und nachsichtig beurteilen möge, und verbleibe unter herzlichen Grüßen

Dein Freund W. Leibl.

*

München, den 25. Juni 1878,
Landwehrstraße Nr. 42/4.

Lieber Freund!

Entschuldige, daß ich erst so spät Deinen freundlichen Brief beantworte. Für Deine Einladung danke ich Dir vielmals, kann dieselbe aber nicht annehmen, weil ich ein neues Bild hier anfange. Es würde mich sehr freuen, Dich einmal wieder in München zu sehen. Vielleicht kommst Du bald einmal mit Deiner Frau Gemahlin. Meine Bilder habe ich Dir nicht geschickt, weil Du doch damit unnötige Arbeit gehabt hättest; ich habe sie dem Kunsthändler, Herrn Goupil geschickt, aber noch keinerlei Antwort von ihm erhalten, ob er sie erhalten oder nicht. Es ist eine Zeichnung dabei, welche, glaube ich, wenn man sie genau betrachtet, etwas Gutes hat. Wie sieht's denn mit dem Porträtmalen in Paris aus? Hat keiner von den Reichen Lust, sich von mir malen zu lassen? Doch, wo so ausgezeichnete Maler sind, wird man meiner nicht bedürfen. Augenblicklich habe ich eine Federzeichnung nach meinem Bilde gemacht, welche in (der) „Gazette des beaux arts“ erscheinen wird. Indem ich nun hauptsächlich Dich und Deine werte Frau Gemahlin herzlichst grüße, bitte ich Dich, auch Herrn Stevens vielmals von mir grüßen zu wollen, und verbleibe auf baldige Antwort hoffend

Dein treuer Freund

W. Leibl.

Als Ergänzung dieser Briefe, zu denen sich, wie es scheint, die Antworten Munkacsys in Leibls Nachlaß nicht vorgefunden haben, gebe ich die liebenswürdige Auskunft, die mir der langjährige Freund und Kollege Leibls, Herr Kunstmaler J. Sperl in Bad Aibling, über die in den Briefen erwähnten Gemälde seines verstorbenen Freundes gegeben hat:

„... ich erinnere mich, daß das im Briefe Leibls an Munkacsy vom 24. Februar 1876 erwähnte Bild einen alten Bauern und eine Wirtsfrau in in Halbfiguren darstellt und den Titel trägt: ‚Der letzte Pfennig‘ (‚Der Sparpfennig‘) ... Das weiter erwähnte Bild stellt einen weiblichen Kopf (junges Mädchen) in halber Lebensgröße vor. Ferner erinnere ich mich, daß das im Briefe vom 9. März 1877 erwähnte Porträt den Baron v. Perfall darstellt (jetzt in der Pinakothek in München). Das Bild, von welchem im Briefe vom 26. März 1877 die Rede ist, ist das Porträt des Adjutanten des Königs von Bayern, Freiherrn v. Stauffenberg. An die im Briefe vom 3. April 1878 erwähnten Porträts kann ich mich nicht mehr erinnern, dagegen weiß ich, daß das ferner dort erwähnte Bild politisierende Bauern (‚Die Dorfpolitiker‘) darstellt ...“

Munkacsy selbst besaß eins der besten Leiblschen Werke, die „Dachauerinnen“. Ueber die Art, wie er in den Besitz dieses Bildes gekommen ist, machte vor kurzem eine kleine Geschichte die Runde durch die Blätter, welche zwar sehr interessant zu lesen war, aber mit so vielen Künstleranekdoten den Vorzug teilt, erfunden zu sein. Leibl soll danach eine größere Anzahl Gemälde einem Münchener Kunsthändler zum Vertrieb übergeben und, da nach längerer Zeit noch kein Stück

verkauft war, für alles zusammen in Bausch und Bogen ein paar hundert Mark erhalten haben. Munkacsy aber hätte die „Dachauerinnen", die gleichfalls unter dem „Ramsch" gewesen seien, bei dem Kunsthändler gesehen und gegen ein eignes Bild vertauscht. In Wirklichkeit lag die Sache so, daß Leibl, der ja, wie wir aus den Briefen ersehen haben, immer wieder einen Versuch machte, in Paris Fuß zu fassen, dem dortigen Bilderhändler Goupil die „Dachauerinnen" zur Ausstellung in seinem Kunstsalon geschickt hatte, wo sie trotz des billigen Preises — ich glaube 4500 Francs — allerdings keinen Käufer fanden, bis sie Munkacsy zu dem ausgesetzten Preise erstand. Munkacsy war damals ganz entrüstet über die Gleichgültigkeit der Pariser einem Maler gegenüber, dessen Größe er selber schon zu einer Zeit erkannt hatte, als der Name Leibl noch nicht den Klang besaß wie später.

Als vor einigen Jahren ein Teil der Kunstschätze Munkacsys verkauft wurde, glückte es meiner Vermittlung, die „Dachauerinnen" vor dem Schicksal, in der Kunstsammlung eines Amerikaners zu verschwinden, zu retten und dem Deutschen Reiche zu erhalten; das Bild befindet sich jetzt bekanntlich in der Berliner Nationalgalerie ...

Mit den Anekdoten berühmter Männer ist das überhaupt so eine Sache; die schönsten sind leider oft erfunden und dabei, was das bedenklichste ist, nicht einmal gut erfunden. War nun in der eben richtig gestellten Erzählung ein Münchener Bilderhändler unverdientermaßen als Krämer hingestellt worden, so muß ich bei einer zweiten Anekdote dem vorher genannten Pariser Bilderhändler Goupil ein Verdienst wieder absprechen, das ich selber ihm nach einer sonst durchaus einwandfreien Quelle zugeschrieben habe. In meiner Munkacsy-Monographie [1]) begann ich meine Darstellung mit der gewiß interessanten Scene, wie beim Auspacken des von Munkacsy zum Pariser Salon 1870 eingesandten Bildes „Der letzte Tag eines Verurteilten" eins der Mitglieder der „Hängekommission", ein Herr de Rivières, von dem Werke so ergriffen wird, daß er spornstreichs zu dem ihm bekannten Goupil läuft, um diesen auf den — damals noch ganz unbekannten — Maler aufmerksam zu machen. Hierauf soll Goupil ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nach Düsseldorf zu Munkacsy gefahren sein und dem Ueberraschten alles, was er in seinem Atelier an fertigen und unfertigen Gemälden und Skizzen vorfand, abgekauft und neue Werke bestellt haben. Wie nun aber aus dem Briefe Leibls vom 5. Mai 1870, also ziemlich lange nach Eröffnung des Salons, hervorgeht, war Goupil trotz der Aufforderung des Herrn de Rivières ein viel zu vorsichtiger Geschäftsmann, als daß er nicht die Stimme der öffentlichen Meinung abgewartet hätte, bevor er ein Geschäft mit dem unbekannten Genie abschließen wollte. Im Grunde hat er also nicht mehr gemacht, als was jeder beliebige „branchekundige" Bilderhändler auch gekonnt hätte; bei einem späteren Falle muß man über Goupil sogar ein noch

---

1) M. v. Munkacsy. Mit 121 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld und Leipzig (Verlag von Velhagen & Klasing). 1899.

schärferes Urteil fällen, bei dem ihm von Munkacsy angebotenen Kauf des „Milton“, also des Bildes, das jetzt noch von manchem als das beste Werk des Meisters geschätzt wird. Munkacsy hatte sich, als er 1870 zuerst mit Goupil in Verbindung trat, nicht, wie es der Bilderhändler ihm vorschlug, durch einen Vertrag binden lassen wollen; wohl aber zeigte er jedes fertig gewordene Werk zuerst Goupil, der denn auch eine Anzahl davon erstand. Als nun Munkacsy 1877 an seinem „Milton diktiert seinen Töchtern das verlorene Paradies“ malte, glaubte er aus den Lobsprüchen, mit denen Goupil den Fortschritt der Arbeit begleitete, entnehmen zu können, daß dieser das fertige Werk sofort kaufen werde. Er täuschte sich, denn Goupil, bei dem auch hier wieder der vorsichtige, nüchterne Geschäftsgeist das Kunstverständnis überwog, forderte ihn nur auf, das Bild in seinem Salon auszustellen, in der Hoffnung, selber einen Liebhaber als festen Abnehmer zu finden, bevor er das Werk erstände. Die Einladungen zur Besichtigung des „Milton“ waren schon gedruckt, als ein neues Hindernis eintrat: das Bild konnte weder durch die Thüre noch durch ein Fenster in den Goupilschen Kunstsalon hineingeschafft werden — es war zu groß! Statt nun, wie das in solchen Fällen üblich ist, die Leinwand vom Rahmen zu lösen, zuckte Goupil die Achseln und sandte Munkacsy mit höflichem Bedauern den „Milton“ zurück. Munkacsy war durch diese Gleichgültigkeit, die ihm ein Urteil über den Wert des Bildes zu zeigen schien, geradezu in Verzweiflung. Jetzt kam aber unaufgefordert, als wahrer deus ex machina, ein andrer Bilderhändler Ch. Sedelmeyer, der ihm nicht nur einfach sagte: „Schicken Sie es zu mir“, sondern der ihm auch ohne zu mäkeln sofort den geforderten Preis dafür zahlte. Sedelmeyer sollte sich in seiner Beurteilung nicht getäuscht haben. „Milton“, der schon in dem Sedelmeyerschen Kunstsalon außerordentliches Aufsehen erregte, begründete bei seiner kurz darauf erfolgenden Ausstellung in der österreichisch-ungarischen Abteilung der Pariser Weltausstellung 1878 recht eigentlich den Weltruhm Munkacsys, dem er außer der „großen Ehrenmedaille“ den ungarischen Adel, sowie das Offizierkreuz der französischen Ehrenlegion eintrug.

Ich benutze diese Gelegenheit, die Verdienste, die sich Sedelmeyer um Munkacsys Kunst in hohem Maße erworben hat, festzustellen um so lieber, als ich damit dem Lebensbilde des Künstlers, wie ich es in meiner Monographie vor zwei Jahren zu zeichnen versuchte, einen wichtigen Zug hinzufügen kann. Mit Absicht wende ich den Ausdruck „Verdienste um Munkacsys Kunst“ an, denn es ist unbestreitbar — um nur ein Beispiel zu erwähnen —, daß Munkacsys große Christusbilder wohl kaum ohne Sedelmeyers feste Bestellung entstanden wären. Sedelmeyer war es, der dem stets vorsichtigen und Wagnissen abholden Künstler den Mut gab, ein dramatisches Bild von der Größe des „Christus vor Pilatus“ in Angriff zu nehmen, und zwar wußte er ihm diesen Mut nicht durch wohlfeiles Lob und schöne Worte zu machen, sondern durch sein klipp und klar in runder Summe von so und so viel tausend Franken ausgedrücktes Zutrauen zu erwecken. Es wird wohl nicht bestritten werden, daß auch der Künstler, der wie Munkacsy nicht am Gelde klebt, nur dann mit der Anerkennung, die die

Welt ihm zollt, zufrieden sein wird, wenn man seine Werke nicht nur lobt, sondern auch kauft. So empfand es Grillparzer als bittere Ironie, daß man ihm zum achtzigsten Geburtstage Fackelzüge darbrachte und schöne Reden hielt, während am gleichen Tage nach dem nüchternen Geschäftsberichte seines Verlegers ein sage und schreibe ein Exemplar eines Werkes von ihm verkauft worden war!

Munkacsy fand während der zehn Jahre, die sein am 4. November 1878 mit Sedelmeyer abgeschlossener Vertrag dauerte, die einem Künstler so notwendige Ruhe, die es ihm erlaubte, ohne Rücksicht auf den Gedanken: wie wird es dem Publikum gefallen? nur das zu malen, wozu er sich gedrängt fühlte. Um einen Begriff von seiner Fruchtbarkeit sowie von den Preisen, die seine Bilder erzielten, zu geben, sei erwähnt, daß er während dieser Zeit gegen hundert Gemälde an Sedelmeyer verkaufte und dafür ungefähr zwei Millionen Franken von diesem erhielt.

Diese Sorglosigkeit des Schaffens hat Munkacsy später nicht mehr wiedergefunden und, wenn er auch in seinen Einnahmen sich nicht geschmälert sah, so ist es wohl glaublich, daß die Aufregungen, die ihm in der Folgezeit beim Warten auf kaufende Liebhaber seiner Werke nicht erspart blieben, es ihn zuweilen bedauern ließen, den Vertrag mit Sedelmeyer nicht erneuert zu haben, und daß er diesem Bilderhändler, der auch fernerhin in freundschaftlichen Beziehungen mit ihm blieb, und auf dessen Kunsturteil er viel gab, selbst einmal gelegentlich sagte, die zehn Jahre ihrer Verbindung seien in künstlerischer Beziehung die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen.



Bei Joseph Joachim.

Von

Waldemar v. Wasielewski.

Wohl zu allen Zeiten, aber stets vereinzelt, hat es Künstler gegeben, die, über den wechselnden Geschmacksrichtungen der Zeit stehend, ihren Darbietungen das Gepräge höchster Stilvollendung zugleich mit dem eines durchaus persönlichen Schaffens zu geben vermochten. Solche Künstler sind es, die dem hierfür Empfänglichen die letzte, feinste und seltenste Art des Kunstgenusses vermitteln. Freilich setzt diese Wirkung eine so völlige gegenseitige Durchdringung der individuellen, rein persönlichen Elemente der Künstlerseele mit der höchsten geheimnisvoll gesetzmäßigen Erscheinungsform der Kunst, die wir Stil nennen, voraus, daß sie, sei es bewußt oder unbewußt, immer nur wenigen Bevorzugten wirklich gelingt.

Zu den Künstlern dieser Art gehört Joseph Joachim, und es ist das erwähnte Vermögen, was seinen geigerischen Leistungen ihren eigensten Zauber von jeher verliehen hat. Freilich mußte die thatsächlich unvergleichliche Art seines Spieles zu einer Zeit auffallender wirken, als der Meister das Beethovensche Violinkonzert der geblendeten Mitwelt zu neuem, man darf sagen zum eigentlichen Leben erweckte und als phänomenale, in ihrer Art einzig dastehende Persönlichkeit wirkte. Seither sind zwei Generationen aufgewachsen, deren musikalischem Bewußtsein er ein Förderer und Helfer gewesen ist und noch heute an der Schwelle des höheren Lebensalters es zu sein fortfährt. Auf allen Punkten der Musikwelt leben und wirken Männer, meist bedeutende Künstler selber, die sich mit Stolz seine Schüler heißen, und auf die ein Teil seines Geistes übergegangen ist. So viel von ihm ist Fleisch und Blut unsrer heutigen Musikausübung geworden — zunächst natürlich auf dem engeren Gebiete des Violinspiels und der Kammer-, vorzugsweise der Quartettmusik — daß wir im Vollbesitz und Genuß der gereiften Früchte uns erst erinnern müssen, wie viel wir davon dem einen Manne verdanken, meist ohne viel daran zu denken. Ganz besonders gilt dieses hinsichtlich der betreffenden Schöpfungen Bachs und Beethovens, sodann auch Schumanns und Brahms'.

Unter den vielen Tausenden, die seine Kunst genießen durften, befinden sich naturgemäß auch viele bedeutende Männer, die kein näheres Verhältnis zur Musik gehabt haben. So bot sich mir kürzlich die Gelegenheit, ihn über Moltke und Bismarck in dieser Hinsicht zu befragen, die er beide, besonders den ersteren, privatim öfters durch sein Spiel erfreut hat.

„Moltkes Liebe zur Musik," sagte der Meister, „hatte etwas recht Eigenartiges. Der große Feldherr bevorzugte nämlich durchaus Sätze sanften Charakters. So beispielsweise das schöne Adagio aus der Violinsonate in F von Beethoven. Mit ganz besonderem Behagen aber hörte er den Mittelsatz aus Bachs D-moll-Konzert für zwei Violinen. Die breite, ruhige Stimmung dieser und ähnlicher Stücke war es, was ihm von aller Musik besonders zusagte."

„Und Bismarck?"

„Mit ihm bin ich nur zweimal zusammengetroffen, das zweite Mal in Friedrichsruh im Jahre 1896. Er hörte wohl gelegentlich einmal ganz gerne etwas Musik, aber weder sein Interesse noch sein Verständnis für dieselbe war bedeutend.

„Im übrigen," fuhr der Meister fort, „kann man oft die Bemerkung machen, daß bedeutende Menschen, auch wenn sie nicht eigentlich musikalisch sind, doch den Wert und die Bedeutung unsrer Kunst zu schätzen und sich ihr gleichsam auf einem Umwege zu nähern vermögen. Die allgemeine Höhe ihrer geistigen Kultur ermöglicht das derartigen Naturen in oft staunenswerter Weise. Das eminenteste Beispiel dafür, so wenige darum wissen, bietet Goethe dar."

„Ich fand in einem Ihrer Briefe an meinen Vater eine hierauf bezügliche Stelle," sagte ich. „Derselbe hatte Ihnen einen Aufsatz über Goethes Verhältnis zur Musik gesandt. In dem Briefe danken Sie für die ‚Sendung, welche zu meiner großen Freude dem Vorurteil steuert, als habe es dem herrlichen, all-

umfassenden, göttlichen Dichter an einem Herz für unsre Kunst gefehlt. Goethe mußte auch Musik fühlen; ich glaubte immer daran, und Du weisest es dem Ungläubigsten beredt nach.'"

„Nun ja," erwiderte Joachim. „Nehmen Sie nur die zum Teil wunderbar tiefen Worte Goethes über Musik in seinen Romanen, besonders in den Wanderjahren, in mehreren Gedichten und vielen andern Stellen seiner Werke; nehmen Sie seinen Briefwechsel mit Zelter, seine Wertschätzung Bachs, den ihm Mendelssohn immer wieder vorspielen mußte, und für dessen Wirkung auf ihn er das grandiose Wort fand, bei ihrem Anhören sei es ihm, als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selber unterrede, ungefähr so, wie es sich in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. Auch für Beethoven, wenngleich mehr für seine Persönlichkeit, zeigte er das regste Interesse. Und dann seine musiktheoretischen Bemühungen. Goethe ist inkommensurabel nach jeder Seite. Hat es ihn doch sogar bis zur eignen Komposition getrieben. Und bei und trotz alledem läßt sich nicht sagen, daß Goethe von Natur musikalisch gewesen sei. Er erzwang es eben durch die allgemeine Macht seines Geistes. Bei Charles Dickens hatte ich selber Gelegenheit, ähnliches zu beobachten, freilich keineswegs in diesem Maße. Und wie gesagt, die Erscheinung ist bei bedeutenden Männern nicht selten."

Von Dickens, Carlyle, Tennyson, welch letzterer ein besonders lebhafter Verehrer Joachims war, lenkte sich das Gespräch auf das englische Publikum, dessen Musikliebe der Meister ein sehr anerkennendes Zeugnis ausstellte.

„Sie machen stark die Mode mit, das ist wahr, und schwärmen jeweilig für das Neueste, versäumen aber deshalb andres nicht. Ich gebe nächstens wieder in London Quartettabende, in denen ich ganz dasselbe spiele wie hier in der Singakademie. Und die 1600 Plätze sind bereits Wochen vorher fort."

„Sollte das nicht vielleicht zur Hauptsache auf der Anziehungskraft Ihrer in London so wohl bekannten Persönlichkeit beruhen?"

„Auch andre Künstler haben sich nicht zu beklagen. Die Liebe des Engländers zur Musik ist groß. Nirgendwo werden so oft große Chorwerke, natürlich Händelsche besonders, zur Aufführung gebracht. Gesangvereine mit sehr tüchtigen Leistungen sind außerordentlich zahlreich. Mendelssohn schrieb seinerzeit den ‚Elias' für London und brachte ihn dort zur Aufführung.

„Sie finden ferner in England unter den gebildeten Dilettanten einen sehr regen und erfreulichen Eifer für musikhistorische Dinge, der sich auch in eigner Bethätigung auf diesem Gebiete bewährt.

„Und nicht nur an geistiger Anteilnahme für Musik und Musiker, sondern auch an materieller Förderung hat es England — und gerade England — nie fehlen lassen. Zur selben Zeit, in der Bach in bescheidenen, wenngleich nicht ärmlichen Verhältnissen starb, hinterließ Händel ein Vermögen von einer halben Million. Und das wollte damals etwas heißen."

„Nur zu bedeutenden Komponisten scheint es nicht zu langen jenseits des Kanals, trotz der beruhigenden Versicherung, die ich als Ausspruch eines Eng-

länders hierüber irgendwo einmal las: ‚Wir haben zwar jetzt noch keine, aber wir werden dafür sorgen.‘“

Der Meister lachte. „Das mag wahr sein,“ sagte er. „Uebrigens haben auch die Engländer eine produktiv bedeutsame Musikepoche gehabt, es ist freilich schon etwas lange her. In gegenwärtiger Ermangelung davon erbauen sie sich besonders an deutschen Meistern. Webers, Mendelssohns, dann besonders Beethovens Musik haben — immer neben Händel — dort die größten Triumphe gefeiert. Seit einiger Zeit jedoch ist es besonders Wagner, dessen Opern in England einen außerordentlichen Enthusiasmus erregen.“

„Welches ist eigentlich Ihre persönliche Stellung zu Wagners und Liszts Musik?“ fragte ich. „Man hört darüber so viel Widersprechendes.“

„Nun, als mich Liszt im Jahre 1850 als Konzertmeister nach Weimar zog, war ich begeisterter Anhänger Wagners, das heißt zunächst seines ‚Lohengrin‘, der wenige Wochen zuvor unter Liszt seine Erstaufführung erfahren hatte. Auch heute bewundere ich die zahlreichen Schönheiten seiner Schöpfungen so, wie nur etwas sonst.“

„Auch in seinen späteren Werken?“

„Auch in diesen. Es kommen überall wunderschöne Sachen vor. Dabei verhehle ich nicht, mit Wagners Prinzip der Verbindung der Einzelkünste zu dem ‚Gesamtkunstwerk‘ nicht einverstanden zu sein. Ist es doch auch nicht gelungen, diese Forderung zu einer allgemeingültigen zu machen, ja wir beginnen eher das Gegenteil zu sehen.

„Wagners höchst energische Persönlichkeit hat sich in dem Gesamtkunstwerk einen Weg gefunden, aber nur sich allein. Wer nicht über die ganz besondere Eigenart und Mannigfaltigkeit seiner Befähigung verfügt, soll und kann ihm auf diesem Wege nicht folgen. Wir haben ja auch mehr als einen mißlungenen Versuch der Art erlebt.

„Ich glaube übrigens, wenn Wagner mehr gelernt hätte, würde sein Bedürfnis nach polyphoner Gestaltung in überzeugenderer und klarerer Weise zum Ausdruck gelangt sein. Daß ihm dieses Bedürfnis innewohnte, ist zweifellos — denken Sie nur an die Meistersinger und vieles andre gerade aus seinen späteren Werken.

„Was dagegen Liszt angeht, so ist es mir immer verkehrt erschienen, seine und Wagners Musik in einem Atem zu nennen. So sehr ich Ursache hatte, den Menschen Liszt zu schätzen und so groß meine bewundernde Verehrung seiner pianistischen und Dirigentenleistungen war, so fühlte ich mich von vornherein von seinen symphonischen Dichtungen abgestoßen, und es geht mir bis heute nicht anders. Seine Kompositionen erwecken in mir den Eindruck, als habe ihn dazu nicht spontane schöpferische Kraft getrieben, sondern ein gewisser Ehrgeiz, sich neben seinen übrigen gewaltigen Fähigkeiten auch als Komponist bewähren zu müssen. So fehlt es ihm denn keineswegs an Wollen, an Intention, wohl aber am Können, an glaubhafter Fähigkeit musikalisch bedeutender Gestaltung. Daß dieser Grundmangel durch die effektvolle Behandlung des Orchesters verdeckt

werden soll, konnte mich nicht günstiger für die Werke stimmen. Es zeigt sich doch darin ein Mangel an Aufrichtigkeit, möchte ich sagen, so von der Sache auf ihr Gewand die Aufmerksamkeit abzulenken."

„Das gute Bestreben, Neues zu bieten," sagte ich, „hat ihn doch wohl auch stark in der Art seines Schaffens beeinflußt."

„Was einzelne Mittel des Ausdrucks betrifft, sicher. Die Programmmusik an sich ist ja viel älter. Und sagen wir, da die Musik rein aus eignen Mitteln doch einmal keine bestimmten Vorgänge darstellen kann — Liszt habe im Tasso beispielsweise mehr ein musikalisches Charakterbild zu entwerfen versucht, so kann ich meiner Ueberzeugung gemäß nur sagen, daß ihm hier nicht gelang, was andrerseits bereits früher mit bestem Gelingen unternommen worden ist, so von Beethoven in der Coriolanouverture."

„Man hat Ihnen wohl diese Stellungnahme zu Liszts schöpferischem Wirken auf gewissen Seiten krumm genug genommen."

„Es ist thöricht, zu verlangen, persönliche Freundschaft müsse bis zur Verleugnung des eignen künstlerischen Gewissens gehen," erwiderte Joachim einfach. „Darauf aber wäre es damals herausgekommen. Sobald ich mir über meine innerliche Divergenz mit der von Liszt kompositorisch vertretenen Kunstrichtung völlig klar geworden war, konnte ich auch äußerlich eine Halbheit nicht bestehen lassen, die geeignet war, die unangenehmsten Situationen herbeizuführen. Was die rein künstlerische Seite der Sache betrifft, so können hier nur die Zeit und weitere Entwicklung der Musik das letzte Wort sprechen."

„Neuerdings wird allerdings wieder stark für Liszt Propaganda gemacht, besonders wohl in Süddeutschland," sagte ich. „Ich erinnere mich, daß ich in München seinen ‚Christus' mit Bachs Matthäuspassion und Beethovens Missa solemnis in Parallele gebracht hörte."

„Merkwürdig," sagte der Meister. „Ich habe nicht geglaubt, daß man Liszt über das Grab hinaus eine größere Bedeutung als Komponist zuerkennen würde. Und nun gar in derart übertriebener Weise. Das ist ja schlimmer, als ob man Franz Stuck neben Böcklin stellen wollte."

Schon vorher hatte ich in Joachims Wohnung mit großer Ueberraschung und Freude eine Bekanntschaft von der vorjährigen Ausstellung der Berliner Sezession erneuert; Böcklins herrliches Bild „Die Melancholie" schmückt die Wand eines der Zimmer.

„Leider ist das Bild nicht mein persönliches Eigentum," erwiderte der Meister auf eine diesbezügliche Frage. „Es gehört meinem Wohnungsgenossen, Herrn Professor Markees.

„Aber Sie lieben Böcklin?"

„Außerordentlich. Das ist doch wieder einmal ein ganz Großer, ein Genius, dessen Werke man mit hoher Bewunderung und Freude in sich aufnimmt. Wie ist die ganze Natur in seine Kunst eingezogen. Und alles innerlich verarbeitet, nirgends etwas Totes oder bloß Gemachtes. Und man möchte sagen,

auch nichts Willkürliches bei all seiner hohen Originalität. Man empfindet, es ist alles aus einem Gusse und nichts Falsches oder Aengstliches daran.

„Ich sah bei Ihnen noch ein andres modernes Meisterwerk, das ebenfalls auf der Sezessionsausstellung und zwar der ersten, glaube ich, viele verdiente Bewunderung geerntet hat — Ihre eigne Büste von der Hand Hildebrandts."

„Ja, es ist ein schönes Werk, sie soll später in der neuen Hochschule aufgestellt werden. Finden Sie sie übrigens ähnlich? Es ist nämlich merkwürdig, daß verschiedene Freunde in dieser Hinsicht unzufrieden waren, so daß einige versicherten, sie hätten mich gar nicht danach erkannt."

„Ich finde sie vor allen Dingen weit mehr als bloß äußerlich ähnlich. Das Werk erregte von Anfang an meine Bewunderung, besonders als ein getreues Abbild Ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Es ist gerade wie Ihre Art zu spielen, so schlicht und echt, so geradezu den künstlerischen Kern erfassend ohne alles Beiwerk. Es ist eines der Werke, von denen man sagen kann, daß sie das letzte Ziel der Porträtkunst schlechthin erreichen."

„Es freut mich, daß Sie das finden," erwiderte der Meister freundlich. „Hildebrandt ist ein excellenter Künstler. Besonders vortrefflich sind auch die seiner Leistungen, in denen er architektonische Motive mit plastischen verbindet. Ich habe ganz Vorzügliches der Art von ihm gesehen.

„Die bildenden Künste erleben jetzt eine große Periode. Wie bedeutend ist die Anzahl wirklich hervorragender Künstler zurzeit auf diesem Gebiete. Ein eigentliches Urteil darüber ist nicht meines Amtes, aber seine Empfindung hat man natürlich für sich."

„Es wäre nur gut," bemerkte ich, „wenn man für die Musik ein Gleiches behaupten oder doch für eine nahe Zukunft prophezeien dürfte."

„Man kann in Sachen der Kunst nie prophezeien. Was mich betrifft, so würde ich selbst meine ganz persönlichen Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der Musik und etwaige Erwartungen hinsichtlich ihrer nächsten Weiterentwicklung nicht öffentlich äußern mögen. Daran können sich Aesthetiker und Historiker versuchen. Unsre Aufgabe ist, gute Musik zu machen; nach unsrer besten Ueberzeugung für alles das thätig einzutreten, was wir als echt und wahr empfinden. Im übrigen heißt es warten und hoffen.

„Und so ganz arm ist die Gegenwart doch auch nicht. Von Brahms zu schweigen, aber auch ein so starkes Talent wie beispielsweise Tschaikowski — ich nenne ihn gerade, weil ich kürzlich wieder seine Symphonie pathétique von den Philharmonikern unter Nikisch ganz vorzüglich hörte. Ein Werk von so außerordentlicher Intensität des Gefühles, von solcher Verve des Ausdrucks — ein paar Trivialitäten und Breiten gebe ich Ihnen preis — dann mit dem entzückend graziösen zweiten Satz (im Fünfvierteltakt) verdient doch alle Beachtung, die ihm ja auch zu teil wird. Es ist vielleicht die hervorragendste Erscheinung der jüngsten Zeit auf symphonischem Gebiete und bedeutender als alles der Art, was bei uns letztlich erschienen ist. Und die Ausführung, wie gesagt, war glänzend."

„So teilen Sie nicht die ziemlich weit verbreitete Ansicht, daß die moderne

Erscheinung der Leitung mehrerer Orchester von seiten eines Dirigenten, sowie die bekannten Reisen eines Teiles unsrer großen Orchester ihre Leistungen beeinträchtigen müsse?“

„Darbietungen wie der eben erwähnten gegenüber ganz sicher nicht. Denken Sie auch an die Reisen Steinbachs mit seinem wundervollen Orchester. Hie und da mögen ja wieder gewisse Bedenken ihre Richtigkeit haben.“

„Ich hörte einmal,“ sagte ich, „den etwas sonderbaren Einwand, das Gewandhausorchester beispielsweise sei so fest mit der Stadt Leipzig verknüpft, daß es an einem andern Orte nicht ganz so wirken könne, da es seiner historischen Atmosphäre dadurch entzogen sei. So etwa, wie einem die Größe der Michelangeloschen Wandgemälde erst in der sixtinischen Kapelle völlig aufgehe.“

„Mit Bildern ist das doch etwas andres. Aber freilich, oft wiegen derartige in gewissem Sinne äußerliche Dinge schwerer, als man denken möchte.

„So giebt es ja auch,“ fuhr der Meister fort, „musikalische Wirkungen fürs Auge, wovon ich übrigens nicht viel halte. Die Forderung beispielsweise, daß sämtliche Geigen zugleich herauf- und herunterstreichen. Es mag dieses und ähnliches ja wirklich an einzelnen Stellen etwas ausmachen, aber im allgemeinen liegt die Wirkung doch wohl nur in der Idee und gewinnt erst durch Suggestion vom Auge her nun auch auf die Gehörsvorstellung Einfluß. Das ist ein interessantes Kapitel, über das sich viel sagen ließe.“

Im weiteren Gespräch über Ausführung von Musik bot sich Gelegenheit dar, auf einen der interessantesten Punkte, Joachims eignes Spiel betreffend, näher einzugehen.

Eingangs wurde erwähnt, daß neben des Meisters übrigen glänzenden Eigenschaften als Violinspieler es vor allem sein eigenartiges Stilbewußtsein war, welches bereits früh das Erstaunen und die Verehrung aller, von kunstverständigen Laien an bis zu alten, im Dienst der Kunst ergrauten Musikern seinen Leistungen gegenüber wachrief.

Joachims eigne Aeußerungen über diesen Punkt lassen keinen Zweifel, daß es sich hierbei bei ihm keineswegs um einen Akt bewußter Stilgestaltung handelt, sondern vielmehr einfach um die Ausübung eines sozusagen divinatorischen seiner Seele in seltenem Maße eignen Vermögens, das nicht weiter zu analysieren ist.

„Das ist ganz instinktiv,“ sagte er. „Eine vorherige Erwägung etwa ‚dies ist Bach, dies ist Beethoven‘ oder ‚dies muß so, das so aufgefaßt werden‘ hätte für mich gar keinen Sinn. Ich kann, was mich selbst angeht, hierüber nur sagen, wenn man liebt und verehrt, macht sich das ganz von selbst.

„So liebe ich es auch nicht, mir in meiner Stimme vorher Bezeichnungen zu machen, etwa an bestimmten Stellen besondre Bogenführung, Fingersatz oder Vortragsnuancen zu notieren. Das alles würde für mich beim Spiel nur störend und hinderlich wirken und mir die Freiheit rauben. Ich überlasse mich hinsichtlich solcher Dinge jedesmal dem Gefühl, der augenblicklichen Eingebung und Entscheidung.“

„Wenn man seiner selbst absolut sicher ist,“ sagte ich, „ist ein solches Ver-

fahren, das nicht einmal den Gedanken an eine Schablone aufkommen läßt, gewiß das beste. Aber bei den unzähligen feinen Nuancen im Verlauf eines größeren Stückes und der Forderung, jeden Takt im Sinne und auf der Höhe des Ganzen zu gestalten, bedeutet dieses Vertrauen auf das nie Versagen der Inspiration doch für viele und bedeutende Künstler ein Wagnis, dem sie sich beim öffentlichen Spiel nicht stets gewachsen fühlen. Schon wegen des unruhigen Gefühles, das mit dem Auftreten verbunden zu sein pflegt. Haben auch Sie dieses Gefühl je kennen gelernt?"

„Früher nicht," erwiderte der Meister. „Es gab eine Zeit, in der es mir ganz fremd war. Späterhin doch manchmal. Und so muß ich mich auch jetzt am Anfange jedes Winters in den ersten Konzerten erst wieder ‚eingewöhnen'. Auch andre Künstler haben in ihrer späteren Zeit dieselbe Erfahrung gemacht, so Klara Schumann. Man denkt doch öfter, es möchte irgend etwas passieren, etwa daß beim Auswendigspiel das Gedächtnis plötzlich versagen könne. Das Vertrauen auf all das ist nicht mehr ganz dasselbe. Man wird eben doch alt," schloß er lächelnd.

Damit mag es noch gute Wege haben. Der Meister, der in Kürze sein siebzigstes Lebensjahr vollenden wird, soll noch lange in gleicher wirkungsfreudiger geistiger Jugend erhalten bleiben, sich und uns. Denn freilich werden andre kommen, die die Kavatine aus Beethovens großem B dur-Quartett spielen werden, auch gut spielen, und sie sind schon da. Aber es sind — andre.



Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst als Botschafter und der Pariser Metervertrag vom 20. Mai 1875.

Von

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Schon längst ist es mir als eine Pflicht der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit erschienen, der in der Ueberschrift bezeichneten Episode der staatsmännischen Wirksamkeit des vor kurzem aus seinem hohen Amte geschiedenen Herrn Reichskanzlers in der Oeffentlichkeit an geeigneter Stelle eine authentische Darlegung zu widmen, welche auch nicht ohne zeitgeschichtlichen Wert sein wird, da mir durch eine bescheidene Mitwirkung bei jenen Vorgängen besonders nahe Einblicke in dieselben gegönnt waren.

Die von mir eine Zeit lang gehegte Absicht, einen solchen Bericht in der Oeffentlichkeit an den 25. Jahrestag des Metervertrages (20. Mai 1900) an-

zuknüpfen, hatte ich fallen lassen, weil ich ein gewisses Widerstreben empfand, dem damals noch in hoher Machtstellung befindlichen Staatsmanne eine derartige persönliche Huldigung darzubringen.

In dieser Hinsicht besitze ich jetzt völlige Freiheit, meinem Herzensbedürfnis und Pflichtgefühl ohne Gefahr irgend einer Mißdeutung folgen zu können.

Als ich in den ersten Monaten des Jahres 1869 von dem damaligen Präsidenten des Bundeskanzleramtes, Herrn Delbrück, berufen wurde, die wissenschaftliche Leitung der in der Maß- und Gewichtsordnung des Norddeutschen Bundes vom 17. August 1868 beschlossenen Einführung des metrischen Systems in Deutschland zu übernehmen und an die Spitze der nach demselben Gesetze zu schaffenden Normaleichungskommission des Norddeutschen Bundes zu treten, war es ein wesentlicher Beweggrund für meine Entschließung zur Annahme dieses nobile officium, daß eine solche Wirksamkeit mir einen Einfluß gewähren könnte auf die Herbeiführung einer wissenschaftlichen Vervollkommnung des metrischen Maß- und Gewichtssystems, dessen zunehmende internationale Verbreitung immer mehr die Aussicht eröffnete, daß die definitive Einigung der Menschenwelt im Maß- und Gewichtswesen auf dieser Grundlage erfolgen würde. Sei es mir gestattet, im Interesse der vollen Würdigung der weiterhin zu schildernden Vorgänge zunächst einige Ausblicke zu eröffnen auf die kulturgeschichtliche Entwicklung der ganzen Angelegenheit. Der breite Aufbau dieses Postamentes für ein Denkmal des wesentlich durch den Fürsten Hohenlohe mit zu stande gebrachten Pariser Metervertrages wird sich, wie ich hoffe, durch den Gesamteindruck rechtfertigen.

Schon im Jahre 1867 hatte die zweite Generalkonferenz der internationalen wissenschaftlichen Vereinigung, welche damals mitteleuropäische Gradmessung hieß und jetzt den Namen „Erdmessung" führt, sich dahin erklärt, daß das Meter in Zukunft die einheitliche wissenschaftliche Grundlage bei den sämtlichen Landesvermessungen bilden solle, daß aber hierfür auch Reformen in den fundamentalen Einrichtungen und in der wissenschaftlichen Handhabung dieses Systems, sowie zugleich internationale Zentraleinrichtungen zur dauernden Sicherung dieser Grundlagen im Interesse aller erforderlich sein würden.

Da ich an diesen Beschlüssen, welche wesentlich der Initiative des Delegierten der Schweiz in dieser Konferenz, Prof. Hirsch (Neuchâtel), verdankt wurden, lebhaft Anteil genommen hatte, erschien es mir als eine besondere Pflicht, jetzt, nachdem Deutschland durch die Annahme des metrischen Systems noch nähere Rechte zum Mitsprechen bei der Gestaltung und Handhabung jenes Maß- und Gewichtssystems erlangt hatte, bei unsern leitenden Staatsmännern, sofort beim Beginn der Neubildung des deutschen Maß- und Gewichtswesens auf internationaler Grundlage, für die Auffassungen und Forderungen jener Konferenz Verständnis und Anteil zu erwecken.

Dies gelang um so leichter, als bereits hervorragende Vertreter der deutschen Wissenschaft, an ihrer Spitze der große Astronom Bessel, welchem die preußischen Maßeinrichtungen nahezu vierzig Jahre vorher eine neue Fundierung von aus-

gezeichneter Genauigkeit und Zweckmäßigkeit verdankt hatten, die Verbesserungsbedürftigkeit der Grundlagen und der Handhabung des metrischen Systems scharf hervorgehoben hatten, woraus eine Zeitlang sogar erhebliche Gegenwirkungen gegen die Einführung des metrischen Systems in Deutschland hervorgegangen waren.

Es waren hauptsächlich zwei Einwürfe, welche von der deutschen Wissenschaft gegen das metrische System erhoben wurden: Erstens seine Naturmaßdefinition, deren Grundlage in der Natur überhaupt nicht in eindeutiger Weise existiert und auch bei eventuellen Wiederholungen ihrer Bestimmung, selbst unter identischen Umständen, nicht mit ausreichender Sicherheit wiedergefunden werden kann; zweitens die unvollkommene Darstellung der Längeneinheit durch einen Maßstab von unzureichendem Material und ungeeigneter Einrichtung.

In erster Hinsicht war man in Deutschland etwas ungerecht gegen die französischen Begründer des Metersystems. Mit der großartigen Freiheit und Kühnheit, mit welcher sich der französische Genius von der Gewohnheit und der Tradition lossagt, wenn dieselbe dem wahrhaft Verständigen und Zweckmäßigen im Wege ist, mag sie sonst noch so sehr durch liebgewordene wirkliche Vorzüge von kleinem Genre oder durch angedichtete Schönheiten ehrwürdig sein, hatte Frankreich in jenen bewegten Tagen am Ende des 18. Jahrhunderts die Grundlagen eines internationalen Maß- und Gewichtswesens schaffen wollen, welches sich möglichst unmittelbar an das dem ganzen Menschengeschlecht materiell gemeinsamste, nämlich an den Erdkörper anschloß, und zugleich eine andre, dem Menschengeschlecht ebenso gemeinsame Einrichtung, nämlich die Zehnzahl der Finger als die Grundlage unsers ganzen Zählungswesens, auch in allen Einteilungen und Abstufungen der Maße und Gewichte zur folgerichtigen Durchführung brachte. In allen französischen Schulen ist auch noch immer an den Wandtafeln, welche das Maß- und Gewichtssystem darstellen, ein Erdglobus aufgemalt, an welchem der vierte Teil eines durch die Pole gelegten Kreises, der sogenannte Meridianquadrant, mit der Bezeichnung: „Zehn Millionen Meter“, versehen ist.

Bekanntlich hatte man damals, bevor man die Metereinheit, entsprechend dieser Definition, in einem Normalmaßstabe, einem sogenannten Urmaße, verkörperte, umfassende Gradmessungen ausgeführt, um das Verhältnis zwischen den zu diesen Messungen dienenden Längenmaßen (beziehungsweise der in ihnen verkörperten Maßeinheit) und gewissen Bogenstücken des Meridianumfanges der Erde möglichst genau zahlenmäßig zu bestimmen und dann auf dieser alten Maßeinheit die neue Einheit aufzubauen. Man hat dabei viel Geschick bewiesen, aber noch mehr Glück gehabt; denn man hat damals gemäß obiger Definition eine Meterlänge gefunden, welche von dem gegenwärtig durch eine größere Anzahl von noch umfassenderen Gradmessungen gefundenen wahrscheinlichsten Werte dieser Einheit nur um etwa ein Zehntel des Millimeter, also um $^1/_{10\,000}$ ihres Betrages abweichend ist.

Natürlich ist auch der gegenwärtig geltende wahrscheinlichste Wert der Länge

des Meridianquadranten der Erde noch mit merklichen Unsicherheiten behaftet, welche nicht viel kleiner sein werden als jener Fehler der Meterlänge. Auch kann nach dem gegenwärtigen Stande der Erdmessung die Länge eines beliebigen sogenannten Meridianquadranten der Erde überhaupt nicht als eine eindeutige Größe betrachtet werden, da selbst die sogenannte ideale Erdoberfläche, nämlich die zusammenhängende Niveaufläche der Flüssigkeiten, keinem einfachen allgemeinen Gesetze folgt, sondern nur annäherungsweise der Fläche eines Rotationsellipsoides entspricht.

Demungeachtet hatte der Gedanke, die neue Längeneinheit, der man sofort eine internationale Verbreitung zu geben gedachte, an die Dimensionen der Erde anzuschließen, nicht bloß eine große soziale Bedeutung, weil er in der That den Anschluß der übrigen Kulturländer durch diese gänzliche Unabhängigkeit von nationalen Traditionen und von ähnlichen engeren Gesichtspunkten entschieden erleichterte, sondern er hatte auch eine praktisch-wissenschaftliche Bedeutung, welche von vielen großen Gelehrten nicht genügend gewürdigt worden ist.

Ein zahlenmäßig einfaches Verhältnis zwischen der Längenmaßeinheit und gewissen in Winkelwerten ausgedrückten Einteilungsgrößen des Erdumfanges hat bei allen Orts- und Abstandsbestimmungen auf der Erdoberfläche und auch bei den zu gewissen praktischen und wissenschaftlichen Zwecken darauf begründeten Flächenberechnungen einen sehr hohen ökonomischen Wert im Sinne der Erleichterung und Sicherung zahlloser rechnerischer Operationen. Die Schiffahrt, welche am frühesten mit Beziehungen zwischen Winkelmessungen an der Himmelskugel einerseits und Orts- und Abstandsbestimmungen auf der nahezu kugelförmig gekrümmten Erdoberfläche andrerseits zu thun hatte, war auch schon seit Jahrhunderten dazu übergegangen, eine einfache Beziehung von ganz ähnlicher Art zwischen ihrer Längenmaßeinheit und einer Winkeleinheit in ihre sogenannten Schiffsrechnungen einzuführen, indem sie die von dem Schiff auf der Meeresfläche zurückgelegten Strecken nach sogenannten Seemeilen maß und diese Einheit gleich der Winkeleinheit von einer Bogenminute, nämlich gleich dem sechzigsten Teil der Länge eines Grades setzte, von welchem 90 auf den Viertelkreis des Kugelumfanges gehen.

Ganz dieselbe höchst rationelle Bedeutung hatte es, als die Begründer des metrischen Systems das Tausendfache der Längenmaßeinheit oder das Kilometer gleich $^1/_{10\,000}$ der Strecke zwischen Aequator und Pol der Erde setzten, zugleich aber den vierten Teil des Umkreises fortan nicht mehr in 90, sondern in 100 Grade und jeden der letzteren Grade in 100 Minuten einzuteilen vorschlugen, so daß dann eine solche Winkel- oder Bogenminute $^1/_{10\,000}$ des Viertelkreises darstellte und dadurch in eine Beziehung zum Kilometer trat, welche vollkommen der nautischen Gleichsetzung einer Seemeile und einer Bogenminute der alten Winkeleinteilung parallel geht.

Alle diese Gleichsetzungen können zwar auf der gekrümmten Fläche des Erdkörpers, wegen der Abweichungen derselben von der Kugelgestalt und auch wegen der zwar viel kleineren, aber bei genaueren Bestimmungen doch nicht zu vernach-

lässigenden Abweichungen, welche zwischen dem wahren Verlaufe jener Fläche, des sogenannten Geoids und dem sogenannten Rotationsellipsoid, obwalten, nur Geltung haben in Bezug auf durchschnittliche oder mittlere Größenverhältnisse; aber auf solchen angenähert richtigen einfachen Beziehungen baut sich dann die feinere Rechnung mit einer außerordentlichen, für die gesamte Vermessungspraxis sehr förderlichen Erhöhung der Leichtigkeit und Sicherheit bei der Durchführung der elementarsten wie der strengsten mathematischen Operationen auf. Der große Vorteil, welchen solche Anknüpfungen der Längenmaßeinheit an die Winkeleinheit bieten, wird allerdings für das Meter erst mit der, auch sonst sehr wünschenswerten und rationellen, allmählichen Durchführung der Hundertteilung des Viertelkreises in volle Wirksamkeit treten.

Der Anschluß der metrischen Maßeinheit an die Dimensionen des Erdkörpers enthielt nur in einem Punkte, welcher damals bei der Motivierung jener Festsetzungen eine nicht geringe Rolle spielte, einen unklaren Gedanken, welcher späterhin wesentlich der Ausgangspunkt einer spottenden Kritik wurde. Man glaubte und behauptete nämlich damals, daß jener Anschluß an die Größe der Erde für alle Zukunft die Möglichkeit darbieten würde, die Maßeinheit wieder zu finden, selbst wenn das Urmaß und alle diejenigen Maßstäbe, welche genau gleichwertige Kopien desselben darstellten, irgendwie vernichtet würden oder überhaupt in einer noch nicht vorauszusehenden und nicht mit Sicherheit in Rechnung zu stellenden Weise im Laufe der Jahrhunderte und so weiter erhebliche Veränderungen erfahren sollten. Dies war insofern ein Irrtum, als alle Wiederholungen der Ableitung der Metereinheit aus der Länge eines Meridianquadranten der Erde (durch sogenannte Gradmessungen) immer aufs neue mit unvermeidlichen Messungsfehlern behaftet sein werden, und zwar nach allen bereits vorliegenden Erfahrungen, mit so erheblichen unvermeidlichen Messungsfehlern, daß die dauernde Erhaltung der Längenmaßeinheit durch Anpassung an wiederholte Gradmessungen viel stärkeren Schwankungen und Unsicherheiten ausgesetzt sein würde, als durch Veränderungen der Prototype oder im Falle eines Verlorengehens der Prototype und so weiter durch den bei einem solchen Verluste gebotenen Anschluß der Einheit an vorhandene Maßstäbe von geringerer Genauigkeit.

Immerhin liegt in jenem Gesichtspunkte des Naturmaßgedankens auch ein richtiger Kern verborgen; denn nach vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden könnte sich doch herausstellen, daß der Anschluß der Längenmaßeinheit, nicht gerade an den Meridianquadranten der Erde, aber an gewisse, wenn auch nur Zehner des Kilometers betragende größere Strecken auf der Erdoberfläche, deren begrenzende Endpunkte man unter Umständen sorgfältigst in gewisse Erdschichten einbetten könnte, doch eine große Vermehrung der Sicherheit und Kontrolle für unsre Maßstäbe darbieten würde. Zumal wenn solche Kontrolldistanzen auf der Erdoberfläche in verschiedenen Regionen der letzteren ausgeführt und mit Hilfe aller sonstigen einschlägigen wissenschaftlichen Erwägungen gesichert würden, zum Beispiel auch durch fortgehende Berücksichtigung aller Bewegungserscheinungen der Erde und aller Temperaturverhältnisse, würde man die Unveränderlichkeit

oder das Maß einer sehr kleinen Veränderlichkeit jener Distanzen möglicherweise sicherer für die Erhaltung der Maßeinheit zu Grunde legen können, als die bloße Verkörperung in metallischen Maßstäben, für deren sozusagen säkulare Beständigkeit noch gar keine sicheren Erfahrungen vorliegen.

Aus ähnlichen Gründen hat man neuerdings die Metereinheit, mit vollster Zustimmung aller Sachverständigen, auch noch an ein andres Naturmaß, die sogenannten Lichtwellenlängen, angeschlossen, bei denen man zwar auch eine absolute Beständigkeit nicht annehmen, aber doch auf einen gewissen Grad von säkularer und kosmischer Beständigkeit rechnen darf, der für die Stoffgebilde der menschlichen Technik noch in keiner Weise verbürgt ist. Nur mit wenigen Worten möchte ich hier darauf hinweisen, daß für eine Reihe von fundamentalen kosmischen Problemen die Beständigkeit oder wenigstens die Stetigkeit der Erhaltung der Längeneinheit unsrer Maßbestimmungen von hoher Bedeutung ist.

Was sodann die vorerwähnte zweite Gruppe der damaligen Einwürfe gegen das metrische System betrifft, nämlich die Bemängelung des Materials und der Einrichtung seines Urmaßes, so mußte die Berechtigung derselben in dem Zeitpunkte, von welchem hier die Rede ist, durchaus anerkannt werden. Seit der Begründung des metrischen Systems hatte die Präzisionstechnik und die Metallurgie gerade auf diesem Gebiete bedeutende Fortschritte gemacht. Bei der Herstellung des Urmaßes und des Urgewichtes des metrischem Systems war von den französischen Gelehrten und den aus andern Ländern zur Mitwirkung bei diesen fundamentalen Arbeiten berufenen Sachverständigen, dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Technik entsprechend, Vortreffliches geleistet worden. Vielleicht hatte bei den Erwägungen hinsichtlich der Beständigkeit des Materials der Prototype, als welches man Platin mit einer noch ziemlich unvollkommenen Art der Formgebung und Bearbeitung gewählt hatte, der Gedanke an das Naturmaß und die allzu sanguinische Vorstellung von der Möglichkeit einer wiederholten Kontrolle der Prototype durch erneuten Anschluß an das Naturmaß die kritische Vorsicht etwas geschwächt. Insbesondere stellte das Prototyp der Längeneinheit, das sogenannte Meter der Archive, auch was die Beschaffenheit seiner maßgebenden Endflächen und die Kenntnis der Abhängigkeit seiner Länge von der Temperatur betrifft, eine Art der Fundierung dar, welche in der That die Kritik herausforderte, als weiterhin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Männer wie Gauß und Bessel begannen, höhere Anforderungen an die Genauigkeit der wissenschaftlichen Maßbestimmungen zu stellen, und als sie der Technik in dieser Richtung die bedeutsamsten Anregungen darboten.

Wie schon erwähnt, hatte Bessel ein Urmaß des preußischen Längenmaßsystems geschaffen, welches mit besonders feinen und kritisch durchgebildeten Einrichtungen für diesen Zweck versehen war.

Als nun im Jahre 1867 die internationale Erdmessung in der vorerwähnten Weise eine Vervollkommnung und Vereinheitlichung der Längenmaßtechnik auf dem Gebiete der Erdmessung und der Landesvermessungsarbeiten einzuleiten begonnen hatte, wurde der Ruf immer allgemeiner, daß die bisherige Fundierung

des metrischen Systems durch seine Prototype unzureichend sei, und daß nunmehr mit vereinten Kräften und Mitteln Besseres geschaffen werden müsse.

Bevor ich den Fortgang dieser Bewegung und die Beteiligung Deutschlands an derselben jetzt weiter verfolge, sei zunächst noch die Bemerkung gestattet, daß diese Reform doch sehr bald auf Grund von Gesichtspunkten und Erfahrungen, welche inzwischen seit Bessels Zeit gesammelt worden waren, ganz andre Wege ging als der letztere eingeschlagen hatte, was an sich keinerlei Vorwurf gegen seine bewundernswerten Arbeiten auf diesem Gebiete ist, aber doch zur Einschränkung des übermäßigen Selbstgefühls dienen könnte, mit dem fast bis in die Gegenwart hinein von manchen wissenschaftlichen Seiten in Deutschland noch behauptet worden ist, daß die Einfühung des metrischen Systems gegenüber den preußischen Einrichtungen als ein Rückschritt zu betrachten gewesen sei. Seitdem man nämlich die sehr bedenkliche Veränderlichkeit kennt, welche alle Gebilde aus Stahl im Verlaufe der Zeit in ihrer Struktur und ihren Dimensionen erfahren können, darf auch das aus Stahl hergestellte preußische Urmaß nur noch historischen Wert und keinerlei absoluten Autoritätswert hinsichtlich der Unveränderlichkeit mehr beanspruchen.

Die in der internationalen Konferenz von 1867 gegebene Anregung zur Reform der Grundlagen des metrischen Systems hatte schon in kurzer Zeit in der ganzen Kulturwelt und auch in Frankreich Wurzel gefaßt. Anfangs zwar war in Frankreich die Meinung entstanden, daß man dabei eine neue Festsetzung der Meterlänge durch neue und umfassende Gradmessungen plane, während in Wirklichkeit die leitenden Männer der Erdmessungsorganisation jegliche Veränderung der in vielen Ländern schon zur Geltung gelangten und in zahlreichen wissenschaftlichen Messungen bereits verkörperten Meterlänge als eine völlig unnötige Verwirrung des Messungswesens total ablehnten und nur für die Zukunft auf eine größere Sicherung der einheitlichen Anwendung dieser nun einmal angenommenen Meterlänge durch eine zweckmäßigere und gemeinsam zu kontrollierende Urmaßeinrichtung bedacht waren.

Als ich um diese Zeit bei der Uebernahme der Leitung der Einführung des metrischen Systems im Norddeutschen Bunde hervorhob, daß es sich gleichzeitig darum handeln werde, das metrische System nunmehr auch zu der Würde eines den Anforderungen der Wissenschaft voll entsprechenden, auch in der Verwaltung seiner Grundlagen wahrhaft internationalen Maß- und Gewichtssystems emporzuheben und dadurch auch alle noch widerstrebenden Stimmen in der deutschen Wissenschaft zu gewinnen, fand dies das einsichtigste Verständnis bei dem Herrn Präsidenten des Bundeskanzleramtes und ebenso Zustimmung an den übergeordneten Stellen.

Zugleich hatte im Jahre 1869 auch die Pariser Akademie der Wissenschaften angesichts der wachsenden Stärke jener Reformbewegung beschlossen, sich an die Spitze der letzteren zu stellen, und bald begannen nun die diplomatischen und wissenschaftlichen Verhandlungen, welche zunächst auf die Berufung einer in Paris im Sommer 1870 abzuhaltenden internationalen Konferenz gerichtet waren, als

deren unmittelbare Aufgabe eine Beratung über die Herstellung von neuen und vollkommeneren Prototypen des metrischen Systems bezeichnet wurde.

Von seiten des Norddeutschen Bundes wurde die Einladung zu dieser Konferenz bereitwillig angenommen und mir die wissenschaftliche Vertretung des Bundes auf dieser Konferenz übertragen. Bevor der Zusammentritt der letzteren erfolgen konnte, war aber der Krieg ausgebrochen, so daß ich verhindert war, an den Beratungen teil zu nehmen. Trotz des Krieges wurde indessen die internationale Konferenz in den ersten Augusttagen von 1870 in Paris eröffnet. Fast alle andern Kulturländer waren daselbst durch wissenschaftliche Delegierte vertreten, und es entstand nun eine Bewegung unter denselben im Sinne einer mit Zustimmung der französischen Regierung an den deutschen Delegierten zu richtenden Einladung, daß er trotz des Krieges auf der Konferenz erscheinen möge. Der großbritannische Delegierte, Sir G. B. Airy, Direktor der Sternwarte zu Greenwich, setzte sich in diesen merkwürdigen Tagen im Auftrage der Versammlung mit mir in briefliche und telegraphische Korrespondenz, um mich zu diesem Erscheinen zu bewegen. Persönlich erklärte ich mich bereit, aber Graf Bismarck lehnte aus tieferen Gründen die Beteiligung eines deutschen Delegierten unter den obwaltenden Umständen ab. Inzwischen entbrannte der Krieg mit voller Energie, und nach den ersten für Frankreich verloren gegangenen Schlachten ging die Konferenz auseinander, nicht ohne ein Komitee für die Vorbereitung der nächsten Konferenz eingesetzt zu haben, zu dessen Mitglied auch der deutsche Delegierte gewählt wurde.

In den wenigen Tagen hatte die Konferenz bereits mit großer Einmütigkeit das Programm der Beratungen erweitert, indem nicht bloß die Herstellung neuer vervollkommneter Prototype verlangt, sondern auch eine Mitwirkung der andern Länder bei der Durchführung dieser Reform und bei der künftigen Handhabung und Verwaltung der neuen Prototype ins Auge gefaßt wurde.

Das für die Vorbereitung der späteren Fortführung der internationalen Beratungen eingesetzte Komitee wurde nach dem Kriege im Anfange des Jahres 1872 von der französischen Regierung einberufen und versammelte sich zu Paris im Frühjahr desselben Jahres.

Wir begannen in den Sitzungen dieses Komitees jetzt näher zu erörtern, in welcher Weise das neue Urmaß und das neue Urgewicht des metrischen Systems hergestellt werden solle, und welche Einrichtungen alsdann zu schaffen sein würden, um den das metrische System anwendenden Kulturländern jene Mitwirkung an der Sicherung der Aufbewahrung und an der zweckmäßigen Handhabung dieser Prototype zu gewähren, letzteres besonders im Hinblick auf die notorisch unzureichenden Anordnungen und Einrichtungen, welche in Paris bis dahin für die Verausgabung von Kopien der Prototype und für die Feststellung des genauen Wertes solcher Kopien vorhanden gewesen waren.

Das Komitee entwarf in diesem Sinne die wesentlichen Grundzüge, nach denen das Beratungsprogramm der nächsten für den Herbst 1872 in Aussicht genommenen internationalen Konferenz aufgestellt werden sollte.

Schon bei diesen Vorberatungen ergab sich der deutliche Eindruck, daß in Paris zwei wesentlich verschiedene Auffassungen in betreff des Fortgangs der ganzen Angelegenheit miteinander kämpften. Auf der einen Seite standen, unter der Führung des großen Chemikers Henri Sainte-Claire-Deville, mehrere hervorragende Fachmänner, denen es für den Ruhm Frankreichs genügte, daß seine Schöpfung, das metrische System, jetzt von einer immer größeren Zahl von andern Ländern angenommen wurde.

Diese Männer waren vollkommen bereit, dieser neuen Stellung des metrischen Systems nicht bloß in einer Erneuerung und Vervollkommnung seiner Grundlagen, sondern auch in dem Zugeständnis einer Mitwirkung der übrigen Länder an seiner bis dahin ausschließlich französischen Verwaltung Ausdruck zu geben. Mit der Feinheit ihres Verständnisses sahen sie auch voraus, daß die Schaffung eines solchen internationalen Mittelpunktes in Paris gerade für die französische Präzisionstechnik eine unvergleichliche, übrigens auch im Interesse aller übrigen Länder liegende Förderung zuwege bringen konnte. Andre, ebenfalls hervorragende Fachmänner, von einer mehr nationalistischen Auffassung und überwiegend beeinflußt durch die Gesichtspunkte der damaligen Zentral-Verwaltung des französischen Maß- und Gewichtswesens in dem sogenannten Conservatoire des Arts et Métiers, wollten nur so weit gehen, daß die Prototype erneuert würden; aber die Aufbewahrung und Verwaltung derselben sollte wie bisher lediglich eine Sache Frankreichs sein, höchstens unter Gewährung einer ganz platonischen Mitwirkung der Wissenschaft der übrigen Länder.

Auf dieser Seite empfand man es unter Mitwirkung der damals in so erklärlicher Weise gedrückten und gereizten Stimmung Frankreichs als eine Demütigung, daß auf dem Gebiete der Maß- und Gewichtseinrichtungen die französische Wissenschaft und Technik gewissermaßen unter ein internationales Kuratel gestellt werden solle. An der Spitze dieser Gruppe stand der damalige Direktor des Conservatoire des Arts et Métiers, General Morin.

Als nun die internationale Konferenz im Oktober 1872 zusammentrat, bei welcher das nunmehrige Deutsche Reich durch den damals an der Spitze des bayrischen Maß- und Gewichtwesens stehenden Professor v. Jolly und durch mich vertreten war, entwickelten sich die Beratungen unter dem Drucke des Kampfes jener beiden französischen Gruppen in höchst bewegter Weise, so daß die Konferenz mehr als einmal nahe daran war, resultatlos auseinanderzugehen.

Als Wortführer der nationalistischen Gruppe war jetzt neben den vorerwähnten General Morin der berühmte Astronom Le Verrier getreten, ein Mann von leidenschaftlicher Energie. Zwar wurden die Grundzüge der hauptsächlich von Henri Sainte-Claire-Deville aufgestellten und durch ein Mitglied der andern Gruppe, Professor Tresca vom Conservatoire, hinsichtlich der Form des Meterprototypes vervollständigten Vorschläge fast einmütig angenommen, und es wurde ein aus den bedeutendsten Sachverständigen der Pariser Akademie der Wissenschaften zusammengesetzter Ausschuß, die sogenannte Section Française de la

Commission Internationale du Mètre, mit der Ausführung dieser Vorschläge betraut. Zugleich wurde auch den immer noch vorhandenen französischen Befürchtungen, daß man eine neue Bestimmung der Metereinheit durch neue Erdmessung und der Kilogrammeinheit durch eine neue Bestimmung der den Raumgehalt von einem Kubikdezimeter einnehmenden Wassermenge weiterhin beabsichtige, definitiv der Boden entzogen durch die Beschlußfassung, daß das neue Prototyp des Meters und das neue Prototyp des Kilogramms, so nahe als irgend erreichbar, identisch mit dem bisherigen metrischen Urmaße und Urgewichte der französischen Archive hergestellt werden müßten.

Leidenschaftliche Verhandlungen entspannen sich aber bei der Erörterung der Frage, inwieweit die übrigen Kulturländer Frankreich auch künftighin völlig freie Hand und eine sozusagen monopolistische Stellung bei der Verwaltung und Handhabung der neuen Prototype einräumen wollten. Deutschland und die Mehrzahl derjenigen übrigen Kulturländer, welche das metrische System schon angenommen hatten, gaben durch ihre wissenschaftlichen Delegierten die Erklärung ab, daß nach den in der Präzisionstechnik und Wissenschaft aller Länder vorliegenden Erfahrungen und nach den in Frankreich selber im Maß- und Gewichtswesen schon durchgeführten Grundsätzen fortan im Interesse der Sicherung der völligen Einheitlichkeit des gesamten Messungswesens und der Verhütung der unzähligen Friktionen und Energieverluste, die durch eine sorglose Behandlung der Einheitlichkeit der Maßbestimmungen in dem Zusammenwirken der Forschung und der Technik verursacht würden, unbedingt periodische Vergleichungen einer gewissen Anzahl von Normalmaßen und Normalgewichten aller Länder mit den in Paris zu verwahrenden Prototypen erforderlich werden würden, und daß in der Zwischenzeit zwischen diesen periodischen Vergleichungen nicht nur die sorgfältigste Bewahrung der Prototype, sondern auch die Erprobung und Vervollkommnung aller Einrichtungen, Instrumente und Methoden, die bei jenen periodischen Vergleichungen in Anwendung kommen müßten, geboten sei. Eine so komplizierte Aktion könne man der französischen Verwaltung und der französischen Wissenschaft und Technik allein nicht zumuten. Die gemeinsame Einsicht und Erfahrung der besten Sachverständigen aller Länder müßte bei der Erfüllung dieser fundamentalen Aufgaben der zentralen Einrichtungen des einheitlichen Maß- und Gewichtswesens in irgend einer wirksamen Form möglichst ständig vertreten sein.

Es war erklärlich, daß die nationalistische Gruppe der Pariser Fachmänner hinter dieser Aktion den damals in gewissem Sinne dominierenden Einfluß Deutschlands witterte. Persönlich hatte ich mich natürlich bemüht, streng sachlich aufzutreten und die Angelegenheit lediglich als eine fundamentale wissenschaftliche Frage der feinsten menschlichen Gemeinsamkeit, fern von jeglicher nationalen Auffassung, zu behandeln. Insbesondere nahm ich Gelegenheit, wiederholt die lebhafteste Würdigung der Verdienste Frankreichs um die Schaffung der ersten Grundlagen eines gemeinsamen Maß- und Gewichtswesens auszusprechen und zugleich hervorzuheben, wie groß der dauernde Vorzug sein werde, der dem

Mittelpunkte französischer Wissenschaft, Technik und Verwaltung durch die Domizilierung so wichtiger gemeinsamer Einrichtungen in Paris, aus Pietät für jene Verdienste, gewährt werden solle.

Eine starke Minderheit, geschwellt durch eine Reihe von kleineren, nicht durch sachverständige Delegierte vertretenen Staaten, widerstrebte indessen mit einem Teil der französischen Fachmänner aufs lebhafteste einem Beschluß obiger Art. Man müsse Frankreich auch künftig bei der Behandlung jener zentralen Verwaltung des metrischen Systems freie Hand lassen. Höchstens könne eine Art von diplomatischer Kontrolle über die Aufbewahrung der gemeinsamen Prototype eingeführt werden.

Gemäß den mir in Berlin erteilten Ermächtigungen beabsichtigte ich schließlich zu erklären, daß wir auf eine Fortführung der Beratung verzichten und unter Umständen den Versuch machen müßten, gemeinsam mit andern Staaten eine engere internationale Organisation des gemeinsamen Maß- und Gewichtswesens, etwa mit einem Verwaltungsmittelpunkt in Bern, zu stande zu bringen, wenn die vertragsmäßige Schaffung eines ständigen internationalen Instituts für Maß und Gewicht, als Mittelpunkt der Verwaltung des metrischen Systems in Paris, von Frankreich abgelehnt werde. Bevor wir aber diese Alternative stellten, berichtete ich dem damaligen Botschafter, Grafen Arnim, über den Verlauf der Beratungen und über das energische Widerstreben jener Gruppe von französischen Fachmännern, die sich anscheinend auf die französische Regierung stützten, während diejenigen französischen Fachgenossen, welche die Angelegenheit, ohne nationale Erregung, durchaus wissenschaftlich und sachverständig behandelten, von jener Seite in bekannter Manier als „Verräter" hingestellt würden.

Unter diesen Umständen erschien es nämlich als wünschenswert, daß die französische Regierung nicht bloß einseitig von denjenigen ihrer Delegierten, die ihr in offizielleren Stellungen näher ständen, unterrichtet, sondern auch auf diplomatischem Wege von der Sachlage und von dem ganzen Ernst derselben in Kenntnis gesetzt würde. Graf Arnim hatte bis dahin den ihm über die Konferenz von mir erstatteten mündlichen Mitteilungen kein näheres Interesse geschenkt; er schien den Eindruck zu haben, daß es sich dabei überwiegend um Zänkereien von Gelehrten handle. Auf meine näheren Darlegungen über die kulturelle Bedeutung der Angelegenheit war er nicht näher eingegangen. Ich hatte den Eindruck, daß er zu derjenigen älteren Art von Staatsmännern gehörte, welche die gelassene und vornehme Ueberlegenheit ihres Auftretens nicht durch den subalternen Eifer irgend eines Sachverständnisses trüben lassen wollten.

Schließlich gelang es doch, ihn dahin zu bestimmen, daß er dem damaligen Präsidenten der Republik, Herrn Thiers, von den Auffassungen und Ueberzeugungen der deutschen Sachverständigen, sowie von der Zustimmung, deren sich dieselben auch bei einer Reihe von bedeutenden französischen Kollegen erfreuten, unumwundene Mitteilung machte.

Ob hierdurch oder durch entsprechende unmittelbare Einwirkungen unsrer französischen Freunde auf das Staatsoberhaupt eine Wendung hervorgerufen

wurde, muß dahingestellt bleiben; genug, in der letzten Sitzung der Konferenz wurde die Gesamtheit unsrer Vorschläge nach langen Debatten schließlich mit großer Mehrheit angenommen. Es wurde zugleich ein ständiges internationales Komitee für Maß und Gewicht eingesetzt, dessen zwölf Mitglieder aus den Sachverständigen der verschiedenen Länder gewählt wurden, und es wurde der französischen Regierung der Wunsch ausgesprochen, daß sie demnächst mit den Regierungen der übrigen Länder in Verhandlungen treten möge, um die von der Konferenz als notwendig erachtete Begründung eines ständigen internationalen Maß- und Gewichtsinstituts in Paris ins Werk zu setzen. Hierbei und bei der weiteren Entwicklung der Herstellung der neuen Prototype sollte das ständige internationale Komitee, dessen periodische Einberufung zunächst der französischen Regierung anheimgestellt wurde, seinen sachverständigen Beirat gewähren.

Nachdem diese Beschlüsse erreicht waren, hatte man doch auch in Frankreich den Eindruck eines ansehnlichen Fortschrittes, und man beglückwünschte und ehrte die Mitglieder der Konferenz noch in der liebenswürdigsten Weise. Leider entsprach aber der weitere Fortgang nicht den Hoffnungen, die man beim Schlusse dieses zweiten Aktes der internationalen Organisierung des Maß- und Gewichtswesens hegen durfte. Unsre Gegner in Paris hatten nur dem Drange des Augenblicks und dem ersten Drucke unsers Ultimatums nachgegeben.

Zunächst wurde, gemäß den Konferenzbeschlüssen, unter der Leitung von Henri Sainte-Claire-Deville, mit der Herstellung der neuen Prototype begonnen. Nach den Vorschlägen dieses großen Chemikers sollte sowohl das neue Urmaß als das neue Urgewicht aus einer Legierung von 90 Prozent Platin und 10 Prozent Iridium bestehen. Diese Legierung, welche man allerdings bis dahin erst in kleineren Quantitäten hergestellt hatte, wurde als das für die unveränderliche Erhaltung der Prototype geeignetste Material von allen fachmännischen Seiten betrachtet. Aber auch für den genannten großen Chemiker war die Fabrikation von Metermaßstäben und Kilogrammgewichten aus diesem Material unter Einhaltung der größtmöglichen Reinheit und des vorschriftmäßigen Verhältnisses der beiden Bestandteile damals noch eine, sozusagen heroische Aufgabe, für deren Lösung es einer Entfaltung außerordentlicher chemischer und physikalischer Erfahrenheit und Kunstfertigkeit bedurfte. Demungeachtet wurden die vorgängigen Versuche mit solchem Eifer und Glück in den Jahren 1873 bis 1874 erledigt, daß man schon im Jahre 1874 daran denken konnte, aus solchem Platin-Iridium einen großen Block zu gießen, welcher eine ansehnliche Zahl von Metermaßstäben und Kilogrammgewichten liefern konnte.

Inzwischen hatte man 1873, gemäß den Beschlüssen der Konferenz, von Paris aus auch eine Versammlung des ständigen internationalen Komitees berufen, um dasselbe über gewisse technische Fragen hinsichtlich der Fabrikation der Prototype noch zu hören. So weit war alles in Ordnung. Aber die in den Konferenzbeschlüssen erbetene diplomatische Initiative der französischen Regierung für die vertragsmäßige Schaffung eines ständigen internationalen Maß- und

Gewichtsinstituts in Paris, welchem die weitere Bearbeitung der Prototype-angelegenheit, insbesondere auch die Vergleichung der neuen Prototype mit den alten und mit den zugleich herzustellenden Kopien und so weiter übergeben werden sollte, ließ auf sich warten.

Diese Säumnis der französischen Regierung gegenüber dem für die Zukunft wichtigsten Teil der Konferenzbeschlüsse erschien so deutlich als eine Fortsetzung der Gegnerschaft des bei der Regierung einflußreichsten Teiles der französischen Fachgenossen gegen die Schaffung einer ständigen internationalen Institution von einer durch gehörige vertragsmäßige und finanzielle Dotation gesicherten Wirksamkeit und Autorität, daß das russische, österreichische und deutsche Mitglied des internationalen Komitees sich mit Zustimmung ihrer Regierungen geeinigt hatten, der Einladung zu der ersten Versammlung dieses Komitees in Paris nicht zu folgen und als Grund der Ablehnung die Unterlassung der von seiten der Konferenz erbetenen offiziellen Einleitung der bezüglichen Verhandlungen mit den Regierungen anzugeben. Auch die übrigen im Jahre 1873 in Paris erschienenen Mitglieder des Komitees schlossen sich in ihrer Mehrheit dieser Bemängelung des Verhaltens der französischen Regierung an. Trotzdem erfolgten bis zum Jahre 1874 keinerlei Schritte dieser Regierung in der gewünschten Richtung.

Als sodann aus Anlaß des mit einer gewissen Feierlichkeit im Beisein des Präsidenten der Republik, Herrn Thiers, im Conservatoire erfolgten Gusses des großen Platin-Iridium-Blockes zum zweitenmal das internationale Komitee nach Paris berufen wurde, ohne daß die französische Regierung bis dahin für die entscheidende Verwirklichung der grundsätzlich wichtigsten Forderung der Konferenz irgend einen Schritt gethan hatte, verweigerten nicht nur aufs neue die vorgenannten drei Delegierten der damals eng verbundenen Staaten Rußland, Oesterreich-Ungarn und Deutschland ihr Erscheinen, sondern auch die Mehrheit der übrigen wiederum in Paris erschienenen Mitglieder des Komitees erhob sich nunmehr zu einem entscheidenden Beschlusse, indem sie erklärten, daß von einer ferneren Wirksamkeit des Komitees nicht die Rede sein könne, solange die Organisation des internationalen Institutes, welches dazu bestimmt sei, den Beschlüssen des Komitees die gehörige Unterlage und Ausführungsmittel zu gewähren, noch völlig in der Luft schwebe.

Das Komitee hatte zugleich bei dieser Zusammenkunft in Paris den Eindruck empfangen, daß der mit dem Gusse des Platin-Iridium-Blockes gethane erste Schritt zur Herstellung der neuen Prototype infolge der unter den Pariser Fachmännern entstandenen, oder durch die Entwicklung der Angelegenheit gesteigerten Gegnerschaften und der dadurch verminderten Einheitlichkeit und Sicherheit des Vorgehens entweder in einem wichtigen Punkte mißlungen, oder mindestens mit sehr erheblichen Zweifeln behaftet worden sei.

Die in hohem Grade sachverständige und wissenschaftlich reine Leitung jenes schwierigen Unternehmens durch H. S. C. Deville war nämlich von der nationalistischen Gruppe, welche im Conservatoire ihren Stützpunkt hatte, wiederholt in

der Solidität und Ruhe des Vorgehens dadurch beeinträchtigt worden, daß die letztere Gruppe den eifrigen Wunsch hatte, möglichst bald, bevor die „Internationalen“ sich ernstlicher einmischen konnten, mit einem fait accompli vor die wissenschaftliche Welt zu treten.

So waren denn bei der vorerwähnten feierlichen Veranstaltung dieses Gusses Uebereilungen vorgekommen, an denen weder Henri Sainte-Claire Deville noch die andre Seite eine unmittelbare Schuld trugen, aus denen aber nachträglich die Wahrscheinlichkeit gefolgert werden mußte, daß die Platin-Iridium-Legierung des Gußblockes in sehr erheblichem Grade mit gewissen Mengen Eisens verunreinigt worden war, dessen Betrag in Volumenteilen der Mischung nahezu 2 Prozent betragen konnte. War diese Vermutung richtig, wie späterhin erwiesen wurde, so wurde dadurch auf die verlangte säkulare Beständigkeit des Materials der Prototype mindestens ein Schatten geworfen, der die unumgängliche allgemeine Anerkennung der ganzen Reform in Zweifel stellen konnte. Henri Sainte-Claire Deville drang deshalb im Interesse der Solidität auf eine Wiederholung des Gusses, welcher nunmehr mit Benutzung der bei der ersten Ausführung gemachten Erfahrungen und bei völliger Ruhe unter Vermeidung alles unnötigen Aufsehens sicherer ausgeführt werden konnte.

In höchst charakteristischer Weise äußerte sich jetzt aber die hohe Temperatur, in welche die Fachmänner von der nationalistischen Gruppe durch ihren Kampf gegen die sogenannte internationale Bevormundung der französischen Wissenschaft versetzt worden waren. Eine Wiederholung des Gusses wurde als ein Affront erklärt, und von den extremsten Seiten wurde sogar der Versuch gemacht, alle Mitwirkenden zu höherem Ruhme des Vaterlandes zu der Ueberzeugung zu bestimmen, daß keinerlei Anlaß zu Zweifeln jener Art bei den fraglichen Vorgängen vorhanden gewesen sei.

Eklatanter konnte die Notwendigkeit gar nicht erwiesen werden, daß die Grundlage der gewissenhaftesten und feinsten menschlichen Arbeiten, auf deren Wahrhaftigkeit jeglicher tiefere Fortschritt der wissenschaftlichen und technischen Kultur beruht, aus den Händen monopolistischer Traditionen und national irritierter Institutionen und Personen enthoben und einer höheren Stufe menschlichen Zusammenwirkens anvertraut werden mußten.

Nachdem das internationale Komitee auf Grund von Vorgängen und Eindrücken solcher Art (die übrigens in keiner Weise zur Unehre eines einzelnen Landes gereichen, sondern in jedem andern Lande unter identischen Umständen wahrscheinlich dieselben gewesen wären) seine Thätigkeit bis auf weiteres, nämlich bis zur wirklichen Ausführung der bezüglichen Konferenzbeschlüsse, vertagt hatte, entschloß sich endlich die französische Regierung, für das Frühjahr 1875 durch diplomatische Verhandlungen bei den Regierungen eine neue internationale Konferenz zusammenzuberufen, deren Aufgabe nunmehr endlich der in aller Form zu bewirkende Abschluß eines Vertrages für die Begründung ständiger internationaler Institutionen in Paris, als dem Ausgangspunkte des alten und dem künftigen Mittelpunkte des neu zu fundierenden metrischen Systems, bilden sollte.

Die Regierungen von Rußland, Oesterreich-Ungarn und Deutschland hatten

sich durch die Motivierung ihrer Verweigerung der Beschickung der beiden Zusammenkünfte des internationalen Komitees bereits mittelbar für die Beteiligung an dieser Konferenz und für ein gemeinsames Vorgehen auf derselben im Sinne einer wirksamen und soliden internationalen Organisation der Grundlagen des Maß- und Gewichtswesens engagiert. Auch von seiten aller übrigen Kulturstaaten, nicht ausgenommen Großbritannien und Nordamerika, obwohl diese Länder das metrische System noch nicht angenommen hatten, wurde die Einladung zur Konferenz angenommen, und so begann denn im Februar 1875 eine mehrmonatliche Verhandlung, bei welcher Deutschland nach der diplomatischen und staatsrechtlichen Seite hin durch den damaligen Botschafter Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, nach der wissenschaftlich-technischen Seite hin durch den Verfasser dieser Darlegungen vertreten war.

*

Wenn vielleicht bei den vorangehenden Darlegungen der Eindruck entstanden ist, daß dieselben eine allzu weitgehende Einleitung zu der Behandlung des in der Ueberschrift angegebenen Themas bildeten, so hoffe ich bei den nun folgenden Mitteilungen das Anerkenntnis zu finden, daß jene vorbereitenden Schilderungen doch notwendig waren, um die historische Bedeutung des Abschlusses des Metervertrages vom 20. Mai 1875 und der hohen Verdienste, welche sich Fürst Hohenlohe um diesen internationalen staatsrechtlichen Akt erworben hat, ins volle Licht zu stellen.

Als ich im Februar 1875 auf der Deutschen Botschaft in Paris mich dem Fürsten Hohenlohe vorstellte, zu dem ich bis dahin noch keine persönlichen Beziehungen hatte, empfing ich sofort einen Eindruck, welcher mich mit Zuversicht auf die der bevorstehenden Konferenz gestellten schwierigen Aufgaben blicken ließ. In lebhaften Ausdrücken sprach er von der großen Bedeutung, welche der Reichskanzler Fürst Bismarck und der Minister Delbrück den bevorstehenden Verhandlungen beilegten. Um dabei seine Schuldigkeit thun zu können, bedürfe er aber nicht bloß bei den Verhandlungen selber, sondern auch zu seiner Vorbereitung auf dieselben meiner vollen Unterstützung, da ihm bis jetzt die Angelegenheit nur im allgemeinen bekannt und in ihrer bisherigen Entwicklung vieles Dunkle für ihn enthalten sei. Zunächst wünschte er die neuste Litteratur über den Gegenstand zu kennen und alsdann von mir schriftliche oder mündliche Aufschlüsse über die bisherigen Verhandlungen und über meine Bethätigung in denselben zu empfangen.

Ich hatte mich mit dem nötigsten litterarischen Material für diesen Fall versehen und brachte ihm zunächst dasjenige, was ihn mit dem geringsten Zeitaufwande und mit den geringsten Voraussetzungen orientieren konnte. Am folgenden Tage war die Lektüre beendet und der Wunsch nach einer tiefern Darlegung des Sachverhaltes und seiner umfassenderen wissenschaftlichen Beziehungen entstanden. Nachdem ich auch diesem Wunsche thunlichst genügt und zugleich die bisherige Entwicklung der Sache in eingehender Weise mündlich ge-

schildert hatte, mußte ich noch einiges weitergehende litterarische Material herbeischaffen, mit dessen Studium der Fürst sich weiterhin beschäftigte.

Als ich nach kurzer Zeit wieder zu ihm berufen wurde, fand ich ihn nicht nur vollständig orientiert, sondern auch im Besitze einer selbständigen Ueberzeugung, welche zwar der meinigen in den wesentlichsten Punkten entsprach, aber sowohl hinsichtlich der Beurteilung der bisherigen Vorgänge als der Behandlung der uns gemeinsam obliegenden Aufgaben eigenartige und meinen Horizont erweiternde Gesichtspunkte enthielt.

Bei den hierüber stattfindenden Unterredungen konnte ich sehr bald auf Grund der mir von den wissenschaftlichen Delegierten der andern Länder gegebenen Aufschlüsse Mitteilungen hinzubringen, welche eine erhebliche Verwicklung der Sachlage und eine entsprechende Erschwernis der diplomatischen Aktion in der bevorstehenden Konferenz in Aussicht stellten. Bis dahin hatte Rußland mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland hinsichtlich der Ziele, sowie der Mittel und Wege des Vorgehens in dieser Angelegenheit vollkommen übereingestimmt. Jetzt wurde durch den wissenschaftlichen Delegierten Rußlands, Professor Wild, zugleich Vertrauensmann der Petersburger Akademie der Wissenschaften, eine ungünstige Wendung der russischen Auffassungen zu unsrer Kenntnis gebracht, während er nach seinen persönlichen Ansichten und im Sinne seiner Akademie die frühere, mit den Auffassungen und Instruktionen des deutschen Delegierten übereinstimmende Verhaltungslinie auch jetzt noch für die richtige hielt. Nur der österreichische Delegierte, Professor Herr aus Wien, ebenfalls, wie Wild, ein Mann von größter Einsicht und Ueberzeugungstreue, war auf Grund seiner Instruktionen in der Lage, in voller Gemeinsamkeit mit Deutschland zu wirken.

Jene Wendung Rußlands zu Ungunsten der Schaffung einer ständigen internationalen Organisation der zentralen Einrichtungen des Maß- und Gewichtswesens in Paris war dem russischen Delegierten, Professor Wild, auch erst in Paris zur Kenntnis gekommen und zwar durch Mitteilungen des damaligen russischen Botschafters, Fürsten Orloff. Das ganze Verhalten dieses Diplomaten bei den damaligen Verhandlungen ließ schon deutlich den Anfang einer näheren Verbindung Rußlands mit Frankreich erkennen. Schon vor dem Eintreffen der wissenschaftlichen Delegierten in Paris hatte General Morin den Fürsten Orloff im Sinne der nationalistischen Auffassung zu bearbeiten gesucht, indem er ihm ein Schreckbild vormalte von den Absichten, welche mit der so harmlos aussehenden Schöpfung eines internationalen Maß- und Gewichtsinstituts in Paris eigentlich verbunden seien. Dieses Institut solle eigentlich nichts Geringeres werden als eine Art von ständiger Filiale deutscher Wissenschaft und Technik in Paris, sozusagen ein Beginn der Mediatisierung der französischen Verwaltung, oder wie es späterhin einmal während der Verhandlungen im Flüsterton genannt worden ist, ein Nest der „espionnage micrométrique".

Es war dem General Morin offenbar gelungen, einen diplomatischen Bericht nach St. Petersburg zuwege zu bringen, welcher dort an höchster Stelle zu einer sehr ablehnenden und abgeneigten Aeußerung gegen jenes Projekt den Anlaß

gegeben hatte. Hierdurch war aber der russische Delegierte, Professor Wild, in die eigentümliche Lage versetzt, daß er im Namen seiner Akademie — welche sieben Jahre vorher bei der Pariser Akademie der Wissenschaften einen sehr energischen Antrag auf eine Vervollkommnung der Einrichtungen des metrischen Maß- und Gewichtswesens, ganz im Sinne der oben erwähnten Beschlüsse der Erdmessungskonferenz von 1867, gestellt und hierdurch den unmittelbaren Anstoß zu der ganzen Bewegung gegeben hatte — ganz auf unsrer Seite stand, während die russische Regierung und ihre Vertretung in Paris fast unweigerlich gebunden war, nihilistisch im entgegengesetzten Sinne zu wirken.

Zunächst begannen die Verhandlungen in Paris damit, daß die sämtlichen wissenschaftlichen Delegierten zu einer sogenannten technischen Konferenz, welcher weiterhin die diplomatische Konferenz folgen sollte, zusammentraten und, teils in Plenarverhandlungen, teils in Ausschüssen, den vorliegenden Projekten so weit feste Gestalt zu geben suchten, daß dieselben sodann als formulierte Grundlagen für die Beratung und Abstimmung der diplomatischen Konferenz dienen konnten.

Es traf sich sehr glücklich, daß ein hervorragender wissenschaftlicher Mann, der zugleich als früherer Handels- und Ackerbauminister des Kaisers Napoleon III. einen großen Ruf als geschäftskundiger Beamter und Diplomat auch in der ganzen offiziellen Welt genoß, zum Vorsitzenden der technischen Konferenz ernannt worden war, ein Mann, der bis dahin in den Streitigkeiten zwischen der rein wissenschaftlichen und der nationalistischen Behandlung der Angelegenheit in Paris eine Art von vermittelnder Stellung eingenommen hatte, nämlich der große Chemiker Dumas, der zwar schon nahe an achtzig Jahre, aber noch im Vollbesitz hoher Eigenschaften des Geistes und des Charakters, ein wahres Idealbild bester französischer Kultur war.

Unter den wissenschaftlichen Delegierten traten, neben den beiden bereits genannten Männern aus Wien und St. Petersburg, der Delegierte Spaniens, General Ibañez, und der Delegierte der Schweiz, Professor Hirsch, hervor. General Ibañez war der Leiter des spanischen Vermessungswesens. Er bildete zusammen mit Professor Hirsch und dem General Baeyer (Berlin) die Leitung der internationalen Organisation der Erdmessung und war nicht bloß durch seine wissenschaftliche und staatsmännische Stellung in Spanien und durch seine Stellung in der internationalen Erdmessung, sondern auch durch ganz hervorragende persönliche Eigenschaften ein außerordentlich förderndes Element der Verhandlungen. Professor Hirsch, Direktor der Sternwarte zu Neuchatel, war als Schriftführer der internationalen Erdmessung schon im Jahre 1867 die eigentliche Seele der oben erwähnten Beschlüsse gewesen, durch welche die ganze Bewegung im Maß- und Gewichtswesen ihre kräftigsten Antriebe empfangen hatte, und er war jetzt bei den Verhandlungen durch seine vollkommene Beherrschung sowohl der deutschen als der französischen Sprache, verbunden mit einem unvergleichlichen Rednertalent, vielleicht die wirksamste Kraft gegenüber der leidenschaftlichen Beredsamkeit, mit welcher die nationalistische Partei der Pariser Fachmänner in die Beratung eingriff.

Auf der Seite der letzteren französischen Gruppe standen hauptsächlich der englische und der holländische Delegierte, der erstere wohl deshalb, weil einige leitende wissenschaftliche Männer Englands sich nach Gesichtspunkten ähnlicher Art, wie ich sie für die entsprechende Stellungnahme mehrerer hervorragender deutscher Gelehrten oben als maßgebend erwiesen habe, das metrische System ablehnten, und weil infolgedessen auch die englische Regierung abgeneigt war, die Verbreitung des metrischen Systems in besonderer Weise durch die Vervollkommnung der Organisation seiner Einrichtungen zu fördern, wie sehr dies auch sonst von andern Vertretern der englischen Wissenschaft und Technik gewünscht wurde. Die mit den nationalistischen Auffassungen in Paris Hand in Hand gehende Bethätigung des holländischen Delegierten, Professor Bosscha, erklärte sich dagegen durch eine persönliche Auffassung dieses hervorragenden Gelehrten, welcher die Gefahren organisatorischer Konzentration wissenschaftlicher Arbeit im Gegensatze zu einem individualistisch wetteifernden Betriebe der Wissenschaft hervorhob. Zugleich aber kamen bei seiner Stellungnahme auch die starken Empfindungen ins Spiel, welche im damaligen Zeitpunkte überhaupt in den Niederlanden gegen Deutschland und zu Gunsten Frankreichs obwalteten, wobei man in dem vorliegenden Falle gänzlich verkannte, wie sehr das, was Deutschland wollte, auch Frankreich zu gute kommen mußte.

Trotz der ausgleichenden und einsichtigen Leitung der technischen Konferenz durch Herrn Dumas, welchem es auch gelang, die französische Regierung von einer Parteinahme für die Heißsporne der Partei des Conservatoire zurückzuhalten, spitzten sich die Meinungsverschiedenheiten schließlich zu der Formulierung von zwei gesonderten Projekten zu, welche nach dem Beschlusse der technischen Konferenz der Abstimmung in der diplomatischen Konferenz zu Grunde gelegt werden sollten. Beide Projekte waren in die Form eines Vertragsentwurfes gebracht, welcher die vollständigen Grundzüge der künftigen internationalen Organisation der zentralen Einrichtungen des metrischen Maß- und Gewichtswesens in Paris enthielt.

Das Projekt Nr. 1, als der Ausdruck der wissenschaftlichen Forderungen der Delegierten von Rußland, Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Schweden und Norwegen, Belgien, der Schweiz, Italien, Spanien und Nordamerika, hielt an allen Forderungen fest, welche von der internationalen Konferenz von 1872 angenommen worden waren, und baute auf dieser Grundlage die wesentlichsten Linien der Organisation eines internationalen Maß- und Gewichtsinstitutes auf, welches mit einem Jahresbudget von 100 000 Franken und mit 400 000 Franken Einrichtungskosten zu Paris in Thätigkeit treten sollte. Die Aufgaben dieses Instituts sowie die Zusammensetzung und Dotierung seines wissenschaftlichen Personals waren in dem Projekte vorgezeichnet, und für die Aufbringung der Geldmittel zur Begründung und Unterhaltung des Institutes waren Beiträge der an dem Vertrage sich beteiligenden Staaten nach einer von der Bevölkerungszahl abhängigen Skala vorgesehen.

Bei der Höhe des Beitrages eines Staates sollte ferner bis auf weiteres

ein Unterschied je nach seiner derzeitigen Stellung zum metrischen System gemacht werden. Staaten, welche dieses System bereits ganz und voll eingeführt hätten, sollten in die höchste Stufe, diejenigen, welche das metrische System erst fakultativ zugelassen hätten, in eine mittlere Stufe, und diejenigen, welche dem metrischen System noch keinen legalen Eingang in ihrem Maß- und Gewichtsverkehr gewährt hätten, in die unterste Stufe, ein Drittel der ersten Stufe, eingeschätzt werden.

Als Aufgaben des internationalen Institutes wurden bezeichnet die Mitwirkung bei der definitiven Herstellung und Feststellung der neuen Prototype, sodann die Aufbewahrung derselben, ferner die autorisierte Verausgabung, Feststellung und Beglaubigung derjenigen Kopien dieser neuen Prototype, welche als die legalen Vertreter der letzteren in den einzelnen Staaten gelten sollten; endlich die von Zeit zu Zeit periodisch zu wiederholende Vergleichung der von dem Institute ausgegebenen Kopien der Prototype mit diesen letzteren.

Für alle diese Zwecke sollte das Institut mit den besten vorhandenen Einrichtungen zur Vergleichung von Maßstäben und Gewichten versehen und zugleich damit betraut sein, unablässig an der Vervollkommnung dieser Einrichtungen und der Methoden ihrer Anwendung zu arbeiten, sodann aber in den Zwischenzeiten zwischen den periodischen Vergleichungen der Kopien der Prototype auch für die Wissenschaft und Technik der einzelnen Länder autorisierte Prüfungen und Verausgabungen von metrischen Maß- und Gewichtsgrößen in größtmöglicher Genauigkeit auszuführen und überhaupt der Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit, sowie dem wissenschaftlichen Fortschritte auf dem ganzen Gebiete des Messungs- und Wägungswesens durch experimentelle und theoretische Untersuchungen zu dienen.

Mit der obersten Leitung des internationalen Instituts sollte nach dem Projekt Nr. 1 ein internationales Komitee, aus vierzehn Fachmännern bestehend, betraut werden.

Die Wahl der Mitglieder dieses Komitees sollte, im Anschlusse an die in der internationalen Konferenz von 1872 erfolgte erste Zusammensetzung des Komitees, zunächst der diplomatischen Konferenz anheimgegeben werden. Späterhin sollte alle sechs Jahre durch eine von sämtlichen Regierungen zu beschickende Generalkonferenz die Erneuerung des Komitees erfolgen.

Das Projekt Nr. 2, dessen Urheber hauptsächlich der holländische und der englische Delegierte im Einverständnis mit der nationalistischen Gruppe der französischen Fachmänner waren, enthielt zwar auch wesentliche, über das frühere rein negative Verhalten jener Fachmänner gegen eine internationale Organisation weit hinausgehende Zugeständnisse an die grundsätzlichen Forderungen der übrigen Delegierten, indessen wurde doch in diesem Projekt der ganzen Weiterentwicklung eines ständigen internationalen Zentralorgans des metrischen Systems die Spitze abgebrochen. Es sollte zwar ein internationales Institut in Paris begründet und mit der Herstellung und Feststellung der neuen Prototype betraut werden; aber nach der Erledigung dieser internationalen Aufgabe sollte das Institut lediglich als Depot der Prototype dienen und nur dann in weitere wissenschaft-

liche Thätigkeit treten, wenn dies nach dem Abschlusse jener Erneuerung der Grundlagen des metrischen Systems von einer Reihe von Staaten verlangt werden würde.

Für diesen eventuellen Fortbestand eines zentralen Arbeitsorganes der Gemeinschaft wurde auch nur in Aussicht genommen, daß diejenigen Staaten, die sich daran beteiligen wollten, freie Hand haben sollten, untereinander das weitere zu vereinbaren.

Bei der Vorberatung des Projektes Nr. 1 in engeren Kreisen der wissenschaftlichen Delegierten war es für mich und für die ganze Entwicklung und Durchbildung dieses Projektes von der größten Bedeutung gewesen, daß ich mir bei allen wichtigeren Fragen, zumal bei solchen, welche organisatorischen und staatsrechtlichen Charakters waren, insbesondere auch hinsichtlich der Aufbringung der Geldmittel für die Begründung und Unterhaltung des Institutes, bei unserm Herrn Botschafter jederzeit Rat erholen konnte. Wenn überhaupt der ganze Entwurf aus den Händen der wissenschaftlichen Delegierten in einer solchen fertigen Form hervorgehen konnte, wie er nachher der diplomatischen Konferenz vorgelegt und von derselben en bloc angenommen wurde, so war es wesentlich diesen höchst anteilsvollen und sachkundigen Ratschlägen zu verdanken.

Ganz entscheidend für die fast einstimmige Annahme des Projektes Nr. 1, gegen welches schließlich in der diplomatischen Konferenz nur die holländische Stimme abgegeben wurde, war aber die Nachhaltigkeit und Energie, mit welcher Fürst Hohenlohe die höchst peinliche Differenz zwischen dem diplomatischen und dem wissenschaftlichen Vertreter Rußlands zu Gunsten der mit der deutschen Auffassung übereinstimmenden Haltung des letzteren zu beseitigen bemüht war.

Man wird schon oben vielleicht mit einiger Ueberraschung bemerkt haben, daß unter den Urhebern des Projektes Nr. 1 auch der russische Delegierte erwähnt wurde, obwohl nach meinen vorangegangenen Mitteilungen der russische Botschafter gegenüber dem Delegierten der Petersburger Akademie der Wissenschaften erklärt hatte, daß man von seiten seiner Regierung die Domizilierung einer internationalen Zentralstelle des metrischen Systems in Paris ablehne. Ueber diesen Dissens, welcher im Anfange der Beratungen der technischen Konferenz sehr wesentlich dazu beigetragen hatte, die Sicherheit und die Schärfe des Auftretens der unsern Vorschlägen abgeneigten Pariser Fachmänner zu steigern, hatte Fürst Hohenlohe nach Berlin berichtet. Die ganze Angelegenheit war offenbar durch jene Stellungnahme der russischen Regierung in gewissem Sinne von einer technisch-wissenschaftlichen zu einer hoch politischen geworden, aber ohne die Vertiefung unsers Herrn Botschafters in die allgemeinere kulturelle Bedeutung der ganzen Angelegenheit und ohne seine volle Erfassung der Tragweite eines Gelingens unsrer damaligen Bestrebungen oder andrerseits eines Nichtgelingens auf Grund einer nahen Verbindung der Vertreter einer monopolistischen französischen Verwaltung mit der russischen Diplomatie würde man in Berlin vielleicht geneigt gewesen sein, den bezüglichen Konflikt nicht sehr ernst

zu nehmen und vielleicht damals auf die Durchführung der ganzen Aktion zu verzichten.

Dem warmen Eintreten des Fürsten Hohenlohe und dem Festhalten des Ministers Delbrück an den von ihm grundsätzlich gebilligten Zielen der damaligen Leitung des deutschen Maß- und Gewichtswesens wurde es offenbar verdankt, daß auch von seiten des Fürsten Bismarck auf die Erreichung des gewünschten Erfolges Wert gelegt und dementsprechend mit allem Ernst darauf hingewirkt wurde, in St. Petersburg doch noch den Beitritt Rußlands zu den von Oesterreich-Ungarn und Deutschland in Paris vertretenen Intentionen zu erreichen.

Mitten in den Verhandlungen über die der diplomatischen Konferenz zu machenden Vorlagen konnte Fürst Hohenlohe mir eines Tages die Mitteilung machen, daß die russische Regierung den in derselben Richtung bei ihr zur Geltung gebrachten Wünschen der Petersburger Akademie der Wissenschaften nachgegeben und ihren diplomatischen Vertreter in Paris angewiesen habe, in dieser Angelegenheit fortan in Uebereinstimmung mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland vorzugehen. Von diesem Zeitpunkt an erlahmte in Paris der Widerstand gegen das Projekt Nr. 1.

Als nun im Mai 1875 der diplomatischen Konferenz, an welcher als technische Beiräte der Herren Diplomaten auch die wissenschaftlichen Delegierten teilnahmen, die beiden Projekte Nr. 1 und Nr. 2 unterbreitet wurden, konnte man schon an der ausgezeichnet lichtvollen und unparteiischen Darlegung, mit welcher der Vorsitzende der technischen Konferenz, Herr Dumas, die beiden Projekte der Versammlung unterbreitete, erkennen, daß auch Frankreich nunmehr geneigt war, der vollen Verwirklichung der internationalen Organisation des metrischen Systems zuzustimmen. Dennoch gab es in dieser Versammlung einen Moment der Gefahr für die wünschenswerte baldige Inslebenführung dieser wichtigen Entwicklungsstufe des internationalen Gemeinschaftslebens. Es war uns noch in der Versammlung kurz vor dem Schlusse der Berichterstattung des Herrn Dumas bekannt geworden, daß der der Konferenz präsidierende damalige französische Minister des Auswärtigen, Herzog Decazes, die Absicht hatte, vor der Abstimmung noch eine Art von Vermittlungsprojekt vorzubringen, welches prinzipiell alle in dem Projekt Nr. 1 enthaltenen Forderungen genehmigen, aber die Beschlußfassung der Staaten auf die unmittelbar erforderlichen Veranstaltungen beschränken und die innere Entwicklung des internationalen Institutes nach Erledigung der Prototypenangelegenheit einer neuen diplomatischen Beschlußfassung vorbehalten sollte. Es war zu befürchten, daß eine Anzahl von Staaten, deren Vertreter bereits für das Projekt 1 gewonnen waren, angesichts eines solchen französischen Vermittlungsvorschlages, welcher die augenblickliche Spannung zu vermindern schien, abschwenken und dadurch die gesunde und thatkräftige Aktion in Paris in einem nur der Erhaltung der französischen Sonderstellung günstigem Sinne erschweren würden. Die französischen Freunde einer rein wissenschaftlichen Behandlung des Problems hatten uns am dringendsten gerade vor einem solchen dilatorischen Vorgehen gewarnt.

Fürst Hohenlohe erkannte sofort die Gefahr, und es gelang ihm und dem Gesandten der Schweiz, Herrn Kern, indem sie auf sofortige Abstimmung über die beiden vorliegenden Projekte drangen und jede technisch-wissenschaftliche Diskussion in der diplomatischen Konferenz perhorrescierten, die Vorbringung des Vermittlungsprojektes zu verhüten. Die Abstimmung ergab dann das überraschende Resultat, daß alle großen Staaten, Rußland und Frankreich eingeschlossen, sich nur für das von ihnen als allein fertig und vollständig für einen Vertragsentwurf anerkannte Projekt Nr. 1 erklärten, und Holland allein das Projekt Nr. 2 hochhielt, während England und einige kleinere Staaten die definitive Entschließung ihrer Regierungen vorbehielten.

Diesem unerwartet günstigen Ablauf der Versammlung wurde noch dadurch die Weihe gegeben, daß die Organisation, vorbehaltlich der definitiven Sanktion durch die Regierungen, durch die sofortige Ernennung und Einsetzung des internationalen Komitees unverweilt ins Leben geführt wurde, so daß das Komitee bereits einige Tage nachher seine Vorbereitungen für die Begründung der neuen Institution in Paris eröffnen konnte, denen nachher die französische Regierung in der einsichtsvollsten und hochsinnigsten Weise entgegenkam und Folge gab.

Unter den wissenschaftlichen Delegierten gab es aber auch nur eine Stimme der Anerkennung für alles dasjenige, was wir bei der ganzen Entwicklung in den vorhergegangenen Wochen dem deutschen Botschafter, insbesondere seiner verständnisvollen Mitwirkung bis in die Details der Formulierungen hinein und seiner nachhaltigen und thatkräftigen diplomatischen Wirksamkeit an allen wichtigen Stellen, zu verdanken gehabt hatten.

Unter der Führung des spanischen Generals Ibañez wurde mir allseitig der Wunsch ausgesprochen, den Fürsten Hohenlohe um die Erlaubnis zu bitten, daß ihm von seiten der Delegierten der Ausdruck dieses Dankes persönlich dargebracht werden könne. Fürst Hohenlohe empfing dann diesen Gesamtbesuch eines Abends in der Botschaft und nahm diese Dankesbezeugung der wissenschaftlichen Vertreter fast aller Kulturländer mit ersichtlicher Befriedigung entgegen.

Das Ergebnis der geschilderten Verhandlungen wird als der Pariser Metervertrag vom 20. Mai 1875 bezeichnet.

Ich fürchte, den Leser zu ermüden, wenn ich von der Entwicklung der in diesem Vertrage geschaffenen Institutionen noch Näheres hinzufüge; dies kann vielleicht der Gegenstand einer späteren Mitteilung in diesen Blättern werden. Zum einstweiligen Abschlusse möchte ich nur bemerken, daß diese Entwicklung eine außerordentlich gedeihliche gewesen ist, so daß die Begründung des internationalen Maß- und Gewichtsinstitutes in Sèvres bei Paris jetzt allgemein als ein sehr förderlicher Schritt in der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung anerkannt ist.

Die Geschichte dieser internationalen Institution bis zur Gegenwart ist auch noch reich an allgemeinem zeitgeschichtlichen Interesse. Der Widerstand, mit dem von einem Teil der französischen akademischen Welt den Vorstufen der Entwicklung des Institutes entgegengetreten wurde, hat auch in den ersten Jahren des Bestehens

desselben noch in Gestalt mancher Schwierigkeiten und Hemmungen fortgedauert, aber nicht nur bei der französischen Regierung, sondern auch bei einigen der vornehmsten Gestalten der Pariser akademischen Welt haben wir doch ganz überwiegend ein Verständnis und eine Förderung gefunden, an welche man nicht ohne tiefe Bewegung denken kann; insbesondere sind es die unvergeßlichen Männer Henri Sainte-Claire Deville, Jean-Baptiste Dumas und Josef Bertrand, denen wir stets eine in höchstem Sinne intelligente und dabei persönlich gütige Unterstützung und Führung zu danken hatten. Diesen Männern, wahren Idealverkörperungen der edelsten französischen Eigenschaften, kann unser Dankeszoll nur als Nachruf dargebracht werden, da sie jetzt sämtlich aus dem Leben geschieden sind.

Dem Fürsten zu Hohenlohe, der noch unter uns weilt und hoffentlich noch recht lange im Lichte wandelt, sei in der Gestalt dieses Berichtes der Dank eines Mitarbeiters mit dem Wunsche dargebracht, daß ihm durch die Zurückrufung der Erinnerung an jene Tage eine kleine Freude des Gedenkens erstehen möge.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

(Fortsetzung.)

Hatte die Besorgnis vor einem französisch-österreichischen Konflikt sich bis in den letzten Wochen auf die Kabinette beschränkt, so ward diese Beunruhigung seit Beginn des Jahres 1859 zu einer allgemeinen. Der bekannte Neujahrsgruß Louis Napoleons dem österreichischen Gesandten, Grafen Alexander Hübner, gegenüber eröffnete den Blick auf die ernste Krisis, vor welcher man stand. In Petersburg zeigte man ziemlich offen Sympathien für Frankreich und Piemont. In Berlin dagegen hegte man die besten Wünsche und Sympathien für Oesterreich, und in London, wo eine Toryregierung noch die Geschäfte leitete, stand man ebenfalls innerlich auf Seite Oesterreichs und machte deshalb die äußersten Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens.

Auf den Schlachtfeldern hatte Oesterreich bekanntlich kein Glück.[1]) Es gelang

[1]) Ueber die Gründe, welche zu der Niederlage der Oesterreicher führten, spricht sich Friedjung in seinem Buche: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ Band I. aus. Vergl. auch das österreichische Generalstabswerk „Der Krieg in Italien 1859“.

der österreichischen Armee nicht, auf ihren langjährigen Manöverplätzen in Oberitalien auch nur ein Vorpostengefecht zu gewinnen. Dabei wurde die Stimmung im lombardo-venetianischen Königreiche und in Ungarn unter der magyarischen Bevölkerung immer schwieriger. Es drohte da offener Aufstand.

In Berlin war man, wie bereits bemerkt, von den wärmsten Sympathien für Oesterreich erfüllt. Als daher nach Anfang des Kampfes (20. Mai 1859) die österreichischen Truppen ein Unglücksfall nach dem andern traf, wurden sieben Armeecorps der preußischen Armee mobil gemacht und auch für das Bundesheer die Mobilmachung beantragt. Zugleich wurde beschlossen, diese Truppen und die Bundeskontingente am Rhein zu konzentrieren. Schon hatten die preußischen Armeecorps sich nach dem Rhein hin in Bewegung gesetzt, wo sie sich zwischen Mainz und Frankfurt a. M. konzentrieren sollten, als die Nachricht vom Waffenstillstand und Präliminarfrieden von Villa Franca eintraf, welcher zwischen Frankreich und Oesterreich unter dem 11. Juni geschlossen war.

Dieser Präliminarfrieden war von seiten Oesterreichs ein schwerer Fehler. Allerdings gab es in Berlin eine starke Friedenspartei, und fast die ganze liberale Partei war allmählich in dieses Lager übergegangen. Aber der Regent stand auf der entgegengesetzten Seite, und während der Minister v. Schleinitz mit großer Sorgfalt jeden übereilten Schritt zu vermeiden suchte, war ich meinerseits bemüht, dem Einflusse der Gesandten Grafen Pourtales und Grafen Usedom, welche fanatisch antiösterreichisch und von lebhafter Sympathie für Italien erfüll waren, das Gegengewicht zu halten. Hätte man auf österreichischer Seite die Besonnenheit und Ruhe gehabt, die preußischen Truppen und die Bundeskontingente sich, wie es die Absicht war, zwischen Frankfurt a. M. und Mainz konzentrieren zu lassen, so würde Preußen mit den übrigen deutschen Staaten durch das Gewicht dieser Aufstellung von selbst in den Krieg hineingezogen, oder dieser letztere wenigstens durch einen besseren Frieden beendet worden sein. Jenseits des Rheines waren in Frankreich nur ganz unzureichende militärische Kräfte zurückgeblieben, und eine Armee wäre nicht vorhanden gewesen, um den Offensivstoß eines deutschen Heeres von 300 000 Mann zu parieren. In Italien selbst stand Louis Napoleon vor dem Festungsviereck, welches er jetzt hätte angreifen und in der heißesten Jahreszeit mit seinen ohnehin schon sehr mitgenommenen Truppen belagern müssen.

Die militärische Lage der Franzosen war daher um so kritischer, als beim Eintreten Preußens und Deutschlands für Oesterreich in der damaligen Militärorganisation Frankreichs für die Aufstellung einer Reserve und einer Reservearmee keine Vorsorge getroffen war. Um so wichtiger war es, daß ein französischer Diplomat, welchen man nach Süddeutschland und an den Rhein zur Orientierung gesandt hatte, und auf dessen Urteil man großen Wert legte, um diese Zeit dem Kaiser in großer Eile berichtete, Preußen und Deutschland trieben unaufhaltsam dem Kriege entgegen. Unter diesen Umständen beschloß der Kaiser Napoleon, sich nicht weiter an Italien und die mit demselben in Plombières getroffenen Vereinbarungen zu kehren, sondern mit Oesterreich unter Beiseitesetzung

eines wesentlichen Teiles der mit Italien getroffenen Vereinbarungen einen Separatfrieden zu schließen. Die Art, wie er zu diesem Zwecke gelangte, war charakteristisch ebenso für Louis Napoleon wie für die am Ruder stehenden Persönlichkeiten in Oesterreich. Die beiden Kaiser trafen sich in Villa Franca nach vorher getroffener Bestimmung, nur geleitet von einem Detachement ihrer Leibgarden ohne diplomatische Begleitung. Sie brachten eine volle Stunde ohne Zeugen miteinander zu. So gewann Louis Napoleon die Gelegenheit, mit aller Ueberlegenheit, welche ihm die Erfahrung seines abenteuernden Lebens und seine Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel dem noch jugendlichen Herrscher Oesterreichs gegenüber gewährte, diesen namentlich, wie es scheint, durch lügenhafte Darstellungen von den Intentionen und Hintergedanken Preußens einzuschüchtern,[1]) und so entschloß sich Kaiser Franz Joseph, die Lombardei seinerseits abzutreten. Eine große Erbitterung griff nach Abschluß dieses Präliminarfriedens in einem Teile der deutschen Nation gegen Preußen Platz, welchem man schuld gab, die Ursache dieser Demütigung der ersten deutschen Macht gewesen zu sein, während es andrerseits doch klar auf der Hand lag, daß vorzugsweise die preußische Mobilmachung es gewesen war, welche Louis Napoleon bestimmt hatte, auf die Durchführung seines beim Beginn des Krieges proklamierten Programmes: „Frei bis zur Adria“ zu verzichten und sich einseitig der Erfüllung eines wesentlichen Teiles der Verabredungen zu entziehen, zu welchen er sich in Plombières zu Gunsten Italiens verpflichtet hatte.

Charakteristisch war diesen Vorgängen gegenüber die Haltung des neuen englischen Wighsministeriums, in welchem Lord Palmerston, der geschworene Feind Oesterreichs, die Präsidentschaft hatte, während John Russel, der inkorrigible Doktrinär und Ignorant in kontinentalen Dingen, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte. Der einzige Vorwurf, welchen Lord John Russel dem Kaiser Napoleon bei der Bekanntwerdung des Präliminarfriedens in offenem Parlament zu machen hatte, war der, daß Louis Napoleon nicht genug gethan habe für die Freiheit Italiens. Dieser Aeußerung entsprach auch die englische Politik in betreff Italiens während der nächsten Jahre. Mit allen zu Gebote stehenden moralischen Mitteln begünstigte England die revolutionär unitarische Partei in Italien, während Louis Napoleon, wenn auch nur in schwächlicher und schwankender Weise, das föderalistische Prinzip aufrecht zu erhalten suchte, welches auch dem nach einem halben Jahre zwischen Frankreich und Oesterreich zu stande gekommenen Züricher Frieden (10. November 1859) zu Grunde lag. Bei der Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit der unitarischen Partei aber, bei der lebhaften Unterstützung derselben durch England und bei der jammervollen Schwäche der Regierungen von Neapel und des Kirchenstaates blieben alle die schwächlichen Anläufe des Kaisers Napoleon ohne Erfolg, und der neue König von Italien vereinigte bald unter seinem Regimente alle die bisherigen Einzelstaaten der Halbinsel mit alleiniger Ausnahme des patrimonium

[1]) Vergl. dazu Friedjung I. S. 31 und 32, dritte Auflage.

Petri und des unter österreichischer Herrschaft verbliebenen Venetiens. Der letztere Umstand war allerdings in militärischer Beziehung von großer Bedeutung, weil die Lombardei ein völlig offenes Land war, während Venetien mit seinem Festungsviereck ein großes, mächtiges Ausfallsthor darstellte.

Das Petersburger Kabinett verhielt sich sowohl während des Krieges als auch während der darauf folgenden Jahre zwar neutral. Aber es war dies eine Neutralität, welche sich wesentlich durch ihr freundliches Entgegenkommen gegen Frankreich charakterisierte.

Die Stellung des preußischen Kabinetts war während der italienischen Krisis Frankreich gegenüber eine äußerst schwierige gewesen. Es gab drei Wege, zwischen denen man in Berlin die Wahl gehabt hatte.

Erstens konnte man sich mit Frankreich verständigen und demselben freie Hand lassen bei seinem mit Piemont verabredeten Angriff auf die italienische Stellung Oesterreichs unter der Bedingung, daß Frankreich seinerseits wieder dem Berliner Kabinett freie Hand lassen solle in Deutschland. Zu einem solchen Schritte bot Louis Napoleon die Hand durch den oben erwähnten Brief, welchen er Ende des Jahres 1858 durch Vermittlung des Marquis Pepoli hatte an den Fürsten von Hohenzollern gelangen lassen. Zu einer solchen Allianz aber würde der Prinzregent niemals die Hand gereicht haben. Er hätte sie und mit ihm seine vertrauten Räte als einen Akt der Selbsterniedrigung, als einen Verrat an der nationalen Sache angesehen.

Zweitens konnte man — und das forderte nach dem Neujahrsgruße die öffentliche Meinung in Deutschland mit lauter Stimme — sich mit Oesterreich in diesem Sinne verständigen und in Paris erklären, eine thatsächliche Einmischung Frankreichs in die italienischen Dinge würde auch das sofortige Eintreten Preußens zur unmittelbaren Folge haben. Hierbei hätte man sich aber allerdings einer andern schweren Gefahr ausgesetzt. Oesterreich, unsers Beistandes im voraus sicher, würde möglicher-, ja wahrscheinlicherweise alles angewendet haben, um die Dinge mit Piemont und damit auch mit Frankreich unter so günstigen Auspizien auf die Spitze und zum endlichen Bruche zu treiben. Hier hätte dann leicht die Gefahr eintreten können, daß beim Ausbruch des Krieges wir hätten den ersten und Hauptstoß der Franzosen am Rhein auf uns nehmen müssen, dergestalt, daß der Kampf auf dem italienischen Kriegstheater in zweite Linie getreten wäre.

Dagegen erschien drittens in Berlin der Mittelweg das richtigste, daß wir es Oesterreich überließen, in seiner Flanke von Preußen und dem deutschen Bunde gedeckt, den Streit mit Frankreich und Piemont auf den alten Manöverplätzen Radetzkys in Oberitalien zunächst allein auszukämpfen, wo ein Sieg Oesterreichs über Frankreich ja keineswegs außerhalb der Berechnungen lag, daß man aber, sobald sich zeigen sollte, daß Oesterreich zu schwach wäre und in Gefahr, zu Boden geworfen zu werden, in zweiter Linie für dasselbe und für das europäische Gleichgewicht mit den Waffen in der Hand einzutreten habe.

Für diesen letzteren Weg entschloß man sich nach und unter manchen Schwankungen. Als daher Oesterreich die erste Schlacht verloren hatte, (den 9. Juni bei Magenta) ordnete man den 14. Juni die Mobilmachung von sieben Armeecorps an, so daß nur die beiden östlichen Corps mit Rücksicht auf Rußland noch immobil blieben. Diese Maßregel wurde in einem großen Ministerrate unter dem Vorsitz des Regenten beschlossen. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft dieses Ministerrates, zu dem ich ebenfalls beigezogen wurde. Nachdem in einem sehr lichtvollen, aber mehr allgemein gehaltenen Vortrage der Minister v. Schleinitz den ganzen Ernst der Lage dargelegt und die Notwendigkeit einer Mobilmachung des größten Teiles des Heeres nachgewiesen hatte, richtete der Kriegsminister v. Bonin, welcher die Besorgnis hegte, es handle sich dabei nur um eine militärische Demonstration, in feierlicher Weise an Herrn v. Schleinitz die Frage, in welchem Sinne er die Mobilmachung beantrage. Mit derselben Feierlichkeit, mit welcher der Kriegsminister diese Frage gethan, gab auch seine Antwort darauf der Minister des Auswärtigen. Sie lautete: „Als Uebergang zum Kriege".

Im Augenblick jenes Ministerrats befanden sich drei Inhaber großer Gesandtschaftsposten in Berlin, nämlich aus London Graf Bernstorff, aus Frankfurt a. M. Usedom und aus Paris Pourtales. Alle drei wurden zu diesem Conseil zugezogen. Keiner von ihnen ergriff das Wort. Graf Bernstorff teilte die Ansicht des Ministers v. Schleinitz. Als man sich um die große Tafel setzte, befand er sich an der Seite von Schleinitz und räumte mir den Sitz neben dem Minister ein, wohl nur, um mich in den Stand zu setzen, diesen geeigneten Falls zu unterstützen. Usedom und Pourtales aber, die fanatischen Verehrer der italienischen Sache, verhielten sich während des Conseils völlig schweigend, desto lebhafter aber intrigierten sie nachher gegen den eventuellen Kriegsfall.

Herr v. Bismarck war nicht bei jenem Conseil; er befand sich zur Zeit auf seinem Posten in Petersburg. Höchst charakteristisch war dagegen das Urteil, welches er im Herbst 1859, wo er sich in Berlin auf Urlaub befand, über unsre in der italienischen Sache befolgte Politik fällte. Schon während des Krieges waren uns Mitteilungen geworden, daß Herr v. Bismarck in Privatunterhaltungen in Petersburg vielfach eine Sprache führe, welche mit der Politik seines Gouvernements in vollem Gegensatze stehe. Man ging sogar so weit, zu behaupten, er betrachte es in Gemeinschaft mit dem Fürsten Gortschakow als einen Feiertag, wenn die Nachrichten von einer Niederlage der Oesterreicher angekommen sei. Mehr und mehr fing er an, für einen Verehrer der russisch-französischen Allianz zu gelten. Eines Tages kam Herr v. Schleinitz vom Vortrage beim Regenten zurück und erzählte mir, der Regent sei sehr unzufrieden mit der Haltung Bismarcks; er habe heute geäußert, es werde wohl nichts übrig bleiben, als ihn von Petersburg abzuberufen.[1]) Als Bismarck im Herbst

---

[1]) Daß mit seiner Abberufung aus Petersburg Bismarck nur ein Gefallen geschehen wäre, das ergiebt sich unter anderm auch aus seinen Briefen an Gruner vom 12. Mai und 31. Mai 1861. Deutsche Revue Dezemberheft 1898.

1859 auf Urlaub nach Berlin kam, litt der Minister an einer nervösen Grippe mit Fieber und konnte ihn daher nicht gleich empfangen. Herr v. Schleinitz bat mich deshalb, ich möchte Bismarck in seinem Hotel (Hotel du Nord) aufsuchen und ihn fragen, ob er dem Minister irgend eine eilige Mitteilung zu machen habe. Ich that dies sofort, und wir kamen bei dieser Gelegenheit auf unser Verhalten während des italienischen Krieges zu sprechen. „Sie und Schleinitz haben," äußerte Bismarck, „eine Politik gemacht, wie Thiele und Eichhorn sie gemacht hätten." „Ich acceptiere das gern," erwiderte ich, „wie aber hätten wir anders handeln sollen? Hätten wir Oesterreich angreifen und ihm Böhmen abnehmen sollen?" „Nun," antwortete Bismarck, „wenn man auch nicht gleich das Beste erreichen konnte, so hätte sich doch vielleicht Geringeres erreichen lassen." So sprach damals Herr v. Bismarck.

Inzwischen war der wirkliche Geheime Legationsrat v. Balan, welcher bis dahin den Vorsitz in der Prüfungskommission für das diplomatische Examen geführt hatte, zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt worden. Der Minister v. Schleinitz übertrug nun mir am 9. Mai 1859 den dadurch vakant gewordenen Vorsitz in der Kommission.

Das Mißtrauen der Oesterreicher war während des Krieges hauptsächlich auch durch die Vorgänge am Bundestage erregt worden, wo in widerwärtigster Weise Oesterreich und die Mittelstaaten Miene machten, uns im Wege der Majorisierung in den Krieg mit Frankreich zu stürzen. Als wir uns dies sehr energisch verbaten, und als es sich endlich um die Anträge und Beschlußfassung wegen der Mobilmachung des Bundesheeres handelte, entstand zuletzt ein Streit um die Frage des Oberbefehls. Der Bundesoberbefehlshaber nach den Bestimmungen der Bundesmilitärverfassung war ein Unding. Als solches hatte man auch diese Bestimmung der Bundesmilitärverfassung immer angesehen und sich damit getröstet, daß im eintretenden Falle man sich schon über die notwendigen Modifikationen einigen würde. Jetzt wollten Oesterreich und die Mittelstaaten den Regenten zum Bundesoberfeldherrn nach den Bestimmungen der Bundesmilitärverfassung bestellen. Preußischerseits aber erklärte man mit Recht, auf einen so beschränkten Oberbefehl nicht eingehen zu können. Diese Zwistigkeiten waren noch nicht geschlichtet, als der Präliminarfrieden von Villa Franca ihnen ein Ende bereitete.

Die außerordentlichen Anstrengungen, welchen ich mich vom Beginn des Jahres an bis zum Frieden von Villa Franca unterzogen hatte, ohne bei der Bewältigung der geschäftlichen Aufgaben eine gleichgesinnte Unterstützung bei den mir zur Seite stehenden Gehilfen zu finden, hatten mein Nervensystem so tief erschüttert, daß ich mich genötigt gesehen hatte, gerade an dem Tage einen mehrwöchentlichen Urlaub anzutreten, an welchem die Nachricht von dem Friedensschlusse von Villa Franca einlief. Graf Goltz, damals Gesandter in Konstantinopel, war auf meinen Antrag einberufen worden, um mich zu vertreten.

Die deutschen Verhältnisse boten nach dem Frieden von Villa Franca und Zürich das Bild vollkommener Zerrissenheit. Das gegenseitige Mißtrauen

steigerte sich von Tag zu Tag, und die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen erlangte einen sehr hohen Grad von Intensivität. Als im Spätherbst 1859 der damalige Gesandte am österreichischen Hofe, Baron v. Werther, auf kurze Zeit nach Berlin kam, verständigten wir uns beide im vertraulichen Gespräch dahin, daß wir beide, jeder an seiner Stelle, uns aufs äußerste bemühen wollten, das gute Verhältnis zwischen beiden Kabinetten wieder herzustellen. Da Baron Werther bei dem Kaiser und bei dem damaligen Minister des Auswärtigen, Grafen Rechberg, viel Vertrauen genoß, so trugen diese Bemühungen ihre Früchte früher, als wir selbst gehofft hatten. Im Sommer 1860, während ich mich gerade zur Kur in Kissingen befand, boten die Oesterreicher eine Zusammenkunft der beiden Herrscher an, und diese fand in Teplitz statt. Hier wurde nichts Schriftliches abgemacht, dagegen verständigte man sich in mündlicher Verabredung dahin, daß, wenn ein Angriff von Frankreich ausginge, beide Mächte gemeinschaftlich entgegentreten und sich über die Leitung der andern Bundeskontingente gegenseitig verständigen wollten. Höhere Offiziere sollten demnächst von beiden Seiten in Berlin zusammentreten, um sich über einen gemeinsamen Verteidigungsplan zu verständigen.

Während die Politik des Ministers v. Schleinitz sich bis kurz vor dem Friedensschlusse von Villa Franca im Lande einer fast einstimmigen Billigung zu erfreuen hatte, erhob sich nach dieser Zeit eine lebhafte Opposition gegen dieselbe und zwar von zwei entgegengesetzten Seiten her. Den Konservativen war sie nicht entschieden genug gewesen, sie hatten nachträglich gewünscht, daß früher der Anschluß an Oesterreich im Kriege gegen Frankreich stattgefunden hätte. Von liberaler Seite aber wurde die von dem Minister v. Schleinitz dem Regenten angeratene Politik als für Italien nicht freundlich genug getadelt. Der Minister v. Schleinitz, endlich dieses Treibens müde, bat den Regenten um seine Entlassung, und als der Regent dieses auf das bestimmteste ablehnte, machte er sich zur Bedingung, daß in Zukunft Fragen, welche des Einverständnisses seiner Kollegen bedürften, nicht im gesamten Ministerrate, sondern in einem Komitee beraten werden sollten, welches aus dem Ministerpräsidenten, Fürsten Anton von Hohenzollern, dem Minister Rudolf v. Auerswald, dann dem Kriegsminister und dem Minister des Innern und selbstverständlich auch dem Minister des Aeußern bestehen sollte. Diese Bedingung ward angenommen.

An Gelegenheit, in Fragen von höchster Wichtigkeit neue Entschlüsse zu fassen, fehlte es schon in der nächsten Zeit nicht. Zwar hatte Louis Napoleon, wie bereits bemerkt, die in Plombières in Aussicht genommen Verpflichtungen Italien gegenüber damals nicht in vollem Umfange erfüllt, wohl aber ließ er es geschehen, daß schließlich Neapel und der größte Teil des Kirchenstaates, sowie Toskana, Modena und Parma ihre Herrscher vertrieben und dann dem neuen Königreich Italien einverleibt wurden. Als Gegenleistung trat nun aber auch Italien Savoyen und Nizza an Frankreich ab. Dieser Schritt erweckte aufs neue das höchste Mißtrauen gegen die napoleonische Politik bei den europäischen Großmächten, namentlich bei England. Als das Londoner Kabinett sich in

Berlin in diesem Sinne aussprach, rief dies bei dem Regenten und im Schoße des preußischen Ministeriums eine sehr große Aufregung hervor, und man zog ernstlich in Betracht, ob man nicht jener Abtretung die Anerkennung versagen sollte. Daß dies der erste Schritt zu einem feindlichen Verhältnisse gegen Frankreich und wahrscheinlicherweise zu einem Kriege sein würde, verhehlte man sich nicht. Als der Ministerrat unter dem Vorsitz des Regenten zusammentrat, um über diese Frage entscheidende Entschließungen zu fassen, machte ich dem Minister v. Schleinitz lebhafte Vorstellungen gegen einen solchen Schritt. Ich machte geltend, daß wir die italienischen Unruhen sich hätten vollziehen lassen, ohne das Schwert zu ziehen, und daß es sich jetzt nur um eine unvergleichlich unbedeutendere Sache handle als die Errichtung des neuen Königreichs Italien. Ich fügte hinzu, daß Oesterreich, noch aus tausend Wunden blutend, am Boden liege, ohne seine Armee in wirksamer Weise reorganisiert zu haben, und im Innern gegen eine gefahrdrohende Lage kämpfe, daß es daher gegen alle Regeln der Klugheit verstoßen würde, wenn wir jetzt, wo auch unsre Armee erst ihre Organisation begonnen habe, unsre deutschen Bundesgenossen aber sich noch wesentlich in der alten Verfassung befänden, den Kampf mit Frankreich aufnehmen wollten. Dieser sei unvermeidlich, müsse aber möglichst auf einen Moment verschoben werden, wo die politische Lage zu unsern Gunsten spräche. Da Herr v. Schleinitz gegen seine sonstige besonnene Natur sich der allgemeinen Aufregung hatte nicht entziehen können, so schloß ich mich, als er nach dem Schlosse zum Ministerrate ging, ihm an und setzte meine Gegenvorstellungen so lange fort, bis wir am Schlosse angekommen waren. Der Beschluß, zu welchem der Ministerrat gelangte, war in der That auch ziemlich besonnen. Man hatte sich dahin resolviert, dem englischen Gouvernement zu erklären, daß man bereit sei, gegen die Annexion jener beiden Länder zu protestieren und eventuell dagegen selbst in den Krieg zu gehen. Hierzu könne man sich aber nur unter einer Bedingung entschließen, unter der Bedingung nämlich, daß England feierlich gelobe, unsrer Armee im Kriegfalle als treuer Bundesgenosse mit seiner Gesamtkraft zur Seite zu stehen. Die in diesem Sinne abgefaßte Depesche ging nach London ab. Das englische Ministerium hielt zwei Tage hindurch eingehende Beratungen, und es erfolgte sodann die Antwort, welche jeder Besonnene vorausgesehen hatte, nämlich die, daß England bereit sein würde, die schärfsten Erklärungen gegen jene Annexion mit uns gemeinschaftlich in Paris abzugeben, daß es sich aber niemals entschließen würde, für diese Sache in den Krieg zu gehen. Damit war denn auch für uns die Kriegsfrage erledigt, und es nahm diese ganze Angelegenheit einen ruhigen Verlauf.

Offenbar gehörte es zu den geheimen Absichten des Kaisers Napoleon, mit Preußen sich gut zu stellen und uns eine Vergrößerung nach Norden — nach den Herzogtümern zu — zu gönnen, wenn wir unsrerseits bereit wären, ihm eine Rektifikation der Grenze zu gewähren, namentlich durch Abtretung einiger Grenzdistrikte am Rhein und speziell des Kohlendistriktes bei Saarbrücken. In seinen vertraulichen Gesprächen mit dem damaligen preußischen Gesandten, dem

Grafen Albert Pourtalès, sprach er sich mehrfach in diesem Sinne aus. Von unsrer Seite erfolgte nie eine Antwort. Die Persönlichkeiten, welche damals die Politik in Preußen leiteten, waren entschieden antinapoleonisch, und der Prinz-Regent, der Minister v. Schleinitz und ich selbst, wenn ich bei dem Vertrauen, welches beide mir schenkten, mich nennen darf, würden es als einen Akt der Selbstentehrung angesehen haben, ein solches Geschäft mit dem napoleonischen Frankreich zu machen. Aber Louis Napoleon besaß einen hohen Grad von Zähigkeit, und allerdings war auch die Person des damaligen preußischen Gesandten, des Grafen Albert Pourtalès, nicht recht dazu angethan, der so entschiedenen antifranzösischen Stimmung, wie sie im preußischen Kabinett herrschte, ihren vollen Ausdruck auch in Paris zu geben.

Anfang Juni des Sommers 1860, also unmittelbar nach der Annexion von Nizza und Savoyen, ließ Louis Napoleon durch unsern Gesandten in Paris dem Prinz-Regenten den Vorschlag machen, mit ihm in Baden-Baden eine Zusammenkunft zu haben. Diese Offerte überraschte das preußische Kabinett außerordentlich. Eine einfache Ablehnung wäre eine schwere Beleidigung gewesen. Man beschloß daher, anzunehmen, aber unter bestimmten Voraussetzungen. Louis Napoleon hatte in seinen Gesprächen mit dem Grafen Albert Pourtalès geäußert, es würde eine solche Zusammenkunft wesentlich zur Beruhigung der Gemüter beitragen und die bestehenden Kriegsbefürchtungen zerstreuen. Hieran anknüpfend erklärten wir in einer nach Paris gerichteten Depesche, welche der damals im auswärtigen Amte beschäftigte, später so oft genannte Herr Harry v. Arnim nach der ihm gegebenen Instruktion mit großem Geschick entworfen hatte, dieser Zweck werde am sichersten erreicht werden, wenn der Regent seine deutschen Mitfürsten einlüde, ihm bei jener Zusammenkunft freundlichst zur Seite zu stehen. Die Wendung, welche auf diese Weise der Sache gegeben wurde, mochte in Paris nicht sehr angenehm berühren, aber ablehnen ließ sich der Vorschlag nicht, und so kam denn in der Mitte des Juli der Fürstentag von Baden-Baden zu stande, wo sich um den Prinz-Regenten die vier deutschen Könige, die Großherzoge von Baden, Hessen und Weimar, und die Herzoge von Koburg und Nassau gruppierten.

Wir hatten die Einladung nach Baden-Baden in einer Zirkulardepesche ausgesprochen, welche sich mit größter Bestimmtheit auf dem Boden des Rechtes und des status quo stellte. Die Abfassung dieser Depesche nach den vorher festgestellten Gesichtspunkten übertrug ich dem Legationsrat Harry v. Arnim, welchen wir damals wegen seiner gewandten Feder im Ministerium zurückbehalten hatten. Herr v. Arnim galt zu jener Zeit für den wärmsten Anhänger des Herrn v. Bismarck und gleich letzterem als ein Lobredner der russisch-französischen Allianz. Die von ihm entworfene Depesche machte, wie schon bemerkt, an den deutschen Höfen den besten Eindruck.

Noch vor dieser Zirkulardepesche richteten wir eine andre Depesche an unsern Gesandten in Paris, in welcher wir den Grafen Pourtalès autorisierten, die Einladung des Kaisers Napoleon nach Baden-Baden unter den Voraus-

setzungen anzunehmen, welche ich oben erwähnt habe. Es war keine leichte Aufgabe, diese Depesche in zweckentsprechender Weise abzufassen. Gleichwohl gelang dies Herrn v. Arnim und nur in einzelnen Punkten war er in seiner Zuvorkommenheit gegen Frankreich etwas zu weit gegangen. Diese Stellen modifizierte ich unmittelbar, und als ich am Schluß der Depesche eine etwas bedenkliche Wendung entdeckte, zu deren Beseitigung der Minister nicht sofort geneigt gewesen war, wartete ich die Zeit ab, wo der Minister v. Schleinitz zum Vortrage beim Regenten war, und schlug ihm brieflich vor, die Schlußsätze zu modifizieren, und diese Modifikation dem Grafen Pourtales mitzuteilen, für welchen die Depesche bereits unterwegs war. Ich konnte im voraus überzeugt sein, daß Herr v. Schleinitz, welchem mein Brief im Kabinett des Regenten übergeben werden sollte, meinen Vorschlag diesem letzteren mitteilen und daß derselbe die lebhafteste Zustimmung des Regenten finden würde. So geschah es denn auch, und ich telegraphierte dem Grafen Pourtales — zu dessen gewiß sehr geringer Freude — den neuen, sehr reservierten Schlußsatz.

Nachdem der Fürstentag in Baden-Baden in dieser Weise vorbereitet worden war, gestaltete sich der Verlauf desselben äußerst günstig. Die angesehensten Fürsten Deutschlands überzeugten sich, daß auch nicht der leiseste Gedanke, im Einverständnis mit Frankreich sich in Deutschland auszudehnen, in Berlin vorhanden sei. So war man denn unsrerseits zu der Annahme berechtigt, daß die mißtrauische Stimmung, welche nach den Friedensschlüssen von Villa Franca und Zürich an den deutschen Höfen Platz gegriffen hatte, nunmehr als beseitigt angesehen werden durfte. Als eine erwünschte Folge dieses Fürstentages war die Zusammenkunft anzusehen, welche etwa fünf Wochen nachher der Kaiser Franz Joseph dem Prinzregenten in Teplitz anbot, und über deren Verlauf ich bereits früher gesprochen habe.

Es fanden im Laufe des Sommers und Herbstes des Jahres 1860 eine Reihe von persönlichen Begegnungen der mächtigsten Fürsten statt. Nachdem der Prinzregent nacheinander im Juni dem Kaiser Napoleon in Baden-Baden begegnet war und bei dieser Gelegenheit sich persönlich mit den deutschen Fürsten verständigt hatte, und nachdem wenige Wochen darauf der Kaiser Franz Joseph mit ihm in Teplitz zusammengetroffen war, um die seit Villa Franca zwischen beiden Höfen eingetretene Spannung zu beseitigen, erschien jetzt — Mitte Oktober — die Königin Viktoria in Koblenz, begleitet von dem Minister des Auswärtigen Lord John Russel, um ebenfalls eine Verständigung mit dem preußischen Kabinett, namentlich in betreff der italienischen Angelegenheiten herbeizuführen. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß die Ueberredungskunst des englischen Staatsmannes zu Gunsten des neuen Königreiches Italien ohne Erfolg aufgewendet wurde. Herr v. Schleinitz verharrte vielmehr bei unsrer bisherigen Haltung und nahm keinen Anstand, noch von Koblenz aus die revolutionäre Annexionspolitik des sardinischen Hofes zu verurteilen, und schloß die zur Mitteilung an das Turiner Kabinett bestimmte Depesche mit den Worten: „Weit entfernt, die beiden Prinzipien der Nationalität und des Rechtes als unverträglich anzusehen, ist die

preußische Regierung vielmehr der Meinung, daß es einer regelmäßigen Regierung nur auf dem gesetzlichen Wege der Reformen und mit Achtung der bestehenden Rechte gestattet sei, die legitimen Wünsche der Nation zu verwirklichen." Dagegen faßte das Berliner Kabinett den Entschluß, seinen Gesandten in Turin zu belassen und nicht, wie Rußland und Frankreich soeben gethan hatten, ihn abzuberufen und dadurch England, dessen Botschafter noch in Turin geblieben war, diplomatisch zu isolieren.

Den Entwurf zu der Depesche vom 13. Oktober in seinem allgemeinen Gedankengange hatte ich meinerseits in Berlin gemacht und dem Minister v. Schleinitz nach Koblenz gesendet, welcher ihn dort zu einer förmlichen Depesche umarbeiten ließ. Die Schleinitzsche Depesche erkennt den hohen Wert des Nationalitätsprinzipes an, betrachtet aber das bestehende Recht als Schranke, innerhalb deren sich die nationalen Bestrebungen zu bewegen haben. Sie proklamiert eine Politik der Reform.

Am 22. Oktober desselben Jahres endlich fand auch noch eine Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Prinzregenten in Warschau statt. Zu dieser Zusammenkunft begab sich auch, ohne speziell dazu eingeladen zu sein, der Kaiser Franz Joseph. Die Geschichte dieser Zusammenkunft der drei mächtigsten Souveräne des Ostens ist mir genau bekannt, weil es der Zufall mit sich brachte, daß ich den Prinzregenten nach Warschau zu begleiten hatte. Von einer nervösen Grippe, mit Fieber verbunden, plötzlich überfallen, befand sich der Minister v. Schleinitz außer stande, den Prinzregenten, wie es anfänglich beschlossen war, nach Warschau zu begleiten. Der Prinzregent entschied sich dahin, daß statt seiner der Ministerpräsident Fürst von Hohenzollern nach Warschau berufen werden sollte. Da dieser sich aber auf Urlaub in Sigmaringen befand, und voraussichtlich ein paar Tage darüber vergehen mußten, bevor er in Warschau ankam, so wurde für diese Zeit ein Interimistikum festgesetzt. Herr v. Bismarck, damals Gesandter in Petersburg, aber augenblicklich auf Urlaub in Berlin anwesend und daher natürlich ebenfalls dazu bestimmt, den Regenten nach Warschau zu begleiten, sollte nach dem Vorschlage des Ministers v. Schleinitz die Besprechung mit den fremden Diplomaten übernehmen, ich aber sollte den persönlichen Vortrag beim Regenten haben. Der Prinz ging, wenn auch höchst ungern, auf diesen Vorschlag des Ministers ein.

Als der Fürst von Hohenzollern nach etwa zwei Tagen in Warschau anlangte, hörten jene Funktionen des Herrn v. Bismarck auf, ich aber verblieb an der Seite des Fürsten von Hohenzollern, um ihm möglichst mit Rat und That beizustehen. In Warschau war mit dem Kaiser Alexander der Fürst Gortschakow anwesend. Der Kaiser von Oesterreich hatte seinen Ministerpräsidenten Grafen Rechberg und noch einige Diplomaten mitgebracht, während Herr v. Bismarck und ich den Fürsten von Hohenzollern unterstützen sollten. Dies war allerdings um so nötiger, als der Fürst von Hohenzollern selbst außerordentlich wenig mit den Geschäften vertraut war. Dies flößte mir einige Besorgnis vor der Beratung ein, welche die drei Souveräne unter Hinzutritt ihrer ersten Minister

nunmehr haben sollten. Herr v. Bismarck und ich kamen daher überein, daß es am besten sein würde, dem Fürsten von Hohenzollern ein kurzes Promemoria mit in die Versammlung zu geben, nach Maßgabe dessen er seine Maßnahmen und Erklärungen einzurichten hätte. Dies war natürlich meine Arbeit. Das Unglück aber wollte, daß ich den Tag, bevor diese Arbeit abgefaßt werden sollte, bei der Rückkehr aus dem Theater in dem Korridor des Hotels so heftig stürzte, daß ich mich am andern Tage außer stande befand, ordentlich zu arbeiten, so daß Herr v. Bismarck am Abend nach seiner Rückkehr von einem großen Hoffeste mir diese Arbeit abnahm und bis in die Nacht hinein sich mit der Redaktion jenes Promemorias beschäftigte.

Noch sind mir einige charakteristische Aeußerungen von Bismarck aus unserm mehrtägigen Beisammensein in Warschau erinnerlich. Der Fürst von Hohenzollern hatte mich beauftragt, den Grafen Rechberg aufzusuchen und mit ihm über eine dringende Angelegenheit Rücksprache zu nehmen. Ich fand Graf Rechberg beschäftigt und in voller Beratung mit seinem Unterstaatssekretär, dem Baron Meisenbug und dem österreichischen Gesandten in Petersburg, dem Grafen Thun. Als ich dem Grafen Rechberg die Angelegenheit, welche mich zu ihm führte, vorgetragen hatte, erbot er sich mit großer Zuvorkommenheit, den Fürsten von Hohenzollern sofort aufzusuchen, und durch direkte Besprechung mit ihm die Sache ihrer raschen Erledigung entgegenzuführen. Dies schien mir aber bei der großen geschäftlichen Ueberlegenheit des Grafen Rechberg etwas bedenklich. Ich nahm zu dem Vorwande meine Zuflucht, der Fürst von Hohenzollern sei augenblicklich nicht disponibel und befinde sich zum Vortrage bei dem Regenten.

Als später die drei Monarchen unter Begleitung ihrer Minister sich in Konferenz befanden, begegnete ich in dem Korridore unsers Hotels Bismarck, welcher eben von einem Spazierritt zurückkam. Ich gestand ihm, daß ich etwas besorgt sei, ob wohl der Fürst von Hohenzollern im stande sein würde, sich seiner Aufgabe richtig zu entledigen und ob wir nicht bei dieser Gelegenheit mit unsern Interessen Schaden leiden möchten. „Grübeln Sie doch nicht über diese Dinge und machen Sie sich keine Sorgen," erwiderte mir Bismarck. „Solange ich in den Geschäften bin, habe ich immer wieder von Zeit gehört, ‚wir stehen am Vorabend schwerwiegender Ereignisse und die Zukunft liegt dunkel vor uns.' Gleichwohl stehen wir heute noch intakt aufrecht. Folgen Sie meinem Rate und meinem Beispiel, trinken Sie eine Flasche Champagner und essen Sie ein paar Dutzend Austern dazu, und ich bin überzeugt, daß Ihnen die Weltlage sofort in einem weit rosigeren Lichte erscheinen wird."

Die Beratung der Souveräne nahm einen sonderbaren Gang. Der Fürst Gortschakow legte ein Schreiben vor, welches er soeben erst aus Frankreich erhalten haben wollte. Darin wurde die Absicht des französischen Kabinetts ausgesprochen, sich in der italienischen Angelegenheit reserviert und neutral zu halten, so lange Oesterreich es vermeide, angriffsweise gegen Italien vorzugehen. Allerlei Erörterungen fanden nun statt, in der Hauptsache jedoch kam durchaus nichts zu stande. Dies hatte ich bei unsrer Abreise aus Berlin dem Minister v. Schleinitz

als das wünschenswerte Ziel der Zusammenkunft bezeichnet, und es war nach sehr eingehender Besprechung dasselbe von ihm gutgeheißen worden. Der Kaiser von Oesterreich verließ zuerst Warschau und die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung der Kaiserin-Mutter rief unmittelbar nachher den Kaiser Alexander nach Petersburg zurück, worauf denn bald auch wir die Rückreise nach Berlin antraten.

Bei seinem fanatischen Haß gegen England hatte es den Fürsten Gortschakow sehr geschmerzt, daß wir kurz vorher auf seine damalige Lieblingsidee nicht eingegangen waren. Nach den revolutionären Gewaltthaten der Italiener und namentlich nach der Invasion des Kirchenstaates hatte Frankreich es für angemessen gehalten, seine Gesandten von Turin abzuberufen. Fürst Gortschakow hoffte nun, es dahin zu bringen, daß England, welches sich der italienischen Sache so warm annahm, in Turin diplomatisch völlig isoliert werde. Er beschloß daher, auch den russischen Gesandten abzuberufen und drang in uns, unsrerseits gleichzeitig denselben Schritt zu thun. Ich vermute, daß Herr v. Schleinitz sich hatte von Baron Budberg, dem damaligen russischen Gesandten, überraschen und eine Art von Versprechen ablocken lassen, man werde preußischerseits dasselbe thun. Ich meinerseits riet Herrn v. Schleinitz von solchem Schritte dringend ab und bestimmte ihn, die Frage dem Ministerrate vorzulegen. Hier entschied sich die große Majorität gegen die Abberufung und der Gesandte blieb in Turin, da voraussichtlich doch nach kurzer Zeit die Gesandten der Großmächte wieder nach Turin zurückkehren würden, ohne durch ihre zeitweise Abwesenheit irgend etwas erreicht zu haben. In Petersburg war man offenbar über die einzelnen Vorgänge im preußischen Staatsministerium unterrichtet, und da man wußte, daß ich, obgleich an sich der italienischen Sache keineswegs sehr geneigt, doch in diesem Falle scheinbar im Interesse derselben thätig gewesen war, so wurde ich in Warschau, namentlich von dem Fürsten Gortschakow sehr kühl aufgenommen.

So endete damals die vielbesprochene Zusammenkunft in Warschau. Sie ging ohne merkliches Resultat vorüber und nur eine Thatsache muß ich noch erwähnen, daß Graf Rechberg mich befragte, ob es nicht angemessen sein möchte, bald beiderseits Offiziere zusammentreten zu lassen, welche sich mit der Entwerfung eines Verteidigungsplanes und der Verteilung der deutschen Streitkräfte beschäftigen sollten, für den Fall, daß ein Angriff Frankreichs auf Deutschland erfolge, wie dies bei den Besprechungen in Teplitz vereinbart worden wäre.

Während dieser ganzen Zeit, vom Beginn der italienischen Verwicklungen bis zur Warschauer Monarchenzusammenkunft, war ich mit allen Kräften bemüht, das Verhältnis zu Oesterreich, soweit es irgend unsre speziellen Interessen erlaubten, wiederherzustellen und auch unsre Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten möglichst zu pflegen, damit im Falle des doch schließlich unvermeidlichen Konfliktes mit dem napoleonischen Frankreich Preußen und Oesterreich gemeinsam die militärischen Kräfte Deutschlands zusammenfassen und ebenbürtig der prätendierten Präponderanz Frankreichs entgegentreten könnten.

Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß schon innerhalb des kleinen Kreises

der Wochenblattsmänner zwei ganz verschiedene Richtungen sich geltend gemacht hatten. Albert Pourtales und Usedom, welcher zwar nicht zu unserm Kreise formell gehörte, doch aber sich zu demselben hielt, waren im Grunde ihres Herzens Feinde Oesterreichs und hätten am liebsten die Habsburgische Monarchie in die Luft sprengen gesehen, um Neuitalien herzustellen und um die preußische Oberherrschaft über Deutschland zu gründen. Ich meinerseits war der entschiedenste Gegner dieser Richtung, wünschte auch durchaus nicht, den bestehenden Bund gesprengt zu sehen, sondern bekannte mich zu dem Grundsatze, daß der Bund als eine Allianz aller deutschen Staaten gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, dagegen seine Thätigkeit nach Innen auf das niedrigste Maß zu beschränken sei, während es Preußen vorbehalten bleiben müsse, die übrigen deutschen Staaten außer Oesterreich im Vertragswege zu assimilieren. Diese Ansicht hatte ich während des Bestehens des Wochenblattes in zahlreichen Aufsätzen verteidigt. Herr v. Schleinitz stand in dieser politischen Grundauffassung ganz auf meiner Seite. Robert Goltz schwankte zwischen beiden Ansichten und entschied sich jedesmal Fall auf Fall. Unser jugendlicher Redakteur endlich gehörte schon wegen seiner Jugendlichkeit der Richtung von Albert Pourtales und Usedom an. Es war für mich eine sehr schwere Aufgabe gewesen, während des italienischen Krieges und in den demselben vorangehenden Monaten diese meine Ansicht den augenblicklichen Tagesströmungen gegenüber mit Erfolg aufrecht zu erhalten. Eine starke Partei im Lande und bei Hofe drang auf sofortigen Anschluß an Oesterreich und auf eine unmittelbare Teilnahme am Kriege. Dieser Strömung gegenüber war ich bemüht, den mir befreundeten Minister zunächst in einer Oesterreich wohlwollenden Neutralität zu erhalten. Mit Rücksicht auf den aus den Radetzkyschen Feldzügen her noch bestehenden Ruhm der österreichischen Armee, glaubten wir, wie schon bemerkt, es sei vor allem Oesterreichs Sache, für seinen italienischen Besitz in erster Linie einzutreten und auf den altbekannten Manöverplätzen Radetzkys den ersten Stoß der französischen Waffen auf sich zu nehmen. Dagegen war es bestimmter Entschluß, es unter keinen Umständen zu dulden, daß Oesterreich zu Boden geworfen, seines italienischen Besitzes beraubt, und daß auf diese Weise das Uebergewicht des napoleonischen Frankreich in Mitteleuropa begründet würde. Dieser Standpunkt, welchen wir bis zum wirklichen Anfange des Krieges mit Entschiedenheit festhielten, erfreute sich bis zu dem angegebenen Zeitpunkte des ungeteilten Beifalles der liberalen wie der konservativen Partei, und die Erklärungen, welche in diesem Sinne der Minister v. Schleinitz in der Kammer abgab, wurde von beiden Seiten der Häuser mit gleichem Beifall entgegengenommen. Anders gestaltete sich die Sache, als der Krieg wirklich seinen Anfang nahm.

Hatte sich die Politik des Wiener Kabinetts bereits in den vorhergehenden Monaten als oft leidenschaftlich und haltlos erwiesen, so zeigten sich jetzt dieselben Erscheinungen auf militärischem Gebiet. Ohne die notwendige Zahl der Truppen schon konzentriert zu haben, mußte die österreichische Armee einen Vorstoß gegen Turin machen, bevor die französische Hilfsarmee ganz ausgeschifft war. Bei der

Unzureichendheit der militärischen Kräfte aber und bei der Unschlüssigkeit des Kommandierenden geschah es, daß man zurückwich, bevor man noch das Ziel erreicht hatte. Nach allen Seiten hin zeigte sich Frankreich den Oesterreichern gegenüber überlegen, und das österreichische Heer wußte nicht ein Vorpostengefecht auf einem Terrain zu gewinnen, welches seit langen Jahren ihm auf das genaueste bekannt war. Inzwischen regte sich der Geist der Unzufriedenheit in Ungarn, und es trat die Besorgnis ein, daß, wenn den verlorenen Schlachten von Magenta und Solferino noch neue Niederlagen folgten, in Ungarn eine allgemeine Erhebung stattfinden möchte. In Deutschland aber, namentlich im Norden, fand mit den österreichischen Niederlagen ein völliger Umschwung der politischen Stimmung statt. Fast die ganze liberale Presse stellte sich mehr und mehr auf die Seite der italienischen Umsturzbewegung, und Herr v. Usedom, von jeher der italienischen Einheitsbewegung zugethan, äußerte sich sehr charakteristisch in einer seiner politischen Depeschen dahin, daß sich kein Grund absehen lasse, warum der Landwehrmann aus Tilsit dazu kommen sollte, sich vor Paris totschießen zu lassen, damit die Oesterreicher und Ultramontanen ihre Oberherrschaft über Italien aufrecht erhielten. Oder wie er sich ebenfalls öfter in seinen Depeschen auszudrücken pflegte, da die Oesterreicher nicht hätten nach Turin gelangen können, so wolle der deutsche Pionier Paris erobern. Der vollkommene Umschlag der Stimmung, welcher sich während der Fortsetzung des Krieges vollzogen hatte, machte es außerordentlich schwierig, während desselben die Linie mit Sicherheit einzuhalten, welche wir uns vorgezeichnet hatten.

In Eisenach trat unmittelbar nach Beendigung des Krieges eine zahlreiche Versammlung von politischen Männern zusammen, welche in ihrer Mehrzahl der demokratischen und ultraliberalen Richtung angehörten und sich offen zu dem Zwecke bekannten, einen deutschen Bundesstaat unter Ausschluß von Oesterreich und mit Preußen an der Spitze mit allen gesetzlichen Mitteln anzustreben, und die Einberufung eines deutschen Parlamentes, hervorgegangen aus allgemeinen, geheimen und direkten Wahlen, zu erwirken. Bis dahin hatte es als ein charakteristisches Zeichen des politischen Radikalismus gegolten, sich für allgemeines Wahlrecht und das Einkommensteuersystem zu erklären. Der Nationalverein, so hieß die neue politische Verbindung, bekannte sich zu beidem (?) und überhaupt zu der von der Paulskirche hinterlassenen Verfassung.

Dieser fortwährend wachsenden Strömung gegenüber hielten selbst unsre Gesandten an den großen Höfen nicht stand, und Männer wie Usedom in Frankfurt a. M. und selbst der konservative Graf Bernstorff in London neigten sich mit mehr oder weniger Entschiedenheit dieser neuen Richtung zu. Während man von mancher Seite her behauptete, daß Herr v. Bismarck, damals noch Gesandter in Petersburg, Fühlung mit den Männern des Nationalvereins zu bekommen trachtete, sprach er sich in seinen zahlreichen Privatbriefen an den Minister v. Schleinitz, welche, wie er wußte, von diesem regelmäßig dem Regenten vorgelegt wurden, mit Vorsicht und Ueberlegenheit dahin aus; nach außen sei ihm jedes Mittel für die Größe Preußens recht, nach innen aber gehe er bis zur Vendée.

Während auf diese Weise in Deutschland eine wüste radikale Strömung sich immer mehr Raum verschaffte, eilte die revolutionäre Einheitsbestrebung in Italien mit raschen Schritten ihrem Ziele entgegen. Es ist höchst bemerkenswert, von welchem unermeßlichen Einflusse der Sieg dieser Bewegung in Italien auf die Stimmung der Geister in Deutschland war. Namentlich während des Siegeszuges von Garibaldi und der Niederwerfung der bourbonischen Herrschaft im Königreich beider Sizilien steigerte sich die ultraliberale Strömung in Deutschland auf die überraschendste Weise. Die liberale Partei, wie sie in den fünfziger Jahren bestanden hatte, verlor immer mehr an Terrain, und während sich die Reihen der zweiten Kammer mit weit fortgeschrittenen Männern und früheren Führern und Mitgliedern der demokratischen Partei füllten, wendeten sich die alten Wahlkreise von Männern wie Vincke und Schwerin ab, dafür erschienen Männer wie Waldeck und Johann Jakobi wieder auf der politischen Bühne. (Fortsetzung folgt.)



Die Heirat Ludwigs XV. von Frankreich mit Maria Leszczynska.

Von

Prof. Dr. Frantz Funck-Brentano (Paris).

Unter dem Ministerium des Herzogs von Bourbon, das Frankreich von 1723 bis 1726 regierte, herrschte in Wirklichkeit die junge, reizende Marquise Jeanne-Agnès de Prie. Sie war eine Tochter Etienne Berthelots, Herrn v. Pléneuf, eines reichen Steuerpächters, der seinen Namen im Jahre 1716 durch einen Aufsehen erregenden Bankrott berüchtigt gemacht hatte. Ihre Mutter galt für ebenso geistreich wie ausschweifend, und die Tochter wurde seit ihrem sechzehnten Jahre als in jeder Hinsicht ihrer Mutter würdig erachtet. Diese einnehmende und verschlagene kleine Frau, die zugleich zuckersüß und gallenbitter, sehr bissig und sehr einschmeichelnd war, sollte vermöge der Verhältnisse, in die sie gelangte, auf die Schicksale Frankreichs einen Einfluß ausüben, dessen Wirkungen sich heutigen Tages noch nicht ermessen lassen.

„Von zarter Gestalt,“ schreibt Henry Gauthier-Villars,[1]) „ein Frauenkopf auf einem Spinnenleibe, hatte sie das Lachen einer Nymphe, reizende Wangen,

---

[1]) „Le Mariage de Louis XV.“ nach einem unveröffentlichten Briefwechsel Stanislaus Leszczynskis, Paris 1900.

etwas chinesische Augen, frei herabhängendes Haar wie die Bacchantinnen. Sie übte einen bestrickenden Reiz aus.

„La de Prie est la plus maigre[1])
Des p . . . de notre temps“

hieß es in einem Lied des Tages.

„In Wirklichkeit lag die Macht dieser kalten Buhlerin in ihrer verderbten Naivität, in ihrer falschen Treuherzigkeit, die kraft einer kunstvoll berechneten Koketterie geradezu einzig in ihrer Art war.“

Sie war in Wahrheit eine Spinne.

Voltaire, der allen bei den Großen des Tages einflußreichen Courtisanen den Hof machte, war von ihr entzückt. Er widmete ihr „L'Indiscret“ und richtete kleine Gedichte an sie:

„Vous qui possédez la beauté,
Sans être vaine ni coquette,
Et l'extrême vivacité,
Sans être jamais indiscrète,
Vous à qui donnèrent les dieux
Tant de lumières naturelles,
Un esprit juste, gracieux,
Solide dans le sérieux
Et charmant dans les bagatelles . . .“[2])

Ihr Gemahl, Marquis Louis de Prie, war französischer Gesandter in Turin. Im Jahre 1719 nach Paris zurückgekehrt, warf Madame de Prie ihre Augen auf den Regenten, der seit dem Tode Ludwigs XIV. die Zügel Frankreichs in Händen hielt. Doch der Regent liebte die Frauen mit üppigen Reizen, und wir wissen von Gauthier-Villars, daß Madame de Prie wie eine Spinne war. Mehr Glück hatte sie bei dem Herzog Henri von Bourbon, dem Sohne des Herzogs Louis v. Bourbon-Condé und Enkel des großen Condé. Dieser Enkel des großen Condé war nicht nur ein Dummkopf vom flachsten und beschränktesten Geist, sondern auch ein ganz verworfener und ehrloser, von der Fußsohle bis zu den Haarwurzeln durch und durch verachtungswürdiger Mensch. Wir haben sein Porträt: „Storchbeine, ein gekrümmter Rumpf, ein Kinn wie die Spitze eines Holzschuhs, große Lippen und schielende Augen.“ „Er war einäugig,“ sagt Voltaire, „und war nur dazu geschaffen, über ein Volk von Blinden zu herrschen.“ Als er 1740 starb, hielten ihm die Pariser die Grabrede: „Es wird fortgesetzt in gleicher Weise sehr unvorteilhaft von dem Andenken des Herzogs gesprochen,“ bemerken die Redakteure der geheimen Zeitungen für die Polizei, „und gesagt,

---

1) „Die de Prie ist die magerste . . . unsrer Zeit.“

2) „Du, die du die Schönheit besitzt, ohne eitel oder kokett zu sein, und die höchste Lebhaftigkeit, ohne jemals unverständig zu sein, du, der die Götter so viele natürliche Gaben verliehen haben, einen klaren, anmutigen Geist, der in ernsten Dingen gediegen und im Spiel bezaubernd ist . . .“

daß das ganze Leben dieses Prinzen nichts als ein Gewebe von Verbrechen und Schlechtigkeiten gewesen ist." [1])

Im Dezember 1723 wurde der Herzog als Nachfolger des Regenten an die Spitze der Regierung gestellt. Damit war Frankreich in die kleinen Hände der Marquise de Prie gegeben.

Am französischen Hofe lebte ein hübsches kleines Fräulein, eine kleine Infantin von Spanien, „weiß, blond und rosig wie ein leuchtender Velasquez". Der Regent hatte sie für den schönen jungen König Ludwig XV. ausersehen. Sie hatte am 2. März 1722 ihren Einzug in Paris gehalten. „Zwischen zwei Reihen von Soldaten führte Ludwig XV. den Zug — der König war damals zwölf Jahre alt — gefolgt von den Prinzen von Geblüt. Dann kamen die Leibwache zu Pferde und der königliche Hofstaat, der Herzog von Ossuna, Gesandter Seiner katholischen Majestät des Königs von Spanien, der Herzog von Fresmes, Gouverneur von Paris, und alle ihre Equipagen, dann die Beamten des Stadthauses vor der Karosse der allerliebsten Infantin einhergehend, die auf den Knieen ihrer Gouvernante Mme. de Ventadour sitzend, ihrer Puppe zulächelte." Jedermann kennt die Verhandlungen, zu denen die Verlobung der Infantin Anlaß gab, durch die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, denn sie waren die große Angelegenheit seines Lebens.

Obwohl die niedliche Infantin erst fünf Jahre zählte, vergötterte sie bereits ihren hübschen kleinen König, der, am 25. Oktober 1725 zu Reims gesalbt, nach dem Zeugnis D'Argensons, mit seinem langen Mantel und seinem silbernen Barett dem Gott Amor selbst glich. Sie fand sogar, daß der König nicht zärtlich genug gegen sie sei, und sagte schmollend, daß er sehr schön sei, aber nicht mehr spreche als ihre Puppe. Sie ließ sich auch einen kleinen Dauphin aus Wachs machen, den sie unablässig bei sich hatte und den ganzen Tag liebkoste.

Ein reizender Stoff zum Dichten für die Poeten. Aber die Intriganten und die Ehrgeizigen sind keine Dichter. Der Regent hatte einen Sohn hinterlassen, um den sich eine mächtige Partei gruppierte. „Die kleine Infantin wuchs nicht, sie blieb klein. Auf jeden Fall konnte man nicht vor sieben oder acht Jahren daran denken, sie Ludwig XV. zur wirklichen Gemahlin zu geben. Und wenn nun der König inzwischen starb? Dann kam der Sohn des Regenten auf den Thron, und der Herzog, der erste Minister, wurde der demütige Untergebene des Mannes, den er am meisten in der Welt verabscheute. Uebrigens war der König von zarter Gesundheit. Er bekam eine Krankheit. Solange sie dauerte, war der Herzog in der größten Aufregung. Da er in dem Gemach über dem des Königs schlief, glaubte er eines Nachts mehr Lärm und Bewegungen als gewöhnlich zu hören. Er steht eilends auf und geht voll Schrecken im Schlafrock hinunter. Maréchal, der erste Wundarzt, der im Vorzimmer schlief, steht auf, erstaunt, ihn zu einer solchen Stunde erscheinen zu sehen, tritt ihm entgegen und fragt ihn nach der Ursache seines Schreckens. Der Herzog, ganz außer sich,

---

[1]) „Revue rétrospective", herausg. v. Paul Cottin, VII (1887), p. 102.

antwortet nur mit abgerissenen Worten: ‚Ich habe Lärm gehört . . . der König ist krank . . . was soll aus mir werden?‘ Maréchal hatte Mühe, ihn zu beruhigen, und veranlaßte ihn, sich schlafen zu legen; aber während er ihn hinaufbrachte, hörte er ihn sagen, wie einen Menschen, der nur zu sich selbst zu sprechen glaubt: ‚Das soll mir nicht wieder passieren! Wenn er davon kommt, muß er verheiratet werden.‘ Und er bat den Grafen Lamarck, ihm eine Denkschrift zu verfassen, worin klar auseinandergesetzt würde, welche dringenden Gründe dafür vorlägen, daß der König rasch mit einer Prinzessin verheiratet werde, die der Krone die Erbfolge in direkter Linie unverzüglich zu sichern geeignet sei. Die Denkschrift wurde abgefaßt. Man findet darin folgendes Argument, das ohne jeden Zweifel im Kopf des ersten Ministers das einzige war: ‚Der Herzog von Orléans hält mit seiner Eigenschaft als präsumtiver Thronerbe eine Menge von Personen in seiner Partei fest, was dem Herzog von Bourbon die Regierung erschwert.‘“

So wurde die Zurücksendung der Infantin beschlossen. Da sie zu sehr geweint haben würde, so sagte man ihr nur, daß sie auf kurze Zeit zu ihrem Papa und ihrer Mama reisen solle, um sie zu umarmen, und daß sie dann wieder zu ihrem schönen jungen König zurückkehren werde.

In Spanien schlug die Nachricht wie ein Blitz ein. Philipp V. und seine Gemahlin, Elisabeth Farnese, empfanden die ihrer Krone, der ganzen Nation zugefügte Beleidigung lebhaft. Man war drauf und dran, den Krieg zu erklären. Der leitende Gedanke der auswärtigen Politik Ludwigs XIV. war umgestoßen. Die Pyrenäen waren wieder vorhanden. Die Verbindung zwischen den Kronen von Spanien und Oesterreich, die zu zerreißen Generationen von französischen Staatsmännern und Heerführern sich so sehr abgemüht hatten, war mit einem Male wieder besiegelt. Der König von Spanien schloß wieder einen Bündnisvertrag mit dem Kaiser. Aber alles das bedeutete in den Augen des Herzogs von Bourbon sehr wenig. Er für sein Teil sah nur das Interesse, welches er daran hatte, die Eventualität zu beseitigen, daß der Herzog von Orléans auf den Thron käme.

Nachdem die kleine Infantin heimgeschickt worden war, galt es, in großer Eile eine Königin zu finden, die die Fähigkeit hatte, baldigst einen Dauphin zur Welt zu bringen.

Zu allererst dachte man an die Prinzessin Anna, die Tochter des Prinzen von Wales. Die einleitenden Schritte, mit denen man es in London wagte, wurden der Religion wegen abgewiesen. Eine englische Prinzessin konnte nicht katholisch werden. Der Herzog von Bourbon dachte darauf an seine eigne Schwester, Mlle. de Vermandois. Mme. de Prie zeigte sich anfangs diesem Projekt geneigt. Mlle. de Vermandois, die sehr fromm war, lebte zurückgezogen im Kloster Fontevrault. Die Marquise de Prie fuhr in einer Kutsche dorthin. Sie ließ sich als eine Dame des Hofs anmelden, die komme, dem jungen Mädchen Nachrichten von ihrem Bruder zu bringen.

„Im Laufe des Gesprächs über den Hof und die Hofgesellschaft verfiel sie

auf den Gedanken, mit völlig gleichgültiger Miene zu fragen, ob die Prinzessin von Mme. de Prie habe sprechen hören.

„‚Mme. de Prie,‘ wiederholte Mlle. de Vermandois mit dem halben Lächeln, das einer abfälligen Bemerkung vorangeht, ‚die, welche . . .‘

„‚Ja, ja!‘

„‚Die, von der es heißt . . . die Favoritin meines Bruders.‘

„‚In der That, eine Freundin, die er sehr schätzt.‘

„‚O! Nun, in unserm Kloster wird nicht gut von ihr gesprochen.‘

„‚Was sagt man denn von ihr?‘

„‚Wahrhaftig, nichts als was sich für sie gebührt, wenn sie wirklich eine sittenlose Frau ist, die sich um die ewige Seligkeit bringt und den Herzog mit sich. Es wäre sehr zu wünschen, daß man ihm über diese abscheuliche Frau die Augen öffnete.‘

„‚Es ist genug,‘ rief Mme. de Prie, indem sie von Mlle. de Vermandois Abschied nahm; ‚es ist genug, Mademoiselle. Man spricht viele Dummheiten in Ihrem Kloster.‘

„Und sie ging fort, zwischen den Zähnen murmelnd: ‚Warte nur, du wirst niemals Königin von Frankreich.‘“

Und in der That, die Kandidatur der Mlle. de Vermandois wurde aufgehoben.

In diesem Augenblick bot sich dem Herzog von Bourbon eine Gelegenheit, den schweren Fehler, den er begangen hatte, indem er in so grober Weise den mit Spanien geschlossenen Ehevertrag brach, wieder gut zu machen. Die große Katharina bot die Hand ihrer Tochter Elisabeth an. Das junge Mädchen war schön und von demselben Alter wie Ludwig XV. Ihre Mutter war eine geniale Frau und stand an der Spitze eines Reiches, dessen Macht seitdem unermeßlich war. Frankreich konnte sich durch eine solche Verbindung ein Gegengewicht gegen das neue Bündnis zwischen Spanien und Oesterreich, eine Stütze gegen den Erzfeind England verschaffen. Von Rußland unterstützt, mußte Frankreich, das noch immer die erste Militärmacht Europas war, einen alles überragenden Einfluß gewinnen. Aber diese Erwägungen waren nicht dazu angethan, in dem kleinen Gehirn der Marquise de Prie Eingang zu finden. Diese fürchtete den Einfluß einer mächtigen und schönen Königin, die glauben würde, ihre Erhebung nur sich selbst, dem Genie ihrer Mutter und der Größe ihres Hauses zu verdanken. Sie war nicht damit einverstanden, die Krone Frankreichs einer Prinzessin zu geben, deren Stolz und Verachtung sie vielleicht würde auszuhalten haben. Sie wollte eine Fürstin, die, von bescheidener Abstammung und ohne persönliche Machtmittel, ganz allein aus ihren eignen Händen den königlichen Mantel in Empfang nähme, und so geartet wäre, daß sie stets dessen eingedenk bliebe. Die Vorschläge der großen Katharina wurden verworfen. Die Ablehnung Frankreichs hatte sehr schwere Folgen. Sie entschied über die ganze Politik Rußlands während des 18. Jahrhunderts, und ihre Wirkungen haben sich noch bis in unsre Tage fühlbar gemacht. Begierig, eine Stellung in der politischen Welt einzunehmen

und im europäischen Konzert zu figurieren, acceptierte, ja verlangte das Zarenreich das Patronat der französischen Regierung. Diese wußte die Lage nicht zu erfassen. Das hieß Rußland Oesterreich in die Arme werfen. In der That knüpfte sich seit 1726 ein Bündnis zwischen den beiden Ländern an, und das Slawenland öffnete sich offiziell dem Eindringen des Germanentums. Von dem unermeßlichen Schaden, den er seinem Vaterlande zufügte, hatte der Herzog nicht einmal eine Ahnung. Um das von der großen Katharina entworfene Werk allgemach auszuführen, hätte es eines Richelieu bedurft, und nicht eines blöden Céladon, der der Spielball einer Intrigantin war.

In Weißenburg lebte damals armselig ein armer König von Polen, der gewählt, dann entthront worden war, der gute König Stanislaus. Er war so arm, daß er bei einem Frankfurter Juden seine Juwelen, den letzten Rest seines Besitzes, hatte verpfänden müssen. Auf Maria Leszczynska, deren Vater, ein König ohne Thron, unaufhörlich um Unterstützungen für seinen Lebensunterhalt betteln mußte, richtete der Herzog von Bourbon nun definitiv seine Wahl. Nachdem er an eine englische Prinzessin, die Erbin eines mächtigen Königreichs, gedacht, nachdem er für seine Schwester eine für ihn selbst so vorteilhafte Verbindung erträumt hatte, holte der jämmerliche Minister aus Weißenburg, aus einer Wohnung, wo „ein des Mitleids würdiges Elend“ herrschte, ein schüchternes, frommes Kind voll Anmut, aber ohne Schönheit, ohne Verwandte, ohne Vermögen! „Die große Jugend Ludwigs XV.,“ bemerkt Mézières, „die ihm nicht erlaubte, sich zu wehren, und eine Hofintrigue erklären allein eine so seltsame Begebenheit. Große Minister hatten sonst für ihre Souveräne hohe, der gesamten Politik ihres Landes nützliche Verbindungen gesucht. Hier war alles auf die niedrigsten Kombinationen, auf die kleinlichsten Berechnungen zurückzuführen.“

In Weißenburg verbrachte der gute Stanislaus seine Tage mit Grübeln und Geschichtenerzählen. Am Abend rauchte er aus langen Pfeifen. Seine Frau greinte und schalt, während die sanfte, fromme und stille Maria ein monotones, einförmiges Dasein führte und sich damit beschäftigte, seidene Blumen auf Kirchengewänder zu sticken. Die Marquise de Prie hatte einen gewissen Gobert hingeschickt, um ein Porträt des jungen Mädchens zu malen. Und als sie das Bild sah, diese sanften, unbestimmten Züge, dessen schüchternen, ergebungsvollen Ausdruck, sagte sie sich, daß das ganz der leicht lenkbare Charakter sei, den sie zur Königin brauchte. Am 2. April 1725 stürzte Stanislaus plötzlich in das Zimmer, wo seine Frau und seine Tochter nähten. „Tochter,“ schrie er, „laßt uns auf die Kniee fallen und Gott danken!“

„Was giebt es, Vater? Bist du auf den polnischen Thron zurückberufen worden?“

„Der Himmel ist uns noch viel gnädiger. Du bist Königin von Frankreich.“

Am 15. August 1725, dem Tage der Himmelfahrt Mariä, hielt der Herzog von Orléans in der Kirche zu Straßburg im Namen Ludwigs XV. Hochzeit mit der Prinzessin Maria. Der Kardinal Rohan nahm die Einsegnung vor.

Wenige Tage danach, am 19. August, brachte der Marquis de Maillebois der neuen Königin im Namen ihres jungen Gemahls folgenden artigen Brief:

„Die Kunde von der Feier meiner Vermählung, Madame, welche ich soeben erhalten, ist für mich die angenehmste, welche ich bisher empfangen habe, seitdem ich König bin. Meine Ungeduld, Eure Majestät zu empfangen, entspricht vollkommen allem dem, was ich mir von der Verbindung verspreche, die ich mit Ihnen eingehe. Seien Sie versichert, Madame, daß ich mein Glück nie in etwas anderm suchen werde als in der Freude, die es mir bereiten wird, das Ihrige zu schaffen. Ich rechne jeden Augenblick auf Ihre Ankunft bei mir und erwarte Eure Majestät, um mit Ihnen die Freude meiner Völker zu teilen, die aus der Wahl, die ich getroffen habe, auf meinen Wunsch schließen werden, sie glücklich zu machen."

Es war eine Triumphfahrt durch Frankreich. In Metz war die ganze Stadt erleuchtet und der Turm der Kathedrale ganz in Feuer getaucht, so daß die Bewohner des flachen Landes mehr als vier Meilen weit den Lichtschein sahen. Alle Ansprachen waren voll von Blüten der Rhetorik; die Straßen waren mit Rosen und Jasmin bestreut. In Metz sprachen die Juden im Stil ihrer „Nation":

„Madame! Unsre Nation hat ehedem weniger Freude bei der Ankunft der Königin von Saba erlebt als wir heute empfinden, uns Eurer Majestät zu Füßen werfend. Diese Fürstin kam, die Tugenden eines großen Königs zu bewundern; und Sie, Madame, Sie kommen, um diejenigen erstrahlen zu lassen, die das Glück des Salomo unsrer Tage ausmachen werden; aber welche Freude für uns, an Eurer Majestät auch die Tugenden Esthers und die Großherzigkeit Judiths bewundern zu können!"

Maria Leszczynska selbst scherzt in einem reizenden Brief an ihren Vater allerliebst über diese Ansprachen, von denen ihre Tugenden, so groß sie immer sein konnten, geradezu überschwemmt wurden. „Es giebt nichts," schrieb sie, „was die guten Franzosen nicht thäten, um mich zu zerstreuen. Man sagt mir die schönsten Dinge von der Welt. Ich reise im Königreich der Feen und stehe in Wahrheit unter ihrer magischen Herrschaft. Ich mache jeden Augenblick Verwandlungen durch, die einen immer glänzender als die andern. Hier habe ich die Tugenden eines Engels; dort macht mein Anblick Glückliche; gestern war ich das Wunder der Welt, heute bin ich das Gestirn der guten Einflüsse. Jeder thut sein Bestes, um mich zu einer Gottheit zu machen, und ohne Zweifel werde ich morgen über die Unsterblichen hinaus gehoben werden. Um dem Blendwerk ein Ende zu machen, lege ich mir die Hand auf den Kopf, und sofort finde ich die wieder, die du liebst und die dich von ganzem Herzen liebt."

Unter diesen Sturmläufen der Beredsamkeit wird als des ersten Preises würdig die Ansprache zu erachten sein, die im Namen der Frauen, welche in den Pariser Markthallen Fische und Gemüse verkaufen, die Dame Gellé hielt. Maria Leszczynska vernahm da endlich auch die biedere Sprache des französischen Volkes, ein freimütiges und aufrichtiges Echo gesunder, herzlicher und unverfälschter Gefühle.

„Madame!

J'apportons nos plus belles truffes à Votre Majesté. Je souhaiterions en avoir davantage. Mangez-en beaucoup et faites en manger beaucoup au roi, car tout cela est fort bon pour la génération. Nous vous souhaitons une bonne santé et j'espérons que vous nous rendrez tous heureux.“ [1])

Die erste Begegnung mit dem König fand sehr bald und in unvorhergesehener Weise statt. Vor dieser ersten Begegnung hatte die neue Königin sich gefürchtet. Man hatte ihr gesagt, daß, wenn der König sie nicht hübsch fände, er sie wieder nach Hause schicken würde. Am 4. September stellte sich der König, der auf dem offenen Lande, zwei Meilen von Fontainebleau, jagte, auf dem kleinen Berge von Trépanton jenseits Moret auf, um die Königin zu erwarten. Sofort beim Nahen der Karosse wurde ein Teppich und ein Fußkissen auf den Boden gelegt. „Die Königin,“ erzählt Barbier, „stieg aus und wollte sich auf die Kniee werfen. Der König, der zu Fuß war, ließ sie nicht dazu kommen. Er hob sie auf und küßte sie auf beide Wangen mit einer Lebhaftigkeit, die man noch nie an ihm gesehen hatte.“ Dann stieg Ludwig XV. mit der Herzogin von Orléans in den Wagen der Königin und brachte seine junge Gemahlin nach Moret, wo er sie eine halbe Stunde „mit aller denkbaren Höflichkeit“ unterhielt.

Trotz ihrer Tugenden und ihrer Anmut war Maria anfangs in Paris unbeliebt. „Paris hatte recht,“ sagt einer der Meister der zeitgenössischen Geschichtschreibung, Albert Vandal, „und sah klarer als unsre Staatsmänner. Die Wahl Maria Leszczynskas war ein kapitaler Fehler. Wenn die neue Königin auf dem Thron das Beispiel aller Tugenden geben sollte, so hatte sie keine der Eigenschaften, die erforderlich waren, um das Herz ihres Gemahls zu fesseln. In politischer Hinsicht bot die polnische Heirat keinen Vorteil und konnte Frankreich in bedenkliche Abenteuer hineinziehen. Ludwig XV. empfing keine Gewißheit einer Allianz, ja nicht einmal die Hoffnung darauf als Mitgift. Er übernahm statt dessen die moralische Verpflichtung, die Ansprüche eines entthronten Königs zu unterstützen. Endlich mußte das Ehebündnis, für das der Herzog von Bourbon und Mme. de Prie die Verantwortung tragen, als unmittelbare Folge die Zerstörung des guten Einvernehmens, das sich mit Rußland zu bilden im Begriffe war, nach sich ziehen. Katharina hatte niemals die Anmaßung gehabt, Ludwig XV. die Hand ihrer Tochter aufzunötigen, aber sie durfte uns nicht verzeihen, daß dem Stamm eines depossedierten Königs von Polen der Vorzug vor dem Peters des Großen gegeben worden war.“

Indessen gab das Volk, gutherzig und von gesundem Menschenverstand wie es war, bald wieder seinen ersten Eindrücken Raum. In den Zeitungen der Geheimpolizei, Echos der on-dit der Straße, der Spazierwege, der Cafés und der Gärten, ist zu lesen: „Die Königin thut alles, was sie kann, um dem Volke

[1]) „Madame! Wir bringen Eurer Majestät unsre schönsten Trüffeln. Wir wollten nur, wir hätten mehr. Essen Sie recht viel davon und geben Sie dem König viel davon zu essen, denn das alles ist sehr gut für das Kinderkriegen. Wir wünschen Ihnen eine gute Gesundheit und wir hoffen, daß Sie uns alle glücklich machen werden.“

zu helfen, indem sie dem Könige alle Eingaben und Denkschriften überreicht, die man ihr giebt, was Seine Majestät genötigt hat, ihr zu sagen, daß man mit dem Herrn Herzog (von Bourbon) sprechen müsse. Der Herzog hat am Tage darauf zu der Königin gesagt: ‚Madame, Sie kennen die Pariser nicht. Je mehr sie haben, desto mehr wollen sie haben, und sie beklagen sich stets. Deswegen sollen Sie sich nicht mit dergleichen befassen und nur daran denken, sich die Zeit zu vertreiben. Das ist der Wille des Königs.‘ Infolgedessen sagen die Leute, daß man nicht aufhören würde, unglücklich zu sein, solange der Herzog regiere.“ [1])

Und was sagte man von Mme. de Prie?

„Madame de Prie ist es, die die größte Schuld an dem hat, was das Publikum verdrießt (es herrschte damals eine Getreideteuerung, durch die das Volk viel zu leiden hatte). Alle Welt weiß, daß sie aus allen Dingen ungeheure Summen kraft ihrer schönen Eigenschaft als Maitresse (im Text steht hier ein andres Wort) des Herzogs zieht. Sie ist eine Hündin, der man den Leib von oben bis unten aufschlitzen sollte.“ [2])

Die Favoritin hatte sich, auf die Dankbarkeit spekulierend, welche ihr die neue Königin schuldete, ihr von vornherein als Gouvernante und Mentor aufgedrängt. „Sie war der Schatten der sanften Maria geworden,“ bemerkt Gauthier-Villars. „Der Königin,“ versichert Barbier, „steht es weder frei, zu reden, mit wem, noch zu schreiben, an wen sie will. Die Marquise erscheint alle Augenblicke in ihren Gemächern, um zu sehen, was sie thut, und läßt sie über keine Gnadenerweisung disponieren; aber sie hat das Talent, die Königin mit ihrem Geist zu amüsieren und ihr durch ihre heuchlerische Harmlosigkeit zu gefallen.“

Und dennoch war es Mme. de Prie selbst, die ihren Sturz herbeiführte, mit ihren eignen Händen und gerade auf dem Boden, auf dem sie ihr Reich zu begründen geglaubt hatte. Der Einfluß des Kardinals de Fleury, Bischofs von Fréjus, des Lehrers Ludwigs XV., wurde von Tag zu Tag größer. Der Herzog von Bourbon und seine Maitresse sahen die Gefahr. Von der Marquise gedrängt, bat der Herzog die Königin, bei sich eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem König herbeizuführen, bei welcher der Kardinal Fleury nicht zugegen wäre. War die Königin nicht seine, des Herzogs von Bourbon, und seiner Freundin, der Marquise de Prie Kreatur? Maria Leszczynska konnte nicht nein sagen. Der König kam zu der Königin. Aber kaum hatte der Minister die ersten Abschnitte eines Briefes, den der Kardinal de Polignac aus Rom geschickt hatte und worin er Fleury in den bösesten Farben schilderte, vorgelesen, als sich das Gesicht Ludwigs XV. verfinsterte. Als die Verlesung des Briefes beendigt war, gab er unverhohlen sein Mißfallen kund. Es half dem Herzog nichts, daß er sich auf die Kniee warf und weinte, er war verloren, und die Königin stand unschuldigerweise als seine Helfershelferin da. Am 11. Juni 1726 wurde Henri de Bourbon nach Chantilly verbannt, seine Maitresse, die schöne Marquise, auf

---

1) „Revue rétrospective“, herausg. v. Paul Cottin, IV (1886), p. 159 f.

2) Ebd. S. 151.

ihr Gut Courbépine. Das Ende der jungen Frau dort war entsetzlich. Sie rieb sich auf vor Verdruß. Sie konnte sich nicht in ihren Sturz finden. Ihre Schönheit welkte; ihre großen, meergrünen Augen waren noch größer geworden und sahen in ihren runden Höhlen wie Eulenaugen aus. Kaum neunundzwanzig Jahre alt, vergiftete sich die Unglückliche.

In ihre Ungnade hatte sie indirekt die Königin mit hineingezogen. Seit diesem Tage entfremdete sich der König seiner Gemahlin. Seit diesem Tage sah man das Regiment der kleinen Maitressen aufkommen. Maria Leszczynska aber veredelte sich nur noch in ihrer Zurückgezogenheit. Anmutsvoll und ergeben strahlte sie in einer Glorie von Güte, Sanftmut und Mildherzigkeit. Die Prinzessin, die groß geworden war, indem sie auf schwere Kirchenornate Arabesken in grellen Farben stickte, während ihr Vater in Weißenburg lange Pfeifen rauchte, nahm mit Würde und Größe den französischen Thron ein.

An sie denkend, dann an die, welche ihr nachfolgen sollte, an Marie Antoinette, schrieb ein Priester, der zugleich Diplomat und Philosoph war, der Abbé Desnoyers, die folgenden bemerkenswerten Worte: „Alle Königinnen sollten der Frau Ludwigs XIV. gleichen, oder der Frau Ludwigs XV., die keine andre Leidenschaft kannte als die der Wohlthätigkeit. Ich sehe von hier eine (Marie Antoinette), die sich anschickt, uns ein Schauspiel zu geben, das bei einer durch ihre Veränderlichkeit berühmten Nation zu großen Explosionen führen kann. Man unterhält sie von nichts als von ihrer zukünftigen Größe; man bietet ihr nichts dar als die Perspektive auf Vergnügungen; man stellt ihr die Erde zu ihren Füßen liegend, das Vergnügen auf ihren Knieen sitzend, das Glück zu ihren Befehlen vor. Man hat ihr diese Illusionen sogar schon inmitten des Hofes, an dem sie geboren ist, durch Emissäre der herrschenden Partei des Hofes gemacht, der sie erwartete. Eine Königin, die nur dazu gekrönt ist, um sich zu belustigen, ist eine unheilvolle Acquisition für die Völker, die für ihren Unterhalt zu sorgen haben.“ [1])

Andrerseits haben die großen Geschichtschreiber Edmond und Jules de Goncourt in ihrem ausgezeichneten Werk über die arme, im Temple eingekerkerte Königin, stets eine Parallele zwischen Maria Leszczynska und Marie Antoinette ziehend, die nachstehenden tiefen und treffenden Bemerkungen niedergeschrieben:

„Das Privatleben, seine Annehmlichkeiten und seine Neigungen sind den Souveränen verschlossen. Staatsgefangene in ihren Palästen, können sie diese nicht verlassen, ohne den frommen Glauben der Völker und die Ehrfurcht der öffentlichen Meinung zu beeinträchtigen. Ihre Freuden müssen erhaben und königlich sein, ihre Freundschaft kühl und ohne Vertraulichkeit, ihr Lächeln in der Oeffentlichkeit auf alle gleichmäßig verteilt. Selbst ihr Herz gehört ihnen nicht, und es ist ihnen nicht gestattet, ihm zu folgen und sich ihm zu überlassen. Die Königinnen und die Könige sind diesem Zwange und dieser Buße für das Königtum unterworfen. Wenn sie zu persönlichen Geschmacksrichtungen nieder-

---

[1]) Citiert von Pierre de Nolhac, „Marie-Antoinette Dauphine“, p. 248.

steigen, so tragen ihnen ihr Geschlecht, ihr Alter, die Einfachheit ihrer Seele, die Natürlichkeit ihrer Neigungen, die Reinheit und die Hingebung ihrer Gefühle weder die Nachsicht der Höflinge, noch das Stillschweigen der Lästerer, noch das Wohlwollen der Geschichte ein."

Maria Leszczynska, die sicher diese Betrachtungen nicht anstellte, empfand instinktiv ihre Richtigkeit. Die gute und reizende Marie Antoinette glaubte, daß sie als Königin sich erlauben dürfe, Frau zu sein und bei den zwanglosen und unwillkürlichen Ausbrüchen ihrer Natur ihr Herz sprechen zu lassen. Darum wurde Maria Leszczynska von den Franzosen verehrt, und die arme Marie Antoinette mußte, wie bekannt, ein schmerzendes Martyrium erdulden.



Ueber die Gefährlichkeit der Epileptiker.

Von

C. Pelman.

Wenn wir uns eine Vorstellung davon machen wollten, wie rasch sich in unsrer Zeit die Begriffe erweitern, verschieben und verändern, wie das scheinbar fest Begründete ins Wanken gerät, Neues auftaucht und verschwindet, und das alles so schnell und unvermittelt, daß wir zu folgen nur schwer im stande sind, dann scheint mir kaum etwas geeigneter zu sein als die Umwandlungen, die innerhalb unsers Gedenkens mit dem Krankheitsbegriffe der Epilepsie vor sich gegangen sind. Die Kenntnis dieser Krankheit geht weit zurück.

Der gewaltige Eindruck, den das plötzliche Hinstürzen eines Menschen auf seine Umgebung ausüben mußte, das Geheimnisvolle, das in dem grellen Gegensatz zwischen anscheinender Gesundheit und dem völligen Verluste des Bewußtseins lag, das alles fand seinen Ausdruck in der Bezeichnung der Krankheit als der heiligen oder der Krankheit des Herkules, und bis in die neueste Zeit verblieb man dabei, in den Krämpfen das Wesen der Krankheit zu sehen.

Nur der war epileptisch, der von Zeit zu Zeit hinfiel, das Bewußtsein verlor und von allgemeinen Krämpfen ergriffen wurde. Erst nach und nach erweiterte sich dieser Begriff. Man hatte beobachtet, daß unzweifelhaft Epileptische zeitweilig Störungen des Bewußtseins hatten, ohne daß sie zur Erde fielen und jene Krämpfe auftraten, und man lernte so eine Reihe von Zuständen kennen, die man jetzt, und zwar mit Recht, der Epilepsie zurechnet. So traten die Krämpfe immer mehr und mehr in den Hintergrund, um der Störung des Bewußtseins den Vorrang zu lassen, und man sieht heute in der Epilepsie eine periodische

Störung des Bewußtseins, die zwar von Krämpfen begleitet wird, aber auch ohne deren Begleitung vorkommen kann. Oft sind es Schwindelanfälle, ein plötzliches Stocken in der gewohnten Unterhaltung und Beschäftigung, ebenso plötzliche sonderbare Gesten und Bewegungen, ein rasches Vorwärtsstürmen und dergleichen, von dem der Betreffende hinterher nichts weiß, und die sich von Zeit zu Zeit in ganz gleicher Weise wiederholen.

Man beobachtete dann ferner, wie sich in einer Reihe von Fällen mit der Epilepsie wirkliche Geistesstörung verband, und es war nunmehr nicht schwer, für diese Geistesstörungen bestimmte Kennzeichen festzustellen, die sie als epileptische Psychosen erkennen ließen. Die Epilepsie ist eine Erkrankung des Gehirns, und ihre Entstehung reicht meist bis in das früheste Kindesalter zurück. Es kann nun nicht ausbleiben, daß eine Störung des Gehirns, wie sie das Kind häufig ergreift, auf die Entwicklung dieses Organs und mithin auch auf seine Funktion, den Verstand, nachteilig einwirken muß, und wir sehen dementsprechend bei der Epilepsie zuerst eine Aenderung des Charakters und dann Störungen des Verstandes auftreten, die ihren Abschluß meist im tiefen Blödsinn finden. Es braucht das nicht gerade stets zu sein, ist aber oft genug der Fall, und eine Förderung des Verstandes durch die Epilepsie halte ich für ausgeschlossen.

Zwar findet man überall da, wo von Epilepsie die Rede ist, Beispiele von großen Männern angeführt, die angeblich an Epilepsie gelitten haben, ohne daß dies ihrer Geistesgröße Eintrag gethan, und Cäsar, Mohammed und Napoleon müssen sich unter anderm gefallen lassen, als Epileptiker zu gelten. Nun erzählen allerdings Plutarch und Sueton von zwei Anfällen, die Cäsar gegen Ende seines Lebens erlitten habe, und die man wohl als epileptische auffassen könnte, den einen zu Cordoba und den zweiten in der Schlacht bei Thapsus; desgleichen will Taillerand bei Napoleon einen Anfall gesehen haben. Nach übereinstimmenden Mitteilungen ließ der gewaltige Schlachtenlenker in den letzten Jahren seiner Laufbahn in seiner Energie nach, und er beging Fehler, die er früher nicht gemacht haben würde. Dahin gehört sein Verweilen in Wilna 1812, die mangelnde Unterstützung Neys in der Schlacht bei Borodino, sein Verhalten bei Leipzig und Waterloo. Alles dieses bringt man in Zusammenhang mit seiner Epilepsie, und so viel scheint festzustehen, daß er zu jenen Zeiten an Anfällen einer unüberwindlichen Schlafsucht litt. Diese Schlafsucht ohne weiteres als Epilepsie anzusprechen, geht nicht wohl an, da andre Erklärungen näher liegen. Von epileptischen Anfällen aber hat, mit Ausnahme von Taillerand, niemand etwas gesehen, die Aerzte wollen davon nichts wissen, und Taillerand kann kaum als klassischer Zeuge gelten. Aber auch der einzelne Krampfanfall würde, wäre er selbst über allen Zweifel erwiesen, noch lange keine Epilepsie ausmachen. Zu deren Wesen und Begriff gehört die Periodicität, das heißt, die einzelnen Anfälle müssen sich ohne äußeren Anlaß öfters wiederholen. Erst durch die Wiederholung wird der vereinzelte Anfall zur Epilepsie; und daß Cäsar oder Napoleon an wiederholten Anfällen gelitten hätten, ist nicht nachgewiesen.

Bei Mohammed liegt die Sache insofern etwas anders, als er nach-

weislich von häufigen Anfällen befallen wurde. Soweit wir nämlich historisch beglaubigte Mitteilungen über den Propheten besitzen, ist darüber wohl kaum ein Zweifel, daß er an Sinnestäuschungen gelitten hat, die anfallsweise auftraten, und zu denen sich krampfartige Zustände gesellten. Mohammed merkte das Herannahen eines solchen Anfalles, und er machte seine Umgebung darauf aufmerksam. Er sank zusammen, bedeckte sich mit Schweiß und verblieb eine Zeitlang in diesem Zustande. So weit wäre gegen die epileptische Natur dieser Zustände kaum etwas einzuwenden, wenn nicht ein andrer Umstand diese Annahme unmöglich machte. Der Prophet diktierte unmittelbar aus dem Anfalle heraus die Suren des Korans, als Mitteilungen, die er während des Anfalles von dem Erzengel Gabriel erhalten hatte. Mit der Natur eines epileptischen Anfalles ist dies unvereinbar. Der epileptische Anfall ist, wie wir gesehen haben, eine Störung des Bewußtseins, und der Epileptiker nimmt von alledem, was während des Anfalles mit ihm geschehen ist, keine Erinnerung mit hinaus. Er erwacht aus seinem unbesinnlichen Zustande mit einem Gefühle der Benommenheit, und erst allmählich kehrt ihm das Bewußtsein seiner selbst und seiner Umgebung zurück. Und auch dann fühlt er sich noch längere Zeit hindurch müde und abgeschlagen und unfähig zu jeder geistigen Arbeit. Bei Mohammed dagegen sehen wir, wie er unmittelbar hinterher in ekstatischem Zustande seiner Umgebung Offenbarungen verkündet, die ihm, dem Sendboten Allahs, von oben herab geworden sind, und zwar thut er dies in einer Sprache, deren poetischer Schwung und dämonische Gewalt heute noch unsre Bewunderung erregen. Sie stellen im Beginne seiner Laufbahn als Prophet Momentbilder seiner jeweiligen Gemütsstimmung dar, Antworten auf Fragen, die ihn gerade beschäftigen, um sich dann in Medina einer andern Aufgabe zuzuwenden. Der Sendbote Allahs, der aus seiner Begeisterung heraus die Kraft zur Verkündigung eines neuen Glaubens geschöpft hatte, wird nun zum Gelehrten, zum Krieger und Politiker. Der Koran ist von da an nicht mehr die mystische Begründung eines neuen Glaubens, sondern er wird zum Gesetzbuch, die dichterische Begeisterung der ersten Periode wird zur praktischen Prosa, die kurze Sure zur längeren Verordnung.

Ein derartiges Verhalten ist bei der Epilepsie einfach ausgeschlossen, und mögen nun die obigen Zustände Mohammeds wirklich krankhafter Natur gewesen oder von ihm, dem Sinne seiner Zeit nach und zur Bekräftigung seiner göttlichen Sendung, seiner Umgebung gegenüber mehr willkürlich in Scene gesetzt sein, ihre epileptische Natur ist damit abgethan, und es wäre daher wirklich an der Zeit, diese Geistesheroen nicht länger mit der Epilepsie in Verbindung zu bringen. Dagegen scheint Saul wirklich epileptisch gewesen zu sein. Bei Samuel lesen wir wenigstens die Worte: „Er fiel den ganzen Tag und die ganze Nacht.“ Nebenher hatte er periodische Anfälle wirklicher Geistesstörung. Aber daß Saul ein Genie gewesen, wird nicht behauptet.

Wohl aber muß der heilige Paulus dafür gelten, und Paulus hatte auf dem Wege nach Damaskus einen Anfall, dessen Beschreibung ganz der eines

epileptischen entspricht. Bei Paulus aber wird wie bei Cäsar und Napoleon nur von dem einen Anfall berichtet, und ein vereinzelter Anfall macht nie und nimmer eine Epilepsie aus.

Die vorhin erwähnte Veränderung des Charakters macht sich bei den Epileptischen in allerhand wenig angenehmen Eigentümlichkeiten bemerkbar. Sie werden leicht gereizt und verletzbar, dabei eingebildet und von großem Egoismus. Die besseren, ethischen Eigenschaften des Charakters verlieren sich zuerst, mit der Wahrheit wird es durchweg sehr leicht genommen, und mit einer Neigung zu religiösen, moralisierenden Redensarten verbindet sich immer mehr die Lust zu wenig lobenswerten Handlungen. Sie haben, wie sich ein Schriftsteller über sie sehr bezeichnend ausdrückt, den lieben Gott auf der Zunge und die Canaille im Herzen.

In dieser Weise sinkt der Kranke im Verlaufe der Erkrankung auf stets tiefere Stufen der sittlichen Verrohung herab, während es mit der Verstandesthätigkeit noch so leidlich geht, bis endlich auch diese in das Wanken gerät und es schließlich zur völligen Verblödung kommt.

Neben dieser geistigen Entartung der Epileptiker treten andre Störungen des psychischen Gleichgewichts auf, die meist in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhange mit den Krampfanfällen stehen, und die wie sie einen rasch vorübergehenden Charakter tragen, Zustände einer maniakalischen Erregung von ganz besonderer Heftigkeit und Wildheit. Der Kranke tritt unvermittelt aus dem Anfalle heraus in einen tobsüchtigen Affekt hinüber, der mit den mannigfaltigsten Sinnestäuschungen durchsetzt ist, und da diese durchweg den Charakter der Beeinträchtigung und der Bedrohung tragen, so geht er seinerseits sofort zu Gewaltthätigkeiten über. Dergleichen plötzliche Anfälle einer sinnlosen Wut, mit Ausbrüchen der entsetzlichsten Roheit, mit wilden Angriffen auf die Umgebung, machen den Epileptiker zum gefährlichsten aller Geisteskranken, und man hat sich schon längst daran gewöhnt, in solchen Fällen mit der Wahrscheinlichkeit eines epileptischen Grundzustandes zu rechnen. Ist ein solcher Mensch nachweislich epileptisch, und hat er unmittelbar vor seiner That einen Krampfanfall erlitten, dann liegt der Zusammenhang klar auf der Hand und die Erklärung kann auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen. Anders, wenn dieser Nachweis so ohne weiteres nicht zu führen ist. Man wird nämlich in keineswegs so seltenen Fällen ganz gleichen Zuständen begegnen, ohne daß bei dem betreffenden Individuum von einer epileptischen Erkrankung bis dahin etwas verlautet hätte.

Aber auch hier wird es bei einer Untersuchung des ganzen Lebens meist nicht schwer fallen, Anhaltspunkte für die Annahme zu gewinnen, daß es sich in der That um Zustände handelt, die in das weite Krankheitsgebiet der Epilepsie fallen. Zum besseren Verständnis werden wir auf die mehrfach erwähnte Störung des Bewußtseins zurückgreifen müssen.

Wo kein Bewußtsein besteht, ist auch keine Erinnerung, und man war früher der Ansicht, daß die Erinnerung für die Dauer der epileptischen Anfälle ganz und gar aufgehoben sei. Bei erweitertem Eindringen in diese Zustände fand

sich nun, daß dies keineswegs immer der Fall sei. Ganz gewiß ist diese Erinnerung stets beeinträchtigt, aber oft genug ist sie das nur in der Form des Summarischen, des Traumartigen. Der Epileptische erinnert sich unter Umständen an das, was während des Anfalles vorgegangen ist, wie man sich etwa der Vorgänge erinnert, die uns im Traume oder in einem Zustande des Betrunkenseins begegnet sind. Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der bei der Beurteilung dieser Zustände von der äußersten Wichtigkeit ist. Es ist keineswegs selten, daß sich der Epileptiker eines Vorfalles unmittelbar hinterher voll und ganz erinnert und wohl im stande ist, die gewünschte Auskunft zu Protokoll zu geben, während er am andern Morgen von der ganzen Geschichte, von seiner That, Verhaftung und Vernehmung kein Wort mehr weiß. Der Verlust der Erinnerung kommt nämlich erst dann zu stande, wenn der eine Zustand in den andern übergeht, also beim Uebergange von dem epileptischen Anfalle in die relative Gesundheit, und dies muß man beachten, wenn man nicht den wirklich Kranken des Betruges beschuldigen will. Für die Erkenntnis dieser Verhältnisse sind jene Fälle von entscheidendem Werte, wo es sich nicht um eine gerichtliche Untersuchung handelt und ein Grund zur Lüge und Verstellung mithin fortfällt.

In dieser Weise ist eine ganze Reihe von Fällen beschrieben worden, wo der Kranke von Hause fortgeht und sich erst nach einiger Zeit an einem fremden Orte wiederfindet, ohne daß er eine Ahnung davon hat, wie er dorthin gekommen ist. Einer der bekanntesten dieser Fälle wird von einem Manne berichtet, der von Paris abreiste und sich zu seiner großen Verwunderung in Bombay wiederfand. Nachweislich war er auf dieser langen Reise seinen Reisegefährten, wenn er auch ein etwas wortkarges und scheues Wesen zur Schau trug, so doch durch keinerlei sonstige krankhafte Erscheinungen aufgefallen. Er hatte sich mit ihnen unterhalten, zusammen gegessen und so ziemlich benommen wie jeder andre Passagier auch, und erst nach Wochen erwachte er aus diesem Traumzustande, ohne daß ihm je eine Erinnerung daran zurückgekehrt wäre. Wir werden daher in der Beurteilung dieser Zustände nach zwei Seiten hin zur Vorsicht gemahnt. Einmal werden wir uns zu hüten haben, einen Angeklagten der Lüge zu beschuldigen, bloß weil er am andern Tage von einem Vorfalle nichts weiß, worüber er am Abend vorher in einer scheinbar entsprechenden und verständigen Weise Auskunft gegeben hat, und zweitens werden wir einen Zustand deshalb nicht für nicht epileptisch erklären dürfen, weil er bei dem Betreffenden eine mehr oder minder weitgehende Erinnerung zurückgelassen hat, wenn auch für die Mehrheit dieser Zustände nach wie vor der alte Satz seine Geltung behalten hat, daß für sie keine Erinnerung mehr zurückgeblieben ist. Man kann sich kaum vorstellen, wie sonderbar sich das Leben eines Menschen gestalten muß, dessen Dasein von häufig wiederkehrenden Zeiten einer derartigen Erinnerungslosigkeit durchsetzt ist, und wo das Bewußtsein mehr oder minder andauernde Lücken aufweist. Frédéric Soulié entwirft in seinem wunderbaren Roman „Memoiren des Teufels“ die Schilderung eines solchen Menschen in einer geradezu unheimlich packenden Weise. Der Held des Romans hat sich dem Teufel ver-

schrieben, der ihm zu Diensten sein muß. Zum Dank dafür bringt ihn der Teufel in allerhand verzweifelte Lagen, für die es an sich keinen Ausgang giebt, und wenn er ihn auf Grund seines Vertrages auch daraus erretten muß, so versetzt er ihn doch jedesmal vorher in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, so daß der Betreffende von alledem, was in dieser Zeit mit ihm vorgeht, keine Spur der Erinnerung behalten hat. Ich selber behandelte eine Person, welche fast jedes Jahr Anfälle einer tobsüchtigen Erregung von mehrwöchentlicher Dauer hatte, die absolut keine Erinnerung zurückließen. Das ganze Leben dieser Person bestand nur aus einzelnen Episoden, und sie war nicht im stande, für diese Episoden einen Zeitpunkt oder eine bestimmte Reihenfolge anzugeben. Ob das einzelne vor oder nachher geschehen, sie selber dann oder dann dies oder jenes gethan oder erlebt hatte, darüber konnte sie keine Auskunft geben, weil ihr jede Kontinuität des Denkens und damit ihrer Persönlichkeit abging.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß außer den einzelnen Krampfanfällen auch eine ganze Anzahl anderweitiger Zustände zur Epilepsie gerechnet werden, bei denen von Krämpfen keine Rede ist. Allerdings möchte ich mich dagegen verwahren, den Begriff der Epilepsie so weit auszudehnen und dadurch zu einem geradezu ungreifbaren zu machen, wie es namentlich von italienischen Forschern dadurch geschehen ist, daß man unter anderm das Genie als die Entäußerung einer epileptischen Anlage aufgefaßt hat. Das ist denn doch des Guten zu viel, und auf diesen Boden möchte ich mich nicht begeben. Wohl aber müssen wir alle jene Zustände hierhin rechnen, wo es sich um periodische Störungen des Bewußtseins handelt, gleichgültig, ob sie gleichzeitig von Krampfanfällen begleitet werden oder nicht.

Diese Auffassung gewinnt eine hervorragend praktische Bedeutung bei der Beurteilung gewisser verbrecherischer Handlungen, wie es denn gerade der Epileptiker ist, der mit den Strafgesetzen besonders häufig in Konflikt gerät. Daß in dem einfachen epileptischen Krampfanfalle von einer strafbaren Handlung keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Der Kranke stürzt meist wie vom Blitze getroffen zur Erde, verfällt in Krämpfe und erwacht nach wenigen Minuten wie aus einem tiefen Schlafe. In diesem hilflosen Zustande kann er sich wohl verletzen, und er thut dies oft genug, nicht aber andre, er bildet einen Gegenstand des Mitleides und der Fürsorge, aber nicht der Gefahr. Das wird sofort anders, wenn jene Krämpfe zurücktreten und die Bewußtseinsstörung das Krankheitsbild beherrscht. Aus der Tiefe des Unbewußten drängen sich alsdann dunkle Triebe und Neigungen hervor.

Unter dem Gefühle der Angst kommt es zu Vorstellungen von Verfolgung und Not, und der ohnehin leicht reizbare Kranke greift zur ersten besten Waffe, um sich seiner Verfolger zu erwehren.

Ganz besonders gefährlich wird der Epileptiker, wenn sich auf der Höhe des Anfalls Sinnestäuschungen einstellen, wenn er sich von Feinden umgeben sieht, die auf ihn eindringen, und er nun in sinnloser Wut auf seine Umgebung losstürmt und sie zu vernichten sucht.

Etwas Aehnliches mag in der Psyche jenes Epileptikers vorgegangen sein, der vor kurzem in Bremen das Attentat auf den Kaiser ausführte, indem er ihn durch einen Wurf mit einem Eisenstücke im Gesichte verletzte. Der hochgradig blödsinnige Mensch war durch den Jubel des Publikums, das Hurrarufen, Schwenken der Hüte und dergleichen offenbar in Erregung geraten und hatte das Eisen auf den vorüberfahrenden Kaiser geschleudert, ohne sich der Tragweite seiner Handlung im mindesten bewußt zu sein, und ohne daß ihm die That eine Spur von Erinnerung hinterlassen hätte.

Die gerichtliche Litteratur ist reich an grausigen Blutthaten, deren Thäter sich bei der Untersuchung als Epileptiker erwiesen. Zum Glücke sind es nicht immer Mord und Totschlag, die hier in Frage kommen. Weit häufiger handelt es sich um psychische Dämmerzustände, und die Handlungen tragen ein weniger leidenschaftliches Gepräge.

Hierher gehört der schon kurz gestreifte Wandertrieb, der, da er für viele Handlungen dieser Art bezeichnend ist, hier eine etwas eingehendere Betrachtung finden soll.

Eines Tags wurde bei dem militärischen Dienste der Einjährig-Freiwillige X. vermißt, und die Untersuchung ergab, daß er in Zivil und mit einem Koffer auf dem Bahnhofe gesehen worden war. Wenige Tage später erhielt ein Kamerad des X. von ihm einen von London datierten längeren Brief, der mit den Worten begann: „My dear friend! Wie Du siehst, fange ich mich schon an zu kultivieren und den Engländer herauszubeißen, während ich in meinem Kosmopolitismus im Begriffe stehe, den langbezopften Söhnen des Reiches der Mitte durch mein Erscheinen einen hohen Begriff von dem Fortschritt der europäischen Kultur beizubringen. Ich habe wie immer Glück gehabt, freie Fahrt und 15 s. 6 d. noch extra per Tag; mein Liebchen, was willst Du noch mehr?“ In diesem Tone ging es weiter fort, und der Brief war im Vergleich zu andern außerordentlich flott, fast flüchtig und stellenweise etwas unordentlich geschrieben.

Bald darauf schrieb er von New York an seine Eltern und bat um Verzeihung für den Schritt, den er zu ihrem großen Schmerze wieder gethan habe. Er habe nicht anders gekonnt, und wenn er sich selbst mit Stricken festgebunden hätte, hätte er sich nicht halten können.

Nicht lange nachher kehrte er freiwillig in seine Garnison zurück. Weshalb er sich unerlaubt von seinem Truppenteile entfernt habe, könne er nicht erklären. Er sei über Antwerpen nach London und von dort nach Amerika gereist, wie er glaube als Zwischendeckpassagier. Die Ueberfahrt müsse er wohl bezahlt haben, da er bei seiner Ankunft in New York nur wenig Geld bei sich gehabt habe. Von New York sei er nach Cincinnati gewandert, und erst dort sei er zu klarem Bewußtsein von dem gekommen, was er thue, während ihm über das, was er vorher gethan, das Bewußtsein fehle. Manchmal habe er sich an seine früheren Handlungen, wie zum Beispiel an seine Entfernung von dem Truppenteil, erinnert, zu andern Malen habe er Zweifel daran gehabt. In Cincinnati erst habe er das klare Bewußtsein bekommen, daß er sich von seinem Regimente unerlaubter-

weise entfernt habe, beziehungsweise seien ihm die Folgen seiner Handlung klar geworden.

Die weitere Untersuchung ergab, daß der Vater des X. seit Jahren dem Alkoholgenusse ergeben war, mehrfach am Delirium tremens gelitten und epileptische Anfälle gehabt hat, daß die Mutter seit Jahren an habituellem Kopfschmerz leidet, und daß er selber schon mehrfach Verkehrtheiten gemacht habe, die kaum anders wie als Geistesstörung aufzufassen waren. So habe er etwa ein Jahr vor dem in Frage stehenden Vorfalle eines Tages sein Vaterhaus verlassen. Er sei in seinem gewöhnlichen Anzuge mit Ueberzieher und Schirm ausgegangen ohne weitere Leibwäsche, nicht einmal ein Taschentuch habe er bei sich gehabt. Eine Frau habe ihn auf der Straße getroffen, die Nase habe ihm geblutet, und er habe ihr auf ihre Anrede erklärt, es sei doch eine verdammte Geschichte, wenn einem die Nase blute und man kein Taschentuch bei sich habe. Am nächsten Tage erhielten die Eltern von X. einen Brief, er müsse fort. Auch wenn er auf der Fahrt habe umkehren wollen, habe er nicht gekonnt. Es habe ihn immer fortgetrieben, er könne nicht anders. Acht Tage später erhielten sie durch die Polizei von Triest die Nachricht, daß ihr Sohn dort angekommen sei. Die Geldsumme, die er von Hause mitgenommen, fand sich noch bei ihm vor; er gab an, er wisse nicht, wie es über ihn gekommen sei.

In diesem Falle war der Nachweis einer epileptischen Grundlage unschwer zu führen, da die Eltern des weiteren angaben, daß sie eines Morgens plötzlich einen Schrei ihres Sohnes vernommen hätten; sie hätten ihn auf seinem Zimmer im Bette aufrecht knieend gefunden, er habe gejammert und gestöhnt, nicht sprechen können, doch habe sich der Zustand sehr schnell gebessert.

Auch in dem folgenden Falle konnte ich diesen Nachweis erbringen. Es handelte sich um einen Herrn, der sich auf dem hiesigen Polizeiamte gemeldet und um seine Unterbringung in eine Anstalt für Gemütsleidende gebeten hatte. Er begründete dies damit, daß er kurze Zeit vorher auf einmal zwischen Emmerich und Köln auf dem Dampfboote zu sich gekommen sei. Wie er auf das Schiff gekommen, welche Strecke er auf ihm zurückgelegt habe, was auf der Reise passiert sei, wisse er nicht. Erst in Köln sei er zu klarem Bewußtsein gekommen. Aber auch jetzt noch habe er in sich den Drang nach vorwärts gespürt, und diesem Drange habe er nicht widerstehen können.

Ueber sein Vorleben gab er eingehende Auskunft. Seine Mutter habe an Epilepsie gelitten, sein Vater sei sehr reizbar und jähzornig gewesen. Er selber sei während der Militärzeit mit dem Pferde gestürzt, wobei er eine schwere Gehirnerschütterung erlitten habe.

Eines Tages sei er mit seinem alten Diener und einem Papagei von Prag nach Triest und wieder zurückgereist, ohne etwas davon zu wissen. Vorher habe er den dunklen Drang, nur weg, weg, gehabt. Nach Angabe des Dieners habe er sich auf der ganzen Reise durchaus korrekt benommen.

Ein andres Mal fuhr er nach Wien, und sei er 4 bis 5 Meilen vor Graz von der Polizei aufgegriffen worden, ohne jegliche Besinnung, gerade als er ein

Kind von der Brücke habe ins Wasser werfen wollen. Nach wenigen Tagen sei er wieder ganz klar und geordnet gewesen, sei aber auf den Wunsch seiner Familie für längere Zeit in eine Anstalt gegangen. Im nächsten Jahre sei die dritte Reise passiert, und für 10 bis 12 Tage fehle ihm jede Erinnerung. Er wisse nur noch dunkel, daß er bis Paris gekommen und dort ziellos umherflaniert sei. Eines Tages sei er an dem Rekrutierungsbureau für die Fremdenlegion vorbeigekommen, und da er deutsch habe sprechen hören, sei er stehen geblieben und habe sich anwerben lassen. Er habe sich dann eine Uniform machen lassen, sie auch seines Wissens bezahlt, wo das aber gewesen sei, wisse er nicht, ebensowenig wie was er sonst noch in Paris erlebt. Er sei dann einige Tage später nach Marseille gefahren, und auch an diese Reise habe er keine Erinnerung mehr. Von Marseille aus wurde er mit den übrigen Fremdenlegionären nach Oran gebracht, um wenige Wochen später wegen Geistesstörung nach Paris zurückgesandt zu werden. Was in dieser Zeit mit ihm geschehen, weiß er nur aus den Erzählungen des ihn begleitenden Lazarettgehilfen. Auch in den späteren Jahren ergriff ihn von Zeit zu Zeit der Drang, hinaus zu fliehen. So raffte er eines Tages in Prag etwas Geld und seine Pretiosen zusammen, verließ Prag und entsinnt sich nur, einige Tage später in Budapest aufgetaucht zu sein, doch mit allem Geld und den Pretiosen. Auch in Holland, wo er sich zuletzt aufhielt, und wo er sich sonst wohl fühlte, habe er wiederholt Zustände gehabt, in denen ihn ein unwiderstehlicher Drang zum Wandern erfaßte. Er wisse davon kaum etwas. Vorher gehe in der Regel ein Stadium von Schwermut und Verstimmtheit. In einem derartigen Zustande habe er auch seine letzte Reise unternommen, die ihn jetzt nach Bonn gebracht habe. Die häufige Wiederkehr und der stets gleiche Verlauf dieser Zustände entschied für ihre epileptische Natur.

In einer Anzahl ähnlicher Fälle wurden während der Dauer des Dämmerzustandes allerhand, zum Teil ganz raffinierte Schwindeleien begangen und selbst Diebstähle ausgeführt, so daß sich der Kranke hinterher im Besitze von Gegenständen fand, von deren Herkunft er keine Ahnung hatte. Und wieder andre lassen sich geschlechtliche Vergehen zu schulden kommen, und zwar tragen die Handlungen durchweg weniger den Charakter der Gewaltthätigkeit als den des unsagbar Läppischen und geradezu Unerklärlichen. Dieser Art sind die sogenannten Exhibitionisten, wo sich Männer auf der Straße in schamloser Weise entblößen, die bis dahin keine Spur einer ähnlichen Neigung gezeigt hatten.

Noch nach einer andern Richtung hin können die Epileptiker zu gerichtlichen Verhandlungen Veranlassung geben. Vielfach treten die Krampfanfälle des Nachts auf. Der Kranke erwacht des Morgens mit zerbissener Zunge, und wenn er in seinen Zuckungen aus dem Bette gefallen ist, mit Beulen und Schrunden und wohl auch mit blutigem Kopfe. Aber auch ohne dies fühlt er sich wie zerschlagen, und die durch die Krämpfe wild durcheinander geschleuderten Glieder schmerzen ihn. Da ist es nun nichts Ungewöhnliches, daß er die

mangelnde Erinnerung durch phantastische Erzählungen ersetzt und sich eine Erklärung zurechtlegt, an der kein wahres Wort ist. Man muß dies kennen, um die Beschuldigungen auf ihren wahren Wert zurückzuführen, womit die Umgebung der Roheit und der gewaltthätigen Behandlung angeklagt wird, und um die Ausbrüche von Heftigkeit und Rache zu verstehen, in denen sich der Kranke gegen seine vermeintlichen Verfolger ergeht.

Diese Erinnerungsfälschungen der Epileptiker lassen die Zeugenaussage eines jeden Epileptikers als bedenklich erscheinen und dürften bei gerichtlichen Verhandlungen zur größten Vorsicht mahnen. Wenn unter anderm bei dem bekannten Mariaberger Prozeß in Aachen die epileptischen Insassen der Anstalt ohne weiteres zur Zeugnisabgabe zugelassen und ihren Aussagen volle Glaubwürdigkeit beigemessen wurde, so entsprach dies nicht der Erfahrung, und die daraus gezogenen Schlüsse können nicht den Anspruch erheben, zur Grundlage eines Urteiles verwertet zu werden. Wenn dies trotzdem damals geschehen, so kann dies nur aus der allgemeinen Erregung heraus erklärt werden, die sich zu jener Zeit der weitesten Kreise bemächtigt hatte, der Wahrheit ist dadurch wahrlich kein Dienst erwiesen worden.

Aus alledem geht auf das unzweideutigste hervor, daß die Epilepsie eine recht bedenkliche Krankheit und die Epileptiker durchweg nicht ungefährliche Kranke sind.

Der besondere Charakter der Krankheit, das häufige und oft ganz urplötzliche Ueberspringen der Erkrankung aus dem körperlichen in das geistige Gebiet, und das ebenso plötzliche Auftreten einer psychischen Veränderung bei dem bis dahin geistig normalen Kranken legen uns die Pflicht auf, in jedem einzelnen Falle, wo ein Epileptiker eine strafbare Handlung verübt hat, eine genaue Untersuchung des Geisteszustandes eintreten zu lassen. Man wird alsdann in weitaus den meisten Fällen auf Abweichungen stoßen, die man bisher übersehen, oder denen man nicht die richtige Beachtung geschenkt hatte und die uns nötigen, den anscheinenden Verbrecher für einen Geisteskranken und seine strafbare Handlung für die Ausgeburt eines kranken Gehirns zu halten.

Diese mangelnde Kenntnis hat bisher so mancher Epileptiker mit jahrelangem Gefängnis oder gar mit seinem Kopfe bezahlt.



Das amerikanische Regiment auf den Philippinen (1901).

Von

Poultney Bigelow.

„Die Nation wohnt in jedem Lande im Kleinbürgerhause. Wenn das Licht eurer Verfassung nicht darauf scheinen kann ... so verlaßt euch darauf, ihr habt die Pflichten einer Regierung noch zu lernen."

John Bright, Rede in Birmingham, 29. Oktober 1858.

Im Mai 1898 zog Admiral Dewey das Sternenbanner über der Bai von Manila auf; und von jenem Tage bis heute hat Uncle Sam die Eingeborenen zu beschwatzen gesucht, unsre Verwaltung als die beste für ihre besonderen Bedürfnisse anzuerkennen.

Einstweilen (März 1901) giebt es noch verschiedene Filipinos, die sich mißtrauisch gegen diese Zumutung verhalten, und der amerikanische Kommissär, der von Manila drahtete, daß der Aufstand sechzig Tage nach der Wahl Mac Kinleys zusammenbrechen würde, hat seinen Ruf als politischer Prophet nicht befestigt.

Eine kleine Anekdote wirft ein Licht darauf, wo die Schwierigkeit liegt. Im Laufe der letzten drei Monate besuchte ein Offizier von der Freiwilligentruppe der Vereinigten Staaten mehrere Distrikte, die dem Namen nach pacifiziert waren. Er war in Uniform und machte große Einkäufe in Hanf, zu Preisen, die er selbst festsetzte. Seine amerikanische Uniform schüchterte die eingeborenen Pflanzer ein, die fürchteten, daß ihre Plantagen zerstört werden könnten, falls sie sich widersetzten. Dieser sonderbare „Freiwillige" erwarb ein kleines Vermögen durch seine Kriegsdienste auf den Philippinen, und er ist nur einer von einer sehr großen Anzahl politischer Soldaten, die diese Inseln mit keinem andern Motto als: „Den Siegern gehört die Beute" betreten haben.

Während meines Aufenthalts auf den Philippinen hatte ich mehrfach Unterredungen mit einem Sekretär Aguinaldos, der mir sagte, sie fürchteten, daß die amerikanische Souveränität die Uebel, an denen sie unter den Spaniern zu leiden gehabt hätten, nur fortbestehen lassen würde. Dieser Filipino sprach französisch und englisch ebenso gut wie spanisch; er hatte den Grad eines Doktors der Medizin erworben und wußte unendlich viel mehr von den Vereinigten Staaten als der Durchschnittsoffizier der amerikanischen Freiwilligen vom fernen Osten.

Dieser Herr sagte mir immer und immer wieder, daß das, was man auf den Philippinen nötig habe, nicht eine Konstitution, ein Kongreß oder eine repräsentative Staatsverfassung im amerikanischen Sinne sei, sondern nur eine

völlig gerechte Verwaltung, eine billige und rasch arbeitende Justiz, und die Herrschaft eines Mannes, solange dieser Mann ehrenhaft und einsichtig sei.

Nach vielen Unterredungen mit Kennern dieser Inseln bin ich geneigt, anzunehmen, daß, wenn Admiral Dewey dort freie Hand als Gouverneur bekommen hätte, mit dem Recht, Abgaben zu erheben, Beamte zu ernennen und ihre Thätigkeit zu überwachen, wir von Aguinaldo, wenn je, nur als von einem loyalen Diener der amerikanischen Verwaltung gehört haben würden.

*

Am 3. Juni 1900 kam in Manila eine vom Präsidenten Mac Kinley ernannte und von ihm mit ausgedehnten Befugnissen ausgestattete Kommission an. An ihrer Spitze stand Richter William H. Taft, ein Mann von umfassender Bildung und hervorragender juristischer Begabung. Als Student (in New Haven) stand er bei seinen Genossen in hoher Achtung wegen seiner Offenheit und seines moralischen Mutes.

Am 1. September 1900 begann diese Kommission ihre Befugnisse auszuüben, die praktisch sich auf die gesamte Zivilverwaltung des Landes erstreckten. Gegen Ende November 1900 hatten sie einen Bericht an den Sekretär des Kriegsamts gesandt, der von allen an unsrer Entwicklung als Kolonialmacht Interessierten eingehend studiert zu werden verdient. Der Bericht Tafts unterscheidet sich von den meisten seiner Art dadurch, daß er vom Anfang bis zum Ende lesenswert ist, sowie daß er freimütiger — oder soll ich sagen politisch indiskreter? — ist, als solche Dokumente im allgemeinen zu sein pflegen. Die meisten Berichte dieser Art sind mehr mit der Absicht geschrieben, die maßgebenden Stellen zufrieden zu stellen, als die Wahrheit in ihrem ganzen Umfang zu geben. Der Bericht Tafts ist weit davon entfernt, die „volle Wahrheit“ hinsichtlich der Philippinen von heutzutage zu enthalten, aber er bringt mehr Wahrheit an die Oeffentlichkeit als irgend ein offizieller Bericht, den ich bisher gesehen habe.

Richter Taft ergreift mehrere Gelegenheiten, seine Ueberzeugung zu betonen, daß die Philippinen eine gerechte Zivilverwaltung nötig haben, daß die Eingeborenen zu dieser Laufbahn durch gute Gehälter und Aussicht auf Beförderung herangezogen werden sollten, und daß bei ihrer Auswahl keine andern Rücksichten maßgebend sein sollten als die persönliche Tüchtigkeit. (S. 20.)

Richter Taft bemerkt: „Es muß ihnen (den Filipinos) durch bessere Gehälter und durch das Beispiel der Amerikaner ein andrer Begriff von Rechtschaffenheit beigebracht werden.“ Das ist eine vornehme Gesinnung, und sie kommt unmittelbar aus dem Herzen William H. Tafts; aber sie findet kein Echo in dem des Durchschnittsfilipinos, der weiß, daß vom Ausbruch des Krieges mit Spanien an bis zum heutigen Tage so ziemlich jede Ernennung vom Präsidenten Mac Kinley im Hinblick auf den persönlichen Vorteil seiner politischen Anhänger vollzogen worden ist. Der Durchschnittsfilipino hat es schwer, die Sprache des Richters Taft mit den Handlungen des Präsidenten, der jenen ernannt hat, in Einklang zu bringen.

Richter Taft versichert uns, daß ihm bei seinen Bestrebungen, eine gerechte Zivilverwaltung auf den Philippinen einzurichten, die „ernstliche Unterstützung und Mitwirkung“ Herrn Mac Kinleys zu teil geworden ist. Dies beweist, daß der Präsident es gut meint — wenigstens auf dem Papier — und daß, wenn Ernennungen auf andern Grundlagen als der der Würdigkeit stattgefunden haben, dies gegen seine bessere Natur geschehen ist.

Wir haben kein Beweismaterial, um dem Richter Taft beizupflichten, wenn er Mac Kinley als einen Reformer der Zivilverwaltung hinstellt. Es ist jammerschade, daß wir keines haben. Er hätte zum Beispiel eine Liste der gegenwärtig auf den Philippinen befehligenden Offiziere drucken lassen können, die zeigen würde, wie viele Graduierte von West Point[1]) wegen ihrer Tüchtigkeit befördert worden sind, und wie viele professionelle Politiker waren, die Kommandostellen bekommen haben zum Dank für „Arbeit“ bei der letzten Wahl. Richter Taft sagt uns nicht, warum der Filipino den Versicherungen unsrer „politischen“ Kapitäne, Obersten und Generale mißtraut. Er geht nicht auf den demoralisierenden Einfluß einer Armee ein, deren Interesse am Gelderwerb ganz ebenso augenfällig ist wie ihr Eifer für eine gute Staatsleitung. Diese Dinge lagen dem Richter Taft im Sinn. Wir können sie zwischen den Zeilen lesen. Er tritt feurig für eine Verwaltung ein, die Respekt vor der amerikanischen Flagge und Vertrauen zu den amerikanischen Versprechungen einflößen soll. Sein Bericht giebt deutlich zu verstehen, daß manche von unsern politischen Kriegsmännern dort sind mit dem Wunsche, Geld zu verdienen. Natürlich würde es nicht verständig von ihm sein, das laut auszusprechen; es würde in einem solchen Bericht ungünstig wirken.

Aber Richter Taft giebt die Bedeutung, die er einer gerechten Verwaltung beilegt, dadurch zu erkennen, daß er den „Zivildienst“ als ausschlaggebend für unsern Erfolg im fernen Osten hinstellt. In seinem Bericht wird Spanien der Mißachtung preisgegeben, weil es so geringe Beamtengehälter bezahlte, daß Unterschleife die notwendige Folge waren. Richter Taft hat einen feinen Sinn für Humor, und als er diese Worte niederschrieb, wußte er, daß seine Leser erkennen würden, daß dieses Bild nicht bloß nach dem Leben in Madrid gezeichnet ist.

Heute will kein Mann von Bedeutung ein Amt auf den Philippinen annehmen, weil die Vereinigten Staaten relativ keine bessere Bezahlung bieten, als Spanien bot. Im 18. Jahrhundert beging England den Mißgriff, seinen Beamten dürftige Gehälter auszusetzen, und die Folge war, daß sie das Fehlende durch Ausbeutung der Eingeborenen aufbrachten. Heutzutage stellt England seine Staatsdiener so günstig, daß es über ausgezeichnete Verwaltungsbeamte in seinen tropischen Besitzungen verfügt. Wenn England das kann, so können wir es auch.

Dieser vorzügliche Bericht ist auffallend schweigsam über die Chinesen auf

[1]) Militärakademie der Vereinigten Staaten.

den Philippinen. Mohammedaner und Heiden werden als die einzige Ausnahme von einer im übrigen römisch-katholischen Bevölkerung erwähnt; und doch sah Manila, als ich im Jahre 1898 dort ankam, wie eine Hochburg des Chinesentums aus, denn die Leute von dieser Rasse schienen damals die einzigen zuverlässigen Träger, Bedienten, Auslader, Agenten und Lieferanten zu sein. Jeder kleine chinesische Laden hatte den britischen Union-Jack aufgezogen, vermutlich zum Zeichen, daß die Besitzer wenigstens keine Filipinos wären und deshalb keiner Plünderung preisgegeben werden dürften. Möglicherweise waren manche von ihnen aus Hongkong und suchten sich als britische Bürger hinzustellen. In jedem Falle sind die Chinesen seit undenklicher Zeit ein wichtiges Element in dem kommerziellen und agrikulturellen Leben dieser Inseln gewesen, und sie bei einem allgemeinen Ueberblick über die Bevölkerung völlig zu ignorieren, erscheint mir unbegreiflich.

Ich erinnere mich an ein interessantes Gespräch mit Admiral Seymour über die Frage der Verwendung von chinesischen Soldaten als Hilfstruppen. Es war, als England ein chinesisches Regiment in Wei-hai-wei aufstellte. Der Admiral, der in der Sache reiche Erfahrungen gesammelt hat, meinte damals, daß wir es nützlich finden würden, Chinesen zu militärischen Zwecken in beschränktem Maße und natürlich unter der Führung von Weißen zu verwenden. Der Bericht Tafts macht in dieser Richtung keinen Vorschlag, ebensowenig wie hinsichtlich einer Ausschließung der Chinesen von den Philippinen. Der Chinese ist gegenwärtig für die Entwicklung des Platzes sehr notwendig. Ich habe noch keinen weißen Kaufmann gefunden, der diese Ansicht nicht teilt; aber aus der Lektüre dieses interessanten Berichts könnte man schließen, daß Manila nicht *einen* Sohn des Himmlischen Reiches enthalte.

Ueber die Frage der Mönche spricht sich Richter Taft sehr bestimmt aus. Er führt bis ins einzelne alles an, was sich zu ihren Gunsten sagen läßt, und alles, was ihnen die Eingeborenen zur Last legen, und kommt zu dem Schlusse, daß, welche Dienste sie auch vor vier Jahrhunderten geleistet haben mögen, heute die überwiegende Mehrheit der Eingeborenen von jeder Art sie als Feinde ansieht. Und doch sind die Filipinos ebenso gute Katholiken wie die Spanier selbst. Es ist bemerkenswert, daß es zu einem so späten Zeitpunkt, nahezu drei Jahre nach der Niederholung der spanischen Flagge in Manila, für notwendig erachtet werden sollte, die Frage der spanischen Mönche in einer Form zu stellen, die darauf hindeutet, daß es noch eine für die Diskussion offene Frage war. Wir Amerikaner kamen auf diese Inseln, um die Eingeborenen von einem schweren Joch zu befreien. Dieses Joch in seiner konkreten Gestalt war der Seelsorger, ein Angestellter Roms, der über die seiner Obhut anvertrauten Eingeborenen geradezu eine völlige ebensowohl physische wie geistliche Kontrolle ausübte. Der Klosterbruder hatte indirekt, wenn nicht direkt Gewalt über Leben und Tod seiner Pfarrkinder. Auf seine Anzeige hin konnte der Eingeborene vom Arm der weltlichen Gewalt gepackt und verbannt oder geköpft werden, je nach dem Verbrechen, mit dem sein Seelsorger ihn zu belasten für gut fand. Wenn der Ein-

geborene die Kühnheit hatte, sich zu beschweren, so stellte ihn der Geistliche als einen dem Frieden der Gemeinde gefährlichen Menschen hin, und seine Entfernung aus dieser Nachbarschaft war sicher. Der Geistliche hatte die Befugnis zur Besteuerung, wählte diejenigen aus, welche Militärdienst leisten sollten, und bestimmte durch die verschiedensten Mittel und Wege den Grad von Glück oder Elend, der den Eingeborenen in seiner Gemeinde zu teil werden sollte.

Richter Taft berichtet (S. 23): „Durch die Revolution von 1896 und 1898 gegen Spanien wurden alle als Gemeindeseelsorger fungierenden Dominikaner, Augustiner, Rekollekten und Franziskaner aus ihren Pfarreien vertrieben und mußten in Manila Zuflucht suchen. 40 wurden getötet, 403 wurden ins Gefängnis gesetzt und nicht eher freigelassen, als bis es durch das Anrücken der amerikanischen Truppen für die Insurgenten unmöglich wurde, sie in Gewahrsam zu halten. Von den 1124, die 1898 auf den Inseln waren, sind nur noch 472 da. Die andern sind entweder getötet worden oder gestorben oder nach China und Südamerika gegangen."

Daß eine große Anzahl von ihnen nach China gekommen ist, steht außer Zweifel; denn während ich mich 1898 in Makao und Hongkong befand, war es allgemein bekannt, daß dort Haarerzeugungsmittel teuer wurden, dank der großen Anzahl von Mönchen, die ihre Tonsuren zuwachsen lassen und so verkleidet nach den Philippinen zurückkehren wollten.

Wir bemerken, daß Richter Taft im allgemeinen die Partei der Eingebornen gegen die Mönche nimmt. Er führt die Feindseligkeit gegen das klerikale Regiment nicht auf die individuelle Verworfenheit der Geistlichen zurück, so sehr uns auch ihr Verhalten entrüsten mag. „Die Erbitterung gegen die Mönche ist einzig und allein politischen Ursprungs," bemerkt er, und wir sagen dazu Amen!

Doch wir werden jetzt, wo die Zeit zum Handeln gekommen ist, finden, daß die politische Macht Roms in Washington kaum weniger groß ist als in Madrid. Die verschiedenen Mönchsorden besitzen den größten Teil des wertvollen Landes um Manila herum, — Land, das dem Volke ohne entsprechende Entschädigung weggenommen worden ist. Wenn die Geistlichen je ein moralisches Recht hatten, Land auf den Philippinen zu besitzen, so war es, weil man bei ihnen den Willen voraussetzte, es zum Besten der Eingeborenen und nicht für ihre eignen Zwecke zu verwerten. Jetzt, wo es ihnen mißlungen ist, ihre Herrschaft über dieses freundliche, aber stolze Volk zu rechtfertigen, ist es ganz in der Ordnung, daß sie sich aus dem Lande zurückziehen, und daß Uncle Sam es übernimmt als Pfand für die Erziehung seiner Filipinokinder — zur Läuterung und zur Buße für die Sünden der römischen Hierarchie.

Nebenbei verlohnt es der Mühe, die Erbitterung der Filipinos gegen die Mönche der Liebe gegenüberzustellen, welche die Eingeborenen von Mexiko und Paraguay den Jesuiten in der Zeit ihrer Vertreibung im Jahre 1767 bewiesen.

Richter Taft befürwortet die Auskaufung der Mönche. Das ist hochherzig; könnte die Frage der Entschädigung, wenn sie überhaupt zur Diskussion gestellt,

nicht einem Schiedsrichterkollegium unter den Auspizien des Haager Friedensgerichtshofs überlassen werden?

Richter Taft ist offenherzig und edelmütig in Bezug auf die Gestaltung der zukünftigen Verwaltung der Inseln. Er hat die Meinungsäußerung und den Rat der Eingeborenen sowohl wie der im Lande ansässigen Weißen willkommen geheißen und in weitgehendem Maße die Möglichkeit gegeben, beide Teile zu hören. Noch mehr, er hat sich bemüht, vertrauliche Anfragen über manche Gegenstände zu stellen, über welche öffentlich zu sprechen, die Eingeborenen sich gescheut haben könnten. Er hat von Anfang an den Zweck seiner Mission unter den Filipinos bekannt gemacht und bei allen seinen offiziellen Handlungen bewiesen, daß er, soweit es auf ihn ankam, gesonnen war, seinen Versprechungen nachzukommen.

Er hat einen guten Bericht verfaßt, ein vortreffliches politisches Programm. Man könnte dieses Dokument fast als eine Magna charta oder als eine Konstitution für die Inseln ansehen, vorausgesetzt, daß die Macht einem Manne übertragen wird, der stark und klug genug ist, seine Anweisungen zur Ausführung zu bringen.

Unter diesem System ist das Wahlrecht praktisch jedem erwachsenen Eingeborenen zugestanden — eine fast zu liberale Bestimmung, wenn sie nicht durch die Befreiung vieler Aemter von dem Einfluß der Wahlurne beschränkt wird.

Die Taft-Kommission lenkt die Aufmerksamkeit auf das Bedürfnis nach einem Sanatorium in der Gebirgsgegend, wohin unsre Truppen — nicht zu reden von den Familien der weißen Kaufleute — sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zurückziehen könnten. Der dafür empfohlene Ort ist nur 170 Meilen von Manila und nur 55 Meilen von der einzigen Eisenbahn auf Luzon entfernt. Er ist schon in früheren Zeiten von einer spanischen Kommission empfohlen worden und erscheint in vieler Hinsicht als ein in seiner Art idealer Platz.

Das Leben in den Tropen wird gegenwärtig von den Weißen als etwas sehr Bedenkliches angesehen, weil im Falle einer Erkrankung die große Entfernung von der Heimat es sehr kostspielig macht, einen Klimawechsel herbeizuführen. Selbst zu dem verhältnismäßig kurzen Weg nach Japan braucht man von Manila mit dem Dampfschiff mindestens eine Woche. Jetzt, wo England aus Wei-hai-wei einen gesunden Hafen macht, können wir bald ein Sanatorium in diesem Teil von Shantung erwarten, wo einige ausgezeichnete Heilquellen und viele günstige Gelegenheiten, sich im Freien ordentlich zu erholen, vorhanden sind. Die Deutschen haben in Kiautschou (das nur etwa 100 Meilen in der Luftlinie von Wei-hai-wei entfernt ist) gleichfalls versucht, aus ihrer Kolonie einen gesunden Ort zu machen, aber bei meinem Besuche dort fand ich den Platz so ungesund, daß ich gegenwärtig Bedenken tragen muß, ihn zu empfehlen.

Es ist von der allergrößten Wichtigkeit, daß die Vereinigten Staaten auf der 55 Meilen langen Strecke zu den Bergen von Benguet, wo dieses zukünftige Sanatorium gelegen ist, eine Eisenbahn bauen. Der Bericht Tafts versichert

uns, daß das Klima dort oben einigermaßen dem von Neuengland ähnelt und um vieles angenehmer ist als das von Manila.

Wenn wir auf den Philippinen Erfolg haben wollen, so müssen wir den Platz nicht nur für kräftige Männer, die auf eine beschränkte Zahl von Jahren hinkommen, bewohnbar machen, sondern wir müssen ihn für weiße Frauen und Kinder erträglich machen. Die Kommission Taft hätte viele wertvolle Informationen gewinnen können, wenn sie Bürger von Hongkong befragt oder sich die Erfahrungen von Leuten in Indien über das Leben des Weißen in den Tropen zu nutze gemacht hätte. Dies ist eine Frage von hohem Interesse für uns, und von ihrer Lösung hängt es ab, ob es für uns der Mühe wert ist, noch mehr Blut und Geld auf die Eroberung von Ländern unter dem Aequator zu verwenden.

Der Taftsche Bericht sagt viel über die Quarantäne als Präventivmaßregel gegen Seuchen, aber er übersieht offenbar, daß die Reinhaltung von Kanälen, Kloaken, Straßen und Privathäusern ein besserer Schutz gegen Epidemien ist als alle Quarantänestationen in der Welt. Schmutzige Städte sind in beständiger Furcht vor der Einschleppung von Krankheiten. Saubere Städte wie Berlin lachen über die Idee einer Seuche. Manila ist zu jeder Zeit reif für Seuchen, und es braucht nicht vor seine eignen Thore zu gehen, um sich die Keime zu verschaffen. Havanna ist in derselben Verfassung. Die Kommission hatte offenbar keine Zeit, auf diesen Gegenstand einzugehen, oder sie fand es angemessener, Seuchen von andern Orten als aus ihrer eignen Umgebung herzuleiten. Während meines Aufenthaltes in Manila ruderte ich mein Kanoe durch die verschiedenen Kanäle, die auf dem rechten Ufer des Pasig münden — oder vielmehr, ich versuchte es, denn einige Male wurde ich durch die aus diesen Gewässern aufsteigenden Gerüche zum Umkehren gezwungen. Jahrhundertelang haben sie die Abfallstoffe und Fäkalien der Stadt aufgenommen, so daß ihr Wasser jetzt ganz schwarz ist, und wenn sie aufgerührt werden, entwickeln sie Gase, die für alle Leute ungesund sind, höchstens für die nicht, die mit dem Mikroben der Pest geimpft sind.

Es ist nutzlos, darüber zu streiten, ob Manila ein gesundes Klima hat oder nicht, solange wir nicht unsre Pflicht hinsichtlich der Säuberung der Stadt gethan haben.

Die Kommission Taft empfiehlt die Verlegung des politischen und militärischen Zentrums nach den Bergen von Benguet, nicht nur, weil es ein angenehmerer Aufenthaltsort, sondern auch, weil es eine starke militärische Position ist.

Keiner von diesen Gründen erscheint mir überzeugend. Soweit militärische Rücksichten in Frage kommen, ist keine Position sicherer als Manila, wo die Stadt von den Kanonen unsrer Kriegsschiffe beherrscht werden kann. Und in jedem Falle ist unsre Position keine Erörterung wert, wenn wir als gehaßter Eroberer im Lande bleiben wollen, der in den Bergen Schutz suchen muß.

Ueberdies hat es schwere Unzuträglichkeiten im Gefolge, wenn die Hauptbehörden sich fern von dem Haupthandelsplatz befinden, selbst wenn die Entfernung

weniger als 200 Meilen beträgt. Es giebt viele Gründe, die dafür sprechen, daß dort ein solches Sanatorium errichtet, und daß unsern Beamten jede Möglichkeit gewährt würde, es zu benutzen. Dagegen giebt es keine guten Gründe, den Sitz des Handels von dem der Regierung zu trennen. Wir haben das im Columbiadistrikt gethan, aber unsre Erfahrungen sind nicht von der Art, daß sie uns veranlassen könnten, das Experiment anderswo zu wiederholen. Viele von unsern Staaten haben dasselbe gethan, so bekanntlich New York. Unsre Väter hofften, daß unsre Gesetzgeber, wenn sie in einer Landstadt fern von allen Versuchungen untergebracht wären, dahin gelangen würden, der mit ländlichen Beschäftigungen verbundenen Unschuld teilhaftig zu werden. Aber was Albany und Washington betrifft, so haben wir noch keinerlei jungfräuliche bukolische Erscheinungen bemerkt, die nicht ganz ebenso gut in der Bowary oder im Zentralpark von New York wie in Albany oder an den Ufern des Potomac hätten zu Tage gefördert werden können.

Die Kommission Taft lenkt die Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß der Grund und Boden auf den Philippinen sich auf über 73 Millionen Morgen beläuft, wovon weniger als 5 Millionen im Privatbesitz sind, während über 68 Millionen dem Staat zur Verfügung bleiben.

Die Kommission ist nicht geneigt, radikal vorzugehen, warnt aber die Regierung vor den schlimmen Folgen der Grundspekulation und hofft, daß die Farmen in der größtmöglichen Ausdehnung unter einzelne Pflanzer verteilt werden.

Es ist zu bedauern, daß das Komitee der Landfrage nicht auf den Grund gegangen ist und keine Mittel zur Anwendung zu bringen gesucht hat, die geeignet sind, derartige monströse Grundspekulationen zu verhindern, wie sie am Anfang des 19. Jahrhunderts die Erschließung unsers Landes jenseits der Alleghanies markiert haben. Wir haben die Erfahrungen mit Neuseeland als Richtschnur vor uns. Diese Kolonie nahm den Grundsatz an, daß der Grund und Boden in einem Lande von Rechts wegen dem Volke dieses Landes, das heißt dem Staat gehöre. Einzelne Personen können auf lange Zeit pachten, werden in ihrem Besitz nicht gestört und werden für neue Anlagen nicht besteuert. Aber der Staat bleibt stets der oberste Grundherr und sucht die Möglichkeit zu vermeiden, daß eine kleine Anzahl von Leuten das Land beherrscht, auf dem die übrigen für ihre Existenz zu arbeiten haben — wie in England. Der Deutsche Kaiser hat seine Kolonie in Kiautschou auf dieses Prinzip gegründet, ja er ist sogar viel weiter gegangen als Neuseeland. Der deutsche Kolonist erwirbt von der Regierung, aber diese behält ein Recht, an jedem Wertzuwachs teilzunehmen, den das Land im Laufe der Zeit erfahren kann. Die Höhe dieses Anteils ist unwesentlich im Vergleich mit der Wichtigkeit der Aufstellung des Grundsatzes, daß der Grund und Boden durch das Wachsen der Bevölkerung und die Entwicklung der Industrie an Wert gewinnt, und daß daher diejenigen, welche die Wertsteigerung dieses Landes herbeiführen, einen Anteil an dem sogenannten „unverdienten Vorteil“ haben sollten.

So sehen wir, daß der absoluteste der konstitutionellen Monarchen und die demokratischste Kolonie eine Bodenreform vertreten, die ehrliche Ansiedler nicht benachteiligt und die einen so reichen Ertrag verspricht, daß sich annehmen läßt, diese Form der Besteuerung werde mit der Zeit alle andern verdrängen. Wir können uns eine Vorstellung davon machen, was unsre Regierung im fernen Osten herausschlagen könnte, wenn wir darüber nachdenken, was die Stadt New York heute thun könnte, wenn sie sich vor etwa einem Jahrhundert das Recht auf all den unverdienten Gewinn vorbehalten hätte, der jetzt die Kassen der Grundbesitzer füllt, die, wie die Astors, im Schlaf reich werden, lediglich dank dem Anwachsen der Bevölkerung und ohne irgend welches Zuthun von ihrer Seite. So viel auch die private Initiative gefördert und der Staatshilfe entgegengewirkt werden muß, so kenne ich doch nichts, was so dazu angethan ist, ehrenhafte Ansiedler in einem neuen Lande abzuschrecken, wie das Gefühl, daß sie Farmen zu übertriebenen Preisen von Bodengesellschaften zu kaufen haben, die den Grund in großen Komplexen gekauft haben und deren einziges Interesse es ist, ihr Land zu besiedeln und Geld zu verdienen. Der Bestand an staatlichem Grund und Boden auf den Philippinen scheint jetzt unerschöpflich, aber wenn die amerikanische Regierung dort ihre Pflicht thut, wird er bald von ehrenhaften Ansiedlern bebaut werden.

Gegenwärtig ist das Hauptbedürfnis ein System von Staatsstraßen, Eisenbahnen und Landpolizei. Das Volk braucht Sicherheit und die Mittel und Wege, seine Waren auf den Markt zu bringen. Wenn dafür einmal gesorgt ist, so braucht man keine Furcht vor inneren Unruhen von kriegerischer Art mehr zu haben. Die Filipinos sind sehr intelligent und führen keinen Krieg, wenn sie nicht die Möglichkeit sehen, etwas dadurch zu gewinnen.

Der auf den Bergbau bezügliche Teil des Taftschen Berichtes ist unklar und zum Teil irreführend. Ich las zum Beispiel darin: „Einen Bergwerksbetrieb im eigentlichen Sinne hat es in diesem Archipel bisher niemals gegeben.“ Aber als ich in Manila war, gab es auf der Ostseite von Luzon viele Goldminen, die mit modernen Maschinen betrieben wurden — Minen, über welche von hervorragenden deutschen, englischen und amerikanischen Ingenieuren sehr günstige Urteile abgegeben wurden.

Ueber diese Goldminen war schon an den Kaiser Napoleon ein günstiger Bericht erstattet worden, in der Zeit, als er die Philippinen zu annektieren gedachte, ehe die Schlacht bei Trafalgar England zum Herrn der Meere machte. Der Betrieb dieser Minen wurde durch unsern Krieg bis zu einem gewissen Maß, aber nicht ganz unterbrochen, und während die Kommission Taft in Thätigkeit war, wurde darin gearbeitet. Offenbar müssen diejenigen, welche darüber Informationen geliefert haben, irgend einen Grund gehabt haben, die Wahrheit zu verschweigen.

Vor wenigen Wochen steuerte ein amerikanisches Regierungsschiff in der Nähe dieser Minen in die Bai, und der Betriebsleiter fuhr mit einigen Eingebornen in einem Boot hinaus, um die Amerikaner zu bewillkommnen und ihnen

zu melden, daß alles ruhig sei. Doch das amerikanische Schiff kam plötzlich zu dem Schluß, daß es feindliche Eingeborene sein müßten, und feuerte von weitem auf sie. Natürlich machte das diesem Besuch ein Ende, und unmittelbar darauf dampfte das Kriegsschiff ab. Ohne Zweifel wurde nach Washington ein Bericht gesandt, in dem festgestellt wurde, daß dieses Kanonenboot einen von Filipinos gemachten Angriff abgeschlagen habe — so werden Siege gemacht!

Die Gesellschaft, welche die Besitzerin dieser Minen ist, teilt uns mit, daß sie die militärischen Spitzen in Manila gebeten habe, eine Wache in ihre Nachbarschaft zu senden, aber abschlägig beschieden worden sei. Sie haben dann um die Erlaubnis gebeten, sich selbst verteidigen zu dürfen, aber auch das ist ihnen verweigert worden. Alles das ist sehr verwirrend für die eingeborenen Minenarbeiter, die den Vereinigten Staaten treu ergeben sind und zur Entwicklung des Landes mitwirken möchten.

Die Kommission Taft schweigt sich über diesen Punkt aus, ebenso wie über manchen andern.

Immerhin ist ihr Bericht der ehrlichste, der von der gegenwärtigen Regierung ausgegangen ist. Mir läßt er es als rätlich erscheinen, auf den Philippinen einen Zivilgouverneur zu ernennen, mit einem Gehalt, der mindestens dem Einkommen des Leiters eines erfolgreichen Eisenbahnunternehmens oder eines andern Betriebes in den Vereinigten Staaten gleichkommt. Das würde der Anfang einer praktischen und gerechten Zivilverwaltung sein.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kanalwesen.

Holland und die Rheinseeschiffahrt.

„Die Zeit der Kanäle war vorüber, aber sie ist wiedergekommen," sagte der Finanzminister v. Miquel bei der ersten Beratung des neuen Kanalgesetzentwurfes im preußischen Abgeordnetenhause. Zugleich wurde bei dieser Beratung als eine der wichtigsten Erwägungen die Frage der Bevorzugung der holländisch-belgischen Seehäfen hervorgehoben. Die Kanalgegner befürchten von dem Mittelland-, und besonders von dem Emscherthalkanal sehr schlimme Vorteile für Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen und entsprechende Nachteile für Emden und Bremen. Diese Behauptung ist mancherseits widerlegt worden,[1]) sie läßt für uns aber die Frage der Bevorzugung ungelöst. In Holland — dies sei hier diesbezüglich nur erwähnt — läßt man sich von der preußischen Kanalfrage wenig aufregen; die Rheinfahrtinteressenten erwarten offenbar weder große Vorteile noch erhebliche Nachteile von dem Zustandekommen des Entwurfes.

---

[1]) Siehe unter anderm Viktor Kurs: „Der Mittellandkanal begünstigt nicht die holländisch-belgischen Häfen."

Es würde jedoch jene Frage aufhören, eine Frage zu sein, sobald man die Gewißheit hätte, jenen holländisch-belgischen Wasserköniginnen eine ebenbürtige Nebenbuhlerin am deutschen Teile des Rheins geben zu können. Köln-Seehafen!

Wenn das möglich wäre, so hätte man mit einem Male alle von ausländischen Begünstigungen herrührenden Kanalgespenster verscheucht. Denn die Bevorzugung würde jedenfalls einer deutschen Stadt zu teil werden.

Treten wir also der Frage der Ausführbarkeit eines solchen Projektes — einer schon öfters erwähnten, aber kaum genügend geprüften Frage — einen Augenblick näher.

*

Köln ist thatsächlich Seehafen gewesen. Es war „die erste deutsche Stadt, welche sich durch aktiven Seehandel einen großen Namen in der Fremde gemacht hat".[1] Das war jedoch im Mittelalter. Seitdem ist aber durch allerhand Ursachen der Seehandel den Händen Kölns entglitten und, wenn er jetzt dahin zurückkehren sollte, so bedürfte es allerdings einer größeren Fahrtiefe des Rheins, wie sie den seitdem bedeutend gesteigerten Bemessungen der Seeschiffe entsprechen würde.

Eine Tieferlegung der Fahrrinne bis auf 6,5 Meter, das ist die Forderung, die deutscherseits manchmal aufgestellt worden ist.

Ist eine solche Tieferlegung aber möglich?

Man denkt wohl zunächst an die Beschwerden, welche von seiten der holländisch-belgischen Seehäfen wider eine solche Maßnahme aus egoistischen Gründen eingebracht werden könnten. Und jene Beschwerden würden sich freilich nicht leicht beseitigen lassen. Zumal Rotterdam entlehnt seine Bedeutung als Welthandelsplatz in nicht geringem Maße seinem Umschlagverkehr, und es ist ihm doch schwerlich übel zu deuten, daß es sich seiner Haut wehrt. Ob der Rest Hollands in dem gesteigerten Verkehr Kölns einen dem Rotterdamschen Verlust entsprechenden Gewinn finden würde, dürfte fraglich erscheinen; in einem Lande aber, wo die Handelsinteressen eine Hauptrolle spielen, und wo man Millionen verwendet hat für den Ausbau von Wasserwegen und so weiter nach Rotterdam und Amsterdam, ist irgend eine jene Städte schädigende Maßregel kaum zu erwarten.

Es käme weiter die Kostenfrage in Betracht. Allerdings nur an zweiter Stelle. Denn ein Kostenaufwand von 85000000 Mark, wie er veranschlagt wurde in der bekannten Graffschen Denkschrift,[2] wäre auf dem Gebiete der Wasserbauten weder in Holland noch in Deutschland etwas Unerhörtes. Die größte Schwierigkeit würde auch in dieser finanziellen Sache wohl die ... Deckungsfrage bieten. Für eine Abgabe der den Rheinseeweg benützenden Schiffe wäre allerdings die Zustimmung aller Rheinstaaten und somit die Abänderung der Rheinkonvention erforderlich.

*

Aber sowohl die Frage der Zustimmung Hollands wie auch jene der Kosten kommen in Fortfall, derjenigen der technischen Ausführbarkeit gegenüber.

Und seltsamerweise wird diese wichtigste aller Erwägungen in den meisten diesbezüglichen Denkschriften mit erstaunlicher Flüchtigkeit behandelt. Weder Herr Graff noch Herr van der Borght[3] haben sich mit der technischen Seite eingehend beschäftigt. Dr. van der Borght nimmt die Möglichkeit in technischer Hinsicht ohne weiteres an. Und Herr Graff beschäftigt sich nur mit der notwendigen Umgehung der festen Eisenbahnbrücken mittels Seitenkanäle.

Eben deshalb fand ich Veranlassung, die technische Frage dem Urteile hervorragender holländischer Fachmänner zu unterbreiten. Das Ergebnis war ein überaus einheitliches: Man betrachtete die Sache allgemein als nicht einer ernsthaften Betrachtung wert. Eine der

---

[1] Vergl. Ehrenberg, Hamburg und Antwerpen seit 300 Jahren.

[2] Die Rheinseeschiffahrt.

[3] Die wirtschaftliche Bedeutung der Rheinseeschiffahrt.

von mir befragten Autoritäten riet mir sogar, mich mit „solchem Unsinn“ nicht weiter zu beschäftigen.

Mit solchen Argumenten aber wäre den Lesern dieser Zeitschrift (die sich ja schon seit längerer Zeit für diese Sache interessiert) schlecht gedient, und ich habe mich daher etwas ausführlicher belehren lassen.

Herr A. A. Beekman sagt in seinem populären Schriftchen „Iets over onze groote rivieren. De Rijn“, daß Holland ganz ruhig mit Deutschland einen Vertrag schließen könnte, wobei ersteres Land sich dazu verpflichten sollte, die Fahrrinne des Rheins bis auf sechs oder sieben Meter zu vertiefen, wenn nur Deutschland dafür sorgen wollte, daß im Stromgebiete des Rheins der Regenfall sich verdoppelte und daß gleichfalls die Rheingletscher eine doppelte Wassermenge lieferten.

Mit andern Worten: In hiesigen fachmännischen Kreisen wird behauptet, daß die Wasserabfuhr des Rheins zu einem Strome von doppelter Tiefe und ungeschmälerter Breite nicht hinreiche. Denn, daß wir in Holland die Breite des Rheinweges ohne Gefahr bei Hochflut und Eisgang nicht wesentlich verringern könnten, ist, wie ich glaube, niemals bezweifelt worden. In der Graffschen Denkschrift wird eine Sohlenbreite von 150 Meter für die Tieffahrrinne geplant, wobei noch 200 bis 300 Meter Spiegelbreite für den kleineren Verkehr übrig bliebe.

*

Herr Graff behauptet, daß „die erforderliche Wassermenge stets vorhanden“ sei. Wie gesagt, fehlt aber der Beweis.

Ich habe mir nun von holländischer fachkundiger Seite eine einfache Berechnung über das Verhältnis zwischen der Profilgestaltung und der Wasserabfuhr vorlegen lassen, die ich in den folgenden Zeilen wiedergebe.

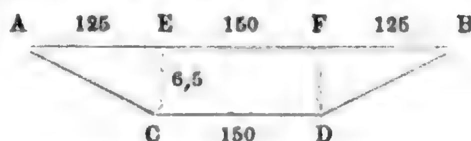
Das Verhältnis zwischen Wasserabfuhr, Verhang, Inhalt des Querprofils und „nassem Umriß“ (der Länge, worüber das Querprofil von dem Flußbette begrenzt wird) ist auszudrücken wie folgt:

$$A = 50\sqrt{\frac{I^3 \times a}{O}}$$

worin A die Wasserabfuhr in m³ pro Sekunde, O den nassen Umriß, a den Verhang und I den Inhalt des Querprofils in m² angiebt.

Bei dem durchschnittlichen niedrigsten Wasserstand von 1,50 Meter über dem Nullpunkt des Kölner Pegels wird A = 1000 m³ sehr hoch berechnet sein. Es wird wohl nicht mehr als 900 m³ sein und oberhalb der Lippe und der Ruhr sogar noch weniger. Der Faktor a ist in unserm Lande durchschnittlich 0,0001, von Köln bis zu unsrer Grenze aber etwa 0,00016.

Das Graffsche Profil würde so aussehen:



Bei der ganz minimalen Größe von der Tiefelinie CE den Linien AE und AC gegenüber darf AC = AE angenommen werden, so daß O = 400 Meter wird.

Wir haben also:

$$1000 = 50\sqrt{\frac{I^3 \times 0{,}00016}{400}}$$

woraus sich ergiebt:

$$I = \sqrt[3]{\frac{400 \times 400 \times 1\,000\,000}{160}} = 1000 \text{ m}^2$$

Da nun I ein Trapez ist, so erhalten wir folgendes (wenn wir die Tiefe der Fahrrinne, das heißt die Höhe des Trapezes h nennen):

$$I = \tfrac{1}{2}\, h\, (400 + 150) = 275\ h,$$

und demnach:

$$h = \frac{1000}{275} = 3{,}6\ \text{m (ungefähr).}$$

Hieraus erhellt, daß bei der gegebenen Wasserabfuhr durch das gegebene Profil (das heißt, davon Sohlenbreite und Spiegelbreite gegeben) die Tiefe nicht 6,5 sondern nur 3,6 Meter sein könnte.

Dies gilt für den deutschen Rhein, unterhalb Kölns. Für die kurze Strecke des unverteilten niederländischen Rheines würde man ungefähr 4,2 Meter finden, aber für den Waal, der bekanntlich zwei Drittel des Rheinwassers abführt, nur 3,25 Meter.

Der Waal aber ist bereits auf 3 Meter gebracht worden; er hätte also seine Maximaltiefe fast erreicht (oder wohl schon erreicht, denn in der obigen Berechnung wird, wie gesagt, die Wasserabfuhr wohl zu hoch angeschlagen sein). Es hat denn auch viel Mühe gekostet, jenen Fluß auf 3 Meter zu bringen und zu erhalten, was auch von der preußischen Regierung (1893) anerkannt worden ist.[1])

An eine Tiefe von 6,5 Meter wäre somit weder in Preußen noch in Holland zu denken.

*

Dies ist die Meinung aus den Kreisen holländischer Sachverständiger, wie sie mir übergeben wurde. Man sieht, daß sie sich hauptsächlich auf Gründe stützt, die eben von den Eigentümlichkeiten eines Flusses im allgemeinen und des Rheinflusses im besonderen entlehnt sind.

Das ist es eben, was man bei uns immer wieder betont:

Mit einem Flusse läßt sich nicht alles machen, wie mit einem Kanal. Daher sind auch alle die Gleichnisse, die in der Graffschen Denkschrift zwischen der ersehnten Rheintiefe und der Tiefe verschiedener Kanäle gemacht sind, wenig zutreffend. Ein Kanal ist sozusagen eine Maschine, die man sich baut, wie man sie wünscht; ein Fluß aber ist eine Person mit einem eignen Willen und einem eignen Charakter, der sich zwar modifizieren, aber nicht beseitigen läßt.

Die leise Drohung an unsre Adresse, die in der van der Borghtschen Schrift enthalten ist, wird bei uns denn auch wohl kaum einen tiefen Eindruck machen. Falls Holland nicht einlenkt, so wird uns vorgehalten, so könnte Deutschland den Lauf des Rheins verlegen, dem Rhein eine deutsche Mündung geben.

Ja wohin denn? Der Rhein hat sich eben selber seinen Weg gewählt, so wie es ihm am besten deuchte — wie es ihm mit seinen Kräften möglich war. Die Hochebene nördlich von Dortmund, die sich ihr Kanalwasser heraufpumpen läßt, geht dem Rhein jetzt ebensowenig aus dem Wege, wie sie es vor Jahrhunderten gethan hat.

Man wird also den Rhein den Rhein sein lassen müssen und, bis deutscherseits die technische Ausführbarkeit eingehend dargethan worden ist, sich gefallen zu lassen haben, daß in Holland der Gedanke der Rheinseeschiffahrt betrachtet wird als — wie mir der Vorsitzende der Rotterdamer Handelskammer schrieb — „eine Illusion".

Bennebroek (Holland). C. K. Elout.

[1]) Vergl. auch die Protokolle der Strombefahrung der Rheinstrombefahrungskommission 1896—1897.



Dem Herausgeber der „Deutschen Revue" gebührt Dank, daß er Herrn C. K. Elout, einem Vertreter des holländischen Standpunktes, Gelegenheit gegeben, zur Frage der Verbesserung des Rheinseeweges sich zu äußern nach dem Grundsatz: Audiatur et altera pars. Anzuerkennen ist die Unparteilichkeit des Herrn Elout, womit derselbe zugiebt, daß eine größere als die vorhandene Fahrtiefe des Rheins nötig wäre, um den früher in Köln betriebenen Seehandel wieder dahin zurückzuführen. Herr Elout wiederholt damit nur, was seit Jahren in den Jahresberichten der Kölner, Düsseldorfer und sonstigen rheinischen Handelskammern, sowie in den Denkschriften von Professor v. d. Borght und Graff ausgesprochen worden ist. Diese Uebereinstimmung der Ansichten wird besonders solche einheimischen Kreise überzeugen, die ausländischem Urteil besonders hohen Wert beizulegen pflegen. Die holländischen Gewährsmänner des Herrn Elout stellen ferner die erfreuliche Thatsache fest, daß die vorhandene Wassermenge ausreicht, um die Fahrtiefe des Rheins von 3 Meter auf circa 3,60 Meter zu vergrößern, selbst wenn die heutige Breite des Fahrwassers von 150 Meter beibehalten wird. Die gesamte Strombreite von Köln abwärts, mit einer einzigen Ausnahme, beträgt bekanntlich 400 Meter und darüber. Die Breite des Fahrwassers von 150 Meter ist deshalb vorgesehen, um den langen Schleppzügen reichlich Gelegenheit zum Manövrieren zu geben; für die einzeln fahrenden Seedampfer genügt eine Breite von 100 Meter, selbst 80 Meter vollständig. Würde also die Breite von 150 Meter auf 100 Meter oder 80 Meter verringert, so ergiebt sich aus den holländischen Formeln die Möglichkeit der Herstellung einer weit größeren Fahrtiefe als 3,60 Meter ganz von selbst. Die holländischen Gewährsmänner bestreiten allerdings die Möglichkeit der Verengung der Fahrrinne wegen Gefahr bei Eisgang und Hochflut, sie übersehen aber, daß in Holland bereits eine solche Stelle mit verengtem Fahrwasser vorhanden ist, nämlich die „Noord", jener von Dortrecht nach Rotterdam führende, 9 Kilometer lange Teil des Rheins, durch den fast aller Schiffsverkehr Rotterdams mit Deutschland hindurchgeht. Diese Strecke ist statt 150 Meter nur 120—100 Meter breit, ohne daß Gefahr bei Eisgang und Hochflut, nicht einmal Nachteil für die Bewegungsfreiheit der Schleppzüge entstanden ist, sonst wäre holländischerseits gewiß längst Abhilfe geschaffen. Die Gefahr bei Eisgang und Hochflut durch Verengung der Fahrrinne ist also schwerlich so groß als die holländischen Gelehrten annehmen, abgesehen davon, daß durch Vertiefung des Flußbettes die Gefahr nicht zu, sondern abnimmt.

Die vorzüglichen Ergebnisse der deutschen Weserkorrektion, wonach Schiffe von circa 6 Meter Tiefgang bis Bremen gelangen, während 1875 nur solche von 2 Meter die Stadt erreichen konnten, zeigen klar, wie moderne Flußkorrektionen auszuführen sind, und es besteht kein Zweifel, daß bei Anwendung gleicher Mittel auch die gleichen erstaunlichen Erfolge am Rhein erzielt werden müssen.

Der Schwerpunkt der Ausführungen des Herrn Elout liegt leider in der Thatsache, daß sie wieder einmal erkennen lassen, wie wenig die Holländer daran denken, freiwillig irgend etwas von ihrer Monopolstellung als Inhaber der Rheinmündungen aufzugeben, daß sie die Berechtigung der Bestrebungen des deutschen Hinterlandes nach Verbesserung seiner Verbindung zum Meer und die Notwendigkeit dieser Verbesserung bestreiten, dagegen fest entschlossen sind, jede Ausgestaltung des Rheins, welche die direkte Verbindung des deutschen Rheingebietes mit der See fördert, im Interesse von Rotterdam und Amsterdam hartnäckig zu bekämpfen.

Somit gewinnt Professor v. d. Borghts Anregung, den Lauf des Rheins zur Umgehung dieser Hindernisse einfach zu verlegen, dem Rhein kurzer Hand eine deutsche Mündung zu geben, sehr aktuelle Bedeutung. Schon einmal änderte der Rhein seinen Lauf, er ergoß sich früher bei Leiden ins Meer; weßhalb sollte er, wenn auch mit Nachhilfe durch Menschenhand, nicht nochmals seinen Lauf ändern dürfen?

In gleichem Sinne behandelt Karl Engelhard in der „Gegenwart" (1900 Nr. 34) diese Frage und empfiehlt die Herstellung eines Kanals von Ruhrort (23 Meter über Meeresspiegel) bis Hanekenfähr (21,1 Meter über Meeresspiegel) an der Mündung des Dortmund-

Ems-Kanals, der vom Rhein gespeist und bei dem vorhandenen Ueberfluß an Speisewasser in den größten Abmessungen ausgeführt werden könnte, denen entsprechend die Strecke von Hanekenfähr bis Emden zu vertiefen wäre. Dieser circa 140 Kilometer lange Kanal würde gänzlich schleusenfrei sein und einschließlich der Erweiterungsbauten von Hanekenfähr zur Emsmündung etwa 100 Millionen Mark kosten.

Einige erhebliche Erdarbeiten werden allerdings auszuführen sein, weil der Kanal stellenweise durch tiefe Einschnitte hindurchgeht; bei den vorzüglichen maschinellen Einrichtungen jedoch, über die unsre großen Baufirmen verfügen, werden diese Arbeiten ohne große Schwierigkeiten zu überwinden sein.

Da Abgaben für den Kanal, nicht aber für die freie Rheinstrecke erhoben würden, so kommt die Zustimmung der Rheinuferstaaten und die Abänderung der Rheinkonvention nicht in Frage. Die Ertragsfähigkeit wäre gesichert, sobald der Ende der siebziger Jahre von Fürst Bismarck geplante, sogenannte Moslesche Differentialzoll auf die indirekte Einfuhr überseeischer Waren Holland und eventuell auch Belgien gegenüber zur Anwendung gebracht würde, wodurch der große Eigenhandel dieser Länder mit Deutschland schwer geschädigt, wenn nicht vernichtet würde. Schreiber dieser Zeilen war zufällig damals in Belgien und Zeuge der außerordentlichen Aufregung der in ihrer Existenz bedrohten kaufmännischen Kreise, die sich schon mit dem Gedanken vertraut machten, samt ihrem ganzen Geschäftsbetrieb nach Deutschland überzusiedeln. Die Einwanderung dieser intelligenten, thatkräftigen Kaufleute mit weitreichender, überseeischer Verbindung und großen Kapitalien, deren Höhe die Herstellungskosten des Kanals weit übersteigt, würde eine wünschenswerte Vermehrung der erwerbenden Klassen und des Nationalvermögens Deutschlands bewirken.

Die Schiffahrt folgt dem Handel; folglich zöge mit jenen Kaufleuten auch ein großer Teil des gewaltigen Seeverkehrs von Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen nach Deutschland herüber, in erster Linie nach dem benachbarten Emden, dem Endpunkt des neuen Rheinseekanals. Durch den Kanal gelangten die Seeschiffe alsdann nach Ruhrort, Düsseldorf, Köln und andern rheinischen Häfen, und neues Leben erblühte in den alten Rheinstädten.

In immer weiteren Kreisen bricht sich die Ueberzeugung Bahn von der Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes, immer dringender macht sich das Bedürfnis geltend nach besserer Ausgestaltung der Verbindung Westdeutschlands mit der See im Interesse von Gewerbe, Handel und Schiffahrt durch Schaffung eines den heutigen Bedürfnissen vollauf entsprechenden Großschiffahrtsweges vom Rhein zum Meer, und auch für diesen gilt, trotz aller entgegenstehender Hindernisse, das Wort:

„Gebaut wird er doch!“

Köln a. Rh., Mai 1901.

Ludwig F. Osterrieth.



Kunstnotiz.

Rembrandtsche Stiche.

Herr Architekt Professor August Rinklake veröffentlicht in der „Deutsche Revue“ einen Artikel unter dem Titel „Wer ist Rembrandt?“ und behauptet, daß fast alle Rembrandtsche Stiche von F. Bol herrühren; daß auf fast allen F. Bols Signatur zu lesen sei.

Dies ermunterte mich alle (an der Zahl 359, wovon 93 Kopien, demnach 266 Originalstiche) bei der Nationalgalerie in Budapest vorfindlichen Stiche genau (jedoch mit freiem Auge) zu prüfen, und ich fand folgendes:

1. Das große „Ecce Homo“ B 77 R IV. An der unteren kleinen Thronstufe kann man deutlich zweimal in einer Reihe lesen F. Bol f. F. Bol f. — Die Schrift ist mit leichten Strichlagen etwas bedeckt und könnte wohl für ein Gekritzel gehalten werden.

2. „Petrus und Johannes an der Pforte des Tempels“ B 74 R III. An der Seite der breiten Stufe, unten gegen die Mitte des Blattes sind die Spuren eines F. Bol ähnlichen Namens sichtbar. Diese Schrift ist breit mit verwaschenen, unsicheren Konturen, die teils von den schwarzkunstähnlichen Arbeiten, teils von der Wirkung des mehrfach angewandten Scheidewassers herzurühren scheinen. Bei R IV ist diese Schrift schon ganz unsichtbar.

3. „Die Hochzeit des Jason und der Creusa“ B 112 R IV. Am Fuße der vorderen Säule rechts ist F. Bol, besonders der Buchstabe F leicht lesbar.

4. „Der Schulmeister“ B 128 R I. Unten rechts unter der Schraffe FB lesbar.

5. „Bettler auf dem Erdhügel“ B 174 R s. c. Links wo die Erde stark beschattet ist die Schrift unter der Schraffe FB leicht deutbar.

6. „Bettler vor der Hausthüre“ B 176 R II. Links an der Stirnfläche des Kanaldecksteines ist B. Fe. lesbar.

7. „Eulenspiegel“ B 188 R IV. Rechts in der Ecke unter der Schraffe des Baumstammes ist, gegen das Licht gehalten, am Blatte B. lesbar.

8. „Die Frau mit den Füßen im Wasser“ B 200 R II. Unter der Lehne des Stuhles, rechts, ist deutlich F. Bol lesbar, mit dicken Strichen geschrieben, jedoch stark beschattet.

9. „Landschaft mit den drei Strohhütten“ B 217 R III. Am untersten Brett der Bretterwand vorne, vom großen Baum links, ist mit Schraffe stark bedeckt F. B. schwer wahrnehmbar.

10. „Reinier Ansloo“ B 271 R III. Gegen die Mitte des offenen Buches am Rücken desselben steht B mit grobem Stichel geschrieben, aber mit Schraffierung stark bedeckt; nur gegen das Licht gehalten bemerkbar.

11. „Der Alte mit großem Bart“ B 286 R. In der linken unteren Ecke, großenteils merklich lesbar F. B(ol) f.; signiert ist das Blatt R und Rembrandt zweimal.

Indem ich diese Fakta einfach konstatiere, muß ich bemerken, daß ich überzeugt bin, von den meisten der Herren Kunstforscher ausgelacht zu werden; dennoch will ich, nicht Aufsehen erregen wollend, Herrn Professor A. Rincklake zur Hilfe kommen, um die Herren Kunstforscher aufzumuntern, daß sie auch sehen und sehen wollen, was mit gutem, freiem Auge wirklich zu sehen ist.

Budapest, am 22. Mai 1901.

Arzen v. Petrovics.



Litterarische Berichte.

Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Von Heinrich Driesmans. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Leipzig 1900. Eugen Diederichs.

„Für unsre Erkenntnis der Dinge ist das letzte, was in Wesen und Entstehung das erste und ursprüngliche ist.“ Mit diesen Worten kennzeichnet der alte Aristoteles den Gang der intuitiven Methode. Vorliegendes Buch operiert auf dem umgekehrten Wege, der Verfasser schöpft aus seiner induktiven Kenntnis des keltischen Wesens und verfolgt seine Nachwirkung auf Geschichte und Lebensbethätigung der heutigen europäischen Völker. Auf diesem Wege erfahren wir, daß die Kelten den festländischen Germanen das katholische Kirchenwesen, den Engländern die poetischen Formen eingeimpft haben, denn die Kelten als die besten Liedersänger, die feinsten Lyriker und Musiker, als das wahre Volk der Musik, konnten erst durch ihre Verschmelzung das schwerblütige angelsächsische Wesen zu künstlerischen Leistungen befähigen. Anthropologisch erkennt man die Beimischung des keltischen Elementes zum Beispiel an den

katholischen Geistlichen in Deutschland: „ihre rundliche, gedrungene Schädelbildung, das breite, behagliche Gesicht, die rastlos umherspähenden Augen, die durchweg schwarzen Haare lassen den fremdrassigen Typus nicht verkennen.“ Die französische Revolution war der Sklavenaufstand der Kelten in der europäischen Politik und Kultur gegen die germanischen Herrenvölker, keltisch ist das innerste Wesen der deutschen Demokraten und Revolutionäre von Karl Follen und Hegel bis Lassalle, Marx und Engels; ihr Sieg würde die Rekeltisierung Deutschlands bedeuten. Wie die reinen Kelten die Zeremonienmeister, Komödianten, Gaukler, Tänzer, Köche, Priester und Kunstreiter, so sind zum Beispiel die „helvetogermanischen“ Schweizer die Geschäftsträger, Ingenieure und Techniker der germanischen Herrenvölker. Die Kelten, als deren eigentliches Stammland wir Oesterreich-Ungarn sowie Süddeutschland bis zur Donaugrenze kennen lernen, spuken als unzerstörbares chemisches Element in allen möglichen Völkern herum und erklären so ziemlich alles, was man sonst als verwickeltes Ergebnis zahlloser Einflüsse auf die geschichtliche, geistige und wirtschaftliche Entwicklung aufzuhellen bemüht war. Keltoromanen, Keltiberer, Keltogermanen, Keltosaxonen, dazu noch Slavogermanen, Slavomongolen, dann das Zukunftsideal der Kreuzung der Slavosaxonen mit Keltogermanen — dem Durchschnittsleser wird es schwindeln bei dem bunten Gewebe aus Dichtung und Wahrheit, einem Körnchen Wahrheit und vieler Dichtung. Die übrigens besser fundierten geschichtsphilosophischen Theorien der französischen Anthropologen Gobineau und Lapouge haben dem Verfasser leider schon die besten Gedanken vorweggenommen; immerhin kann nicht geleugnet werden, daß in dem Wust manche feine Beobachtung sich versteckt; es ist nur zu bedauern, daß die positiven Grundlagen so gut wie vollständig fehlen; planlos zusammengeraffte Citate können sie eben nicht ersetzen. —ß.

Geschichte der italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Pèrcopo. Leipzig und Wien 1899. Bibliographisches Institut.

Das Werk, die dritte der von der Verlagsbuchhandlung veröffentlichten Litteraturgeschichten (erschienen sind bereits Bearbeitungen der deutschen Litteratur von F. Vogt und M. Koch und der englischen von R. Wülker), stellt sich zur Aufgabe, „die Entwicklung der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis in die Neuzeit in stetem Hinblick auf den nationalen Werdegang des italienischen Volkes in gemeinverständlicher Weise zur Darstellung zu bringen“. Das Augenmerk der Verfasser war daher in erster Linie darauf gerichtet, „nur die gesicherten Ergebnisse der Forschung darzubieten, die charakteristischen Erscheinungen hervorzuheben, unwichtige Einzelheiten auszuscheiden und wissenschaftliche Streitfragen höchstens anzudeuten“. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß eine Angabe der Quellen unterblieben ist. Trotzdem diese Beschränkung prinzipiell, also auf Grund reiflicher Erwägung getroffen zu sein scheint (auch die andern Bände der Sammlung sind nach demselben Gesichtspunkte behandelt), müssen wir doch erklären, daß wir in diesem Fehlen wenigstens der wichtigsten Quellenangaben einen Mangel der sonst so vorzüglichen Werke erblicken müssen. Um auf ein bestimmtes Beispiel hinzuweisen, würden die Kapitel über Dante viel an Gründlichkeit und auch an Ueberzeugungskraft gewonnen haben, wenn bei der sehr schwierigen Untersuchung auf die verschiedenen Quellen und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit Bezug genommen wäre. Es würde so auch demjenigen, der sich nicht speziell mit den einschlägigen Fragen beschäftigt hat, ermöglicht worden sein, sich ein selbständiges Urteil zu bilden, anstatt die Angaben des Verfassers auf Treu und Glauben hinnehmen zu müssen. Und in diesem Fall hätte es besonders nahe gelegen, auf den Stand der Ueberlieferung einzugehen, da in dem Buche selbst erwähnt wird, daß die „eingehende kritische Prüfung der Quellen“ die Unhaltbarkeit vieler früheren Annahmen ergeben habe.

Der Inhalt des Buches gliedert sich in sieben Abschnitte, von denen die ersten drei die Entwicklung von den Anfängen durch die toskanische Periode hindurch bis zur Renaissance im fünfzehnten Jahrhundert durchführen (Verfasser: Wiese), der zweite, umfassendere, von Pèrcopo herrührende Teil behandelt zunächst die klassische Periode im sechzehnten Jahrhundert, dann die Zeiten des Verfalls (1580—1750) und des Wiederauflebens (1750—1850) der italienischen Litteratur, um mit einer Uebersicht über die Gegenwart zu schließen. — Wir können dem Werk die Anerkennung nicht versagen, daß es seiner Aufgabe, die um so schwieriger war, als es für weite Strecken des Gebietes an genügenden Vorarbeiten fehlt, in vollem Maße gerecht wird. Die einzige deutsche, auf der Höhe der Forschung stehende Geschichte der italienischen Litteratur, die von Gaspary, reicht nur bis zum sechzehnten Jahrhundert, und auch die italienischen Gesamtdarstellungen, unter denen die von Villardi und Bartoli hervorragen, sind zum Teil veraltet, da auch in Italien in den letzten Jahrzehnten die litterarische Forschung außerordentlich rege gewesen ist und viele neue Gesichtspunkte aufgestellt hat. Gesteigert wird der Wert des Buches durch die Inhaltsangaben vieler

größerer Werke und durch zahlreiche wörtliche Proben; nur hätten nach unserm Geschmack Stellen wie die aus Burchiello (S. 224) und Berni (S. 343) ohne Schaden wegbleiben oder durch andre ersetzt werden können. Hervorzuheben ist ferner noch der reiche Bilderschmuck des Werkes, der außer zahlreichen Porträts Nachbildungen von Handschriften, Wiedergaben von bedeutungsvollen geschichtlichen Begebenheiten (wie zum Beispiel die Verbrennung Savonarolas) nach zeitgenössischen Darstellungen und so weiter in künstlerisch vollendeten Abbildungen bietet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Experimental Study of Children. By Arthur Mac Donald. Washington, Government Printing Office, 1899. 404 Seiten.

Mit diesem Werke hat der Verfasser seine in mehreren Schriften veröffentlichten Studien anthropometrischer und psycho-physikalischer Natur energisch fortgesetzt. Er hat der Wissenschaft damit ein sehr wertvolles Buch geschenkt, auch uns Deutschen, obgleich uns weniger als den Amerikanern, denn amerikanisches Volkstum ist doch etwas ganz andres als deutsches Volkstum, und das kommt auch in Erziehungsfragen zur Geltung. Aber gerade bei uns ist seit Strümpell und andern das Interesse für die Abnormitäten der Kinder besonders angeregt, und so wird vor allem auch die reiche Bibliographie Mac Donalds besten Dankes sicher sein dürfen. Nur die Abbildungen von Instrumenten zu psycho-physischen Messungen stehen nicht alle auf der Höhe, die wir aus deutschen Werken gewohnt sind.

H. Z.

Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Von Moritz v. Kaisenberg (Moritz von Berg). Hannover. 1899. Verlag von M. u. H. Schaper.

Ein kulturgeschichtlicher Roman in Briefen, welcher auf wirklichen Tagebuchblättern eines Verstorbenen und auf Erkundigungen des Herausgebers beruhen soll. Es ist zweifellos, daß dem Buche wirkliche und zwar sehr vertraute Briefe zu Grunde gelegen haben, die aber in einer Weise bearbeitet sind, für die es nicht genug Worte des Tadels giebt; manche oberflächliche Angaben über Dinge und Verhältnisse, die in Europa längst besser bekannt sind, mögen dem Herausgeber, der Japan nicht selber bereist hat, nachgesehen werden; daß er viele ganz gleichgültige persönliche Angelegenheiten, burschikose Ausdrücke und Sprachflüchtigkeiten nicht herauskorrigiert hat, ist nur eine Rücksichtslosigkeit gegen die Leser und eine Verkennung der Aufgabe des Herausgebers. Wenn z. B. der derzeitige Staatssekretär des deutschen Reichspostamts in einem Familienbriefe als „der große Pod" bezeichnet wird, so ist das ein Witz, über dessen Geschmack sich streiten läßt, der aber niemand als den Schreiber und den Empfänger angeht; wird aber dieser Ausdruck in einem Buche (S. 66) abgedruckt, so ist das eine Taktlosigkeit. Eine noch größere Taktlosigkeit ist aber das, was dem Herausgeber hauptsächlich zum Vorwurf gereicht. Es finden sich in dem Buche eine ganze Menge von Angaben über Lebenslauf und Lebenswandel einzelner genau bezeichneter Männer und Frauen, die durch die Veröffentlichung bloß gestellt werden. Und wenn auch der Herausgeber angiebt, daß er „nach Möglichkeit alle Personennamen geändert habe", so sind doch die Persönlichkeiten nach Amtsstellung, Ort, Zeit, Aussehen und andern Beziehungen so genau charakterisiert, daß sie zweifellos von jedem Landeskundigen identifiziert werden können. Sollten auch diese Beziehungen geändert sein, so würden Unschuldige verdächtigt und zugleich der ganze landeskundliche Inhalt gefälscht sein. Dazu kommt, daß das Schlußabenteuer, welches für die Kenntnis japanischer Verhältnisse ohne Interesse ist, auch dem Verfasser der Originalbriefe nicht zur Ehre gereicht, selbst wenn man seiner Jugend und seiner Erziehung sehr viel zu gute hält. Mein Urteil über das Buch läßt sich in dessen eigene Worte (S. 174) zusammenfassen: „Ja diese Klätscher ..., das sind die Schlimmsten. Gott behüte mich vor meinen Freunden ..."

K. F.

Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges. Bilder und Skizzen nach eignen Erlebnissen von Frederik Rompel, Parlamentsberichterstatter und Kriegskorrespondent der „Volksstimme" in Pretoria. Mit einer Einleitung von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. Mit 22 Porträts, 24 ganzseitigen und 73 Textbildern, einer Kriegschronik und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Stuttgart, Anton Hoffmann (K. Thienemanns Verlag).

Den Freunden der Burensache — es sind deren wohl nicht wenige, die mit Bewunderung des heldenmütigen, an Zahl so kleinen Volkes den unseligen Krieg mit Interesse verfolgen, wird dieses von besonders berufener Feder geschriebene Buch hochwillkommen sein. Sein mit Recht für die mutigen Streiter begeisterter Verfasser steht seit vielen Jahren, auch während des Krieges, als Landesgenosse in beständigem lebendigen Verkehr mit den Buren und ihren Häuptern; man darf daher von ihm das zutreffendste Urteil über die südafrikanischen Holländer erwarten. Aber auch denjenigen, die in ihren Anschauungen und Gefühlen über das Recht oder Unrecht dieses Krieges sich noch nicht ganz im klaren sind oder dem

um seine Existenz kämpfenden Volke ihre volle Sympathie bisher noch nicht haben zuwenden können, werden die anschaulichen, ohne jede Schönfärberei gebotenen Schilderungen viele ganz neue Gesichtspunkte eröffnen, und teilweise herrschende irrige Auffassungen über die Buren und ihr Land werden durch die verdienstvolle Schrift aus der Welt geschafft werden.

Es handelt sich bei dem Buche nicht um eine fachmännische Kriegsgeschichte, es will vielmehr in erster Linie ein treues und scharfes Bild von den Sitten und dem Charakter der Buren entwickeln und Skizzen aus ihrem privaten und öffentlichen Leben im Frieden und Kriege bieten. Eine von Generalmajor z. D. Dr. A. Pfister verfaßte Einleitung über die Frage „Wie Südafrika zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung gekommen ist" giebt in gedrängter Form eine übersichtliche Geschichte des Landes bis zum Beginn der Feindseligkeiten im Oktober 1899. Die beiden ersten Kapitel behandeln sodann allgemein die Sitten und Charaktereigenschaften der Bürger der beiden Republiken und schildern den Bur auf dem Kriegspfad. Die folgenden ebenso anschaulich wie unterhaltend geschriebenen Abschnitte geben treffliche biographische Skizzen der Staatsmänner und Generale, wie sie der Verfasser während seines langjährigen Aufenthaltes im Lande selbst gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Aus dem letzten Kapitel über Südafrikas Frauen und Töchter gewinnt der Leser die Ueberzeugung, daß es auch auf dieser Seit nicht an Vaterlandsliebe, Mut und Aufopferung für die gute Sache fehlt. Zum Schluß berichtet eine Chronik über die hauptsächlichsten Ereignisse des Krieges und eine gute Karte verzeichnet alle im bisherigen Kriege genannten Orte.

Ist für den außerordentlich billigen Preis des sehr hübsch und originell ausgestatteten Buches schon eine solche Menge des Interessanten und Belehrenden geboten, so wird durch die zahlreichen, gut ausgeführten und zum Teil in Europa bisher unbekannt gebliebenen Abbildungen der Wert des Buches noch wesentlich erhöht. Es verdient in der That ein Volksbuch im besten Sinne des Worts, eine Zierde für jede Hausbibliothek zu werden und es kann zur eignen Lektüre wie auch zu Geschenken, namentlich für unsre heranwachsende vaterländische Jugend nur warm empfohlen werden. nz.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Björnson, Björnstjerne, Geographie und Liebe. Lustspiel in drei Aufzügen. München, Albert Langen. M. 4.—

Björnson, Björnstjerne, Laboremus. Drama. München, Albert Langen. M. 3.—

Boito, Arrigo. Nerone. Tragedia in V atti. Milano, Fratelli Treves. Lire 5.—

Bozi, A., Landrichter, Die natürlichen Grundlagen des Strafrechts. Allgemeinwissenschaftlich dargestellt. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 3.20.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständige neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Zweiter Band. Mit 58 Tafeln, 14 Karten und Plänen und 214 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels. IV. Band: Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung. M. 6.—

Burschenschaftliche Bücherei. Herausgegeben von Dr. Hugo Böttger. Band I, Heft 8: Dr. Hugo Böttger, Vom alten und neuen Mittelstand. Berlin, C. Heymanns Verlag. 60 Pf.

Chiavacci, V., Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt. Dritte Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 2.40.

Christiansen, Prof. Hans, Deutsche Tapeten und Friese. Probenheft Moderner Tapetenmuster. Altona-Ottensen, Tapetenfabrik Iven & Co. 50 Pf.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. IV. Jahrgang. Heft 6—8, März bis Mai 1901. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutscher Hülfsverein in Nizza. 26. Jahresbericht 1900—1901.

Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jak. Zeidler. Zwei Bände. Reich illustriert. Lieferung 1 des II. Bandes. M. 1.—. Wien, Carl Fromme.

Eckermann, Johann Peter, Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet. Aus Eckermanns Nachlass herausgegeben von Friedr. Tewes. Berlin, Georg Reimer. Gebunden M. 2.40.

Entwicklungsgesetz, Das, und das Kirchendogma, nebst kritischem Ausblick in die Zukunft. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. 2. Heft 1901. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Leipzig, Duncker & Humblot. Jahrgang M. 6.—

Freytag's Reise- und Wandkarte von Tirol Wien, Freytag & Berndt. M. 2.50.

Gumppenberg, Hanns v., Das Teutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Hase, Karl v., Die psychologische Begründung der Religiösen Weltanschauung im XIX. Jahrhundert. Vortrag. Berlin, Herm. Walther (Friedr. Bechly). 80 Pf.

Hassel, W. v., Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. Zweiter Teil. Zweite Abteilung: Von 1863—1866. Mit vier Porträts und zwei Karten. Leipzig, M. Heinsius Nachf.

Heimel, Alfr. Walter, Der Tod des Narcissus. Dramatisches Gedicht in einem Aufzug. Berlin, Schuster & Loeffler.

Holm, Korfiz, Die Könige. Dramatisches Gedicht in vier Akten. München, Albert Langen. M. 2.—

Hornesser, Ernst, Zu Nietzsches Gedächtnis. I. Rede, gehalten am Sarge Nietzsches. II. Nach Nietzsches Tode. Vortrag. Göttingen, Franz Wunder. M. 1.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. III. Quartal, Nr. 7 und 8; April und Mai 1901. Vierteljährlich M. 6.— inkl. Einbanddecke. Einzelpreis der Monatsnummer M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler.

Joël, Prof. Karl, Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke. Berlin, R. Gaertner's Verlag (H. Heyfelder). M. 6.—

Kemény, Franz, Entwurf einer internationalen Gesamt-Academie: Weltacademie. Nebst einem französischen Anhang. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—

Koehne, Dr. jur. et phil., Die Arbeitsordnung vom Standpunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft. Vortrag. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 1.60.

L'Argus des Revues. Intermédiaire universel. Mensuel. Recueille et publie les sommaires de Revues du monde entier et en fournit les articles aux intéressés. 23e Année. Nr. 1. Mai 1901. Prix fr. 1.—

Leitgeb, Otto v., Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Lingen, Thekla, Die Schönen Frauen. Novellen. Berlin, Schuster & Loeffler.

Lüer, Dr. Herm., Die Entwicklung in der Kunst. Ein Erklärungsversuch. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Meyer, Dr. Heinrich, Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre, Sprachproben. Göttingen, Franz Wunder. M. 2.—

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 22. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Nippold, Friedrich, Kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel. Mit der Antrittsrede in Jena am 10. Mai 1884: Die naturwissenschaftliche Methode in ihrer Anwendung auf die Religionsgeschichte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Oeser, Max, Aus der Kunststadt Karl Theodors. Heimatliche Studien über das Kunstleben Mannheims. Mannheim, J. Bensheimer. M. 3.—

Predigten außerhalb der Kirche. Von der Verfasserin von „John Halifax". Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Radfahrer-Karten, Freytag'sche. Blatt 14: Leipzig-Halle; Blatt 15: Dresden-Reichenberg. Wien, Freytag & Berndt. Pro Blatt M. 1.35.

Schieler, Dr. theol. E., Giordano Bruno, der Dichter-Philosoph und Märtyrer der Geistesfreiheit. Heft VI der „Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags." Frankfurt a. M. 75 Pf.

Schönthan, Paul v., Frau Lot. Wiener Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Schultze, Maximilian, Königsberg und Ostpreußen zu Anfang 1813. Ein Tagebuch vom 1. Januar bis 25. Februar 1813. Heft 2 von „Bausteine zur Preußischen Geschichte." Berlin, Rich. Schröder. M. 3.—

Schultze, Th., Die Religion der Zukunft. II. Teil: Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Dritte vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. M. 2.—

Schwarzwald — Schweiz — Vogesen. Praktische Winke und Ratschläge für alle Besucher vor und während der Reise. Herausgegeben vom Reiseführer-Verlag Lorenz & Waetzel, Freiburg i. Breisgau. Auf Verlangen vom Verlag gratis.

Seidlitz, W. v., Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Leipzig, E. A. Seemann. M. 1.50.

Sperl, August, Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.—

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 10. bis 12. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Stock, Dr. Otto, Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. Braunschweig, George Westermann. M. 1.—

Thoma, Ludwig, Die Medaille. Komödie in einem Akt. München, Albert Langen. M. 1.50.

Walsh, Correa Moylan, The Measurement of general exchange-value. New York, The Macmillan Company. $ 3.—

Weitbrecht, Carl, Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Band 134 und 135 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. à 80 Pf.

Zola, Emile, Die Affäre Dreyfus. Der Siegeszug der Wahrheit. Aus dem Französischen übersetzt von Paul Seliger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bismarcks Künstlernatur.

Eine Studie.[1])

Von

Ludwig Aegidi.

Wer in Bismarck den Künstler erkannte, nur der hat ihn wirklich kennen gelernt.

In sechs Jahren persönlichen Verkehrs genoß ich Tag für Tag den Vorzug, seine Künstlernatur gleichsam zu studieren. Zum besseren Verständnis will ich zunächst bemüht sein, Kunstsinn und auch Kunstübung sorgsam zu scheiden von dem Wesen des Künstlers, das freilich in beiden, sofern sie echt sind, sich wiederspiegelt, nur daß seine Charakteristik nicht darin aufgeht.

Echt war Bismarcks Sinn für die Kunst, echt, weil er ihren Schöpfungen niemals bloß kritisch gegenüberstand, vielmehr, außer, wo er sich ablehnend verhielt, sie völlig erlebte, so daß sie vorübergehend oder auf die Dauer ihm zu eigen wurden und als Beweggrund der Stimmung oder nachhaltig in ihm fortwirkten.

In Bezug auf Musik hatte ich weniger Gelegenheit, ihn zu beobachten; flüchtige Bemerkungen über Beethoven gaben mir die unzweideutige Kunde, was ihm der Meister war: in alten Zeiten der Titan dem Titanen, später doch wohl im friedlichen Zuspruch sympathisch, weil beschwichtigend wie Davids Saitenspiel.

Wahlverwandt war ihm die Dichtkunst. Von Raffael ist gesagt, er würde, wenn ohne Arme geboren, also ohne zu malen, ein großer Maler geworden sein: das trifft zu für Bismarcks Beziehung zur Poesie. Er war erfüllt von

---

[1]) Meine Studie entstand Mitte Februar dieses Jahres mit der Bestimmung eines Beitrags der Festschrift zu Ehren des begeisterten, mannhaften Barden Bismarcks, des Grafen Adolf v. Westarp zu dessen fünfzigstem Geburtstag (21. April dieses Jahres), für welche sich seine zahlreichen Verehrer und Gesinnungsgenossen in Kunst und Wissenschaft vereinigt hatten. Das schöne Unternehmen ist gescheitert.

ihrer Macht im Seelenleben: er selbst war durch und durch Poet, ohne jemals — meines Wissens — Verse zu schmieden. Einen Einblick gewähren seine Briefe. neuerdings die vertraulichen an die Braut: seine Citate dort sind wahre Perlen. Wie Bismarck aus eignem Antrieb an Josef Scheffel zu dessen fünfzigstem Geburtstag einen Glückwunsch richtete, wie der Ton seines Schreibens, das durch meine Hand ging, so herzenswarm war dann seine helle Freude über des Dichters umgehende Antwort:

„Ein gutes Blatt Geschichte
Wiegt mehr als Scheffel Gedichte",

das galt mir als beredtes Zeugnis.[1]) Ebenfalls der lebhafte Eifer, womit Bismarck für einen andern großen deutschen Dichter eingetreten war, für Emanuel Geibel, als Bayern ihm zur Strafe dafür, daß Lübeck am 13. September 1868 mit seinem Festgruß[2]) den Einzug König Wilhelms als Schirmvogt des Norddeutschen Bundes gefeiert hatte, die Münchener Ehrenstellung entzog. — Das beredteste Zeugnis für Bismarcks innerliches Verhältnis zur Dichtkunst, für seinen Kunstsinn, hat Ernst v. Wildenbruch abgelegt in folgendem dankenswerten und denkwürdigen Bericht[3]) über seine Audienz bei Bismarck: An dem Tage wollte er von Dingen sprechen, von denen zu sprechen er sonst wohl selten genug Gelegenheit fand, von deutscher dramatischer Kunst. Und wie er alles, was Deutschlands innerstes Leben berührte, mit tiefgründigem Instinkte erfaßte und begriff, so begriff er auch dieses Gebiet, und wenn es für mich noch des Beweises dafür bedurft hätte, daß die historische dramatische Dichtung eines Volkes zu dessen wertvollsten Besitztümern gehört, so hätte ich es an dem Tage erfahren, als ich hörte, welchen Wert ihr Deutschlands großer Staatsmann zuerkannte: „Ich habe es immer beklagt, daß die deutsche Geschichte nicht so dramatisiert worden ist wie die englische durch Shakespeare. Denn so vornehm wie die englische ist die deutsche doch mindestens auch." Indem er diese Worte mit tiefer, tönender Stimme sprach, sah ich ihn von der Seite an, und er erschien mir wie ein Löwe, der wachsam und eifersüchtig vor der Pforte des Hauses liegt, das seinem Schutz anvertraut ist. „Darum habe ich mit Interesse von Ihren Werken Kenntnis genommen, namentlich von den Quitzows. Wir sind Nachbarn

---

[1]) Von späterer persönlicher Annäherung Scheffels an Bismarck erfahre ich erst jetzt aus H. v. Poschingers Mitteilungen („Deutsche Revue", Maiheft 1901, Seite 202 bis 205). Josef Scheffels letzter Besuch Berlins hatte auch uns gegolten: er wollte seinen lieben Sohn, unsern jungen Freund Viktor, den wir als siebenjährigen Knaben in der Seehalde bei Radolfzell und auf gemeinsamem Ausflug nach Insel Reichenau und Mannebach ins Herz geschlossen, uns als Garde-Ulanen-Offizier vorstellen. Aber wir waren nicht in Berlin; seine Karte (ohne Angabe des Absteigequartiers) kam uns verspätet zu; ich eilte nach Hause und suchte den geliebten Freund in allen erdenklichen Gasthöfen auf, nur nicht im „Hotel Du Nord", wo er wohnte; als ich von der Karlsruher Post die verlangte Adresse der ihm nachzusendenden Briefe empfing, hatte er Berlin längst verlassen: ich sah ihn nicht wieder.

[2]) Emanuel Geibel, Heroldsrufe Seite 169 (zweite Auflage 1871) „König Wilhelm".

[3]) Ernst v. Wildenbruch, Der Generalfeldoberst, Vorwort zur neuen Ausgabe. Berlin 1901.

mit den Quitzows gewesen, aber so aufsässig wie die sind wir nicht gewesen. So schlimm freilich, wie Sie es gemacht haben, ist es auch bei den Quitzows nicht gewesen; Brudermord ist bei ihnen nicht vorgekommen.“ Sodann erkundigte er sich nach dem Gegenstande des Generalfeldobersten, und als er ihn erfahren, sprach er sein Bedauern aus, daß ich meinen Stoff aus der schlimmsten Zeit unsrer vaterländischen Geschichte gewählt hätte. Indem er das sagte, sah ich ihm in die Augen, in die mächtigen heißen Augen und fühlte, wie dieser Mann Deutschland liebte, freilich mit eifernder Liebe, die nur die Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes zur Anschauung gebracht sehen wollte.

Aus einem heitern Hergang erhellt sogar eine Befähigung des Kanzlers, das poetische Handwerk zu treiben. In Varzin war am Theetisch der Fürstin ein kleiner Kreis vereinigt, während der Hausherr an einem Nebentisch zur Tabakspfeife Zeitungen las, woraus er ab und zu scherzhafte oder ernste Mitteilungen machte. Im Feuilleton der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ fand sich die Fortsetzung eines Sensationsromans der Braddon ins Deutsche übertragen; hier in Varzin konnte der Fürst Zeit haben, davon Notiz zu nehmen! Plötzlich rief er mit erhobener Stimme uns zu: „Der Roman spinnt sich immer weiter und verspricht verwickelt zu werden. Aber man braucht ihn nicht zu Ende zu lesen; von da, wo er heute innehält, will ich ihn mir bis zum Schlusse ausdenken.“ Und nachdem er ein Resumé gegeben, begann seine lange Erzählung dessen, was die Norddeutsche noch in den Falten ihres Mantels barg. Sein Vortrag war höchst anziehend, wurde immer spannender — ganz in der Manier der Braddon. Die kleine Gesellschaft lauschte im lautlosen Schweigen bis zu einem Ausgang, der keinem unerwartet erscheinen konnte und, mit stark aufgetragenen Farben, einer Karikatur gleichkam. Der Eindruck seiner Erzählung war der einer erheiternden Travestie: nur auf mich wirkte sie noch in andrer eigentümlicher Weise. Hierin allein liegt der Grund, meines Erlebnisses in diesem Zusammenhange zu gedenken. Vor einigen Tagen hatte ich zufällig denselben Roman im Original gelesen, und nun vernahm ich in wachsendem Staunen, wie Bismarck, parallel mit der Verfasserin, auf eigne Faust ihre Erfindung vor uns erfand. Nicht Wort für Wort übereinstimmend, da er sich doch kürzer fassen mußte und durch reineren Geschmack vielfach abwich. Aber sein Roman schlug Schritt für Schritt den Gedankengang der Braddon ein — ich traute meinen Ohren nicht — nur der Schluß wurde durch seine Improvisation zum Zerrbild: immerhin war es derselbe Schluß wie der des Romans, nur daß die Braddon Rührung zu erregen bezweckte und nichts weniger beabsichtigt hatte als das, was die Nachdichtung glänzend erreichte, — zum Lachen zu reizen! Das verrät doch mehr als seinen Kunstsinn: in dem Varziner Vortrag des Fürsten steckte eine scherzhafte Probe von Kunstübung.

Im Ernst und nicht dilettantisch, wahrhaft kunstgerecht war Bismarcks Beherrschung des deutschen Stils. Ebenso vollendet erscheint seine Schreibweise in fremden Sprachen, im Französischen, Russischen, Englischen. Einer seiner Räte war berühmt durch sein hochfeines Französisch: daheim in seinen Entwürfen

von Noten, im Ausland als Unterhändler von Verträgen. Aber ihn übersah der Chef, der ihn mir gegenüber mit dem Ausspruch charakterisierte: „Auf das Französische des heutigen Frankreich, das wir reden und schreiben, sieht B. hochmütig herab: er ist noch Boileau". — Bismarcks Briefe in ihrer Schlichtheit und Lebendigkeit, in der Kühnheit der Wendungen, in der Anmut seiner Entgegnungen, im bezaubernden Freimut, sie atmen wahre Genialität. Das Beste, was man an Briefen rühmen darf: während man sie liest, hört man ihn sprechen. — Mächtige Wirkung übt in gleicher Weise der Ton der herrlichen „Gedanken und Erinnerungen". Da weckt jedes Wort ein Echo: beim stillen Lesen in diesem großen Vermächtnis an unser Volk, vernehme ich immerfort den unvergeßlichen Wohllaut seiner Stimme! — Die Erlasse, welche der Kanzler selbst konzipierte, waren stilistisch mustergültig; nie verfehlte er darin den treffenden Ausdruck, wie denn auch ein einzelnes Wort, das er gewählt, ihn unverkennbar als den Verfasser erscheinen ließ; sein Satzgefüge war wohlgestaltet und klar; lange Perioden vermied er wo möglich, unvermeidliche waren bei voller Ausdehnung auf den ersten Blick übersehbar. Den Vergleich mit dem Text richterlicher Erkenntnisse, namentlich der Erkenntnisgründe, auch mit dem Wortlaut amtlicher Bekanntmachungen und offizieller Erklärungen, kann dieser Bismarck ertragen! — An den Arbeiten seiner Räte übte er Kritik, nicht nur in Ansehung des Inhaltes nach Maßgabe der von ihm erteilten Aufträge, sondern mit der gleichen Strenge in Hinsicht ihrer Form.

An meiner ersten Vorlage fand ich, als ich sie wiederempfing, alles unverändert, aber am Rande einer Zeile ein starkes Fragezeichen von seiner Hand. Da ich das Rätsel desselben nicht erriet, ließ ich mich melden. Der Fürst überflog das Blatt und sagte freundlich: „Schreiben Sie das Wort (‚gibt' war zu lesen) ohne e? ich meine, es kommt von geben her." Ich habe seither das e, das mir ungerechtfertigt vorkam, nicht mehr ausgestoßen, es erinnert mich noch an jenen Moment. Später erlebte ich Ausstellungen andrer Art. Früher hatte ich Korrekturen solcher Arbeiten als eine Demütigung, gleichsam auf die Schulbank mich zurückversetzt empfunden — mit dreiundzwanzig Jahren und gegenüber der schonenden Kritik der Minister, deren Privatsekretär ich war. Aber von diesem Vorgesetzten zurechtgewiesen zu werden, war reiner Genuß, die Aenderungen, welche er traf, zeigten sich augenscheinlich — selten erst bei prüfender Erwägung — als lauter Verbesserungen, als selbstverständlich, häufig als lehrreich. Und zwar nach Inhalt und Form prägten diese Eindrücke sich ein. Dieses „Oberlehrers" Schüler zu sein, gereichte jedem Mann zur Ehre. Bismarcks Korrektur habe ich als seine Mitarbeit an meinen Arbeiten täglich mit stolzer Freudigkeit erlebt. An einer der schwersten Umänderungen meiner Vorlagen wurde mir seine souveräne Gewalt über die Sprache recht anschaulich. Ich war bei dem betreffenden Entwurf mehr ins Breite geraten, als der Chef für dienlich hielt. In diesem Konzept erblickte ich nun fast eine ganze Seite mit markigem Federzug durchstrichen. Mein Erschrecken verwandelte sich sogleich in staunende Bewunderung. Oben auf der Seite war ein Vordersatz unversehrt geblieben, da-

gegen der folgende bis an das untere Ende der Seite getilgt, nämlich bis zum Anfang eines Nachsatzes, der nun also — über das Schlachtfeld hinaus — an dem obigen (begnadigten) Vordersatz Anschluß fand! Ich las und las: noch ehe ich dem unleugbaren Verdienste der inhaltlichen Reform durch Kürzung und Prägung gerecht geworden, hatte sich mir als das formelle Ergebnis der gelungenen kühnen Operation die vollendete Gestalt abgerundeter Periodisierung kundgethan. Wenn Buffon sagt: „le style c'est l'homme", so bedeutet der Stil als Kunst den Menschen als Künstler!

Die Gabe der Rede ist nicht dem beschieden, dessen Mundwerk behende ist, so daß es ununterbrochen Wort auf Wort sprudeln lassen kann wie ein Wasserfall, dessen Lippen überquellen und stromweise überfließen. Zungenfertigkeit ist nicht zu verwechseln mit Beredsamkeit, aber auch nicht Virtuosität des Aussprechens von Gedanken vor Zuhörern. Virtuosität ist nicht Kunst, der Virtuos ist nicht Künstler. Aber Rhetorik im reinen Sinn des Griechischen nicht als gemachtes Wesen, nicht als Künstlichkeit, wirkliche Beredsamkeit ist eine Kunst. Sie ist die große Kunst, Gemüter zu bewegen, für Einsichten Bahn zu brechen, Geister zu überzeugen, auf die sittliche Macht des freien Willens einzuwirken, Haß oder Liebe, Zorn oder Mitgefühl zu wecken, zu Entschließungen und Thaten zu entflammen, für Verteidigung oder Angriff, für geduldige Ergebung oder für furchtlose Tapferkeit, für unbeugsamen Widerstand zu stimmen, wo nicht umzustimmen, ja den ganzen Menschen zu gewinnen. Meister in dieser Kunst war Fürst Bismarck.

Er ist der geborene Redner. Nur daß hier nicht der Afterbegriff untergeschoben, daß nicht an Zungenfertigkeit und Redseligkeit zu denken ist, ebensowenig an ein Virtuosentum, wozu ihm eine Bestimmung beigewohnt hätte. Unzweifelhaft besaß er von vornherein die Gabe der Rede, unterstützt durch seine Persönlichkeit, die kerngesunde Körperkraft (die doch erst in Petersburg einen Stoß erhalten hat), die starken Lungen, die weithin hörbare sonore Stimme, das Mächtige der ganzen Erscheinung und den unverwüstlichen Humor. Aber ein Virtuose des schönen Organs war er nicht. Wie er Musik nicht bloß anhörte, vielmehr sie in sich einleben ließ, so gedachte er nie, sich hören zu lassen und bewundernde oder feindselig lärmende Zuhörer vor sich zu haben, sondern er redete, um ins Leben schöpferisch einzugreifen und bestimmte Zwecke und Ziele, die er sich gesetzt, sicher zu erreichen. Denn immer wußte er, was er wollte; und das ist die Hauptsache für den Redner! Wer, der ihn hörte, wird nicht bemerkt haben, daß sein Reden häufig ins Stocken geriet, daß es an einem Redefluß gebrach? Doch wenn nun Wort und Gedanke wie der Rhein die Felsen sprengte, überwältigend wirkte dann Gedanke und Wort! Mitunter hatte ich ihn im Verdacht, an harmlosen Stellen willkürlich zu stocken, um an andern Stellen, bei denen es not that, jeden Ausdruck auf die Goldwage zu legen, wo daher ein langsameres Tempo und ein geistiges Atemholen eintreten müßte, den Unterschied von dem harmlosen nicht zu betonen. — Im glücklichen Besitz wertvoller Sammlungen seiner Reden haben die Zeitgenossen hin-

reichenden Stoff zur Bildung des Urteils über Wert und Wesen der Beredsamkeit des großen Mannes. Charakteristisch, wie keine zweite, ist aber die gewaltige Rede, die am Geburtstage des großen Kurfürsten in dem Trauerjahr, da zwei teure Kaiser dem deutschen Volk entrissen wurden, am 6. Februar 1888, Fürst Bismarck in Gegenwart des Prinzen Wilhelm gehalten hat. Ihr verdanken wir den Weltfrieden, das war der Zweck des Redners. Ich halte sie für den Höhepunkt der politischen Beredsamkeit. Bismarck feierte darin seinen politischen Triumph. Nach Jahr und Tag hatte er seine Freude daran, was ich seinem eigenhändigen kurzen Schreiben vom 6. Februar 1889 entnahm. — In Kunstsinn und Kunstübung spiegelt sich zwar Bedeutsames von Bismarcks Seelenleben. Seine Künstlernatur ist damit noch nicht veranschaulicht. Allerdings bietet einen Fingerzeig seine Genialität als Redner.

Die Auffassung von Kunst und Künsten ist deshalb gemeinhin eine beschränkt einseitige, weil in der Regel nur der engere Kreis dessen ins Auge gefaßt und begriffen wird, was sich als die reine Kunst bezeichnen läßt: die bildenden Künste, Tonkunst und Poesie, die miteinander gemein haben, daß ihr schöpferisches Thun ein unmittelbares ist, daß es ihren Gegenstand ohne Vermittlung andrer geistigen Potenzen ergreift und gestaltet. Aber außer dem so geschlossenen Kreise besteht das reiche Dasein schöpferischer Krafterscheinungen, welche im Erstreben und Erreichen ihrer Zwecke das Wesen der Kunst an sich tragen, wie Baukunst und Tonkunst, denen also der gleiche Name Kunst zweifellos gebührt. Bezeichne man sie als „angewandte“ Künste, da ihre Schöpfungen die Früchte heterogener Geistesarbeit als Stoff verwenden, da sie Wissen in Leben umwandeln, Theorie in Praxis umsetzen: das heißt in geregeltes vollendetes Können von Genüssen, von gewonnener Erkenntnis. So ist die Heilkunst Anwendung der Naturwissenschaften auf das Leben, auf die leidende Menschheit. So die Erziehungskunst Anwendung der Sprachwissenschaft auf das Leben der heranwachsenden Kindheit, Kunst der Entwicklung der Geister parallel mit dem Werdegang der Sprachbildung.

Und endlich, worauf es hier ankommt — die „angewandte Kunst“, welche Sophokles „eines Königs Kunst“ nennt, als Höchstes der Kunst also lobpreist: die Staatskunst.[1])

Welche Fülle von Kenntnissen, von Erfahrungen bedingt den Staatsmann! Minimale Wissenschaften verarbeiten mitsammen — und er in ihnen — die Rohstoffe seiner Kunst: Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaften, Erdkunde, Seelenkunde von Individuen und Nationen. Schon das Handwerkszeug des diplomatischen Metier ist nicht zu unterschätzen! Fertigkeit in fremden Sprachen, die dem deutschen Handeltreibenden förderlich, dem politischen Agenten kaum entbehrlich ist, Vertrautheit mit den Sitten der Höfe und den Bräuchen der Gesellschaft aller Kreise, die Angemessen-

---

[1]) Philoktet v. 137—140 (Chor): τέχνα γὰρ τέχνας. König Oedipus v. 380: τέχνη τέχνης.

heit des ganzen Verhaltens, die Sicherheit des Auftretens, die Unbefangenheit im Verkehr, die Unabhängigkeit der Gesinnung bei gewinnenden Formen, achtunggebietendes und vertrauenerweckendes Wesen, Gewandtheit und Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, entwickelte Beobachtungsgabe, der nicht das Geringste entgeht, vor allem ein unbeirrtes Taktgefühl: das alles gehört für den diplomatischen Geschäftsmann zur guten Lebensart.

Und das alles hat Bismarck in sich vereinigt, aber so nicht nur Talent und Routine des vollendeten Geschäftsmannes, sondern darüber hinaus hatte er die souveräne Beherrschung dessen gewonnen, was die Universitas literaria zur Anwendung auf das Staatsleben darbietet, und was den großartigen Glockenguß im Reich des Geistes offenbart — die Staatskunst.

Bismarck war ein Mann von wahrhaft allgemeiner Bildung: so, wie ihn, kenne ich darin keinen Zweiten. Er umfaßte die heterogensten Wissenszweige, deren jeden er sich gründlich angeeignet. Aber die Doktrin war ihm nirgends Hauptsache, sie bezog er allemal auf das Leben: seine Wertschätzung bemaß sich nach ersichtlicher Fruchtbarkeit oder erweislicher Fruchtlosigkeit.

Er überblickte die Thätigkeiten der verschiedenen Erwerbszweige und Berufe, deren keinem er eingehende Beobachtung vorenthielt. In Fabriken und Werkstätten war er wie zu Hause. Wenn er gar von seiner Papierfabrik sprach, so mochte man vergessen, wer er war, und meinen, in den Gedanken dieses Unternehmens sei er völlig aufgegangen. Dabei lehnte er häufig ab, in Dingen ein Urteil zu haben, um die er doch mehr Bescheid wußte wie berufsmäßige Kritiker; da durfte man an den „unwissenden" des Sokrates denken. Die Sachkunde der Lebensverhältnisse in ihrer Vielseitigkeit hatte ihren Ursprung in der dem Landkind angeborenen, dann unausgesetzt geübten, scharfen Beobachtungsgabe. Oft staunte ich über seine intime Bekanntschaft mit dem Tierleben.

Aber das umfassende Wissen — woher der unerschöpfliche Reichtum an geistigen Gütern? Ein Gespräch mit dem Fürsten über ein weitest entlegenes positives Etwas (ich weiß nicht mehr, was es war), worin er als Selbstherrscher jenes Wissensgebietes überzeugt und überzeugend mir volle Klarheit darüber gegeben, brachte mich dergestalt aus der Fassung, daß ich mit der dreisten Frage hervorbrach, die mir längst auf den Lippen geschwebt: „Wie haben Durchlaucht das alles gelernt?" Darauf erwiderte er lachend: das verdanke er einem alten Onkel! Nun erzählte er von diesem Sonderling, der die Leidenschaft hatte, alle wissenschaftlichen Werke von wirklicher Bedeutung, sobald sie herauskamen, sich anzuschaffen. So entstand (in Schönhausen, glaube ich) eine eigenartige Bibliothek, ein Faktotum der Gelehrsamkeit. Sie fand der junge Bismarck vor. Hier, wie er mir damals sagte, hat er seinen geistigen Heißhunger zu befriedigen, seinen noch ungestillten Wissensdurst zu stillen, bei ausreichend freier Zeit die erwünschte Gelegenheit gehabt. Mit Feuereifer stürzte er sich in dies Pantheon der Wissenschaft, verschlang ein Buch nach dem andern und vertiefte sich in die

heterogensten Studien, bald der Geschichte und Biographie,[1]) bald der Naturwissenschaften, der Philosophie weniger als der Pädagogik, der Staatswissenschaften und — zur Ergänzung früherer Arbeiten — der Jurisprudenz, ja der Mathematik und der Philologie.

Solche Universalität des Studierens konnte zum Polyhistor schulen. Nur nicht den Otto v. Bismarck. Den behütete davor seine Künstlernatur. Er trug in sich die Gestaltungskraft, jedes Wissen in ein Können umzusetzen. Wenn unser Dichter sagt:

„Grau, Freund, ist alle Theorie,
Grün ist des Lebens goldner Baum"

in Bismarck grünte des Lebens goldner Baum.

Was ihn ernstlich anging, das ward ihm Erlebnis, ward ein Stück Leben und integrierender Bestandteil seiner selbst: so Musik, inwieweit er Gehör gab, so Liebe, Freundschaft und Feindschaft, namentlich alles Grau der Theorie, die er in reines Gold umschmolz; niemals beherrschte sie ihn! Sein Seelenleben bewegte sich in fortwährendem Schaffen: sein Geist trieb ihn zu stetem Modellieren in Politik — wie den Bildhauer der bloße Anblick eines Stückchens Thon zum Kneten und Formgeben anreizt. Eines Tages kam in Varzin der Fürst später als sonst zum Frühstück. Insonderheit bei den anwesenden Damen entschuldigte er sich förmlich. Erst um acht Uhr morgens sei er in tiefen Schlaf gesunken: die ganze Nacht aber hätten seine Gedanken sich nicht loszureißen vermocht von der in Lissabon schwebenden Ministerkrisis! Daran schloß er einen komischen Kommentar konstitutioneller Gepflogenheiten: der Sieg der Opposition in der Kammer mit einer Mehrheit von zwei Stimmen nötigt das Ministerium zu demissionieren; daraus erwächst da, wo das Parteiwesen, wie früher in England, auf zwei großen Familienverbänden beruht, keine Verlegenheit, indem unstreitig nach dem Sturze des „Torykabinetts" der Führer der „Whigs" ans Ruder kommt, dagegen wo, wie jetzt fast überall, eine Vielheit von Fraktionen und Fraktiönchen besteht, da kostet das Zusammensetzen eines neuen Kabinetts Mühe und Not; natürlich kann es sich nur um ein Koalitionsministerium handeln und nun ist, abgesehen von der Personenfrage, zu ermitteln, welche Fraktionen einstweilen zusammengehen möchten, um miteinander die Regierung zu führen und auf eine Majorität im Parlament rechnen zu können, ja eine Kombination, die Gewähr für einige Dauer bietet. Solche Mühe und Not hatte Bismarck über Nacht auf sich genommen, hatte, als ob ihm die Mission geworden wäre, das neue Kabinett zu bilden, die verschiedenen portugiesischen Parteien sondiert, gruppiert, kombiniert, dabei die leitenden Persönlichkeiten (natürlich waren sie ihm bekannt) in Ansehung der dortigen Tagesfragen, besonders der auswärtigen

[1]) Auch Ethnographisches wird in der Bücherei des Oheims nicht gefehlt haben, denn die wunderbare Vertrautheit mit den Charakteren fremder Völker konnte Bismarck wohl nicht auf seinen Reisen, allerdings manches auf seinen Gesandtschaftsposten sich angeeignet haben. Er sprach von Völkern wie von alten Bekannten; ja er unterschied mit Sicherheit die Eigenart von Stämmen einer Nation (Kastilianer, Andalusier, Katalonier).

Politik gemustert. „Was geht mich der Ministerwechsel in Portugal an?“ rief er in spaßhaftem Zorn; „von dem Ausgange der Krisis am Tajo wird keines unsrer Interessen betroffen, aber ich mußte darüber sinnen und sorgen: c'était plus fort que moi.“[1])

Wie offenbarte sich erst da, wo es „unsern Interessen“ galt, sein Genius — in der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, deren Massenhaftigkeit bis tief in die Nacht hinein auf ihn eindrang: „Erledigung“ der Dienstgeschäfte, der geringfügigsten wie der verhängnisvollsten war produktive Thätigkeit. Das erfuhren vortragende Räte! Nicht nur durch des Kanzlers nervöse Ungeduld gegenüber Vorträgen, die vielleicht bureaukratisch tadellos waren, aber weitschweifig anhuben, ins Breite gingen und verhältnismäßig viel Zeit (seine kostbare Zeit!) einzunehmen drohten, namentlich aber, wie ich sagen darf, sein ästhetisches Gefühl beleidigten, deren Unform er nicht ertrug, und die er meist unwillig abbrach, sie an den Staatssekretär verweisend.

Lehrreicher waren uns seine „Vorträge“. Die kürzesten hatten Form und Haltung; wichtigere und ausführliche, mit denen Bismarck Aufträge einleitete, gestalteten sich zu abgerundeten rednerischen Aussprachen, die uns das Verständnis erschlossen und mit der ihm eignen, für seine Vertrauten grenzenlosen Offenherzigkeit Mitteilungen machten, die für unsre Arbeit nötig und auch weiterhin ersprießlich waren. Da stand man immer unter dem Eindruck eines kunstreichen Gedankenbildes und fühlte sich unwillkürlich eingelebt in den erteilten Auftrag und innerlich ermächtigt zu dessen Ausführung.

Mitunter gewährte der Kanzler im Gespräch über Personen und politische Zustände der Gegenwart förmlichen Einblick in seine geistige Werkstatt; das geschah bei Eröffnungen von bleibender Bedeutung, — wenn ich so sagen darf — von zeitgeschichtlichem Kaliber. Angesichts dessen, dem die Rede galt, vollzog sich eine Gedankenarbeit, ja Improvisation. Und mit dem Blick ins Weite, des Anwesenden kaum gewahr werdend, hielt dann Bismarck gleichsam ein Selbstgespräch. Die Strömung werdender Gedanken mußte den Zeugen so ersichtlichen Entstehens mit fortreißen. Da gab sich Bismarcks Künstlernatur zu erkennen.

---

[1]) Bismarck war noch im Bann jener Nachtwache. Denn nun spielte sich vor uns eine Phantasie über das Geschick des von ihm gebildeten Kabinetts ab: die Majorität, auf die dieses neue Kabinett sich stützte, war beträchtlich, aber sie bröckelte ab. Die Eintracht der Minister war allerdings erfreulich — sie traten sich näher in Ansichten und Absichten, machten einander Konzessionen —, aber das mißfiel ihren Fraktionen, und eine nach der andern versagte dem Führer im Kabinett die Heeresfolge, stimmte gegen die Regierung und sagte sich los von dem „Verräter“; darob und auch aus inneren Gründen verschärfte sich das Gegensätzliche der Parteiung innerhalb des Ministeriums, es kam zum Bruch und zum Austritt eines der Mitglieder, dessen Fraktion fortan zur Opposition gehörte; diese verstärkten beim Ausscheiden noch andrer Minister deren Anhänger; so gewann die Opposition eine starke Mehrheit, und der Sturz des Kabinetts, obwohl oder weil es nun homogen, das heißt regierungsfähig geworden, ward unausbleiblich — das war das Schicksal seiner Schöpfung!

Das leuchtet hervor aus zwei meiner Erlebnisse. Einstmals würdigte der Kanzler mich einer tief eingreifenden Eröffnung mit vielseitigen Erörterungen, denen ich in gespannter Aufmerksamkeit folgte. Bei einem wichtigen Punkt fehlte die völlige Klarheit, wenigstens fehlte sie mir! — und ich wagte die Bitte um Aufklärung. Da erhob sich der Fürst; schweigend strich er mit der Hand über seine hohe Stirn — wiederholentlich. Dann sagte er leise: „Mir sind die Gedanken vergangen.“ Freundlich fügte er hinzu: „Heute nicht, ein andermal!“ In meiner Bestürzung faßte ich den festen Entschluß, künftighin seinen Vortrag nicht zu unterbrechen, vielmehr erst nachträglich den erforderlichen Aufschluß zu erbitten. Lange Zeit blieb ich dem Vorsatz getreu, dem Gedankenflug des Meisters die Schwingen nicht zu lähmen. Ich war nicht hinlänglich belehrt über den Umfang seines noli me tangere. Ich meinte, nur ein Gedankeneingriff ergebe eine Störung des Denkprozesses. Aber ich übersah die Verschiedenheit künstlerischer Erzeugung. Zum zweiten Male führte ich daher einen für mich schmerzlichen Vorfall herbei. Diesmal war mir ein Name undeutlich geblieben, den ich im Frageton nachsprach. Die Wirkung war wieder, daß sich der Kanzler schweigend die Stirn rieb, in seiner Rede nicht fortfuhr und sich dieserhalb fast entschuldigte: „Der Gedankenzusammenhang ist zerrissen. Heute nicht weiter! Ein andermal!“ Wieder ohne Vorwurf entließ mich der Chef.

Es verlohnt sich, die gewaltigen politischen Schöpfungen des großen Staatsmannes, namentlich seinen Wunderbau, die Wiederherstellung der deutschen Nation als völkerrechtlicher Persönlichkeit, die Gründung des Deutschen Reichs als Werke der Kunst aller Künste, der Staatskunst zu betrachten, um ihren Meister, Otto v. Bismarck, in seiner Künstlernatur zu würdigen.

Ich bin im beneidenswerten Besitz des Gipsmodells der Büste des Eisernen Kanzlers aus eigner Hand von Reinhold Begas; sie ist so unvergleichlich wie Bismarck selbst. Wenn ich den Fürsten beim Eintritt in sein Arbeitszimmer genau so, wie Begas ihn darstellt, vor mir erblickte, ohne daß er mein Kommen wahrnahm, dann pflegte ich mich lautlos zu entfernen und mein Geschäft zu vertagen. Dieser Bismarck von Begas Meisterhand redet nicht, schweigt nicht: er komponiert.



Das Modell.

Eine Plauderei.

Von

Dr. C. H. Stratz.

In den Märztagen des Jahres 1900 kam ich nach beinahe zwanzigjähriger Abwesenheit wieder einmal nach Berlin.

Mein Bruder hatte mich am Bahnhof Friedrichstraße empfangen, und jetzt saßen wir in einem gemütlichen Zimmer des Westens — keine Dutzendeleganz, nur Jagdtrophäen und Reiseerinnerungen an den Wänden, gebackene Seezunge, Fasan und Schwarzhofberger Auslese auf dem Tisch, einige wenige Gäste mit freiem Spiel für die Ellbogen darum hin — für den äußeren Menschen war gesorgt.

Das Gespräch kam auf die lex Heinze, die damals alle Gemüter erregte, und erhob sich bald zu allgemeineren Gesichtspunkten: es wurde über den nackten Körper im Leben und in der Kunst gesprochen.

Auf meinen Reisen hatte ich häufig mit nackten Naturvölkern verkehrt. Es war mir aufgefallen, daß der nackte Körper bei ihnen gar keinen sinnlichen Reiz ausübt. Gleichgültig gehen Männer und Frauen aneinander vorüber. Auch der Europäer gewöhnt sich bald an die herrschenden Sitten; wenn man mich nach einiger Zeit gefragt hätte, ob und inwieweit einzelne Mitglieder meiner näheren Umgebung bekleidet waren, ich hätte die Antwort schuldig bleiben müssen; ich wußte es nicht. Das Fehlen der Kleider ließ mich ebenso kühl, als früher bei meinen Patienten in der Sprechstunde.

„Genau so geht es mir mit meinen Modellen," bestätigte der Künstler, „sie lassen mich völlig kalt, und wenn ich bedenke, wie wenige unter ihnen einigermaßen brauchbare Körper haben, dann möchte ich beinahe unsre moderne Kleiderverhüllung segnen, die so viel Häßliches den Blicken entzieht."

„Die Thatsachen, die beide Herren erwähnen, sind ja richtig," mischte sich nun der Historiker ins Gespräch, „ich glaube aber, daß der Standpunkt des Arztes und des Künstlers dem nackten Körper gegenüber ein andrer ist als der der Naturvölker. Gemeinschaftlich ist nur die Gleichgültigkeit oder scheinbare Gleichgültigkeit für das Nackte durch die Gewöhnung an den Anblick; die Auffassung aber ist grundverschieden. Im Urzustand waren alle Menschen nackt; der nackte Körper in jeglicher Gestaltung war das Gewöhnliche, das Alltägliche; keinerlei Bedeckung reizte die Neugier. Der sinnliche Reiz, den der Anblick des nackten Körpers auf das andre Geschlecht ausübt, war auf das geringste Maß reduziert. „Der Naturmensch faßt den nackten Körper, den er täglich sieht, als etwas Gewöhnliches, Gemeines auf, er beachtet ihn nicht, und wenn er die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sein wertes Ich lenken will, verziert er es mit

fremdem Beiwerk, und in diesem Bestreben finden wir den ersten Anstoß der Kleidung."

„Demnach wäre also," meinte der Doktor, „die Kleidung nichts andres als ein künstliches Mittel, Schönheit vorzutäuschen, um die Fruchtbarkeit eines Volkes zu erhöhen?"

Der Historiker zündete sich eine Zigarre an:

„Das ist sie in der That geworden. Wenn wir eines der ältesten Dokumente menschlichen Geistes, die Bibel, aufschlagen, dann finden wir in den Büchern Mosis eine ganze Reihe von Bestimmungen, die offenbar nur den Zweck haben, die Fruchtbarkeit im Volke möglichst zu befördern. Der ehrwürdige jüdische Gesetzgeber war ein ganz hervorragender Menschenkenner und benutzte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um seinen Zweck zu erreichen. Inmitten der an Zahl ihnen unendlich überlegenen Nachbarvölker konnte das kleine jüdische Volk nur durch eine ganz besondere Fruchtbarkeit zu Macht und Ansehen gelangen. Diesem Zwecke diente die Erhöhung der väterlichen Macht, die Heiligung der Familienbande und endlich die Vorschriften zur Verhüllung des Körpers. Gekleidet erschien auch das alternde Weib dem Mann noch begehrenswert, und da er nicht Vergleichungen machen konnte, fanden auch die weniger schönen Weiber Gnade vor seinen Augen. Beim Weib werden allmählich die langen Haare, der weiche Mund, die runderen Formen, die kleineren Hände und Füße zu sinnlichen Reizen. So sehen wir zum Beispiel, daß der Kuß, die Berührung der Lippen, die bei Naturvölkern völlig unbekannt ist, in dem Geschlechtsleben bekleideter Völker eine große Rolle spielt."

„Einem Kuß von schönem Munde bin ich niemals abgeneigt," unterbrach der Doktor, „aber der entblößte Körper meiner Kranken erweckt in mir nicht die mindeste sinnliche Regung. Wie erklären Sie sich das?"

Auch mir schien der Kuß an und für sich eine hergebrachte Sitte, ohne daß damit ein sinnliches Moment verbunden zu sein braucht.

Der Gelehrte that einige Züge an seiner Havanna.

„Wie bereits gesagt, war Verzierung die erste Veranlassung zur Kleidung. Dieses Bestreben hat nun Moses — um bei dem erwähnten Beispiel zu bleiben — dazu benutzt, um die Seelenzahl seines Volkes zu erhöhen. Und um die Kraft der Vorschriften zu erhöhen, verlieh er ihnen Gesetzeskraft und erhob sie sogar zur religiösen Satzung. Wie wir aus der Geschichte wissen, hat er seinen Zweck völlig erreicht, denn die Juden waren fruchtbar, vermehrten sich und wurden zahlreich wie der Sand am Meer.

„Wie verhielt sich nun aber das Gefühl des einzelnen gegenüber diesen religiösen Satzungen?

„Der einzelne erkannte natürlich den höheren Zweck des Gesetzgebers nicht, für ihn war nur die Wirkung des Gesetzes auf sein eignes Dasein von Bedeutung. Zunächst also gewann für den Mann der verhüllte Körper des bekleideten Weibes in allen seinen Teilen einen sinnlichen Reiz. An Stelle der früheren Gleichgültigkeit für das alltägliche Nackte trat eine Neugierde nach dem

verhüllten Körper, eine Reizung der Phantasie, die sich das Unbekannte, Verborgene in lebhafteren Farben ausmalte. Aber auch das Weib fühlte, daß es seinen Körper nicht mehr in aller Unschuld zeigen durfte, und darum verbarg es ihn.

„Nun ist aber die Verhüllung nicht nur eine einfache Vorschrift, sondern ein religiöses Gesetz, und darum wird mit der Verhüllung mehr und mehr der Begriff der Sittlichkeit, mit der Entblößung der Begriff der Unsittlichkeit verbunden. Den Nachkommen ist das Nackte nicht mehr etwas Selbstverständliches, es ist das von den religiösen Satzungen Verbotene, das Sündhafte; und so hat sich im Laufe der Zeiten die Auffassung gebildet, daß Nacktheit unsittlich sei."

„Demnach hätten wir unsre heutige sogenannte Moral in erster Linie dem seligen Moses zu danken?" fragte der Doktor.

Der Historiker nickte.

„Das ist meine Ueberzeugung. Das Christentum hat das altjüdische Prinzip der Körperverhüllung übernommen, ohne sich von dem ursprünglichen Zweck derselben die geringste Rechenschaft zu geben. Betrachten Sie doch die sorgfältig eingewickelten Gestalten, die die Kunst des frühen Mittelalters uns erhalten hat."

Der Bildhauer blickte träumerisch durchs Fenster in die Weite:

„Und über dem allen schwebt in himmlischer Schönheit der nackte Körper des Erlösers am Kreuze." —

Wir blickten überrascht auf, der Historiker aber ließ sich nicht beirren und fuhr ruhig fort:

„Was ich bisher gesagt habe, bezieht sich nur auf die allgemeine Verschiebung der Begriffe, welche die heutige, bekleidete Menschheit von den nackten Urvölkern unterscheidet. In unsrer Gesellschaft giebt es aber nun verschiedene Kreise, die infolge ihres Berufes wieder an den täglichen Anblick nackter Körper beiderlei Geschlechts gewöhnt sind, und das sind die Künstler und die Aerzte."

„Aha, nun kommt die Antwort auf die Frage der beiden Herren vorhin;" rief der Doktor; „wir haben uns die urwüchsige Gleichgültigkeit dem Nackten gegenüber wieder zurückerobert!"

Der Historiker schüttelte das Haupt.

„Das haben Sie nicht, Verehrtester, oder vielmehr, Sie stehen auf einem ganz andern und glücklicherweise viel höheren Standpunkt als der Naturmensch. Sie, der unverfälschte, wissenschaftliche Forscher, sehen den nackten Körper überhaupt nicht. Sie sehen nur auf die Zeichen, die die Krankheit am Körper zurückgelassen hat, und Sie können einen häßlichen alten Mann mit demselben kühlen Ernst untersuchen wie ein liebliches junges Mädchen; Sie werden erst warm, wenn es sich um einen *schönen Fall* handelt, und darüber vergessen Sie den Menschen meist völlig. Der Künstler aber nimmt den höchsten Standpunkt ein. Er ist, ebenso wie der Arzt, erhaben über den rein sinnlichen Reiz, weil er an den nackten Körper gewöhnt ist; aber er sieht denselben nicht mit

gleichgültigen Augen, er durchdringt ihn mit künstlerisch fühlendem Blick und nimmt seine Schönheiten in sich auf; er bewundert die Schöpfung der Natur und läßt sich durch sie zu seinen herrlichen Werken begeistern."

Der Künstler hatte währenddessen wie geistesabwesend vor sich hin geblickt, jetzt sprang er plötzlich auf und sagte:

„Was Sie da sagten, ist merkwürdig. Es ist schön, wenn man so in Worte fassen kann, was man fühlt. Aber können Sie mir auch erklären, wie es kommt, daß wir, ohne irgend eine rein sinnliche Regung zu fühlen, uns begeistern können am nackten Körper, und daß gerade die Größten und Besten unter uns die Darstellung des nackten Körpers als das Höchste betrachten, wo doch so unendlich viel Schönes in der Natur zu finden ist, das zur Nachbildung reizt?"

„Sie heißen mich in der Künstlerseele lesen," meinte lächelnd der Gelehrte, „und ich will es versuchen, aber wenn meine Mittel zu gering sind, dann werde ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

„Das mosaische Gesetz hat seinen Zweck erfüllt und ist zum Segen für die Juden geworden, in einer Hinsicht aber zum Fluch: die bildende Kunst hat es getötet. Bei den Assyriern und Babyloniern, den Aegyptern, Griechen und Römern hat eine herrliche Kunst geblüht, bei den Juden nicht. Die einzige schöne Kunst, die ihnen das Gesetz erlaubte, war die Musik. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, noch des, das im Wasser unter der Erde ist." Das war der Fluch, den Moses seinem Volke mitgab; an diesem Fluche kränkelte auch die christliche Kirche, und lange hat es gedauert, ehe die Lust an schönen Formen und bunten Farben die Fesseln sprengte und sich gegen dies Gebot versündigte.

„Es hat lange gedauert. — Erst war es nur das Gotteshaus, das verziert und ausgeschmückt wurde, dann wagte man sich an die Darstellung der himmlischen Trabanten, zuletzt an Gott selbst; aber erst mit der Renaissance brach die volle Freude an gesunden, lebenskräftigen Gestalten mit mächtiger Schöpferkraft durch die asketischen Märtyrerbildnereien des dumpfen Mittelalters. Die alten Griechen mit ihrem feinen Schönheitsgefühl waren wieder die Lehrmeister der gebildeten Menschheit geworden, und wie sie begriffen nun auch die Epigonen, daß „alles Menschenwerk nichts ist gegen Gottes Schaffen", daß die Natur die urewige Meisterin ist, der wir nachstreben, die wir aber niemals übertreffen können.

„Daß nun der Mensch den Körper von seinesgleichen für das Höchste und Schönste hält, was die Natur hervorgebracht hat, liegt nicht nur an der leicht verzeihlichen, uns allen angeborenen Selbstüberschätzung, sondern ist auch begründet durch die Thatsache, daß der Mensch in der That sich zum Beherrscher der Schöpfung emporgerungen hat.

„Unsre heutige Kunst ist ja von der Darstellung des bekleideten Menschen ausgegangen; mehr und mehr aber hat sich bei den Künstlern die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Kleider, das Werk von Menschenhand, das Vergäng-

liche, Nebensächliche sind, der Körper aber, der darunter verborgen ist, das Bleibende, das Unvergängliche, die Hauptsache ist.

„Den bekleideten Menschen aus vergangenen Jahrhunderten können wir kaum mehr verstehen, der nackte Mensch aber war damals derselbe wie heute, er lebt für uns, spricht mit uns, wenn wir im stande sind, in ihm den Menschen und nicht nur das unerlaubte Nackte zu sehen.

„Nun wird aber behauptet, daß das Nackte einen sinnlichen Reiz ausübt. Sie, verehrter Meister, sagen, daß das Nackte Sie sinnlich völlig kalt läßt, dagegen Begeisterung bei Ihnen erregt. Ich glaube, daß es sich um ein und dasselbe Gefühl handelt, um eine gewisse seelische Aeußerung, die vom niederen Triebe ebenso weit entfernt ist als die Gipfel der Alpen von den Sandkörnern am Meeresstrand. Das Modell ist Ihnen nur Mittel zum Zweck, das läßt Sie völlig kalt, aber Ihr Werk, die durch Ihren Geist hindurchgegangene Wiedergabe desselben, das begeistert Sie, das übt einen höheren, sinnlichen Reiz.

„Dieser Reiz kann der gleiche sein, ob es sich um männliche oder weibliche Schönheit handelt; dann ist es die Liebe des schöpfenden Vaters für seine Geschöpfe, die Kinder. Es kann sich aber auch eine erhöhte sinnliche Liebe für das Weib hinzugesellen; ich brauche Sie nur an die schöne Mythe von Pygmalion zu erinnern, der sich in seine Statue verliebte.

„Und auch hier ist wieder der nackte Mensch die höchste Aufgabe, die der Künstler sich stellen kann; in ihm bewundert er das höchste Wesen der Schöpfung, das Ideal in seinem vollen, unverfälschten und unverhüllten Glanze, seinesgleichen, erhaben über Zeit und Raum.

„In unserm bekleideten Zeitalter giebt es nur wenige, die das Erhabene der menschlichen Nacktheit ungetrübt nachfühlen können. Der Künstler und der Arzt wohl, wie ich schon sagte, jeder in seiner Weise. Außer ihnen, mit ihnen und unter ihnen lebt aber die breite Klasse der geistig höher entwickelten Menschen, denen allerdings der Anblick des nackten Körpers selbst für gewöhnlich versagt ist, die ihn aber aus Werken der Kunst kennen gelernt haben. So weit hat sich unsre allgemeine Bildung bereits aufgeschwungen, daß sie im Anblick der durch die Kunst reproduzierten nackten Menschen nichts Anstößiges mehr erblickt.

„Aber dadurch ist das Urteil des Publikums, dem der Künstler seine Werke zeigt, getrübt, es sieht durch die Brille der Tradition und ist zwar im stande, die Werke des Künstlers mit denen andrer zu vergleichen, nicht aber mit der Natur, aus der alle Künstler geschöpft haben. Ein Neuerer, der einen weiten Schritt voraus gemacht hat, läuft Gefahr, ungerecht und falsch beurteilt zu werden, weil seinen Richtern, dem Publikum und der Kritik, der rechte Maßstab fehlt, um ihn zu begreifen: die Kenntnis der Natur.

„Das Publikum klebt gern am Althergebrachten fest, sein Urteil, seine Auffassung, sein Gefühl ist in enge Schranken gebannt, die Sitten und Vorurteile ihm gezogen haben.

„Ich habe Ihnen Ihr Publikum beschrieben, nun aber müssen Sie, verehrter Meister, das Wort führen für die Kunst.“

Der Bildhauer hatte aufmerksam zugehört. Jetzt schwieg er eine Weile. „Kommen Sie alle mit in mein Atelier; die Steine werden für mich sprechen."

*

Aus dem geräuschvollen, aufdringlichen Treiben der Straße, dem Schreien der Menschen, dem Hundegebell und Pferdebahngeklingel traten wir in eine schweigende, steinerne Welt, in das Atelier des Bildhauers.

Ich wendete mich um: ein lebensgroßer Christus, leidend und erhaben, stolz und demütig zugleich, an einen Stamm gefesselt, die Dornenkrone auf dem Haupte; daneben eine Bilderreihe von Adam und Eva, zum Teil in kleinen Modellen, in Lehm und Bronze, zum Teil in lebensgroßer Ausführung daneben.

„Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele."

Mit dieser Gruppe fing der Cyklus an. Ein erhabener, mächtiger Greis mit wallendem Haar und wehendem Barte, gewaltig, übermenschlich, beugt sich nieder über den zurückgesunkenen Kopf des jugendlichen ersten Menschen, dessen Glieder, wie aus dem Schlafe erwachend, sich allmählich spannen, in vollendet schönen Jünglingsformen. Adam sieht Eva, die in unschuldsvoller, bei aller Nacktheit keuscher jungfräulicher Blüte auf ihn zutritt. Der Sündenfall: Adam ist männlicher geworden; trotzig, mit gerunzelter Stirn und finsterem Auge steht er da, auf kräftigen, gespannten Beinen; das schwache Weib ist zu seinen Füßen niedergesunken und bedeckt schuldbewußt das Gesicht mit den Händen. Das erste Kind, eine Gruppe voll Mutterglück und Vaterfreuden. Eva an der Leiche Abels. Zwei Gehilfen waren gerade beschäftigt, das lebensgroße Thonmodell in Marmor zu übertragen. In jugendlicher Schönheit liegt Abel, halb Knabe, halb Jüngling, lang auf dem Boden ausgestreckt. Eva, ein gereiftes Weib, die Mutter, kauert über ihm und blickt mit weit aufgerissenen Augen auf den fliehenden Mörder. Ihr nackter Körper trägt die Zeichen des Welkens der schönen, noch jugendlichen Formen; zum erstenmal sieht sie den unbekannten Tod, ihr Sohn ist das Opfer, ihr andrer Sohn der Mörder, Schreck und Entsetzen verzerrt ihr Gesicht.

Die ersten Menschen sind alt geworden, die Zeit hat ihre einst so schönen Körper gebeugt und ausgetrocknet. Endlich stirbt die Schwergeprüfte; die nackte Greisin liegt im Grab, Adam, alt und zitternd, deckt mit der letzten Kraft der schwachen Hände die Erde über die Genossin in Freud' und Leid.

Daneben tanzt ein munterer, fetter Silen in wirbelndem Tanze mit zwei zierlichen, lebensprühenden, nackten Mänaden.

Eine jugendliche Psyche mustert mit ängstlichem Erstaunen den bunten schillernden Schmetterling, der sich in zudringlicher Unbefangenheit auf ihrem weißen Schenkel niederläßt; sie fühlt, daß die Kindheit flieht und die Jungfrau in ihr erwacht, und begrüßt, halb beschämt, halb freudig im Schmetterling den ersten Boten der Liebe.

Alles war groß, schön und wahr, nur fiel mir hier und da etwas Beabsichtigtes, etwas Studiertes in einer Bewegung, einer Stellung auf, das den Gesamteindruck trübte. Das starre Entsetzen der Eva war so scharf ausgedrückt, daß ich den Wunsch in mir erwachen fühlte, ihr Leid zu lindern, und der im Stein erstarrte Affekt sich wie ein Alp auf mein Empfinden legte.

Da erblickte ich, halb verborgen in einer Ecke, die Statue eines Mädchens. In nackter Unschuld stand sie da und ließ das reiche, lockige Haar wie im Spiel durch die Hände gleiten. Ein jungfräulicher, eben erblühter Körper von tadellosen Formen schmiegt sich in reizenden Wellenlinien auf dem kräftigen und doch zarten linken Bein, in zierlicher Anmut beugt sich das Köpfchen zur Seite, wie wenn ihm die Last des reichen Hauptthaars zu schwer wäre, und fragend blickten die großen, halb verschleierten Kinderaugen in stillem Träumen in die Welt. Es war eine vollendet schöne, halb geöffnete Mädchenblüte in reinster, natürlichster Lieblichkeit.

Der Künstler trat zu mir heran: „Gefällt Ihnen das?"

Ich versicherte ihn, daß keines von seinen Werken einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht habe wie dieses Mädchen.

„Ich habe sie genau nach der Natur kopiert, vor etwa drei Jahren. Damals war sie fünfzehn Jahre alt, und ich habe selten so vollendetes Ebenmaß in einem Körper gefunden. Sie hatte nur sechseinhalb Kopflängen, halb Kind, halb Frau. Sie war sehr rasch erblüht, und da habe ich gleich diese Studie gemacht, um alles festzuhalten. Genau so pflegte sie sich von selbst zu stellen — angeborene Grazie, ich habe einfach die Natur abgeschrieben, nicht das mindeste hinzugefügt.

„Es dauerte nur zwei Monate; ja schon innerhalb dieser kurzen Zeit fingen die Maße an, sich zu verändern, und jetzt, nach drei Jahren, ist nichts davon übrig geblieben. Sie hat ein freundliches, aber unbedeutendes Gesicht, ihr Körper ist dick und plump geworden."

„Und wenn ich mich nicht täusche," fiel ich ein, „so ist dies Ihr Meisterstück. Sie irren, wenn Sie meinen, daß Sie dabei für nichts gewesen sind. Ist es nicht wie eine Offenbarung, daß Sie gerade den kurzen Augenblick, den einen Monat erfaßten, in dem dies arme Menschenkind eine vollendete, klassische Schönheit war, daß Sie damals mit sicheren, festen Blicken in Ihrem Werke alle Reize festhielten, die das Original selbst schon wieder verloren hat? Ich glaube, daß Ihr größtes Verdienst gerade darin besteht, daß Sie die schöne Natur erkannt und auch nur diese völlig getreu wiedergegeben haben."

„Sie mögen recht haben," erwiderte der Bildhauer, „mir selbst ist das noch gar nicht so aufgefallen; ich habe dies Mädchen immer nur als eine Studie betrachtet; sie hat noch nicht einmal einen Namen bekommen."

„Geben Sie ihr keinen," bat ich, „nennen Sie sie einfach ‚Das Mädchen'."

Es war inzwischen spät geworden. Man verabschiedete sich, und ich warf noch einen Blick auf das Mädchen, das in den letzten Strahlen der Abendsonne,

die schräg hereinbrach, in rosigem Leben erglänzte und mir träumerisch freundlich zulächelte wie einem alten Bekannten.

*

Als ich mit meinem Bruder durch die dunkelnden, stiller werdenden Straßen des Westens schritt, fragte er mich: „Bist du zufrieden?"

„Ja, ich habe einen reinen Kunstgenuß gehabt. Hast du das Mädchen gesehen? Es ist die Verkörperung der unvergänglichen weiblichen Schönheit, tadellose Proportionen, vollendet gebildete Formen.

„Kaum einen Monat hat sie selbst diese höchste vollendete Schönheit besessen. Vor drei Jahren hat sie in ihrer höchsten Blüte auf dem Gipfel des Lebens gestanden. Sie war die Schönste und wußte es nicht; ihr Leben vorher und nachher ist nichts; jetzt ist sie längst verblüht, und niemand ahnt, wer sie gewesen."

Der Künstler hat damals die Schönheit gefühlt und geahnt, halb unbewußt erkannt. Es ist die einzige Gestalt in seinem Atelier, die er ganz unverändert, ganz genau nach dem Leben gebildet hat, wie unter dem Einfluß einer höheren Macht, die ihn zwang, sich der vollendeten Natur zu beugen.

Schon unter der Arbeit schmolzen am Modell die schönen Formen, und jetzt ist nichts von all der Schönheit übrig als dieses Mädchenbild, das er bescheiden eine Studie nennt, auf das er nicht einmal großen Wert legt.

Unbewußt haben beide, das Modell und der Künstler, in diesem Bilde die ewige, wahre Schönheit verkörpert.

Keine Nebengedanken von Zierat, Schmuck und Kleidern, von vergänglichem Menschenwerk, trübt diese liebliche Schöpfung der Natur; entkleidet steht sie da in ihres Lebens Mai. Das Natürliche, das Ewige, das Bleibende ist festgehalten; und gerade durch ihre unschuldige, unbewußte Nacktheit erhebt sich diese Gestalt weit über das Alltägliche.

Dem Künstler geht es wie uns allen; was ihm am meisten Mühe kostete, gilt ihm am höchsten. Dies Kunstwerk aber, das er halb spielend bildete, ist ihm nichts; mir aber scheint es sein bestes Werk zu sein, ja eins der besten in der ganzen deutschen Kunst. Es könnte mit mehr Recht als Canovas Pugillatori im Vatikan unter seinesgleichen stehen.

Und diese Statue, die den Künstler selbst so kalt läßt, deren Original jetzt niemand sehen möchte, um sich eine Enttäuschung zu ersparen, die nichts andres ist und sein will als die bleibende Verkörperung vergänglicher Reize, sie giebt uns durch ihren Anblick allein die Antwort auf die Frage, die uns vorhin beschäftigte.

Die höchste Kunst ist nichts andres als das Meisterwerk der Natur, die von allen irdischen Schlacken gereinigte, die nackte menschliche Gestalt in ihrer höchsten Vollendung, in ihrer unvergänglichen, ewigen Schönheit.



Friedrich Nietzsche und Hippolyte Taine.

Briefwechsel mit Erläuterungen.

Von

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Im „Jenseits von Gut und Böse" nennt mein Bruder Taine „den ersten lebenden Historiker" und in der „Genealogie der Moral" spricht er den Wunsch aus, daß einmal eine Luther-Biographie geschrieben würde, „mit einer Taineschen Unerschrockenheit, aus einer Stärke der Seele heraus". Man erkennt aus diesen Worten die außerordentliche Schätzung, die mein Bruder für Taine empfunden hat. So fühlte er sich auch veranlaßt, ihm im Sommer 1886 „Jenseits von Gut und Böse" mit einem, wie es scheint, nicht mehr vorhandenen Begleitbrief zuzusenden. Es war dies die erste Anknüpfung zu einem Austausch von einigen Briefen. Der Dankesbrief Taines verrät, daß auch er sogleich eine große Schätzung für meinen Bruder gewonnen und ihn besser verstanden hat, als die allen neuen geistigen Erscheinungen gegenüber immer so schlecht belehrte öffentliche Meinung. Mein Bruder, der unter der Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen, insbesondere seiner Landsleute, und dem Mangel jeglichen Verständnisses so bitter litt, war sehr glücklich darüber, und in allen Briefen an seine Freunde und Verwandten erwähnt er diese Beziehungen zu Taine und spricht seine Freude aus, daß dieser hervorragende Mann zu seinen eifrigsten Lesern gehöre. Taines erster Brief lautet:

Hippolyte Taine an Friedrich Nietzsche.

Meuthon St. Bernard. Hte Savoie, 17 oct. 86.

Monsieur,

Au retour d'un voyage, j'ai trouvé le livre que vous aviez bien voulu m'adresser; comme vous le dites, il est plein de „pensées de derrière"; la forme si vive, si littéraire, le style passionné, le tour souvent paradoxal ouvriront les yeux du lecteur qui voudra comprendre; je recommenderais particulièrement aux philosophes votre premier morceau sur les philosophes et sur la philosophie (p. 14, 17, 20, 25); mais les historiens et les critiques feront aussi leur butin de quantité d'idées neuves (par exemple 41, 75, 76, 149, 150). Ce que vous dites des caractères et des génies nationaux dans votre 8e Essai est infiniment suggestif, et je relirai ce morceau, quoiqu'il s'y trouve un mot beaucoup trop flatteur sur mon compte. Vous me faites un grand honneur dans votre lettre en me mettant à coté de M. Burckhardt de Bâle que j'admire infiniment; je crois avoir été le premier en France à

signaler dans la presse son grand ouvrage sur la Culture de la Renaissance en Italie.

Veuillez agréer, avec mes vifs remerciements, l'assurance de mes sentiments les plus dévoués et les plus distingués. H. Taine.

Mein Bruder ließ einige Zeit verstreichen, ehe er auf diese liebenswürdigen Zeilen Taines antwortete. Anfang Juli 1887 schickte er ihm die „Morgenröte" und die „Fröhliche Wissenschaft" in den neuen Ausgaben, welche beiden Werke um die so interessanten Vorreden und die letztgenannte Schrift noch um das fünfte Buch: „Wir Furchtlosen" und „die Lieder des Prinzen Vogelfrei" ververmehrt worden waren. Er fügte der Sendung das nachfolgende Begleitschreiben bei:

Friedrich Nietzsche an Hippolyte Taine.

Sils-Maria, Oberengadin, den 4. Juli 1887.

Hochverehrter Herr!

Es gäbe so viele Gründe für mich, Ihnen Dank zu sagen: für die nachsichtige Güte Ihres Briefes, in dem die Worte über Jakob Burckhardt mir besonders erquicklich zu Ohren klangen; für Ihre unvergleichlich starke und einfache Charakteristik Napoleons in der „Revue", deren ich in diesem Mai beinahe zufällig habhaft wurde (ich war zuletzt nicht übel auf sie vorbereitet durch ein neuerdings erschienenes Buch Mr. Barbey d'Aurevillys, dessen Schlußkapitel — über neue Napoleon-Litteratur — wie ein langer Schrei des Verlangens klang — wonach doch? Unzweifelhaft gerade nach einer solchen Erklärung und Auflösung jenes ungeheuren Problems von Unmensch und Uebermensch, wie Sie sie uns gegeben haben). Ich will auch das nicht vergessen, daß ich mich freute, Ihrem Namen in der Widmung des letzten Romans von Mr. Paul Bourget zu begegnen: obwohl ich das Buch nicht mag — es wird Mr. B. niemals möglich sein, ein wirkliches physiologisches (?) Loch in der Brust eines Mitmenschen glaubwürdig zu machen (dergleichen ist für ihn bloß quelque chose arbitraire, wovon ihn sein delikater Geschmack hoffentlich fürderhin fernhalten wird. Aber es scheint, daß der Geist Dostoiewskys diesen Pariser Romanciers keine Ruhe läßt?) Und nun seien Sie so geduldig, verehrter Herr, und lassen Sie sich die Ueberreichung von zweien meiner Bücher gefallen, die eben in neuen Auflagen erschienen sind. Ich bin ein Einsiedler, Sie werden es wissen, und bekümmere mich nicht viel um Leser und um Gelesenwerden, doch hat es mir seit meinen zwanziger Jahren (ich bin jetzt dreiundvierzig) niemals an einzelnen ausgezeichneten und mir sehr zugethanen Lesern gefehlt (es waren immer alte Männer), darunter zum Beispiel Richard Wagner, der alte Hegelianer Bruno Bauer, mein verehrter Kollege Jakob Burckhardt und jener Schweizer Dichter, den ich für den einzigen lebenden deutschen Dichter halte, Gottfried Keller. Ich hätte eine große Freude daran, wenn ich auch den von mir am meisten verehrten Franzosen unter meinen Lesern hätte.

Diese zwei Bücher sind mir lieb. Das erste, die Morgenröte, habe ich in Genua geschrieben, in Zeiten schwersten und schmerzhaftesten Siechtums, von den Aerzten aufgegeben, angesichts des Todes und inmitten einer unglaublichen Entbehrung und Vereinsamung: aber ich wollte es damals nicht anders und war trotzdem mit mir in Frieden und Gewißheit. Das andre, die fröhliche Wissenschaft, verdanke ich den ersten Sonnenblicken der wiederkehrenden Gesundheit: es entstand ein Jahr später (1882), ebenfalls in Genua, in ein paar sublimklaren und sonnigen Januarwochen. Die Probleme, mit denen sich die beiden Bücher beschäftigen, machen einsam. Darf ich Sie bitten, dieselben aus meinen Händen mit Wohlwollen in Empfang zu nehmen?

Ich bin und verbleibe mit dem Ausdruck meiner tiefen und persönlichen Hochschätzung Ihr ergebenster

Friedrich Nietzsche.

Taine antwortete sogleich darauf:

Hippolyte Taine an Friedrich Nietzsche.

Hôtel Beauséjour. Genève, 12 juillet 1887.

A mon grand regret, Monsieur, j'étais absent quand vos deux volumes sont arrivés chez moi, et je suis encore à Genève occupé à suivre une cure hydrothérapique. Je n'aurai le plaisir de vous lire qu' à mon retour. Vous êtes plus au courant que moi de la littérature française contemporaine; car je ne connaissais pas l'article de Mr. Barbey d'Aurévilly dont vous me parlez. Je suis très heureux que mes articles sur Napoléon[1]) vous aient paru vrais, et rien ne peut résumer plus exactement mon impression que les deux mots allemands dont vous vous servez: Unmensch und Uebermensch.[2])

Agréez, je vous prie, Monsieur, mes vifs remerciements et les assurances de la haute considération avec laquelle je suis votre dévoué serviteur

H. Taine.

Ich glaube nicht, daß mein Bruder diesen Brief Taines unbeantwortet gelassen hat; ich muß wohl eigentlich sagen „Briefe", denn Taine hat noch einmal nach der Lektüre von „Morgenröte" und der „Fröhlichen Wissenschaft" in den schmeichelhaftesten Ausdrücken an meinen Bruder geschrieben. Leider findet sich dieser Brief nicht mehr in seinen Papieren, — von seinem Inhalt aber haben mehrere Freunde meines Bruders und auch ich Kenntnis erhalten. Es scheinen somit von beiden Seiten einige Briefe verloren gegangen zu sein; zum Beispiel findet sich in einem Manuskript meines Bruders die erste Niederschrift eines Briefes, den er im Spätherbst 1887 an Herrn Taine gerichtet haben muß,

---

1) Revue des deux Mondes, Frühjahr 1887.

2) Später findet sich dieser Ausdruck in der Genealogie der Moral, S. 337, Band VII der Gesamtausgabe.

den wiederum Madame Taine in dem Nachlaß ihres Gemahls nicht gefunden hat.

Das freundliche Verhältnis meines Bruders zu diesem ausgezeichneten Franzosen und ihre gegenseitige Hochschätzung machte meinem Bruder aber später nicht mehr so viel Freude, wie im Anfang ihrer Beziehungen, denn leider ward Taine die Ursache eines Streites und der endgültigen Entfremdung zwischen ihm und seinem geliebten Jugendfreunde Erwin Rohde. Mein Bruder hatte sich nämlich Anfang Mai 1887 an Rohde gewandt, um ihm einen jungen Gelehrten zu einer Anstellung oder wenigstens zur persönlichen Anteilnahme an dessen geistiger Entwicklung zu empfehlen; er schloß den Brief mit folgenden Zeilen:

„Ich selbst — denn Du wirst fragen, warum ich mir nicht selber diese Last auflade? — ich mache mir aus den „jungen Leuten“ nichts und habe außerdem Erfahrung genug, um zu zweifeln, ob ich ihnen wirklich zu Nutze bin. Meine Erholung sind die alten Männer, solche wie J. Burckhardt oder H. Taine: — und selbst mein Freund Rohde ist mir lange nicht alt genug... Aber „einst wird kommen der Tag...“

Aber Rohde, der den von meinem Bruder Empfohlenen bereits kannte und in unangenehmer Erinnerung hatte, antwortete in außerordentlich unliebenswürdig-ablehnender Weise und schloß mit einem gewiß nicht von meinem Bruder provozierten Ausfall gegen Taine. Rohde hat mir später zu seiner Entschuldigung mitgeteilt, daß er gerade in einer recht ärgerlichen Stimmung gewesen wäre und deshalb seine Worte durchaus nicht auf die Goldwage gelegt hätte. Als wir beide im Frühjahr 1894 darauf zu sprechen kamen, war es seine erste Bitte, ihm diesen Brief zurückzugeben, damit er ihn verbrennen könne; er sprach sich ganz unglücklich darüber aus, daß er sich in seinen Ausdrücken so gehen gelassen habe. Auf meinen Bruder hatten nämlich diese Aeußerungen Rohdes einen sehr peinlichen Eindruck gemacht; denn so rauh Rohde andern Menschen gegenüber zuweilen sein konnte, meinem Bruder gegenüber hatte er sich sonst immer von der liebenswürdigsten Seite gezeigt. Nun waren beide aber lange Jahre voneinander getrennt gewesen, und inzwischen hatte sich mein Bruder oft betrübt, daß Rohde so gar keinen Versuch machte, ihm in seiner philosophischen Entwicklung zu folgen; doch hatte er niemals die feste Ueberzeugung aufgegeben, daß einst noch der Tag kommen müßte, wo auch Rohde ein Verständnis für seine höchsten Ideen und Ziele haben würde. Der Brief Rohdes von Mitte Mai 1887 scheint nun diesen Glauben für immer zerstört zu haben. Mein Bruder geriet in eine tiefe Entrüstung, und es kam bei dieser Gelegenheit alles und etwas mehr heraus, was sich von heimlichem Groll gegen den Freund und von Schmerz der Enttäuschung, tief im Herzen verborgen, angesammelt hatte. Rohde entschuldigte sich nun zwar umgehend über den Ton seines Briefes, und am 23. Mai entschuldigt sich nun wiederum mein Bruder seinerseits, daß er sich habe vom Zorn hinreißen lassen: aber trotzdem war dieses Erlebnis der Schluß der Herzensfreundschaft zwischen den beiden Freunden, wie die zwei nachfolgenden Briefe deutlich verraten.

Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.

Nein, mein alter Freund Rohde, ich erlaube niemandem über Mr. Taine so respektwidrig zu reden, wie Dein Brief es thut — und Dir am wenigsten, weil es wider allen Anstand geht, jemanden so zu behandeln, von dem Du weißt, daß ich ihn hochhalte. Magst Du, wenn es Dir gefällt, von mir selber nach Herzenslust und Gewohnheit Unsinn reden: — das liegt in der natura rerum, ich habe mich nie darüber beklagt, noch es je anders erwartet. Aber in Bezug auf einen Gelehrten wie Taine, der Deiner species verwandter ist, solltest Du Augen im Kopfe haben. Ihn „inhaltlos" nennen, ist ganz einfach eine rasende Dummheit, studentisch zu reden, — es ist zufällig gerade der substantiellste Kopf im jetzigen Frankreich — und die Bemerkung dürfte am Platze sein, daß dort, wo einer keinen „Inhalt" sieht, deshalb doch recht wohl ein Inhalt sein könnte, nur eben kein Inhalt für ihn. In der schmerzlichen Geschichte der modernen Seele, die in vielem Betrachte sogar eine tragische Geschichte ist, nimmt Taine seinen Platz ein als ein wohlgeratener und ehrwürdiger Typus mehrerer der nobelsten Qualitäten dieser Seele, ihres rücksichtslosen Mutes, ihrer unbedingten Lauterkeit des intellektuellen Gewissens, ihres rührenden und bescheidenen Stoicismus inmitten tiefer Entbehrung und Vereinsamung. Mit solchen Eigenschaften verdient ein Denker Ehrfurcht: er gehört zu den wenigen, die ihre Zeit verewigen. Mich erquickt der Anblick eines solchen tapferen Pessimisten, der geduldig und unerbittlich seine Pflicht thut, ohne den großen Lärm und die Schauspielerei nötig zu haben, ja, der ehrlich von sich sagen kann: „satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus". Sein Leben wird dergestalt, ob er es will oder nicht, zu einer Mission, er steht eben zu allen seinen Problemen notwendig (und nicht so beliebig, so zufällig, wie Du gleich den meisten Philologen, zur Philologie). Nichts für ungut! Aber ich glaube, wenn ich nur diese eine Aeußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicherweise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch.

— Aber Du solltest Burckhardt über Taine reden hören!

Chur, den 19. Mai 1887. Dein Freund N.

Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.

[23. Mai 1887.]

Lieber Freund, es ist nicht schön, daß ich vorgestern dergestalt einem plötzlichen Zorne gegen Dich nachgegeben habe; aber zum mindesten ist es gut, daß er herausgekommen ist: denn er hat mir etwas sehr Wertvolles eingebracht, nämlich Deinen Brief, der mich wesentlich erleichtert und meinem Gefühle gegen Dich andre Bahnen giebt.

Deine Worte über Taine klangen mir über die Maßen ablehnend und ironisch: was in mir dagegen revoltierte, war der Einsiedler, der aus einer allzu reichlichen Erfahrung weiß, mit welcher erbarmungslosen Kälte alle Abseits-

lebenden beiseite gethan und auch wohl abgethan werden. Es kommt dazu, daß Taine, außer Burckhardt, in langen Jahren der einzige gewesen ist, der mir ein herzhaftes und teilnehmendes Wort über meine Schriften gesagt hat: so daß ich ihn und Burckhardt einstweilen für meine einzigen Leser halte. Wir sind in der That gründlich aufeinander angewiesen, als drei gründliche Nihilisten: obschon ich selbst, wie Du vielleicht spürst, immer noch nicht daran verzweifle, den Ausweg und das Loch zu finden, durch das man ins „Etwas“ kommt.

Wenn man dergestalt in seinen tiefen Bergwerken steckt und gräbt, wird man „unterirdisch“, zum Beispiel mißtrauisch. Es verdirbt den Charakter: Zeugnis mein letzter Brief. Nimm fürlieb!

Montag Nachmittag. Dein N.

Mein Bruder machte noch einmal einen Versuch, in das freundschaftliche Fahrwasser wieder einzulenken, wie das so in seiner gütigen Natur lag und außerdem in seiner tief schmerzlichen Vereinsamung, in welcher es ihm hart ankam, selbst den Schatten jener ehemaligen so innigen Freundschaft zu verlieren. Er schickte im November 1887 Rohde die „Genealogie der Moral“ und fügte das nachfolgende Begleitschreiben bei:

Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.

Nizza, den 11. November 1887.

Lieber Freund!

Es scheint mir, daß ich noch etwas von diesem Frühjahre her bei Dir gut zu machen habe? Zum Zeichen, daß es mir nicht an gutem Willen dazu fehlt, sende ich hiermit eine eben erschienene Schrift an Dich ab (— vielleicht bin ich Dir dieselbe zu alledem auch schuldig, denn sie steht im engsten Verbande mit jener, welche ich Dir zuletzt übersendete). Nein, laß Dich nicht zu leicht von mir entfremden! In meinem Alter und in meiner Vereinsamung verliere ich wenigstens die paar Menschen nicht gern mehr, zu denen ich einmal Vertrauen gehabt habe. Dein N.

N. B. Ueber Mr. Taine bitte ich Dich zur Besinnung zu kommen. Solche grobe Sachen, wie Du über ihn sagst und denkst, agacieren mich. Dergleichen vergebe ich dem Prinzen Napoleon; nicht meinem Freunde Rohde. Wer diese Art von strengen und großherzigen Geistern mißversteht (T. ist heute der Erzieher aller ernsteren wissenschaftlichen Charaktere Frankreichs), von dem glaube ich nicht leicht, daß er etwas von meiner eignen Aufgabe versteht. Aufrichtig, Du hast mir nie ein Wort gesagt, das mir zu vermuten erlaubte, Du wüßtest, welches Schicksal auf mir liegt. Habe ich Dir je daraus einen Vorwurf gemacht? Nicht einmal in meinem Herzen; und sei es auch nur deshalb, weil ich es überhaupt von niemandem anders gewohnt bin. Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen? Hat irgend

wer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechtums erraten, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt dreiundvierzig Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin. —

*

Aber in Rohdes Natur lag ein solches Einlenken nicht. Die unhöflichen Briefe meines Bruders hatten ihn umsomehr verletzt, als er ihn in der ganzen Zeit ihrer langen Freundschaft immer nur als den zartfühlendsten, schonungsvollsten Menschen und Briefschreiber gekannt hatte. Ein kühler, förmlicher Dank Rhodes auf einer Karte war die einzige Antwort und zugleich die Beendigung der Korrespondenz zwischen den Jugendfreunden. Man sieht, daß Taine die Veranlassung dazu gewesen ist, wenn man auch zugeben muß, daß diese Meinungsdifferenz nur ein äußeres Anzeichen einer viel tieferen inneren Differenz der Ansichten war.

Ich weiß nicht, ob mein Bruder Taine den „Fall Wagner" geschickt hat, ich finde nirgends eine Andeutung davon; dagegen ließ er ihm Anfang Dezember die „Götzendämmerung" überreichen. Der Begleitbrief ist von Madame Taine nicht gefunden worden; jedoch fand sich im Archiv eine erste Niederschrift desselben, welche hier abgedruckt ist:

Friedrich Nietzsche an Hippolyte Taine.

[Nach einem Entwurf.]

[November 1888.]

Verehrter Herr!

Das Buch, das in Ihre Hände zu legen ich mir den Mut nehme, ist vielleicht das wunderlichste Buch, das bisher geschrieben wurde — und in Hinsicht auf das, was es vorbereitet, beinahe ein Stück Schicksal. Es wäre mir von unschätzbarem Werte, wenn dasselbe französisch gelesen werden könnte: ich habe meine Leser jetzt in aller Welt, nebenbei auch in Rußland; ich bin unglücklich, deutsch zu schreiben, obgleich ich vielleicht besser schreibe, als je es ein Deutscher schrieb. Zuletzt werden die Franzosen aus dem Buche die tiefe Sympathie heraushören, die sie verdienen: ich habe in allen meinen Instinkten Deutschland den Krieg erklärt (— p. 58 ein eigner Abschnitt „Was den Deutschen abgeht").

Ein Wort darüber, an wen ich vielleicht Exemplare zu senden hätte? ... Eine vollkommene und sogar meisterhafte Kenntnis des Deutschen ist freilich die Voraussetzung, um das Buch zu übersetzen.

Mit dem Ausdruck meiner alten Verehrung

F. N.

Taine antwortete und dankte wenige Tage darauf.

Hippolyte Taine an Friedrich Nietzsche.

23 rue Cassette. Paris, 14 déc. 88.

Monsieur,

Vous m'avez fait beaucoup d'honneur en m'envoyant votre Götzen-Dämmerung; j'y ai lu ces boutades, ces résumés humoristiques à la Carlyle, ces définitions spirituelles et à portée profonde que vous donnez des écrivains modernes. Mais vous avez raison de penser qu'un style allemand si littéraire et si pittoresque demande des lecteurs très versés dans la connaissance de l'allemand; je ne sais pas assez bien la langue pour sentir du premier coup toutes vos audaces et vos finesses; je n'ai guère lu en allemand que des philosophes ou des historiens. — Puisque vous souhaitez un lecteur compétent, je crois pouvoir vous indiquer le nom de Mr. J. Bourdeau, rédacteur du Journal des Débats et de la Revue des deux mondes; c'est un esprit très cultivé, très libre, au courant de toute la littérature contemporaine; il a voyagé en Allemagne, il en étudie soigneusement l'histoire et la littérature depuis 1815, et il a autant de goût que d'instruction. Mais je ne sais pas s'il est de loisir en ce moment. Il habite à Paris, rue Marignan, 18.

Agréez, Monsieur, avec mes vifs remerciements, l'assurance de mes sentiments les plus distingués. H. Taine.

Es scheint, als ob Taine bei der Lektüre der „Götzendämmerung" besorgt wurde, daß seine Kenntnis der deutschen Sprache zum Verständnis für den Stil meines Bruders „si pittoresque" und für „toutes ses audaces et ses finesses" nicht ausreiche. Er hätte sich beruhigen können; die Schwerverständlichkeit lag nicht in der Sprache, sondern in der Neuheit der Ideen, denen aber Taine näher stand als mancher andre von meines Bruders Zeitgenossen. Die deutschen Landsleute verstanden jedenfalls meinen Bruder durchaus nicht „du premier coup", sondern erst nach langen Jahren — zu spät, um den Teuren noch damit erfreuen zu können. In den ersten Tagen des Jahres 1889, also wenige Wochen nach dem letzten Briefe Taines, traf meinen Bruder, infolge von Ueberarbeitung und zu häufigem Gebrauch starker Schlafmittel, ein Schlaganfall. Eine Gehirnlähmung machte ihn von da an zu allem weiteren Schaffen unfähig, bis ein erneuter Schlaganfall am 25. August 1900 mir diesen geliebtesten Bruder, der selbst noch während der Zeit seiner geistigen Lähmung von dem Zauber der Güte und der Erhabenheit umflossen war, für immer entriß.



Rückblick auf mein Leben.

Vom

Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

VII.

Militärreorganisation. Ende der Neuen Aera. Ausscheiden Gruners aus dem aktiven Dienst.

Mitten in diese politische Entwicklung hinein fiel wie ein zündender Funke die Frage der Armeereorganisation. Schon seit längerer Zeit hatte sich in den höheren Kreisen der Armee die Meinung Eingang verschafft, daß unsre damals bestehende Kriegsverfassung den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr genüge, und daß dieselbe einer Umgestaltung dringend bedürftig sei. Der Scharnhorstsche Gedanke, daß jeder Bürger zur Verteidigung des Vaterlandes die Waffen zu führen verstehen müsse, war seiner ganzen Natur nach auf den Gedanken eines defensiven Krieges gerichtet. Ohne diesen Gedanken offen aufzugeben, wurde jetzt unter Hinweis auf die durch Telegraphen und Eisenbahnen und so weiter eingetretene Umwälzung der Kriegsführung darauf hingewiesen, daß es auch für den Fall eines Verteidigungskrieges einer weit größeren Raschheit in der Mobilmachung und einer weit größeren Truppenstärke bedürfe.

Schon der badische Feldzug und die partiellen Mobilmachungen während der Jahre 1848 bis 1850 hatten den Beweis geliefert, daß das alte System in der That völlig unzureichend sei. Man suchte allmählich zu verbessern. Vor allem kam man wieder auf die dreijährige Dienstzeit zurück, welche der Regent als die unentbehrliche Grundlage für die Brauchbarkeit der Armee ansah. Gegenüber dem Umstande aber, daß sich namentlich die französische Armee in dem italienischen Kriege als äußerst rasch mobilisierbar und kriegsbereit bewiesen hatte, erschienen alle diese kleinen und allmählichen Verbesserungen als vollkommen unzulänglich. Wie schon erwähnt, wurden nach der Schlacht von Solferino sechs Armeecorps und die Garden mobil gemacht und setzten sich bereits in Marsch nach dem Rhein, als die Nachricht von dem Präliminarfrieden von Villafranca hier (in Berlin) eintraf. Jetzt mußten beim Eintritt der Demobilisierung nach den bestehenden Einrichtungen sieben Armeecorps auf den Friedensfuß gesetzt werden. Es dazu kommen zu lassen, trug aber der Regent Bedenken. Man hielt es sogar beim Eintreffen der Friedensnachricht nicht für undenkbar, daß Frankreich und Oesterreich sich verständigten und gemeinsam gegen uns Front machen möchten. Der Regent beschloß daher unter Zustimmung des Kriegsministers, eine interimistische Organisation eintreten zu lassen, wodurch eine ganze Reihe von Bataillonen unter den Waffen behalten werden sollten. Bald aber machte der Gedanke der Notwendigkeit einer vollkommenen Reorganisation der Militäreinrichtungen sich

geltend. An Stelle der Landwehr ersten Aufgebotes sollte eine entsprechende Vermehrung der Feldarmee treten. Diese sollte infolgedessen fast verdoppelt, und der Militäretat um fast ein Drittel erhöht werden. Das Staatsministerium befand sich diesem Projekte gegenüber in einer peinlichen und jedenfalls zwiespältigen Stellung. Der liberale Teil des Ministeriums, aus Männern bestehend, deren Blick sich nicht über die herkömmlichen Ansichten des Altliberalismus erhob, trug pietätsvoll Abscheu davor, die Hand an die alte Landwehreinrichtung zu legen und das Militärbudget, sowie die Militärlast überhaupt wesentlich zu erhöhen. Der, wenn ich es so ausdrücken darf, konservative Teil des Ministeriums hingegen erkannte die Notwendigkeit der Reorganisation vollständig an, betrachtete aber die Vorschläge des Kriegsministers, welcher von dem Regenten unterstützt wurde, für zu weitgehend und exorbitant. Endlich aber entschloß man sich, mit dem neuen Reorganisationsplan, welcher allerdings gegen den bisherigen Zustand außerordentliche Opfer an Menschen und Geld forderte, vor die Kammer zu treten. Jetzt begann der Streit zwischen Krone und Landesvertretung, welchen man sich seitdem gewöhnt hat, als die Konfliktszeit zu bezeichnen. Ohne Zweifel lag das formelle Recht mehr auf seiten der Landesvertretung. In der Sache aber waren, wenn auch die Forderungen der Regierung zu dem Maßstabe zu hoch gegriffen wurden, diese Forderungen an sich zeitgemäß und gerechtfertigt.

Die Forderungen, welche behufs der Reorganisation das Kriegsministerium erhob, steigerten sich noch sehr, als ein Wechsel in der Person des Kriegsministers stattfand, und an die Stelle des Generals v. Bonin der General v. Roon trat. Der Eintritt des Generals v. Roon war der Anfang der Auflösung der liberalen Verwaltung. Zunächst unterstützte Roon auch die zu weitgehenden Wünsche des Regenten, und da die liberalen Mitglieder der Verwaltung den hohen Wert kannten, welchen der Regent auf die Erfüllung dieser seiner Wünsche legte, so unterstützten auch sie dem Finanzminister gegenüber die Erfüllung derselben. Herr v. Schleinitz in seiner Eigenschaft als Auswärtiger Minister und als solcher besonders vertraut mit der außerordentlichen Unsicherheit der europäischen Lage, befürwortete dementsprechend ebenfalls dringend, ohne auf das Detail einzugehen, die Vermehrung der militärischen Kräfte, ich persönlich war bemüht, ihn in dieser Haltung zu unterstützen.

In Teplitz hatten die beiden Monarchen sich über den Gedanken geeinigt, über die eventuelle Verteidigung Deutschlands gegenüber französischen Angriffen eine militärische Vereinbarung zu treffen. Graf Rechberg hatte in Warschau mich daran erinnert, ob es nicht Zeit sei, nunmehr zu diesem Zweck die betreffenden Offiziere zusammentreten zu lassen. Infolgedessen trafen im Spätherbst des Jahres 1860 zwei hochgestellte österreichische Militärs in Berlin ein. Der Regent bestimmte den Chef des Großen Generalstabes General v. Moltke und den ihm persönlich ziemlich nahestehenden Generaladjutanten Gustav v. Alvensleben zu unsern Kommissaren. Getreu dem Grundsatze, daß man sich mit Oesterreich gut, ja nahe stellen solle, um desto leichter auch die militärischen Kräfte der andern deutschen Staaten in die Hand nehmen zu können, andrerseits aber sich nicht

geradezu mit Oesterreich zusammenzubinden, da die Leitung dieses Staates sich gerade während der letzten Jahre so oft als haltungslos und unberechenbar erwiesen hatte, — getreu diesem Grundsatze, suchte ich mit allen Kräften dahin zu wirken, daß zwar eine eventuelle Verständigung auf militärischem Gebiete erzielt würde, für unsre politischen Entschlüsse aber uns die Hand frei gehalten würde.

Die Verhandlungen nahmen nun ihren Anfang, und es verging längere Zeit, bevor wir irgend etwas über den Fortgang derselben vernahmen. Mir und dem Legationsrat Hepke, welchen ich in dieser Sache viel gebraucht habe, begann dieses tiefe Schweigen allmählich verdächtig zu werden, und ich disponierte den Minister dahin, daß wir uns Abschriften der bis dahin über die Verhandlungen aufgenommenen Protokolle von den Herren Kommissaren erbaten. Diese gingen uns zu, und wir sahen aus denselben mit unaussprechlichem Erstaunen, daß gleich in ihrer ersten Sitzung unsre Kommissare sich mit den österreichischen in dem Grundsatze geeinigt hatten, daß die Verteidigung des österreichischen Italien ein gemeinsames deutsches Interesse, und Preußen daher gewillt sei, für die Erhaltung dieses Besitzes eventuell mit seiner gesamten Macht einzustehen. Offenbar hatten unsre beiden Kommissare das Gefühl, ihre Vollmacht wesentlich überschritten zu haben, und sie versuchten es daher dahin zu bringen, daß der Minister v. Schleinitz ihren Sitzungen in Zukunft beiwohnen möchte, ohne Zweifel in der Absicht, ihn in ihre Behandlungsweise der Sache hineinzuziehen. Es gelang mir, dies zu verhindern, und der Minister sprach sich in einem ausführlichen Schreiben unsern beiden Kommissaren gegenüber dahin aus, daß dieselben, indem sie die politische Frage vor ihr Forum zögen, ihren Auftrag überschritten und sich daher in Zukunft darauf zu beschränken hätten, ausschließlich militärische Fragen zum Gegenstand ihrer Behandlung zu machen, die politische Seite der Angelegenheiten aber dem Ministerium des Auswärtigen vorzubehalten. Dieses Schreiben und diese bestimmte Erklärung nahmen die beiden Kommissare sehr übel. Sie beschwerten sich bei dem Prinzregenten, daß der Minister des Auswärtigen die Generale des Königs desavouiert habe, und baten den Regenten, sie hiergegen in Schutz zu nehmen. Der Regent forderte uns zum Bericht darüber auf, welchen wir auch sofort eingehend erstatteten. Eine Entscheidung des Regenten darüber ist niemals erfolgt, wohl aber konnte der Minister v. Schleinitz aus der Haltung des Prinzen entnehmen, daß derselbe uns vollständig recht gab und es nur vermeiden wollte, den beiden von ihm sonst sehr hochgeschätzten Generalen ausdrücklich unrecht zu geben.

Es ist charakteristisch, daß ein Mann wie General v. Moltke damals eifrig bemüht war, uns in der Frage des italienischen Besitzes von Oesterreich mit diesem Staate zu identifizieren, während derselbe Mann wenige Jahre später, soweit mir bekannt, mit Freuden in das Bismarcksche Abenteuer von 1866 einging, welches zum Zweck hatte, Oesterreich nicht nur aus dem Deutschen Bunde zu verdrängen, sondern auch dasselbe seines italienischen Besitzstandes vollständig zu berauben. Bemerken muß ich dabei noch, daß die beiden Generale jenen Vorgang als eine persönliche Verletzung aufnahmen, und demzufolge General v. Moltke und ich uns viele Jahre hindurch nicht kannten, bis Mitte der siebziger

Jahre wir uns bei dem Kaiser bei einem kleinen Thee in einer Weise trafen, daß ein gegenseitiges Ignorieren nicht möglich war. Ohnehin war ja die Weltlage eine ganz verschiedene geworden. — General v. Moltke hatte große militärische Lorbeeren geerntet, aber freilich auch nicht bloß für die äußere Größe Preußens, sondern auch für das Gelingen der revolutionären Politik Bismarcks nach Kräften durch seine Siege mitgewirkt.

Da von der Thätigkeit unsrer militärischen Unterhändler nichts weiter zu erwarten stand, so betrachteten wir das denselben übertragene Mandat als erloschen und erklärten, zunächst die politische Frage zum Gegenstand eingehender Verhandlungen machen zu wollen. Dieser Versuch, welchen wir unter allen Umständen jetzt machen mußten, konnte voraussichtlich zunächst zu keinem positiven Resultate führen, und so scheiterte die Unterhandlung, auf welche ich meinerseits die größten Hoffnungen gesetzt hatte. Noch machte unser damaliger Gesandter am Wiener Hofe, Baron Werther, kurze Zeit darauf einen letzten Versuch, eine Verständigung zwischen den Generalen und uns herbeizuführen. Er fand bei mir, auf dessen Unterstützung er hauptsächlich rechnete, die alte Gesinnung, überzeugte sich aber selbst bei näherer Besprechung mit den früheren Unterhändlern, v. Moltke und v. Alvensleben, daß diese in ihren vorgefaßten Meinungen unkorrigierbar wären. Er verließ Berlin mit der schmerzlichen Ueberzeugung, daß, wie er meinte, Preußen und Oesterreich noch wie zu Anfang dieses Jahrhunderts viele schwere Erfahrungen würden machen müssen, um sich zu überzeugen, daß beide aufeinander angewiesen wären. In der That trat jetzt eine sichtliche Spannung gegen uns in Wien ein, und der Personenwechsel, welcher wenige Monate darauf (Herbst 1861) im Auswärtigen Amt eintrat, trug wesentlich dazu bei, diese Spannung immer mehr zu steigern.

Die innere Entwicklung unsrer preußischen Zustände nahm demnächst eine immer verhängnisvollere Wendung. Der Widerstand, welchen die auf die Reorganisation der militärischen Einrichtungen bezüglichen Vorlagen des Ministers v. Roon hervorriefen, wurde immer allgemeiner und die Haltung der Majorität der Zweiten Kammer immer feindseliger. Demgegenüber ward der Zwiespalt im Innern des Staatsministeriums immer ausgesprochener, und es lag auf der Hand, daß die Majorität nicht länger mit der Minorität zusammenbleiben konnte, wenn dieselbe auch nur aus drei Persönlichkeiten bestand, nämlich aus den Ministern Grafen Bernstorff, v. Roon und von der Heydt. Beide Fraktionen des Staatsministeriums reichten dem König ihre Entlassung ein und sprachen sich über die eventuellen Grundsätze aus, von denen eine neue Verwaltung auszugehen habe. Natürlich nahm der König die Entlassung der liberalen Majorität an und beauftragte den Präsidenten des Herrenhauses, Prinzen Hohenlohe,[1]) in Gemeinschaft mit der Minorität des bisherigen Ministeriums, ihm ein neues Kabinett vorzuschlagen. Als einen seltenen Beweis politischer Kurzsichtigkeit und Ver-

---

[1]) Es war dies der am 24. April 1873 gestorbene Adolf Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, welcher seit 1856 Präsident des Herrenhauses war.

blendung mag hier die Thatsache erwähnt werden, daß Graf Schwerin, welcher im Staatsministerium der eigentliche Führer der Majorität gewesen war, noch unmittelbar vor dem Eingehen der königlichen Entscheidung es für undenkbar erklärte, daß der König die Liberalen würde gehen lassen.

Ich persönlich befand mich innerhalb dieser Vorgänge in einer äußerst peinlichen Situation. Bei der völligen Unfähigkeit, welche die liberale Verwaltung im Innern gezeigt hatte, konnte ich für meine Person es nur billigen, daß der König sie ihres Amtes enthob; auch wußte ich sehr wohl, daß der liberale Teil der Minister meinem Einfluß auf den Minister v. Schleinitz sehr viele Maßregeln zugeschrieben hatte, welche sie lebhaft mißbilligten. Das Urteil dieser Männer in den auswärtigen Angelegenheiten war unendlich schwach. Der Minister v. Schleinitz war im Herbst 1861 als Minister des Auswärtigen ausgeschieden, um damals sofort das Hausministerium zu übernehmen. So blieb denn nach seinem Ausscheiden aus unserm Wochenblattskreise nur noch der Minister v. Bethmann-Hollweg im Ministerium. Ich selbst war, obgleich in der Zeit der Reaktion zum äußersten rechten Flügel der Opposition gehörig, doch zugleich mit den Liberalen in das Ministerium getreten. So sehr ich daher die von ihnen befolgte Politik schwach und unzulänglich fand, so schien es mir doch ein Gebot des politischen Anstandes, nicht länger auf meinem Posten zu bleiben, nachdem jene Männer sämtlich ausgeschieden waren. Ich faßte daher den Entschluß, den König ebenfalls um meine Entlassung zu bitten.

Bevor ich weitergehe, muß ich hier noch einen früheren Vorfall erwähnen. Als Graf Bernstorff im Oktober 1861 das Ministerium übernahm, vertraute er mir an, daß er sich kurz vorher in Ostende mit dem damaligen badischen Ministerpräsidenten Baron v. Roggenbach dahin verständigt habe, auf eine zu erwartende Anregung Badens sich im Wege des Depeschenwechsels für die Wahl einer Politik zu erklären, welche im wesentlichen die Wiederaufnahme der einst von Radowitz geleiteten Unionspolitik involvieren würde. Vergebens stellte ich ihm auf das eindringlichste vor, daß eine solche akademische Erklärung eines großen Staates unwürdig sei, wenn hinter derselben nicht der feste Entschluß stände, für die Erreichung des gesteckten Zieles das Schwert zu ziehen. Vergebens machte ich ihn darauf aufmerksam, daß er als Konservativer der letzte sein müsse, eine solche Bahn einzuschlagen, da durch das Organ des Nationalvereins die demokratische Partei in Deutschland sich soeben für diesen Weg, und zwar speziell für das Inslebentreten der Verfassung der Paulskirche, erklärt habe. Ich machte ihn endlich auf das Unmögliche einer solchen Politik aufmerksam, welche im Innern sich auf die Kreuzzeitungspartei, in auswärtigen Angelegenheiten aber auf den Nationalverein und seine Anhänger stützen wollte. Mit dem Eigensinn der Kurzsichtigkeit erklärte Graf Bernstorff, bei seiner Absicht beharren zu wollen, indem er sich wunderlich genug auf das Beispiel Lord Palmerstons berief, welcher nach außen nationale Politik gemacht habe, in den inneren Fragen aber wesentlich Tory gewesen sei. Nachdem ich das Aeußerste gethan hatte, um den Grafen Bernstorff von diesen seinen widerspruchsvollen Entschließungen zurückzubringen

reichte ich dem König mein Entlassungsgesuch ein und zugleich ein Promemoria, in welchem ich die Motive darlegte, aus denen ich mich außer stande befände, zu der Durchführung einer Politik mitzuwirken, welche unsrer bisher verfolgten Politik aufs diametralste widerspräche. Ich gab dem Grafen Bernstorff, welcher ein persönlich höchst ehrenhafter und loyaler Mann war, Kenntnis von diesem Schritt und händigte mein Entlassungsgesuch zur Uebergabe an den König dem Minister v. Schleinitz ein, welcher im Begriffe stand, den König auf einige Tage nach Breslau zu begleiten. Vier Monate ruhte mein Entlassungsgesuch in den Händen des Königs, und erst nach Ablauf dieser Zeit sagte Graf Bernstorff mir eines Morgens, der König habe ihm dasselbe zugehen lassen und Vortrag darüber befohlen. Graf Bernstorff bat mich zugleich, mich damit einverstanden zu erklären, daß mein Entlassungsgesuch vorläufig auf sich beruhen bleibe, da zurzeit man sich in voller Ministerkrisis befände und jedenfalls vorher deren Entscheidung abgewartet werden müsse.

Jetzt (März 1862) war diese Entscheidung erfolgt. Die Liberalen hatten ihre Entlassung erhalten, und unter dem vorwiegenden Einflusse von von der Heydt hatte sich eine neue Verwaltung gebildet. Ich suchte nun Herrn v. Schleinitz auf und teilte ihm mit, daß es mir als eine Pflicht des politischen Anstandes erscheine, jetzt, wo alle liberalen Elemente aus der Verwaltung ausschieden, meinerseits ebenfalls meine Entlassung zu nehmen. Herr v. Schleinitz drang aufs lebhafteste in mich, diesen Schritt nicht zu thun. Er stellte mir vor, mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten der König zu kämpfen habe, wie er sich mit den zunächststehenden Mitgliedern seiner Familie selbst im schroffesten Gegensatze befinde und wie nah es ihm daher gehen würde, wenn jetzt jemand, dem er seit so vielen Jahren so großes Vertrauen wie mir geschenkt habe, dem Beispiel der liberalen Minister folgen und aus dem Amt zurücktreten würde. Ich mußte diese Gründe als zutreffend anerkennen und entschloß mich, *vorläufig* noch im Amt zu bleiben.

Es waren die nächsten Wochen für mich eine schwere Zeit. Nicht allein, daß meine alten Freunde mir ziemlich unverhohlen ihr Erstaunen darüber zu erkennen gaben, daß ich trotz des erfolgten Umschwunges noch immer im Amte verbliebe, behandelte auch der wackere, aber äußerst kurzsichtige Graf Bernstorff die wichtigen Fragen, welche damals eben auf der Tagesordnung standen, mit einem solchen Mangel an Einsicht und Sachkenntnis, daß er mich mehr als einmal in die äußerste Verzweiflung versetzte. Dies galt namentlich für die Behandlung der kurhessischen Verfassungsfrage.

Die Differenz zwischen dem Kurfürsten von Hessen und seinen Ständen hatte im Herbst 1850 zu einer Krisis in Deutschland geführt. Während Oesterreich den aufgelösten Bundestag wieder berief, um zu Gunsten des Kurfürsten einzuschreiten, stellte Preußen sich auf die Seite der Stände, versagte dem restaurierten Bundestag seine Anerkennung und nahm in diesem Sinne eine so entschiedene Haltung an, daß man sich bekanntlich in den ersten Tagen des November am Rande des Krieges mit Oesterreich und seinen süddeutschen Bundes-

genossen befand. Der Vertrag von Olmütz beseitigte den Kriegsfall und eröffnete die Bahn zu einer Lösung der Differenz durch den Bundestag, wie sie den Wünschen des Kurfürsten entsprach. Die kurfürstliche Regierung, unterstützt von den Kommissaren Oesterreichs und Preußens, legte bald darauf den Entwurf einer revidierten Verfassung dem Bundestage vor, welcher in der Hauptsache demselben beitrat, ohne gleichwohl ihn schon jetzt als definitiv anzuerkennen, vielmehr über einzelne Punkte der neuen Verfassung noch Jahre hindurch mit der kurhessischen Regierung in Verhandlung blieb. Im Herbst 1859 waren die Dinge so weit gediehen, daß nunmehr am Bundestage eine definitive Abstimmung über die neue Verfassung stattfinden sollte. Der Minister v. Schleinitz befand sich in Baden-Baden bei dem Prinzregenten; er hatte den Geheimen Legationsrat Abeken mit sich. Da die Zeit der Abstimmung am Bundestage herannahte, orientierte ich mich möglichst rasch über die Lage der Sache und schrieb dem Minister v. Schleinitz ausführlich, daß wir jetzt nicht plötzlich eine andre Stellung einnehmen und auf die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 zurückgreifen könnten, nachdem wir bisher stets die Annahme der neuen Verfassung befürwortet hätten, vielmehr schien es mir geboten, in der Hauptsache an dem bisherigen Wege festzuhalten, zugleich aber so viel für die Stände an politischen Rechten zu retten, als nur irgend thunlich sei.

Das Studium der weitläuftigen Akten hatte den Abgang meines Schreibens um einige Tage verzögert. In der Zwischenzeit war Herr v. Usedom, unser damaliger Bundestagsgesandter, in Begleitung des Gesandtschaftsrates v. Jasmund, unsers früheren Wochenblattredakteurs, in Baden-Baden angekommen und hatte dem Minister v. Schleinitz, welcher die Sache nicht in den Einzelheiten kannte, die Ueberzeugung beizubringen gesucht, wie es zweifellos sei, daß wir gegen die Annahme der neuen Verfassung und für das Zurückgehen auf die Verfassung von 1831 stimmen müßten. Auch Geheimrat Abeken, eng befreundet mit dem Herrn v. Usedom, unterstützte dessen Bemühungen, und so entschloß sich denn Herr v. Schleinitz, da die Zeit drängte, die Sache in seiner Gegenwart in diesem Sinne dem Regenten vortragen zu lassen. Der Regent gab seine Genehmigung, und Herr v. Usedom, welchen man niemals von Indiskretion und Indisciplin hat ganz freisprechen können, trug dafür Sorge, daß sofort eine Notiz in betreff des gefaßten Beschlusses in die Presse kam. Nachdem man einmal so weit gegangen war, hielt es für mich sehr schwer, meine entgegenstehende Ansicht geltend zu machen. Um mir indessen seinen guten Willen zu beweisen, forderte mich der Minister v. Schleinitz auf, der Staatsministerialsitzung beizuwohnen, in welcher jetzt der letzte entscheidende Entschluß gefaßt werden sollte, und in derselben meine Ansicht ganz unabhängig vorzutragen. In der That machte ich von dieser Erlaubnis insoweit Gebrauch, als ich den Minister in die Staatsministerialsitzung begleitete. Als dann hier die Beratung eröffnet wurde, ergriff sofort der Justizminister Simons das Wort und entwickelte mit Klarheit und Präzision die Gründe, welche gegen ein Zurückgehen auf die Verfassung von 1831 sprachen. Indessen die in Fragen der auswärtigen Politik äußerst beschränkte Majorität

des Ministeriums hatte bereits ihren Entschluß gefaßt, und so hatte es denn bei dem in Baden-Baden gefaßten Beschlusse sein Bewenden.

Diese Entscheidung war von der äußersten Wichtigkeit, sie erhöhte die Spannung, welche bereits mit Oesterreich und den Mittelstaaten bestand, und eröffnete einer politischen Bewegung die Bahn, welche nicht bloß gemäßigt liberale, sondern auch eine Menge radikaler Elemente in sich schloß. Eine solche Bewegung in einem Lande in Fluß zu bringen, welches zwischen den beiden Hälften unsrer Monarchie lag, hieß Oel in das Feuer gießen, welches bereits im eignen Lande sichtbar im Wachsen begriffen war.

Da Preußen mit seinem Votum beim Bundestage in der Minorität blieb, so galt die neue Verfassung vorbehaltlich einer nochmaligen Revision unter Berücksichtigung der Bestimmungen von 1831 für angenommen. Als aber der Kurfürst von Hessen zu neuen Wahlen schritt, um sich eine Zweite Kammer zu verschaffen, welche nicht länger auf Wiederherstellung der Verfassung von 1831 drang, zeigten diese seine Bemühungen sich fruchtlos, und auch nach wiederholter Auflösung trat die neue Kammer sofort mit der Forderung der früheren hervor. Jetzt griff der Kurfürst zum äußersten Mittel; er octroyierte ein neues Wahlgesetz und traf dabei die Bestimmung, daß niemand zum Wählen zugelassen würde, der nicht vorher ausdrücklich zu Protokoll die neue Verfassung als allein rechtsgültig anerkannt habe. Dies war allerdings ein unerhörter Gewaltschritt und gleichzeitig nach der Stellung, welche wir einmal eingenommen hatten, ein Schlag in unser Gesicht. Graf Bernstorff, unerfahren in der geschäftlichen Leitung der deutschen Sachen, beging, ohne Rücksprache mit mir, wie er meinte bei der Eile der Sache, den unverzeihlichen Fehler, den Versuch einer Verständigung mit Wien zu machen. Es gelang mir, unterstützt von dem Grafen Rantzau, dem Busenfreunde des Grafen Bernstorff, welchen letzterer in das Ministerium gezogen hatte, die Dinge wieder in das richtige Geleise zurückzuführen, indem wir den Bundestag aufforderten, dem Kurfürsten von Hessen das Weitergehen in den Wahlen zu untersagen, und indem wir unsrerseits in Kassel erklärten, wir würden, wenn nicht dem Wählen Einhalt geschähe, unsrerseits die kurhessische Regierung mit Gewalt daran hindern. Zugleich genehmigte der Regent, daß eine Anzahl von Regimentern marschbereit gemacht würden. Leider ging jedoch der Regent dabei über unsern Antrag hinaus und befahl, die beiden Armeecorps von Sachsen und Westfalen marschbereit zu machen und sie an den Grenzen von Kurhessen zu konzentrieren. Gegenüber einem solchen entschiedenen Auftreten schlug die Bundesversammlung andre Wege ein, inhibierte die Fortsetzung der Wahlen in Kurhessen nach dem neuen Wahlgesetz und sprach sich endlich unter Verleugnung aller ihrer früheren Beschlüsse für die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 aus.

Ich meinerseits hatte wohl am meisten dazu beigetragen, daß man preußischerseits in dieser entschiedenen Weise aufgetreten war. Ich war ursprünglich, wie schon oben erwähnt, gegen ein Zurückgreifen auf die Verfassung von 1831 gewesen. Nachdem man sich aber einmal in Berlin für ein Zurückgehen auf dieselbe entschieden hatte, mußte man jetzt unerbittlich an diesem Standpunkte

festhalten und selbst auch auf die Gefahr eines deutschen Krieges hin dieselbe zum Siege bringen.

Zur Charakteristik Bismarcks gehört wesentlich die Art, wie er sich damals der von uns eingeschlagenen Politik gegenüber verhielt. Er kam eben auf Urlaub nach Berlin, als der Beschluß wegen der beiden Observationscorps gefaßt wurde. „Nehmen Sie sich in acht," sagte Bismarck zu mir, „Sie kennen den Kurfürsten, er ist im stande, wenn unsre Truppen in Hessen einrücken, ihnen einige Compagnien entgenzuschicken und es so weit zu treiben, daß unsre Leute, wenn auch ungern, auf ihre hessischen Kameraden schießen müssen. Dies aber würde ein Vorgang sein, den man in der kurhessischen Armee und in den norddeutschen Kontingenten niemals wieder vergessen würde." Diese Worte kamen von demselben Manne, welcher im Jahre 1866 den großen deutschen Krieg veranlaßte und dabei auch die hessischen Truppen zum Kampfe zwang.

Inzwischen wurden die inneren Zustände immer verwirrter und der Verfassungsstreit immer heftiger. Meine unausgesetzten Bemühungen, die Dinge auf derjenigen Linie zu erhalten, welche ich für die richtige hielt, also einerseits Oesterreich und dem Bundestage gegenüber unsre Stellung mit Entschiedenheit zu wahren und andrerseits unsre Militärs von übereilten Schritten zurückzuhalten; diese fast übermäßigen Anstrengungen, verbunden mit dem tiefsten Seelenschmerz über das schließliche Fiasko der liberalen Verwaltung, zu deren Zustandekommen ich so viel persönlich beigetragen hatte, — alle diese Momente zusammen hatten mein Nervensystem in einem solchen Grade erschüttert, daß ich mich zuletzt in einem Zustande völliger Schwäche befand. Schlaflosigkeit, nervöse Unruhe, Appetitlosigkeit, rasches Abmagern und so weiter versetzten mich in einen Zustand, welcher meine Familie und meine Freunde um mich auf das lebhafteste besorgt machte. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich nicht mehr arbeitsfähig sei, da dieser Zustand mich zum zweiten Male befiel (zum ersten Male während des italienischen Krieges). Daher hielt ich mich verpflichtet, mit Rücksicht darauf, sowie auf die veränderten politischen Verhältnisse meine amtliche Stellung zunächst in der Form eines längeren Urlaubes aufzugeben. Herr v. Sydow, später preußischer Bundestagsgesandter, übernahm am 30. Mai 1862 vorläufig meine Geschäfte. Dem Grafen Bernstorff aber empfahl ich dringend Herrn v. Thiele als meinen Nachfolger. Am 12. Juli bat ich dann den König, mich unter Entbindung von meiner bisherigen Stellung so lange zur Disposition zu stellen, bis sich nach völliger Wiederherstellung meiner Gesundheit eine geeignete Verwendung für mich fände. Der König genehmigte dieses mein Gesuch unter dem 16. Juli.[1])

(Schluß folgt.)

[1]) Wenn Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" II, Seite 198 sagt: „Herr v. Gruner, während der Neuen Aera Unterstaatssekretär in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wurde bald nach meiner Uebernahme des Ministeriums des Auswärtigen zur Disposition gestellt und durch Herrn v. Thiele ersetzt," so ist dies eben auch einer von den Irrtümern, welche die „Gedanken und Erinnerungen" enthalten. Entweder fand Bismarck noch Herrn v. Sydow als stellvertretenden oder schon Herrn v. Thiele als angestellten Unterstaatssekretär vor.



Dichtungen in den Wissenschaften.

Von

Dr. B. Weinstein.

Der englische Geschichtschreiber vom Sinken und Fall des römischen Reiches, Gibbon, sagt in einem Essay, darin er die Wahrhaftigkeit des Griechen Ktesias prüft, daß dieser sich in seinem Werke manchmal arg vergesse und als Rhetor oder gar als Dichter spreche. Wahrscheinlich meint Gibbon mit Dichter hier einen Erdichter, und insofern es sich in dem Werke des Ktesias um Wiedergabe von Thatsachen handelt, mag er ihn wohl mit Recht allzu blühender Phantasie beschuldigt haben. Aber es ist bereits die Frage aufgeworfen worden, wer den Julius Cäsar richtiger geschildert habe, die mit allen Dokumenten und den kleinsten Thatsachen aus seinem Leben und Wirken vertrauten Historiker oder der „Dichter“ Shakespeare, der diesen gewaltigen Mann nur nach großen Zügen seines Wesens kannte und gewiß bei einem Examen in der genauen Geschichte seines Helden sehr in Verlegenheit gewesen wäre? Die Frage halte ich für durchaus berechtigt und würde meinerseits auch über die Antwort nicht im Zweifel sein, denn wie der Maler mit einem Blick an einem Gegenstande Farbenfeinheiten übersieht, die der Laie erst in mühseligem Untersuchen findet, so faßt der wahre Dichter aus Einzelnem ein Ganzes auf und giebt es mit kühnem Fluge der Gedanken als Ganzes wieder. Die Natur liebt keine Unstetigkeiten und Zufälligkeiten, nicht einmal im Leben des eigenwilligen Menschen, und sie entwickelt ihre Schöpfungen und deren Geschichte mit einer gewissen Logik nach gewissen Regeln. Wenige nur erkennen es; wem aber das künstlerische Vermögen ward, es zu durchschauen, der darf sich auch seiner Phantasie überlassen; unwillkürlich geht diese zwischen einzelnen zerstreut liegenden Halten den richtigen Weg oder wenigstens einen Weg, den man schon für den richtigen annehmen darf, wenn man nicht, von Wissensdurst getrieben, den absolut richtigen Weg kennen lernen will. Bei der Kürze unsrer Dauer und der unendlichen Fülle von Gegenständen, die der Untersuchung und der Kenntnis wert sind, müssen wir mit den, sozusagen noch wahrsten, Angaben zufrieden sein; auch beruhigen wir uns gerne, wenn man uns etwas soweit dargestellt hat, daß die nächsten Fragen für uns erledigt sind. Selbst der tiefste Forscher auf einem Gebiete verhält sich andern Gebieten gegenüber fast gläubig, gläubig in Bezug auf das, was man ihm sagt, wie auf das, was er selbst in müßigen Augenblicken sich ersinnt, um sich in Fremdem zu „orientieren“. Naheliegend ist es ja, darauf hinzuweisen, daß Goethe seine Biographie gewiß nicht „Dichtung und Wahrheit“ überschrieben hat, um den Leser darauf vorzubereiten, daß er auch Erdichtetes, der Wahrheit nicht Entsprechendes, zu gewärtigen habe, sondern weil ihm manche Ereignisse seines Lebens nur noch in einzelnen Phasen erinnerlich waren, die er geistig verbinden

mußte, wollte er der Welt ein lückenfreies Bild seines Lebens und seiner Entwicklung hinterlassen. Und so bewunderungswürdig und mühelos sind diese Verbindungen, namentlich für die Kinder- und Jugendzeit, erdacht, daß man sich ärgern und ein herrliches Kunstwerk zerstört glauben würde, wenn jemand mit kaltem Beweis darthun wollte, das ist erdichtet und nicht wahr. Hat man doch sogar behauptet, der Mensch lebe geistig überhaupt nur von Einbildungen. Das geht allerdings viel zu weit; wie es vieles giebt, was wir nicht anzweifeln möchten, was wir uns sogar, weil wir keinen Beweis dafür haben, gerne einreden — wer denkt hier nicht an Kants Paralogismen der reinen Vernunft —, so existieren für uns auch Wahrheiten selbst auf synthetischem Gebiete, Wahrheiten, die wir oft als die höchsten Wahrheiten bezeichnen, die alle Menschheit seit Jahrtausenden leiten, worin gerade der Beweis ihrer Existenz liegt. Aber wunderbar und fast verwunderlich ist es doch, wie uns selbst bewußte Vorspiegelungen, sind sie nur schön, so gefangen nehmen, daß wir die Erdichtung vergessen können. Die Schauspielerin Duse soll bei rührenden Stellen der Dichtungen, die sie zur Darstellung bringt, wahrhafte Thränen vergießen; von einem Tragöden, dessen Name mir entfallen ist, wird erzählt, daß er als Hamlet nicht habe aufstehen wollen, nachdem der Vorhang die Erstechungsscene lange schon verhüllt hatte, er glaubte sich in allem Ernste tot. „Autosuggestion“ wird jetzt wohl mancher meiner Leser denken oder gar ausrufen. Mag sein; aber was ist mit diesem Schlagwort erklärt?

Um mich enger an mein Thema anzuschließen, so darf behauptet werden, daß Dichtung nicht der Wissenschaft und Wissenschaft nicht der Dichtung entbehren kann. Nie würde Homer auf solche packend naturgetreue Vergleiche gekommen sein, wenn er nicht die Natur genau gekannt hätte; der Vergleich der Menschen mit den Blättern des Waldes, der innigste aller homerischen Vergleiche, der Vergleich des anstürmenden und stutzenden Kriegers mit der zum Uferfelsen jagenden, dort sich stauenden und überbrandenden Woge — kein Naturforscher von Fach hätte sie sinnlicher fassen können. Unser Nibelungenlied ist arm an Vergleichen, ein solcher Vergleich der vor ihres Siegfried Tod so sinnigen Kriemhild in ihrer Umgebung mit dem lichten Mond, der aus den Wolken steht, ist wahrhaft schön. Uebrigens stoße ich hier wohl offene Thüren ein, denn daß ein Dichter auch etwas wissen muß, wird kaum jemand, vielleicht nicht einmal ein neuester von den neuesten in Abrede stellen. Anders verhält es sich mit den Wissenschaften und der Dichtung. Wer Wissenschaft treibt, muß ein kaltes Herz und einen ruhigen Kopf haben, gleichwohl kann die Wissenschaft sich der Dichtung gar nicht entschlagen. Wenige Forscher dürfte es geben, die schon völlig befriedigt sind, wenn sie etwas erkannt haben. Weitaus die meisten wünschen, daß auch andre, viele sogar, daß das ganze Publikum von der Bereicherung des Wissens Kenntnis nehme. Und das ist so selbstverständlich wie notwendig. Nun kommt die Mitteilung, die erfordert schon dichterisches Können, der Inhalt soll klar, die Form mindestens nicht abstoßend sein, wenn möglich sogar für sich zum Lesen reizen. Darin aber stehen die Wissenschaften in bösem Ruf. Sie

haben ihn aus der Zeit ererbt, da man über nichtige Gegenstände, etwa ein gefundenes römisches Tintenfaß, schwere Folianten voll ungeheuerlicher Belesenheit schrieb. Winckelmann und Lessing haben darüber schon ihren Aerger ausgedrückt, und seitdem sie und unsre Dichterheroen uns Prosa schreiben gelehrt haben, denn was Luther in dieser Hinsicht that, ist, abgesehen von seiner Sprache selbst bald vergessen worden, hat sich sehr vieles außerordentlich gebessert. Manche Wissenschaft freilich scheint von vornherein schöne Darstellung auszuschließen. Das gilt namentlich von den mathematischen Disciplinen, deren Sätze eintönig gebaut sind. Wenn und falls lösen sich ab, da und weil, also, hiernach und folglich. Dem ist nicht abzuhelfen, da es in der Natur dieser Wissenschaften begründet ist, die in Voraussetzungen und Folgerungen ständig auf und ab wallen. Die eigene Methode der Mathematiker hat aber so viel Bestechendes, daß auch andre Forscher sich derselben bedient haben, so Spinoza in seinem Hauptwerk, Kant an einzelnen Stellen seiner Kritik der reinen Vernunft. Die eigentliche Mathematik wird für die Trockenheit des Stils durch die Schönheit der Figuren und Formeln entschädigt. Der Mathematiker Kronecker, einer der scharfsinnigsten auf dem Wissensgebiete, pflegte seine Vorlesungen an der Universität mit der Mahnung an uns, seine Schüler, einzuleiten, die Formeln doch recht schön anzuordnen und zu schreiben, er behauptete, eine mathematische Formel müsse schon, bevor man noch ihre inneren Süßigkeiten erkundet, durch ihre äußere Gestaltung einen künstlerisch angenehmen Eindruck machen. Nun, an die „inneren Süßigkeiten“ einer mathematischen Formel wird ein Nichtmathematiker nicht recht glauben, obwohl der Verfasser versichern kann, daß sie thatsächlich vorhanden sind, aber schöne äußere Gestaltung wird selbst ein Laie manchem mathematischen Werk nicht abstreiten können. Fast möchte ich sagen, daß gut gesetzte mathematische Formeln das ausschweifende Rokoko mit der hellenischen Symmetrie glücklich verbinden. Neuerdings wird ja überhaupt viel auf die Schönheit des Druckes selbst gegeben; daß manchmal Schriften gewählt werden, die kein Mensch lesen kann, ist freilich eine trübselige Folge des Uebereifers und erregt unser Erstaunen, wenn das bei Anzeigen und Anpreisungen geschieht, die doch jeder lesen soll.

Durch schöne Darstellungen zeichnen sich in den Naturwissenschaften namentlich Werke der beschreibenden Naturwissenschaften aus. Auf den Olympier zu beispielen ist überflüssig, seine Farbenlehre, der doch kein moderner Physiker zustimmen kann, ist vielfach so wunderschön geschrieben, daß man sich kaum dem Zauber der Worte und Sätze entwinden kann. Ein leuchtendes Beispiel schöner Darstellung ist Humboldts „Kosmos“; namentlich der erste Band dieses Werkes und die „Ansichten der Natur“ sind stilistische Meisterwerke. Ihnen sehr nahe kommt Ferdinand Cohns „Leben der Pflanze“. Moderne noch lebende Gelehrte muß ich übergehen, darf aber nicht verschweigen, daß ein Nachlassen in der Schönheit der Darstellung sich deutlich bemerkbar macht, vielleicht infolge der durch den Kampf ums Dasein uns aufgezwungenen raschen Arbeitsweise. Darüber können auch Erscheinungen auf dem naturwissenschaftlichen Büchermarkt

nicht hinwegtäuschen, die wegen ihrer Darstellung viel Anklang gefunden haben; sie kranken an Gedankenleere, welche von klingenden Worten oder Wendungen nur schlecht überdeckt wird. Ernste Forscher schreiben jetzt entweder gut oder nur für ihre Fachgenossen. Aber von je, und nicht bloß in den Naturwissenschaften, war es das große Heer der Halbberufenen, welches den Trieb in sich fühlte, die Wissenschaft zu popularisieren. Vielleicht ist das in der Natur der Sache begründet, und so ist es auch sogar willkommen zu heißen; doch muten viele „wissenschaftliche" Mitteilungen in den Zeitungen den Forscher gar zu unheimlich an.

Daß Wissenschaftliches auch in Versen geschrieben worden wäre, dafür ist mir aus der Neuzeit kein Beispiel bekannt. Aus dem Altertum ist das schöne Gedicht des Lucrez über die Natur der Dinge vorhanden, welches neuerdings die Aufmerksamkeit strengster Forscher auf sich gelenkt hat, weil es eine Hypothese enthält, die sich die moderne Wissenschaft ganz zu eigen machen mußte. Wieland hat es in seinem Jugendwerk „Die Natur der Dinge" nachgeahmt. Daß die Gelehrten, welche die Handhabung der Sprache nicht zu ihrem besonderen Studium machen, weniger leicht und anmutig schreiben als Berufsschriftsteller oder gar Dichter, liegt zum Teil auch an unsrer Sprache selbst, deren schwache Flexionen auf e oder en und deren eintöniger Infinitiv Kraft und Anmut nur bei äußerster Sorgfalt erzielen lassen, wozu noch die unbändig vielen Trochäen kommen, die nur mit Hilfe einsilbiger und darum unscheinbarer Worte verdeckt werden können. Mit diesen Schwierigkeiten unsrer Sprache hat auch der Dichter nicht wenig zu kämpfen, wie Goethe einmal gesteht und jeder sofort merkt, der sich mit Dichten abgiebt und nicht immer weibliche Reime auf en bilden und, bei jambischen Versen, nicht immer mit einsilbigen Worten anfangen möchte, weil das schon im Druck schlecht aussieht.

Der zweite für die Wissenschaft selbst bedeutungsvolle Umstand betrifft die Ausfüllung der Lücken unsrer Kenntnisse durch Hypothesen, die nichts andres sind als Erdichtungen. In manchen Wissenschaften ist eine derartige Ausfüllung absolut nicht zu umgehen, weil wir die Kenntnisse nicht erlangen können, indem die Gegenstände, auf die sie sich beziehen sollen, entweder bereits entschwunden sind oder für uns unerreichbar fern sich befinden. Im ersten Falle befinden sich beispielsweise die klassischen Wissenschaften. Was mühen und quälen sich nicht die Philologen mit Hypothesen, Konjekturen über diese oder jene Lesart und Verbesserung der alten Schriftsteller! Einer der berühmtesten dieser Forscher hat allein zum Horaz, irre ich nicht, an 800 Textänderungen seiner Ausgabe einverleibt, woran er mehr als ein Jahrzehnt gearbeitet haben soll. Auch das sind Dichtungen und in diesem Falle schon deshalb, weil, wer einen Dichter richtig auffassen und ursprünglich herstellen will, selbst den Kuß der Musen empfangen haben sollte. Noch dichterischer ist das Verfahren der Mythographen. Die Sagen der heidnischen Völker sind allmählich entstanden und ständig vom Volke und seinen Schriftstellern gemehrt und geändert worden. Ein Teil der Sagen spielt im höchsten Kreise der Götter, ein andrer zwischen Göttern und

Menschen, ein dritter nur zwischen Menschen; alle aber haben die Eigenheit, die Götter zu den Menschen herabzuziehen und Menschen vielfach zu den Göttern zu erheben. Was sind nun diese Sagen? Sind sie nichts weiter als Märchen, die Volk und Dichter zum Zeitvertreib erfunden haben? Oder sind sie volkstümliche Einkleidungen von Naturerscheinungen, hohen Weisheiten und Religionslehren? Vielleicht gar mehr oder weniger entstellte wahre Begebenheiten? Die Antwort schwankt zwischen den alleräußersten Annahmen, und ganze Systeme sind zur Erklärung der Mythen erdichtet und gedichtet werden. Manche dieser Systeme sind uns fast unverständlich; was ein Manetho, Sanchuniathon und Berosus von den Göttern erzählen, kommt uns nicht selten wie halbverrückter Unsinn oder böswillige Farce vor. Andre richten aus den Mythen öde poesielose Gebäude auf, die kaum der Besichtigung, geschweige des Bewohnens wert sind. Wenn Zeus nicht der Gott war, bei dessen Hauptneigen der Olympos erbebte, sondern ein König in Kreta, der um Herrschaft kämpfte, so ist er uns höchst gleichgültig. Wotan als asiatischer Häuptling, der nach dem Norden kommt, hat nur Interesse, wenn er die dortigen Völker Kultur lehrt. Die euhemeristischen Deutungen der Mythen und Sagen sind der Phantasie am widerstrebendsten. Nun kommen die Symboliker; Sagen von Göttern und göttlichen Helden sind eine Art Kalender für die Naturvorgänge im Jahre und die Wandlungen in der Stellung der Gestirne am Himmelszelt. Regeln tiefer Lebenswahrheit sind in ihnen auch verborgen. Im Orient bei tüftelnden semitischen und phantastischen indischen Stämmen entstanden, sind die Mythen von Griechen und Germanen, ihrer klaren und dichterischen Denkweise entsprechend, umgewandelt, ihr Sinn aber ist in den Mysterien und von den Priestern immer bewahrt worden. Zuletzt die Männer nach Art von Johann Heinrich Voß sehen in den Sagen schöne zum Teil herzerfreuende Erzählungen ohne mystischen und sonstigen Zweck, wie unsre Märchen, von denen sie gleichwohl unendlich verschieden sind, weil sie das naive Wunder nicht enthalten. Das sind alles Dichtungen des vielfragenden Menschengeistes, wahrscheinlich enthält jede Wahrheit in sich; manche Mythen werden wirklich historischen Ursprung haben, andre von priesterlichen Sängern zur Einkleidung tiefsinniger, dem Volksverstand unzugänglicher Lehren vorgetragen sein und so fort. Aber jeder Dichter ist von seinem Werk eingenommen, und so werden die Systeme ins Allgemeine und ins kleinste Einzelne ausgebaut, daß sie nebeneinander nicht Platz haben, und jeder sein System nur auf den Ruinen der andern Lehren zu errichten weiß. Das ist menschlich. Derartige Dichtungen werden meist nur in den engen Kreisen der Gelehrten studiert, wie höchstwahrscheinlich es dem Griechen nicht eingefallen ist, zu fragen, wie die Sagen entstanden sind, die man ihm vorlas oder auf der Bühne in furchtbaren und ergreifenden Tragödien körperlich zur Schau bot. Andre Dichtungen, namentlich über Kunstwerke, beschäftigen weite Kreise. Was ist nicht alles über die Deutung der Laokoon-Gruppe geschrieben worden, und wie viel davon müssen wir nicht heute als reine Dichtung betrachten? Dem einen das höchste Kunstwerk des Altertums, war die Gruppe dem andern eine gute

Handwerksarbeit. Drückte Laokoons Gesicht seelischen Schmerz über das entsetzliche Geschick seiner beiden Knaben oder nur gewöhnlichen körperlichen über die eigene Wunde aus? Merkwürdig, daß man das nicht mit Bestimmtheit sagen kann, und daß jeder etwas aus eignem Empfinden nehmen muß. Aehnlich verhält es sich mit der Venus von Melos; ein berühmter Anatom sogar hat die Feder zu einer sehr anmutenden Dichtung über dieses herrliche Werk ergriffen. Und warum nicht? Ueber die Kunst steht auch dem sogenannten Laien ein Urteil zu und das Recht, zu dichten. Uebrigens hängt die Dichtung über dieses Werk sehr von dem Standpunkt ab, von dem man es anschaut; dem Verfasser, der es oft von allen Seiten umgangen und forschend angestaunt hat, schien der Gesichtsausdruck je nach der Stellung ein andrer und andrer zu sein, derartig, daß es ihm sogar vorkam, als ob der Ausdruck hoher Göttlichkeit sich in die liebliche und gewinnende Schönheit wandelte. Also Dichtung en face und Dichtung im Profil. Wir wissen nicht, wie der Künstler dieses Werkes es gestellt und betrachtet wissen wollte, worauf selbstverständlich alles ankommt, denn plastische Werke sind nicht immer zum Anschauen von allen Seiten.

Nicht viel anders geht es den Forschern, welche in die Ferne schweifen. Die Astronomen, die doch so thun, als besäßen sie auf jedem der Sterne eine Villa, müssen sofort zu dichten beginnen, sobald man sie fragt, wie es auf ihren himmlischen Grundstücken aussieht. Freilich nehmen sie scharfe Mittel zur Hand, wie Fernrohre, Spektroskope, photographische Apparate, um erst gehörig Umschau zu halten, ehe sie antworten. Aber wenn man was sieht, muß man auch wissen, was man gesehen hat, und das ist nicht immer leicht zu sagen. Müssen wir doch schon auf Erden einem Gegenstande manchmal fest auf den Leib rücken, wenn wir ergründen wollen, welcher Art er ist, wie bei den jetzt tödlich gehaßten Bazillen. Und den Gegenständen auf den Sternen können wir nicht nahe kommen, wir beschwören sie in Bildern zu uns herab, aber die Bilder sind uns zu klein oder zu lichtschwach oder voll Unbekanntem. Vieles, was wir so oder anders erkennen, belegen wir fröhlich mit Namen und überlassen es der Nachwelt, den Namen eine vorstellbare Bedeutung zu geben, manchmal weicht die endlich gefundene Bedeutung weit ab von dem, was der Name eigentlich besagt. Daß die „Protuberanzen“ der Sonne Geschwülste dieser Lichtspenderin sein sollen, würde selbst den prosaischesten Menschen mit Abscheu erfüllen; und jetzt weiß auch jeder Astronom, daß es sich nur um prachtvolle Leuchterscheinungen von und in Gebilden handelt, die wir unsern Wolken und Springbrunnenstrahlen gerne vergleichen. Ganz phantasiebegabte Astronomen haben auch Werke vernünftiger Wesen auf Sternen, so auf dem Mond und dem Mars gesehen und beschrieben; bei einigen Erscheinungen hält es wirklich schwer, die Phantasie zu zügeln. Die physikalische Astronomie ist eine stark dichtende Wissenschaft, aber Heroen wie Kirchhoff und Bunsen haben ihr feste wissenschaftliche Grundlagen für ihre Dichtungen geschaffen, so daß sie selbst vor skeptischen Geistern mit Ehren besteht, und man, was ihre ernsten Jünger sagen, fast wie Wahrheit annehmen darf.

Nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, wie in manchen Wissenschaften Dich-

tungen fast plötzlich beiseite gelegt und durch Dichtungen ganz andrer Art ersetzt werden. Nur zwei statt vieler Beispiele. Wir wissen, daß die Erde eine so lange Geschichte hat, daß selbst ihre Existenz als fester Ball — vorher soll sie feuerflüssig und noch früher gasförmig gewesen sein — nach vielen Millionen, vielleicht nach vielen hunderten von Millionen Jahren zählt. Wie sah sie früher aus und was hat sie früher erlebt? Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden, das trifft hier buchstäblich zu. Das Menschengeschlecht mag schon Hunderttausende von Jahren alt sein, zu erzählen verstehen die Menschen seit kaum sechstausend oder siebentausend Jahren. Aber die Steine haben die Geschichte der Erde aufbewahrt und künden sie dem forschenden Geologen. Aus ihrer Lagerung, der Form der von ihnen zusammengesetzten Schichten und Gebirge, ihrer Beschaffenheit, vor allem aus den Resten und Spuren längst vergangener Wesen, die sie enthalten, schafft sich die Wissenschaft so getreue Kenntnis früherer Zustände der Erde, daß sie es sogar wagen darf, wirkliche Landschaftsbilder für Jahrmillionen zurückliegender Zeiten anzufertigen und mit Pflanzen und Tieren, die uns fremd genug, oft gar abenteuerlich vorkommen, zu bevölkern. Was die Wissenschaft auf diesem Gebiete geleistet hat, ist geradezu erstaunlich, und wenn man bedenkt, daß sie kaum älter als etwa hundert Jahre ist, muß man ihre Errungenschaften für die bedeutendsten erachten, die je auf einem Wissensgebiet erkämpft worden sind. In der Zeichnung der Bilder und ihrer Aneinanderreihung zu einem fortlaufenden, die Geschichte der Erde und ihrer Lebewesen enthaltenden Ganzen liegt schon ein gut Teil von Dichtung; vielfach ist höchster Scharfsinn in Verbindung doch mit kühnster Phantasie erforderlich gewesen, aus geringfügigen Spuren Tier- und Pflanzengeschlechter aufzubauen. Ohne sorgfältigste Kenntnis der jetzigen Lebewelt wäre das auch nicht möglich gewesen. Aber es hat sich herausgestellt, daß wie unähnlich früheste Tiere und Pflanzen den jetzigen sind, dazwischen eine Kette von Wesen sich einschiebt, die in leisen Uebergängen bis zu den jetzigen führt. Der leichten Uebersicht wegen hat man die ganze Erdgeschichte in einzelne aufeinanderfolgende Perioden eingeteilt. Da zeigt sich denn manchmal ein verblüffender Unterschied in dem Aussehen in und auf der Erde selbst bei benachbarten solchen Perioden. Zeiten mit einem unendlichen Reichtum an Lebewesen wechseln mit solchen, in denen Feld und Wald wie in Totenstille daliegen. Tiere oder Pflanzen, die einmal sich in unabsehbaren Scharen auf der Erde drängen, verschwinden fast spurlos, um andern Arten Platz zu machen. Man denke nur, welch ein kolossaler Kirchhof zum Beispiel Württemberg ist für Saurier, Ammoniten und so fort, welch gewaltige Länderstrecken in Amerika, China und an andern Orten Pflanzen in Steinkohlen verwandelt enthalten. Nun dichteten Geologen vom Range Alexander v. Humboldts, Leopold von Buchs und andrer, daß die Erdperioden voneinander durch furchtbare Ausbrüche aus dem Innern der Erde geschieden seien, welche Länder ins Meer versenkten, Kontinente aus dem Meere hoben und ganze Geschlechter von Tieren und Pflanzen zertrümmerten und in Schlamm begruben. Das ist eine Titanendichtung vom Leben der Erde und klingt an die seltsamen Erzählung

bei Plato von dem versunkenen Lande Atlantis an. Später aber wandelten die Geologen unter der Führung Charles Lyells und Charles Darwins diese Dichtung in das Gegenteil eines stillen Idylls um. Keine andern Kräfte wirkten früher in und auf der Erde, als wir sie jetzt kennen, Erderschütterungen und Erdbeben waren wie in unsern Zeiten; geräuschlos, wie es gegenwärtig bei der schwedisch-norwegischen Halbinsel der Fall ist, stiegen Länder aus dem Meere empor und sanken, wie jetzt Hollands Küsten es thun, in das Meer hinab. Plötzliche Ausrottung von Lebewesen fand nur in gleichem Maße wie nun statt, vielleicht nicht einmal so häufig wie in unsrer Zeit, da der Mensch aus Notwehr und vielfach leider aus Gewinnsucht ganze Tierarten vernichtet. Man wird gestehen, diese beiden Dichtungen stehen sich scharf genug gegenüber, sie sind sich sogar noch gegensätzlicher, als auf den ersten Blick scheinen möchte, denn jene Katastrophendichtung braucht von Periode zu Periode neuer Schöpfungen, um die Erde mit neuen Arten zu bevölkern, diese läßt eins aus dem andern hervorgehen. Wir stehen auch hier im Zeichen der Vermittlung; da der Fortschritt der Wissenschaft beide Dichtungen als nicht ausreichend erkennen läßt und eine dritte Dichtung nicht zu ersinnen ist, schließen wir uns beiden an. Im allgemeinen sagen wir, entspricht die Entwicklung der Erde der zweiten Dichtung, manchmal jedoch hat die erste das richtigere Bild getroffen.

Das zweite Beispiel betrifft die Beschaffenheit der Substanz. Die Körper bieten den Anblick eines stetigen Ganzen, wo etwas fehlt, sprechen wir von Löchern, Poren, Höhlungen und so fort, die nicht zum Begriff der Körper gehören. Daraus ist die Annahme, wir sagen wieder Dichtung, erwachsen, daß alle Substanz stetig, kontinuierlich sei, indem sich jeder Substanzteil an den andern ohne Unterbrechung anschließt, und, abgesehen von der Begrenzung, jeder rings mit Substanz in unmittelbarer Berührung ist. Daß dieses nichts Sicheres, sondern nur Erdichtetes ist, wird aber sofort klar, wenn die Erfahrung beachtet wird, daß alle Körper, auch wenn sie gar keine Höhlungen und Poren haben, wie etwa Flüssigkeiten, sich dennoch zusammenpressen lassen. Kann man denn Substanzen, die sich schon berühren, noch näher aneinander bringen? Das ist für die Vorstellung ungemein schwierig und scheint sogar einen begrifflichen Widerspruch zu enthalten. Als eine Wahrheit können wir die Stetigkeit der Substanz nicht ansehen, wir stehen ihr mit Einwürfen und Zweifeln gegenüber und mit mangelnden Vorstellungen. Wirklich hat sich eine andre Dichtung gleichfalls Geltung in der Wissenschaft erkämpft. Die Substanz ist nicht stetig, sondern besteht im Gegenteil aus getrennten Teilchen (Atomen), die freilich so klein sind, daß sie sich der sinnlichen Wahrnehmung entziehen, und die einander so nahe liegen, daß die Körper wie stetig aussehen. Hier verstehen wir sofort, warum Körper zusammengepreßt werden können, die kleinsten Teilchen werden einander genähert. Körper setzen diese Teilchen deshalb zusammen, weil sie sich gegenseitig wie Sonne und Erde anziehen, durch die gegenseitige Anziehungskraft halten sie sich zum Körper zusammen. Und damit sie nicht infolge der Anziehungskraft zusammenfallen und so doch wieder stetige Substanz bilden,

wird weiter gedichtet, daß diese Teilchen in fortwährender Bewegung umeinander und durcheinander begriffen sind, wodurch sie am Zusammenfallen verhindert werden. Letzteres ist leicht zu verstehen, wenn man an das gewaltige Beispiel der Himmelskörper denkt, auch diese ziehen sich gegenseitig an und würden zusammenstürzen, wenn sie sich nicht bewegten. Gewöhnlich sagt man, die Erde falle jeden Augenblick zur Sonne, aber sie falle immer vorbei, weil sie einmal einen Antrieb quer zur Sonne erhalten hat. Und so ist es mit allen andern Himmelskörpern, und so soll es mit den Millionen mal Millionen Teilchen sein, welche selbst kleine Körper zusammensetzen. Jeder Körper bildet so eine Welt im Kleinen, Makrokosmus und Mikrokosmus sind einander im wesentlichen gleich. Hier erhebt sich diese Dichtung zu offenbarer Schönheit und bietet der Phantasie ein weites Feld, sich zu tummeln, denn in der That ist in der Schöpfung nichts groß und nichts klein; daß wir Unterschiede machen, liegt nur daran, daß wir immer uns Menschen als „Maß der Dinge“ betrachten. Diese Dichtung von der Beschaffenheit der Substanz hat der Wissenschaft außerordentliche Dienste geleistet, und sie ist bereits an mehr als zweitausend Jahre alt. Gleichwohl ist ihr neuerdings eine dritte entgegengestellt worden, die wiederum gewissermaßen eine Vermittlung zwischen ihr und der erstgeschilderten ist. Die ganze Welt soll von stetiger Substanz, die man Aether nennt, erfüllt sein, in dieser stetigen Substanz sollen aber Ungleichheiten nach Art von Wirbeln, die man im Wasser oft genug sieht und leicht hervorbringen kann, vorhanden sein. Diese stellen die kleinsten Substanzteilchen dar. Von solchen Wirbeln hatte Helmholtz in einer seiner geistvollsten Arbeiten nachgewiesen, daß sie Eigenschaften haben, welche wir gerade den kleinsten Teilchen der Körper zuschreiben. Das geschah vor Abfassung der dritten Dichtung, welche von dem englischen Physiker Lord Kelvin herrührt.

Mit dem Vorstehenden sind die Dichtungen in den Wissenschaften nicht entfernt erschöpft, eine der bedeutendsten, die Dichtung der Kräfte und Ursachen, ist nicht einmal erwähnt. Diese führt aber zu einer so großen Zahl von folgenschweren Schlüssen und Betrachtungen, daß sie besser einer besonderen Abhandlung vorbehalten bleibt.



Aus dem Nachlasse Munkacsys.

Von

F. Walther Ilges.

II.

Munkacsys Heirat. — Briefe an seine Frau. — Beginn der Krankheit. — Sein Verhältnis zur französischen Kunst. — Ungarische Reise.

Zu Weihnachten 1870 lernte Munkacsy in Düsseldorf seine spätere Gattin, die damalige Frau Baronin de Marches, geborene Papier, kennen. In dem lustigen jungen Mann mit krausem Haar und schwarzem Barte, mit ungarischem Mantel, Reitstiefeln, kastanienbrauner, mit Goldknöpfen verzierter Weste und dunkelgrüner Halsbinde hätte wohl niemand den Maler des düsteren, preisgekrönten Bildes „Der letzte Tag eines Verurteilten“ vermutet. Seit seinem großen Erfolge hatten sich zwar die äußeren Verhältnisse Munkacsys gebessert. Aus dem „verflixtichten Quartier“ in der Ritterstraße, wo er sein großes Werk in der Stille ausgearbeitet hatte, hatte er sein Atelier inzwischen verlegen können, er hatte sich hübsch eingerichtet und war auch bemüht, seine einförmige „ungarische“ Kleidung etwas malerischer zu gestalten, so daß er zum Entsetzen seiner Freunde eines Tages in perlgrauem Anzug, gesticktem Hemd und tief ausgeschnittener Weste erschien — im übrigen aber war er ganz der alte geblieben, bescheiden, genügsam und bedürfnislos wie der einfachste Bauer und dabei von einer unglaublichen Arbeitskraft und Arbeitslust. Nur einen Eindruck hatte die unerwartete hohe Auszeichnung im Pariser Salon auf ihn gemacht: sie nahm ihm einen Teil dessen, was ihn bisher allem Elend gegenüber siegreich den schweren Kampf nicht nur um Anerkennung, sondern um das tägliche Brot hatte bestehen lassen, sie nahm ihm einen Teil seines Selbstvertrauens. Jetzt zuerst vor diesem unbestrittenen Erfolge legte er sich die bange Frage vor: Werde ich mit den folgenden Werken die so mühsam erklommene Höhe behaupten können? Der finstere Gedanke wurde trotz aller Mühe, die der junge Künstler sich gab, ihn durch Lustigkeit zu vertreiben, immer quälender, bis Munkacsy endlich nach einem mißglückten Selbstmord auf der Luxemburger Besitzung seines neuen Freundes de Marches, Schloß Colpach, das geistige Gleichgewicht wiederfand und in Paris, wohin er schon 1872 übergesiedelt war, schnell hintereinander die nächsten in Auffassung und Farbe dem „Verurteilten“ ähnlichen Werke vollendete.

Als der Baron kurz darauf starb, heiratete Munkacsy am 5. August 1874 dessen Witwe. Damit beginnt nicht nur ein neuer Abschnitt in Munkacsys Kunst, es beginnt auch die Zeit, da sein Haus der Sammelplatz der Pariser Welt wurde, die in dem einstigen Tischlergesellen willig einen der Führer anerkannte, um die das geistige Leben der französischen Hauptstadt sich vereinigt.

Hier war jetzt wirklich ein Fürst der Kunst erstanden, ein wahrer Fürst, der

Hof hielt und offene Tafel in einem Zauberschlosse, zu dem man hinpilgerte wie zu einem Weltwunder. Wie viele aber von den Hunderten, den Tausenden, die hier über dicke Teppiche zwischen Spiegeln und lichtdurchfluteten Palmengärten auf beiden Seiten die geschnitzte Eichentreppe hinaufschritten — die hier in den weiten Räumen die zahllose Menge eines dieser berühmten Feste an sich vorüberwogen sah, farbenleuchtend, diamantenfunkelnd, wie ein aus der Vergangenheit auferstehendes Bild der Renaissance — wie viele von den Hunderten und Tausenden haben aber den Meister in der Frühe hinauswandern sehen zur Arbeit in sein Atelier in Neuilly mit dem eingewickelten Kotelett zum einfachen Mittagsimbiß in der Hand? Und doch ergänzt dieses Bild des bei aller Pracht seines „öffentlichen" Lebens für seine Person so einfach, so arbeitsam gebliebenen Künstlers jenes des Weltmannes. Munkacsy liebte die Gesellschaft, aber, so wie er unter treuem und nie versagendem verständnisvollem Beistande seiner Gattin sein Heim mit diesem unnachahmlichen Gepräge eines echten Künstlergeistes zu versehen wußte, so liebte er auch gleichsam mit dem Auge des Künstlers die Gesellschaft. Wenn er den Tag über in seinem stillen Atelier vor den Staffeleien gestanden hatte, einsam, schweigsam, grübelnd, so verlangte er abends einen Kreis froher Menschen um sich, Leben, Musik und geistreiche Unterhaltung, nicht um sich hineinzustürzen in den Trubel der modischen Welt und die Gedanken an seine Kunst zu vergessen in einem kurzen Rausche des Vergnügens, sondern um sich sozusagen etwas „vorleben" zu lassen. Meist blieb er selber schweigsam, still, beobachtend, und selten nur noch erwachte in ihm dann der alte Munkacsy, wie er einst lustig, jugendfrisch, gesund und jugendfroh leichten Herzens gehungert und gedarbt hatte, weil er noch an sich, an eine Zukunft glaubte. Jetzt in Paris, auf der Höhe seines Ruhmes, überschüttet mit Ehren und Reichtum, hatte er jenes alte Lachen verlernt, seine Brauen zogen sich in düstere Falten zusammen, und das Alter warf vor der Zeit den Puder über sein dunkles Haar. Mitten in dem Glanze, in dem fröhlichen Leben, das ihn umgab, tauchte immer und immer wieder das Gespenst seiner Zukunft vor ihm auf, einer grausigen Zukunft, deren Ende er ahnte. Er fühlte die Krankheit, die ihn mitten im Schaffen niederwerfen sollte, näher und näher kommen, und als er 1896 sein letztes Christusbild „Ecce homo" beendigt hatte, da wußte er es, daß der traurige Lebensabend gekommen war — „es ist mein letztes Werk", mit den Worten legte er den Pinsel hin.

Nur wer diese nagende Sorge in seinem Herzen kennt, wird den Menschen Munkacsy verstehen können, den Menschen mit dem unendlichen Durst nach Leben und Glück und Freude und doch im Innern zerrissen von dem Gedanken: dir ist es nicht mehr bestimmt. Derselbe Zwiespalt und dieselbe Entsagung geht durch seine Briefe, die er von Paris aus, wo er meist zur Vollendung von Arbeiten länger blieb als seine Gattin, an diese nach dem genannten Schlosse Colpach, ihrem gemeinsamen Sommeraufenthalte, richtete. Einige der im folgenden mitgeteilten Briefe Munkacsys sind von ihm auch auf der Reise geschrieben oder in dem südfranzösischen Badeort La Malou, das er seit 1881 fast jedes Jahr

zur Erholung auf einige Wochen aufsuchte. Für die Zwischenzeit, die Munkacsy und seine Gattin in Paris verbrachten, ergänzen die kleinen Ausschnitte, die wir aus den von Frau v. Munkacsy an ihre in Luxemburg lebenden Eltern gerichteten Schreiben wiedergeben, das Bild in wünschenswerter Weise. Bemerkt sei noch, daß Munkacsys Briefe (ebenso wie die seiner Frau) durchweg französisch geschrieben sind, und zwar, wenn man von seiner schlechten Rechtschreibung und kleinen Fehlern im Geschlechte der Wörter absieht, in einem eleganten Französisch, dessen feingeprägte Form beim Umgießen in unsre Sprache notwendigerweise etwas verlieren muß.

Auf der Hochzeitsreise, die Munkacsy 1874 durch die Schweiz und zum ersten und letzten Male in seinem Leben nach Italien, wenn auch nur bis Mailand und Venedig, führte, schrieb er an seine Schwiegereltern einen lustigen Brief, der insofern interessant ist, als aus ihm hervorgeht, daß die Gesundheit des jetzt erst dreißigjährigen Künstlers schon vorher zu wünschen ließ:

„Ich wollte Euch schon lange schreiben, aber unsre Zeit war so ausgefüllt, daß mein Versäumnis damit entschuldigt werden kann, denn seit wir unterwegs sind, kündigen alle Lokomotivpfeifen uns neue Länder an, die wir noch besuchen müssen, — ebensowohl zu unserm Vergnügen wie zu unsrer Ermüdung! ... Seit ich in Ihre Familie eingetreten bin, in der die Gesundheit so festen Fuß gefaßt hat, geht es mir ausgezeichnet. Mein Appetit wächst im gleichen Verhältnis, wie meine Börse jetzt unterwegs zusammenschrumpft ...“

In der That hatte sich Munkacsy auch während der folgenden Jahre immer leidlich gesund gefühlt, und erst Ende der siebziger Jahre zeigten sich in Muskelschmerzen zuerst die Anzeichen der Krankheit. Die Zeit von 1874 bis 1878 verlief aber auch sonst still; abwechselnd den Winter in Paris, wo er 1876 ein eignes Haus bezog, und den Sommer in der ländlichen Zurückgezogenheit des Schlosses Colpach, war Munkacsy unermüdlich an der Arbeit, und wenn er in seinem Hause auch die bekanntesten Persönlichkeiten der Pariser Welt empfing, so unterschied sich sein Leben doch in keiner Weise von dem seiner gutgestellten Kollegen. Erst mit dem großen Erfolge des „Milton“ auf der Weltausstellung 1878 wurde es anders. Das erst zwei Jahre vorher erbaute Pariser Haus erwies sich jetzt als zu klein, und Munkacsy ließ sein neues, später so bekannt gewordenes „Hotel“ in der Avenue de Villiers 53 errichten. Zwei Briefe von Frau v. Munkacsy an ihre Eltern, der eine während der Ausstellung, der andre nach der Uebersiedlung in das neue Haus geschrieben, zeigen den Uebergang:

„... An diesem Briefe schreibe ich nun schon seit drei Tagen, ohne ihn beendigen zu können, so bin ich beschäftigt ... Die preußische Abordnung mit dem Akademiedirektor (A. v. Werner) und seiner Frau war hier, außerdem Makart mit den Oesterreichern, Wauters mit den Belgiern und so weiter. Alle verkehrten häufig in unserm Hause. Ich mußte mehrmals hintereinander ein Essen geben, da unser Speisezimmer nur acht Personen faßt ...“

Wie anders schildert dagegen das zweite Schreiben vom Februar des folgenden Jahres das Leben in dem neuen Hause:

„... Das kleine Fest, oder besser gesagt das erste große, welches wir gegeben haben, ist glänzend verlaufen. Es waren zweihundert Personen da, davon achtzig — fast nur hübsche — Damen. Von den Anwesenden nenne ich unsern Botschafter, den Grafen Beust, mit der ganzen Botschaft, den Oberst v. Bülow, Flügeladjutant des Deutschen Kaisers, die Familie Lesseps und alle bekannten Künstler... Um halb drei Uhr morgens haben wir zu achtzig Personen im ersten Stock gegessen und dann noch bis halb fünf getanzt — und ich voran!...“

Munkacsy hatte inzwischen als Auszeichnung für den „Milton“, wie schon gesagt wurde, außer anderm den ungarischen Adel und damit gleichzeitig — was wohl vielen seiner Freunde selbst unbekannt war — auch die Erlaubnis erhalten, den von ihm angenommenen Namen „Munkácsy“ [1]) (nach seiner Vaterstadt Munkács gebildet) zu führen. Sein eigentlicher Vatersname war Lieb, was denn später öfters zu dem falschen Gerüchte Anlaß gab, der Künstler stamme aus einer jüdischen Familie. Daß die Familie, deren Name schon im Ausgange des Mittelalters bei deutschen Familien vorkommt, wahrscheinlich deutschen, auf keinen Fall aber jüdischen Ursprungs ist, glaube ich in meiner Monographie ausführlich bewiesen zu haben. —

Im Sommer 1879 sah der Künstler sein Heimatland wieder; er schloß sich einem französischen Hilfsausschuß an, der damals unter dem Vorsitze von F. v. Lesseps zusammentrat und nach Ungarn fuhr, um die durch die große Ueberschwemmung obdachlos Gewordenen an Ort und Stelle zu unterstützen. Einige Briefe, die der Meister von dieser Reise aus an seine Gattin richtete, zeigen schon das Anschwellen der zwei Jahre später in so stürmischen Wogen aufbrausenden Begeisterung der Ungarn für ihren berühmt gewordenen Landsmann; sie zeigen aber auch die Abneigung des Künstlers gegen diese Art von Festen, deren Mittelpunkt er bilden soll:

Budapest, den 21. August 1879.

Meine liebe Cécile!

Noch einmal schreibe ich Dir im Galopp. Seit wir hier sind, können wir kaum mehr atmen — die Liebenswürdigkeit meiner Mitbürger erstickt uns fast! Der ganze gestrige Tag verlief in Festen. Ich bedaure, daß Du nicht Zeuge dieser Begeisterung sein kannst, die man hier für die Franzosen zeigt. Auch ich erhielt meinen Teil bei den Kundgebungen. Als wir das Dampfboot verließen, war eine ungeheure Menschenmenge zum Empfang der Franzosen versammelt. Man wußte nicht, daß ich dabei war, sobald man mich aber unter den übrigen erkannte, erhob sich der Ruf „Eljen Munkacsy!“ und alles grüßte mich...

*

---

[1]) Vielleicht ist es nicht unangebracht, hier ein Wort über die Aussprache des Namens zu sagen. Der bei der ungarischen Schreibung „Munkácsy“ auf dem a stehende Accent bedeutet lediglich, daß das a hier wie a und nicht dumpf wie o ausgesprochen wird. Der Tonfall ruht aber auf der ersten Silbe, und man spricht also Múnkatschi aus.

Abony (ohne Zeitangabe).

Meine liebe Cécile!

Ich schreibe Dir von dem Schlosse des Herrn Harkanyi aus. Ich fühle mich wie ein Schiffbrüchiger, der einen Zufluchtsort gefunden hat, wo er seinen Körper und Geist ausruhen und Gott für die Rettung danken kann! Jawohl, ich bin gerettet, oder besser gesagt, ich habe mich gerettet; ich habe meine französischen Freunde verlassen, die mir keine Minute für mich gelassen haben.

... Es ist sehr hübsch hier, und hier erst finde ich das echte Ungarnland wieder ... Von allen Seiten erhalte ich Einladungen, weiß aber noch nicht, was ich machen werde. Ich will sehen, daß ich am 15. September über München zurückkehre ...

*

(Ohne Ort), den 3. September.

Meine liebe Cécile!

Kurz nach diesem Briefe werde auch ich dem schönen Lande Luxemburg zueilen, in das kleine Nestchen, wo sich ein kleines, kleines Fräuchen, vermählte Munkacsy befindet, die mit offenen Armen ihren Misi erwartet.

Nicht wahr, das ist eine Ueberraschung, aber hoffentlich keine zum Erschrecken! Ich selbst bin über meine Bravheit erstaunt, ja sogar beschämt! Aber siehst Du, dies Herumbummeln ohne Thätigkeit beginnt mir auf die Nerven zu gehen, und so bereite ich in aller Stille eine Ueberraschung denen vor, die noch meinen Besuch erwarten.

Ich reise also am 6. oder spätestens am 7. von hier ab und fahre ohne Aufenthalt bis Colpach durch ...

*

Schon im Oktober finden wir aber Munkacsy wieder in Paris an der Arbeit, und zwar an seinem von Sedelmeyer bestellten ersten großen religiösen Bilde, dem bekannten „Christus vor Pilatus". Der Gedanke daran ließ ihn keine Ruhe finden. „Bevor ich den Pinsel anrühre," schreibt er seiner Gattin von Paris aus, „ergreife ich die Feder, um Dir meine glückliche Ankunft zu melden. Neuigkeiten giebt's weiter nicht. Ich selber lebe noch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und versenke mich in die alten Erinnerungen. Ich denke daran, wie schön es bei diesem herrlichen Wetter jetzt auf dem Lande sein muß. Wenn ich nicht zu arbeiten hätte, möchte ich dort sein und mit Dir die Gesellschaft unsrer liebenswürdigen Freunde und das schöne Wetter genießen. So müssen meine Arbeiten mir Ersatz geben, denn ich brenne darauf, wieder mit meinem Asphalt herummanschen zu können! ..."

Schon wenige Tage später teilt er seiner Gattin mit, daß er stramm an der Arbeit sei; er glaubt, daß das Bild schnelle Fortschritte machen werde. Munkacsy fügt dann die für seine Stellung zur neufranzösischen, impressionistischen Kunst bezeichnende Bemerkung hinzu: „Gestern packte mich die Neugierde, mir einmal die Bildersammlung des Luxembourg anzusehen. — Nein, was für

Schmierereien da sind! Was für Sudeleien in diesem Museum menschlicher Irrtümer! — Wahrhaftig, so bald gehe ich nicht wieder hin!!...“

So war vor allem die Kunst von Manet ihm zuwider, und schon kurz nach Beendigung des „Christus vor Pilatus“ sehnte sich Munkacsy danach, die Stelle eines Akademiedirektors in Pest zu erhalten, um seine ganze Persönlichkeit in den Kampf gegen den Impressionismus stellen zu können. Den Besuch von Gemäldegalerien vermied er übrigens, soviel er konnte; einmal ermüdete ihn — der jetzt schon die ersten Anzeichen von Krankheit spürte — jede Anstrengung außerordentlich, und dann wollte er auch gar keine fremden Werke sehen; außer seiner Abneigung gegen die jüngsten Richtungen bewog ihn dazu die Furcht, seine eigne Kunst einmal unbewußt durch ein fremdes Werk, das ihm gut gefiele, beeinflussen zu lassen. Wer weiß, wie hoch Munkacsy die großen Meister der Vergangenheit schätzte, wird es ihm daher auch nicht falsch auslegen, wenn er auf die Frage, ob es ihn denn nicht nach Italien zum Studium der Renaissancekünstler zöge, die einfache Antwort gab: „Ich genüge mir selbst.“

Persönlich stand er dabei zu der Mehrzahl der in Paris lebenden oder in Paris vorübergehend anwesenden Maler und Bildhauer in freundschaftlichen Beziehungen; Cabanel, de Neuville, Bastien Lepage, Carolus Duran, Détaille, Puvis de Chavannes, Doré, Wauters, Makart, v. Werner, Knaus, Liebermann, v. Uhde, F. A. v. Kaulbach und so weiter und so weiter verkehrten in seinem Hause. Besonders herzlich war das Verhältnis von Munkacsy und seiner Frau zu der Familie von Gustav Doré, in dessen interessantem Heim sie auch Jahr für Jahr den Sylvesterabend verbrachten. Doré war eine der eigenartigsten Gestalten der Pariser Künstlergesellschaft, kreuzfidel, witzig und unterhaltend und stets darauf bedacht, durch irgend einen originellen Scherz seine Gäste zu überraschen. Originell war sein ganzes Haus — „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“, vier Geschlechter saßen im Salon beisammen, die alten Damen mit hängenden Seitenlocken, in altmodischen Kleidern am Whisttische; dann das Atelier mit seinen Hunden und Affen und Vögeln eine wahre Tierbude bildend, und dann Doré selbst als lustiger Wirt, Pantomimen aufführend, Violine spielend, aus dem Stegreif dichtend oder gar Purzelbäume schlagend!

In Munkacsys Nachlaß finden sich zahlreiche Briefe der bekanntesten Künstler, Glückwünsche zu vollendeten Werken, Bitten um Ueberlassung von Bildern zu Ausstellungen, Versicherungen der Bewunderung seines Talentes — alles Zeichen der Freundschaft, die der ungarische Meister in seiner „zweiten Heimat“, wie er Paris so oft nennt, gefunden hat. Auch seiner liebenswürdigen Gattin gedenkt man; „In Ihrem Hause steht auch das Herz auf der Höhe des Genies,“ schreibt Jules Breton. Die Schriftsteller, die Musiker bleiben auch nicht zurück: Dumas Sohn, Daudet, Pailleron, Sully-Prud'homme, Coppée, Claretie, A. France, Hervieu verkehren in Munkacsys Haus; Massenet, Gounod, Délibes, Saint-Saëns, Diémer, Rubinstein, Liszt spielen in seinem Salon, die ersten Sänger und Sängerinnen tragen auf seinen Festen ihre Lieder vor. — —

Gleichzeitig hat sich aber jetzt schon jener unheimliche Gast bei Munkacsy

eingestellt, die Krankheit. Noch während er an seinem Riesenwerke, dem „Christus vor Pilatus“ beschäftigt war, mußte er die Arbeit unterbrechen, um auf den Rat der Aerzte, die seine Muskelschmerzen fälschlicherweise für Rheumatismus erklärten, eine Kur in Karlsbad durchzumachen. Nur ungern entschloß er sich zu der Arbeitsunterbrechung. „Ich freue mich,“ schreibt er von Karlsbad aus am 28. August 1880 an seine in Colpach weilende Gattin, „so bald wie möglich zurückzukehren und so lange wie möglich in Colpach zu bleiben. Du siehst also, daß ich keinen Hintergedanken hatte, als ich in meinem letzten Brief erwähnte, daß ich häufig an meinen Christus denke. Ich denke daran, weil man einen solchen Gedanken nicht nach Belieben ablegen kann wie einen Mantel, den man auszieht, wenn es einem zu warm wird, um ihn eine halbe Stunde später wieder zu nehmen — einen solchen Gedanken, in dem man seit langem lebt und wofür man alles gethan hat, um ihn ganz zu durchdringen. Glaube mir wirklich, daß ich vollauf und in jeder Weise die Ruhe und Erholung zu schätzen weiß, die das angenehme Landleben mit sich bringt und die eine so reizende Gesellschaft, wie es die unsrige ist, nur noch zu erhöhen vermag. Aber man darf nicht lange das bißchen künstlerische Eingebung (inspiration), das man hat, sich abkühlen lassen, denn keine Flamme ist empfindlicher und zarter als die Flamme der Eingebung, von der man nie weiß, wie lange sie brennt, und deren Richtung der leiseste Hauch ändern kann.

„Ich bedaure von ganzem Herzen, daß ich nicht länger in Colpach bleiben kann; bedenke, daß ich meine Arbeit zwischen dem 15. und 20. Juli unterbrochen habe! Das macht also genau zwei Monate Erholung, wenn ich, wie ich es beabsichtige, zwischen dem 15. und 20. September die Pinsel wieder zur Hand nehme. Die Zeit vergeht so schnell! . . .

Ich befinde mich viel in der Gesellschaft der Familie H. . . . und bin von alten Marquisen umgeben, von denen die leichteste vier Zentner wiegt. Ein bißchen viel, nicht wahr? selbst wenn man für kräftig entwickelte weibliche Formen schwärmt! . . .“

Ueber sein Bild berichtet Munkacsy seiner Gattin bald darauf von Paris aus: „Glücklicherweise schreitet meine Arbeit schnell vorwärts, und wenn keine unerwartete Schwierigkeit auftaucht, glaube ich gut von der Stelle zu kommen. Die ganze Leinwand ist bedeckt. Hab also keine Sorge, wenn ich Dir nicht täglich schreibe, denn ich bin in voller Thätigkeit, und die Zeit vergeht so schnell.“

Kurz darauf schreibt er wieder:

„Gestern schon wollte ich Dir schreiben, wurde aber den ganzen Tag von Unternehmern und Besuchern überlaufen, daß ich nicht dazu kam, und wenn ich nicht vormittags schreibe, ist's für den ganzen Tag vorbei damit . . . Ich arbeite am großen Bilde und beginne sicher voranzuschreiten. Das Gemälde gefällt allgemein ziemlich gut, und ich hoffe, daß es auch mir etwas später gefallen soll . . . Gestern habe ich mit dem Grafen O. . . . gespeist, aber da ich mich noch nicht ganz wohl fühle, habe ich kein rechtes Vergnügen dabei gehabt.

Wie gesagt, fühle ich mich nicht ganz wohl. Ich schlafe nicht, und kurz und gut, ich glaube, daß ich auf meine Gesundheit acht geben muß ..."

Das Bild wurde 1881 fertig, aber Munkacsys Gesundheit hatte sich inzwischen eher verschlechtert als verbessert; Karlsbad war ihm nicht gut bekommen, er fühlte selber, daß die Aerzte ihn falsch behandelt hatten und war unglücklicherweise dadurch in der Stimmung, sich einem schwedischen Doktor, den er im Klub kennen gelernt hatte, zur Vornahme einer „elektrischen Kur" anzuvertrauen. Nach acht Sitzungen war Munkacsy dem Tode nahe und mußte, trotzdem er die Kur sofort abbrach, noch wochenlang alle Arbeit aussetzen. Von diesem Augenblick an beginnen die Schmerzen ihn nicht mehr zu verlassen. Der Brief, in welchem Munkacsy dem Arzte Mitteilung von dem Erfolge der Behandlung macht, ist bezeichnend für seine Stimmung:

Mein Herr!

Ich übersende Ihnen Ihr Honorar im Betrage von 80 Franken für das achtmalige Elektrisieren, das genügt hat, mein ganzes Nervensystem derart zu erschüttern, daß ich noch darunter leide und nur mit großer Mühe es fertig bringe, eine oder zwei Stunden im Tage zu arbeiten, ohne die zwei Wochen zu zählen, während deren ich in Ihrer Behandlung war.

Ich sage Ihnen dies, damit Sie künftig etwas gewissenhafter verfahren, wenn Sie wieder jemand, der Ihre Hilfe nicht verlangt, durch das Versprechen, ihn zu heilen, dazu bringen wollen, sich Ihrer Behandlung zu unterwerfen. Sie versicherten mir auf Ehrenwort, daß sie durchaus unschädlich wäre. Sie haben sich getäuscht, mein Herr.

M. Munkacsy.

Der Gesundheitszustand des Meisters verschlimmerte sich wie gesagt; ein tüchtiger Arzt erkannte jetzt endlich die Krankheit richtig als ein beginnendes Rückenmarksleiden und empfahl Munkacsy die Bäder von La Malou, die er denn auch 1881 zum erstenmal und von da ab Jahr für Jahr mit gutem Erfolge benutzte. Daß er sich dabei aber *jetzt* schon bewußt war, daß es für ihn keine Rettung mehr gäbe, dafür sind seine Briefe, die er 1881 aus dem Badeort an seine Gattin nach Colpach richtete, erschütternde Zeugnisse.

Meine liebe Cécile!

... Zu dieser Stunde wirst Du den japanischen Ball hinter Dir haben, und neugierig erwarte ich Deinen Bericht ...

Hier vergeht die Zeit ganz gut; bis jetzt habe ich noch nicht unter der Hitze zu leiden gehabt. Heute jedoch kündigt sich die Sonne mit solcher Unverschämtheit an, daß ich etwas Angst vor unsrer täglichen Wagenfahrt habe, an der ich Geschmack gefunden habe und die ich Tag für Tag in der angenehmen Gesellschaft des Freiherrn v. M ...... aus Ostende unternehme, eines alten, liebenswürdigen Diplomaten, an den ich mich angeschlossen habe. Außer ihm

verkehre ich noch mit einem Freiherrn — — der Name wird mir nachher schon einfallen. Es ist ein junger Mann von 36 Jahren, sehr krank, aber äußerst nett in seinem Wesen. Wir bilden eine Ecke für uns, und unsre Zeit ist so sehr mit allen möglichen Plaudereien ausgefüllt, daß ich mich kaum loszureißen vermag, um Dir vor zwei Uhr nachmittags zu schreiben. Von zwei bis vier schwanke ich nach etwas Lektüre zwischen Oel, Wasser oder Pastel und entschließe mich gewöhnlich zu süßem Nichtsthun, was mir auch gut bekommt. Vor allem gestern, als ich nach völlig schlafloser Nacht etwas matt war ...

Im übrigen fühle ich mich ganz wohl. Nur wenn ich um mich schaue und die Masse Gelähmter sehe, die mir alle das Bild meiner Zukunft zeigen, überkommt mich Traurigkeit. Meiner Treu, ich sehe die Zukunft nicht hinter rosigen Schleiern — — —

Da! Wie ich es gefürchtet habe — die Musik beginnt. Von heute ab haben wir Konzerte. Der T..... soll sie holen! —

Man bringt mir gerade den Gaulois, in welchem über die ganze Seite weg das japanische Fest beschrieben ist, der Name Frau v. Munkacsy, deren japanisches Kleid beschrieben wird, fett gedruckt — Kopfputz aus Nadeln mit Brillantköpfen, weißer Tüllrock mit japanischem Netzüberwurf aus farbigen Flittern. Stimmt's? — Und zu sagen, daß ich von all dem nur die Schneiderrechnung zu sehen bekomme! Zu dumm!! ......

Der folgende Brief ist noch düsterer gehalten:

... Wenn meine Abwesenheit mir wenigstens gut thäte. Ich habe aber sehr düstere Gedanken darüber, wie über meine ganze Zukunft, soweit die Gesundheit in Frage kommt. Auf alle Fälle weiß ich, daß ich alle meine Bewegungen zählen und sparen muß und fortwährend in der Furcht zu leben habe, eines schönen Tages nicht mehr aufstehen zu können. — — Das größte Glück, das mir zustoßen könnte, wäre, ein paar Jahre nicht schlimmer zu werden. Dagegen darf ich kaum hoffen, meine Schmerzen abnehmen oder verschwinden zu sehen.

Das ist das Ergebnis meiner Beobachtungen — die ich an meiner Umgebung anstellen konnte. Kurz und gut, was kommen muß, wird kommen. Das ist alles.

Für den Augenblick befinde ich mich wohl. Ich setze die Bäder fort und ebenso die Wagenausfahrten, immer in Gesellschaft des Freiherrn v. M...... Der junge Mann, dessen Namen mir kürzlich nicht einfiel, ist der Freiherr v. O........, mit dem ich Bekanntschaft geschlossen hatte. Gestern haben wir ihn auf den Bahnhof gebracht, denn seine Badezeit ist um. Armer Kerl! Der Beginn seiner Krankheit war wie bei mir, und jetzt muß man ihn beim Gehen stützen. Zweimal im Jahre kommt er her, und seitdem fühlt er sich etwas besser. Eine schöne Aussicht! — Auch er hatte wie ich sein Leiden zuerst dem Rheumatismus zugeschrieben, und seine geschickten Aerzte haben ihn von einem Badeort zum andern gesandt. Ohne Krücke ist er hilflos.

Andrerseits ist es ja wahr, daß es auch außerordentliche Fälle verhältnis-

mäßiger Besserung giebt, nur keine völlige Heilung. Man soll nie vergessen, daß man krank ist! — Wahrhaftig, manchmal faßt mich ein Ekel vor diesem Dasein — — Doch wie gesagt, in Erwartung des Schlimmeren geht es mir nicht schlecht.

Unter meinem Fenster ist das Kasino, wo man die Hauptproben für die abendlichen Operettenvorstellungen abhält. Alle Tage von 1 bis 3 Uhr mittags Probe und abends von 8 bis 11 Vorstellung! Es ist unerträglich. Weder tagsüber noch nachts eine Minute Ruhe — — —

Arbeiten kann ich nicht. Ich bin sehr nervös und reizbar ... Es ist mir unmöglich, weiterzuschreiben ...

*

„Christus vor Pilatus“ hatte, wie man sich erinnern wird, einen durchschlagenden Erfolg. Mit diesem Werke hatte Munkacsy sich an das Verständnis der großen Menge gewandt, und Sedelmeyer sorgte, wie er es von sich selbst sagte, mit wahrem „Apostelеifer“ dafür, daß dieses wie auch das nächste Christusbild „Golgatha“ in den weitesten Kreisen bekannt wurde. Fünf Jahre lang reiste Sedelmeyer mit den beiden Gemälden durch alle größeren Städte Europas wie Nordamerikas und trug so seinen Teil dazu bei, Munkacsys Namen einen Weltruf zu verschaffen. Aber auch in Paris war Munkacsys Atelier eine Sehenswürdigkeit geworden, deren Besichtigung kaum eine der Paris besuchenden Fürstlichkeiten versäumte: die Deutsche Kronprinzessin, spätere Kaiserin Viktoria, weilte schon 1881 inkognito in Munkacsys Haus, der russische Zarewitsch, spätere Zar Alexander III. ebenso, ferner eine große Zahl deutscher Fürsten und Fürstinnen; der Prinz von Wales, der König Milan und die Königin Natalie von Serbien — die Besuchsanzeige der letzteren ist von Draga Maschin, ihrer Hofdame, unterzeichnet.

Im Januar 1881 gab die Pariser Künstlerkolonie Munkacsy zu Ehren ein Fest; aus der vielbesprochenen Rede, mit welcher Munkacsy dabei auf die Ansprache des österreichisch-ungarischen Botschafters Grafen Beust erwiderte, seien nach der in seinem Nachlaß vorhandenen Urschrift die wichtigsten Stellen wiedergegeben:

„... Indem ich die mir angebotene Ehrung annehme, bin ich doch weit davon entfernt, sie ganz auf mich zu beziehen. Ich fühle es, meine Herren, daß sie zum größeren Teile der französischen Kunst, den französischen Künstlern zukommt.

In der That — wenn ich auch von meinem Heimatboden den Keim eines bescheidenen Talentes mitbrachte, hier erst unter der glühenden Sonne französischer Kunst hat der Keim die zum Wachstum nötige Nahrung gefunden.

Hier am Busen der französischen Kunst finde ich das, was man vergebens anderswo sucht — den Boden, auf dem eine Künstlerpersönlichkeit sich frei entwickeln kann.

So kommt es mir von Herzen, wenn ich sage, wie gern ich in diesem ersten

geistigen Mittelpunkte, in Paris lebe, in diesem schönen, herrlichen, großmütigen Lande Frankreich, das ich als zweite Heimat zu betrachten liebe.

Denn wenn ich an Ungarn mit den unauflöslichen Banden kindlicher Verehrung hänge, so verbinden mich mit Frankreich die Gefühle einer Dankbarkeit und tiefen Zuneigung, die seit zehn Jahren in meinem Herzen nur noch gewachsen sind.

... Ich trinke auf das Blühen Frankreichs und der französischen Kunst."

Mag man es vom deutschen Standpunkte aus bedauern, daß die Versuche, Munkacsy bei uns ein Wirkungsfeld seiner Thätigkeit zu verschaffen, wie es zum Beispiel schon 1871 von seiten des Großherzogs von Sachsen-Weimar durch Angebot einer Professur an der Weimarer Akademie versucht worden war, fehlgeschlagen sind — bei Munkacsys eigenartiger Kunst war Paris der geeignetste Platz seiner Thätigkeit, und die Dankbarkeit, die er der französischen Welt für die ihm gezollte Anerkennung entgegenbrachte, kam wirklich aus dem Herzen.

Aber auch Ungarn regte sich jetzt. Zu Beginn des Jahres 1882 erhielten Munkacsy und seine Gattin eine Einladung von seinen Landsleuten, seine Heimat zu besuchen. Der Empfang war überwältigend und in einem wahren Triumphzuge trat der Meister die Fahrt durch das Land an, besuchte außer Pest auch die Stätten seiner Kindheit, Munkács, Arad, Miskolcz, und sah den alten Lehrer Szamossy wieder. Silberne Lorbeerkränze, Ehrenbürgerbriefe wurden ihm überreicht, Abordnung auf Abordnung drängte sich heran, und vor dem Pester Hotel, in welchem er wohnte, zog der Fackelzug der Studenten vorbei. Als aber dann die Menge Miene machte, ihren bejubelten Nationalhelden, denn als solchen sah sie ihn an, von dem Balkon herunterzuholen und auf den Schultern zu tragen, da rettete er sich durch einen Seitenausgang; das auf den Schultern getragen zu werden hatte er einmal, bei dem Pariser Festessen, durchzumachen gehabt und seitdem, wie der Franzose sagt: „eine blaue Furcht" davor!

Zwei Gedanken brachte Munkacsy von der ungarischen Reise mit nach Colpach, wohin er und seine Gattin sich auf dem Rückwege begaben — den Plan eines Bildes aus der ungarischen Geschichte und den Wunsch, später selber nach Ungarn überzusiedeln und die Kunst seines Vaterlandes zu heben. Beide Gedanken sollten aber noch über ein Jahrzehnt zurückgelegt werden, bevor er ihrer Ausführung nähertrat. (Fortsetzung folgt.)



Die Bedeutung der Nahrung in gesunden und kranken Tagen.

Von

Prof. Dr. med. Hermann Eichhorst in Zürich.

Die Beschaffenheit der Nahrung hat sowohl für den gesunden als auch für den kranken menschlichen Körper eine außerordentlich hohe Bedeutung. Für die Dauer wird nur derjenige gesund und arbeitskräftig bleiben, welcher den zuerst durch die Erfahrung und späterhin auch durch die Wissenschaft festgelegten Gesetzen der Ernährung gerecht wird.

Schon seit langer Zeit hat man den menschlichen Körper in mehrfacher Beziehung mit einer Maschine verglichen, und ganz besonders auf dem Gebiete der Ernährung muß dieser Vergleich als zutreffend anerkannt werden. Soll eine Dampfmaschine in Thätigkeit treten, so ist das nicht anders möglich, als wenn ihr Heizmaterial zugeführt wird, und muß sie ein bestimmtes Maß von Arbeit verrichten, so ist es eine Notwendigkeit, daß die Größe des Heizmaterials zu der Größe der Arbeit in einem ganz bestimmten Verhältnis steht. Die Maschine bleibt vor Vollendung ihrer Aufgabe stehen, wenn das Heizmaterial zu gering bemessen war. In gleicher Weise bedarf auch der Mensch, wenn er thätig sein soll, eines Heizmateriales, doch nennt man das Einführen desselben in die menschliche Maschine nicht Einheizen, sondern Ernährung. Genau so wie eine Maschine bedarf auch derjenige Mensch einer größeren Nahrungsmenge, welcher größere Arbeit zu leisten hat.

Die meisten Vergleiche hinken, und dieser Vorwurf trifft auch auf den Vergleich zwischen Maschine und Mensch zu. Der Mensch ist jedenfalls eine ganz besondere Maschine, eine Maschine, die keine Sekunde mit der Arbeit aussetzt und vom ersten bist zum letzten Atemzuge ununterbrochen thätig ist. Selbst im tiefsten Schlafe arbeitet unser Körper ohne Ruhe und Rast fort, denn die Bewegungen des Herzens und der Atmung stellen nichts andres als Arbeitsleistungen unsers Körpers dar. Es folgt also daraus, daß wir, solange wir leben, gezwungen sind, dem Körper immer wieder neues Heiz- oder Arbeitsmaterial in Form von Nahrung zuzuführen. Wer dieser Pflicht nicht nachkommt, geht mit Sicherheit zu Grunde, und seine Maschine steht still.

Untersuchungen aus neuerer Zeit haben den wissenschaftlichen Beweis erbracht, daß ein gesunder, kräftiger Mensch täglich eine Nahrung zu sich nehmen muß, deren Heizwert annähernd 3000 Kalorien entspricht. Beiläufig bemerkt, versteht man unter einer Kalorie diejenige Wärmemenge, welche notwendig ist, um 1 Gramm Wasser um 1 Grad Celsius in seiner Temperatur zu erhöhen. Mithin würden 3000 Kalorien eine Wärmemenge darstellen, welche im stande wäre, 3000 Gramm Wasser um 1 Grad Celsius oder 1 Gramm Wasser um 3000 Grad Celsius wärmer zu machen.

Außer Wasser und Salzen gehören zu unsern Nahrungsmitteln drei Gruppen von Nahrungsstoffen, die man als Eiweißstoffe (Albuminate), als Fette und als Kohlehydrate zu bezeichnen pflegt. Zu den letzteren hat man beispielsweise Stärkemehl und Zucker zu rechnen.

Von allen diesen Stoffen sind die Brennwerte bekannt, und Professor Rubner in Berlin hat gefunden, daß

1 Gramm Eiweiß = 4,0 Kalorien,
1 Gramm Fett = 9,0 „
1 Gramm Kohlehydrate = 4,0 „

liefert. Aus den soeben angeführten Ziffern läßt sich begreiflicherweise mit Leichtigkeit berechnen, wieviel Gramm Eiweiß, Fett oder Kohlehydrate ein Mensch für jeden Tag brauchen würde, wenn er sich nur mit einem der genannten Nahrungsstoffe die notwendige Zahl von Kalorien zuführen wollte. Man braucht kein großer Mathematiker zu sein, um herauszufinden, daß ungefähr 3000 : 4 = 725 Gramm Eiweiß, etwa ebensoviel Kohlehydrate, aber nur 3000 : 9 = 333 Gramm Fette notwendig wären.

Nun wird wohl niemand auf den thörichten Gedanken verfallen, sich nur mit einem einzigen der drei angeführten Nahrungsstoffe ernähren zu wollen, und derjenige, welcher diesen Versuch wagte, würde ihn sehr bald aufzugeben gezwungen sein, weil Ekelgefühl und Magen- und Darmstörungen eine längere Fortsetzung eines derartigen Unterfangens unmöglich machen würden. Verlangen nach Speiseaufnahme, also Appetit und geregelte Magen- und Darmthätigkeit werden nur dann erhalten bleiben, wenn man sich einer gemischten Kost bedient. Diese wichtige Erfahrung hat ein in uns wohnender Naturtrieb, welchen man vielfach auch Instinkt nennt, schon seit grauer Zeit unbewußt herausgefunden. Immerhin können sich bis zu einem gewissen Grade die einzelnen Nahrungsstoffe einander vertreten, so daß beispielsweise derjenige, welcher eine an Fetten reiche Nahrung zu sich nimmt, weit geringere Mengen von Eiweiß und Kohlehydraten braucht, um sich während des Tages 3000 Kalorien zuzuführen, als derjenige, dessen Speise an Fett arm ist. Man wird es daher leicht verstehen, daß Arbeiter häufig Speck in größerer Menge essen, denn dem Speck kommt als Fettsubstanz ein hoher Kalorienwert zu, und außerdem ist Fett im Verhältnis zu den meisten Eiweißkörpern ein billiger Nahrungsstoff.

Aus dem bisher Erörterten ergiebt sich zunächst das wichtige Ernährungsgesetz, daß nur derjenige Mensch auf die Dauer gesund und kräftig bleiben wird, der mit seiner Nahrung die notwendige Menge von Kalorien aufnimmt. Kommt jemand diesem Gesetz nicht nach, so muß das Defizit in der Weise gedeckt werden, daß der Körper seine eignen Gewebe zersetzt und dadurch Wärme bildet. Aber selbstverständlich ist diesem Vorgange ein bestimmtes Ziel gesetzt, und der Tod tritt ein, wenn dieses Ziel erreicht ist. Man spricht unter solchen Umständen von einem Tode durch Verhungern, Entkräftung, Erschöpfung. Menschen, welche sich Nahrung zuführen, deren täglicher Brennwert 3000 Kalorien übersteigt, sind

außer stande, die Nahrung sofort auszunutzen. Sie speichern den Ueberschuß zunächst als Körperansatz oder Zuwachs auf, um diesen vielleicht wieder in solchen Zeiten in Gebrauch zu ziehen und zu verwerten, in welchen die Nahrungszufuhr aus irgend einem Grunde nicht mehr vollwertig geworden ist.

Während wir die Kohlehydrate unsrer Nahrung fast ausschließlich der Pflanzenwelt entnehmen, stehen uns für die Eiweißstoffe und Fette Pflanzen- und Tierwelt offen. Es ist vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob der Mensch zweckmäßiger seinen Bedarf an Eiweiß und Fett der Pflanze oder dem Tiere entlehne; namentlich kommen dabei gerade die Eiweißstoffe in Frage. Bekanntlich giebt es, man darf fast sagen, eine fanatische Sekte von fast ausschließlich Nichtärzten, welche den nach ihrer Meinung allein selig machenden Grundsatz predigt, der ausschließliche Genuß von Pflanzenkost sei das einzig Richtige und Zweckmäßige für die Erhaltung der Gesundheit. Darüber kann nicht der mindeste Zweifel aufkommen, daß es möglich ist, einem Menschen allein durch Pflanzenkost die notwendige Menge von Eiweiß und Kalorien zuzuführen, allein die meisten Pflanzen sind gerade an Eiweiß so außerordentlich arm, daß derjenige Mensch eine sehr große Masse von Pflanzenkost zu verarbeiten hätte, welcher sich des Genusses von tierischer Nahrung völlig entschlagen wollte. Nun kommt noch hinzu, daß das in Pflanzenzellen eingeschlossene Eiweiß unsern Verdauungssäften weit schwerer zugänglich ist als das im Fleisch enthaltene Eiweiß. Es bleibt daher ein nicht zu unterschätzender Bruchteil von genossener Pflanzennahrung unverarbeitet, und daraus ergiebt sich die Notwendigkeit, daß noch eine bedeutend größere Menge von Pflanzenkost dem Körper zugeführt werden muß, als sie dem reinen Kalorienbedürfnis entsprechen würde. Es giebt nun in der That Menschen, welche trotz aller bestehenden Schwierigkeiten eine ausschließliche Pflanzenkost zu verarbeiten und zu verwerten mögen. Daraus folgt aber noch ganz und gar nicht, daß der Vegetarianismus — so nennt man die Ernährungsweise nur mit Pflanzenkost — der einzig richtige Weg für den Menschen ist. Abgesehen davon, daß die Erfahrung lehrt, daß die meisten Menschen eine so umfangreiche Kost, wie sie die Vegetarianer brauchen, für die Dauer nicht zu verarbeiten und zu überwinden vermögen, so läßt sich auch noch in andrer Weise feststellen, daß für den Menschen eine ausschließliche Pflanzennahrung nicht die natürliche Ernährungsweise ist.

Es ist bekannt, daß manche Tiere sich allein von Pflanzenkost nähren, weshalb man ihnen auch den Namen Pflanzenfresser oder Herbivoren beigelegt hat. Wir dürfen uns nach Beispielen nicht weit umsehen, denn viele unsrer Haustiere, es seien Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Kaninchen genannt, gehören den Pflanzenfressern an. Im Gegensatz dazu entlehnen wieder andre Tiere ihre Nahrung dem Tierreich und führen daher auch den Namen Fleischfresser oder Carnivoren. Viele Raubtiere, so Löwe und Tiger, sind Fleischfresser. Bei beiden Tiergruppen fällt außer andern Verschiedenheiten namentlich eine sehr ungleiche Länge des Darmes auf. Während sich der Pflanzenfresser durch einen sehr langen Darm auszeichnet, fällt der Darm

eines Fleischfressers durch verhältnismäßige Kürze auf. Es liegt nahe, darin eine sehr zweckmäßige Einrichtung der Natur zu erblicken, denn würde der Darm bei einem Pflanzenfresser nur kurz gebaut sein, so würde er erst recht nicht im stande sein, die schwer verdauliche Pflanzenkost auszunutzen. Fragt man nun, wie der Darm des Menschen beschaffen ist, so läßt sich durch Messung leicht feststellen, daß er bezüglich seiner Länge jedenfalls nicht dem eines Pflanzenfressers entspricht. Auch die ärztliche Erfahrung lehrt, daß die ländliche und ärmere Bevölkerung, welche die Pflanzenkost schon um ihres billigeren Preises vorzieht, ungewöhnlich häufig an Magen- und Darmkrankheiten leidet.

Unter Nichtärzten findet sich vielfach der Irrtum verbreitet, als ob jeder wissenschaftlich durchgebildete Arzt von Hause aus ein grundsätzlicher und blinder Gegner des Vegetarianismus sei. Nichts ist thörichter und unrichtiger als diese Ansicht, die mit ganz besonderer Beharrlichkeit und Geschicklichkeit von den sogenannten Naturheilkünstlern immer und immer wieder dem Publikum aufgetischt wird. Haben doch gerade Aerzte darauf hingewiesen, daß man in neuerer Zeit in dem Genuß von Fleisch, also animalischer Kost, vielfach zu weit geht, und ist doch für gewisse Krankheiten Vegetarianismus geradezu als unentbehrliches Heilmittel erklärt und verordnet worden. Es zeigt sich gerade auf diesem Gebiete, daß eines nicht für alle paßt, und daß die Kunst im Individualisieren besteht. Diese Kunst kann man sich nicht aus Büchern aneignen; sie will durch ein langes und sorgfältiges Studium erlernt sein, wie es dem Arzte vorgeschrieben ist.

Eine sehr wichtige Rolle in unsrer Nahrung spielen die Genußmittel. Man versteht darunter Nahrungsmittel, deren Aufgabe weniger darin besteht, dem Körper Heiz- und Kraftmaterial zuzuführen, als vielmehr darin, die Speisen schmackhaft zu machen und das Verlangen nach Speisen anzuregen. Zu den Genußmitteln zählen beispielsweise die Gewürze, und jedermann weiß, daß viele Speisen erst nach Zusatz von gewissen Gewürzen ihren unsrer Zunge angenehmen Geschmack erhalten. Mit dem Verbrauche dieser Genußmittel muß man sehr vorsichtig sein, denn viele unter ihnen üben noch nebenher einen erregenden Einfluß auf Herz und Hirn aus, und wenn diese Erregung eine übermäßig starke und häufige geworden ist, wird sie leicht von nicht gefahrlosen Lähmungszuständen gefolgt.

Zu den Genußmitteln hat man auch Kaffee, Thee und Tabak zu rechnen. Wer diesen Dingen im Uebermaß zuspricht, wird das sehr bald durch unangenehme und peinliche Störungen der Herz- und Hirnthätigkeit zu büßen haben.

Auch dem Alkohol kommt an erster Stelle die Bedeutung eines Genußmittels zu, und ganz besonders gilt von ihm, daß er den Körper in schwerer Weise zu schädigen vermag. Darüber kann nicht der allermindeste Zweifel aufkommen, daß die meisten Menschen den Alkohol in seinen sehr verschiedenen Formen ohne die geringste Einbuße an körperlicher und geistiger Kraft entbehren könnten, und daß der übermäßige Alkoholgenuß eine in unsern Tagen sehr verbreitete Leidenschaft ist. Viele Geisteskrankheiten und Nervenleiden überhaupt, Herz- und Blutgefäßkrankheiten, Erkrankungen des Magens und Darmes, der Leber

und Nieren sind Folgen eines überreichen Alkoholgenusses. Es haben daher jene Bewegungen vollkommene Berechtigung, die durch Wort und Beispiel darauf hinzielen, den Genuß von Alkoholicis einzuschränken — Temperenzbewegung — oder ganz und gar zu verbieten — Abstinenzbestrebungen.

Nicht nur für den gesunden Menschen ist eine zweckmäßige Ernährungsweise eine notwendige Bedingung, sondern auch bei vielen Kranken muß die Ernährung in ganz bestimmter Weise geregelt werden, wenn sich Aussicht auf Genesung eröffnen soll. Wir wollen es uns zunächst im folgenden angelegen sein lassen, an einzelnen Beispielen zu erläutern, in wie hohem Grade die Gesundheit an eine gesunde Nahrung gebunden ist.

Viele Menschen sündigen bereits in der Art der Nahrungsaufnahme und machen sich dadurch magen- und darmkrank.

Zu den bezeichnenden Merkmalen der Gegenwart gehört es, daß die meisten Menschen ein viel zu überhastetes Leben führen. Die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des einzelnen sind vielfach viel zu hoch gespannt, und Arbeitszeit und Arbeitsmaß stehen häufig in einem grellen Mißverhältnis zu einander. Daher kann es nicht wundernehmen, daß selbst zur Aufnahme der Nahrung nicht mehr die notwendige Zeit übrig bleibt. Die Speisen werden so schnell wie möglich nicht heruntergeschluckt, sondern hinuntergeschlungen, und von einer genügenden Zerkleinerung der Nahrung ist erst recht keine Rede. Nun ist aber eine ausreichende Zerkleinerung der Speisen mittels der Zähne eine ganz unumgängliche Forderung, wenn die Speisen die Innenwand des Magens nicht mechanisch reizen und der Verdauung durch den Magensaft unzugänglich sein sollen. Speisen, welche den Magenraum in Form von größeren Stücken betreten, bleiben unverdaut, zersetzen sich leicht und üben gleichzeitig einen so lebhaften mechanischen und chemischen Reiz aus, daß entzündliche Veränderungen auf der Magenwand nicht lange auf sich warten lassen werden. Häufig genug schließen sich daran auch Entzündungen des Darmes an, denn soll der Darm in ordnungsmäßiger Weise seine Thätigkeit ausüben, so müssen ihm die Speisen in einem wohlvorbereiteten Zustande vom Magen übergeben sein, andernfalls vollziehen sich am Darm die gleichen Veränderungen, wie sie soeben vom Magen erwähnt wurden. Wer sich also seine Gesundheit erhalten will, der gönne sich zum Essen die nötige Zeit und erinnere sich daran, daß eine genügend feine Zerkleinerung der Speisen eine sorgfältig zu beachtende Lebens- und Gesundheitsregel ist.

Freilich giebt es nicht wenige Menschen, welche schon gewillt wären, der angeführten Lebensregel zu folgen, aber an der Ausführung derselben durch mangel- und schadhafte Zähne verhindert werden. Für diese giebt es keinen andern Rat, als sich durch die Kunst eines Zahnarztes das Gebiß in einen vollkommen arbeitsfähigen Zustand versetzen zu lassen. Schon lange haben namentlich amerikanische Aerzte hervorgehoben, daß man die Behandlung vieler Magenkrankheiten mit der Untersuchung und Behandlung der Zähne beginnen solle; langwierige Leiden des Magens schwinden nicht selten in überraschend

kurzer Zeit, wenn die Zähne wieder leistungsfähig geworden sind. Wer seinen Zähnen dauernd sorgfältige Aufmerksamkeit schenkt und für die Gesundheit derselben keine Kosten scheut, der hat sein Kapital in vorteilhafter Weise angelegt und wird in dem Fortbestande seiner Gesundheit reichlichen Zins gewinnen.

Sehr wichtig ist es, daß sich die Mahlzeiten in regelmäßiger Ordnung folgen, denn kein Magen verträgt es für die Dauer ohne Schaden, in dieser Beziehung vernachlässigt zu werden. Aerzte, Rechtsanwälte und Reisende sind ganz besonders oft durch ihren Beruf genötigt, zu ganz verschiedenen Zeiten zu essen, und wenn dies vielleicht auch einige Zeit ohne wesentlichen Nachteil vertragen wird, schließlich machen sich doch Magenstörungen bemerkbar, welche nicht früher aufhören, als bis der Betreffende sich zu einer regelmäßigen Einnahme von Speisen bequemt. Für die meisten gesunden Menschen sind drei Tagesmahlzeiten vollkommen ausreichend, als welche das Morgenfrühstück, die Mittagsmahlzeit und das Abendbrot zu nennen sind. Ob man nach englischer Sitte zum Morgenfrühstück festere Speisen (Eier, Fleisch) zu sich nimmt, desgleichen ob man die Mittags- oder die Abendmahlzeit reichlicher bestellt, ist wohl an erster Stelle Sache der Gewohnheit und Erziehung; derjenige, welcher die Vormittagsstunden zu geistiger Arbeit benutzt, wird in der Regel leichter denken und geistig thätig sein, wenn er sein Frühstück auf Kaffee oder Thee mit Weißbrot beschränkt. Wer dagegen gezwungen ist, sich nach Einnahme des Frühstückes lebhafte körperliche Bewegung zu machen, dem ist es anzuraten, schon bei der ersten Mahlzeit Fleisch und Ei zu sich zu nehmen. In modernen Gasthäusern ist vielfach die Sitte verbreitet, um die Mittagszeit den sogenannten Lunch zu reichen, der aus einigen wenigen, meist kalten Gerichten besteht, und am Abend als Diner eine lange Reihe warmer und oft recht schwer verdaulicher Speisen aufzutischen. Ein derartiges Vorgehen erscheint uns nur dann einigermaßen zulässig, wenn die Abendmahlzeit zwischen fünf bis sechs Uhr eingenommen wird. Das trifft nun aber in der Regel für die Gasthäuser des Festlandes nicht zu. Das Diner nimmt nicht selten erst um acht Uhr abends den Anfang, um erst nach neun Uhr sein Ende zu erreichen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen viele durch unruhigen Schlaf und Träume in der Nacht gestört und gequält werden, und daß, wenn es sich um einen Erholungsaufenthalt handelt, die ersehnte Stärkung und Erfrischung des Körpers und Geistes nur zum Teil erreicht wird.

Wie sehr die Gesundheit des Menschen von der Nahrung und Ernährungsweise abhängt, ersieht man daraus, welche unangenehmen Folgen sich einstellen, wenn jemand dauernd zu reichlich ißt und sich dadurch mehr Kalorien zuführt, als er täglich bei seiner Arbeit zu verbrauchen pflegt. Der Ueberschuß wird im Körper angesetzt, und der Betreffende wird mehr und mehr fetter oder, wie auch der Volksmund zutreffend sagt, dicker. Vielleicht freut sich in der ersten Zeit der Vielesser und seine Umgebung über die Wohlbeleibtheit als eines Zeichens des Wohlergehens und Gedeihens. Dann folgt meist eine Zeit, während welcher der Fettleibige wegen seiner Körperfülle und Schwerbeweglichkeit Gegen-

stand häufiger Witzeleien und des Spottes wird, aber schließlich bildet sich ein sehr ernster und quälender Zustand aus, bei dem namentlich Herzklopfen, Atmungsnot und Engigkeit den nun ausgesprochen kranken Fettsüchtigen in hohem Maße peinigen und in seinem Leben gefährden. Die Mittel, durch welche der Fettleibige seine Fettmassen wieder los wird, sind gegeben. Da haben Arzneien und Badekuren nur geringen und meist auch nur vorübergehenden Erfolg. Nur eine einzige Vorschrift hilft sicher und dauernd, und diese lautet: Beschränkung der Nahrungszufuhr für alle Zeit und niemals ein Ueberschreiten des zum Leben notwendigen Kalorienwertes.

Die meisten Dickleibigen bewegen sich wenig und arbeiten nur wenig körperlich, und je mehr sie Fett ansetzen, um so ausgesprochener wird ihre Vorliebe für körperliche und meist auch für geistige Ruhe. Daher ist es in der Mehrzahl der Fälle notwendig, Fettleibigen außer der Menge der Nahrung auch noch körperliche Arbeit vorzuschreiben, wenn man das überschüssige Fett schnell zum Schwinden bringen will.

Häufig stellt sich auch noch die Forderung heraus, die Art der Nahrung zu bestimmen, denn Fettleibigkeit entsteht besonders leicht nach dem überreichen Genuß von Kohlehydraten und Zucker, und diese Nahrungsstoffe müssen daher bei einer Entfettungskur auf das allerniedrigste Maß herabgesetzt werden. Ebenso sind Alkoholika, wenn überhaupt, nur in ganz geringen Mengen zu gestatten, denn auch diese begünstigen einen übermäßigen Fettansatz.

Jedenfalls ist Fettsucht eine Krankheit, welche einer fehlerhaften Nahrung und Lebensweise ihre Entstehung verdankt und nur durch eine zweckmäßige Ernährung und Lebensweise wieder zu heilen ist.

Von der Zuckerkrankheit ist es weit weniger sicher, daß sie einer fehlerhaften Ernährung entspringt, immerhin behaupten namentlich italienische Aerzte, daß das häufige Vorkommen der Zuckerkrankheit in Italien auf die Vorliebe des Südländers für Reis, Mehlspeisen, Kuchen, Süßigkeiten, kurz und gut auf den überreichen Genuß von Kohlehydraten und Zucker zurückzuführen sei. Mag das nun zutreffend oder unrichtig sein, darüber herrscht jedenfalls unter allen Aerzten Uebereinstimmung, daß nicht Arzneien und Badekuren eine Zuckerausscheidung durch die Nieren verhindern, sondern daß es dafür nur ein andres sicheres Mittel giebt, nämlich eine zweckmäßige Nahrung. Einem Zuckerkranken darf nur eine solche Nahrung gestattet werden, welche möglichst frei von Kohlehydraten und Zucker, also von Stoffen ist, die beim Zuckerkranken zu einer vermehrten Ausscheidung von Zucker führen. Fleischkost, oder wie man in der medizinischen Sprache sagt, animalische Nahrung, das ist der Weg, welcher die Zuckerausscheidung sinken oder verschwinden läßt.

Während bei der Zuckerkrankheit Fleischkost bevorzugt werden soll, begegnen wir in der Gicht einem Leiden, dessen Ausbruch gar nicht selten mit einem zu reichlichen Fleischgenuß zusammenhängt. Selbstverständlich spielt also auch bei der Behandlung der Gicht die Nahrung die Hauptrolle. Der Gichtiker hat keine große Aussicht, von seinen Qualen befreit zu werden, wenn er nicht dem

Rate seines Arztes folgt, im Fleischgenuß sehr mäßig zu sein und sich mehr einer Pflanzenkost zuzuwenden.

Sehr gefahrdrohende Zustände können sich einstellen, falls die Nahrung zu eintönig oder fehlerhaft zusammengesetzt ist. Es seien als Beispiele dafür der Skorbut und die englische Krankheit angeführt.

Skorbut war, solange die Segelschiffahrt allein oder vorwiegend betrieben wurde, eine unter Seeleuten mit Recht sehr gefürchtete Krankheit. Daß auf längeren Meeresfahrten fast die gesamte Schiffsmannschaft an Skorbut erkrankte und der größere Teil durch den Tod dahingerafft wurde, war gar keine Seltenheit. Die Ursachen der Krankheit waren leicht erkennbar und wurden schon im Mittelalter auf den anhaltenden Genuß von eingesalzenem Fleisch zurückgeführt, wozu sich noch Mangel an frischem Trinkwasser und frischem Gemüse gesellte. Heutzutage, wo die Dampfschiffahrt überwiegt und die riesigen Meerespaläste mit frischem Fleisch, Gemüse und Trinkwasser in mehr als ausreichender Menge ausgestattet sind, ist der vordem verschrieene Seeskorbut eine seltene Krankheit geworden. Mitunter hat man in Gefängnissen zahlreiche Erkrankungen an Skorbut auftreten gesehen, wenn die Nahrung andauernd einen zu geringen Fettgehalt besaß. Auch heute noch tritt Skorbut in Städten auf, welche zu Kriegszeiten vom Feinde umzingelt sind und mehr und mehr an Nahrungsmangel leiden. Als die deutschen Truppen im französischen Feldzuge 1870/71 Paris umringt hatten, stellten sich bei der belagerten Bevölkerung Skorbuterkrankungen in bedenklicher Zahl ein. Auch an dem Skorbut zeigt es sich, daß alle Arzneien wenig Wert haben, wenn man nicht die Fehler der Ernährung beseitigt und dem Kranken in genügender Menge frisches Fleisch, frisches Gemüse und frisches Trinkwasser zuführt.

In der englischen Krankheit oder Rhachitis lernen wir zum ersten Male ein Leiden kennen, welches ausschließlich Kinder in den allerersten Lebensjahren befällt und keinem andern Umstande als einer fehlerhaften Nahrung seine Entstehung verdankt. Daß Kinder, welche durch Mutter- oder Ammenmilch ernährt werden von englischer Krankheit befallen werden, ist etwas Seltenes. Auch solche Kinder, welche mit guter Tiermilch großgezogen werden, bleiben meist von Rhachitis frei. Dagegen sucht sie sich ihre Opfer unter den Kinderscharen meist ärmerer Leute aus, die an Stelle von Milch mit den im Preise billigeren Kindermehlen und Kinderbreien aufgepäppelt werden. Die Knochen bleiben bei solchen Kindern weich, zeigen Auftreibungen und nehmen mannigfaltige Verkrümmungen und Verunstaltungen an. Wer derartig Erkrankte schnell heilen will, der führe ihnen gute Milch, frische Luft und, wenn es sich um Kinder handelt, welche das erste Lebensjahr überschritten haben, auch etwas geschabtes frisches Fleisch und frisches Gemüse zu, beispielsweise zarte Gelbrüben.

Auch bei solchen Krankheiten, welche nicht einer fehlerhaften Ernährung entsprungen sind, spielt die Art der Nahrung eine sehr wichtige Rolle, und vielfach hängt von ihr die Möglichkeit einer Genesung ab. Gerade in den letzten Jahren

hat sich diese naturgemäße Anschauung immer mehr befestigt, und es gilt heute unter modernen Aerzten als ausgemacht, auf die Ernährung eines Kranken zum mindesten den gleichen, nicht selten einen höheren Wert zu legen als auf Arzneien. Nicht nur, daß die Erkrankung jedes einzelnen Organes eine besondere Nahrung und Ernährungsweise verlangt, auch die verschiedenen Krankheiten des gleichen Organes erfordern nicht selten ganz verschiedene Ernährungsweisen. Selbst bei gleichnamigen Krankheiten muß die Nahrung mitunter ganz verschieden sein und sich den jedesmaligen Ursachen anpassen. Wenn zwei Personen an Fettherz leiden, kommt es vor, daß man der einen vielleicht die Nahrungsmenge in bedeutendem Grade schmälert, während man der andern zu einer reichlichen und kräftigen Kost rät. Ersteres wird geschehen, wenn das Fettherz eine Folge überreichen Essens ist, letzteres, falls es sich an Blutverluste und schwächende Krankheiten anschloß. Es giebt Magenkrankheiten, bei denen nur flüssige Kost erlaubt ist, andre, bei denen man einer festen Nahrung das Uebergewicht geben muß; manche Erkrankungen des Magens verlangen eine vorwiegend animalische, also aus Eiern und Fleisch bestehende Kost, andre dagegen muß man mit einer vegetabilischen (pflanzlichen) oder sehr fettreichen Nahrung zu heilen versuchen. Daß gerade auf dem Felde der Magen- und Darmkrankheiten der Nahrung und Ernährung eine ganz besonders wichtige Rolle bei der Behandlung zufällt, erscheint als eine so selbstverständliche Sache, daß es unnötig sein dürfte, darüber noch viele Worte zu verlieren. Wehe dem Magenkranken, der sich einem Arzte anvertraut hat, welcher den Hauptwert auf eine arzneiliche Behandlung legte — die ohne Zweifel in vielen Fällen danach gethan ist, durch Reizung der Magenschleimhaut das Leiden zu steigern, statt es zu bekämpfen.

Die im vorausgehenden gegebene kurze Schilderung wird es begreiflich erscheinen lassen, wenn man immer wieder betont hat, daß es recht schwierig ist und langer Lehrzeit bedarf, um die ärztliche Kunst zu erlernen. Wenn diese Kunst nur im Rezeptschreiben bestünde, dann freilich könnte sie binnen kurzer Zeit auch aus Büchern erworben werden. Ein moderner Arzt muß jeden seiner Kranken aufs genaueste untersuchen, denn nur auf diesem Wege kommt er zur Erkennung der Krankheit. Aber auch dann, wenn er die Natur und den Namen der Krankheit richtig gefunden hat, ist die Behandlung noch lange nicht ein für allemale vorgezeichnet. Wissen wir doch bereits, daß allein bei der Nahrung eine ganze Reihe von Ueberlegungen anzustellen sind, um das Richtige zu treffen. Jeder einzelne Kranke besitzt auch wieder seine persönlichen Eigentümlichkeiten, die bei der Behandlung die sorgfältigste Berücksichtigung erheischen. In dem Geschick des Individualisierens besteht das Geheimnis der ärztlichen Kunst.

Wer sich seine Gesundheit erhalten will, der sehe darauf, was er ißt und wie er ißt, und wer, von einer Krankheit betroffen, möglichst bald seine Gesundheit wieder erlangen will, der erinnere sich daran, daß er dieses Ziel oft schneller durch Inanspruchnahme einer guten Küche als einer reichlich ausgestatteten Apotheke erreicht.



Aus dem Nachlaß meiner Mutter.

Mitgeteilt von

Käthe Freiligrath-Kroeker.

II.

„Lieb' ist Unsterblichkeit!"

Auch diesem Schriftstück aus dem Nachlaß meiner Mutter ist es nicht nötig, viel beizufügen, redet es ja für sich! Nur, wie ich mir erlaubt habe, die ersten Aufzeichnungen in der Aprilnummer der „Deutschen Revue" mit dem Titel: „Ein Rheinidyll" zu versehen, so lasse ich diesen die Worte meines Vaters als Motto dienen: „Lieb' ist Unsterblichkeit!" Bildet doch diese Schilderung gleichsam den Schlußstein einer Liebe, die über den Tod hinaus dauerte. Und so mag denn diese ernst-schöne Beschreibung des letzten Lebensjahres meines Vaters, von der treuen Hand meiner Mutter aufgezeichnet, jenem sonnigen Idyll folgen! „Lieb' ist Unsterblichkeit!"

Käthe Freiligrath-Kroeker.

Den 21. März 1878.

Im Anfang April 1875 fuhr F. eines Tages mit der Pferdebahn nach Stuttgart, ich glaube in Sachen des „Illustrated Magazine", auf alle Fälle hatte er ein paar Bücher oder eine Mappe unter dem Arm, wie er es nie lassen konnte, sich mit dieser lieben Last zu beschweren und herum zu schleppen. Als er nach Hause kam, sagte er mir:

„Ich habe einen Stoß am Fuß bekommen, als ich dummerweise in den Wagen steigen wollte, ehe er stillstand, ich werde wohl ein tüchtig blau Fleck davon getragen haben."

„Warum hast du denn nicht gewartet, bis der Wagen stand?" fragte ich, worauf er erwiderte, er habe gefürchtet, der Wagen würde sich rasch füllen und er keinen Platz darin finden.

„Aber es war recht dumm von mir," fügte er hinzu.

Ich besorgte mir Arnika aus der Apotheke und nahm mir vor, ihn vor dem Schlafengehen an der gestoßenen Stelle damit zu waschen. Wirklich war auch ein recht dunkler Fleck oberhalb des Knöchels an der inneren Seite des rechten Fußes entstanden, aber meine Arnika wurde doch nicht angewendet; F. legte dem Stoß weiter keine Beachtung bei, er war müde und bat mich, es zu lassen, morgen früh werde schon alles wieder gut sein. Aber als wir am andern Morgen den Fuß betrachteten, erschraken wir beide, denn er war angeschwollen wie ein Beutel. Es wurde zum Doktor E. Veiel geschickt, der auch bald kam und gleich energische Maßregeln anordnete. Eine Flasche Kalkwasser hatte demnach fortwährend in einem Eimer mit Eis zu stehen, und von diesem

Wasser wurden stündlich Leinwandumschläge gemacht. Der Fuß sollte immer horizontal liegen; da aber, solange F. auf war, es nicht gar zu streng und genau damit gehalten wurde, so beorderte ihn der Arzt ganz zu Bett. Er lag neben dem Wohnzimmer ganz behaglich, nahm an allem teil, las, diktierte mir Briefe, erhielt Besuche, hatte guten Appetit und guten Humor und fühlte sich sonst ganz wohl. Der Fuß konnte nun besser und bequemer behandelt werden, ließ sich auch sehr gut an, und die Geschwulst verminderte sich zusehends. Der Arzt sagte ihm: „Ihre kräftige Natur hilft über die Verletzung hinweg, als wenn Sie ein junger Mann wären."

Gerade in der Zeit machte der Unfall eines Professors R. (?)[1]) viel teilnahmvolles Aufsehen; dieser hatte sich bei einem Fußbade, indem er sich aufrichtete, um nach einem Handtuch zu langen, und dabei der Boden des Porzellangeschirrs durchbrach, dermaßen verwundet und zerschnitten, daß trotz des anfänglichen günstigen Verlaufs bald ein Brand hinzutrat und den allgemein geachteten Gelehrten hinwegraffte.

Aber auch bei F. sollte der günstige Fortschritt, über den wir uns freuten, nur ein trüglicher sein. Nach einigen Wochen durfte er zwar wieder aufstehen, und mit Hilfe eines elastischen Strumpfes (nachts wurde das Bein fest mit einer Flanellbinde umwickelt und Einreibungen mit einer grauschwarzen Salbe vorgenommen) herumgehen; allein sein Zustand hat schon damals dem Arzt Bedenken eingeflößt, wenn er es uns auch nicht merken ließ.

Oefters wurde F.s Herz jetzt untersucht, behorcht und beklopft, und der Arzt war schon jetzt nicht mehr im Dunkeln über den eigentlichen Sitz der Krankheit, um so mehr, als er erst vor kurzem seinen Vater im ganz gleichen Alter mit F. an demselben Herzleiden verloren hatte. Oft sagte er mir nachher, es habe ihn schon deshalb der Gang der Krankheit, der jenem auf ein Haar glich, doppelt schmerzlich bewegt, und er habe F. eine Teilnahme zugewandt wie seinem eignen Vater, was ich ihm auch aus vollem Herzen bestätigen kann und seine unermüdliche Sorgfalt nie vergessen werde.

F. durfte nun wieder herumgehen, und wurde ihm das sogar dringend anempfohlen, da nur durch viel Bewegung sein Herzschlag gehoben werden konnte. Außerdem nahm er regelmäßig Chinawein, mit dem wohl auch etwas Digitalis vermischt war. Der Arzt wünschte nun vor allen Dingen eine Luftkur und zwar in den Schweizer Bergen, aber es dauerte lange, bis sich F. dazu entschließen konnte; er mochte sich von seinen gewohnten Beschäftigungen und der Redaktion des „Illustrated Magazine" und aus der Nähe seiner Bücher nicht losreißen. Aber endlich gelang es uns doch, mir, Käthchen[2]) und besonders der Frau Doktor und dem Arzte, das Oertchen Klosters in Graubünden mit dem glänzenden Silvrettagletscher im Hintergrunde des Thales so verlockend und

[1]) Fragezeichen von meiner Mutter.

[2]) Der geliebten ältesten Tochter, Frau Kroeker, die aus London gekommen war, um den kranken Vater zu besuchen, und die nun auch mit uns in die Schweiz reiste.

zauberisch vor seine Phantasie zu stellen, daß er nicht nur einwilligte, sondern sich auch nun darauf freute und Ende Juli mit uns aufbrach.

Der Aufenthalt daselbst bei Herrn Mathli im Silvrettahotel war auch wirklich herrlich und vom schönsten Wetter begünstigt. Gleich nach dem Frühstück begaben wir uns in den schönen Buchenwald, der mit wenigen Schritten zu erreichen war und dessen Saum ein Menschenfreund mit Bänken und Tischen reichlich versorgt hatte. Hier saßen wir gewöhnlich während des ganzen heißen Vormittags, mit Lektüre und Arbeit beschäftigt. Die mächtigen Buchen und Tannen gewährten den köstlichsten Schatten; die heiße Augustsonne durchleuchtete das grüne Dach; schimmernd in smaragdner Pracht lagen die Matten vor uns und senkten sich, wieder von Bäumen eingefaßt, steil nach der Landquardt hinab, die schäumend und tosend in ihrem Felsenbett dahinbrauste und die Stille des Waldes wunderbar belebte. Hie und da ertönte der Schrei eines Waldvogels, oder ein lauernder Weih wurde sichtbar im blauen Aethermeer; prachtvolle Schmetterlinge umgaukelten uns und wiegten sich auf den Blumen der Wiesen, dem blauen Enzian, der schönen gefiederten Alpennelke, der purpurnen Distelblüte. Um uns her andre Gruppen, die wie wir die Herrlichkeit der Schweizer Natur genossen und mit denen ein freundlicher Gruß, ein heiteres Wort ausgetauscht wurde.

Das Silvrettahotel beherbergte wohl über hundert Gäste, unter denen sich mehrere sehr liebenswürdige Familien aus Basel, Heidelberg, Karlsruhe, Köln und so weiter befanden, mit denen wir bald in einen munteren Verkehr traten. Die Ankunft F.s hatte ein gewisses Aufsehen unter den Gästen hervorgerufen, und er hatte sich während seines ganzen Aufenthaltes in Klosters der zartesten Aufmerksamkeiten zu erfreuen. So fand er häufig schon auf der Schwelle seines Zimmers des Morgens ein frisches Wald- und Wiesenbouquet, von unbekannter Hand darauf niedergelegt, und gewöhnlich war auch sein Platz bei Tische mit einer Blumengabe geschmückt. Rüstige Fußgänger, die die waldigen Höhen erklommen, während wir am Waldessaume träumten, brachten reiche Beute heim von seltenen Blumen, schmackhaften Pilzen und aromatischen Erdbeeren, die dann noch das gute, aber einfache Mahl vervollständigen halfen. Muntere Gespräche und Neckereien würzten das Mittagessen. Mancher erzählte ein lustiges Abenteuer oder trug es sogar in Knittelversen vor, worüber F. oft herzlich lachte und überhaupt stets bei guter Laune war. Wenn die ärgste Hitze vorüber war, wurden Spaziergänge durch das liebliche Thal unternommen, an denen sich F. stets beteiligte.

So vergingen einige herrliche Wochen im reinsten Naturgenuß, in welchem aber auch die Kunst nicht ganz ausgeschlossen war. Ein Fritz Reuter-Vorleser gab die köstlichsten Stellen aus der „Stromtid" zum besten; und Frau Klara Schumann, die auch wegen ihrer Gesundheit den ganzen Sommer in Klosters zubrachte, entzückte manchmal einige Freunde und Bevorzugte, zu denen auch wir gehörten, durch den Vortrag von Schumannschen und Beethovens Kompositionen auf ihrem Zimmer.

Ende August traten einige Regentage ein; die Berge blieben unsichtbar, und die Wolken hingen tief herunter und schienen sich bis auf die Thalsohle zu legen. Da wurde uns der Aufenthalt in den öden Zimmern des Hotels bald verleidet, besonders da auch Käthchen von ihrem Manne abgeholt wurde und die beiden nun Abschied genommen hatten, einen Abschied für dieses Leben.

Wir reisten nun über Zürich nach Hause, das Wetter war wieder schön geworden, die Fahrt per Extrapost bis Landquardt, immer entlang des brausenden Wassers, war herrlich. In Zürich verweilten wir einen Tag und benutzten die Eisenbahn auf den Uetliberg, auf dem wir einige Stunden verweilten; und hier zum letztenmal sogen die „fernedurstigen“ Augen des Dichters den Anblick der Alpenkette und den ganzen Glanz dieser wunderbaren Welt in sich ein.

Hatte F. von seinem ältesten Kinde in Klosters Abschied genommen, so stellte sich kurz nach seiner Rückkehr in Cannstatt der älteste Sohn Wolfgang mit seiner Frau ein, deren Gesundheitszustand ihn genötigt hatte, seinen Aufenthalt in Amerika und sein Geschäft daselbst aufzugeben und die Heimat aufzusuchen. Das junge Paar blieb nun den Winter hindurch im elterlichen Hause, und wenn die Schwiegertochter auch fast immer liegen mußte, so hatten wir doch die Freude, sie allmählich wieder der Genesung zuschreiten zu sehen. Ihre Gesellschaft war auch in diesem körperlich hilflosen Zustand angenehm und erheiternd; sie leistete sogar insofern einige Hilfe, als sie englische Novellen und Romane für das „Illustrated Magazine“ durchlas, bei deren Wahl dann ihr feingebildetes Urteil oft den Ausschlag gab.

Während F. nun für dieses unausgesetzt thätig war, auch immerhin noch einer ausgebreiteten Korrespondenz gerecht wurde, kurze Spaziergänge machte und den Besuch seiner Freunde empfing, nahm die Krankheit still und stetig ihren Fortgang. Eine Erkältung trat dazu und vermehrte die Atembeschwerden. Auf den Wunsch des Hausarztes, und hauptsächlich zur Beruhigung des Kranken und der Familie, wurden zwei ausgezeichnete Stuttgarter Aerzte zur Konsultation hinzugezogen, Medizinalrat Dr. Plieninger und Medizinalrat Dr. Landenberger, die aber nur das bisherige Verfahren in allen Stücken gutheißen konnten.

Das Leiden des Dichters ward nun auch in weiteren Kreisen bekannt, und es kam dem Kranken eine beunruhigende Nachricht über seinen Zustand zu Gesicht, über die er unzufrieden war und sie übertrieben fand. Er schrieb selbst eine Berichtigung und bat seinen Freund Dr. Vollmer, dieselbe unter das „Verschiedene“ der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ einrücken zu lassen, „ehe er selbst verschieden sei“. In dieser Berichtigung wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß F. sich im Frühjahr, in frischer Berges- und Waldesluft sicherlich bald wieder erholen würde. Gewiß verließ ihn diese Hoffnung nie ganz, und er hatte sich auch schon zum Sommeraufenthalt die hochgelegene, von kühlem Walde umgebene Solitude ausersehen, die ihm immer ein lieber Punkt gewesen war. Dennoch muß er wohl auch manchmal die bevorstehende Auflösung klar vor

Augen gehabt und sich selbst über die Nähe derselben nicht getäuscht haben, denn er empfing Freund Walesrode einmal mit den Worten: „Die Sterbenden grüßen dich.“ Ein andres Mal sagte er mir, als ich mich ärgerlich darüber äußerte, daß ich ein gut empfohlenes Dienstmädchen zu Georgi nicht bekommen konnte: „Bis dahin wirst du wohl bei deinen Kindern sein.“ Er hatte recht, ich war Ende April in Forest Hill! Ein andres Mal brachte er mir von einem kurzen Spaziergang im Februar eine Nußblüte heim mit den Worten: „Verwahre sie dir, es werden wohl die letzten Blüten sein, die ich dir nach Hause bringe.“ Auch diese Worte erwiesen sich als prophetisch, denn die Spaziergänge, die sich ohnehin nur auf den kleinen Weg der Häuser entlang und um die Ecke hin am Garten des letzten Hauses, der Wilhelma gegenüber, erstreckten, hörten bald ganz auf, da auch dazu die Kräfte nicht mehr ausreichten. Von seiner geistigen Regsamkeit und ungeschwächten poetischen Kraft zeugt das Gedicht zu der fünfzigsten Geburtstagsfeier von J. Viktor v. Scheffel. Es war sein letztes, und Walesrode hat schon in seinem Aufsatz in der „Gartenlaube“: „Freiligrath, ein Charakterkopf!“ auf das seltsame Zusammentreffen hingewiesen, daß F.s Dichterlaufbahn mit Moosthee begann und mit Chinawein endigte. Dazwischen aber so viel herrliches, überschäumendes, gesundes Leben! Und zwischen den Bechern mit den bitteren heilkräftigen Tränken manchen vollen Zug aus blinkendem Römer!

Die Beschwerden der progressierenden Krankheit, die nun vollständig zur Wassersucht sich gestaltet hatte, trug F. mit großer Geduld; er hatte immer ein freundliches Wort für jeden und einen zärtlichen Händedruck für seine Pflegerin. Aber er wurde immer schwerfälliger, konnte nachts nicht auf einer Stelle liegen und konnte auch seine Lage ohne Hilfe nicht verändern. Fast alle Stunden in der Nacht mußte ihm auch eine kleine Erfrischung gereicht werden, entweder ein Löffelchen Chinawein oder ein paar Schluck Xeres oder Champagner. So waren die Nächte zwar vielfach gestört, doch stellte sich dazwischen auch der Schlaf wieder ein und ermöglichte mir die alleinige Pflege, wofür ich im Innersten meiner Seele dankbar war, denn eine fremde Hand hätte er schwer oder gar nicht erduldet.

Immer noch ging er morgens aus seinem Schlafzimmer, welches nach vorn lag und die Aussicht auf den Neckar hatte (unter dem Fenster ist nun eine schwarze Marmortafel angebracht mit den Worten: Hier starb Ferdinand Freiligrath am 18. März 1876), durch den Salon und den geräumigen Oehren (Korridor) in das Wohnzimmer, wo er den Tag über in einem bequemen grünen Armsessel verweilte, und abends machte er denselben Weg zurück, wobei er dann manchmal an der Glasthür des Salons stehen blieb, die auf einen Balkon hinausging, der eine herrliche Fernsicht und einen weiten Horizont gewährte. Da stand er oft lange an die Scheiben der Thür gelehnt in Betrachtung der „ewigen Sterne“ versunken. Was mochte seine ahnende Seele ihm da sagen?

Ein Traum fiel in diese Zeit, einer der bedeutungs- und ahnungsvollen, von denen einige in seinem Leben zu verzeichnen sind. Er erzählte ihn mir noch

voller Bewegung. Es hatte ihm geträumt, sein Vater und unser Sohn Otto hätten ihn lebhaft und freudig begrüßt, bei den Händen festgehalten, und er wäre vergnügt in ihrer Mitte einhergeschritten, mit dem festen Bewußtsein, daß er sie nun wieder habe.

Am 16. März hatte wieder eine Konsultation der Aerzte stattgefunden, da eine Operation, ein Abzapfen des Wassers, als nötig befunden wurde. Den Abend war F. wie gewöhnlich in dem Lehnsessel in der Wohnstube eingeschlummert. Etwas nach zehn Uhr ermunterte ich ihn und bat ihn, nun das Bett aufzusuchen. Beim Aufstehen fiel der Sessel um und F. auf seine Kniee. Schwester Marie eilte, um Wolf zur Hilfe zu rufen. Unterdessen hatte ich den massiven Ecktisch dicht an den Gefallenen herangezogen, und auf ihn mit beiden Händen sich stützend, richtete sich F. selbst rasch in die Höhe, und als der Sohn herbeieilte, hatte er schon ein Licht ergriffen und ging festen Schrittes ohne Stütze in sein Schlafgemach. Dennoch mußte der Fall ihn wohl erschreckt haben, denn am andern Morgen äußerte er den Wunsch, liegen zu bleiben und seinen Kaffee im Bett zu trinken. Dies geschah; auch die eingelaufenen Briefe wurden ihm gebracht, und er sah sie alle selbst durch. Einer besonders machte ihm Freude, von Volckmar in Leipzig, dem Sohn seines alten Geschäftsfreundes, der den Abschluß über einen Vertrag zur Benutzung von F.s Uebersetzung des „alten Matrosen" für den Zweck einer Prachtausgabe mit Doréschen Illustrationen und zugleich das Honorar enthielt.

„Wie manches Honorar hat mir der ‚alte Matrose' von Coleridge schon eingebracht," sagte er sinnend, „den ich als junger Mann in Soest übersetzte! Und nun kommt die Uebersetzung auch noch zu einer schönen Illustration!"

F. blieb den Tag über im Bette liegen, und es war nichts Auffallendes in seinem Zustande zu bemerken. Nur den einen Wunsch sprach er öfters aus, daß wir ihn nicht allein lassen sollten.

„Eine von euch muß immer bei mir sein."

Natürlich wechselte ich nun mit meiner Schwester ab, die wenige Tage vorher zu uns zurückgekehrt war. Wenn nun F. sein Antlitz nach der Wand gewendet hatte, fragte er wohl: „Ist jemand bei mir?" Antwortete ich dann, so fragte er: „Wer ist da?" worauf ich wieder fragte: „Kennst du meine Stimme nicht?" — „Ihr habt so gleiche Stimmen, ihr seid ein paar gute Schwestern," erwiderte er.

Als der Arzt erschien und ihm freundliche Vorwürfe machte, daß er nicht aufgestanden sei, entschuldigte er sich, er habe geglaubt, die Operation solle heute vorgenommen werden, und da sei er gleich liegen geblieben. Der Arzt erklärte ihm nun, daß er diese gerade nur bei sitzender Stellung des Patienten bewerkstelligen könne, und daß sie auf den 18. März anberaumt sei. F. versprach, den nächsten Tag aufzustehen, und ich traf alle Vorbereitungen für die in Aussicht stehende Operation.

Gegen Mittag diktierte mir F. noch einige kurze Briefe, darunter einige Anordnungen für Hallbergers „Illustrated Magazine" und einen Glückwunsch für

seine Schwester Gisberta, deren Geburtstag am 19. März war. Diesen Brief unterzeichnete er selbst, ach, mit den Zügen eines Sterbenden!

Die nun folgende nächste Nacht war eine sehr unruhige. Es war, wie der Arzt nachher erklärte, schon eine Lähmung der mit den Nieren in Verbindung stehenden Organe eingetreten, was ihm viel Beschwerde verursachte. Kaum im Bett, so begehrte er wieder auf, und einigemal vertauschte er dasselbe mit dem Lehnstuhl. Er war ganz bei Bewußtsein, sprach mit mir in gewöhnlicher freundlicher Weise und ließ sich alle Hilfsleistungen geduldig gefallen. Gegen Morgen verlangte er wieder in den Lehnstuhl; da aber das Zimmer kühl geworden war und der Arzt sehr vor Erkältungen gewarnt hatte, bat ich ihn, noch etwas liegen zu bleiben, und fügte hinzu: „Du siehst ganz behaglich aus in deinem Bett," worauf er seufzend erwiderte: „Ja, schön behaglich, ich kann keinen Atem schöpfen."

Nun half ich ihm heraus, zog ihm Socken und Pantoffeln an und wollte auch die warmen Unterbeinkleider überziehen. Er protestierte dagegen mit den Worten: „Ach laß das, ich bin müde." Da ich aber in der Furcht vor Erkältung sachte fortfuhr, das Gewand in die Höhe zu ziehen, sagte er gutmütig: „Du bist ganz irrepressibel." Als ich ihn nun mit dem warmen Schlafrock bekleidet und in Kissen und Decken gehüllt bequem in den Lehnstuhl plaziert hatte, atmete er tief und wie erleichtert auf.

Rasch eilte ich hinüber zu meiner Schwester und bat sie, mir das Dienstmädchen zum Feueranzünden zu schicken. Verschiedene Male griff der Kranke nach dem Glase auf dem Tische neben ihm, mit der Bemerkung, er sei so durstig. Ich reichte ihm nach dem Göppinger Wasser, welches er getrunken hatte, ein wenig Wein. Er setzte es auch an den Mund und trank, aber gleich darauf hörte ich zu meinem Entsetzen einen seltsamen gurgelnden Ton in der Kehle — ach, ich hatte denselben Ton schon einmal gehört, als unser Otto starb —, und gleich darauf senkte sich sein Haupt etwas auf die Brust, seine Augen waren geschlossen, aber er atmete noch, wenn auch leiser und leiser.

Noch war der Lebensodem nicht erloschen, als Wolfgang und meine Schwester eintraten und Zeugen des entfliehenden Lebens wurden. Wenige Minuten, und es war alles vorüber!



Königin Luise und der Geheime Kabinettsrat Lombard.

Auf Grund ungedruckter Schriftstücke.

Von

Dr. Bogdan Krieger, Bibliothekar der Königlichen Hausbibliothek (ad interim).

Im April des Jahres 1806 hatte Stein seine bekannte Denkschrift gegen das preußische Kabinett entworfen. Aus ihr sprach nicht nur der Geist der Opposition, sondern auch die schöpferische Kraft des Organisationstalents. Denn Stein faßte die Frage nicht rein persönlich wie Hardenberg. Er beschränkte sich nicht darauf, die Kabinettsräte Beyme und Lombard, den Minister Haugwitz und den General-Adjutanten Köckritz anzugreifen, sondern er machte positive Vorschläge, die den gesamten Betrieb der Staatsverwaltung umfaßten und die Ersetzung des bisherigen Territorialsystems, des Generaldirektoriums mit seinen Provinzialministern, durch das Realsystem einer einheitlichen Regierung forderten. Die Kabinettsräte wurden in untergeordnete Stellen verwiesen und für jede Kabinettsordre die ministerielle Gegenzeichnung verlangt. Eine Reihe angesehener Staatsmänner sollte dem König die von Stein aufgezeichneten Mißstände vorhalten und die Niederlegung ihrer Aemter in Aussicht stellen, falls keine Abhilfe geschaffen würde. Da dieser Plan scheiterte, beschloß der Verfasser, dem Könige eine in der Form etwas gemilderte Bearbeitung, besonders unter Fortlassung der heftigen Ausfälle gegen Köckritz, durch den in Hannover kommandierenden General Rüchel übergeben zu lassen. Die Ueberreichung verzögerte sich jedoch aus äußeren und inneren Gründen, und Hardenberg schlug daher vor, das Promemoria erst der Königin zur Einsicht vorzulegen. Dies geschah. Sie scheint aber in der Befürchtung, der immerhin noch schroffe Ton könne beim Könige, der klare Beweise für die angebliche Verräterei seiner Ratgeber verlangte, eher die gegenteilige Wirkung üben, davon Abstand genommen zu haben, es ihrem Gemahl zu geben.

Dennoch unternimmt Hardenberg im Juli einen zweiten Versuch, durch die Königin auf den König zu wirken. Zu dem Zweck schreibt er an den Fürsten Wittgenstein, den preußischen Gesandten in Kassel, der bei der Königin in Pyrmont weilte, in ähnlichem Sinne, wie Stein sich in seiner Denkschrift geäußert hatte. Er bittet ihn, die Willensmeinung der Königin zu erkunden über die Art, wie man den König über die herrschende Meinung aufklären könne, und zu ergründen, ob sie an die Möglichkeit glaube, einen Personenwechsel in der Umgebung des Königs durchzusetzen. Die Königin stimmte dem Plane zu und meinte, es sollten verschiedene maßgebende Persönlichkeiten durch einen gemeinsam unterzeichneten Aufsatz dem Könige ihre Ansicht vortragen, nur sollte man Haugwitz betreffend zurückhaltend sein und ihn lieber veranlassen, die Denkschrift mit zu unterschreiben.

Ehe man noch der Ausführung ihres Planes näher trat, machten der General Rüchel und der Prinz von Oranien vergebliche Versuche, den König zu einer Kabinettsänderung zu bestimmen. Ersterer schlug ihm vor, Haugwitz und Lombard durch Hardenberg und den Grafen Keller, Beyme dagegen durch Stein zu ersetzen. Da der König mit Lombard über die gegen Haugwitz und ihn vorgebrachten Beschuldigungen sprach, nahm dieser Veranlassung, seinem Herrn eine des Grafen Haugwitz und sein politisches Verhalten rechtfertigende Denkschrift vorzulegen.[1])

Der letzte und durch die Persönlichkeiten der Frondierenden gewichtigste Vorstoß gegen den König und sein Regime wurde Anfang September unternommen. Hardenberg nahm damals den Plan Steins und die Idee der Königin, eine gemeinsame Note an den König zu richten, wieder auf. Johannes v. Müller, der Freund des stark oppositionell gesinnten Prinzen Louis Ferdinand, verfaßte die Eingabe. In ihr wurde ausgeführt, daß eine Aktion jetzt nach der am 9. August erfolgten Mobilmachung durchaus geboten sei und nicht wieder durch neue Verhandlungen hinausgeschoben werden dürfe. Das Kabinett, das das Zutrauen des Volkes verloren habe, müsse durch neue Männer ersetzt werden, später könne man dann an eine Aenderung des Geschäftsganges denken. Der Vorwurf der Bestechung wurde nicht direkt erhoben, „da auch Vorurteile und andre persönliche Neigungen und Verhältnisse zu ebenso schlechter Handlungsweise führen könnten wie Geld". Unterschrieben wurde die Denkschrift vom Prinzen Louis Ferdinand, der gleichzeitig für seinen Bruder August zeichnete, von den beiden Brüdern des Königs, Heinrich und Wilhelm, seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien-Fulda, von Rüchel, Stein und dem General Phull. Wie verfehlt ihre Wirkung auf den König war, ist bekannt. Sie verletzte und erzürnte ihn zu sehr, als daß sie den erwünschten Erfolg haben konnte.

Bei ihrer innigen Liebe zum Gatten konnte es die Königin nicht übers Herz bringen, ihn durch irgendwelche Unterstützung der Sache noch mehr zu erregen. Dann aber wollte sie es auch vermeiden, sich selbst in einen Gegensatz zum König zu stellen. Denn es scheinen über einen Zwiespalt zwischen ihnen, der wohl auf politischem Gebiet gesucht werden muß, schon früher Gerüchte in die Oeffentlichkeit gekommen zu sein. Solche desavouiert die Königin in einem Briefe an Kaiser Alexander I. vom 9./21. Mai 1806, wo sie von Pyrmont aus an ihn schreibt:

„C'est avec regrets que je quitte le Roi, qui me témoigne plus que jamais l'attachement et l'amitié la plus touchante. Je vous le dis parce que je sais que cela vous intéresse et pour rectifier les bruits fautifs, mais pas moins ébruités, comme s'il y avait un changement désagréable à cet égard."[2])

Vielleicht mochte sie sich auch dadurch verletzt fühlen, daß man ihren Rat,

---

[1]) Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven Bd. XXIX: Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807. II. Seite 614—620.

[2]) Cf. Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven LXXV: Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Herausgegeben von P. Bailleu. Seite 456.

Haugwitz hinzuzuziehen, nicht berücksichtigt hatte. Nach dem Tagebuch der Prinzessin Luise Radziwill hatte dieser selbst versucht, die Königin auf seine Seite zu bringen, indem er, ihrem wohl von Frau v. Berg eingegebenen Wunsche entsprechend, dem König unter lobender Anerkennung ihres Urteils und ihrer Klugheit vorschlug, sie an den Beratungen des Conseils teilnehmen zu lassen.

Die Verstimmung des Königs gegen die Mitglieder seines Hauses war so groß, daß der Prinz Louis Ferdinand, ohne von ihm und der Königin persönlich Abschied nehmen zu dürfen, ins Feld rückte.[1])

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß auch die Königin eine prinzipielle Gegnerin des eigentlichen Kabinetts war. Da aber Haugwitz außerhalb desselben stand, glaubte sie wohl ihn benutzen zu können, um es zu beseitigen. Sie hoffte durch die Heranziehung des ihrem Gemahl so nahestehenden Mannes das Gewicht der Gründe der Denkschrift zu erhöhen und bedachte nicht, daß Haugwitz und Lombard persönlich und amtlich zu liiert waren, als daß der eine ohne den andern fallen konnte.

Ihre Bethätigung an der damaligen Politik begründet die Königin ihrem Vater gegenüber damit, daß „in dem wechselnden Geschick des Staates die Zukunft ihres Gemahls und ihrer Kinder verflochten war". Dennoch bedauert sie ihre Einmischung später in einem Briefe an den Bruder Georg vom 1. April 1809. Es heißt dort: „Ich kann überhaupt nichts schreiben, als daß die Meinungen in der Politik sehr geteilt sind, wie Anno 5. Ich weiß, was ich will, doch es kömmt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rat solche fürchterlichen Folgen gehabt. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch vorgesagt, als wäre es so. Die Folgen beweine ich oft — nicht aber das Prinzip der Handlung und nicht die Handlung selbst."[2])

Und wenn sie in der Unterredung mit Gentz vor der Schlacht bei Jena diesem sagt, sie sei nie in öffentlichen Angelegenheiten zu Rate gezogen und habe auch nie danach gestrebt, so wußte sie, daß sie sich dem Diplomaten eines fremden Staates gegenüber Reserve auferlegen müsse. Daß sie aber ihren Einfluß in allgemein politischen Fragen geltend machte, geht auch aus einer Aeußerung ihrer Schwägerin, der Prinzessin Wilhelm von Preußen, hervor. Diese schreibt am 30. Januar 1804 an ihren Vater: „Eines habe ich erlernt, ich mische mich nie in etwas, was nicht in mein Departement, und befinde mich recht gut dabei. Der König hat mich schon oft seiner Frau als Beispiel vorgesetzt." [3])

---

[1]) Der Brief, in dem er der Königin Lebewohl sagt, und der ihr durch Frau v. Berg eingehändigt wurde, schließt mit den denkwürdigen Worten: „Je verserai mon sang pour le Roi et pour ma patrie, mais sans avoir un moment l'espoir de la sauver." Die Königin sah ihn nicht wieder, was sie später so oft schmerzlich bedauert hat. (Tagebuch der Prinzessin Luise Radziwill im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg.)

[2]) Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz (1794—1810). Veröffentlicht von Paul Bailleu in der „Deutschen Rundschau", Dezember 1900, Seite 394.

[3]) Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborene Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild von Wilhelm Baur. Zweite Auflage. Hamburg 1889. Seite 53.

Auch Prinzessin Luise Radziwill spricht in ihrem Tagebuch (August 1806) über die politische Thätigkeit der Königin. Sie sagt mit besonderem Hinweis auf den Einfluß der Frau v. Berg:

„La Reine jusqu'alors n'avait point été favorable au Comte Haugwitz. Mad. de Berg avec laquelle elle était liée et qui croyait lui rendre service et être utile à son pays en l'occupant de politique et en l'engageant à prendre de l'influence dans les affaires, l'entraîna à s'initier dans des délibérations où elle portait les meilleures intentions, mais pour lesquelles elle n'était pas née et qui ne lui offraient que des chances dangereuses et bien peu d'espoir de fair du bien.“ Darauf folgt die Darstellung der verfehlten Wirkung der Denkschrift und dann: „Mad. de Berg le (sc. mémoire) défendait en vain et regretta peut-être d'avoir par ses conseils encouragé la Reine d'entrer dans une carrière si peu faite pour son caractère si attachant d'une douceur inaltérable.“[1])

Da Prinzessin Luise sowohl wie die Schwägerin der Königin, Prinzessin Wilhelmine,[2]) im übrigen große Verehrerinnen der Königin sind, so fällt ihr Urteil um so mehr in die Wagschale. Bis zum Herbst 1806, solange die Meinungen in den maßgebenden Kreisen so geteilte waren, mußte die Stellung der Königin zwischen dem König und seinen persönlichen Ratgebern auf der einen und der Opposition auf der andern Seite eine schwierige sein. Sie steht daher auch unter dem Druck dieser Verhältnisse, die sie nicht zu einer bestimmten Stellungnahme kommen lassen. Unter diesem Gesichtspunkt und in diesem Rahmen muß auch die am 20. Oktober 1806 in Stettin durch sie veranlaßte Verhaftung Lombards angesehen werden. Dieser hatte nach der Publikation des von ihm verfaßten Manifestes gegen Napoleon, körperlich sehr angegriffen, am 11. Oktober das Hauptquartier verlassen und war nach Berlin gereist. Dort wurden nach dem Eintreffen der niederschlagenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze die Beschuldigungen gegen ihn um so lauter und unverhohlener ausgesprochen, als man in seiner Entfernung aus der Umgebung des Königs ein Zugeständnis seiner Schuld und den Beweis des Verrats sehen zu können meinte. Man sprach es öffentlich aus, daß er, von Napoleon bestochen, den Krieg gegen Frankreich hintertrieben und zuletzt noch die Einigung mit Rußland erschwert und verzögert habe. Schon in Berlin wurde er bedroht und mußte sich zur Flucht entschließen.[3]) Er traf am 19. Oktober abends in Stettin ein und hatte am folgenden Morgen eine Audienz bei der Königin, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen. Im

[1]) Königl. Hausarchiv in Charlottenburg.

[2]) Prinzessin Wilhelmine schreibt in ihrem Tagebuch, als sie nach dem Tode der Königin den Besuch zweier Brüder erhielt: „Mein Gott, wenn die Königin noch lebte, wie würde sie meine Freude teilen! In jedem Augenblick des Tages fehlt sie mir, und immer werde ich sie schmerzlich vermissen, wenn ich Freude und wenn ich Kummer haben werde.“ (Baur, Prinzeß Wilhelm von Preußen, Seite 119.) In einem Briefe an Stein vom 14. Dezember 1810 heißt es: „weil sie so viel besser war als ich“.

[3]) Berlin im Oktober und November 1806. Tagebuchaufzeichnungen eines Diplomaten (Graf von Bray). Deutsche Rundschau, Oktober 1900, Seite 48.

Laufe der Unterredung traten die Erbprinzessin von Weimar, Großfürstin Maria Paulowna und die Schwägerin der Königin, die Prinzessin von Oranien, bei ihr ein und veranlaßten Lombard, hinauszugehen. Erstere bedeutete die Königin, ihre und des Staates Sicherheit erforderten die sofortige Verhaftung des Kabinettsrats als Verräter; sie könne ihr einen Brief vorlegen, aus dem hervorgehe, daß Lombard Depeschen des Königs an den Kaiser von Rußland, ihren Bruder, vierzehn Tage zurückbehalten habe. Hüffer giebt in seinem trefflichen Buche: „Die Kabinettsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard“ eine genaue Schilderung der weiteren Ereignisse und in der Beilage XXIII die amtlichen Protokolle über die Einzelheiten der Verhaftung und die spätere Aufhebung des Arrestes. Zur Ergänzung dieser folge hier ein bisher unveröffentlichter Bericht aus dem schon mehrfach erwähnten Tagebuche der Prinzessin Luise Radziwill. Er giebt in dramatischer Lebendigkeit den Vorfall wieder und zugleich die Auffassung, die ruhige und nüchterne Beurteiler sich über die Angelegenheit gebildet hatten. Er lautet folgendermaßen:

Après maints accidents nous arrivâmes dans la soirée du 20 Octobre à Stettin. La Princesse Louise y trouva une invitation des Princesses[1]) pour se réunir à elles dans la maison qu'avait habitée la Reine, qui était partie dans la matinée pour joindre le Roi à Cüstrin. La Grande Duchesse de Weimar (Maria Paulowna) et la Princesse d'Orange vinrent à ma rencontre d'un air très agité, me menèrent près de la Princesse Guillaume, couchée et souffrante, et puis on me dit: „eh bien, dévinez, Louise, ce que nous avons fait ici ce matin?“ Je le cherchais en vain dans ma tête. „Nous avons fait arrêter Lombard.“ „Comment? Pourquoi? Que s'est-il passé?“ Je regardais Marianne (Prinzessin Wilhelm) qui avait l'air de comprendre aussi peu que moi cette mesure. La Grande Duchesse Marie et la Princesse d'Orange étaient encore très agitées et très occupées de leur affaire; elle me dirent que tout le monde, même le peuple, était très irrité contre Lombard, qu'on disait hautement qu'il était traitre, qu'il était dangereux de le laisser aussi près du Prince Royal et des enfants du Roi; qu'après s'être consultées elles étaient allées chez la Reine à son lever; elle la trouvèrent occupée de lire à Lombard même une lettre qu'elle venait de recevoir du Roi, où le Roi la demandait de le suivre immédiatement à Cüstrin; Lombard aussi devait s'y rendre avec elle. La Grande Duchesse Marie et la Princesse d'Orange dirent à Mr. Lombard de sortir; alors les deux Princesses dirent à la Reine que sans perte de temps pour le salut de l'État et de ses enfants, la Reine doit fair arrêter Lombard. Elle se récria, objecta la confiance du Roi, l'impossibilité de prouver rien à Lombard, l'inconvenance de cette mesure sans le consentement du Roi — rien ne fit renoncer les deux Princesses. Enfin elles finissent par décider la Reine, en lui représentant qu'après son

[1]) Es ist die Erbprinzessin von Weimar, Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, die Prinzessin von Oranien und die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die bald nach der Königin und ihrer Schwester Friederike Berlin verlassen hatten. (17. Oktober.)

départ rien ne protègerait Lombard contre la fureur de la populace qui l'attendait à son passage. Ce dernier motif l'engagea à consentir et elle-même se décida à dire à Lombard que sa sûreté exigeait qu'il se rendît à la garde sous une escorte qui le protègerait contre toute insulte. Il ne pouvait concevoir ce qu'il entendait, — on le remit, je crois, d'abord à Mr. de Buch, alors chambellan, puis à des autorités militaires qui devaient le surveiller jusqu'à la réponse du Roi. On remplit peu les ordres de la Reine, on se saisit des papiers qu'il avait sur lui et on envoya à Cüstrin tous ceux qu'on trouva dans sa chambre — mais rien ne prouva ses prétendus rapports avec le cabinet français. Persistant à le croire coupable l'officier de garde le fit déshabiller jusqu' à la chemise pour se convaincre qu'il ne cachait aucun papier ; enfin on se tranquillisa et on le laissa en repos. Il était au désespoir comme cela se conçoit, il était désolé d'être tombé si subitement de l'intimité et de la confiance dans la plus profonde disgrâce et être exposé à des traitements aussi humiliants.

Je ne concevais rien [à] la relation de ce coup de tête et je pensais que les deux Princesses avaient exposé la Reine et elles-mêmes à des reproches mérités. La décision du Roi tarda et les événements se pressèrent tellement que nous nous séparâmes à Stettin sans savoir ce que devenait Lombard; je n'appris qu'après coup que le Roi lui avait ordonné d'aller à Colberg pour sa sûreté et de le joindre en Prusse si le Roi y restait. Je ne me rappelle plus ce que la Reine me raconta par la suite de la manière dont le Roi avait pris cette arrestation; elle rencontra le Comte Hardenberg entre Stettin et Cüstrin et l'amena au Roi dans sa voiture.[1])

Aehnlich wie die Schreiberin dieser Zeilen urteilte Hardenberg über den allerdings durch die starke Beeinflussung der beiden Prinzessinnen veranlaßten Eingriff der Königin. Er bedauert sie, als er auf ihrer gemeinsamen Fahrt nach Küstrin die Verhaftung Lombards von ihr erfuhr, und sah voraus, daß die Uebereilung ihr Verdruß bringen würde. Die Königin selbst muß ähnliche Befürchtungen gehabt haben. Denn obwohl sie am 20. Oktober abends in Küstrin mit ihrem Gemahl zusammengetroffen war, scheint sie ihn erst am 22. von dem bedeutungsvollen Schritt in Kenntnis gesetzt zu haben. Denn in dem mit diesem Datum bezeichneten Schreiben an die Regierung und das Gouvernement in Stettin sagt der König: „In diesem Augenblicke vernehme ich von meiner Gemahlin, daß dieselbe genötigt gewesen, den Geheimen Kabinettsrat Lombard, um ihn gegen Verunglimpfungen zu schützen, in Arrest nehmen zu lassen."

Er verfügte darin seine sofortige Entlassung. Aus den Worten des Königs sowohl wie aus denen der Prinzessin Luise Radziwill geht hervor, daß sich die Königin nur durch den Hinweis auf die eigne Sicherheit Lombards zu seiner Gefangensetzung hatte entschließen können. Die Beamten sind wohl teils durch die allgemeine Mißstimmung gegen den verhaßten Mann, teils vielleicht durch

---

[1]) Königl. Hausarchiv in Charlottenburg.

die Art der Uebermittlung des Befehls seitens der Prinzessinnen Solms und Oranien — diese beiden nennt das Protokoll — zu härteren Maßregeln veranlaßt worden, als sie beabsichtigt waren.

Lombard schildert die ihm widerfahrene Behandlung in einem von Kolberg am 26. Oktober 1806 an die Königin gerichteten Schreiben, in dem er in lebhaft bewegten Worten sein politisches wie persönliches Verhalten vor ihr zu rechtfertigen sucht und sie um ihre Fürsprache bei den Prinzessinnen und beim Kaiser Alexander bittet. Das Original dieses Gnadengesuches wie eine auf Veranlassung Kaiser Friedrichs hergestellte Abschrift davon befinden sich unter den vom Kaiser gesammelten Archivalien zur Geschichte der Königin Luise im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg. Der Brief lautet folgendermaßen:

Le Roi m'a rendu la liberté; il n'a pu me rendre la paix de l'âme. Vous seule, o ma noble Souveraine, la pouvez encore. Je me jette à Vos pieds pour y déposer le secret de la douleur qui me mine. Je n'affligerai point Votre cœur généreux du tableau de ce qui s'est passé à Stettin dès que Vous eûtes tourné le dos à la ville. De moment en moment Vos ordres furent commentés, aigris, dénaturés, et une heure après une mesure de sûreté était devenue l'arrêt de condamnation d'un vil criminel. Ma femme et mes enfants aux arrêts, un bas-officier dans leur chambre, l'accès interdit au peu d'amis qui les aurait consolés, autour de moi l'appareil des armes, le repos d'un mourant troublé toute la nuit par le bruit des bayonnettes qui se relevaient dans ma prison et par celui des verroux, ma personne soumise à des perquisitions honteuses, toutes ces précautions qu'on prend contre les grands malfaiteurs de peur qu'un désespoir précoce ne les soustraie à l'échafaud, les cris, les malédictions d'une populace qui jugeait du crime par le châtiment, tels sont les moindres traits du tableau.

Ce bon peuple, comme on le ramène aisément! Trois jours après un officier me reconduisit dans ma demeure. Quelques curieux nous suivent; ils en attirent d'autres, la foule grossit, les hurlements recommencent. Sur le seuil de ma porte l'officier se tourne et dit: „Messieurs, cet homme est pleinement justifié. Le Roi vient d'ordonner sa delivrance. Respectez son malheur et félicitez-vous de vivre dans un pays où l'innocence n'a rien à craindre.“ Ce peu de mots opérèrent comme un charme; une minute dissipa la foule et rien ne troubla plus mon repos.

Mais, comment instruire le peuple dans les provinces? Mes dangers n'avaient pas cessé. Mon seul besoin après cette cruelle épreuve était le repos et l'oubli. Je partis pour Colberg, heureusement sous un autre nom que le mien. Partout sur la route on me demanda des nouvelles du traître. A deux pas de mes enfants épouvantés on jurait ma mort. Une imprudence de leur part m'eut coûté mille fois la vie.

C'en est fait, ce moment a décidé de mon sort. Servirai-je encore avec un nom flétri? Le Roi peut-il rappeler auprès de Sa personne un

échappé des prisons? Hélas! ce n'est pas la retraite qui m'effraye. Depuis un an je la désire et la médite. Köckritz et Beyme sont mes témoins. Leurs instances m'en ont détourné. Ma femme aussi parce qu'elle a craint plus que moi la pauvreté. Mais la honte! Mais Votre mésestime, Madame!

Le mot est tracé et mes aveux sont faits. Oui, je me le cacherais en vain. Votre Majesté Elle-même a flotté quelques moments entre Sa justice naturelle et le cri de la haine qui m'accuse. Voilà l'idée qui m'est insupportable, voilà le chagrin qui me coûtera la vie.

Qu'ai-je donc fait, bon Dieu! et qu'est-ce qu'on me reproche? Mes conseils? Était-ce à moi d'en donner? Votre Majesté n'ignore pas que de tous les ministres celui du cabinet était le seul qui eût dans tous les moments l'accès libre auprès de la personne du Roi. Il concertait lui-même avec le maître chaque résolution importante. Prêter ma plume à des ordres déjà donnés, veiller à ce que dans les détails de l'exécution aucune opinion étrangère à celle du Roi ne pût altérer celle-ci, tel était mon seul devoir. Le public s'est absolument trompé sur la nature de mon rapport.

Et s'il m'a été permis quelquefois de penser tout haut, quelles ont été mes opinions? J'ai désiré la paix premièrement parce qu'elle est le plus grand des biens, secondement parce que le Roi l'a voulue. Mais cette idée même, je l'ai subordonnée toujours à l'honneur et à l'intérêt de ma patrie. Qu'on me donne des juges et les preuves me seront aisées. Daignez, Madame, vous rappeler Petershagen[1]) et les instances du Comte Haugwitz pour une guerre bien différente alors dans les chances qu'elle présentait. Puisqu'on m'a fait un crime de ce qu'on a appellé mon dévouement à ce ministre, qu'on sait assez juste du moins pour partir de ce dévouement quand il prouve en ma faveur, et que les idées du chef soient le gage des idées du subalterne. Quand les Français voulurent marcher sur Hannover, j'ai fait l'impossible pour qu'on les en empêchât ou pour qu'on ne le permît du moins que sous des conditions qui les continssent. Mes mémoires déposés aux actes en font foi. Ils peuvent tous les jours être reproduits. Quand les premières lettres du Comte Haugwitz, écrites de Vienne,[2]) annoncèrent qu'il ne s'était point encore acquitté de ses commissions, Mr. de Hardenberg fut témoin de mon chagrin. Je dressai à l'instant des dépêches extrêmement positives que lui même jugea préférable de supprimer. Il vit, il peut le dire. Il ne m'aime pas, mais il est loyal et vrai. Et lorsque Mr. de Haugwitz vint rendre compte au Roi de ses motifs, je n'eus pas la moindre part aux résolutions. Tout ce que l'État avait d'hommes respectables, le Duc, le Maréchal, Mss. de Schulen-

[1]) In Petershagen fanden während einer Reise des Königs nach Westfalen am 2. Juni 1799 Verhandlungen zwischen ihm, dem Herzog von Braunschweig, Köckritz und Haugwitz statt, in denen der letztere für den Anschluß an die Koalition sprach, ohne den König dazu bestimmen zu können.

[2]) Dezember 1805.

burg,[1]) de Hardenberg, voilà les conseillers dont S. M. s'entoura dans ce moment décisif. —

Enfin les usurpations françaises rendirent la guerre inévitable. Ma voix fut celle de tous les patriotes. Qu'il ose élever la sienne, le témoin qui m'accuserait du contraire. Je me traînai au quartier général pour ne pas abandonner à d'autres l'honneur du dernier travail. On m'abandonna la rédaction du manifeste sans aucune instruction qui gênât mon style. J'avais le choix de tous les tons, je préférai celui qui répondait le mieux aux affections de mes concitoyens. Des plumes particulières avaient sévi contre Napoléon. Pour la première fois un acte officiel, fait pour l'histoire, levait le voile sur son caractère et le livrait à l'horreur de la postérité. Il ne me le pardonnera jamais. J'éprouvais de la douceur à me le dire; j'ai cru mettre le sceau sur ma vie publique. La haine est ma récompense.

Telle est l'histoire de ma carrière politique. Ce ne sont pas là des choses vagues, tels que les bruits dont j'ai été la victime. Ce sont des faits et chaque preuve est à côté.

Et encore, si on n'avait attaqué que mes opinions! La vanité est pour l'homme heureux, elle ne va plus à l'état où je me trouve. Qu'on me dispute de faibles talents, je passerai condamnation sur mon incapacité, j'en ferai foi en me retirant. Mais c'est mon caractère qu'on attaque et ma volonté qu'on flétrit!

Moi, j'aurais porté dans mon cœur un autre intérêt que celui de ma patrie! Moi, élevé à l'école de Frédéric, moi comblé chez moi des faveurs de la fortune, avec une place honorable, avec des revenus au-dessus de mes besoins, avec les bontés de mon maître, avec la considération publique qui vingt ans avait été mon partage, avec tout ce qui flatte le cœur humain! Que pouvait donc me valoir la perfidie qui pût se comparer à tout cela? Des richesses? Premièrement il faudrait que je les eusse. Je ne possède au monde que ce que j'ai reçu dans des occasions solennelles avec le consentement du Roi. Si l'on en doute, je dois à mon malheur même de quoi convaincre les plus incrédules. Le gouvernement de Stettin avait fait sceller mes papiers. J'ai exigé qu'on ne les rouvrît qu'en présence de commissaires nommés par lui-même et par la Régence et qu'on prît acte de leur contenu. Il s'y trouvait une désignation complète de mes affaires, de ce que je possède, des sources où je l'ai puisé. Mais surtout il aurait fallu vouloir être riche. Le feu Roi m'aimait et seul des ses serviteurs je n'ai point réclamé sa bonté prodigue. Honoré neuf ans de la confiance de son successeur, je ne lui ai jamais demandé une seule grâce. Je pouvais m'enrichir avec honneur et j'aurais préféré à des avantages sûrs, glorieux une fortune dangereuse et criminelle! Et quel temps j'aurais

---

[1]) Der Herzog von Braunschweig, Feldmarschall v. Möllendorf und der Minister Graf Schulenburg-Kehnert.

choisi pour les acquérir! A quarante ans avec un pied dans la tombe, après une longue carrière où jamais mes ennemis même n'avaient mis en doute ma probité, père, époux avec tous les liens qui attachent à la patrie, avec toutes les conditions de la vertu! O Madame, ne croyez jamais aux impossibilités morales! Doutez du crime lorsqu'il est en contradiction avec l'essence de l'homme et avec les lois de la nature.

Je me fais horreur à moi-même de devoir entrer dans ces détails. Je sens qu'il est un genre de soupçon qui flétrit presque autant que le crime même et que souvent le besoin de la justification déshonore. Mais il faut se plier à son état et l'on a trouvé le secret de m'ôter jusqu'à l'orgueil de l'innocence. Je consens à rentrer dans l'obscurité, mais il faut ou que je meure ou que mes compatriotes cessent de me croire un lâche. La chose est difficile. On ôte plûtot l'honneur qu'on ne le rend. Mais s'il reste encore quelque chose à faire pour moi, c'est Votre Majesté seule qui le peut. Elle est l'idole de la nation. La haute idée qu'on a de Ses vertus imprime à Ses actions les plus indifférentes un caractère grave. Combien plus quand Elle se met à la place de l'État et qu'elle parle au nom de la loi! Sans Elle le Roi lui-même ne peut rien pour me sauver; on le croira indulgent quand il ne sera que juste et c'est à Vous à reprendre l'arrêt fatal, ou je suis perdu. Je m'adresse à un grand caractère. Dès lors, de deux choses l'une. Ou tout ce que je viens de dire, n'est rien pour Votre Majesté et les calomnies de mes ennemies l'emportent à Ses yeux sur les faits, sur le témoignage de tant d'hommes respectables plus en état de me juger, sur l'opinion même de Son auguste époux, et dans ce cas-là tout est dit, il ne me reste plus que le désespoir. Ou l'évidence des souvenirs que je viens de Lui rappeler, frappera Son esprit juste. Alors elle se dira avec quelque peine peut-être qu'avec l'intention la plus noble, qu'en croyant remplir un devoir, Elle a fait le malheur d'un innocent, et dans un cas pareil des âmes comme la Sienne ne prennent conseil que d'elles-mêmes.

Si je n'ai pas trop présumé de Sa justice, il est une première grâce que j'ose Lui demander à genoux, c'est d'éclairer Ses augustes Sœurs. C'est le témoignage des Princesses qui étaient avec Elle à Stettin, qui a complété ma perte. Et comment l'incrédulité la plus opiniâtre aurait-elle tenu contre un témoignage aussi respectable? Si Votre Majesté daignait leur écrire qu'Elle s'est convaincue de mon innocence, qu'Elle m'a rendu un peu d'estime, qu'Elle les prie de me rendre la leur, que mes principes étaient purs et surtout que ma retraite va les rendre indifférents, o sûrement ces augustes personnes ne demanderaient pas un autre gage de ma probité et, au lieu de leurs cruelles préventions, le respect le plus pur peut-être serait payé de quelque pitié.

Un autre poids pèse sur mon cœur. On partage à Pétersbourg la prévention qui me tue. Le noble Alexandre, l'honneur du trône, l'ami du Roi, croit que mes vœux sont pour ses ennemis. Eh bien, je le jure à

la face du ciel, j'en atteste le Roi, Köckritz, tous ceux qui ont pris connaissance des affaires, je n'ai jamais connu qu'une relation essentielle à la Prusse, c'était la Russie, qu'un Prince dont l'amitié dut l'emporter sur tout le reste, c'était Alexandre. J'ai vu naître l'injustice et j'en ai connu les raisons. J'en ai gémi sans y pouvoir remédier. Mon voyage à Bruxelles,[1]) mon attachement au Comte de Haugwitz, la malheureuse mésintelligence où j'ai vécu avec Mr. de Hardenberg, le devoir que je m'étais fait d'entrer toujours dans l'idée du Roi et de la faire valoir quellequ'elle fût, une plume qu'on disait heureuse et qui réussissait quelquefois à l'éloigner de nous l'apparence des torts quand nous en avions dans l'idée du cabinet de Pétersbourg, l'erreur où l'on tombait alors en confondant le style du secrétaire avec l'opinion du conseiller, telles ont été les causes de ma disgrâce. O Madame, sauvez-moi du désespoir d'être toujours méconnu. Une ligne à Madame la Grande-Duchesse, un mot à Mr. d'Alopéus[2]) o combien il Vous est aisé de faire le bien et de verser sur moi les dernières consolations qui me restent.

Où est au monde la Reine à qui l'on osât écrire une telle lettre? Cette confiance respectueuse est un hommage, Madame, que votre grande âme seule peut juger. Je m'arrête, car enfin l'on peut abuser de la bonté même, et ma main tremblante me refuse son service. Un spectacle affreux vient de rouvrir toutes mes blessures. Bülow, l'auteur des fameux libelles,[3]) condamné à la forteresse, arrivait il y a un moment. Le peuple, instruit de ma détention et qui n'a appris mon nom que par elle, l'a pris pour moi. Avant que la garde s'en fût saisi, on l'avait presque lapidé sous mes fenêtres, où je contemplais ce spectacle à la faveur d'un nom supposé et où mes enfants me trahissaient par leurs larmes.

Je finis en vous demandant à genoux ma grâce. Rappelez-Vous, Madame, ce que j'ai souffert, si de loin Vous entendez que la haine me poursuit encore, et daignez être convaincue qu'entre les onze millions d'hommes dont Vous faites l'orgueil et le charme, aucun plus que moi ne serait prêt à Vous sacrifier sa vie.

J'ai l'honneur d'être avec la plus profonde vénération,

Madame, de Votre Majesté

le très humble et très respectueux sujet

Lombard.

Colberg, le 26 Oct. 1806.

P. S. Si au lieu de propos vagues contre moi, il était un fait si absolument controuvé par la calomnie ou habilement dénaturé par la haine,

---

[1]) Juli 1803 zur Unterredung mit Napoleon als Vertrauensmann des Königs.

[2]) Der russische Gesandte am preußischen Hofe.

[3]) Ein politisch-militärischer Schriftsteller, der wegen einer Publikation über den Krieg von 1805, in der er die Kriegführung der Verbündeten angreift, verhaftet war und im Oktober 1806 nach Colberg gebracht wurde. Er soll mit Lombard Aehnlichkeit gehabt haben.

o daignez me le dire. Je vous promets une réfutation mathématique tellement évidente que Votre justice sera satisfaite. Je le promets sur ma tête.

Die Königin wird auf diesen Brief nicht geantwortet haben. Daß der gegen Lombard unternommene Schritt jedoch von nachhaltigem Einfluß auf sie gewesen ist, möchte ich daraus schließen, daß sie sich mit der im Jahre 1808 annonym erschienenen Verteidigungsschrift Lombards eingehend beschäftigt hat. Er wollte darin die vom König in jenen Jahren befolgte und von ihm selbst unterstützte Neutralitätspolitik Preußens vor der Oeffentlichkeit und besonders vor Napoleon rechtfertigen, wie er das mehr persönlich und in kleinerem Rahmen schon im August 1806 in der dem König überreichten Apologie gethan hatte.[1]) Sie erschien unter dem Titel: „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807". (Schluß folgt.)



Leopold v. Ranke und Varnhagen v. Ense nach der Heimkehr Rankes aus Italien.

Von

Dr. Theodor Wiedemann.

Im März 1831 traf Ranke wieder in Berlin ein. Er zeigte dem Varnhagenschen Ehepaare seine Rückkunft ein halbes Jahr später durch zwei Billette vom 24. August an.

Ranke an Rahel.

Da es gut ist, seine Bürden und Verpflichtungen bald los zu werden, so will ich heute mittag (12 Uhr) versuchen, ob ich Sie treffe. Doch bleiben Sie dabei ganz ungeniert, bitte ich.

Adieu! Ich halte Sie für meine alte Gönnerin nach wie vor.

L. Ranke.

Ranke an Varnhagen.

Uebersende hiermit eine kleine neue Schrift,[2]) der ich die gute Aufnahme ihrer älteren Geschwister wünsche, und melde, daß ich für dieses Mal nicht nach Paris reise. L. Ranke.

Von hier ab benutze ich nicht sowohl den zwischen Ranke und Varnhagen gepflogenen Briefwechsel als vielmehr die handschriftlichen Tagebuchblätter Varn-

[1]) Haugwitz et Lombard considérés dans leurs opinions politiques et comme livrés aux ennemis de l'État. (Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807. II. 3. Anhang Seite 614—620, Publikationen der Preußischen Staatsarchive, Band XXIX.)

[2]) Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618.

hagens, auf deren Grundlage zwar die gedruckten Tagebücher hergestellt sind, jedoch so, daß vielfach Bemerkungen und Notizen ausgeschieden und weggelassen wurden.[1])

Die Tagebuchblätter beginnen mit den Aufzeichnungen Varnhagens über seine Reise nach Baden-Baden im Sommer 1834 und gehen nahezu bis zu seinem am 10. Oktober 1858 erfolgten Tode.

Das Interesse der den handschriftlichen Tageblättern entnommenen Mitteilungen beruht für uns zunächst darauf, daß wir Rankes Beziehungen zu Varnhagen, zu Bettina v. Arnim und Frau v. Zielinski nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise nahezu dreißig Jahre hindurch verfolgen können. Varnhagen blieb mit allen drei während dieser Zeit in Verbindung. Wenn er später, um das richtige Wort anzuwenden, nur ganz ausnahmsweise von Ranke besucht wurde, so daß ihr unmittelbarer Verkehr nahezu aufhörte, so trafen sie doch öfters in Gesellschaften zusammen, da sie in denselben Kreisen verkehrten. Bisweilen begegneten sie sich auch auf Spaziergängen und nahmen dann Anlaß, eine Unterhaltung miteinander zu führen. Varnhagen hatte eine gewisse persönliche Teilnahme für Ranke bis zuletzt; seine schriftstellerische Thätigkeit verfolgte er mit andauernder Aufmerksamkeit. Wenn sich auch in seinen Aufzeichnungen manches Mißfällige über Ranke findet, so steht doch, was die Anerkennung der in dem angegebenen Zeitraum erschienenen Werke betrifft, fest, daß sie von den vorkommenden Ausstellungen durchaus nicht erschüttert werden kann; einzelne derselben sind auch von andern vorgebracht worden und haben eine gewisse relative Berechtigung. Uebrigens wird man auch mancher lobenden Aeußerung begegnen. Die Vorwürfe in Beziehung auf das sittliche Verhalten und den Charakter entspringen größtenteils aus der Grundverschiedenheit der politischen Ansichten, die nach der Julirevolution recht eigentlich erst zu Tage trat, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. und dann noch mehr mit dem Jahre 1848 und in der Folgezeit augenscheinlich wurde. Die Begünstigung, welche Ranke in immer zunehmendem Maße von den höchsten und allerhöchsten Kreisen zu teil wurde, war sehr geeignet, Eifersucht gegen ihn zu erwecken und üble Nachrede zu nähren. Die Aeußerungen, in denen er seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Regierung bekundete oder die leitenden Staatsmänner lobte, schienen seiner wahren, selbständigen, ihm eigentümlichen Gesinnung nicht zu entsprechen, sondern, wenn nicht aus eigennütziger Absicht hervorgegangen, so doch auf Konnivenz zu beruhen. Das gab vornehmlich den Anlaß zu der oft auftauchenden Beschuldigung der Charakterschwäche und eines zweideutigen Verhaltens. Ranke, von ruhiger und umfassender Erwägung, war bei weitem mehr geneigt, Umständen und Verhältnissen, auch der staatlichen Autorität, Rechnung zu tragen als Varnhagen und besonders Bettina v. Arnim. Die einseitige Befangenheit, in der diese nur das von ihnen für richtig Gehaltene gelten lassen wollten, wozu

---

[1]) Daraus erklärt sich, daß Hermann Grimm („Fünfzehn Essays", Berlin 1871, S. 63) in den Tagebüchern manche darin vermutete Aufzeichnung Varnhagens nicht antraf.

sich, was Varnhagen nicht verkannte, bei Bettina eine zwar vorübergehende und wechselnde, aber zeitweise eine sehr energische persönliche Vorliebe gesellte, lag Ranke fern. Varnhagen lebte ganz in der Gegenwart und in der Gesellschaft, man kann hinzufügen, innerhalb der Schranken des persönlichen Gesichtskreises; von dem Gerede, das man als Klatsch zu bezeichnen gewohnt ist, wurde er nicht nur berührt, sondern er hatte dafür Interesse. Je stärker in ihm das Bewußtsein wurde, von Ranke in der Gesinnung getrennt zu sein, desto mehr war er geneigt, allem Nachteiligen, was über diesen verlautete, Glauben zu schenken und es in die tagebuchartigen Aufzeichnungen, die er, angeregt durch ein Wort Goethes, vor einem Decennium begonnen hatte, immer bedacht auf Stoff aus der Zeitgeschichte, aufzunehmen. An Kritik ließ er es wie sonst, auch insofern es Ranke angeht, gänzlich fehlen; er selbst deutet einmal an, daß er die Korrektur der Unrichtigkeiten in seinen Mitteilungen der Zukunft überlasse, die dieses Geschäft schon besorgen werde. Niemals darf man bei der Würdigung der Tageblätter vergessen, daß in ihnen, obwohl sie im allgemeinen gut stilisiert sind, keine innerlich gereifte und wohlüberdachte Konzeption vorliegt, sondern eine Sammlung von Niederschriften, die unter der Einwirkung momentaner Stimmungen und Abhängigkeit von zeitweiligen Irrungen abgefaßt sind.

Ranke bezog nach seiner Rückkunft zunächst, wenngleich nur für sehr kurze Zeit, ein Logis, das über der Wohnung Bettinas gelegen war. Die dadurch gebotene Gelegenheit, mit ihr aufs neue in Verkehr zu treten und Gespräche zu führen, benutzte Ranke auf das eifrigste. „Ich kann nicht sagen," so schrieb er am 24. März 1831 an seinen Bruder Heinrich, „mit welchem Erstaunen und Wohlgefallen ich ihr wieder zuhöre." Er traf sie auf einer neuen Stufe der Entwicklung an, indem besonders ihre religiöse Stimmung eine erhöhte geworden war. Dazu hatte der in dem Briefe Rankes an seinen Bruder erwähnte, drei Monate vorher, am 21. Januar 1831, erfolgte Tod ihres Gemahls allerdings den äußeren Anlaß gegeben, denn sie hatte mit Arnim zwanzig Jahre lang eine sehr glückliche Ehe geführt und wahrte sein Andenken in einer mit Verehrung gemischten Liebe ihr ganzes Leben hindurch treulich in ihrer Seele, wie sie sich denn sogleich die Sammlung seiner schriftstellerischen Hinterlassenschaft sehr angelegen sein ließ und selbst daran teilnahm. Aber von größtem Einfluß war dann gewesen, was Ranke in dem Schreiben unerwähnt läßt, daß Bettina nach Arnims Tode eine Zeitlang bei der Familie Schleiermacher gewohnt hatte.

In dem Varnhagenschen Hause traf Ranke zum großen Teil die alte, ihm bekannte Gesellschaft wieder an, wie Bettina v. Arnim, so auch die verwitwete Generalin v. Zielinski. Als Rahel im September 1831 von einer gelegentlichen Anwesenheit der Frau v. Zielinski in Berlin Kenntnis erhielt, versäumte sie nicht, an diese sowie an Ranke, den sie mit der näheren Verabredung betraute, und zwar nur an ihn und die Generalin eine Einladung zu richten, sie an einem der nächsten Abende gemeinsam zu besuchen. Zwischen Ranke und Varnhagen kam es, wie vormals, zu Gesprächen, deren Gegenstand die Themen ihrer zeitweiligen litterarischen Beschäftigung bildeten. Das war zum Beispiel in Beziehung

auf eine französische Publikation der Fall, die Ausgang der zwanziger Jahre großes Aufsehen erregte: Die „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans la guerre de la révolution depuis 1792 jusqu'en 1815". Anlaß zur Diskussion gab Varnhagens in dem Dezemberheft des Jahrganges 1831 der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" veröffentlichte Besprechung des Werkes und die Mitteilung Rankes von seiner Absicht, die er alsbald auch ausführte, sich über es öffentlich auszulassen. Die Meinungsdifferenz, die sich in der mündlichen Unterhaltung herausstellte, bildete für Varnhagen das Motiv — es war im November 1832 —, folgendes Schreiben an Ranke zu entwerfen:

Varnhagen an Ranke.

Berlin, November 1832.

Sie meinen, mein Verehrtester, weil meine Kritik der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état" nicht mit Citaten gespickt sei, so werde sie wohl nur auf ein ungefähres Dünken und Vermuten gegründet sein, und Sie hielten mir schon mit Lächeln vor, in dem einen Buch, auf das Sie beispielsweise hingewiesen, finde sich nichts. Allein Sie sind sehr im Irrtum hierbei: Wenn ich Ihnen den Bertrand de Molleville als eine der Quellen genannt, in der sich manches von dem finden dürfte, was Ihnen in jenen Memoiren neu vorkommt, so habe ich nicht die seit der Revolution erschienenen zwei Bände Bertrands, sondern freilich dessen unbekanntere, schon während der Revolution in dreizehn oder mehr Bänden gedruckte „Histoire de la révolution" gemeint, die Sie wohl nicht angesehen haben.[1]) Lassen Sie sich das Werk von der königlichen Bibliothek holen. Sie finden gewiß eine Menge des von mir angedeuteten Materials darin. — In keinem Falle aber können Sie das Machwerk des sogenannten Staatsmannes retten; es ist ein zusammengetragenes, aller Ursprünglichkeit entbehrendes; davon überzeugt mich seine ganze Beschaffenheit, wenn mir auch nicht gelänge — was ich gar nicht versuchen mag —, die entlehnten Stücke jedesmal als solche, und von woher sie es sind, nachzuweisen. Ich habe seit fünfundzwanzig Jahren — um ein Lebensalter früher als Sie — Unendliches an Tagesgeschichten gelesen, die zu ihrer Zeit galten, jetzt aber vergessen sind. Ohne irgend eine gelehrte Absicht und daher in völliger Sorglosigkeit ließ ich den Inhalt an mir vorüberziehen, ohne festhalten zu wollen, was nicht von selbst blieb. Doch hat mein Gedächtnis neben allgemeinen Eindrücken auch viele besondere treu bewahrt, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich dies in Betracht obiger Behauptung, daß unser unbekannter Autor vieles aus Bertrand de Molleville wenigstens kann entlehnt haben, fortwährend annehme. Sie haben mich schon einmal in Verdacht gehabt, bei Gelegenheit der Biographie von Canitz, ich möchte wohl eine Angabe

---

[1]) Varnhagen hatte Mollevilles „Histoire de la révolution française", Paris 1800 bis 1813, 14 Bände in 8° gemeint, Ranke dessen „Mémoires particuliers pour servir à l'histoire de la fin du règne de Louis XVI", Paris 1816, 2 Bände in 8° verstanden.

ziemlich willkürlich aus bloßer Vermutung hingestellt haben. Ich zeigte Ihnen später die Beweisstelle in dem alten Buche. Lassen Sie doch den Pedantendünkel fahren, als sei die äußerliche, prunkend und ausgebreitete Gelehrsamkeit des Geschichtschreibers das alleinige Zeichen seiner Gewissenhaftigkeit. Sie selbst haben mir schon öfter Citate gezeigt, auch im Schlosser, die grundfalsch waren; diesmal glauben Sie mir so lange, bis Sie näher geprüft haben, und halten Sie wenigstens Ihr öffentliches Urteil noch zurück. Guten Morgen!

Ihr aufrichtig ergebenster
H. A. Varnhagen v. Ense.

Das Schreiben wurde nun zwar nicht abgeschickt, weil sich Gelegenheit bot, den berührten Punkt in mündlicher Unterhaltung klarzustellen, bevor es zur Absendung kam; aber obwohl nur Entwurf, läßt sich doch aus demselben eine völlige Veränderung des früheren gegenseitigen persönlichen Verhältnisses erkennen. Was die Sache selbst anbetrifft, so ist die Bemerkung, welche Ranke bei dem Wiederabdruck seiner zuerst in der ersten Abteilung des 1833 erschienenen zweiten Bandes der von ihm herausgegebenen „Historisch-politischen Zeitschrift“ publizierten Abhandlung über das erwähnte Memoirenwerk im 45. Bande (Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792) seiner sämtlichen Werke Seite 206 in der Note hinzugefügt hat: „Es war das erste Wort gegen die Authenticität dieses Memoirenwerkes“, ohne Zweifel irrtümlich. In der Rezension Varnhagens, deren Veröffentlichung der Rankeschen über ein Jahr vorausging, wird vielmehr die Unechtheit und Unzuverlässigkeit des Ganzen auf das entschiedenste behauptet; besonders tritt er darin der Ansicht entgegen, als könnten diese Memoiren, wofür sie zwar nicht ausdrücklich, aber in nicht mißzuverstehenden Andeutungen ausgegeben wurden, als die von dem Staatskanzler Hardenberg hinterlassenen und damals noch unter archivalischem Verschluß gehaltenen gelten oder auf denselben beruhend oder in einem inneren Zusammenhang mit ihnen stehend betrachtet werden. Der Nachweis wird zwar vornehmlich aus inneren Gründen geführt, ist aber doch vollkommen überzeugend, und zugleich findet sich die Bemerkung, daß mehreres, was von vielen für neu angesehen werde, bereits in Drucken zu lesen sei. Ranke, der sich bei näherem Studium von der Richtigkeit der Ansicht Varnhagens überzeugte, ergänzte dessen Argumentation durch die Beibringung einiger wörtlichen Entlehnungen und erhob sie dadurch über allen Zweifel.[1])

---

[1]) Eine Meinungsäußerung Varnhagens über das in Rede stehende Memoirenwerk findet sich auch in einem seiner Briefe an Oelsner, der sich zu einer Besprechung desselben in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ erboten hatte (Band III, Seite 399 ff., — 28. Juni 1828). Uebrigens ist die Authentie desselben, gegen welche eine der Publikation vorausgegangene Erklärung Friedrich Schölls, des Vertrauten des Staatskanzlers Hardenberg, der ihm auch bei der Abfassung seiner „Denkwürdigkeiten“ behilflich gewesen war, gewichtige Bedenken zu erwecken überaus geeignet war, keineswegs damals einzig oder auch zuerst in den Rezensionen Varnhagens und Rankes bestritten worden, sondern vielfach schon vorher von andern, selbst in belletristischen Zeitschriften, wie in Artikeln vom 17. Juni und

Einen Monat später als der mitgeteilte Briefentwurf Varnhagens fallen zwei Schreiben desselben vom 18. und 20. Dezember 1832 an Bettina, die bereits in dem Buch: „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen v. Ense" im Jahre 1865 veröffentlicht worden sind.[1]) Daraus erhellt wenigstens ein Teil der Momente, welche eine Entfremdung zwischen Varnhagen und Ranke während der Zeit der Reise des letzteren und alsbald nach seiner Heimkehr herbeigeführt haben. Entfremdend wirkten zunächst die bereits mitgeteilten brieflichen Auslassungen Rankes über die in Halle sich bekämpfenden kirchlichen Gegensätze; sodann Aeußerungen, die Ranke nach der Heimkehr im Gespräche mit Varnhagen über Goethe, besonders über Goethes römische Elegien und italienische Reise machte. Varnhagen widersprach ihnen auf das schärfste, ja er nahm sogar das günstige Urteil über Rankes schriftstellerische Thätigkeit, das er bei Rankes erstem Hervortreten öffentlich ausgesprochen hatte, förmlich zurück und erklärte es für irrtümlich. Was die italienische Reise insbesondere angeht, so haben an ihr, wie Ranke, auch andre, die sich längere Zeit in Italien aufhielten, manches auszusetzen gehabt, unter ihnen Berthold Niebuhr, selbst in Beziehung auf die Kunst und Kunsturteile.[2]) Und es läßt sich wohl nicht in Abrede stellen, daß andre Interessen dem Dichter im allgemeinen und wesentlichen ferngelegen haben. Bettina und Varnhagen waren in ihren Ansichten durch die Autorität Goethes gebunden; Ranke hingegen verfügte über eigne Anschauungen und Wahrnehmungen. Auf Grund derselben erhob er Einspruch; bei der Lebhaftigkeit seines Temperaments und dem natürlichen Anreiz dazu, der in dem Gegensatz der Meinungen liegt, mag er in seinem Widerspruch zu weit gegangen sein. Nicht jedes Wort, das ihm auf die Lippen kam, und nicht jede Redewendung, auf die er verfiel, mochte auf ruhiger Er-

---

15. August 1828 in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" Nr. 139 und 188 (erster Band, Seite 551 ff., zweiter Band, Seite 748 ff.). Die Bemerkung Rankes in seiner Vorrede zu den Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg (Originalausgabe, erster Band, Seite VI), daß man das anonyme Werk bei seinem Erscheinen ziemlich allgemein als eine Mitteilung aus den nachgelassenen Papieren des Staatskanzlers angesehen habe, kann nicht als zutreffend erachtet werden, wenn allerdings auch einzelne Personen, die dem Staatskanzler nahe gestanden hatten, wie dessen Tochter, die Fürstin Pückler, und Stägemann, anfangs der Meinung waren, „daß gemißbrauchte Papiere desselben den Fonds der Sache bilden". (Stägemann an Cramer, 9. Juli 1828. — Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. — Briefe von Chamisso, Gneisenau. — Zweiter Band, Seite 174.) — Einige echte, vorher nicht veröffentlichte Akten sind übrigens in den „Mémoires d'un d'état" enthalten, darunter auch solche, welche aus dem preußischen Staatsarchiv stammen. (Ranke, Ursprung und Beginn der Revolutionskriege, Seite 107, Nr. 1.) Sie gingen den Verfassern, als welche man Alphonse de Brauchamps und Benjamin Constant vermutet hat, wahrscheinlich aus Emigrantenkreisen zu. Vieles entnahmen sie nach den Untersuchungen von Hermann Hüffer (Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der Revolution, zweiter Band: Der Rastatter Kongreß und die zweite Koalition. Erster Teil, Bonn 1878, Vorwort Seite VI) der zu Leyden erschienenen Zeitung: „Nouvelles extraordinaires de divers endroits".

[1]) Seite 304 bis 308.

[2]) Niebuhr an Savigny, 16. Februar 1817, Lebensnachrichten II, Seite 288.

wägung beruhen, die eigne Ansicht überhaupt nicht durchaus gemessen und mit Besonnenheit von ihm ausgesprochen worden sein. Varnhagen trug dem keine Rechnung, und die Unterhaltung setzte zuletzt ihn und Ranke in ziemliche Verlegenheit. Varnhagen war so gereizt, daß er die Worte Rankes in dem ersten der Briefe an Bettina v. Arnim, die bei dem Gespräche zugegen gewesen war, als „Faselei", als „Rede eines Tollen", „der aus Eitelkeit verrückt ist", bezeichnete. Er erklärte sich für überzeugt, daß Ranke aller Blick ins Leben fehle und die geschichtliche Wahrheit bei ihm dem Einflusse einer „wahnvollen Einbildung" unterliege. „Seitdem," schreibt Varnhagen an Bettina am 18. Dezember 1832, „hat er für mich als Geschichtsforscher alle Treu' und Glauben eingebüßt." Der angeführte Brief Varnhagens an Bettina nimmt seinen Ausgang von dem verschiedenen Urteil Rankes und Varnhagens über die Biographie Friedrichs des Großen von Preuß, die damals zu erscheinen begann. Varnhagen hatte dieses Werk in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik"[1]) sehr anerkennend und mit großem Wohlwollen für den Autor, dem er dauernd befreundet geblieben ist, rezensiert.[2]) Ranke sprach davon nur als einer Sammlung von Merkwürdigkeiten; er hat sich eben dieses Ausdrucks in der damals von ihm abgefaßten, 1833 zu Anfang des zweiten Bandes der „Historisch-politischen Zeitschrift" veröffentlichten Abhandlung über die großen Mächte bedient. Er äußerte sich noch bei der Umarbeitung der „Neun Bücher preußischer Geschichte" in die zwölf um die Mitte der siebziger Jahre, es sei ihm unbegreiflich, wie man ihm dies übel habe nehmen können. Aber unleugbar ist doch, daß die angeführte Bezeichnung in der Anwendung auf eine litterarische Produktion, die den Anspruch erhob, als Geschichtswerk zu gelten und von vielen als solches anerkannt wurde, nicht nur den Beigeschmack einer minderen Schätzung an sich trägt, sondern eine solche sehr bestimmt erkennen läßt. Aus dem nämlichen Schreiben Varnhagens ersieht man, daß dieser sich selbst und Bettina eine Art geistiger Superiorität Ranke gegenüber beilegte; er spricht davon, daß sie ihn schlecht erzogen hätten. Durch eine solche Prätension, die, wie es

---

[1]) Jahrgang 1832. Zweiter Band Nr. LIV., November, Seite 641 bis 655. — Zur Geschichtschreibung und Litteratur unter XXXIV, Seite 459 bis 475. — Bettina schreibt darüber am 7. Dezember 1832 an Varnhagen: „Die Rezension bekundet Ihre Güte, und diese Ihre Wahrhaftigkeit, und was wäre Geist, wenn nicht Wahrheit es wäre?" (Briefe an Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim, Leipzig 1865, Seite 303), und Beyme an denselben am 10. November 1832: „Ihr Meisterurteil verbürgt dem Verfasser die Ewigkeit." (Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Brief von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz. Zweiter Band, Seite 256.) In einem Brief vom 12. November empfiehlt Varnhagen das Werk von Preuß dem Fürsten v. Pückler-Muskau. (Aus dem Nachlaß des Fürsten Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. Dritter Band, Berlin 1874, Seite 126.) Mehr in Uebereinstimmung mit Ranke äußerte sich Stägemann in seinen Briefen vom 27. November 1833 an Cramer: „Die Sammlungen von Preuß sind ein ganz verdienstliches Werk, aber zum Biographen Friedrichs ist er nicht ausgestattet." (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz. Zweiter Band, Seite 207.)

[2]) Varnhagen hat das Werk von Preuß im Gegensatz zu Rankes „Neun Bücher preußischer Geschichte" Carlyle aufs nachdrücklichste empfohlen, als dieser die Vorstudien zu seiner Geschichte Friedrichs des Großen begann.

nicht anders sein konnte, in ihrem ganzen Benehmen, der Form des Umgangs und der Unterhaltung sich manifestierte, mußte sich Ranke um so mehr verletzt fühlen, als gerade seine „Serbische Revolution", an der Varnhagen mancherlei auszusetzen gefunden hatte, ihm das bis dahin zurückgehaltene, unbedingte Lob des größten Geschichtschreibers der Epoche eingetragen hatte. Niebuhr bezeichnete das Buch nicht nur in Briefen an seine Schwester Dore[1]) und an den Verleger Christian Friedrich Perthes[2]) als vortrefflich, als eines, desgleichen es in der deutschen Litteratur nicht gebe, sondern er proklamierte auch auf dem Katheder zu Bonn den Verfasser als einen Thukydides der Gegenwart, sowohl weil er Ereignisse der eignen Zeit zur Darstellung gewählt, als weil er seine Aufgabe so trefflich gelöst habe. Dieser Ausspruch des gefeierten Mannes hat eine Nachwirkung über dessen Tod hinaus gehabt; in den studentischen Kreisen Berlins bekannt geworden, trug derselbe nicht wenig dazu bei, Rankes Ansehen als Universitätslehrer, das vor seiner Reise so gut wie gar nicht vorhanden war, zu begründen und ihm von nah und fern Zuhörer zuzuführen. Zugleich hatte er selbst ein Vorausgefühl dessen, was er auf Grund seiner bisherigen Forschungen und Sammlungen zu leisten im stande sein werde. Unter diesen Umständen mußte ihm die Stellung, welche Varnhagen in Gemeinschaft mit Bettina ihm gegenüber einzunehmen trachteten, als unleidliche Anmaßung erscheinen; und ohne Zweifel handelte die letztere nicht im Interesse der Wiederherstellung des freundschaftlichen Verhältnisses, das früher zwischen den beiden Männern bestanden hatte, wenn sie das ärgerliche Schreiben Varnhagens an sie über Ranke diesem mitteilte.

Noch in einem dritten, bisher unveröffentlichten Schreiben aus wenig späterer Zeit als die beiden vorher angeführten, nämlich vom 11. Februar 1833, spricht sich Varnhagen über seine damaligen Beziehungen zu Ranke aus; die Adresse ist nur durch vier Punkte angedeutet; nach einer Aufzeichnung Varnhagens war das Schreiben ebenfalls an Bettina v. Arnim gerichtet, wofür sonst kein Indicium erkennbar ist.

Varnhagen an ....

Mit Ranke soll ich, so scheint es, nicht auseinander kommen, und dieses Auf und Ab, worin er mich hält, macht ihn um nichts behaglicher. Nicht nur giebt er mir aufs neue das eben erschienene Heft seiner Zeitschrift, nachdem er die nächst vorhergegangenen einbehalten, sondern ich muß auch darin einen Teil der Vorzüge wieder anerkennen, die ich bisher in seinen neueren Aufsätzen vermißt habe. Zwar die Reflexionen am Schlusse des Heftes, wo er von der Politik des Tages, von Deutschland, von Theorien und Staatsmännern redet,[3]) sind von trauriger Schwäche, unwahr, eingebildet und kindisch, eine Art politischer Andachtsworte ohne Kraft der Sachen und ohne strenge Richtung. Aber in

---

[1]) 14. Juni 1829. Lebensnachrichten III, Seite 235.

[2]) 21. Juli 1829. Vergleiche Leopold Ranke an seinen Bruder Heinrich. Rom, 15. November 1829, S. W. 53/54, Seite 288.

[3]) S. W. 49/50, S. 230 ff.

dem früheren Aufsatz über Rom und dessen neuere Geschichte[1]) ist doch wieder das historische Talent sichtbar. Etwas Kindisches, sowohl in manchen Betrachtungen als auch in vielen Redeweisen, läuft auch hier mit unter; allein das Ganze liest sich angenehm, und man gewinnt eine nähere Einsicht in jene Verhältnisse. Die Schilderung des Papstes Pius VII. und des Kardinals Consalvi hat Anschaulichkeit und ist mit Liebe ausgeführt. Beide hat Ranke nicht mehr gesehen; es scheint wirklich, als könne er nur das Abgestorbene und Entfernte mit Glück behandeln. Für das Leben der Gegenwart und der Nähe ist sein Sinn durch hundert Nebenwirkungen an freiem Auffassen und Urteilen gehindert; das Ansehen und der Glanz der äußerlichen Lebensstellung verblendet ihn; der vornehme Beifall nimmt ihn ganz gefangen; er macht sich für den Augenblick so servil als möglich. Da er sich doch nie ganz und dauernd servil machen kann, wogegen seine bessere Natur streitet, so wird auch der Erfolg nie vollkommen sein, und die Befriedigung der Eitelkeit schwerlich eine Befriedigung des Ehrgeizes werden. Auch werden am Hofe schon viele Stimmen gegen ihn laut und sagen, er sei doch nicht das, was man erwartet habe. Die entschiedenen Anhänger Jarckes wollen nichts von ihm wissen. Der arme Ranke wird noch eine langwierige Schule von Erfahrungen durchzumachen haben, und es ist die Frage, wie viel er unterwegs Einbuße leiden wird. Mit ihm zu reden ist nicht. Er ist unfähig, das in sich aufzunehmen, was ihm gesagt werden müßte, und er ist mir nicht einmal sicher genug dazu; ich müßte riskieren, daß er alles seinen jetzigen Gönnern klagte, und die würden die Sache wieder in ganz anderm Lichte sehen.

Man ersieht aus dem Schreiben, daß das historiographische Talent Rankes von Varnhagen, wofern ihn nur nicht die Differenz der politischen Ansicht daran verhinderte, nicht verkannt wurde. Sein Tadel betrifft das subjektive Element der Darstellung und den Stil. Der Ausdruck „kindisch“, den er gebraucht, ist nach seiner Auffassung vornehmlich auf die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, die demselben eigentümlich ist, zu beziehen.[2]) Von besonderem Interesse ist das Schreiben für das damalige Verhältnis Rankes zu den einander bekämpfenden Parteien; seine Position war in dieser Rücksicht keine günstige, die Vermittlung, die er zwischen ihnen anstrebte, gelang nicht, von allen Seiten trat ihm vielmehr Mißtrauen entgegen, und die von der preußischen Regierung auf die Herausgabe der „Historisch-politischen Zeitung“ gesetzte Erwartung einer kräftigen und erfolgreichen Unterstützung ihrer Bestrebungen ging ganz und gar nicht in Erfüllung. Das zuletzt erwähnte Moment, der intime Verkehr Rankes mit Persönlichkeiten von entschieden oder vielmehr extrem konservativer Gesinnung, die

[1]) S. W. 40/41: Historisch-biographische Studien.

[2]) Varnhagen spricht von der „kindischen Lebhaftigkeit der Schreibart“ Rankes in der „Preußischen Geschichte“ in seinem Briefe vom 1. Februar 1848 an Amelie Bolte (Briefe an eine Freundin S. 70) und sagt in seinen Tagebüchern (Band XI S. 239, 8. September 1855) von Hartwig Floto, dem Verfasser des Buches „Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter“: „In Wandlungen und Ausdrücken kindisch-lebhaft, wie Ranke.“

dem damaligen Kronprinzen nahe standen, besonders mit Leopold v. Gerlach und Joseph v. Radowitz, wie er ihn seit seiner Rückkehr aus Italien pflog, trug sehr wesentlich dazu bei, eine Scheidewand zwischen ihm und Varnhagen aufzurichten.

Unterdes war Rahel, überhaupt von versöhnlichem Charakter und ihrer Geistesanlage nach sehr zur Vermittlung geneigt und geeignet, fortdauernd bemüht geblieben, die Verbindung Rankes mit ihrem Gesellschaftskreise aufrecht zu erhalten und vor allem wieder ein gutes Verhältnis zwischen ihrem Gemahl und Ranke herbeizuführen. Es geschah ohne Zweifel in der zuletzt angegebenen Absicht, daß sie Ranke durch ein Billet vom 23. Oktober 1831, also zwei Monate nach der ersten Aufwartung, die er ihr nach seiner Rückkehr machte, aufforderte, sie am folgenden Tage zu bestimmter Zeit zu besuchen. Sie sprach in dem Billet davon, daß sie schon lange den Wunsch habe, „Ranke einmal zu sprechen, das heißt allein zu sehen“. Gesellschaftliche Einladungen der Familie Varnhagen an Ranke finden sich wie an andern Tagen so insbesondere vom 18. Januar und 8. Mai 1832 und eine vom 6. Dezember 1832 zum Anhören musikalischer Vorträge der Frau Milder, denen außer dem kronprinzlichen Paare nur noch Bettina v. Arnim und Major v. Willisen beiwohnten. In einem Billet vom 14. Oktober 1832 bietet sie Ranke „einen allerliebsten Platz in ihrer liebsten Parterreloge zum Elslerschen Ballett“ an. Indes vor allem bemerkenswert ist eine Einladung vom 25. November desselben Jahres zum Mittagessen, insofern Rahel darin abermals ihr Verlangen ausdrückt, mit Ranke unter vier Augen sich unterhalten zu können. Sie schreibt ihm, daß sie zur festgesetzten Stunde allein zu Hause sein werde, da ihr Gemahl, was seit mehreren Jahren nicht geschehen sei, über Land speiste, und hält es für besser, nicht zugleich Frau v. Arnim zu bitten. Im vertraulichen Gespräch dachte sie die zwischen ihrem Gemahl und Ranke entstandenen Mißhelligkeiten zu heben. Ranke zeigte sich über die Einladung sehr erfreut und versprach um halb drei Uhr zu kommen; er nahm sich sogar die Freiheit, unter den vorgeschlagenen Gerichten eine Auswahl zu treffen, und dabei Salat abzulehnen. Die liebenswürdige Vermittlerin sollte ihres Amtes nicht mehr lange walten. Sie starb, immer von schwächlicher Gesundheit und seit mehreren Jahren leidend, ein Vierteljahr nachher, am 7. März 1833, im zweiundfünfzigsten Lebensjahr.

Es mag wohl sein, daß nach Rahels Ableben sich irgend etwas zutrug, wodurch Ranke veranlaßt wurde, zunächst das Varnhagensche Haus zu meiden. Eine Aeußerung Rankes scheint darauf hinzudeuten. Es finden sich nämlich in einem Billet, mit dem er am 24. Mai 1834 die Rücksendung einer von Varnhagen entliehenen Aristophanesausgabe begleitete, die Worte: „Ich denke doch auch, daß eine Zeit kommen wird, wo ich Sie wiedersehen kann.“ Eine Aufzeichnung Heinrich Laubes läßt uns erraten, daß politische Meinungsverschiedenheiten die beiden Männer einander fernhielten. Laube erzählte nämlich in seinen „Erinnerungen 1810—1840“ (Gesammelte Schriften, erster Band, Wien 1875, Seite 75 und 78): „Im Jahre 1834 ging ich an einem kühlen Frühlingstage

mit Varnhagen unter den Linden zu Berlin spazieren, da blieb dieser plötzlich stehen und sagte: ‚Betrachten Sie den kleinen Mann da drüben, der so leise vorüberschiebt, das ist der Verfasser der „Römischen Päpste“. Er spricht ziemlich so, wie er schreibt, ohne Aufwand, unscheinbar der Bemerkung nachgehend und der Folgerung.‘ — Erinnert hat mich Kopf und Figur Rankes an Talleyrand ein wenig. Er spricht mehr und trachtet nicht gerade nach Witz, weil er doch mehr Gesinnung hat als jener. Der Gesinnung halber betrachte ich diesen Geschichtschreiber immer ziemlich mißtrauisch —, Varnhagen zeigte schon mit Fingern auf ihn, als auf einen, der ebenfalls in den künstlichen Sumpf geriete. Aber Ranke bemerkte das zeitig genug selber und zog sich zurück in seine Studien und weiterschauenden Betrachtungen.“

Zwei Jahre vergingen, im Frühjahr 1836 suchte Ranke Varnhagen aufs neue auf. In den Tagebuchblättern des letzteren findet sich darüber folgende Aufzeichnung: „26. März 1836. Den Abend war Ranke bei mir. Mitteilungen über Metternich, Hardenberg. Ranke ist ein braver, guter Mensch, ehrlich und wahr, nur hat er eine große Schwäche gegen hergebrachte, herrschende, in Glanz und Macht auftretende Meinungen, er läßt sich nichts leicht von einem einzelnen, aber alles gleich von einer Koterie einreden, und seine bessere Einsicht erblindet dagegen; die politischen und religiösen Ansichten, welche hier am kronprinzlichen Hofe gelten, imponieren ihm unwiderstehlich! Man muß wohl unterscheiden wenn man den Charakter eines Menschen erkennen will, mit wem er es zu halten pflegt. Immer mit den Herrschenden, Glücklichen? Abscheulich. In den meisten Fällen mit der Gunst und Macht? Bedenklich. Gern und laut mit Unterdrückten? Gewiß vortrefflich. Ranke ist wenigstens fähig, es mit den Unterdrückten zu halten, und ich hoffe, er wird diese Fähigkeit nicht verlieren!“

Man sieht, daß das Urteil Varnhagens über Ranke im allgemeinen günstig und im wohlwollenden Sinne gehalten ist. Bedenklich erschien ihm vor allem die Einwirkung der den seinen so ganz entgegengesetzten politischen und religiösen Ansichten des kronprinzlichen Kreises, zu dem Ranke allerdings nicht gehörte, dem er aber durch seine persönlichen Freundschaften und Verbindungen nahe stand. Ebenso bedenklich erschien ihm, was er als Koterie bezeichnet, der regere Anschluß Rankes an die Gleichgesinnten im Berliner Professorenkollegium, an Lachmann, Savigny und Steffens. Fürs erste wirkten diese Momente nicht entscheidend auf das Verhältnis zwischen Ranke und Varnhagen ein, das sich nun wieder freundschaftlich gestaltete. Am 22. Oktober des Jahres überreichte Ranke Varnhagen die beiden letzten Bände seiner „Päpste“; und dieser bemerkte, daß die Lektüre derselben ihn unterhalte, daß Ranke seinen „Stoff geistig durchgearbeitet, geknetet und gedreht habe; die Gestalten kommen hell und scharf heraus und immer auch so, wie er sie in seiner Gruppierung braucht“.

Doch machte auf ihn auch das abweichende Urteil von Klein, der später das mehrbändige Werk über die Geschichte des Dramas verfaßt hat, Eindruck. Varnhagens Aufzeichnung darüber vom 31. Januar 1837 hat folgenden Wortlaut:

„Herr Doktor Klein war nach langem Wegbleiben wieder einmal bei mir

und sprach sehr gut über mancherlei Litterarisches, über Shakespeare, Cervantes, Calderon; er kann gut Spanisch. Ueberraschend war mir sein Urteil über Rankes „Päpste"; er hält nichts von dem Buche, findet es trocken, kalt und dürftig; aus dem versteckten Kehricht alter Papiere zusammengesucht, mit falscher Vorliebe für das Unbekannte, das oft nur kleinlich und wertlos sei; eine Sammlung von allerlei, oft geringen Notizen, aber keine Geschichte; er legt besonderen Nachdruck auf dieses Wort: Geschichte — der Päpste. Ich kann dieses Urteil zwar nicht unterschreiben, aber es liegt darin eine Anklage, die nicht zu verwerfen ist. Wo man es auf ein Ganzes anlegt, wird aus menschlicher Schwachheit doch nur Stückwerk erzeugt, hier aber ist es auf Stückwerk angelegt, und wir bekommen Stückwerk des Stückwerkes. Diesen Grundfehler des Plans rügte ich Ranke schon vor zehn Jahren, als er die Arbeit begann. Doktor Klein hat eine große Freiheit des Urteils, nichts läßt er gelten, als was ihn wirklich einnimmt, und die Autorität besticht und schreckt ihn nicht. Allein er schlägt den Wert des Geleisteten zu gering an, und immer das Höchste und Vollendete zu verlangen, ist ein sicheres Mittel, nichts zu haben."

Wenige Tage vorher hatte Varnhagen an Ranke den soeben in der „Minerva" erschienenen Bericht von Gentz über seinen Aufenthalt im preußischen Lager vor der Schlacht bei Jena zugeschickt. Ranke dankte dafür am 28. Januar 1837 mit folgenden Zeilen:

Herzlichen Dank! Ich habe die Blätter von Gentz durchgelesen, ohne mich nur zu setzen, wie man die persönlich interessanten Briefe liest; meine ganze Seele ruft: Das ist Wahrheit, das ist Historie. Daß die Welt das nicht einsieht, versteht sich; wie könnte es sonst jemals so weit kommen, wie man hier sieht. Es ist alles dasselbe.

L. Ranke.

Ranke besuchte Varnhagen noch an demselben Tage. Er traf bei ihm mit Dr. Marggraff zusammen. Der Aufsatz von Gentz wurde besprochen und gepriesen. — Dieses Jahr 1837 ist zugleich das erste nach dem Tode Rahels, in dem Spuren eines zwischen Varnhagen und Ranke neuerdings ausgebrochenen Mißverständnisses hervortreten. In seinen Aufzeichnungen über Rankes Besuch bei ihm am 18. März 1837 sagt Varnhagen: sie hätten viel und freundschaftlich miteinander gesprochen, aber er finde, daß Ranke nicht mehr offen und aufrichtig gegen ihn sei, was er ihm auch selbst gesagt habe. Den Vorwurf mangelnder Offenheit und Aufrichtigkeit erhebt Varnhagen nicht selten auch gegen andre Personen, ohne in Erwägung zu ziehen, daß ein solcher Mangel eine Folge schwindenden oder geschwundenen Vertrauens ist und bei zu besorgenden Indiskretionen vielfach durch die Verhältnisse geboten wird. Für Ranke war ein Motiv der Zurückhaltung, wie Varnhagen selbst andeutet, daß er mit seinen Kollegen gut stehen wollte. Es war eben von Friedrich v. Raumer die Rede. Varnhagen, der von Raumers Schriften geringschätzig dachte, war der Ansicht, daß Ranke ihnen zu großes Lob erteilte. Aber Raumers „Hohenstaufen"

hat Ranke stets als ein sehr bedeutendes Werk bezeichnet, und wenn dessen eben damals erscheinende „Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts“ keinen gleichen Erfolg hatte, so suchte er den Grund dazu nicht in unzureichender Befähigung des Autors, sondern in der Schwierigkeit, die in der Erforschung und Behandlung des Stoffes an sich liegt. Ranke galten die Auszüge aus den Handschriften der Pariser Bibliothek und die Mitteilungen aus den Londoner Archiven für das Beste, was Raumer in späteren Jahren für die Geschichte geleistet hat. Varnhagen hingegen sagt dagegen in seinem Tagebuch vom 24. Januar 1840: „Welch ein erbärmliches Buch! Geschichtliche Gründlichkeit und geschichtliche Weisheit will hier auftreten, aber es zeigt das unverschämteste Bettelwesen, das mit seinen Lumpen Eleganz vorstellen möchte.“ Daß Wilken sich mit Raumer zufriedenstelle, daß Ranke sich „sogar diesem eifrig anschließe“, erklärt er aus „zunftmäßiger und kollegialischer Feigheit“, während er doch zugleich die gemeine Geltung Raumers als „unstreitig“ zugesteht.

Am 21. Oktober desselben Jahres (1837) besuchte Ranke Varnhagen von neuem, der darüber folgendes aufgezeichnet hatte:

„Abends war Professor Ranke bei mir, der von Dessau und Weimar zurückgekommen ist. In seinen Mitteilungen und Ansichten ist immer etwas Befangenes; er ist liebenswürdig und lebhaft und will einem keine seiner Meinungen aufdrängen, verrät aber immerfort, daß er deren hat, mit denen er zurückhält und die er deswegen nicht recht vertreten mag, weil er wohl fühlt, sie gehören ihm doch nicht recht eigen an, sondern sind überkommen aus einem Kreise, der ihm gerade imponiert, zum Beispiel aus dem Bereiche Savignys, Bunsens oder gar des Kronprinzen; nach solcher Konvenienz läßt er denn auch wohl gelten, was er sonst nimmer gelten ließe, zum Beispiel die Geschichtspfuschereien von Steffens. Große Schwäche des Charakters, dagegen hilft alle Geschichtskenntnis nicht.“ Varnhagen unterläßt es nicht, in seinen Tageblättern zu bemerken, wenn er Ranke zufällig auf der Straße antraf, wie es am 30. Oktober der Fall war. Ein Vierteljahr später gerieten sie, wie früher über Friedrich von Raumer, so nun — nur gewissermaßen in umgekehrtem Verhältnis — über einen andern Historiker, Berthold Niebuhr, in Meinungsverschiedenheit. In den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik „war eine von Varnhagen verfaßte Rezension des ersten Bandes der Lebensnachrichten über Berthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen seiner nächsten Freunde erschienen.[1]) Da in derselben Niebuhr die Befähigung zu selbständiger staatsmännischer Thätigkeit abgesprochen wird, so machte der Aufsatz bei den konservativ Gesinnten, die ihn als eine ihrer Größen verehrten, den übelsten Eindruck. Es kam hinzu, daß Varnhagen der wissenschaftlichen Bedeutung Niebuhrs kaum und namentlich nicht mit unbedingter Anerkennung gedachte, dagegen, was in seinem Wesen als Mangel erscheint, die Disharmonie seiner Begabung und seiner Neigungen mit geflissent-

---

[1]) Jahrgang 1838 Nr. 21—23. Februar. Erster Band Seite 161 ff., Seite 169 ff., Seite 177 ff.

licher Absichtlichkeit hervorhob. Lachmann ging so weit, in der Rezension Varnhagens eine böse That zu sehen. Ranke sagte zu dem Verfasser am Vormittag des 18. Februar 1838, er ziehe gegen ihn los wegen Niebuhrs, den er nicht genug gelobt hätte; worauf Varnhagen erwiderte, daß eine Cousine Ranke auferlegt habe, ihn zu tadeln. In seinen Tageblättern bezeichnet Varnhagen jenen Aufsatz als eine seiner redlichsten, billigsten und wahrheitsvollsten, bravsten Arbeiten und sagte, wenn Savigny, Bunsen, Lachmann, Ranke, Becker voll Gift und Galle gegen ihn seien, so ständen hingegen Fichte und Hegel, von Mitgliedern der Akademie Friedrich August Wolf, Wilhelm v. Humboldt und Böckh auf seiner Seite. Auch Friedrich v. Raumer erklärte in einer längeren Unterredung, daß er kein Bewunderer Niebuhrs sei, indem er zugleich Beispiele des unpraktischen Sinnes und der störrischen Gemütsart desselben berichtete. In das folgende Jahr (1838) fällt ein Vorkommnis, das die zwischen Varnhagen und Ranke bestehende Spannung zu erweitern sehr geeignet war. Varnhagen hatte den Ehrgeiz, wenn er das auch in Abrede stellte, zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften gewählt zu werden; und er rechnete dabei vornehmlich auch, wenn ich einer Mitteilung des Professor Siegfried Hirsch vertrauen darf, auf die Mitwirkung und Unterstützung Rankes, der bereits zu Ende des Jahres 1832 in die Societät aufgenommen worden war. Varnhagen kam mehrmals in Vorschlag, aber die Mehrheit wies ihn zurück. Im April des Jahres 1839 schlugen ihn Böckh, Bopp und Zumpt aufs neue vor, die Mehrheit aber war auch jetzt gegen ihn. Raumer, der sonst für ihn gesprochen, stimmte gegen ihn, ebenso Immanuel Becker und Ranke. Wenn Varnhagen hinterbracht wurde, daß Ranke die Abgabe einer schwarzen Kugel habe verheimlichen wollen, um den Schein zu behalten, für ihn gewesen zu sein, so darf man das nicht annehmen, obwohl es immerhin Ranke erwünscht sein mochte, daß Varnhagen von seiner Abstimmung nicht Kenntnis erhielt. Wohl mochte die erwähnte Rezension von Niebuhrs Lebensnachrichten nicht ohne Einwirkung auf das Ergebnis der Abstimmung gewesen sein, aber es ist irrig und zeigt von größter Eitelkeit und Selbstüberschätzung, wenn er meint, Ranke und Raumer wären gegen ihn gewesen, weil „beide sich vor ihm in manchen Fällen zu schämen gehabt hätten“. Die Sache ist vielmehr die, daß als konstante und unerläßliche Bedingung für die Wahl zum Mitgliede der Akademie hervorragende wissenschaftliche Leistungen gegolten haben und gelten, von solchen aber bei Varnhagen, so sehr er auch als Stilist Anerkennung verdient, nicht die Rede sein kann, so daß seine Abweisung völlig gerechtfertigt erscheint und der bisweilen entscheidende Gegensatz des Vorgeschlagenen zu der obersten Staatsleitung nicht ins Gewicht fiel. Ranke wurde von diesem Vorkommnis nicht alteriert; fortdauernd bemüht, seine Verbindung mit Varnhagen aufrecht zu erhalten, überbrachte er diesem ein halbes Jahr später am Abend des 3. November 1839 den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter“. Varnhagen berichtet darüber: „Er ist eben von Paris zurückgekehrt und erzählt mir lebhaft und ausführlich seine dortigen Arbeiten und Anschauungen; er war nur

drei Wochen dort und muß nochmals dahin zurückkehren." Die Lektüre des Buches giebt Varnhagen zu folgender Bemerkung Anlaß: „Mir ist immer etwas unheimlich bei dieser Geschichtschreibung; mir ist, als stecke dahinter die eigentliche Geschichte; aber diese sei sie nicht selber. Ist die Persönlichkeit zu klein und nicht unschuldig genug, durch welche die Ereignisse hindurchgehen müssen? Eine bestimmte Absichtlichkeit, wenn Gans sie hatte, stört mich weniger."

(Schluß folgt.)



Jules Lemaître als Dramatiker.

Gespräche und Erinnerungen.

Von

Ernest Tissot.

Vor mehreren Jahren brachte ein Kritiker, der sich noch nicht ganz von dem Ton und den Gepflogenheiten seines protestantischen Heimatlandes emanzipiert hatte, einer Pariser Revue einen allerdings etwas auffallenden Artikel über die moralischen Absichten und die humanitären Theorien Jules Lemaitres. Bei dieser Inhaltsangabe fuhr der Leiter des Blattes, der damals noch nichts weiter als ein tüchtiger Historiker war, und dessen Name dem Leser geläufig sein wird, wenn er sich für russische Angelegenheiten interessiert, lebhaft auf: „Jules Lemaitre als Moralphilosoph! Das wäre ja gerade, als wenn ein Blinder über Malerei sprechen wollte! Gewiß, der Urheber der ‚Contemporains' ist stets ein geistvoller, feiner Kopf gewesen, die Ironie hat ihm in ihren feinsten Abstufungen zur Verfügung gestanden, aber moralische Ueberzeugungen hat er kaum je gehabt, wenigstens keine ständigen! Seine augenfälligste Beschäftigung schien stets darin zu bestehen, die Vorübergehenden zu unterhalten und sie durch die geschriebenen Plaudereien zu fesseln, die seine litterarische Spezialität ausmachten!" Der Kritiker indes wollte sich nicht ausreden lassen, daß Jules Lemaitre soziale Ideen habe, und da sein Artikel interessant war, nahm der Leiter des Blattes ihn schließlich an. Seitdem hat die Zeit ihren Verlauf genommen, und von den drei Persönlichkeiten der Anekdote hat jede sich so entwickelt, wie ihre Natur es mit sich brachte. Der Leiter des Blattes, der mehr Historiker als Litterat war, hat dargethan, daß er noch mehr Politiker als Historiker war, und Frankreich hatte das Glück gehabt, ihn zu seinen Ministern zu zählen. Der fremde Kritiker hat in Paris eine glänzende Carriere gemacht, er ist augenblicklich einer unsrer ersten Psychologen, und — ich darf das aussprechen, ohne mich der Schmeichelei

gegen einen Freund schuldig zu machen — was speziell den Fall Jules Lemaîtres betrifft, hat sein Urteil sich als eine vortreffliche Prophezeiung erwiesen. Ich sage allerdings „Prophezeiung“, denn wenn ich auch nicht gerade behaupten möchte, daß Lemaître bereits damals ein überzeugter Moralist gewesen sei, so beweisen doch sein Feldzug, den er schon seit zwei Jahren im „Echo de Paris“ führt, mehrere seiner hauptsächlichsten dramatischen Werke und vor allem der Stoff seines jüngsten Schauspiels „L'Aînée“ in unwiderleglicher Weise, daß er es geworden ist. Er gestand es mir eines Vormittags mit einer verblüffenden Freimütigkeit und in seiner altgewohnten Art, lächelnd über die ernsthaftesten Gegenstände zu sprechen, zu.

„Ja, es ist wahr, ich gebe es zu, ich verliere allmählich das Interesse an den ästhetischen Fragen. Für mich ist die Zeit der Kritik vorbei! Fünfzehn Jahre habe ich nunmehr dieses Handwerk betrieben. Mein Vorrat an allgemeinen Ideen ist erschöpft, ich habe sie schon vor langer Zeit so weit entwickelt, wie es überhaupt möglich war! Ich verspüre keine Lebenskraft mehr, wenn mich hin und wieder noch einmal die Lust anwandelt, einen kritischen Artikel zu schreiben. Ich fühle, daß ich auf diesem Gebiet alles gesagt habe, was ich zu sagen hatte. Ich möchte jetzt handeln, einen unmittelbarern Einfluß ausüben, versuchen, mich meinen Landsleuten nützlich zu erweisen. Es hängt das jedenfalls mit dem Alter zusammen. Als ich anfing, alt zu werden, setzte ich mich hin und spielte die Rolle von einem ‚Bonhomme Richard‘.“

Als ich fragte, ob er an ein Deputiertenmandat denke, entgegnete er:

„Nein, für den Augenblick nicht, denn ich bin überzeugt davon, daß ich, wenn ich außerhalb des Parlaments bleibe, einen wirksameren Einfluß ausüben und ein besseres Verständnis bei denjenigen finden kann, an die ich mich wenden möchte! Nicht, daß die Trauben mir zu sauer wären. Wenn es mir darum zu thun wäre, könnte ich es in meiner Provinz gerade so gut wie irgend ein andrer fertig bringen, mich zum Deputierten wählen zu lassen. Aber ich sehe nicht ein, wie ich das noch mit den Verpflichtungen in Einklang bringen könnte, die ich mit der Rolle eines Laienpredigers übernommen habe!“

Als ich hier meinem Erstaunen darüber Ausdruck lieh, seine „Opinions à répandre“ (so nennt Lemaître seine einsichtsvollen Erbauungsreden) im „Echo de Paris“ erscheinen zu sehen, in dem vielberufenen „Echo de Paris“ eines Catulle Mendès, eines d'Armand Silvestre und so mancher andern dieser Richtung, in dem ein so wenig orthodoxer Ton herrschte, und das so wenig im Geruche der Orthodoxie stand, schien das den Akademiker zu entzücken.

„Nicht wahr, man sollte das gar nicht erwarten? Aber ich merke doch, daß ich recht habe. Nach der Menge der Briefe, die mir nach jedem Artikel zugehen, kann ich konstatieren, daß ich von einem großen Publikum gehört werde, das sich vielleicht nicht die Mühe geben würde, mich anderswo zu lesen.“

Nach diesen Erklärungen, an deren Aufrichtigkeit die Leser der „Opinions à répandre“ kaum geglaubt haben würden, gestaltet sich „der Fall“ Jules Lemaître äußerst interessant.

Als nach einer Reihe von häuslichen Trauer- und Unglücksfällen, an die wohl erinnert werden mag, in betreff deren er aber diskretes Schweigen gewahrt wissen möchte (man vergleiche übrigens das Schauspiel „Révolté“, das, abgesehen von seinem Ausgang, ein autobiographisches Stück ist), Jules Lemaître plötzlich der Universitätscarriere entsagte, hielt er fünf Jahre lang Vorlesungen über Rhetorik, anfangs in Havre und später in Alger. In Grenoble, wohin er sich darauf wandte, war er Professor der französischen Litteratur an der schönwissenschaftlichen Fakultät. Nach Paris übersiedelnd, entschloß er sich, sein Glück einmal in der Litteratur zu versuchen. Er machte den Anfang in der „Revue Bleue“, und dieser Anfang fiel ungewöhnlich glänzend aus. Er trat mit litterarischen Essays auf, die etwas eigentümlich Persönliches an sich hatten, und deren Gedankengang durchaus nicht „verschwommen und schwankend“ erschien. Aufsehen erregte namentlich ein Artikel über Ernest Renan, der eine ebenso heftige wie anfechtbare Anklage gegen den liebenswürdigsten Geist enthielt, den Frankreich je hervorgebracht, und mit den Worten schloß: „Nein, nein, Herr Renan hat nicht das Recht, heiter zu sein! Er hat nicht das Recht, ironisch zu sein, er hat nicht das Recht, ein Optimist zu sein, er hat nicht das Recht, über alle Dinge mehrere sich widersprechende Ansichten zu haben, das heißt, er hat nicht das Recht, er selbst zu sein, weil seine Art zu denken einen wirklichen moralischen Skandal bildet!“ [1]) Indes — eine wahre Ironie des Schicksals! — weil er, um ihn zu widerlegen, genötigt wurde, ihn zu studieren, ließ der entzückende Denker der philosophischen Dialoge und Dramen, Lemaître, sich verführen. Und von der Verführung bis zur Bekehrung ist nur ein Schritt. Dieser war bald zurückgelegt, und Jahre hindurch, eigenartige Jahre des Fiebers und des Skeptizismus, blieb Ernest Renan gleichsam der geistige Leiter des neuen Schriftstellers. In jeder Zeile, die Lemaître damals schrieb, spürte man diesen Einfluß, der unumwunden zugestanden wurde, da der erste Gegenstand, der einem beim Betreten des Malerateliers, das ihm damals wie heute noch als Arbeitskabinett diente, in die Augen fiel, eine lebensgroße Büste des systemlosen Philosophen des „Lebens Jesu“ war. Selten hat ein Angegriffener so vollständig über seinen Gegner triumphiert. Der Urheber der „Contemporains“ hatte seinen Irrtum nicht nur eingesehen, er hatte sich auch von ihm losgesagt. So kam es mehrere Winter lang zwischen Lemaître und Anatole France zu Turnieren der Renanbegeisterung, über welche die Galerie sich höchlich belustigte. Denn es handelte sich darum, wer die feinste Ironie, den absolutesten Skeptizismus, die eleganteste Immoralität entfalten und am meisten den Beifall des Meisters finden sollte.

Trotzdem ist, seitdem dieser nicht mehr da ist, um durch sein Beispiel daran zu gemahnen, daß das, was sein Wesen ausgemacht, vor allem der vollkommene Ausgleich, der heitere Ausgleich zwischen den verschiedenen Geistesvermögen ist, Lemaître im Gegensatz zu Anatole France, der der ausgesprochensten, bis zum Sozialismus gehenden Negation verfiel, seinerseits allmählich wieder zu der

[1]) Vergleiche „Les Contemporains“, Band 1, Seite 205 f., Paris, Lecène & Oudin.

ganz kategorischen Bejahung und zu den durchaus ernsthaften Intentionen zurückgekehrt, welche die seiner Jugend und seiner ersten Artikel gewesen waren. Nachdem er mit den „Compagnons de la Vie Nouvelle“ ein wenig gescherzt, streckte er ihnen schließlich wieder die Hand entgegen, und ich glaube wohl, daß Paul Desjardins, unser Erzbischof im Frack, dem Bande der „Opinions à répandre“ seine Anerkennung nicht versagen wird. Auch in gewissen Kreisen herrscht Freude. Sollte Jules Lemaître entschieden zu der Wiege der ewigen Wahrheiten zurückgekehrt sein?

Ich glaube, wenn man die Frage so stellt, verwirrt man sie ohne Grund, während ihre Lösung mir sehr einfach erscheint. Nein, ich glaube nicht, daß sich Lemaître seit dem Tage, da er in so heftiger Weise gegen Ernest Renan den Vorwurf der Leichtfertigkeit erhob, sonderlich geändert hat. In fünfzehn Jahren hätte sein inneres Leben nicht in dieser Weise zweimal seine Richtung wechseln können. Sollte die Wahrheit nicht einfacher darin bestehen, daß in Jules Lemaître zwei Persönlichkeiten vorhanden gewesen sind, zwei voneinander ganz verschiedene Persönlichkeiten, die sich wohl nur recht schlecht miteinander vertragen konnten? Nennen wir die eine derselben, den „Bonhomme Richard“, der Moralist ist, den Herrn, der etwas darauf hält, seine Glaubensansichten zu verbreiten, den bis zum Fanatiker gehenden Apostel der Wahrheiten, die ihm teuer sind, und die er in ritterlicher Weise verteidigt — so ist die zweite der Schüler Renans, der feine Ironiker, der um keinen Preis als hinters Licht geführt erscheinen möchte, selbst wenn er zugesteht, daß er es gewesen sei, der unbeteiligte und sogar etwas schadenfrohe Beobachter der Schauspiele des Lebens, ein Mann, der sich vor etwas lebhaften Schilderungen nicht fürchtet, und der nicht abgeneigt sein möchte (wie er das wiederholt selbst erklärt hat), das Los Don Juans für ein durchaus beneidenswertes zu halten. Im allgemeinen vereinigen sich die beiden Geister, die sich im Gehirn Jules Lemaîtres bergen, nicht zu gemeinschaftlicher Arbeit. Abwechselnd, je nach dem gegebenen Stoff und der augenblicklich vorhandenen Laune, schreiben sie, jeder für sich, Seiten, deren Vorzüge derart entgegengesetzt sind, daß nach einigen Jahrhunderten die Litteraturhistoriker es in Zweifel ziehen werden, ob sie von einem und demselben Urheber herrühren. So gehören die ersten Artikel der „Contemporains“, die Studie über Lamartine, die „Opinions à répandre“, ganz gewiß dem Bonhomme Richard an, aber „Sérénus“, die „Contes Chrétiennes“ und das meiste aus den „Impressions de Théâtre“ rühren ebenso gewiß von dem intelligentesten der litterarischen Schüler her, die Ernest Renan herangebildet hat.

Dagegen muß er unwillkürlich, wenn er Lust- oder Schauspiele schreibt —[1]) was (er hat mir das erst kürzlich mitgeteilt) die Beschäftigung ist, auf die er am

[1]) „Révolté“, in 4 Akten 1889, „Le Député Leveau“, in 4 Akten, 1890, „Le Mariage blanc“, in 3 Akten, 1891, „Les Rois“, in 5 Akten, 1893, „Flipote“, in 3 Akten, 1893, „L'âge difficile“, in 3 Akten, 1895, „Le Pardon“, in 3 Akten, 1895, „La bonne Hélène“, in Versen und in 2 Akten, 1896, „L'Aînée“, in 4 Akten, 1898, im ganzen 9 Bände, bei Calman Lévy in Paris.

meisten hält, wahrscheinlich, weil sie diejenige ist, bei der er sich die meiste Mühe geben muß, und diejenige, bei der er am meisten er selber ist —, Zuflucht zu seiner ganzen Geisteskraft nehmen und dabei den „Bonhomme Richard" ebensosehr in Anspruch nehmen wie den Schüler Ernest Renans. Daher der etwas unbestimmte Eindruck seiner Theaterstücke, deren Vorzug gerade in ihren widerspruchsvollen Seiten liegt, die das Publikum nicht gewöhnt ist in einem und demselben Werke zu finden. Man beachte nur sein letztes Stück, diese „Aînée", die das Théâtre du Gymnase mit so großem Erfolge zur Aufführung gebracht hat.

Augenscheinlich wollte Lemaître den Versuch machen, in dem für ein Drama erforderlichen Rahmen ein Bild des Familienlebens der protestantischen Geistlichen zu entwerfen; er wollte nach seinen eignen Worten „Diener Gottes zur Anschauung bringen, die in ihre Frau verliebt sind, die in den Sorgen und Nöten ihres Haushalts stecken und nicht wissen, wie sie ihre Töchter an den Mann bringen und ihren Söhnen Frauen verschaffen sollen". Da er als guter Katholik sich nicht recht mit der Idee eines verheirateten Geistlichen abfinden konnte, hätte das Bild leicht satirisch ausfallen können. Aber während der langen Stunden, in denen er über diesen Scenen sann, kam dem „Bonhomme Richard" der Schüler Renans zu Hilfe. Ließ auf einem so ernsten Stoff ein Thesenstück sich aufbauen? Mußte nicht der eintönige Ernst des protestantischen Familienlebens durch einige heitere Züge belebt werden, und mußten überhaupt denn das sauertöpfische Wesen und die kleinen Sünden dieser verheirateten Geistlichen gar so ernst genommen werden? So erhielten wir denn die „Aînée", in der Lustspielscenen mit Stellen abwechseln, die ganz gut zu Operettenmelodien gesungen werden könnten. Es geht das so weit, daß bei der Leseprobe die Societäre des „Théâtre Français" sich als ernsthafte Theaterleute für verpflichtet hielten, sich darob entsetzt zu finden. Nun hatte aber Lemaître gerade an jenem Tage mit einem Influenzaanfall zu kämpfen. Als er, so gut es gehen wollte, bis zum Schlusse des zweiten Aktes gekommen war, sah er, wie bei ganzen Stellen sich auf den Zügen der Societäre Betroffenheit gezeigt hatte; es war ihm klar, welches Schicksal der „Aînée" beschieden sein werde — man würde sie wie den „Pardon" mit dem Vorbehalte von Aenderungen annehmen. Das wollte unser Autor aber nicht. Claretie, den nominellen Direktor, beiseite nehmend, setzte er diesem seine Absicht auseinander, und sein Unwohlsein heftiger erscheinen lassend, als es war, brach er seine Vorlesung ab, die Herren mit den glatt rasierten Gesichtern um das Vergnügen bringend, ein Stück abzulehnen, das dem Gymnase volle Häuser und — was bei dem Komödiantenvölkchen schwerer ins Gewicht fällt — volle Kassen machen sollte.

Uebrigens bleibt über das „Lesekomitee" des „Théâtre Français" kaum noch etwas zu sagen; seine notorischen Mißgriffe scheinen das Ziel zu verfolgen, bei jedem neuen Anlaß die ungünstigsten Urteile zu rechtfertigen. Als ich aber mein Erstaunen darüber aussprach, da es sich schließlich doch aus Künstlern zusammensetzt, von denen einzelne sogar genial sind, zuckte Lemaître die Achseln: „Ganz

gewiß! Es ist aber immer doch eine sonderbare Idee, die Stücke von Schauspielern auswählen zu lassen, die darin zu thun haben sollen. Früher war es anders: Perrin, das Ideal eines Direktors, setzte seine Ansicht durch und verstand, derselben Achtung zu verschaffen. Claretie, der jeden Tag zwei bis drei Artikel und alle Vierteljahre einen Roman schreibt, hat keine Zeit, sich mit derartigen Kleinigkeiten abzugeben. Darum werden die Stücke auf gutes Glück je nach den Freundschaftsbeziehungen dieser Herren angenommen und bearbeitet, ohne daß die Direktion sich bemüßigt sieht, etwas dreinzureden. Anfangs merkte das niemand, weil die Comédie von dem Rufe lebte, den Perrin ihr verschafft hatte. Jetzt aber wird es jedem klar, und wenn die Freunde es bedauern, mucken die Feinde es auf. Und dann sitzen in diesem Komitee tragische Darsteller, die nicht wissen, was ein Witz ist, ja selbst Mounet Sully, so genial er sein mag, hat eine Heidenangst vor der Ironie. Uebrigens ist er Protestant, ein guter Protestant, und da mögen Sie sich vorstellen, welches Entsetzen ihm die ersten Akte der ‚Ainée‘ bereitet haben müssen!“

Das konnte ich allerdings, und das um so besser, als ich den mir unverständlichen Entrüstungssturm mit erlebt habe, den dieses Stück bei dem protestantischen Publikum hervorrief, obwohl sein Scherz sich selten bis zur Satire versteigt. Da man behauptet hat, seine Urbilder seien der Schweiz entnommen, hat das Land der zweiundzwanzig Kantone sich ganz besonders durch die Schärfe seiner Erwiderungen hervorgethan. Das „Journal de Genève“ hat geglaubt, sich zum unerbittlichen Sittenrichter aufwerfen zu müssen. Man hätte in der That glauben sollen, es sei Lemaître nicht gestattet gewesen, zu sagen, daß die protestantischen Pfarrer schließlich auch Menschen wie andre seien, weil ihr Leben von denselben Widerwärtigkeiten heimgesucht wird, mit denen der gewöhnliche Sterbliche sich herumzuschlagen hat.

„Nicht wahr,“ sagte mir der Verfasser der „Ainée“, „das schweizerische Publikum ist von einer ganz auffallenden Empfindlichkeit gewesen? Wenn ich übrigens, wie das richtig ist, regelmäßig einen Teil des Sommers an den Ufern des Thuner Sees verbringe, so hat mich doch die Einsamkeit, in die ich mich zurückziehe, stets noch daran verhindert, irgendwelche Beobachtungen über die protestantische Schweiz anzustellen. Nur in Havre habe ich zu der Zeit, als ich dort zur Strafe meiner Sünden Rhetorik dozieren mußte, Gelegenheit gehabt, die protestantische Gesellschaft ein wenig zu streifen und von fern, aber auch nur ganz von fern, diese in ihren Aeußerlichkeiten und in ihren Ideen so merkwürdige kleine Welt zu beobachten. Als ich aber mein Stück schrieb, ein leichtes Werk, das mehr auf einer phantastischen als auf einer realen Grundlage beruht, habe ich mir absichtlich meine rosige Brille aufgesetzt und mich in eine möglichst wohlwollende und von christlicher Bruderliebe erfüllte Stimmung zu versetzen gesucht! Ich dachte gar nicht daran, eine Anklage zu erheben! Statt über mein Gedankenziel hinauszuschießen, hatte ich mir vorgenommen, es nicht einmal ganz zu erreichen. Wenn es mir aber leid thut, daß ich, wie es scheint, beim protestantischen Publikum Anstoß erregt habe, bedaure ich durchaus nicht, daß ich den Herr-

schaften vom Lesekomitee mißfallen habe, denn mein Stück hat am Gymnase durch die Aufführung gewonnen, was im Théatre Français keineswegs der Fall gewesen sein würde... Sie haben Fräulein Desprès in der Rolle der ‚Aînée‘ gesehen; sie war in derselben vortrefflich. Sie tritt darin zum ersten Male vor einem größeren Publikum auf. Die Pariser Theater haben uns lange nicht mehr ein so originelles Talent vorgeführt. Bei der großen Comédie sinkt sogar die Truppe von Jahr zu Jahr mehr auf den Standpunkt der Mittelmäßigkeit herab. Die großen Künstler ziehen sich einer nach dem andern zurück, und Claretie versteht nicht, für Ersatz zu sorgen. Augenblicklich fehlt der Truppe das Haupt!“

„Ihr fehlt das Haupt,“ so sagte er wörtlich, und auf meine Bitte sprach Lemaître sodann über Fräulein Bartet, die er ‚göttlich‘ nannte, weil sie ihre Rolle im ‚Pardon‘ göttlich gespielt habe, und weil man kein Pariser sein könne, ohne Fräulein Bartet göttlich zu finden; doch meinte er, ihr Ruf sei größer als ihr Talent, ein Talent der Eleganz, das ganz aus Fleiß und gutem Willen bestehe, dem aber die Flamme, die eigentliche Begabung und das Leben fehle. „Wenn Fräulein Bartet auch gekünstelt ist, gefällt sie mir schließlich doch,“ meinte er lächelnd.

Er hätte ganz gut mit den bitteren Wahrheiten über diese Truppe noch fortfahren können, bei der die Naive die Jahre der verwitweten Mütter erreicht hat, bei der die erste Tragödin nicht im stande ist, das S richtig auszusprechen, bei der die erste Kokette sich besser darauf versteht, Pferde zu dressieren, als die Celimene zu spielen, und die schließlich wegen der Häufigkeit und der Ausdehnung der Reisen, welche die Hauptkräfte sich gestatten, gar nicht mehr von Claretie, sondern von Master Cook in Person geleitet zu werden scheint. Man kennt ja Thos Cook and Sons, Rundreisebilletts für alle fünf Weltteile!

„L’Aînée“ ist übrigens nicht das einzige Stück Jules Lemaîtres, in welchem die Einheit des Tons nicht eingehalten wird und die ernsten Scenen durch die unmittelbar mit ihnen in Verbindung stehenden gar zu phantastischen ihre Wirkung einzubüßen scheinen. Selbst in „Les Rois“, jenem sozialen Drama von so tief ergreifender Schönheit, zu dem neben manchem andern jedenfalls das Andenken an das tragische Liebespaar von Mayerling den Gedanken eingegeben hat, hatten verschiedene episodische Stellen allzu komischen Anflugs das Unglück, die Zuschauer allzusehr zu belustigen und so notwendigerweise die Wirkung abzuschwächen, die sich bei einem der gedankenvollsten und am sorgfältigsten ausgearbeiteten Stücke, die nach Augier und dem jüngern Dumas in Frankreich auf die Bühne gebracht worden sind, zu einer ganz beträchtlichen hätte erheben können. Und sollte wohl, wenn früher „Le Mariage blanc“, diese zarte Gefühlssymphonie, die von der berühmten Suzanne Reichenberg, der letzten Naiven, dem letzten wirklich jungen Mädchen in der Zeit seiner Unbefangenheit, im Théatre Français so vorzüglich zur Anschauung gebracht wurde, wenn dieses thränenfeuchte und traumverlorene Schauspiel von dem

Publikum, das darin ein perverses Werk, eine Phantasie beinahe im Geschmack des Marquis von Sade (das Wort ist thatsächlich gefallen) zu erblicken vermeinte, in einen falschen Verdacht gebracht wurde, das lediglich geschehen sein, weil es der großen Masse des Publikums wenig glaubhaft vorgekommen sei, daß Jules Lemaître, der Schüler Renans, so viel ursprüngliche Frische und so viel natürliches poetisches Gefühl entwickeln könne? Nein und abermals nein! Das Stück war aufrichtig gemeint. Der „Bonhomme Richard", das heißt diejenige Persönlichkeit, die es wagte, einen Glauben zu haben, hatte es in voller Unbefangenheit geschrieben, und dem andern war es kaum gelungen, eine ironische Wendung oder eine Zweideutigkeit einfließen zu lassen. Nie hat Jules Lemaître in ein Werk so viel von seinem Herzen gelegt und nie in einem so viel zartes Empfinden zu erkennen gegeben. Deshalb zieht er jedenfalls auch immer noch „Le Mariage blanc" den acht bis zehn Stücken vor, die er bis jetzt geschrieben hat, und deshalb möchten auch wir immer noch glauben, daß das traurige und von Todesstimmung durchsetzte Abenteuer des sich bekehrenden Lebemannes, der sich stellt, als heirate er aus Mitleid ein armes, schwindsüchtiges Wesen, um diesem die Illusion der Liebe zu geben, das Rührendste und Ursprünglichste enthält, was überhaupt der Feder der beiden Jules Lemaître erfließen kann.

Als im Jahre 1891 das Schauspiel in Vorbereitung war, erzählte Mounet Sully in den Salons herum, seit einem Vierteljahrhundert habe die Comédie Française nicht mehr ein so bemerkenswertes Stück einstudiert. Meiner Ueberzeugung nach hatte er vollkommen recht, und wenn die Premiere das ausgesprochene Urteil nicht vollständig bestätigte, darf man mit gutem Vertrauen einer Wiederaufnahme des Stücks durch das Gymnase oder Vaudeville entgegensehen, wie sie beabsichtigt ist.

Um nun wieder auf die These von den beiden Jules Lemaître zurückzukommen, so erinnern uns umgekehrt in den Stücken heitern Genres, Lustspielen, die zum Lachen reizen sollen, und in denen die Sittenschilderung den Zug der absichtlichen Uebertreibung einer Forainschen Karikatur annimmt, gesprochenen Operettentexten, in denen das Reimgeklingel die Gassenhauermelodie des Orchesters ersetzt, häufig, ja mit einer beängstigenden Beharrlichkeit Stellen von einem Ernste, der in einer so scherzhaften Anekdote gar nichts zu thun hat, daran, daß diese Werke von einem Manne herrühren, der denn doch wohl etwas wie eine Weltanschauung, eine Lebensphilosophie und Sinn und Verständnis für Moral hat. Henry Meilhac hatte eine leichtere Hand — er verfügte über eine große Erfahrung. Wie es im „Prediger Salomonis" heißt: „Alles hat seine Zeit!" Die Parodie auf die Liebe und die Eifersucht der kleinen Schauspielerin Flipote in dem heitern Lustspiel gleichen Namens machten nicht so viele Umstände und so viele schöne Redensarten erforderlich. War es übrigens in der „Bonne Hélène", in welcher der Dialog der geistvollen Venus ganz und gar im Renanschen Geiste gehalten ist, und zwar in der besten Weise, nötig, uns so weitläufig in die Einzelheiten des griechischen Lebens einzuweihen und sogar Homer, den alten

Homer für eine Anekdote in Anspruch zu nehmen, die es etwas schwer fallen dürfte hier in halbwegs schicklicher Weise wiederzugeben? Man kann sich denken, wie die Sache zusammenhängt. Lemaître wollte sich einmal selbst einen Spaß machen, indem er andern Spaß machte. Er arbeitete in lustiger Stimmung — das sind seine eignen Worte. Nur gab hinter ihm jemand acht auf ihn, jemand, dessen gute Lehren er nicht von sich ablehnen konnte, weil er die Hälfte von ihm selbst war. So kann man bis in seine ironischen Werke den ernstlichen Einfluß verfolgen, den ein gewisser „Bonhomme“ auf ihn ausübte; der Name braucht nicht genannt zu werden.

Ich halte das übrigens nicht für einen Mißstand, da ich ganz im Gegenteil der Ansicht bin, daß diese ungewollte Verbindung von Leichtfertigkeit und Lebensernst hauptsächlich die Originalität der erwähnten Theaterstücke ausmacht. Ich halte das so wenig für einen Mißstand, daß ich Lemaître nur ersuchen kann, mir noch weiter Gelegenheit zu geben, ihm meinen Beifall zu spenden. Ich gestatte mir, in dieser Hinsicht ihn diskret zu sondieren, und gutmütig und lächelnd, wie immer, geht er darauf ein.

„Zunächst eine große Komödie ‚L'Aventurier‘, mit Coquelin dem Aelteren in der Hauptrolle. Es wird das ein zugleich lustiges und tragisches Stück werden, eine moderne Mantel- und Degenkomödie, bei der das Interesse mehr auf der Verkettung der Umstände als auf der Entwicklung der Charaktere beruht. Etwas, wie Alexander Dumas der Aeltere es zu machen pflegte. Ich wollte einmal sehen, ob ich nicht auch in meiner Art meine ‚Drei Musketiere‘ schreiben könnte! Damit die Sache recht hübsch wird, habe ich den Schauplatz der Handlung, die sich selbst in verhältnismäßig moderner Zeit abspielt, recht, recht weit verlegt, nach irgend einer unbestimmten Balkangegend, denn ich brauchte Dekorationen und Kostüme; und dann giebt es auch so viele hübsche Sachen, die man einem Herrn im schwarzen Jackett nicht in den Mund legen kann!

„Dann werde ich nach einer andern Richtung hin im nächsten Sommer einmal versuchen, ob sich die ‚Prinzessin von Cleve‘ zu einer dramatischen Komödie für Sarah Bernhardt umarbeiten läßt. Es ist das schwer, kann aber sehr interessant werden. Wenn man dem Roman der Frau von Lafayette in allen Einzelheiten folgen wollte, würde das allerdings etwas eintönig und für das Theater etwas farblos werden, aber er enthält die Unterlage für einige Scenen, die, wenn sie richtig ausgestaltet und in unsrer modernen Art nach dem Tragischen gewandelt werden, mir, wie ich glaube, Anlaß geben werden, ein absolut wirkungsvolles Stück zu schreiben, das in jeder Weise deren würdig sein wird, die es dem Publikum vermitteln soll.“

Bei dem Namen der Sarah Bernhardt wurde unser Gespräch, das sich bis dahin im Zickzack bewegt hatte, ernster. Unter den zwanzig Theatern von Paris giebt es eben keins, das sich mit demjenigen vergleichen läßt, das den Namen der großen Tragödin führt. Unter der Leitung der großen Tragödin ist dieses Haus etwas ganz Besonderes geworden, etwas wie eine Kunststätte, über deren Geschick eine wohlthätige Fee wacht. Während anderwärts, bei den sub-

ventionierten Bühnen sowohl wie bei den übrigen, die künstlerischen Interessen mehr oder minder hinter den materiellen zurückstehen müssen, wodurch wir nur zu sehr daran erinnert werden, daß die Hauptsache nicht ist, gute Stücke zu geben und wirklich neue Sachen herauszubringen, sondern in erster Linie und vor allem andern Geld zu verdienen, ganz gleich, durch welche Mittel (so daß auf ein Stück von Ibsen oder Curel so und so viele Nichtigkeiten und so und so viele verlorene Abende kommen!), bestrebt sich an der Place de Chatelet Sarah Bernhardt ganz im Gegenteil mit einem durchaus lobenswerten Eifer, ihr Genie und ihre Schönheit lediglich in den Dienst wirklicher Kunstwerke und wirklicher künstlerischer Versuche zu stellen. Gestern waren es, um nur einiges anzuführen, die Stücke von Rostand, die „Tote Stadt" von Gabriele d'Annunzio, der „Lorenzaccio" von Alfred de Musset, morgen werden es weitere Werke von Rostand und Gabriele d'Annunzio sein, vielleicht auch von Ibsen, „Durch Eisen und Feuer" von Sienkiewicz und schließlich die „Prinzessin von Cleve"! Und während andre große Schauspielerinnen mit ihrem wachsenden Ruf immer einseitiger werden, ihre Effekte übertreiben und bald dahin gelangen, nur noch eine einzige Rolle in verschiedenen Kostümen und bei verschiedenen Dekorationen in Stücken zu spielen, die sich gegenseitig kopieren und wie fertige Mäntel nach einem und demselben Muster angefertigt erscheinen, giebt Sarah Bernhardt, auch darin eine andre, stets fortschreitend (denn sogar das ist wahr, die Vervollkommnung ihres Spiels tritt von Jahr zu Jahr mehr hervor) bei jeder neuen Schöpfung auch einen neuen Eindruck wieder. Wir kennen es ja alle bis zum Ueberdruß: die vornehme Dame mit der großen Leidenschaft ist stets Madame Bartet, die verliebte Courtisane spielt Madame Réjane uns seit zehn Jahren vor, die Pariserin neuesten Zuschnitts mit dem perversen Nervenreiz wird Madame Garnier bis zum Ablauf des Jahrhunderts verkörpern — Sarah Bernhardt dagegen ist die unvergängliche Schönheit und die beständige Wundererscheinung, gestern tragisch und Jammerlaute von sich gebend in dem griechischen Gewande der Phädra, heute weltlich und rührend in der malvenfarbenen Toilette der Lysiane und immer heldenhaft und reizend in den weißen Hosen des Herzogs von Reichstadt, wie sie heldenhaft und gewaltthätig in dem braunroten Wams des schlimmen Lorenzo war.

„Ja, ja, sagen Sie das nur in dem, was Sie über unser modernes Theater schreiben," wiederholte mir Lemaître. „Sarah Bernhardt ist einzig, sie verdient einen Platz für sich über allen andern; man kann sie niemals genug bewundern, man kann ihr niemals eine Rolle zu schön oder zu hoch schreiben."

Das sind einige der Worte, die der sympathische Urheber der „Aînée" vor einiger Zeit zu mir gesprochen hat. Während er aber in geistig angeregter Weise plauderte, in seinem grauen Anzuge, mit einer schwarzen Halsbinde, die Ellbogen auf den Schreibtisch aufgestemmt, mit den feinen Händen nachlässig in dem Heft weißen Papiers blätternd, auf das vielleicht die ersten Scenen der „Prinzessin von Cleve" zu stehen kommen sollten, betrachtete ich mir das

gerötete Gesicht mit den etwas sarkastischen Zügen, dessen Schläfen für sein Alter vielleicht etwas zu weiß sind, während die tiefen und ironischen Augen noch den aufgeweckten Reiz der Jugend haben. So hatte ich in seiner leibhaftigen und heitern Wirklichkeit (denn die Unterhaltung mit dem Akademiker ist etwas Köstliches, das nichts Akademisches an sich hat) das schöne Bild vor mir, das Humbert 1898 im „Salon" ausgestellt hatte.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Zur Charakteristik Napoleons I. nach einigen Bulletins, Proklamationen, Gedichten und Pamphleten.

Die gewaltige Macht des äußeren Erfolgs tritt uns in der Geschichte bekanntlich selten so klar und deutlich vor die Augen wie in der Geschichte Napoleons I. Erfolge, Triumphe waren ja eben ein unbedingtes Erfordernis für diesen, wollte er seine Herrschaft, die ganz auf solche angewiesen war und deren Entstehung darauf hindeutete, behaupten, und wenn diese Erfolge auch manchmal nicht so ausfielen, wie er sie wohl gewünscht hätte, wie er sie wünschen mußte, nun, so wurden sie eben in den berühmten Bulletins und Proklamationen zu solchen gestempelt oder die Niederlage möglichst verschleiert und verkleinert.

Als Napoleon durch Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern und Eßling, den 21. und 22. Mai 1809, der blutigsten und hartnäckigsten, die seit dem Ausbruch der französischen Revolution geliefert wurde, die erste Niederlage in Deutschland erlitt, und der Zauber seiner Unüberwindlichkeit gebrochen war, da verkündete das zehnte Bulletin der kaiserlich französischen Armee, Ebersdorf, den 23. Mai 1809, unter anderm, daß die Franzosen Meister vom Schlachtfeld geblieben seien, daß der Verlust des Feindes unermeßlich, daß die Schlacht bei Eßling in den Augen der Nachwelt ein neues Denkmal des Ruhms und der unerschütterlichen Standhaftigkeit der französischen Armee sein würde, obgleich der Verlust auch auf französischer Seite beträchtlich gewesen wäre, und aus dem Hauptquartiere Napoleons gelangte am 29. Mai über Wien nach Leipzig die Nachricht von einer glänzenden Affaire, in welcher sich die Franzosen wie gewöhnlich mit Ruhm bedeckt hätten, jedoch war nicht verschwiegen worden, daß, durch einen unerwarteten Zufall verhindert, der Erfolg davon nicht vollkommen entscheidend sein konnte. In dem dreizehnten Bulletin vom 28. Mai 1809 heißt es: „Alle näheren Nachrichten, welche man von der österreichischen Armee erhält, bestätigen ihren außerordentlichen Verlust am 21. und 22. Der erlesenste Teil der Armee ist vernichtet. Wie die Schönen von Wien sagen, haben die Manöver des Generals Donau die österreichische Armee gerettet."

Auch die Welt war so an Siege Napoleons gewöhnt, daß man das Gegenteil gar nicht für möglich hielt. Einigen öffentlichen Blättern zufolge hatten die Franzosen bei Aspern und Eßling den glänzendsten Sieg von der Welt erfochten, so daß selbst das Andenken einiger Patrioten an die Existenz einer österreichischen Armee vernichtet worden war. Diese Armee galt, und schon früher einmal, förmlich für pulverisiert. Dagegen wird in einer Nachricht aus Würzburg vom 11. Juni sehr sarkastisch bemerkt, daß andre offizielle französische

Berichte eine etwas weniger pulverisierende Sprache führten, daß sie von einem Uebergange über die Donau, von einem hartnäckigen Widerstande, von einer Art Sieg über den unangenehm hartnäckigen Feind redeten, die Bosheit der Elemente beklagten, die durch Beschädigung der Donaubrücke den Sieg zu verfolgen gehindert hätten, und bescheiden mit der Versicherung schlossen, daß die für den Augenblick wieder großmütig zurückgegangene französische Armee nicht ermangeln würde, bei der ersten besten Gelegenheit wieder die pulverisierte österreichische Armee aufzusuchen. In derselben Würzburger Nachricht wird dann erwähnt, daß am Mittag des 22. Mai die Schlacht entschieden und am Abend desselben Tags Niederlage, Flucht und Tod in den Linien der Franzosen gewesen sei. Nicht die Bosheit der Elemente habe die französischen Donaubrücken poetischerweise zerstört, sondern der Hauptmann v. Magdeburg vom österreichischen Generalstabe, der so boshaft gewesen sei, sie ganz prosaisch durch hinabschwimmende Flöße zu zertrümmern, für welche Bosheit er das Theresienkreuz erhalten habe.

Welche verhängnisvolle Wirkung die vermeintliche Vernichtung der österreichischen Armee gehabt hatte, das erhellt aus der, Töplitz, den 10. Juni 1809, erlassenen Proklamation des österreichischen Generals am Ende an die Sachsen, Napoleons Bundesgenossen, wonach ein sächsisches Heer bald nach jener Schlacht an der Donau in Böhmen eingedrungen war, und zwar „in dem thörichten, durch Napoleons am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßling erlittene vollständige Niederlage am besten zur Lüge gestraften Wahne, als wären Oesterreichs Streitkräfte vernichtet“, was wiederum das Eindringen eines österreichischen Armeecorps in Sachsen und die Besetzung Dresdens durch dasselbe zur Folge hatte.

Wenn nun die französischen Bulletins und Proklamationen auch bei ungünstigen Affairen immer noch einen siegesbewußten Ton anschlugen, so war das natürlich um so mehr der Fall, wenn der Sieg sich an die französischen Fahnen geknüpft hatte. So heißt es zum Beispiel am Schluß einer Proklamation Napoleons an die Soldaten der Armee von Italien vom 27. Mai 1809: „Soldaten! Diese österreichische Armee von Italien, die einen Augenblick meine Provinzen durch ihre Gegenwart besudelte, die sich einbildete, meine eiserne Krone zu zerbrechen, diese Armee, geschlagen, zerstreut und vernichtet, wird, dank Euch, ein schauerliches Beispiel von dem Wahlspruch sein: ‚Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie antasten will.‘“ Und einen Tag später, am 28. Mai, verkündet das obenerwähnte dreizehnte Bulletin unter anderm: „Die Proklamationen und Reden des Erzherzogs Johann flößten nur Verachtung und Ekel ein, und man kann kaum die Freude der Völker an der Piave, am Tagliamento und in Friaul schildern, als sie die feindliche Armee (die österreichische) in Unordnung fliehen und die Armee ihres Souveräns und ihres Vaterlands triumphierend zurückkehren sahen;“ ferner an einer andern Stelle: „Der Erzherzog Johann, welcher noch vor kurzem im Uebermaß seines Dünkels sich durch sein Schreiben an den Herzog von Ragusa erniedrigte, hat gestern, am 27., Gräz geräumt ... Der Hochmut, die Beleidigungen, die Aufforderungen zum Aufruhr, alle seine Handlungen, die das Gepräge der Wut tragen, sind zu seiner Schande ausgeschlagen.“

Ueberhaupt war Oesterreich damals nächst England derjenige Staat, gegen den Napoleon einen ganz besondern Ingrimm im Busen hegte, gegen den sich sein ganzer Haß kehrte. Bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1809 erinnert er die Soldaten in einer zu Donauwörth den 17. April erlassenen Proklamation an die Großmut, die er bisher an Oesterreich geübt habe. „Ihr umgabt mich, als der Souverän von Oesterreich in Mähren zu meinem Bivouak kam, ihr saht ihn meine Gnade anflehen und mir eine ewige Freundschaft schwören. Wir waren Sieger in drei Kriegen, Oesterreich verdankt unsrer Großmut alles, und dreimal wurde es wortbrüchig. Unsre vormaligen Siege sind uns sichere Bürgen des Siegs, der uns erwartet. Laßt uns also marschieren, und der Feind erkenne bei unserm Anblicke seine Ueberwinder.“ Denselben Ton schlug er dann in der Proklamation, Schönbrunn den 15. Mai, an, in welcher er die Ungarn auffordert, sich von Oesterreich loszureißen, sich auf einem National-Reichstage auf dem Felde von Rakos nach der Art ihrer

Vorfahren zu versammeln und ihm ihren Entschluß zu erkennen zu geben. Da wirft er dem Kaiser von Oesterreich Untreue, Verkennung der Großmut, mit welcher er ihn nach drei aufeinander folgenden Kriegen von 1805 behandelt habe, vor. Er habe seine (Napoleons) Armee angegriffen, doch er habe diesem ungerechten Angriffe begegnet. Gott, der Geber des Sieges, der den Undankbaren und Meineidigen strafe, sei seinen Waffen günstig gewesen, indem er in Oesterreichs Hauptstadt eingezogen sei. „Schwache Fürsten! Bestochene Kabinette Unwissende, leichtsinnige, inkonsequente Menschen! Das sind doch die Schlingen, welche England euch seit fünfzehn Jahren legt, und ihr fallet immer hinein; aber die Katastrophe, die ihr vorbereitet, ist endlich erfüllt, der Friede des Kontinents ist auf immer gesichert," so lautet es unter anderm im achten Bulletin vom 16. Mai 1809.

Selbst die furchtbare Tragödie in Rußland, die Vernichtung der großen Armee, die der Welt den Beweis lieferte, daß es denn doch noch eine höhere Macht gäbe, der sich selbst Napoleon unterwerfen müsse, hatte nicht vermocht, den Zauber der Unüberwindlichkeit in den Augen der unbedingten Bewunderer der Napoleonischen Größe und Siegeslaufbahn zu mindern. Ihr Held galt ihnen nach wie vor als der „Riese des Erdballs", als der „große Beschützer der heiligsten Rechte". Von den zahlreichen poetischen Verherrlichungen und Verklärungen Napoleons, worin diese Bewunderer wahrhaft Unglaubliches leisten konnten, mag hier als Beispiel nur eine der charakteristischsten wiedergegeben werden. Sie erschien anonym in Nr. 17 der „Miscellen des Neuesten, Nützlichen und Wissenswürdigen für Jedermann", Freitag den 14. Mai 1813, und lautet:

An Napoleon.

Nach Jahrhunderten noch wird man mit Ehrfurcht dich nennen,
Den schon jetzt, als Sieger und Held, die Menschheit vergöttert!
Zweiter Cäsar und Friedrich! Galliens Krone und Zierde,
Und Du, großer Stolz eines ganzen langen Jahrhunderts,
Schon dein bloßer Nam' erschüttert wie Donner die Feinde,
Und dein Anblick gießt Feuer in Galliens furchtbare Streiter;
Unter deinem Fußtritt erbebt und zittert die Erde,
Und dein mächtiger Arm schützt deines Vaterlands Fluren.
Warlich! Wenn du wolltest, du könntest wie einst Alexander
Bald den halben Erdkreis sehen zu deinem Gebote,
Doch, wer unsterblich schon ist, der findet es wahrlich zu kleinlich,
Nach einer Handvoll Staub hienieden die Rechte zu strecken.
Flammend steht schon dein Nam' in den Büchern der Menschheit geschrieben.
Und selbst Ewigkeiten werden ihn nimmer da löschen;
Jubelnd trägt ihn hinauf dein mächtiges Heer zu den Sternen;
Dreifach hallt vom Olymp das Echo mit Jubel hernieder.
Sieh! Der spielende Säugling lächelt im Arm seiner Mutter,
Und den zitternden Greis durchströmt neues Feuer und Leben,
Wenn von deiner Thaten Menge und Größe erzählt wird.
Welschland, jauchze, daß du den Helden wiegtest im Schoße,
Und du, Jahrhundert, sei stolz, ihn neben Friedrich zu stellen.
Doch was ist's, das meine Bewundrung und Ehrfurcht, du Einziger,
Unwiderstehlich mit Feuer und Wärme gegen dich erflammt?
Held der Zeiten, dein Herz ist's, dein Herz, so groß wie die Thaten,
Die dein rastloser Geist mit höhern Kräften verübet.
In die Reihe der Edlen stellt dich die Menschheit ganz oben,
Segnet in dir den großen Beschützer der heiligsten Rechte,
Baut dir Säulen des Dankes und weint dir Thränen der Wonne!
Schlingt um dich her mit Blicken der Ehrfurcht die zitternden Arme,
Und du drückst sie ans Herz wie ein Vater die flehenden Kinder,
Nicht wie der furchtbare Suwarow — nicht wie Tschitschagow — Menschheit,
Bange Menschheit! Du zitterst bei Nennung der schrecklichen Namen,
Die des flehenden Greises, des winselnden Kindes nicht schonten.

Die im Drange der Ehrsucht beim Blute der Menschheit nicht bebten
Und mit rasender Wut die Hütten des Bürgers verheerten —
Nein, wie ein segnender Gott streckst du über Städte und Länder
Deine mächtige Rechte und beutst ihnen Friede und Ruhe!
Schrecklich bist du nur dem, der dich, Riesen des Erdballs, nicht fürchtet.
Vierfaches Weh über ihn! Dein Arm zerschmettert den Kühnen! —
Baut ihm noch keine Trophäen! — Seht, um die Stirn des Helden
Flattert ein ewiger Lorbeer und glänzt wie die Strahlen der Sonne!
Nenne Ihn keiner den Großen! Er lächelt dieser Benennung;
Weit über Tadel und Lob ist Galliens Kaiser erhaben!
Grabt in keinen vergänglichen Marmor die Thaten des Helden.
O! Die späteste Nachwelt wird sie dem Enkel noch singen,
Und der Enkel wird jubeln, wenn er im Buche der Menschheit
Diesen prächtigen Stern, wie Flamme des Himmels, sieht schimmern.
Und auch du, meine Muse, verstumme! Wie kannst du es wagen,
Dem Unüberwindlichen Hymnen der Ehrfurcht zu singen?
Schwinge mit raschem Fluge dich auf zu höheren Welten;
Lerne vom jubelnden Seraph Worte des ewigen Lebens,
Und dann wag es, dem Helden der Zeiten ein Loblied zu singen!

Und dieses Gedicht erschien zu einer Zeit, wo die unsterblichen Lieder und Weckrufe der Körner, Arndt, Schenkendorf und andrer erklangen, wo die Wogen patriotischer Begeisterung bereits mächtig durch Deutschland brausten und der Befreiungskampf begonnen hatte, wo die Bevölkerungen der Rheinbundstaaten nicht länger mehr das unerträgliche Joch dulden wollten.

Die Segnungen dieses Rheinbundes geißelt unter andern ein Gedicht, das namentlich in Niedersachsen allgemein verbreitet war und begierig gelesen wurde. Es erschien zuerst auf einem Oktavblatte mit Angabe des wahren oder falschen Druckortes „Hamburg, im Jahre der Unterdrückung. Bei Abendroth & Compagnie (!)". Um diesem „nicht unmerkwürdigen Erguß ein ausgedehntes, mitfühlendes und mitwirkendes Publikum zu verschaffen, wie es dasselbe so sehr verdient", war das Gedicht noch einmal zu Stettin im Jahre 1813 unter dem Titel „Vierzig Vortheile des Rheinbundes, poetisch dargestellt von einem preußischen Patrioten" herausgegeben worden. Wir teilen es hier mit:

Teutschland, zerstückelt in kraftlose Massen; (1)
Fürsten, erniedrigt zu gallischen Vasallen; (2)
Konskripzionen, Soldaten die Fülle; (3)
Code (4) und Präfekte (5) und eiserner Wille;
Marschälle, Herzöge, Könige, Prinzen,
Geißel und Ruthen geraubter Provinzen: (6)
Ehr-Legionen (7) und Mangel an Ehre,
Röcke bekreuzt und die Herzen die Quere; (8)
Schindende Zöllner, (9) Imposte zum Schreien; (10)
Freibriefe, die uns erbärmlich befreien; (11)
Flüsse gefesselt (12) und Häfen geschlossen; (13)
Kraftvolle Köpfe gehemmt und verdrossen; (14)
Handel vernichtet (15), Betrug (16), Fallimente; (17)
Darbende Städte (18), gestiegne Prozente; (19)
Schwankendes Eigentum (20), Bettler (21) und Diebe; (22)
Argwohn (23), Spione (24), nicht Vaterlandsliebe; (25)
Schurken (26), Zweiächsler (27), und Heuchler (28) von Range,
Stattlich besoldet und würdig zum Strange;
Räthe (29), Minister (30), die nicht mehr vonnöthen;
Kanzeln mit höfelnden Baalspropheten, (31)
Herren und Frauen, voll schiefer Begriffe; (32)
Zeitungsapostel, voll tückischer Kniffe; (33)

Schlechtere Sitten (34) und höhere Steuern; (35)
Schmierer, die ewig von Völkerglück leiern; (36)
Freiheit der Pressen, des Denkens gehöhnet,
Beides durch Karzer und Kugel verpönet; (37)
Ballhornisierende Bücherzensoren,
Martern und Qualen für brave Autoren; (38)
Knechtsinn, der edle Gemüter empöret; (39)
Weisheit der Seine (der Fluß), die Teutsche bethöret; (40)
Dies sind des Rheinbundes glänzende Früchte;
Fluch seinem Stifter und Gottes Gerichte!

*

Scharf, aber treffend wird von einem deutschen Patrioten der Bann, in dem sich die unglücklichen Staaten befanden, die gezwungen waren, mit Napoleon Allianztraktate einzugehen, in dem Distichon charakterisiert:

Mit mir gehst du! Das ist an dich die einzige Forderung;
Sonst geht über dich hin mein dich zermalmender Weg.[1])

*

Ein Glied des Rheinbundes selbst, der Herzog Karl zu Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Luise, entwirft in dem Aufrufe vom 30. März 1813, in welchem er sich feierlich von dem Bunde lossagt und sich an Rußland und Preußen anschließt, ein trübes, jedoch, wie er sich ausdrückt, treues Bild des Zustandes seines Landes in den letzten sechs Jahren. Danach hätte er, während der mächtigste Fürst Europas sich seinen Beschützer nannte, nur darauf sinnen, nur dafür sorgen können, wie die Leiden und Lasten seines Landes zu erleichtern, wie sie erträglich zu machen gewesen wären. Von dem vorgeblichen Beschützer selbst seien diese Leiden und Lasten ausgegangen. Französische Truppen hätten sein Land überschwemmt und an dessen Mark gezehrt, während er ein verältnismäßig bedeutendes Militär für fremde Zwecke hätte aufstellen und erhalten müssen. Der Seehandel — für Mecklenburgs Wohlstand unentbehrlich — wäre gesperrt worden! Französische Douanen hätten das Land besetzt, Steuern erhoben für den Kaiser, Waren nach Willkür verbrannt, wofür man sie hätte nähren müssen. Spione hätten sich eingedrängt und die Namen der redlichsten Männer ihre Listen gefüllt, weil sie ein kräftiges, freies Wort gesprochen, wohl auch, weil sie den Spähern mißfällig gewesen, und mecklenburgische Männer seien von französischem Militär nach Willkür gerichtet worden. Eigentum, öffentliche und persönliche Freiheit stand in den Händen der Fremden, für welche das Blut gelassen werden mußte.

Das vom edelsten Patriotismus erfüllte, einfach und schlicht gehaltene Schriftstück des Herzogs schließt mit dem Aufrufe: „Meklenburger, deutsche Männer! Die Stunde der Befreiung ist gekommen, und es ist hoch an der Zeit! Laßt auch uns zeigen, daß wir werth sind besserer Tage, indem auch wir freudig und lebendig ans Werk gehen! Dann wird es allen gelingen, wenn jeder das Seine thut. In solcher Zeit sondern sich die herrlichen kräftigen Naturen von denen ab, die in Selbstsucht und Schwäche verkümmert sind, in solcher Zeit erwirbt man sich Achtung oder verscherzt sie! Wir wollen uns Achtung erwerben bei den Deutschen, indem ein jeder von uns mit Hingebung thut, was an ihm ist! Mit Gott werde ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein, und ihr, getreue Meklenburger, werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man auch uns nenne in der Geschichte und unsre Kinder achtungswerther Väter sich rühmen!"

Nicht nur mit dem Schwerte, auch mit der Feder wurde in jenem denkwürdigen Jahre 1813 gegen die Napoleonische Herrschaft gekämpft. Eine umfangreiche Litteratur, namentlich von Flugschriften, Pamphleten, Gedichten, Karrikaturen und so weiter, in denen sich der ungeheure Haß gegen den Unterdrücker widerspiegelt, ist bekanntlich im Gefolge der Freiheits-

---

[1]) Politisch-militärisches Liederschiff Nr. 3, 1813.

kriege erschienen, Schriften, von denen es so recht heißt: „Wes das Herz voll ist, geht der Mund über.“ Es ist das die Frucht aller solcher Kämpfe.

Den Erfolg und die Wirkung dieser Litteratur anbelangend, so möge hier nur als Beispiel Ernst Moritz Arndts berühmte Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr“ angeführt werden. Nach einer Notiz in den „Dresdner Anzeigen“ von damals ist wohl keine Schrift in neueren Zeiten durch den Druck mehr vervielfältigt worden als diese. In Folio zum Anschlagen (also als Plakat) waren allein 150000 Exemplare abgezogen worden. Man fand die Schrift fast in jedem Bauernhause. Außerdem war sie vielleicht in mehr als 66 Gestalten erschienen, die in jener Notiz auch wiederum zu 150000 Exemplaren veranschlagt wurden, ohne zu erwägen, wie vielen Zeitschriften die Schrift einverleibt worden ist, welches noch mehr als 150000 Mal betragen konnte, so daß überhaupt wohl 500000 Abdrücke davon erschienen sind. Zweifelsohne hat Arndt unter den damaligen Schriftstellern die größten Verdienste um die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche; er hat die ganze Kraft seines Geistes daran gewagt und zu einer Zeit am lautesten gesprochen, „wo die große und gesamte Deutschheit so recht seelig, faul und nichtswürdig verstorben und versunken war“ (s. „Arndt und Kotzebue als politische Schriftsteller“ von W. A. C., 1814.).

Gar manches patriotische Gedicht aus dem Jahr 1813 richtet sich in glühendem Zorn vor allem gegen die eignen Landsleute, gegen die, die noch immer berauscht von der Herrlichkeit der französischen Herrschaft waren, gegen solche vom Schlage jenes Poeten, dessen Gefühle wir oben wiedergegeben haben. So bringt zum Beispiel das „Politisch-Militärische Liederschiff“ unter Nr. 7 ein Gedicht mit der Ueberschrift: „An die französisch gesinnten Deutschen“, worin diesen bittere Wahrheiten gesagt werden.

O, schämt euch, wenn noch deutsche Scham und Röthe
Franzosengunst auf euren Wangen ließ,
Daß euch Sirenensang zur Zauberflöte
In Frankreichs Strudel zum Verderben stieß.

Was fesselt, deutsche Söhne, deutsche Töchter,
Was blendet euer Herz und euern Blick?
Der Wahn, daß Frankreichs hungernde Geschlechter
Begründen Staatenwohl und Völkerglück?

Zerreißt den Schleier von den blöden Augen
Und schaut die Thaten der Franzosen an;
Ach! Seht, wie sie am Mark der Völker saugen
Und ihre Raubsucht nichts bezähmen kann.

Gestürzt sind Throne, sind Paläste, Hütten,
Und Völker ziehn am Joch der Sklaverei,
Entehrt sind Menschenrechte, Völkersitten
Durch Frankreichs hochgekrönte Tyrannei.

Vom Tajostrome bis zum Weichselstrande,
Vom Alpengipfel bis zum Aetnaschlund
Stehn edle Völker an des Abgrunds Rande
Durch Frankreichs Herrschaft, List und Bund.

Wer kann die Thränen, wer die Seufzer zählen,
Die Frankreichs Usurpator ausgepreßt?
Der seine Helden morden, brennen, stehlen,
Zuletzt — verhungern und erstarren läßt!

Wo ist das Volk, wo ist der kleinste Flecken,
Den dieses Korsen Zepter nun beglückt?
Ach! Sind nicht Noth und Elend, Tod und Schrecken
Auf seiner Thaten Stempel ausgedrückt? —

O, schämt euch, deutsche Söhne, deutsche Töchter,
Wenn Schlangengift in euern Adern schlägt;
Ihr seid dann ehrenloser, seid noch schlechter
Als jene Brut, die Schimpf und Elend prägt.

Mit demselben Hohn und Uebermut, mit dem Napoleon in seinen Bulletins und Proklamationen seine Gegner behandelte — wir gaben oben einige wenige Proben —, mit demselben Hohn und Uebermut wurde ihm nun, als die Erfolge nicht mehr so ununterbrochen wie auf dem Zenit seines Glückes ausfielen, begegnet. Seine Herrschaft mußte furchtbar auf der Welt gelastet haben, denn niemals ist eine große historische Persönlichkeit im Unglück so grausam geschmäht und verspottet worden wie er. In den Pamphleten, und das liegt ja meist in deren Charakter, schoß man da freilich manchmal über das Ziel hinaus, indem man ins Gemeine, Triviale und Possenhafte ausartete. Eine Güte darin hat sich namentlich Kotzebue gethan, und zwar in der Posse „Große Hofversammlung in Paris“. Sie erschien einmal als Nr. 2 in dem Pamphlet „Possen die Zeit beachtend, bei Gelegenheit

des Rückzugs der Franzosen (aus Rußland). Seitenstück zum Flußgott Niemen ꝛc. von Kotzebue, 1813", und sodann in dem Pamphlet mit dem Titel „Große Hofversammlung in Paris. Dargestellt von August v. Kotzebue. — Der Abschied aus Kassel. Ein rührendes Singspiel von Friedrich Germanus. — Steckbrief der Kasseler Bürgerschaft hinter Hieronymus Napoleon nebst Signalement", o. O. u. J.

Schon Nr. 1 der „Possen, die Zeit beachtend", als „Glosse" bezeichnet, ist erfüllt von boshaftem Hohn und Spott. Da erscheint Napoleon als Teufel in grüner Chasseuruniform, eine Schlafmütze auf dem Kopfe, und unterhält mit einem andern Teufel ein Zwiegespräch. Nur eine kleine Probe wollen wir daraus mitteilen:

Erster Teufel.

Haben Sie denn gar keinen Freund, der Ihnen helfen könnte?

Zweiter Teufel (Napoleon).

Keinen! Ich habe sie ja alle geplündert und an den Bettelstab gebracht.

Erster Teufel.

Aber die Nation?

Zweiter Teufel.

Die hat schon Pferde schenken müssen und hat es endlich auch satt, daß immer Armeen marschieren und nie eine zurückkommt; aber es ist doch noch nicht alles verloren, mein Freund Brückenbrand [1]) lebt ja noch, der grassiert jetzt in Sachsen, vielleicht schafft der noch Rath. — (Ein Page bringt einen Brief.) Aha! von meinem geliebten Freunde, gewiß hat er die Barbaren geschlagen. (Liest.)

„Sieggewohnter, allergrößter Held!
An der Elbe hatt' ich mich aufgestellt,
Hab' da die Brücken ruiniert,
Mich dann in der Stille abgeführt.
Sie thäten darüber gewaltig schrein,
In Torgau ließen sie mich nicht ein;
Es ist nicht werth das Sachsenland,
Daß ich es schütze vor Russenhand,
Drum hab' ich mich daraus gedrückt,
Die Russen sind nun dort eingerückt;
Sie sollen sich da recht gut aufführen,
Die Bürger tanzen und jubilieren.
Was nun zu thun, rathe Ihr Verstand!
Ich bin Ihr getreuer Brückenbrand."

Erster Teufel.

Ei, ei, schlimme Nachrichten! Die Leute in Sachsen sind aber recht einfältig, daß sie die Kultur von Dero Truppen so verkennen und jene Halbwilden so freundlich aufnehmen.

Zweiter Teufel.

Ach, es ist mir immer so gegangen, daß sie mich lieber gehen als kommen sahn; das ist das Los des Genies. Jetzt werde ich die Nation noch einmal an Karl den Großen, Ludwig XIV. und dergleichen erinnern und noch den letzten Versuch wagen.

Erster Teufel.

Wenn dieser aber an den Bajonetten und Piken der Feinde scheitert?

---

[1]) Davoust, der am 12. März 1813 die Meißner Elbbrücke hatte abbrennen und am 19. März die Dresdner hatte sprengen lassen.

Zweiter Teufel.

Dann habe ich nur eine Zuflucht noch; mein geliebter Bruder, dann komme ich zu Dir! (Will ihn umarmen.)

Erster Teufel.

Bitte recht sehr! Ich habe zwar stets ein großes Attachement zu Ihnen gefühlt; denn Ihre Armee hat immer die besten Höllenbrände geliefert, und zwar in Quantitäten, aber diesmal bin ich wirklich nicht vermögend, Ihnen zu dienen.

Zweiter Teufel.

Warum nicht, werthester Bruder? Du kennst meine Zärtlichkeit noch gar nicht.

Erster Teufel.

Zu viel Güte, zu viel Ehre! Muß aber wirklich deprezieren. Offen gestanden, fiele es Ihnen wohl gar ein, wenn es hier oben nicht mehr geht, dort unten herrschen zu wollen. Das wäre nun aber überflüssig. Rein heraus! Meine Hölle ist für Sie zu gut, suchen Sie sich einen andern place de repos.

*

Noch boshafter verfährt nun Kotzebue in der Posse „Große Hofversammlung in Paris" die man wohl als die Krone aller dieser Pamphlete oder Schmähschriften gegen Napoleon bezeichnen kann. Sie ist eingeteilt in acht Scenen, und in dem Personenverzeichnis werden aufgeführt: „Der große Kaiser, der Herr Bruder aus Deutschland (Hieronymus, König von Westfalen), die Marschälle, der König von Rom, der Lügenteufel, zwei Kinderwärterinnen, Volk."

In der vierten Scene tritt da auf Befehl Napoleons der Lügenteufel herein, und es entspinnt sich zwischen beiden folgende Unterhaltung:

Der Lügenteufel.

Mein Kaiser, ich ahne schon, was Sie meinen.

Der Kaiser.

Ja, treuer Genoß, du sollst mal lügen, recht greulich!

Der Lügenteufel.

Mit dem größten Vergnügen, diktieren Sie nur das Bulletin.

Der Kaiser.

„Franzosen, wir haben den Feind geschlagen,
Einen glänzenden Sieg davongetragen.
Zweihunderttausend an Toten und Wunden
Hat man bei Dings auf dem Platz gefunden.
Die Russen fliehn in die Wüste zurück
Und stören nicht weiter Europas Glück.
Das preußische Reich hat ein Ende genommen."

Der Lügenteufel.

Herr Kaiser, es muß noch besser kommen.

Der Kaiser.

„Noch niemals sah man auf der Welt
Der Franken Herrschaft so sicher gestellt."

Der Lügenteufel.

Nun folgt das Gewöhnliche.

Der Kaiser.

Nimm dich zusammen,
Schildre, wie alle voll Mutes flammen.
Kurz, lüge, wie du noch nie gethan,
Darauf kommt immer das Meiste an.

In der sechsten Scene stürmt Volk herein.

Das Volk.

Nun hilf uns, großer, erhabner Held,
Du Herrscher über die ganze Welt.

Der Kaiser.

Nur ruhig, du gute Stadt Paris,
Die mir so schöne Treue bewies.
Ich will noch alles zum Besten führen,
Nur laßt das fatale Tumultuieren.

Das Volk.

So stelle dich gleich an unsre Spitze
Und mache Donner und schleudre Blitze,
Daß wir nicht alle zu Grunde gehn.

Der Kaiser.

Ja, Kinder, ihr sollt meinen Eifer sehn,
Zwar sag' ich euch ganz unumwunden,
Im Kommando hab' ich ein Haar gefunden;
Drum geb' ich euch meinen lieben Sohn,
Der führt euch an und stützt meinen Thron.

Das Volk.

Vivat hoch, der König von Rom!

Der König von Rom erscheint nun in der siebenten Scene, die auf dem Platze vor den Tuilerien spielt. Er wird in einem Kinderwägelchen von spanischen Schafen gezogen, an der Spitze der Schornsteinfegerjungen, hereingefahren. Nebenbei gehen zwei Wärterinnen. Dazu viel Volk.

Der große Kaiser (aus dem Fenster guckend).

O Himmel! Wie schlägt mein Herz in der Brust!
Wie fühl' ich unendliche stolze Lust!
Mon fils, du erwirbst dir in früher Jugend
Unsterblichen Ruhm durch Heldentugend.

Der König von Rom.

Papa!

Der Kaiser.

Du schlägst den drohenden Feind,
Noch eh' er's selber meint.

Der König von Rom.

Mon regiment —

Der Kaiser.

Wird Wunder verrichten,
Und herrlich glänzen in späten Geschichten.

Stimmen aus dem Volke.

Hilf Himmel! Sie rücken schon heran,
Sie haben sich mächtig zusammengethan,
Und drohen uns schreckliche, blutige Rache,
Sie sagen, sie hätten gerechte Sache.

Der König von Rom (fängt an zu weinen).

Eine Wärterin.

Mein Majestätchen will Zuckerbrod, nicht wahr?

Der König von Rom.

Oui, Oui! (Er wird fortgefahren.)

Der Kaiser.

O große Noth! (Er schlägt das Fenster zu.)

Die achte Scene endlich zeigt uns das Volk in wilder Bewegung und den Kaiser abermals mit dem Lügenteufel.

Der Kaiser.

Lies, Bester, lies das Bulletin,
Ich bin entsetzlich im Gedräng'.
(Er nimmt eine starke Prise.)

Das Volk.

Ei, Kaiser, du sollst, du mußt uns retten,
Wir schlagen dich selber sonst in Ketten.

Der Kaiser.

So hört nur, hört und ermuthigt euch,
Noch steht ganz sicher das fränkische Reich.

Der Lügenteufel (liest das Bulletin ab).

Der Kaiser (nimmt indessen oft Schnupftabak).

Stimmen aus dem Volk.

Wir glauben es nicht, es ist nicht wahr,
Sie kommt, die schreckliche Racheschar.

Der Kaiser (nimmt eine ungeheure Prise und niest darauf so gewaltig, daß er hinstürzt).

Ich sterbe — Teufel! Ich trieb's zu bunt (er stirbt).

Der Lügenteufel (mit durchdringender Stimme).

Der Kaiser ist vollkommen gesund.

*

Dem unglücklichen Hieronymus geht es selbstverständlich in den Pamphleten nicht besser; er brauchte erst recht nicht für den Spott zu sorgen, als er den Schaden hatte, das heißt als er aus seinem Königreiche Westfalen vertrieben wurde.

Zu den interessanteren, selteneren, im ernsten Tone gehaltenen Pamphleten gegen Napoleon gehört dasjenige, welches mit der Ueberschrift „Merkwürdige Konstellation, dem kleinen, dicken Hazardspieler zu Paris gestellet von der Zigeunerin Echo um Mitternacht vor dessen Abreise zur großen Armee.[1]) In Frage und Antwort“ erschien. Es ist auf

---

[1]) Geschah am 15. April 1813.

einem Folioblatte in Kupfer gestochen, der Text umgeben von zwei Schlangen, oben über der Ueberschrift innerhalb eines Kranzes sind verschiedene Embleme, so Spielkarten, Würfel, ein ausgestreutes Füllhorn, ein Dreizack und so weiter angebracht. Wir teilen es hier vollständig mit:

Spieler. (Charten habend, vor sich.) Mein Plan ist gut, er muß gelingen. Man hat mich doch wohl nicht behorcht?

Echo ... horcht!

Spieler. Was hör' ich, eine Stimme? Wer behorcht mich?

Echo ... ich!

Spieler. Ach, du bist's, alte Wahrsagerin? Kannst du mir Antwort geben?

Echo ... eben.

Spieler. Auf alle und jede Frage?

Echo ... frage!

Spieler. Wann wird das weite Meer auch noch des Erdengottes[1]) Kolonie?

Echo ... nie.

Spieler. Wie oft wird noch das Mißgestirn der Mitternacht[2]) mein Spiel vereiteln, wo ich es nie gehofft?

Echo ... oft.

Spieler. Soll ich den Himmel stürmen und zerstörend dringen in die feindsel'ge Konstellation hinein?

Echo ... nein.

Spieler. Welcher Ruhm erwartet mich, wenn ich den Obern schlage und die Matadore zerstreue?

Echo ... reue.

Spieler. Ich verlasse mich auf meines Glückes Gewicht.

Echo ... wicht.

Spieler. Wem könnte ich mißfallen?

Echo ... allen.

Spieler. Wieviel Jahre sind es, daß mich das Glück zu seinem Liebling machte?

Echo ... achte.

Spieler. Wieviel Jahre wird's noch dauern, eh' ich mich mit ihm entzweie?

Echo ... zweie.

Spieler. Was wird aus mir dann werden?

Echo ... erden.

Spieler. Jimmerhin (!), mein Ruhm ist ewig, ich bin sicher, daß er nie verschwind'.

Echo ... wind.

Spieler. Verdammte Schlange! Schweig, eh' ich vor Galle vergelbe und vergehe.

Echo ... gehe.

*

Abgesehen von diesen und ähnlichen Pamphleten, hat aber die Napoleonische Epoche für das deutsche Volk bekanntlich eine Fülle der schönsten und herrlichsten patriotischen Ergüsse gezeitigt, eine Litteratur ins Leben gerufen, wie sie Deutschland weder vorher noch nachher gekannt hat, und diesem einen köstlichen Schatz für die spätesten Geschlechter hinterlassen. Die große Zeit gebar nicht nur große Staatsmänner und Feldherren, sondern auch große Schriftsteller, Dichter, Patrioten. Wie erbarmungslos diese mit dem Helden der Zeit, als dessen Stern im Bleichen begriffen war, umgingen, davon möge hier nur noch als Beispiel das flammende Gedicht „Der Teutsche an Napoleon" angeführt werden, in welchem sich bei alledem ein schmerzliches Gefühl darüber kundgiebt, daß Napoleon das, was er am Anfange

---

[1]) Des Kontinents.

[2]) Der nordische Bär.

seiner wunderbaren Laufbahn zu werden versprochen, nicht gehalten hatte. Es ist gewissermaßen ein Gegenstück zu der oben wiedergegebenen Verherrlichung des Helden, der hier freilich nicht mehr als „Riese des Erdballs“, sondern als „Tyger wilder Art“ hingestellt wird. Wir lassen mehrere Verse folgen:

Laß vom Blutvergießen, Menschenmorden
Endlich ab, o Tyger wilder Art!
Welches Scheusal ist aus dir geworden,
Stolzer Weltverwüster Bonapart?
Vom Hyänenblut der Raubsucht trunken —
O! wie tief, wie tief bist du gesunken!
Deines Ruhmes schöne Götterfunken
Sind verloschen in der Gegenwart.

Da du einst als Konsul nur noch standest
Wie ein lichtumgebnes Meteor,
Jedem Frevel kühn die Hände bandest,
Schwang die Liebe sich zu dir empor;
Dem verirrten Galliergeschlechte
Botst du hilfreich deine starke Rechte
Und vertriebst des Aufruhrs grause Nächte,
Riefst der Ordnung milden Tag hervor.

Doch gestillt war kaum das Mordgetöse
Und gehemmt des Schreckens wilder Lauf,
O! so löst auch deine Heldengröße
Sich in Stoff gemeiner Seelen auf.
Mit der Großmuth heuchlerischem Tone
Nahst du dich dem umgestürzten Throne,
Greifest nach der blutbespritzten Krone
Und befleckest deinen schönen Lauf.

Und nun trittst du auf als Menschenwürger,
Der vor kurzem noch den Freiheitshut
Aufgerichtet — und bedrückst den Bürger,
Raubst dem Schmachtenden sein höchstes Gut.
Alle Reiche sollen deinen Willen
Als verbindendes Gesetz erfüllen;
Selbst Europa kaum vermag zu stillen
Deiner Herrschsucht zügellose Wut.

Fest geschmiedet an die Sklavenketten
Weint der Freiheit holder Genius;
Völkerrechte sind in Staub getreten
Und zerrissen jeder Friedensschluß.
Alle Fürstenbande sind zertrümmert,
An dem trüben Horizont verschimmert
Jeder Stern der Größe! Teutschland wimmert
Unter des Tyrannen Eisenfuß.

Zu der Unschuld frommen Volke dringet
Deiner Raubbegierde Trunkenheit,
Fremdes Eigenthum und Gut verschlinget
Deines Stolzes Unersättlichkeit!
Schätze muß dir jede Landschaft wägen,
Dein verhaßtes Bild in Erze prägen,
In die Wage legst du deinen Degen
Wie dort Brennus einst zu Roma's Zeit.

Furchtbar, wie in schauerlichen Kreisen
Der Komet durchwälzet seine Bahn,
Schleudert dich in regellosen Gleisen
Unaufhaltsam fort dein toller Wahn!
Nur ein Spielwerk sind dir fromme Eide;
Was du gestern sprachst, vergißt du heute.
Mit des Schwertes blutgetränkter Schneide
Knüpfest du die Bundsgenossen an.

Der Schlußvers lautet:

An des Niles dornumwundner Pforte,
Wo des Glückes erster Stern geglüht,
Prophezeien dir des Sehers Worte,
Was nur ihm ein tiefer Sinn verrieth.
Staunend sah Europa dich als Weiser,
Sah als Konsul dich, als Sieger — Kaiser!
Noch Ein Winter — und die Lorbeerreiser
Deiner schnellen Größe sind verblüht!

Dr. B. Stübel-Dresden.



Handelsgeschichte.

Kaufmännische Warenkunde des siebzehnten Jahrhunderts.

Einer Zeit, die entweder, wie der an allem herumnergelnde Bierphilister, die Gegenwart auf Kosten der sogenannten guten alten Zeit gewohnheitsmäßig verlästert oder in den entgegengesetzten Fehler verfällt und, dünkelhaft eingebildet, die Neuzeit als unübertrefflich ansieht, frommt es ganz besonders, Blicke in das Leben unsrer Altvordern zu thun. Be-

schämt wird der erste eingestehen müssen, daß er seiner Zeit unrecht thut, und bescheidener wird der andre über die gerühmten Vorzüge des Zeitalters des Dampfes und der Elektricität denken lernen. Ihm erscheinen die Anschauungen unsrer Vorfahren häufig kindlich naiv; er lächelt über sie. Aber wer bürgt dafür, daß seine Nachkommen nicht ebenso über ihn und seine Anschauungen denken werden?

Besonders große Wandlungen machten die Naturwissenschaften durch. Wie weit mag ihre Kenntnis wohl in die Kreise der Gewerbetreibenden der vergangenen Jahrhunderte gedrungen sein, für deren theoretische Vorbildung nicht wie jetzt eine Unzahl von Fachschulen und Fachzeitschriften sorgte!

Ein Urteil über die Warenkunde des deutschen Handels vor zweihundert Jahren und besonders über die Kenntnis der Drogen und Materialien, wie es damals hieß, giebt ein ehrwürdiger Schweinslederband in Folio von 1672, in dem der Buchhalter Georg Niclaus Schurtz in Nürnberg die Erfahrungen, die er „seit 1629 in Handlungen observiret“ dem „großgünstigen Leser“ zum besten giebt mit dem Wunsche, daß „Gott verleihe, daß Vielen damit möge gedienet, und zu ihrer Handlung möge nutzlich und beforderlich seyn!“ — Es schien mir nicht uninteressant, diesen ehrwürdigen Vorgänger von Rothschilds bekanntem Taschenbuch einmal aus der verstaubten Ecke der Bibliothek ans Tageslicht zu ziehen. Vielleicht trage ich dazu bei, daß des guten Schurtz Wunsch sich auch jetzt noch erfülle.

Die gute alte Zeit, über deren Dauer bislang übrigens noch niemand Untersuchung angestellt hat, hatte Zeit, ihren Büchern langatmige Titel zu geben. Der unsrer „Neu eingerichteten Materialkammer“ nimmt eine ganze Folioseite ein. Schurtz verspricht, eine Warenkunde der „fürnehmsten Materialien und Speccereyen“ und die Proben zur Entdeckung ihrer Verfälschungen zu geben.

Also wie seit Anbeginn der Welt regierte der Schwindel, Treu und Glauben waren nicht ohne weiteres anzunehmen und die Mahnung „Augen für Geld“ nötig.

Ein schönes Kupfertitelblatt ziert das Buch. Den obern Teil nimmt ein Merkur im enganliegenden Wams, weiten Pluderhosen und im spanischen Mantel ein, den untern ein stolzer Dreimaster, der den Hafen einer rechts angedeuteten Stadt verlassen will. Links von ihm sehen wir ein seeschlangenartiges Ungetüm, das in hohem Strahl Wasser aus seinen zwei Nüstern schleudert und von Boten umgeben ist, deren Bemannung es harpunieren will. Es bezieht sich diese Darstellung auf einen „ausführlichen Bericht des Walfischfangs in nordischen Landen, deßgleichen niemals also in teutscher Sprache beschrieben worden“. Das Buch beschließt „eine kurze Revision einer schon im Jahre 1662 erschienenen Buchhaltungslehre“.

Eine lange Vorrede rühmt die siebenerlei hochberühmten Sachen, durch die „Griechenland sich hoch duncken ließ“, und kommt zum Schluß, daß: Nummer drei, „große und reiche Kaufleute, die sich großer Handlungen zu Wasser und Lande bedienen“, neben „guter Policei- und Militz-Einrichtung am besten im Stande seien, ein Reich oder Republik in Flor zu bringen“.

Der Weg durch die Apotheke hatte den Materialien und Spezereien den lateinischen Namen mitgegeben, und Schurtz reiht seine Waren, entgegen dem Gebrauch der zeitgenössischen Apothekerbücher, die übrigens nicht wie jetzt von staatlicher Autorität getragen wurden, sondern ihren Ursprung den mit viel größeren Machtbefugnissen ausgestatteten fast souveränen mittelalterlichen Handelsemporien, in erster Reihe Nürnberg und Augsburg, verdankten, alphabetisch nach ihrem lateinischen Namen auf, in einer Orthographie aber, die seiner Wissenschaft kein allzu gutes Zeugnis ausstellt. Die Entschuldigung, daß er sich hierbei nach dem „gewöhnlichen Kaufmanns-Stilo gerichtet habe“, kann über Fehler wie Es statt Aes u. s. w. kaum hinweghelfen. Fast will es scheinen, als ob das Buch geschrieben worden wäre, um „einem gefühlten Bedürfnis“ der Chymici publici abzuhelfen, die, Vorläufer etwa der modernen Detaildrogisten, Freibeuter im Gebiet der Apotheker und Aerzte waren.

Drei Kupfertafeln führen in die Kunde der vielen erst seit Anfang dieses Jahrhunderts

gänzlich über Bord geworfenen Signa ein, in schlauer Berechnung gewählter mystischer Zeichen der Alchymisten. Aehnlicher Zeichen bediente man sich, wie das Buch lehrt, damals sogar für die verschiedenen „Zwiffel-Saamen", einen großen Handelsartikel, der jetzt von den großen Erfurter Gärtnereien spezialisiert wird.

Trotzdem die Kenntnis der Baumwolle eine uralte ist und man weiß, daß sie in Indien und Arabien an die tausend Jahr vor Christo kultiviert und verarbeitet wurde, ahnt Schurtz doch nur wenig von ihr, wenn er auch die Fabel von dem Pflanzentier, das lebende Schafe mit Fleisch und Blut zur Welt bringt, nicht auftischt. „Bombax, Coton, Gossipium" wächst nach ihm „gegen der Kaiserlichen Hauptstadt Peking zu auf beyden Seiten des Flusses Guei in gantzen Feldern von Bäumen und Büschen". In „Sina" kommt sie so wohl von einem Baum wie von einem Kraut. „Umb Liechtmeß gehen die Nave von Venedig in Soria das erstemal nach der Wolle, das andermal im Julio nachher Barbarien, im April nachher Aqua morta, im Martio die Pilgrem Schiff, im May ins heil. Land gen Barutti, im Augusti die Galeen, nach Alexandrien auf den halben September. In den Sicilianischen Inseln giebt es viel Baumwollen."

Unter Baumwollensamen erzählt er, daß „die Wälder und Höltzer der Mohren seynd durchaus grau von zarter Wolle; dann bey den Indianern und Seriern seynd die Bombacys oder Würme auf den Bäumen, welche Bombyces das ist Baumwole oder Seiden-Würme genannt werden, die die Seiden spinnen". Von der Coischen Baumwolle werden Blüten vom Ungewitter zu Boden geschlagen, „von der Erde Lufft wieder lebendig gemacht, daraus werden etliche Pfeiffholter (Schmetterlinge)[1] und hernachmals aus Unleidigkeit der Kälte, werden sie von Haaren krauß, und gegen den Winter verneuern sie ihren Rock aufs dickste, sie werden von den Aesten mit einer Hechel herunter gezogen". Er verwechselt hier Baumwolle und Seide, die er „trotzdem sie nicht zu den Materialien gehört" unter Sericum grudium bespricht. Der Seidenwurm, Bombyx, baut sich nach Schurtz in Asia ein Nest „von Koth und Laimen gar vest" und spinnt darin die Seide. Andrerseits spinnt er sich, auch Lanificus genannt, selbst ein „Häußlein darinnen er sitzet und verwandelt sich von einem Wurm in eine andre Gestalt, gleich wie ein überlegt Ey, und aus dem Ey fliegt ein Thierlein, wie ein Pfeiffholter (Papiliones seynd Sommer Vögel, Pfeiffholter oder Molcken) heraus. Davon die Würmer nun die Seiden spinnen, daß haben sie innerhalb im Leib, und zeucht es vorn zum Maul heraus. Wenn nun die Bälchlein voll Seiden nicht Schaben- oder Wurmfrässig seynd, so seynd sie gut. In Virginia in West-Indien oder America wächst viel Seiden-Gras, gleichwie in Teutschland der Flachs, haben darbey aber doch viel Seiden Würme und Maulbeerbäume von welchen Blättern sie gehalten werden." In seiner Darstellung der Handelsverhältnisse berichtet er, daß die Castilianer meist lauter seidne Strümpfe trügen, daß in Calis Malis, zwölf Meilen von Sivilia, gleichwie in ganz Antholosia einerlei Elen und Müntz wäre, daß zu Genf in Savoien viel Seidenzeug gemacht würde und auch in der Tartarey, bei dem großen Cham ein Ueberfluß an Seide wäre. Die „verschiedenen Colori" in denen sie gehandelt wird, lassen Schurtz einen Seitensprung auf die „Opiniones und Meinung, die die Alten Teutschen über die Farben und ihre Eigenschaften" hatten, machen. Weiß ist von alters her die Farbe der Keuschheit und Reinheit; Schwartz, die dunkelste Farbe werde fast in der ganzen Welt von den „traurigen Personen" gebraucht; Grasgrün, das jährlich im Frühling neu wird, werde nicht unbillig der Hoffnung zugeeignet, und „ohne fernere Weitläufftigkeit seyen etwas Kürtzer zu begreifen: Haarfarb als Geduld und heimlich Leiden, Bleichgoldfarb gleich ‚unmögliches Verlangen', Gerieben Saffranfarb gleich ‚Du mußt bleiben'" u. s. w.

Schurtz scheint diese Farbensymbolik für den jungen Materialisten für ebenso wichtig und wissenswert gehalten zu haben, wie die Kenntnis der Blumensprache, die er bei den flores

[1] Im Pfeifholter sehen wir ein Andenken an den alten vivalter, der sonst aus der Sprache völlig verschwunden ist, und von dem jetzt nur noch der niederländische vijfwouter, das wohl nur in der Wissenschaft und poetisch gebrauchte „Falter" und wunderliche Bildungen wie das Elberfelder „Fissau" kundgeben.

bringt. Von den weit über hundert Blüthen nenne ich für die „grund gütige Leserin zu deren geneigter Gunst“ nur Kornblumen als Zeichen von „Zeitverlürung und Ade“, „Märtzen Veil“: Gute Hoffnung, und „Pfersing-Blüth“: Ich wollt Euch bitten.

Den Raucher wird die Geschichte der folia Tabaca interessieren. Sie sind erstmals aus Amerika von einer Insel Tabaca zu uns gebracht worden. Die Brasilianer nennen die Blätter Petum, die Virginier Upporoc, herba regina oder sancta, Beinwelle, Wundkraut. „Jetzo wird in Teutschland an unterschiedenen Sorten angepflanzt, zu Hanau, bässer bei Frankfurt. Hamburger Christophel Tabac dinet mehr zum Stoßen. Es ist aber keiner bässer und so lieblich zu trincken als der Ostindianische, die brauchen gar keine Pfeiffen, sondern drehen nur das Blatt oben weit und unten eng, gleich einem Schermitzel oder Deuten (Tüte) und so trincken sie ihn, denn das Blatt glimmet bis zum End.“ Die Thätigkeit des Rauchens als „trinken“, dessen ursprüngliche Bedeutung ja „anstoßen“ ist, zu bezeichnen, ist mir sonst nicht vorgekommen. Uebrigens erzählt Schurtz weiter: Wann ein Kind von der Mutter Brust getrunken hat, so giebt man ihm ein solches Blatt ins Maul, da muß es schon schmäuchen lernen.

Thatsächlich kam der erste Tabaksame 1558 nach Europa, und Tabak wurde im selben Jahre in Portugal, 1615 in Holland, 1631 in Sachsen angepflanzt. Zu Schurtzens Zeiten dürfte Tabak noch verhältnismäßig wenig „geschmaucht“, viel mehr geschnupft worden sein, und erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts kamen in Deutschland die oben beschriebenen Deutlein, die Zigarren auf, deren Duft sich jetzt selbst in der Atmosphäre der Boudoirs unsrer Damen breit zu machen anfängt. Sprachlich erinnert übrigens nur der Niederdeutsche und Engländer sich an das „Schmauchen“, während sonst „geraucht“ wird.

Ueber die Schlangen, die, wie der alte Pharmakopoet Pierre Maginet 1623 in seinem Lied zum Lobe des alten Wundermittels Theriak singt,

— — des Theriaks Fundament
Der Arbeit Zier, die Säul, die Stütz, das Ornament,
Ihr Piedestal, allein des Mittels Träger, Dach,
Der Arbeit wert, die man darauf verwenden mag,

sind, und die, besonders zu Trochisci viperarum (Schlangenpastillen) verarbeitet, ein großer Handelsartikel der Dogenstadt an der Adria waren, hat Schurtz recht eigentümliche Ansichten. „Seynd eigentlich Fischlein nicht über Elen lang, diese haben ein klein Hörnlein, oben in der Mitte der Stirnen, wen sie damit berühren, der muß sterben, darumb so die Fischer diesen Fisch fangen, pflegen sie ihn alsobald den Kopf abzuhauen und in den Sand zu begraben“. Wie sie das Kunststück ohne Schaden zu nehmen vollbringen, vergaß er zu beschreiben, ebenso, ob man Zeit hat, zu prüfen, ob ein Männlein oder Weiblein den tödlichen Biß that. Leicht ist das sonst. Ersteres hat nämlich oben und unten je zwei Zähne, letzteres eine ganze Menge! Dabei hat Nicander etwa im zweiten Jahrhundert vor Christi (beiläufig gesagt, hat auch er schon zum Ruhm des Theriaks das Dichterroß bestiegen), den Mechanismus des Schlangengiftzahns, dieses idealen Vorbildes der hypodermatischen Spritze, klar erkannt.

Auch für Mumien, die als Arzneimittel noch jetzt eine große Rolle spielen, war Venedig Handelsplatz. Ueber die Art des Bezugs schreibt Schurtz, daß die „Schiff- oder Bootsgesellen wenn sie nach Egypten und Memphis kommen, sie heimlich bei nächtlicher Zeit holen, tragens alsdann in die Schiffe und verbergen sie darinnen, damit sie ihnen nicht ausgespolirt werden, weilen die Egypter gewiß solche öffentlich nicht abfolgen liessen. Im Einkaufen muß man Achtung haben, daß, große Stücke nicht allein gar dürre Beine sind, sondern daß die Bein auch fein fett, und noch fein Fleisch auf sich haben und darbei inwendig voll Mark seynd.“ Welche Schätze für den Historiker mögen auf diese Art in den kranken Mägen unsrer in der Not der Krankheit zu Anthropophagen werdenden Altvordern verschwunden sein! Zu Herodots Zeiten übrigens haben die ägyptischen Priester schon einen schwunghaften Handel mit gefälschten Mumien getrieben.

Der „bäste und kräfftigste“ Lapis Magneti wird im Morenlande gefunden und dem Silber gleich gewogen. „In dem mitternächtigen Meerwinkel liegt im Meer der Magnetberg begriffen, ist aber dahin wegen allzugroßer Kälte nicht zu kommen. Die Schiffe müssen allezeit nach ihm ihre Schifffarth richten. Ueber seine Lage schreiben andre, daß die Gegend bey dem Tobin Capo bässer nach dem Nord Polo bey 70 Meilen“ sich befinde. Schade, daß diese Notiz unsern modernen Nordpolfahrern unbekannt gewesen zu sein scheint. Nansen oder einer seiner Vorläufer hätte diesen Magnetberg so en passant auf Grund dieser präzisen Angabe leicht mit entdecken können.

Der fleißige Kompilator Plinius berichtet, daß zuerst der große Feinschmecker Sergius Orata bei Bajae zur Zeit des Redners Licinius Crassus vor dem Marsischen Kriege, also an der Wende des ersten Jahrhunderts vor Christus, Austernteiche angelegt habe, nicht so sehr seiner eignen Zunge wegen, sondern schnöder Gewinnsucht halber. Derselbe Feinschmecker erkannte auch den Austern aus dem lucrinischen See an der Küste Campaniens den Preis des höchsten Wohlgeschmacks zu, ja man versandte wohl in einer Art Fischkasten Austern auf weite Strecken (Apicius expedierte eine für Trajan bestimmte Sendung von Italien bis Persien), und man fütterte sogar die auf der langen Reise von Brindisium her ausgehungerten leckeren Krustentiere im lucrinischen See wieder auf.[1])

Viel bequemer dachte man sich die Austernzucht hundert Jahre später.

In dem Lemeryschen Materialienlexikon, das 1721 in einer Uebersetzung von Richter in Leipzig erschien, findet sich eine Nachricht von P. du Tertre, nach der auf den Antillen „unfern von Guadalupa eine große Menge Bäume so mit Austern besetzt zu sehen seien, daß auch die Zweige davon hätten brechen mögen“. Es wäre das der sogenannte Paltuvier, der dicht am Seestrand wüchse. „Dieses bestätige auch der Autor von den natürlichen Seltenheiten in England; dann er spricht, daß eben dergleichen sich unweit Pleymouth zutrüge. Die Nahrung dieser Thiere anbelangend, der wird sehr leicht geraten; dann, die Austern zwingen durch ihre Schwere die Zweige, daß sie sich beugen müssen, und werden dergestalt zweymal von der Ebbe und Flut erfrischet.“

Seitdem sind die Austern je nachdem ein fast zum Ueberdruß aufgetischtes Gericht oder ein Leckerbissen der Reichen. — Opitz sagt 1624 mißachtend von irgend jemandem, er „weiß nicht, was Ostern seyn, nicht was Lampraten“, und eine Anekdote weiß davon zu erzählen, daß die Hamburger Dienstmädchen vor noch nicht zu langer Zeit gegen die allzuhäufige Zumutung des Austerngenusses sich verwahrt hätten. — Dabei scheint man sie im Inlande zu Schurtz' Zeit nur vom Hörensagen oder in einer Gestalt gekannt zu haben, die das bedenkliche Kopfschütteln antiker und moderner Feinschmecker verursachen würde.

Der gute Schurtz erzählt unter „Ostern“ — es kann sich hierbei nur um unsre „Meeresschnecke“ handeln, wie sie Hans Sachs nennt! — merkwürdige Sachen. Sie müssen an frischem Ort im Keller „da sie trucken stehen, gehalten und die Fäßlein alle Tag umbgewendet werden, und da dieselben mit Brühe nicht voll seyn, so muß eine frische Laca darüber gemacht werden, sie müssen auch, wenn sie einen bösen Geruch bekommen haben, aus einem frischen Brunnenwasser gewaschen, ehe dann sie mit der frischen Laca angefärbet werden. Sie kommen aus Engelland in 2 Pfund Fäßlein: wann sie gut wohlgeschmack in Lac und nicht angelauffen seyn, so seynd sie gut.“

Wenn in einem medizinischen Werke derselben Zeit Austern unter den giftigen Stoffen aufgeführt werden, und der Autor erzählt, daß er einen Edelmann gekannt habe, „der zuweil alte oder faule Eier gefressen hat und darob gestorben sei, ob er gleich mit vielen Pfeffer und Spanischem Wein habe helfen wollen“, so glauben wir ihm das aufs Wort. Daß Schurtz seine Ostern aber in „West-Indien auf den Bäumen und nicht auf dem Erdreich oder dem Wasser, welches in West Indien und andern Orten mehr gar gemein ist“, wachsen läßt, mutet so wunderbar an, daß man anzunehmen geneigt sein möchte, daß unter dem

[1]) Horaz verrät seine hervorragenden Feinschmeckerkenntnisse bezüglich der Auster in einer Satire.

Namen „Oster" vielleicht doch irgend ein andres gepökeltes „Material" gehandelt worden sein könnte, wenn nicht noch weitere ebenso ungeheuerliche Belege für Schurtzens äußerst mangelhafte naturwissenschaftliche Kenntnisse sich unter Bezoar, Einhorn u. s. w. fänden, und thatsächlich auch andre Angaben bezeugten, daß das nachgerade bedenklich rar werdende Schaltier auch noch im achtzehnten Jahrhundert in einer Salzpökel und mit Lorbeerblättern gewürzt versandt wurde.

Als besonders wissenschaftlich verdient die Probe auf echtes Einhorn erwähnt zu werden, die unter Errata nachgetragen ist. Setzt man „eine lebendige Spinnen auf den Tisch und hält das Einhorn darüber, so ist es gerecht und gut, wenn solche tod bleybt".

Der weitschichtige Artikel über den Walfisch bringt, gestützt auf Merians Darstellung, auch eine Beschreibung der in der Nähe Floridas geübten Art seines Fanges.

Danach springt ein Indianer dem Walfisch aus dem Nachen erst auf den Rücken, dann auf den Nacken und „schlägt ihm also fort einen spitzigen Pflock in der Nasenlöcher eines, scheusst also mit dem Fisch zu Grund, welcher sich greulich stellet und gleichsam unsinnig; der Indianer aber sitzet vest auf seinem Pferd und schlägt ihm in das andre Nasenloch dergleichen Pfahl, dardurch wird dem Fisch der Athem genommen, springt hernach wieder in seinen Nachen, und läßt das Seil weit genug schießen, bis der Walfisch vertobt"!

Daß nach diesem Rezept jedenfalls nur sehr geübte und tauchgewandte Walfischjäger arbeiten konnten, veranlaßte die Holländer wohl, die Sache anders zu probieren, und Schurtz beschreibt schon weiter unten die Methode des erst in neuster Zeit durch Harpunenschießen abgelösten Harpunierens, die nichts besonders Bemerkenswertes bietet. Erwähnen will ich nur die auch hier ins Ungeheuerliche vergrößernde Phantasie des Erzählers. Nach ihm sperrt der Walfisch seinen Rachen bis fünf Klafter weit auf, seine Lippen wiegen etwa 6000 Pfund. „Sein Gewehr, die Finnen oder Floßfedern, sind ein Klafter lang und eine halbe breit, sein Schwanz, der ‚über zwerg' steht und den er wie ein Krebs braucht, ist 27 Schuh breit und lang und 4000 Pfund schwer. „Das Weiblein ist ordinarie viel größer als das Männlein, gantz zuwider andern Thieren." Sein größter Feind ist der Schwertfisch, der nicht ruhet, bis er ihm den Schwanz nach und nach in Stücken abgezwackt und ihn so steuer- und wehrlos gemacht hat. Er kriecht ihm dann in den Rachen und „frißt ihm die Zunge, seine Speiß und Wildpret aus dem Hals".

Von dem altberühmten Bezoar, dem Darmkonkrement verschiedener Wiederkäuer, bringt Schurtz eine Entstehungsgeschichte, die sich ebenso wie die der Austern in das Gebiet üppigsten Fabulierens verirrt. Er erzählt, „daß er in Neu-Hispanien der West Indischen Land nach Aussage der Arabes an den Augen der Hirsche wachse. Wenn er nämlich alt wird, so bekommen solche Würm in dem Gedärm des Leibs, solche nun zu vertreiben und zu tödten pflegen sie, Schlangen zu suchen und zu essen. Damit sie aber von dem Gifft der Schlangen nicht beschädigt werden in ihrem Leib, so gehen sie in ein frisch Wasser, tauchen sich darein bis an den Hals, darinnen sie etliche Tag, ja so lang, biß sie empfinden, daß sie von dem Gifft erledigt sind, erharren, alsdann triefen ihnen Thränen oder Zähren aus den Augen wie ein Gummi; dasselbe wird hart an den Ecken der Augen! Sie streifens an Bäumen ab, und später finden's die Jäger am Boden".

Oft genug war der Instinkt des Tieres Lehrer für den beobachtenden Menschen. Die Sage erzählt, daß badende Eber die Heilkraft Wildbads verraten hätten, und Schurtz berichtet, daß der Hirsch ein ebenso großer Wohlthäter des Menschen sei. Er hat, wie er erzählt, dem Menschen den Gebrauch des Diptam „angezeigt, welches gut ist die Pfeil oder deren Geschoß und Speissen auszuziehen und aus dem Leib zu bringen, wenn sie von solchem getroffen seynd".

„Wenn er von einem Phalangio, ist eine Art Spinnen und siehet auch fast den Spinnen gleich, verwundet wird, so heilen sie sich mit Krebsessen u. ist ihnen das Gifft hernach mals gantz unschädlich."

Schade, daß moderne Forschung den guten Glauben unsers ehrsamen Schurtz nicht bestätigen konnte.

Ich schließe meine kleine Blumenlese mit einer Stelle aus dem Artikel Alkermes, „welches Confect (nicht im modernen Sinne, sondern etwa als „Präparat“ zu verstehen) zu meiner Zeit, als ich 1636 in Frankreich gewesen von Mons. Louis Cattillon zu Mompelier am bästen gemacht worden, welches ein Teutscher von Geblüt und eine große Tafel vor dem Hauß hangen gehabt, drauf diese Worte gestanden:

Allhier wohnt Lohrentz Cattillon,
Der teutschen Nation wohl zugethan.“

Entweder gab es damals bei unsern gallischen Nachbarn noch kein Gefühl, das das neunzehnte Jahrhundert, dank der Patenschaft des Scribeschen Lustspielhelden Chauvinismus getauft hat, oder aber der Lohrentz Cattillon — kaum der Deutsche seiner Zeit — hatte ein stolzes Anhänglichkeitsgefühl an die Heimat, das dem Deutschen, trotz der gewaltigen, das Vaterland einenden Ereignisse vor dreißig Jahren immer noch nicht erstanden zu sein scheint, ja eher fast dem Liebäugeln mit einem befremdlichen Weltbürgertum Platz gemacht hat.

Hermann Schelenz, Kassel.



Litterarische Berichte.

Uebersinnliche Liebe. Zwei Novellen von A. Schoebel-Berlin. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Die beiden Novellen „Ikariden“ und „Mystische Vermählung“ behandeln ein Thema, das seit Platons Phaidros und Symposion schon oft Gegenstand philosophischer und dichterischer Behandlung gewesen ist. Die Lösung des Problems ist in beiden Novellen verschieden: in der ersten kommt ein Mädchen, das das gewöhnliche Frauenschicksal in der Ehe für erniedrigend ansieht und sich deswegen dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet hat, nach schmerzlichen Erfahrungen, und nachdem sie Einblick in ein glückliches Familienleben genommen hat, zu der Ueberzeugung, daß der einzige Platz, der einer Frau zukommt, der an der Seite des Mannes ist — die Frage nach dem Bestehen einer übersinnlichen Liebe wird verneint; in der zweiten feiert ein junger Künstler eine mystische Vermählung mit einem gestorbenen Mädchen, dessen Totenmaske er abnimmt — die Frage wird bejaht. Man kann nicht umhin, dem Verfasser ein außergewöhnliches Talent für die Zergliederung feiner und feinster Seelenvorgänge zuzuerkennen, namentlich in Bezug auf das geheimnisvolle Verhältnis der beiden Geschlechter, die sich durch keine Errungenschaften in Wissenschaft oder Kunst abhalten lassen, ihre Ergänzung in dem andern zu suchen. Die Wachsflügel, mit denen sich die Ikariden in ihrer Selbstgenügsamkeit zum Himmel emporzuschwingen suchen, schmelzen an der Glut der Sehnsucht; die Ikariden kehren zur Erde zurück und begnügen sich nun damit, Menschen in der vollsten Bedeutung des Wortes zu sein.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Tai-ping-Revolution in China (1850—1864). Ein Kapitel der menschlichen Tragikomödie nebst einem Ueberblick über Geschichte und Entwicklung Chinas von Dr. C. Spielmann. Halle a. S. 1900, Hermann Gesenius.

Der Verfasser sucht den Nachweis zu führen, daß die Unterdrückung des Taiping-Aufstandes durch die Engländer dem Interesse der wahren Humanität widersprochen habe und nur aus selbstsüchtigen Krämerinteressen erfolgt sei. Obgleich der Verfasser sich anscheinend hauptsächlich nur auf eine Quelle stützt, den Bericht eines nur unter der chinesischen Namensumformung Lin-Li bekannten Mitkämpfers europäischer Herkunft, so zeigt sich doch Selbständigkeit in der Bearbeitung des Stoffes, besonders in den vielfach treffenden Vergleichen zwischen chinesischen und früheren europäischen Verhältnissen. Im Ergebnis setzt Spielmann sich in Widerspruch mit der bisher herrschenden Meinung, der sich, soweit sich ersehen läßt, auch M. v. Brandt anschließt.

K. F.

Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene von Emil Weber. Göttingen (o. J.), Franz Wunder. 3 Mark.

Webers Sammlung enthält 17 Märchen von 17 modernen, meist noch lebenden Dichtern; 5 davon waren bisher noch ungedruckt, die übrigen sind modernen Dichterwerken entnommen. Das Buch ist „für Erwachsene“ bestimmt; doch finden sich darin auch Märchen, die ebenso die Jugend lesen darf, wie V. Blüthgens „Hühnerburg“ oder E. v. Wildenbruchs „Märchen von den zwei Rosen“. Andre freilich passen nur für Erwachsene, wie P. Heyses Hexenmärchen „Lilith“ oder L. Anzengrubers „Annerl, Hannerl und Sannerl“. Wer eine Freude hat an Märchen, dem sei diese glücklich ausgewählte Sammlung moderner Märchen bestens empfohlen.

E. M.

Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft. Von Professor Dr. Ludwig Büchner. Gießen 1900, Verlag von Emil Roth.

Die hier gesammelten Aufsätze des nunmehr Verstorbenen, von denen einige übrigens in der „Deutschen Revue“ erschienen sind, knüpfen meist an irgend welche neuen litterarischen Veröffentlichungen an und vertreten durchgängig den bekannten Standpunkt Büchners. Die Zähigkeit und Entschlossenheit auf der einen Seite, die Geschicklichkeit im Anknüpfen und Ausführen auf der andern Seite sollen rühmend hervorgehoben werden. Da indessen nichts eigentlich Neues gesagt wird, so liegt — wenigstens für den Referenten — das Hauptinteresse nicht innerhalb des Buches selbst, sondern in dem von Alex Büchner verfaßten Vorwort. Alex Büchner, ein Bruder Ludwigs, bietet darin eine anziehende Biographie und Charakteristik des Verstorbenen. Wir erfahren, daß Ludwig Büchner wesentlich Gemütsmensch, Idealist und Optimist war; wir hören von dem Zwiespalt in seiner Natur und von den mancherlei äußeren Sorgen, mit denen er zu kämpfen hatte. Das Bild, das wir uns vom Verfasser des Buches „Kraft und Stoff“ entworfen hatten, erfährt durch jenes Vorwort eine bedeutsame Vertiefung und Berichtigung.

M. D.

Federkrieg. Von Oskar Blumenthal. Berlin SW., Hugo Steinitz. 1901. 126 S.

Blumenthals Buch zerfällt in die drei Abschnitte: „Momentaufnahmen“, „Aufrichtigkeiten“ und „Notizblätter eines Bühnenleiters“. Die beiden ersten Teile sind in poetisches Gewand gekleidet, die „Notizblätter“ sind naturgemäß in Prosa dargestellt. Was Blumenthal hier darbietet, ist eine Art von Xenien. In mehr oder minder freundlicher, aber stets humorvoller Weise wird die ganze Schriftstellerwelt von ihm bedacht. Kaum ist wohl ein neueres Werk von Bedeutung vergessen. Ueber alle sitzt Blumenthal zu Gericht. Wir heben besonders Sudermanns „Drei Reiherfedern“ hervor. Nach Blumenthal ist Prinz Witte Sudermann selbst, eine Auffassung, die neuestens von A. Gimmerthal in einer besonderen Schrift vertreten wird. In der Form und Darstellung verrät das Buch den gewandten Schriftsteller. Druck und Ausstattung ist sehr luxuriös. E. M.

Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz, die Thäler der Lahn und Nahe. Von Dr. M. Schwann. Mit 150 Illustrationen. Leipzig und Zürich 1900. Verlag von Th. Schröter.

Eine muntere und schwungvolle Schilderung der Landschaft und des Volkes, reich an geschichtlichen Erinnerungen und gewürzt mit mancherlei Scherzen und Satiren, die aber nie verletzend wirken, sondern von fröhlicher Karnevalslaune erfüllt sind. Die Abbildungen sind saubere, wenn auch mit Hilfe des Rasters hergestellte Nachbildungen ausgezeichneter Photographien und verleihen dem Werke einen ganz ungemein anziehenden Reiz. Hingewiesen sei besonders auf die unter besonders schwierigen Verhältnissen aufgenommenen beiden Bilder der Germania auf dem Niederwalde. Statt der Seitenthäler, bei denen der Verfasser sich gelegentlich von trockenen Aufzählungen nicht freizuhalten weiß, hätten wir lieber die Fortsetzung des Hauptstroms von Koblenz bis Bonn gesehen. Aber wenn das Buch den Erfolg hat, den es verdient, so dürfen wir wohl auf einen zweiten Band hoffen. K. F.

Eugen Wolf. Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas. Mit 67 Illustrationen, einer Karte und dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Bei dem Interesse, das die chinesischen Verhältnisse heutzutage erregen und wahrscheinlich noch geraume Zeit erregen werden, da trotz der „Unterzeichnung“ der Friedenspräliminarien und der „Annahme“ der Bedingungen der Mächte durch China die eigentlichen Schwierigkeiten erst beginnen dürften, darf ein Buch, das in frischer, anschaulicher Weise Land und Leute im Reiche der Mitte aus eigener Anschauung schildert, wie das vorliegende, gewiß auf Beachtung rechnen, zumal der Verfasser mit großer Entschiedenheit den Standpunkt vertritt, daß Deutschland dazu berufen und im stande sei, wie überhaupt im Welthandel so besonders in Ostasien, wo noch beinahe jungfräulicher Boden ist, die erste Stelle zu erreichen und zu halten, und deswegen die Entwicklung unsers überseeischen Handels und unsrer so hochstehenden Industrie überall in den Vorder-

grund der Betrachtung rückt. Den eignen Worten Wolfs zufolge ist sein Buch vor allem darauf berechnet, der deutschen Jugend immer mehr und mehr Interesse für überseeische Reisen einzuflößen, damit sie, auf der unsre nationale Zukunft beruht, mit gereiftem Verständnis die Entwicklung und den weiteren Ausbau unsrer überseeischen Interessen, unter denen die ostasiatischen den meisten Erfolg verheißen, verfolge und später an ihrem Teile handelnd eingreife. Der hoffentlich recht weiten Verbreitung, die das Buch finden möge, wird gewiß auch der in Anbetracht der soliden, geschmackvollen Ausstattung recht niedrige Preis von 5 Mark dienen. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Schriften zur Goethe-Litteratur.

1. Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge, gehalten zur Feier des 150. Geburtstages in der Aula des Kgl. Gymnasiums zu Neuwied von Professor Dr. Alfred Biese, Kgl. Gymnasialdirektor.
   1. Goethes Bedeutung für die Gegenwart.
   2. Die Naturpoesie im „Werther" und in der Lyrik Goethes.

   Neuwied und Leipzig 1900. Heusers Verlag.
2. Aus dem Goethe-Jahr. Goethes Anschauung der Natur, die Grundlage seiner sittlichen und ästhetischen Anschauungen in Entwicklung und Wandlung von Oberlehrer Dr. Fr. Braß. Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge von Oberlehrer Dr. P. Lorentz. Goethe und das klassische Altertum von Oberlehrer P. Meyer. Leipzig 1900. B. G. Teubner.
3. Goethes Fortsetzung der Mozartschen Zauberflöte von Dr. Victor Junk. Berlin 1900, Alex. Duncker. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Professor Dr. Franz Muncker, XII.)
4. Goethes altdeutsche Lektüre. Inauguraldissertation von Ernst Jenny. Basel 1900, Kommissionsverlag R. Reich.

Die beiden ersten Schriften sind durch den 150. Geburtstag Goethes hervorgerufen. Sie behandeln die wichtigsten Seiten des Goetheschen Geistes. Bieses Schrift (Nr. 1) ist von einer hohen Begeisterung für Goethe getragen und zeichnet sich durch eine bestimmte klare Darstellung und edle schöne Sprache aus. Wie sie, so ist auch die zweite Schrift zum Teil direkt durch die Bedürfnisse der Schule veranlaßt. Braß' Vortrag ist eine interessante Parallele zu Bieses Arbeit; die andre, weitaus größte Abhandlung unter allen drei, handelt über Goethes Verhältnis zur deutschen Vergangenheit und zum geistigen Leben seiner Zeit, über deutsche Charakterzüge in seinem Leben, Denken und Dichten, und endlich über seine Welt- und Lebensauffassung: Kunst, Religion und Lebensweisheit. Eine fleißige Arbeit! In dem letzten Aufsatz endlich ist in Kürze — er umfaßt nur 8 Seiten — ein in neuerer Zeit viel besprochenes Thema erörtert. Junk (Nr. 3) redet in seiner Schrift über die Entstehung der Goetheschen „Zauberflöte zweiter Teil" über die Dichtung Schikaneders und endlich den Inhalt und künstlerischen Charakter des Goetheschen Fragments. Er hofft, durch seine Abhandlung auch in den weiteren Kreisen des gebildeten Publikums, dem die „Zauberflöte" lieb geworden ist, Leser zu gewinnen. Daher teilt er namentlich die nur in der Weimarer Ausgabe enthaltenen Paralipomena des Goetheschen Werkes nahezu vollständig mit, um eine klare Vorstellung von der Bedeutung des Goetheschen Fragments zu geben. Jenny (Nr. 4) hat in seiner sorgfältigen Dissertation den Versuch gemacht, Goethes Lektüre auf dem Gebiet der altdeutschen Litteratur zusammenzustellen, die Anlässe zu ermitteln und die Billigung oder Ablehnung der einzelnen Erscheinungen aus dem Wesen des Dichters verständlich zu machen.

E. M.

Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen von Johannes Hertel. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Der Uebersetzer dieser Gedichte möchte dazu beitragen, daß die indische Dichtung unter den gebildeten Laien unsers Vaterlandes bekannter wird als sie es ist. Er hat zu dem Zweck fast ausschließlich solche Gedichte gewählt, die auch dem mit den indischen Verhältnissen nicht vertrauten Leser ohne weiteres verständlich sind. Sie sind zumeist der Sammlung Bhartriharis, dem Rigveda und dem Mahabharata entnommen. Bestimmte Dichterpersönlichkeiten treten uns in den Dichtungen Amarus und Govardhanas entgegen. Die Uebersetzung liest sich leicht und angenehm wie ein Original. Den Freunden indischer Litteratur wird sie gute Dienste leisten.

Mr.

Nebel und Sonne. Der gesammelten Gedichte dritter Band. (Zweite und vermehrte Auflage der Neuen Gedichte) von Detlev v. Liliencron. Berlin und Leipzig 1900. Schuster & Löffler.

Liliencron faßt das Leben wesentlich von der Seite des Genusses. Da spielt natürlich die Liebe die größte Rolle. Seine Liebeslyrik ist darum sehr real, derbsinnlich wie die seines Freundes R. Dehmel. Solche Schilderungen gelingen ihm gut. Aber ist das echte Poesie? Wird dadurch der Menschengeist über das Alltagsleben erhoben? Schwerlich wird jemand durch diese Poesie veredelt. Unter den

übrigen Gedichten finden sich neben vielen nebelhaften auch einzelne treffliche, so zum Beispiel „Der Brand von Altona“. Seine besondere Stärke ist der Humor. Das zeigt das köstliche Gedicht „Einmarsch in die Stadt Pfalburg“. Große Neigung hat Liliencron zum Schauervollen. Seine Gedichte „Die Pest“ und „Golgatha“ sind neben andern Beweis dafür. Freilich können wir diesen, zumal dem letztern, das uns völlig verfehlt scheint, wenig Geschmack abgewinnen. Diese grausigen Schilderungen stoßen ab. Unter den eingefügten Prosaschilderungen sind einzelne wohl geraten, wie „Die vergessene Hortensie“. tm.

Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Von Robert Prölß. Leipzig, Verlag von F. A. Berger. 1900.

Seit dem Erscheinen von Devrients fünfbändiger „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ ist kein Versuch gemacht worden, die Entwicklung des deutschen Bühnenwesens im Zusammenhange darzustellen. Und doch genügte Devrients in vielen Beziehungen zwar vortreffliches Werk längst den Anforderungen nicht mehr, die man jetzt an eine Geschichte des Theaters stellen muß, nachdem in der Zwischenzeit außerordentlich viel neues Material hinzugekommen ist, daß ganze Perioden in gänzlich veränderter Beleuchtung erscheinen. Es war daher ein dankenswertes Unternehmen des Verfassers, auf Grund der neuen Forschungen und Feststellungen den weitschichtigen aber dankbaren Stoff von neuem zu behandeln. Er hat seine Aufgabe mit viel Geschick gelöst und ein Werk geschaffen, das alles Wissenswerte in hinlänglicher Ausführlichkeit enthält, um ein klares, anschauliches Bild der Entwicklung der deutschen Schauspielkunst zu bieten.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Ackermann, Richard, Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einfluss auf die deutsche Litteratur. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. M. 2.—

Afrika. Zweite Auflage, nach der von Professor Dr. Wilhelm Sievers verfaßten ersten Auflage umgearbeitet und erneuert von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Halbleder gebunden M. 17.—

Afrikanischer Totentanz. Nach den Erinnerungen eines deutschen Offiziers vom Stabe des General Joubert. II. Teil: Ladysmith-Bloemfontein. Berlin, Fußingers Buchhandlung. M. 1.—

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit circa 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Heft IV und V. München, Vereinigte Kunstanstalten. Pro Heft M. 1.—

Armee und Marine. Illustrierte Wochenschrift. Jahrgang I. Heft 39 (Sport-Nummer). Berlin, Boll & Pickardt. M. 3.25 pro Quartal.

Bédier, Joseph, Der Roman von Tristan und Isolde. Autorisierte Uebersetzung von Julius Zeitler. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Bierbaum, Otto Julius, Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1890. Berlin, im Verlage der „Insel“ bei Schuster & Loeffler. M. 1.—

Bliender, Dr. A., Goethe und die Urpflanze. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Bodmann, E. v., Jakob Schläpfle und andere Geschichten. Band 37 der „Kleinen Bibliothek Langen“. München, Albert Langen. M. 1.—

Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Besprochen von H. E. (Berlin). Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Droste, Annette v., Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin. Herausgegeben von Wilh. v. Scholz. Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 4.—

Falckenberg, Otto, Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Fechner, Gust. Theod., Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. Zweite Auflage. Besorgt von Kurd Laßwitz. Erster Band. Hamburg, Leopold Voß. M. 6.—

Finot, Jean, Die Philosophie der Langlebigkeit. Autorisierte deutsche Uebersetzung nach der zehnten Auflage des französischen Originals von Alfred H. Fried. Berlin, Hermann Walther. M. 4.—

Fischer, Kuno, Großherzog Karl Alexander von Sachsen. Gedächtnisrede. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. M. 1.50.

Frank, Herman, Das Abendland und das Morgen-

land. Eine Zwischenreichbetrachtung. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 5. 5. Juni 1901. Vierteljährlich M. 2.—. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.

Goldschmidt, Prof. Dr. Victor, Ueber Harmonie und Complication. Mit 28 Textfiguren. Berlin, Julius Springer. Gebunden M. 4.—

Grabbe, Christian, Hannibal. Eine Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., H. Gesenius. M. 2.—

Günther, Dr. Reinhold, Heerwesen und Kriegführung in unserer Zeit. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 6.—

Gutheil, Arthur, Angelos Bild. Roman. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. M. 3.—

Gutheil, Arthur. Von Einst und Jetzt. Verse. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. Gebunden M. 3.—

Heinze, Dr. jur. Wolfgang, Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. Eine völkerrechtliche Studie. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. M. 5.—

Hieber, Albert, Sündige Rechte. Drei Einakter. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. III. Quartal, Nr. 9; Juni 1901. Vierteljährlich M. 6.— inkl. Einbanddecke. Einzelpreis der Monatsnummer M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler.

Jensen, Wilhelm, Heimath. Roman. Dresden, Carl Reißner.

Kampf, Der, um die modernen Feldgeschütze. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.—

Kellner, A., Hesperische Bilderbogen. Zwei Teile, à M. 2.50. Band XVI und XVII von „Kennst du das Land?“ Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von J. R. Haarhaus. Leipzig, C. G. Naumann.

Knoop, Gerhard Ouckama, Das Element. Roman. Erschienen im Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler in Berlin.

Krahl, Georg, Auf! Gegen die national-polnische Wühlarbeit! Ein Beitrag zur Beurteilung und leichtverständlichen Uebersicht des nationalen Polentums im Deutschen Reiche. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 80 Pf.

Liebmann, Dr. med. Alb., Die Sprachstörungen geistig zurückgebliebener Kinder. Berlin, Reuther & Reichard. 60 Pf.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band, zweites Heft. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 3.—

Mauke, Wilhelm, Das neue Lied. Zur Aesthetik der modernen musikalischen Lyrik. Heft 4 der „Freien Warte“. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 80 Pf.

Meyers Reisebücher. Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. Achte Auflage. Mit 35 Karten, 33 Plänen und 9 Panoramen. In Leinen gebunden M. 5.50. — **Nordseebäder** und die Städte der Nordseeküste. Mit 25 Karten und 18 Plänen. In Leinen gebunden M. 4.— Leipzig, Bibliographisches Institut.

Möbius, Dr. P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Dritte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. M. 1.50.

Moeller-Bruck, Arthur, Stilismus. Band IX von „Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen“. Berlin, Schuster & Loeffler. 50 Pf.

Mongré, Paul, Ekstasen. Gedichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. M. 3.—

Osten-Sacken, Freiherr von der, Der Feldzug von 1812. Geschichte des russisch-französischen Krieges. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und 5 Skizzen. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 8.—

Quiñones, Ubaldo Romero, La moral democrática. Guadalajara, Enrique Burgos. Una peseta.

Reventlow, Graf, Die deutsche Flotte. Ihre Entwickelung und Organisation. Mit 142 Textbildern und 51 kolorierten Bildertafeln nach Aquarellen und Zeichnungen. Zweibrücken, Fr. Lehmanns Buchhandlung. Gebunden M. 3.—

Revue de Paris, La. 8e Année. N. 12, 15 Juin 1901. Paris, Bureaux de la Revue de Paris. Livraison Frs. 2.50.

Schaarschmidt, Friedrich, Aus Kunst und Leben. Studien und Reisebilder. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. M. 4.—

Schwantje, Magnus, Das Recht der Laien gegenüber den Aerzten. Berlin, Hugo Bermühler Verlag. 60 Pf.

Spielmann, Der, Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausgegeben von Ernst Wachler. Jahrgang 1901. Erstes Heft. Berlin, Fischer & Franke. Vierteljährlich M. 2.—

Stern, Bernhard, Abdul Hamid II. Seine Familie und sein Hofstaat. Nach eigenen Ermittelungen. Budapest, S. Deutsch & Cie. M. 5.—

Strobl, Karl Hans, Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Tschechoff, Anton, Ja, die Frauenzimmer! und andere Novellen. Deutsch von Korfiz Holm. Band 39 der „Kleinen Bibliothek Langen“. München, Albert Langen. M. 1.—

Zapp, Arthur, Im Frühling. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Zola, Emile, Arbeit. Der „Vier Evangelien“ zweiter Teil. Roman in drei Büchern. Uebersetzt von L. Rosenzweig. Siebente Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In zwei Bänden gebunden M. 8.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Italien und der Dreibund.

In dem Teil der öffentlichen Meinung in Italien, der dem Dreibund feindselig gesonnen ist, muß man die Gegner wohl voneinander unterscheiden. Eines der stärksten Kontingente wird entschieden von der Demokratie gestellt, die den Dreibund von seinem Beginn an stets bekämpft hat. Aber die italienische Demokratie von 1882 ist nach zwanzig Jahren nicht mehr dieselbe. Im Jahre 1882 hatte die Demokratie in Italien einen ganz minimalen Einfluß, der in zwanzig Jahren stetig und in außerordentlicher Weise zugenommen hat.

Im heutigen Parlament besitzt sie hundert Abgeordnete, das heißt ein Fünftel der nationalen Vertretung. Dieser Teil der öffentlichen Meinung bekämpft den Dreibund aus politischen Gründen auf das erbittertste. Der Dreibund ist es, dem die Demokratie die übermäßigen militärischen Ausgaben zuschreibt, die Italien auferlegt sind, und in ihm bekämpft sie die ganze Richtung der italienischen äußeren Politik.

Wenn die Demokratie den Dreibund aus politischen Gründen bekämpft, so ist ihm die industrielle Bürgerschaft aus wirtschaftlichen Interessen feindlich gesinnt. Diese industrielle Bürgerschaft litt zuerst durch die Konkurrenz, die ihr durch die französische Produktion bereitet wurde. In den zehn Jahren, die mit 1880 abschließen, hatte die französische Einfuhr in Italien über drei Millionen Franken betragen. Als jedoch der Dreibund geschlossen wurde und zu gleicher Zeit ein exklusiveres Steuerregime gegen Frankreich begann, fand das neue Bündnis die volle Zustimmung dieser industriellen Bürgerschaft. In der That hatte Deutschland bis 1880 eine Einfuhr in Italien gehabt, die niemals die Summe von 50 Millionen Franken überschritten hatte. Aber nach zwanzig Jahren findet es sich durch die industrielle Entwicklung Deutschlands, daß die italienische industrielle Bürgerschaft wieder Frankreich Deutschland vorziehen muß. Nicht etwa, daß die deutsche Einfuhr in Italien sehr bemerkenswerte Ausdehnungen genommen hat, denn sie erreichte im Jahre 1900 kaum die Summe von 127 Millionen Mark. Aber wie der Abgeordnete di Laurenzana feststellt, handelt es sich um eine Einfuhr von Erzeugnissen der textilen, metallischen, chemischen, elektrischen und andern

Industrien, welche die italienische industrielle Bürgerschaft besser geschützt sehen will. Diese industrielle Bürgerschaft hofft, daß das Ende des Dreibundes auch den Anfang eines weniger günstigen Zollregimes für die deutsche industrielle Einfuhr bedeuten werde.

Zu den Demokraten, welche im Dreibund den Einfluß des deutschen Militarismus und der deutschen Politik bekämpfen, und der industriellen Bürgerschaft, die im Dreibund die deutsche industrielle Ueberflutung erblickt, kommt noch ein bemerkenswerter Teil der vom Dreibunde enttäuschten öffentlichen Meinung. Dieses italienische Volk, das unter einer beinahe tropischen Sonne lebt, schafft sich und nährt die größten orientalischen Illusionen, und auch der Dreibund ließ für einen Augenblick ein neues, großes, reiches und mächtiges Italien in seiner Phantasie erstehen. Die enthusiastischen Freudenbezeugungen beim ersten Besuche des Kaisers Wilhelm in Rom treffen mit dieser Periode populärer Illusionen zusammen. Eine ungeschulte öffentliche Meinung wie die italienische vermochte die feine politische Bedeutung des Dreibundes nicht zu begreifen und erwartete von ihm sofortige wirtschaftliche Wohlthaten. Statt dessen trat eine furchtbare wirtschaftliche Krisis ein, hervorgebracht durch den Wechsel im protektionistischen Sinne der Zollpolitik und durch den Bruch des Handelsvertrages mit Frankreich. Gewiß hat auch der Dreibund dazu beigetragen, die neue Zollpolitik festzusetzen und den Handelsvertrag mit Frankreich abzubrechen, aber nicht in der ausschließlichen Weise wie er von der öffentlichen Meinung beschuldigt wurde. Die übertriebenen Illusionen und die zahlreichen Hoffnungen, welche der Dreibund durch das wirtschaftliche Erwachen Italiens erregt hatte, verwandelten sich in Skeptizismus und Mißachtung, und es wurden in diesem Teile der öffentlichen Meinung neue Sympathien für die wirtschaftliche und politische Wiederannäherung an Frankreich genährt. Auch jetzt, nachdem im Oktober 1898 ein neuer Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen ist, dem wiederholentliche Kundgebungen politischer Sympathie zwischen beiden Ländern gefolgt sind, möchte dieser Teil der öffentlichen Meinung, der, ohne unmittelbares Interesse daran zu haben, den Dreibund für Italien schädlich hält, sein Ende herbeiführen, um an seine Stelle eine ausgesprochen frankophile Politik einzusetzen.

Kurz, zu der Demokratie, die im Dreibunde die übergroßen militärischen Ausgaben und die italienische Großmachtspolitik bekämpft, und der industriellen Bürgerschaft, die im Dreibund das Regime der Handelsverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn zurückweist, kommen noch die Nationalisten lateinischen Blutes hinzu, die aus zahllosen Gründen mit der aktuellen Hinneigung der italienischen Politik Unzufriedenen, und aus ihnen besteht der frankophile Teil der öffentlichen Meinung.

In dieser Feindseligkeit eines Teiles der öffentlichen Meinung gegen den Dreibund liegt natürlich eine große Uebertreibung.

Italien trat in den Dreibund in einem Augenblicke großer Furcht, als es sich nach der französischen Besitzergreifung von Tunis völlig isoliert in Europa befand und zu gleicher Zeit durch einen Krieg mit Frankreich und einen andern

mit Oesterreich bedroht sah. Aber als die dringenden Gefahren dieser Isolierung vorüber waren, wurde für ein so armes Land wie Italien, das noch dazu von einer ernsten wirtschaftlichen Krisis heimgesucht war und dringend Verträge mit sofortigen wirtschaftlichen Vorteilen bedurfte, der Zweck des Dreibundes ein zu entfernt liegender und mußte notwendigerweise geopfert werden. Der Dreibund beschränkte sich darauf, wie Fürst Bismarck sagte, eine „Versicherung“ gegen zukünftige Konflikte zu sein, und Italien mußte statt dessen andre Abschlüsse und neue Verträge ausfindig machen, die es aus dem schrecklichen Zustande wirtschaftlicher Niederdrückung erhoben. Als daher die drohenden Gefahren überwunden waren, in denen es sich durch seine Isolierung im Jahre 1882 befand, erklärte schon wenige Jahre darauf, 1886, der Minister des Aeußern Robilant den Dreibund für eine unfruchtbare Allianz und sprach sich gegen seine Erneuerung aus. Die Engländer sagen ja: „a statesman is a man of common opinion“, und die italienischen Staatsmänner würden sicherlich keinen Widerstand gegen die immer wachsende Strömung der öffentlichen Meinung haben leisten können, die den Wechsel in den Zielen der internationalen Politik als Grund für den Bruch des Handelsvertrages mit Frankreich im Jahre 1887 und die darauf erfolgte wirtschaftliche Krisis ansah. Es würde Italien schwer geworden sein, am Dreibunde beteiligt zu bleiben, wenn es dem Marchese di Rudini nicht 1892 geglückt wäre, dem Dreibunde wenigstens einen Teil jener Interessen zu koordinieren, die am meisten durch den Bruch des Handelsvertrages mit Frankreich und die neue politische Richtung geschädigt waren und ihn notwendigerweise bekämpfen mußten.

Da die drohende Gefahr der politischen Isolierung vorüber und der politische Vertrag für Italien eine beinahe nebensächliche Thatsache geworden war, mußte Italien im Dreibunde einen Ersatz für die wirtschaftlichen Schädigungen zu finden suchen, die ihm die Entfernung von einer Frankreich sympathischen Politik gekostet hatte. So geschah es, daß 1892 bei der Erneuerung des politischen Vertrages der damalige Ministerpräsident Marchese di Rudini es erreichte, daß diesem ein Protokoll hinzugefügt wurde. „Die hohen interessierten Parteien“ — so sagt das Protokoll — „garantieren die Klausel der bevorzugtesten Nation und versprechen sich alle die andern wirtschaftlichen Konzessionen, die sie sich möglicherweise gegenseitig zugestehen können. So ist zum Beispiel das Regime absolut privilegierter Begünstigung, das der Einführung von italienischen Weinen in Oesterreich-Ungarn zu gute kommt, direkt dem zweiten Teil des kommerziellen Protokolls zu verdanken, das seit 1892 den politischen Vertrag des Dreibundes vervollständigt.

Aber nicht nur diese Klausel, denn die Handelsverträge selbst waren eine unmittelbare Folge der neuen Abschließung des Dreibundes. Indem er den Dreibund erneuerte, hatte der Marchese di Rudini aus diesen Verträgen eine conditio sine qua non für die Fortdauer des politischen Bündnisses gemacht. Die Unterhandlungen über diese Vereinbarungen begannen in München sofort, nachdem der politische Vertrag des Dreibundes und sein kommerzielles Protokoll

unterschrieben waren. Die Verhandlungen waren unabhängig zwischen Italien und Deutschland und Italien und Oesterreich-Ungarn fortgesetzt worden. Italien verlangte von Deutschland Zollkonzessionen, die darauf zielten, die italienische Ausfuhr nach Deutschland zu begünstigen. Die deutschen Kommissare zeigten sich sehr willfährig, und die Uebereinstimmung zwischen Deutschland und Italien kam ohne Schwierigkeit zu stande. Aber als der Vertrag unterschrieben werden sollte, sagte der erste der deutschen Delegierten, er könne es nicht thun, bevor nicht die vielen Schwierigkeiten gelöst seien, die das Abkommen zwischen Italien und Oesterreich darbot. Da geschah es, daß der Marchese di Rudini in einer sehr lebhaften Unterredung mit dem deutschen Gesandten, Graf Solms, sagte, er könne eine Allianz nicht verstehen, bei der zwei Verbündete sich vereinigten, um einem dritten ihren Willen zu octroyieren. Der Marchese di Rudini, welcher damals Ministerpräsident war, fügte, zum Gesandten Grafen Solms gewendet, hinzu, er könne in unsrer Zeit auf keinen politischen Vertrag eingehen, der nicht auch wirtschaftliche Folgen hätte. Aber das verhinderte nicht, daß der österreichische Gesandte Del Bruch in einer längeren Unterredung mit dem Marchese di Rudini ebenfalls darauf bestand, daß Italien auf die Zollvorschläge Oesterreichs einginge. Das merkwürdigste bei dieser kleinen Krisis, die der Dreibund bei Gelegenheit der Aufsetzung der Handelsverträge von 1892 durchmachte, ist, daß die Abweichungen beim Abschluß des Vertrages zwischen Italien und Oesterreich sich allmählich reduziert hatten und jetzt auf das Zollsystem beschränkten, dem in Italien die in Böhmen produzierten Leinengarne unterliegen. In jener Konferenz zwischen dem Marchese di Rudini und dem Gesandten Del Bruch hatte, nach dem was damals der letztere einem Freunde sagte, von dem ich alle die mitgeteilten Thatsachen habe, Rudini ihm lange zugehört, und als Del Bruch mit seiner Rede fertig war, antwortete ihm der Präsident des Ministerrats: „Si dans mon pays il y avait un ministre disposé à faire ce que vous me demandez, je lui cracherai la tête en figure.“ Und der Gesandte Del Bruch, eine hochgebildete, geistvolle Persönlichkeit, entgegnete ihm lächelnd: „Vous avez raison, je tâcherai de concilier cette question.“

Zwei Tage darauf kehrte der Gesandte Del Bruch zum Marchese di Rudini zurück, um ihm zu sagen, daß er den Handelsvertrag mit Oesterreich diktiert habe, und am nächsten Tage verkündete der Marchese di Rudini in einer politischen Rede in Mailand den Abschluß neuer Handelsverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn. So hatte der Dreibund die tiefgehendste Umwandlung erfahren und war für Italien aus einem politischen Vertrage zu einem vorherrschend wirtschaftlichen Bündnis geworden.

Der Marquis von Salisbury hat die Sterblichkeit der politischen Allianzen proklamiert, und was Italien betrifft, so würde der Dreibund ohne diese Umwandlung, die ihn seinen neuen Bedürfnissen anpaßte, sicher beendet gewesen sein. Da die freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich wieder angeknüpft sind und von andern Ländern nichts zu befürchten ist, hat die politische Bedeutung des Dreibundes für Italien beinahe aufgehört. Hartnäckig bekämpft von einem

beträchtlichen Teile der öffentlichen Meinung, von der Demokratie, der industriellen Bürgerschaft und den Frankophilen, wäre es dem Dreibund schwer geworden, dauernd die Zustimmung Italiens zu finden, wenn die politische Allianz nicht wirtschaftliche Interessen geschaffen hätte, die wichtig genug waren, um seine Fortdauer zu sichern. Diese italienischen Interessen, welche mit dem Dreibund zusammenhängen, sind gerade durch die Handelsverträge geschaffen worden. In den ersten zehn Jahren bedeutete der Dreibund für Italien den Handelskrieg mit Frankreich und eine wirtschaftliche Krisis; sie kam in Bezug auf die Nationalökonomie einem äußerst schädlichen politischen Bündnisse gleich. In seiner zweiten Periode personifiziert sich der Dreibund mit der Politik der Handelsverträge mit Deutschland und Oesterreich, und diese Politik der Handelsverträge der mitteleuropäischen Staaten dehnt sich auf die Schweiz, Griechenland und so weiter aus, schließlich sogar bis auf Frankreich. Nun wohl, diese neue Handelspolitik, welche sich mit der dem Dreibunde 1892 gegebenen neuen Abfassung konsolidiert, hat der italienischen wirtschaftlichen Thätigkeit den stärksten Impuls gegeben. 1891 erreichte der Import und Export Italiens die Höhe von 2 003 384 738 Lire und hat mit fortdauernder Steigerung 1900 die Summe von 30 375 817 115 Lire erreicht. In diesem sehr kurzen Zeitraum haben sich kaum entstandene Industrien mächtig entwickelt, und viele andre sind völlig neu geschaffen worden. Allein im Jahre 1899 wurden neue industrielle Gesellschaften mit einem Kapital von mehr als 300 Millionen italienischer Lire gegründet. In den letzten fünf Jahren hat Italien durch Einnahmen aus dem Auslande ungefähr eine Milliarde Franken öffentlicher Schulden abgetragen. Aber mehr noch als die Industrie konsolidiert sich mit der neuen Politik die landwirtschafttreibende Bürgerschaft. Der deutsche und noch viel mehr der österreichische Markt haben einen Teil des landwirtschaftlichen Exports übernommen, der früher vom französischen Markte absorbiert wurde. Natürlich war es unmöglich, Entschädigung für den vollen Verlust zu finden. Der fast ausschließlich landwirtschaftliche Export nach Frankreich erreichte 1886 445 Millionen Franken und sank nach dem abgebrochenen Handelsvertrag mit einem Schlage auf weniger als 150 Millionen herab. Aber Oesterreich hat einen beträchtlichen Teil gerade des für Italien wichtigsten landwirtschaftlichen Exports übernommen, den des Weines, der in Frankreich schon im Rückgange begriffen war.

Mit dem neuen Dreibunde, den Handelsverträgen und der Entwicklung der geschäftlichen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland konsolidierte sich die ganze italienische Finanzwelt. Statt des italienischen Banksystems, das beinahe völlig in den Jahren der furchtbaren wirtschaftlichen Krisis von 1882 bis 1893 gesunken war, wurde von der Dresdener Bank, der Bank für Handel und Industrie, der Diskontogesellschaft, der Deutschen Bank und einer Anzahl von deutschen Privatbankhäusern ein neues Banksystem begründet, das der neuen wirtschaftlichen Entwicklung Italiens förderlich war. Heute ist das deutsche Kapital wieder über die Alpen zurückgekehrt, in Italien ist nur ein minimaler Teil desselben verblieben, und die italienischen Wertpapiere des deutschen Marktes sind wieder an

der Pariser Börse verkauft worden. Aber die italienische Bankorganisation ist deutsch, und der deutsche Einfluß darin ist allmächtig.[1])

So tritt der Demokratie, der industriellen Bürgerschaft und den Frankophilen, die aus verschiedenen Gründen den Dreibund bekämpfen, durch die neue wirtschaftliche Abfassung der politischen Allianz auch die agrarische Bürgerschaft entgegen und die ganze Finanzwelt mit ihren vielfältigen Einflüssen und ferner auch die recht beträchtliche Partei der öffentlichen Meinung, welche die Wohlthaten dieser letzten Periode der Zollpolitik anerkennt, die man der neuen Gestaltung des Dreibundes verdankt. Kurz, während der alten, ausschließlich politischen Abfassung des Dreibundes keine einzige Fraktion der italienischen öffentlichen Meinung beistimmen würde, weil Italien nicht mehr in seiner Isolierung bedroht wird, hat der Dreibund, der einem Lande wirtschaftliche Vorteile darbot, deren es dringend bedurfte, ein starkes Netz von ökonomischen Interessen darumgewoben, und er gewinnt die Sympathie und Unterstützung aller derjenigen, welche die bemerkenswerten Fortschritte anerkennen, die das allgemeine wirtschaftliche Wohlbefinden gemacht hat, dank der neuen Politik der Handelsverträge, die sich mit der vom Dreibund gegebenen neuen Abfassung konsolidiert. Unter denen die sich wegen der wirtschaftlichen Vorteile, die er in seiner letzten Periode mit sich gebracht hat, zum Dreibunde bekehrt haben, befindet sich Signor Prinetti, der augenblickliche Minister des Aeußern, und auch der Ratspräsident Signor Zanardelli acceptiert den Dreibund nur in seiner neuen, nicht mehr ausschließlich politischen Abfassung, die er durch die Erneuerung im Jahre 1892 erhielt. Indem er ihm eine Grundlage von gegenseitigen ökonomischen Konzessionen gab, verlieh der Marchese di Rudini dem Dreibunde einen wirklich nutzenbringenden Charakter, der ihm auch eine lange Dauer sichern kann.

Aber in der Erneuerung des Dreibundes wird Italien die Gründe finden müssen, durch die er fortdauernd die Zustimmung der Partei der öffentlichen Meinung haben kann, die ihn gegen die Demokratie, die industrielle Bürgerschaft und die Parteigänger einer frankophilen Politik verteidigt. Im Jahre 1892 war es nicht in Berlin oder Wien, wo die lebhafteste Opposition gegen die Handelsverträge und den Dreibund genährt wurde. In Mailand war es, wo man sich gegen sie verschwor. Mailand ist das bedeutendste Zentrum dieser protektionistischen industriellen Interessen, und die beiden politischen Tendenzen, das heißt die der Demokratie und der Frankophilen, welche dem Dreibunde feind-

[1]) Während der deutschen Geldkrisis von 1898, als das offizielle Diskonto in Deutschland 7 Prozent erreichte, überstieg es in Italien nicht 5 Prozent. Natürlich machte dieses Phänomen das Verbleiben deutschen Kapitals in Italien unersprießlich. Um diese Zeit trat das große Zurückziehen ein, das langsam von allen andern Kapitalien fortgesetzt wurde, die ein sofortiges Loslösen nicht gestatteten. In einigen, einstmals mit deutschem Kapital begründeten Banken sind französische Institute als Teilhaber eingetreten, wie La Banque de Paris et des Pays-Bas, le Comptoir d'Escompte, ꝛc. Gleichzeitig hat die Pariser Börse alle auf italienischen Märkten abgeschlossenen Verkäufe von italienischen Wertpapieren übernommen. Heute hat die italienische Rente in Paris einen Kurs wie er seit zwanzig Jahren nicht mehr erreicht worden war.

selig gesonnen sind, haben dort ihre angesehensten Vertreter. Von den Ministern spiegelten die Herren Giuseppe Colombo, Ascanio Branca und Bruno Chimirri im Innern des Kabinetts den Strom feindseliger politischer Ideen und Interessen gegen den Dreibund und die Handelsverträge wieder. Der Marchese di Rudini mußte, unterstützt von dem Minister Luzzatti, dieser Vereinigung von wirtschaftlichen Interessen und politischen Ideen, die ebenfalls ihre Vertretung im Innern des Ministeriums hatten, die Stirn bieten. Aber diese industriellen Interessen sind heute viel weitergehende und durch eine Demokratie verstärkt, die ein Fünftel der Volksvertretung in der Deputiertenkammer beträgt. Auch die Sympathien für Frankreich sind lebhafter denn je. Um diese weitgehende Koalition von Interessen und Ideen zu bekämpfen, muß der Dreibund genügende Vorteile darbieten für die agrarische Bürgerschaft und alle die Interessen und die Strömung der öffentlichen Meinung, die für die Politik der Handelsverträge kämpfen, mit denen der Dreibund sich konsolidiert.

Ein Vorschlag des Deputierten Luigi Luzzatti, der der Regierung die Verpflichtung auferlegte, in den neuen Verträgen ein Vorzugsregime für die italienischen Weine zu erlangen, das dem augenblicklich herrschenden nicht nachstehe, wurde von der Deputiertenkammer einstimmig angenommen. Aber nicht nur die Weinproduzenten, sondern die ganze agrarische Bürgerschaft wird in den neuen Handelsverträgen ein Zollsystem wünschen, das ihnen noch andre Wohlthaten als die bisher erreichten verschafft. Die italienische Regierung wird diese agrarische Bürgerschaft zufriedenstellen müssen, wie alle Interessen, die mit der Politik der Handelsverträge verknüpft sind, kurz, die Erneuerung des Dreibundes auf die Gunst der öffentlichen Meinung stützen müssen, welche die großen wirtschaftlichen Vorteile anerkennt, die Italien durch die Politik der Handelsverträge erzielt und die ihre Fortsetzung wünscht.

Keine Regierung in Italien vermöchte dem Lande den Dreibund aufzuzwingen, wenn sich auch der Teil der öffentlichen Meinung dagegen ausspräche, der den Dreibund acceptiert und verteidigt, um damit zugleich die Handelsverträge zu erlangen.

So hat auch der Dreibund seine Entwicklung durchgemacht. O nein, der Dreibund von heute ist nicht mehr derjenige, den Italien in einem Augenblicke der Gefahr herbeisehnte, um seine internationale Isolierung aufzuheben, und auf das Entgegenkommen Italiens antwortete damals Fürst Bismarck, der Weg nach Berlin ginge über Wien. Aber schon im Jahre 1887 erreichte es Italien, daß die Verhandlungen nicht mehr in Wien stattfanden, und die Entwicklung des Dreibundes ist fortgeschritten. So ist heute in Italien der Dreibund der Erneuerung von guten Handelsverträgen untergeordnet worden.

Ein italienischer Diplomat.



Englische Erinnerungen an den Kaiser und die Kaiserin Friedrich.

Von
Sir Richard Temple.

Nachdem ich in einem früheren Artikel das Urteil der Engländer über die Königin Viktoria geschildert habe, gedenke ich in diesem Artikel englische Erinnerungen an den Kaiser und die Kaiserin Friedrich wiederzugeben.

Die Prinzessin Viktoria ist im Jahre 1840 als ältestes Kind der Königin Viktoria und des Prinzen Albert geboren. Sie trug infolgedessen den speziellen Titel „Princeß Royal of England“, der selten in der englischen Geschichte von einer Prinzessin ererbt worden ist und der die gefühlvolle Ehrfurcht des Volkes anspricht. Sie wurde in der Folgezeit in volkstümlicher Wendung die älteste Tochter Englands genannt. Und es herrschte von Anbeginn die Ansicht, daß sie so verheiratet werden müsse, daß sie schließlich auf einem Königsthron säße. Als sie vom Kinde zum Weibe heranwuchs, entwickelte sich ihr Charakter den allgemeinen Anschauungen entsprechend ganz so, wie es sich nach dem allgemein bekannten Charakter ihrer Eltern erwarten ließ. Von ihrer Mutter erbte sie den starken Willen, die Festigkeit der Entschlüsse, die Bestimmtheit der Pläne und Ziele und ein sympathisches Wohlwollen zugleich mit einer hingebungsvollen Gewissenhaftigkeit bei der Erfüllung der Pflichten. Von ihrem Vater ererbte sie litterarische Neigungen, künstlerischen Geschmack und einen Drang nach allgemeiner Geistesbildung. Man wußte seit früher Zeit, daß, was immer ihre Veranlagung sein mochte, sie eine entschiedene Richtung einschlagen würde, und so wuchs sie auf wie ein Eichenreis, das, wiewohl noch zart, doch in seinem Stamm schon die Kraft erkennen läßt, die es später erlangen wird. Die erste Eigenschaft, welche bei ihr zu Tage trat, war eine hingebungsvolle Ehrfurcht vor ihrem Heimatland mit seinem Volke, seiner Sprache und Litteratur, seinen Traditionen und Verbindungen, seinen politischen Großthaten, seinen Erzeugnissen und seiner Industrie. Obwohl ihrer Abstammung nach Deutsche, muß sie doch gefühlt haben, daß die Engländer selbst vornehmlich Germanen sind, und deswegen hatte sie in ihren eignen Augen vollkommen recht, ein englisches Mädchen durch und durch zu sein, da sie in England geboren, aufgezogen und ausgebildet worden war. Als die Zeit kam, wo sie mit einer geeigneten Persönlichkeit verlobt werden sollte, herrschte eine gewisse Aengstlichkeit in der Oeffentlichkeit. Noch wagten weder die Minister der Krone noch das Parlament irgend etwas zu sagen oder selbst die leiseste Anregung zu geben. Alles wurde dem Urteil und Ermessen der Königin und des Prinzen Albert überlassen. Als verkündigt wurde, daß der beglückte Auserwählte der junge Sohn des Prinzen von Preußen, also der voraussichtliche Erbe der preußischen Krone war, fand man in England, daß Königin Viktoria eine gute Wahl getroffen habe. Damals träumte in England

kein Mensch von der kaiserlichen Größe, die Preußen später zu erreichen bestimmt war. Doch schon damals, im Jahre 1858, war Preußen eine Großmacht und ein Faktor in der europäischen Politik. Ueberdies war der Wert der von Preußen während des Waterloofeldzugs geleisteten Hilfe noch frisch im Gedächtnis Englands. Es lebten viele Leute, die sich noch an diese berühmten Ereignisse erinnerten und die natürlich die öffentliche Meinung leiteten. So war die Verlobung der Prinzessin Viktoria mit dem Prinzen Friedrich in England völlig populär und entsprach in jeder Weise dem Rang beider Teile.

Auch von der Tüchtigkeit und Größe, die Prinz Friedrich später als Kronprinz von Preußen in der Politik, im Krieg, in Kunst und Geistesbildung an den Tag legen sollte, träumte damals in England noch kein Mensch. Doch schon zu dieser frühen Zeit war er als ein trefflich ausgebildeter und gut veranlagter junger Mann bekannt. Durch die Heirat mit der ältesten Tochter Englands wurde er nach der englischen Auffassung der Schwiegersohn Englands, und auf diese Stellung war er in mehrfacher Hinsicht speziell vorbereitet worden. Während er die Universität Bonn besuchte, hatte er umfassenden Unterricht in der englischen Litteratur von Mr. Copland Perry erhalten, der Aufzeichnungen über diese bemerkenswerten Beziehungen hinterlassen hat.[1] Im Jahre 1851 war er zu der europäischen Kunst- und Industrie-Ausstellung nach London gekommen und hatte einen der größten Tage vielleicht, die über England aufgegangen sind, gesehen. Er war damals nicht nur dem Hof, sondern auch der Familie der Königin Viktoria vorgestellt worden und hatte zum ersten Male die Bekanntschaft der damals zehn Jahre alten kleinen Prinzessin gemacht.

Wenige Jahre später, das ist im Jahre 1855, besuchte er England wieder und weilte mit der Königin Viktoria in Schottland. Damals geschah es zum ersten Male, daß er Ihrer Majestät von seinen Hoffnungen hinsichtlich der jungen Prinzessin sprach. Diese Aussprache scheint von Ihrer Majestät günstig aufgenommen worden zu sein, aber die Frage konnte damals mit der Prinzessin wegen ihrer Jugendlichkeit noch nicht erörtert werden. Aber das Geheimnis wurde bald gelüftet dank dem Vorfall mit dem sogenannten weißen Heidekraut. Diese reizende Episode ist in der zeitgenössischen Geschichte Englands und ohne Zweifel auch in Deutschland so wohlbekannt, daß sie hier nicht wieder erzählt zu werden braucht. Beim Heiraten giebt es oder muß es geben eine gewisse Art von Konvenienz, das heißt, die Leute heiraten in der Regel in ihrem eignen Stand und Rang, den Umständen und Verhältnissen entsprechend. Aber innerhalb dieser Grenze kann es viel Raum für echte Zuneigung geben. So ging auch diese Verlobung, alles Konventionelle beiseite gelassen, aus wahrer Zuneigung zwischen Menschen von fürstlichem Blut hervor, wie es ebenso in Tausenden von Fällen in andern Gesellschaftsklassen vorkommt. Prinz Albert hat dies vertraulich dem Baron Stockmar ausdrücklich bestätigt. Die Königin hat sich schriftlich und mündlich in demselben Sinne ausgesprochen. Ueberdies hat der Prinz selbst

---

[1]) Siehe „Frederick Crown Prince and Emperor“, von Rennell Rodd, Seite 37.

zu Mr. Copland Perry dasselbe ganz klar und deutlich ausgesprochen. Im folgenden Jahre besuchte er England von neuem und erhielt den Ehrengrad der Universität Oxford.

Im Januar 1858 reiste er wieder nach England zu seiner Vermählung. Das englische Volk weiß genau, daß Fürsten so gut wie andre Stände ihre Sorgen haben und daß — um die Worte zu gebrauchen, an die die Braut von damals sich gerade dreißig Jahre später erinnerte — „Kampf und Not und Thränen nicht für die Armen allein sind".[1]) Andrerseits freut sich das Volk, zu sehen, daß Fürsten ihren Lebenssonnenschein, ihre knospenden Hoffnungen und ihre einfachen Freuden ganz wie andre Klassen haben. Die Begeisterung des Volkes bei Gelegenheit von fürstlichen Hochzeiten und die Trauer bei fürstlichen Leichenbegängnissen während der Regierung der Königin Viktoria sind bedeutsame Erscheinungen gewesen, die Marksteine in der zeitgenössischen Geschichte bilden. Dasselbe ist unter früheren Herrschern der Fall gewesen; ein Beispiel dafür sind die Freudenbezeigungen bei der Hochzeit der Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen Leopold von Belgien. Die Trauer über ihren frühen Tod war wie eine düstere Wolke, die im Gedächtnis einer ganzen Generation über dem Lande lag. Alle Welt kennt die instinktive Begabung, die das Londoner Volk hat, irgend einer Person, die die Leute zu ehren wünschen, einen großartigen Willkommen zu bereiten — einen Willkommen, der nicht auf diesen oder jenen Platz beschränkt ist, sondern sich über viele Meilen erstreckt. Diejenigen Deutschen, die den ganz kürzlich dem Kaiser Wilhelm II. bereiteten Willkommen gesehen oder davon gehört oder gelesen haben, können sich vorstellen, was für ein Willkommen es gewesen sein muß, den die Vorfahren dieses Volkes seinem edlen Vater bereiteten an dem Tage, da er am Strand der Themse landete, um die älteste Tochter Englands als seine Braut zu holen. Der Prinz selbst empfand, wie wohlbekannt ist, über seine Beliebtheit in England einen Stolz, der nie in seiner Seele verblaßte. Die „Times" schrieb, daß die Volksmassen, die am Tage seiner Hochzeit zu Hundert- und aber Hunderttausenden den ganzen düstern Wintertag und die festlich erleuchtete Nacht hindurch die Stadt durchzogen, an sich ein Schauspiel darboten, größer selbst als das, welches sie zu sehen kamen.

Nach der Trauungszeremonie bekam die Braut einen Anfall von Schwäche und sank an ihrer Mutter Brust; aber sie erholte sich bald wieder, und der Berichterstatter der „Times" schrieb: „Der Ausdruck, den das Gesicht der Braut zeigte, als sie die Kirche verließ, war nicht mißzuverstehen. Ihre zarte rosige Farbe kehrte wieder, ihre Augen strahlten, und es lag ein solcher Schimmer des Glückes auf ihren Zügen, als sie ihrem Gatten einen Blick voll der höchsten Liebe zusandte, daß selbst die Zurückhaltendsten sich bewegt fühlten und ein hörbares ‚Gott segne sie!' von Mund zu Mund ging und sie auf ihrem Wege begleitete."

Es war gegen Ende Februar, als das neuvermählte Paar vom Ufer der

---

[1]) Siehe das Vorwort zu „Frederick Crown Prince and Emperor".

Themse aus die königliche Jacht bestieg. Ein wilder Schneesturm herrschte, doch es war ein allgemeines Lebewohlwinken mit Händen und Taschentüchern, und das Hochrufen ertönte laut durch das Tosen der Elemente. „Als die Schaufeln sich zu drehen begannen,“ schrieb ein Augenzeuge, ein Berichterstatter der ‚Times‘, „gab das rasche Aufblitzen großer roter Flammen durch den Schneesturm hindurch, gefolgt von dem dumpfen Dröhnen der Kanonen (das ist der Königssalut), kund, daß das alte Tilbury Fort im letzten Augenblick seine Abschiedsgrüße hinaussandte.“ Derselbe Augenzeuge erklärte, daß beide, Braut und Bräutigam, in Thränen waren, als sie von England abreisten. Prinz Albert schrieb damals, daß er den Volksenthusiasmus, mit dem das neuvermählte Paar empfangen worden sei, nicht entsprechend schildern könne. Alles das machte zweifellos auf beide einen tiefen Eindruck. Der Bräutigam empfand immer eine größere Hochachtung vor England als vor irgend einem andern nicht deutschen Lande. Die Braut wurde völlig bestärkt in ihrer Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, das sich ihr so wohlgesinnt erwiesen hatte, als sie aufhörte, Engländerin zu sein, und durch ihre Heirat Deutsche wurde. Daß sie England und die Engländer nie vergaß, ist wohl zu glauben, aber die Engländer sind überzeugt, daß eine Frau, die dem Land und dem Volke ihrer Heimat so treu war, sich in gleichem Maße dem Volke, in das sie durch ihre Heirat eintrat, treu und ergeben erwiesen hat. Die Engländer sind der Meinung, daß ein Mensch, der absolute Treue in einer Hauptrichtung an den Tag legt, gleiche Treue auch in allen andern Richtungen zeigt, und daß die Kaiserin Friedrich als Kronprinzessin für die deutsche Gesellschaft und das deutsche Leben ganz dasselbe gethan haben muß, was sie für die englische Gesellschaft und das englische Leben gethan haben würde, wenn ihr Los nach England gefallen wäre. Indessen ist das eine Frage für Deutschland und nicht für England, und ihre Entscheidung unterliegt dem Urteil der Deutschen und nicht der Engländer.

Das letzte Erscheinen des Kronprinzen in England fand bei Gelegenheit des Jubiläums der Königin Viktoria im Juni 1887 statt, als sie in der Westminsterabtei die fünfzigjährige Dauer ihrer Regierung feierte. Ich war selbst Zeuge der damaligen Ereignisse und führte ein Tagebuch über alles, was vorging. Ich war als Mitglied des Hauses der Gemeinen anwesend und im Dienst. Man behalte im Gedächtnis, daß die Feier in der Westminsterabtei stattfand. In meinem Tagebuch heißt es: „Mein Sitz auf unsrer (für das Haus der Gemeinen reservierten) Galerie gewährte einen vollen Ausblick auf den mittleren und hauptsächlichen Teil der Zeremonie, wo sich der Platz der Königin selbst befand. Da ich ziemlich früh gekommen war, so ging ich hinunter zu der vordersten Reihe, wo die Plätze der Minister waren, dicht bei dem für Ihre Majestät hergerichteten Thron. Die Königin sollte durch das Mittelschiff zum Zentrum der Kirche gehen, wo ihr Thron in der Mitte der Estrade aufgestellt war. Galerien waren eine über der andern errichtet, die höchste reichte in eine schwindelnde Höhe bis nahe ans Dach. Die Galerien waren fast ganz voll und gewährten mit den Galatrachten der Männer und den Toiletten der Damen einen prächtigen Anblick.

Das ganze Schiff entlang waren Gerüste für Zuschauer aufgestellt, die bis zu einer schwindelnden Höhe reichten. Die vielen Gruppen mit den Uniformen und andern Kostümen sahen wie farbenschillernde Tulpenbeete aus. Alles das bot einen großartigen Gegensatz zu dem verwitterten Grau der Architektur und ihren düstern Schatten ... Die Königin kam volle vierzig Minuten zu spät an, weil sie auf ihrem ganzen Wege häufig hatte Halt machen und für die Hochrufe der Menge danken müssen. Zuletzt konnten wir innerhalb der Abtei das ferne Brausen und Getöse des Beifalls näher und näher kommen hören und merkten daran, daß die Königin gleich erscheinen werde. Jetzt begaben sich rasch die fürstlichen Persönlichkeiten auf ihre Plätze auf der Estrade, und zuletzt kam Ihre Majestät, leicht und kräftig daherschreitend. Hierauf wurden alle Sitze rund um ihren Thron von den Mitgliedern der königlichen Familie eingenommen. Der Anblick der so mit fürstlichen Personen aus allen Ländern Europas dicht besetzten Estrade war großartig. Das matte Licht in der Kirche gab all dem Glanz und der Pracht etwas Gedämpftes und Gemäßigtes. Nach dem Gottesdienst gab es eine ergreifende Scene auf der Estrade, als die Königin ihre Kinder und Enkelkinder küßte ... Nachher eilte ich die zu unsrer Galerie hinaufführende Treppe hinunter zum Haupteingang und hatte, außerhalb der Kirche stehend, einen vortrefflichen Beobachtungsplatz, um den ganzen Zug die Abtei verlassen zu sehen. Die Scenerie draußen war sehr schön: die rote Mauer der Fußgardisten, die gewaltige Menschenmenge, die zahlreichen rot drapierten und mit Zuschauern dicht besetzten Gerüste; und dazu hatte die ganze Scene den herrlichsten architekturalen Hintergrund von der Welt, der sich aus den Parlamentsgebäuden und der Abtei zusammensetzte."

Dies war die denkwürdige Scene, bei welcher der Kronprinz von Preußen und voraussichtliche Erbe der deutschen Kaiserkrone eine der hervorragendsten Figuren war. Bei seiner außerordentlichen Körpergröße und in seiner weißen Uniform war er deutlicher sichtbar als irgend eine andre Persönlichkeit in der Schar der Fürstlichkeiten, die in die Abtei einzogen und auf der Estrade in der Mitte ihre Sitze einnahmen, um der Zeremonie und dem Gottesdienst beizuwohnen. Als dieselbe erlauchte Schar aus dem großen Thor der Abtei heraustrat, um ihre Pferde zu besteigen und den feierlichen Umzug fortzusetzen, fiel seine Gestalt noch mehr in die Augen; wie ein Paladin aus alten Zeiten sah er aus. Ich bemerkte besonders die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er sein Pferd bestieg, während das Sonnenlicht auf seine weiße Uniform fiel. Es war wie eine glänzende Vision, und noch heute, nachdem so viele Jahre verstrichen sind, glaube ich ihn im Geiste vor mir zu sehen, wie ich ihn damals mit meinen Augen sah. Er war entschieden der schönste und stattlichste Mann in dieser erlauchten Gruppe. Mir und andern erschien er als das Idealbild robuster Gesundheit und männlicher Kraft. Wir hatten noch nichts von dem tödlichen Leiden gehört, das begonnen hatte, seine Gesundheit zu untergraben. Wir dachten keinen Augenblick, daß der Schatten des Verhängnisses sich über sein Dasein ausbreitete und daß die Hand des Todes auf ihm lag. Sehr bald danach wurde es öffentlich be-

kannt, daß ein Halsleiden bei ihm vorhanden sei. Doch die Engländer glaubten nicht, daß es bei einem so kräftigen und gesunden Mann gefährlich sein könne. Das letzte, was er that, ehe er England verließ, war, in seiner liebenswürdigen Weise das Hospital für Halskrankheiten in London zu besuchen. Das nachfolgende Fortschreiten seines Leidens wurde von den Engländern mit freundschaftlichstem Mitgefühl verfolgt und mit treuer Anteilnahme an der Sorge, die die Kronprinzessin um ihn hatte. Alles das ist den deutschen Lesern so wohlbekannt, daß hier nicht weiter darüber gesprochen zu werden braucht. Als der Kronprinz 1888 Deutscher Kaiser wurde, schien er solche Frische und Energie an den Tag zu legen, daß die Engländer zu hoffen begannen, er werde bis zu einem gewissen Grade wiederhergestellt werden. Ohne Zweifel waren die Deutschen besser unterrichtet darüber, ob wirklich irgend welche Hoffnung gehegt werden konnte. Als während des Frühjahrs das Leiden eine Wendung zum Schlimmen nahm, wurde die Besorgnis in England schnell wieder lebendig und wurde mehr und mehr akut, als der Monat Juni näher kam. Ich erinnere mich noch genau der Besorgnis, die im Hause der Gemeinen herrschte. Thatsächlich war der Zustand des sterbenden Kaisers von Stunde zu Stunde der hauptsächlichste Gegenstand der Besprechungen unter den Mitgliedern. In meinem Tagebuch vom 14. Juni heißt es:

„Vormittags Anfrage (Interpellation), ob die Regierung eine beruhigende Auskunft über den ernsten Zustand des Deutschen Kaisers geben könne. Später teilte W. H. Smith (der Vorsitzende der Minister), der vom deutschen Botschafter in London die neuesten Nachrichten erhalten hatte, den Bericht des Botschafters dem Hause mit. Die Mitglieder hatten sich gerade eifrig in eine ziemlich geräuschvolle Debatte vertieft, aber sie waren im Nu ruhig, um die betrübenden Neuigkeiten zu hören. Unter atemloser Stille wurde bekannt gegeben, daß eine Lungenentzündung eingetreten sei, daß sehr wenig Hoffnung auf Besserung, daß keine Schmerzen vorhanden und der Kopf klar sei."

Unter dem 15. Juni schrieb ich sodann in mein Tagebuch: „W. H. Smith als Vorsitzender der Minister erhob sich, um vorzuschlagen, daß an die Königin und die verwitwete Kaiserin Beileidsadressen anläßlich des Todes des Kaisers gerichtet werden. Als er aufstand, nahmen alle Mitglieder ihre Hüte ab und saßen unbedeckten Hauptes da, solange der Vorgang dauerte. W. H. Smith hielt oder vielmehr las eine kurze, aber sorgfältig ausgearbeitete Rede in schlichten, warm empfundenen und angemessenen Worten. Hierauf erhob sich Gladstone und hielt eine sehr schöne extemporierte Rede. Natürlich ist seine klangvolle Kehle nicht mehr dieselbe wie früher, aber für den feierlichen Ernst des Augenblicks wirkte seine Stimme noch immer höchst eindrucksvoll, besonders in der Stille, dem absoluten Schweigen, das im ganzen Hause herrschte. Seine Gedanken, seine Diktion und sein Vortrag waren vollendet für diesen Anlaß. Hierauf sprach Lord Hartington einige Worte, und es wurden, nemine contradicente, wie der Sprecher uns von seinem Sitz aus verkündete, zwei Adressen, eine an die Königin und eine andre an die verwitwete Kaiserin, beschlossen. Die Adresse an die

Kaiserin soll von dem Sprecher an den britischen Botschafter in Berlin gesandt werden, mit dem Ersuchen, sie an sich zu nehmen und zu überreichen. Nachdem dies vorüber war, wurde das Haus von den Fesseln des Stillschweigens und der gespannten Aufmerksamkeit befreit und ging hierauf zu dem Gegenstand des Tages über."

Ich bemerkte, daß das Haus die Kaiserin-Witwe als die Deutsche Kaiserin und Prinzeß Royal von England anredete, indem es so ihren ursprünglichen Titel ans Ende setzte. Auf diese Zeit zurückblickend, muß ich der Ansicht Ausdruck geben, daß Gladstones Rede über den Tod des Kaisers Friedrich und über seine große, nach dem Ratschluß des Allweisen durch einen frühen Tod abgeschnittene Laufbahn das ergreifendste und wirkungsvollste Produkt der Beredsamkeit war, das ich jemals gehört habe.

Seit jener Zeit haben die Bewohner Englands die Kaiserin Friedrich kaum wieder zu Gesicht bekommen, aber sie haben häufig Berichte über ihr Ergehen und ihr Leben erhalten und erhalten sie noch.[1]) Sie wissen nicht genau, aber sie hören, daß sie sich in einem ungewissen Gesundheitszustand befindet und daß sie zu Zeiten vielleicht schwer leidet. Sie haben mit Befriedigung gesehen, daß König Edward unmittelbar nach seinem Regierungsantritt nach Deutschland gereist ist, um seine Schwester zu besuchen. Ihre besten Hoffnungen und Wünsche sind stets mit ihr.



C'est la Russie.

Von

A. Hoffmann-Diederich.

Sie war immer so lustig gewesen, die kleine nervöse Französin, ‚née parisienne', und nun hat sie das Schicksal, welches sie so unbarmherzig vor die Aufgabe gestellt, sich selbst ihr Brot verdienen zu müssen, in diese kleinrussische Oede verschlagen! —

Ja, als sie ankam, da ging noch alles.

Die Silberglocken des Dreigespanns, das sie von der Station holte, klingelten so fröhlich, die schwarzen kleinen Pferde liefen wie der Wind, und Philip, der dicke Herrschaftskutscher mit Sammetkittel und knallroten Aermeln, imponierte geradezu der armen kleinen ‚fille d'un employé du ministère.'

„Äto Malkowsky?" hatte sie schüchtern, all ihr bißchen Russisch zusammenraffend, den Stolzen gefragt.

„Da, da," (das heißt ja ja,) war die Antwort gewesen, und drinnen im Wagen

[1]) Der vorstehende Artikel ist vor dem Ableben der Kaiserin Friedrich abgefaßt.
Die Redaktion.

saß Mademoiselle und fuhr, wie sie noch nie gefahren in ihrem Leben; Wege, wie sie sie nicht gekannt daheim, im rasenden Tempo, bergauf, bergab, durch die Wellen des Geländes, daß sie angsterfüllt die Augen schloß und gar nicht recht zu dem Hochgefühl kam, die grande dame zu spielen.

Durch Busch und Steppe ging's wie der Wind; durch elende Dörfer, in denen die Kläffer hoch am Wagen hinaufsprangen und die Bauern am Wege sich so tief vor der Gouvernante zur Erde neigten, als führe die Herrschaft selbst vorüber.

Das gefiel der kleinen Französin; „c'est la Russie," sagte sie vergnügt.

Aber dann kam das Gut, und da machte sie Augen, große verwunderte Augen, war doch alles so anders, als sie sich das vorgestellt; Barinja, die Herrin, und auch der Graf selbst entsprachen nicht ihren Pariser Erwartungen von der Aristokratie de nos alliés.

Und dann die Kinder, ihre Zöglinge erst, eins, zwei, drei, vier an der Zahl; Wera, die Zwölfjährige, und ihre drei jüngeren, sämtlich nach russischen Kaisern benannten Brüder, das sollten Aristokraten sein?

Ein älterer Bruder war auch noch da, aber der war auf der Junkerschule und nicht im Hause.

Ebenso ein älteres Mädchen, die im Institut war mit achtzehn Jahren noch, weil sie in betreff der von Mama projektierten Heirat ihre eignen Ansichten haben sollte.

Diese beiden gingen aber Mademoiselle nichts an, und die vier jüngeren genügten gerade, sie vollauf zu beschäftigen.

Förmliche Wilde erschienen diese barfüßigen kleinen, in Freiheit dressierten Grafen dem Auge der hübschen Pariserin; aber liebe Kinder waren's doch und ihr gar bald vertraut.

Anders Barinja, die Herrin mit ihren schier sinnlosen Kaprizen und der oft bedenklich ans Brutale streifenden Heftigkeit. Die fürchtete Mademoiselle bald ebenso wie alle Welt auf dem Gute es that, den Herrn selbst kaum ausgenommen.

Der sollte ein arger Sünder gewesen sein, der unter den Augen von Weib und Kind eine böse Maitressenwirtschaft unterhalten, Jahre hindurch.

Jetzt war er alt, eine Eiche, in die der Blitz gefahren; schlürfend hallte der Gang des vom Schlage halb Gelähmten durch Säle und Zimmer, schlürfend kam er über den Gutshof daher.

Ach, wie genau Mademoiselle den Ton dieses Schlürfens kannte, wie deutlich sie ihn hörte Tag und Nacht.

Darauf schwören hätte sie mögen, gleich müsse der Graf in die Stube treten.

Ach, und es war doch Täuschung, mußte Täuschung sein!

Denn der Graf — ach, wo war der? —

Eines Tages im Winter war er in die circa dreißig Werst entfernte Kreisstadt gefahren, zur Adelsversammlung.

Barinja war schlechtester Laune bei seiner Abfahrt, wußte sie doch, man

trank und spielte dort um Hunderte und mehr Rubel, und sie kannte ihren Iwan Fedorowitsch.

Kaum daß sie ihm Adieu sagte.

„Vergiß nicht die Einkäufe zu deinem Namenstag übermorgen, Iwan!“ rief sie dem Wagen nach und ließ sich dann herbei, erklärend zu Mademoiselle zu sagen:

„Der ganze Gouvernementsadel kommt zu dem Tag; wenn der Sekt nur noch zeitig hier sein wird!“

Ach, unnütze Sorge, Frau Gräfin, der Sekt kam zeitig genug, und auch der Gouvernementsadel, für den er bestimmt war, ließ nicht auf sich warten; alle waren sie da zum genannten Tag, Fürst Dobrojin, die Grafen Petrow und Ladhien und wie sie alle hießen, die hohen Herren vom Gouvernement, aber — nicht zum Namensfeste von Iwan Fedorowitsch kamen sie.

Den hatte in der Kreisstadt der Schlag gerührt ein drittes Mal, und diesmal mit tödlichem Ausgange.

Beim Mahle hatte es ihn getroffen, den alten Epikuräer, kein Geringerer als der Tod selbst hatte ihm das volle Sektglas aus der Hand geschlagen.

Ein fröhlicher Trunk war sein Leben gewesen, nun war's vorbei, urplötzlich.

Da hieß es Boten mit der Hiobspost an die Witwe schicken, und man kam überein, Mademoiselle sollte die ahnungslose Herrin vorbereiten.

Sie konnte es nicht, zitterte die arme Kleine doch selbst am ganzen Körper vor Schreck und Erregung.

Zu ihrem Glück war da im letzten Augenblick der älteste Sohn, in dessen Gegenwart der Vater gestorben, auf den Hof gefahren, um die Mutter zur Leiche zu holen.

Um die stets Erregte zu schonen, hatte er ihr nur von sehr schwerer Erkrankung des Vaters gesprochen.

Zum Dank für diese Rücksicht, die sie als Verheimlichung auffassen mochte, gab die unberechenbare Frau dem angehenden Offizier angesichts der Leiche eine Ohrfeige.

Und das vor versammeltem Adel!

Aber wer kannte sie nicht, die zu Zeiten kaum wußte, was sie that.

So war sie eben, und man nahm sie, wie sie war. —

Dann kam die Beerdigung.

Im Saal unter dem Gottesbilde hatte man den toten Gutsherrn aufgebahrt mit feierlichem Pomp.

Mademoiselle war's auf die Nerven gefallen.

Es war der erste Tote, den sie sah.

Und dann die Zeremonie am offenen Sarge, die singenden Popen, die Trauerversammlung, sie selbst mit den andern, die geweihte Kerze in der Hand, durch den verschneiten Park dahinschreitend zum Grabe in dieser fürchterlichen Kälte.

Am schlimmsten aber kam's nachher.

Todstill war's in dem leeren Hause.

Der Sohn und Erbe, den die Mutter geschlagen, war davongefahren mit den Leidtragenden, Barinja hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

Wie ein Häuflein verängsteter Tauben hockten Mademoiselle und die Kleinen in der Schulstube.

Die Thür zum angrenzenden Saal war geschlossen.

Dort hatte der Tote gestanden.

Heimlich flog manch scheuer Blick zu ihr hinüber.

„Papa wird umgehen," flüstert Wera wichtig.

Die Kuhmagd hat's ihr gesagt; der Verstorbene konnte sehr grausam sein gegen seine Bauern.

Draußen sinkt die frühe Nacht herab.

Grau wird der blendende Schnee, unruhig beginnt die Meute der langhaarigen Windhunde zu winseln, zu bellen in allen Tonarten mit Eintritt der Dunkelheit, vom Walde herüber heulen die hungernden Wölfe.

C'est la Russie. —

Mademoiselle und die Kinder rücken zusammen, man drängt sich näher ums Licht.

„Wenn man 's Licht löscht, kommt ‚es'," sagt das Volk hier zu Lande.

Keiner in dem kleinen Kreis spricht es aus, aber ein jeder denkt daran.

Mademoiselle überläuft ein Schauer.

Aber noch einmal rafft sie all ihren Mut zusammen und versucht ein überlegenes Lächeln.

„W a s kommt? Was soll denn kommen?" fragt sie überlegen.

„Was? Ja, wer das sagen könnte!"

Die Beschließerin, die hinzugekommen ist, bekreuzt sich.

Sie hat ein halbes Menschenleben hier verbracht, ist wohlbekannt mit jedwedem Dorf- und Familienspuk seit Generationen.

Eine Geschichte nach der andern beginnt sie zu erzählen.

Viele hat sie sterben sehen, und meistens hat's vorgespukt, so sagt sie.

Beim Herrn auch, natürlich, tags zuvor, als er nach der Kreisstadt fuhr.

Dreimal ist das Licht verlöscht im Leutezimmer.

Nebenan in ihrer Stube hat sie gesessen mit Iwan Procowitsch, dem Verwalter, und als es dunkel ward und wieder hell, da ist sie in die Leutestube getreten, der Meinung, daß Parascha, die Köchin, sich eine Papiros an der Kerze anzünde.

Doch nichts von dem.

Parascha schnarchte, sie lag, den Kopf auf die Arme gelegt, mit halbem Oberkörper auf der Tischplatte.

Und kein Mensch im Zimmer außer ihr.

Thür und Fenster geschlossen.

Und wieder ward es dunkel und gleich darauf hell.

Auch der Verwalter nebenan hatte es gesehen.

„Wenn jemand krank wäre, könnte man es für ein Vorzeichen nehmen," sagte er bedächtig.

Und um dieselbe Stunde war Barin verschieden, dahingefahren ohne geistlichen Trost, in allen Sünden und mit dem Glase in der Hand!

Ja, ja — so war's.

Und darum muß er zurückkehren, ganz sicher, es läßt ihm keine Ruh' im Grabe, die Bauern sagen's alle, und dann — die Frau wirft einen Blick auf die vor übergroßer Müdigkeit eingeschlummerten Kinder — „ich selbst, ich hab's an mir erfahren!"

Mit jähem Ruck fährt Mademoiselle in die Höhe. Schon hatte auch sie die Müdigkeit erfaßt, das Grauen läßt sie munter werden; Frage, entsetzte Frage in jeder Fiber, starrt sie bangen Auges die Sprecherin an.

Die Frau aber fährt fort, heimlich zischelnd:

„Ja ja, es ist schon so. Und so wird es sein sechs Wochen lang; jede Nacht muß es kommen — genau wie gestern."

„Aber wie — wie war's denn gestern?"

„Wie's war?"

„Hier schlief ich, hier auf dem Fußboden; Mademoiselle weiß es doch, sie lag ja im Bett da drüben an der Wand. Ich fühlte es schon vorher ganz deutlich, daß es kommen mußte. Zweimal hatte ich die Thür verriegelt zum Saale, wo ‚er' lag. Ich wußte, keiner konnte herein. Und doch, kaum hatte ich das Licht gelöscht, da kam's, ja ja, es kam.

„Erst tappte es im Saale, tappte nach der Thür, und da — da fing's an zu schlürfen —"

„Zu schlürfen?"

Mademoiselle schreit auf, angstvergehend, schon wagt sie nicht mehr zur Saalthür zu blicken, Grausen hält sie umfangen.

„Still doch," beschwichtigt die Kleinrussin, „das Licht brennt ja, das bannt! Drum zündete ich's auch gestern nacht gleich an, und richtig, fort war das Schlürfen."

„Aber — das Licht ist kurz, Barinja hat kein neues gegeben — -"

„Solang es brennt, kommt's nicht."

„Aber — dann?"

„Ja, dann natürlich, genau wie gestern. Da hauchte es mich auch an eiskalt hier im Zimmer, und bei Ihrem Bett war's auch."

„Aber — das ist ja schrecklich!"

„Ja ja, besonders das Schlürfen, da überläuft's einen."

Die Alte schweigt und nickt vor sich hin.

Nur eine menschliche Stimme hören um jeden Preis möchte Mademoiselle, sie zum Weiterreden bringen!

Aber sie kann keinen Laut hervorbringen, herzbeklemmende Angst schnürt ihr die Kehle zu.

Und das Licht brennt tief und tiefer.

Unruhig flackert es.

Das Haupt der Alten sinkt auf den Tisch, sie schläft ein.

Unentwegt starrt Mademoiselle in die brennende Flamme.

Nicht mehr rechts noch links zu wenden wagt sie den Kopf.

O, daß sie fort könnte, fort von diesem Ort des Entsetzens!

Wohin aber — jetzt um Mitternacht?

Steppe, Steppe ringsumher.

Hier hockt das Grauen, und draußen fällt der Schnee immerfort, immerfort. Schon hat er den weidengeflochtenen Parkzaun verschwinden gemacht, dem heulenden Wolf die Wege gebahnt; laut winseln die Hunde, und Nacht, Nacht allüberall.

C'est la Russie. —

Nur das Licht, das Licht, das bannt —

Und kürzer wird es und kürzer —

Herr du mein Gott, was war das?

Tappt es nicht eben? Ist dort nichts an der Thür?

Noch brennt die Kerze.

Aber nun — nun —

Schon ist sie im Verlöschen. Nacht wird's, Nacht auch im Zimmer, schwarz ist die Saalthür, schwarz senkt es sich rings um das vom Grausen geschüttelte Mädchen, und da, da hört sie es, hört es grauenhaft deutlich, es schlürft, schlürft heran zu ihr, eisigkalt, schwarz und dunkel —

Ein Schrei, der das stille Haus in Alarm setzt, und sie sinkt zu Boden.

Am andern Morgen liegt Mademoiselle im Fieber.

„Die zieht Barin nach," sagen die Leute.



Neue Sonnen.

Von

Leo Brenner,

Direktor der Manora-Sternwarte (Lussinpiccolo).

Das erste größere astronomische Ereignis des neuangebrochenen 20. Jahrhunderts war das Auftauchen eines neuen Sterns im Sternbild des Perseus. Das Aufblitzen muß sehr rasch und ziemlich plötzlich erfolgt sein, denn noch $6^3/_4$ Stunden, bevor der schottische Amateurastronom Anderson als erster den neuen Stern wahrnahm, befand sich nach dem Zeugnis eines verläßlichen Beobachters an jener Stelle noch kein Stern. Auch Photographien, die einen Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten umfassen und deren letzte zwei

Tage vor der Entdeckung aufgenommen worden war, zeigten an der betreffenden Stelle keinen Stern, obgleich die Platten noch Sterne 12. Größe registriert hatten.

Als Anderson am 21. Februar um 14 Uhr 40 Minuten Greenwicher Zeit den neuen Stern entdeckte, schätzte er dessen Helligkeit zwischen 2. und 3. Größe, doch nahm sie noch zu, indem sie am 23. Februar mit 0,1 Größe ihr Maximum erreichte, dann aber langsam wieder abnahm. Wenn man eine der bereits veröffentlichten Lichtkurven betrachtet, wird man finden, daß die Nova am 20. Februar von unter 12. Größe plötzlich bis nahezu 0 Größe hinaufschnellte, am 24. noch 0,65, am 25. 1,0, am 1. März 2,2, am 4. März 2,8 Größe hatte, dann aber plötzlich wieder ein wenig zunahm, um am 6. März auf 3,4 Größe zu fallen. Dann schwankte der Stern in den nächsten Tagen bis zum 18. März unaufhörlich, bis er sich in einen stark schwankenden veränderlichen Stern verwandelte.

Eben der letztere Umstand ist es, der die Nova unter allen ihren Schwestern zur interessantesten macht, weil er die bisherigen Ansichten über die Ursache des Auftauchens neuer Sterne über den Haufen wirft.

Bevor wir diese Ursachen untersuchen, dürfte es jedoch angezeigt sein, den Leser sowohl über die Art und Weise aufzuklären, wie die Helligkeitsschwankungen von den Astronomen bis auf eine Zehntelgröße genau bestimmt werden können und was die spektroskopischen Beobachtungen der Nova enthüllten.

Was die Schätzung der Sternhelligkeiten betrifft, so giebt es wohl Astronomen, die darin große Fertigkeit besitzen, aber immerhin sind ihre Resultate durch verschiedene Umstände und die menschliche Unvollkommenheit beeinflußt. Man hat deshalb eigne Lichtmesser, „Photometer“, erfunden, mit denen sich die Sache viel einfacher und genauer machen läßt. Die neueste Erfindung auf diesem Gebiete besteht darin, daß mittels einer sinnreichen Vorrichtung im Gesichtsfelde des Beobachters zwei künstliche Sterne gebildet werden, zwischen denen dann der natürliche Stern steht, dessen Helligkeit man messen will. Durch Drehen an einer Schraube des Photometers kann der Beobachter die beiden künstlichen Sterne so hell machen, daß sie schließlich mit dem natürlichen Sterne vollkommen gleiche Helligkeit besitzen. Dann liest der Beobachter eine am Photometer angebrachte Skala ab und notiert sich das Resultat. Hierauf stellt er einen Stern ein, dessen Helligkeit durch frühere Messungen vollkommen genau bestimmt wurde, und berechnet nun aus dem Unterschiede der beiden Skalenablesungen, welche Helligkeit der beobachtete Stern besaß.

Auf diese Weise ist es dem Leser erklärlich, wieso die Astronomen vermochten, die Helligkeitsschwankungen der Nova von Tag zu Tag — ja oft von Stunde zu Stunde — mit solcher Genauigkeit zu bestimmen.

Außer den Helligkeitsschwankungen der Nova haben aber die Astronomen — was noch viel wichtiger und interessanter ist — auch noch durch ihre Spektroskope festgestellt, was für Elemente dort drüben in unmeßbarer Entfernung so

sehr in Aufruhr gerieten, daß sich die Leuchtkraft des Sternes binnen vier Tagen um das 63000fache steigerte! Das Spektroskop ist bekanntlich ein Instrument, das uns in stand setzt, jene Spektrallinien zu erkennen und zu bestimmen, die jedes Element im glühenden Zustande aussendet. Aus der Lage dieser Linien, ihrer Verschiebung, Verbreiterung, Verschwommenheit und Intensität kann dann der erfahrene Spektroskopiker bestimmen, nicht nur welche Grundstoffe auf einem Sterne in glühendem Zustande vorhanden sind, sondern auch, ob der Stern von einer Atmosphäre umgeben ist und was für Grundstoffe diese enthält, ob sich der Stern uns nähert oder sich von uns entfernt und mit wieviel Kilometer in der Sekunde, ob er einen uns unsichtbaren Begleiter besitzt und mit welcher Geschwindigkeit dieser sich um ihn oder mit ihm um einen gemeinsamen Schwerpunkt dreht, ob ein Nebelfleck aus einer glühenden Gasmasse besteht oder nur ein Sternhaufen in unendlicher Entfernung ist und so weiter.

Dieses wunderbare Instrument, dem wir die größten astronomischen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte verdanken, hat uns nun gleich zu Beginn der Beobachtungen über die Vorgänge auf der Nova ganz überraschende Enthüllungen gemacht. Am 22. Februar, als das Spektrum der Nova zuerst beobachtet wurde, zeigte es viele dunkle und helle Linien, am nächsten Tage keine hellen und keine scharfen dunklen Linien, sondern nur verschwommene Absorptionsbänder; dann wieder ein reines Gasspektrum mit zahlreichen Linien in allen Farbenteilen, schließlich, mit Schwankungen, das gewöhnliche Spektrum der neuen Sterne.[1])

Das Erscheinen neuer Sterne ist übrigens durchaus kein so seltenes, denn im 19. Jahrhundert wurden nicht weniger als zwölf entdeckt, also im Durchschnitt alle acht Jahre einer. Wenn wir aber nur die letzten sechzehn Jahre in Betracht ziehen, wo die Photographie fleißig am Entdecken mithalf, kommen wir auf 9 neue Sterne in 16 Jahren. Allerdings waren 6 derselben (alle photographisch entdeckten) wegen ihrer Kleinheit von keinem besondern Wert und konnten sich in dieser Beziehung mit den visuell entdeckten nicht messen. Es sind dies: 1866 ein am 12. Mai in der Krone entdeckter neuer Stern 2,3 Größe, der aber schon sechs Tage später für das bloße Auge verschwand; er hatte früher 9. bis 10. Größe gehabt; ein am 24. November 1876 im Schwan entdeckter Stern 3. Größe, der schon nach 21 Tagen für das freie Auge verschwand; ein am 17. August 1885 im großen Andromedanebel entdeckter Stern 7. Größe, der aber auch wieder verschwand; endlich der, wie sich nachträglich bei Prüfung von Photographien herausstellte, schon am 10. Dezember 1891 aufgeflammte Stern im Fuhrmann (Nova Aurigae), der von 5. Größe zur 4. anwuchs, aber später (26. April) zur 14,6 herabsank, um einige Monate später neuerdings aufzuflammen.

---

[1]) Abbildungen des Spektrums, wie es auf unsrer Sternwarte aufgenommen wurde, findet der Leser in der populär-astronomischen Zeitschrift „Astronomische Rundschau“ III. Band, Heft 24.

Nach dem Vorausgeschickten wird der Leser nun neugierig sein, zu erfahren, aus welchen Ursachen neue Sterne plötzlich aufflammen. Darüber giebt es nun verschiedene Ansichten, und es scheint, daß nicht immer die gleichen Ursachen es sind, die das Aufleuchten neuer Sterne bewirken. Als 1885 der neue Stern im Andromedanebel aufflammte, der gar kein Nebelfleck, sondern ein Sternhaufen in unermeßlicher Entfernung ist, fand man die Erklärung am nächstliegenden in dem Umstande, daß der Stern sich eben in einer dichtgedrängten Sternmasse befand, wo die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zweier Sterne viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Später, als im Fuhrmann der neue Stern in einer Gegend aufflammte, wo man diesen Grund nicht anführen konnte, sprach man die Meinung aus, daß ein Himmelskörper durch ein fremdes Sonnensystem hindurchgegangen sei und im Vorbeigleiten an einzelnen Planeten desselben auf ihnen große Flutwellen hervorgerufen habe, die sich uns in enormer Lichtsteigerung zeigten. Ein andrer Astronom wieder sprach die Vermutung aus, daß es sich um den Durchgang eines Körpers durch eine kosmische Nebelmasse von größerer oder geringerer Dichtigkeit gehandelt habe, die das Aufleuchten bewirkt hätte, ähnlich dem Aufleuchten einer Sternschnuppe in unsrer Atmosphäre. Wieder ein andrer suchte das Aufleuchten durch den Zusammenstoß eines Körpers mit einem dichten Meteorschwarm zu erklären, der ihn zum Leuchten brachte.

Jede dieser Vermutungen hat etwas für sich und könnte unter Umständen richtig sein, aber in diesem Falle spricht der Umstand dagegen, daß der Stern im Perseus sich schließlich in einen veränderlichen von ziemlich regelmäßigen Schwankungen verwandelte. Denn vom 19. März an glich die Nova einem veränderlichen von dreitägiger Periode, dessen Helligkeit zwischen 3,5 und 5,2 Größe schwankt.

Aber auch so ist das Verhalten des Sterns schwer zu erklären. Man darf nämlich nicht übersehen, daß eine Erklärung dafür gefunden werden muß, weshalb der Stern so schnell an Helligkeit abgenommen hat. Denn nachdem jede Sterngröße um 2,51 mal mehr Licht besitzt als die folgende, ergiebt sich, daß die Nova, angenommen, sie wäre bereits 12. Größe gewesen, als sie aufflammte, binnen vier Tagen eine 63000 mal größere Helligkeit erreichte. Eine so gewaltige Helligkeitszunahme kann wohl zum Beispiel durch einen Ausbruch aus dem glühenden Innern eines nur noch schwach leuchtenden oder dunklen Körpers erklärt werden, aber dann kann doch nicht die Katastrophe wieder in einigen Tagen vorübergehen! Und nimmt man an, es wären dort zwei Welten aufeinandergeprallt, so müßte doch das Resultat das sein, daß sich beide Welten unter der furchtbaren Hitzeentwicklung sofort in ihre Urgrundstoffe zersetzen und in einen glühenden Gasnebel verwandeln! Ziehen wir den Durchgang eines Körpers durch ein fremdes Sonnensystem in Betracht, so stellt sich uns das Bedenken entgegen, daß dadurch hervorgerufene Flutwellen unmöglich binnen wenigen Tagen wieder zur Ruhe kommen können, und weshalb sollten sich kleinere Katastrophen in regelmäßigen Intervallen von drei Tagen wiederholen? Das gleiche Bedenken stellt sich der Annahme des Durchgangs eines Körpers durch

eine Nebel- oder Meteormasse entgegen. Immer ist es leichter, den plötzlichen Ausbruch als die schnelle Lichtabnahme zu erklären. Der Potsdamer Astronom Lohse hat schon 1877 anläßlich des Auftauchens der Nova Cygni folgende Vermutung ausgesprochen:

„Durch die fortschreitende Abkühlung der aus glühenden Dämpfen bestehenden Masse eines selbstleuchtenden Weltkörpers wird schließlich eine atmosphärische Hülle erzeugt, die das Licht in so hohem Grade absorbiert, daß der Stern von der Erde nicht mehr oder doch nur schwach gesehen werden kann. Wenn dann durch weitere Wärmeausstrahlung jener Grad der Abkühlung erreicht wird, der für Bildung derjenigen chemischen Verbindungen erforderlich ist, die einen wesentlichen Teil des Ganzen bilden, so wird bei Vereinigung der betreffenden Elementarstoffe (zum Beispiel Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff) eine bedeutende Wärme- und Lichtentwicklung stattfinden, die den Stern plötzlich auf große Entfernungen hin für längere oder kürzere Zeit wieder sichtbar macht."

Diese Erklärung wäre wohl plausibel, aber im vorliegenden Falle erklärt sie nicht den periodischen Lichtwechsel der Nova einen Monat nach ihrem Aufflammen. Ich neige mich daher eher der Ansicht zu, daß wir es mit einem engen Doppelstern zu thun haben, bei dem beide Komponenten in verschiedenem Grade in Mitleidenschaft gezogen wurden: anfangs entwickelten beide zusammen jene Helligkeit, die den Stern zu einem auffallenden Objekte machte, dann beruhigte sich der kleinere schneller als der Hauptstern, sei es, weil er eben um so viel kleiner ist, sei es, weil auf ihm die betreffende Katastrophe nicht im gleichen Maße eingetreten war. Nehmen wir nun an, daß der Begleiter wieder schwach leuchtend geworden ist, so würde es sich erklären, wenn beim jedesmaligen Vorübergang des Begleiters vor dem Hauptstern eine Lichtabnahme stattfindet wie bei den Algolsternen, wo bekanntlich die Lichtschwankungen durch den Vorübergang eines dunklen oder schwach leuchtenden Sterns vor seinem hellen Hauptstern hervorgerufen werden. Aber selbstverständlich ist dies nur eine Vermutung, denn auch hier kommt als Pferdefuß die Frage hervor: Welcher Art war denn die Katastrophe, die eine so kolossale Lichtzunahme bewirkte und dennoch nur kurze Zeit nachwirkte? Und darauf fiele die Antwort schwer.



Ein Wort an Alexander I. über Rußlands Unterrichtswesen.

Von

Prof. Fr. Bienemann.

Die Erkenntnis, daß das gesamte Unterrichtswesen Rußlands an schweren Schäden leide, bei deren Fortbestand die gesteckten Ziele nicht zu erreichen seien, hat zu verschiedenen Zeiten sich geltend gemacht und mehr oder minder umfassende Reformbestrebungen zu Tage gefördert. So 1803, 1827, 1862, 1883, zuletzt im diesjährigen Frühling. Die traurigen Vorgänge, die den noch viel traurigeren Bann, in dem das russische Unterrichtswesen lag, endlich brachen, sind bekannt. Daß sie aber diese befreiende Wirkung gewannen und nicht etwa zu Ausgangspunkten gesteigerter Unterdrückung geworden sind, ist einzig der hochherzigen Gesinnung und dem Mannesmut Nikolaus II. beizumessen, und es bleibt nur zu hoffen, daß es seinem reinen Willen auch dauernd gelinge, die entsprechenden Ratgeber und ausführenden Organe zu finden. Daß mit Ernst begonnen wird, unter den Vertretern des Systems, das nun abgewirtschaftet haben dürfte, aufzuräumen, zeigt die nachstehende Kundgebung eines der selbständigsten und daher hervorragendsten russischen Journalisten, dem für sein Urteil die Verantwortung überlassen bleiben muß.

Dem aus dem Conseil des Ministeriums der Volksaufklärung scheidenden und zum Senator ernannten Professor Georgiewski widmet der Fürst Meschtscherski im „Grashdanin“ — nach der Wiedergabe der „Rev. Zeitung“ vom 8. Juni d. J. — folgende bezeichnende Ausführungen:

„In der Person des Herrn Georgiewski ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch aus dem Ministerium geschieden, der im Laufe von dreißig Jahren eine unerschütterliche Autorität vorstellte, dessen Hypnose sich alle Minister der Volksaufklärung in sklavischer Ergebenheit beugten, angefangen vom Grafen D. Tolstoj, und sich ihm im Unglaublichsten und Wesentlichsten unterordneten: nämlich in der Anwendung des furchtbaren Prinzips der Beraubung der Individualität in der Schule; dank diesem Prinzip ist die Erziehung als eine Aufgabe der Regierung aus der Schule entfernt worden, ferner das System der klassischen Bildung auf den Grundlagen eines eisernen Pedantismus und eines toten Formalismus eingeführt und endlich die herzliche Teilnahme an den Schicksalen der lernenden Jugend aus der Schule ganz vertrieben worden. Um all das in der nicht an erster Stelle stehenden Rolle eines Beirates, unter einer Reihe von Ministern von verschiedenem Charakter und verschiedenen Anschauungen, angefangen vom eisernen Grafen Tolstoj bis zum weichherzigen Grafen Deljanow, durchzuführen, bei ihnen allen den Herzschlag der Liebe für die Jugend bei der Leitung ihrer Erziehung aufzuhalten, — dazu mußte man ein ganz ungewöhnlicher Mensch sein ...

Und ein solcher war A. J. Georgiewski im Laufe seiner dreißigjährigen Diktatur im Ministerium der Volksaufklärung. Immer lächelnd, immer mit süßweicher Rede, immer ruhig, äußerlich gutmütig und still, aber mit einem Gesicht, auf dem man nie seelische Regung sich abspielen gesehen, beherrschte er den Willen eines jeden, der sich von ihm abhängig machte, und ihm fügte sich nicht nur der eisenharte Graf Tolstoj, sondern selbst Katkow ließ sich von seinem süßtönenden Despotismus beeinflussen. Das eigentlichste Unglück lag aber darin, daß das ganze Ministerium sich dieser Hypnose ergab, und es gab keinen Direktor, keinen Lehrer, der in diesen dreißig Jahren nicht darin seine Pflicht sah und darin seinen Diensteifer und die Erfüllung der Verfügungen der Obrigkeit dokumentierte, daß er die Liebe zur Jugend atrophierte. Und jener entsetzliche Typus eines Uniformpädagogen, der im Laufe dieser dreißig Jahre in ganz Rußland erstand, der Typus eines Menschen, der den lernenden Jüngling in eine Zensurnote verwandelte, ist auf dem Boden der russischen Schule eben durch diesen ungewöhnlichen Menschen angepflanzt worden. Jetzt ist er nicht mehr im Ressort der Volksaufklärung. Er ist mit einer höheren Würde ausgeschieden, möge er sie noch lange genießen.... Dieser Abgang ist aber ein wichtiges historisches Ereignis im Leben der russischen Schule."

Bei dieser Zeichnung des Charakters und des Einflusses eines durch ein Menschenalter maßgebenden Schulregenten gedenkt der Kundige unwillkürlich der Persönlichkeit, die vor achtzig Jahren als „Schrecken des Unterrichtswesens" Rußlands thätig war, des Kurators der Universität Kasan, des Staatsrats Magnizki. Sein Name wird genannt, wenn es den Gipfel des Schlimmsten in der Geschichte der russischen Hochschulen gilt. Gerade in den letzten Monaten, da der dritte Band von Alfred Sterns „Geschichte Europas" die Presse verlassen hat, mag er wieder vielen vor Augen getreten sein. Da wird Seite 36 nach Schilders „Kaiser Alexander I." einer Denkschrift des Dorpater Professors G. F. Parrot erwähnt, die dieser über die derzeitige Leitung des russischen Unterrichtswesens und über Magnizkis Treiben am 22. Februar 1825 an Kaiser Alexander I. richtete. Der begleitende Brief findet sich bei Schilder IV 557 nach dem französischen Originalkonzept vollständig veröffentlicht. Es wird nicht ohne Interesse sein, auch die Denkschrift, und zwar in deutscher Uebertragung, kennen zu lernen und ebenso jene Abschnitte des Briefes, welche die russischen Verhältnisse und die von Parrot gewünschte Stellung des Kaisers zu ihnen betreffen.

1825, Februar 22. St. Petersburg.

Majestät!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beim Lebewohl eines Mannes, der Ihnen so treu gewesen, gestatten Sie ihm noch, einen Zoll seiner Anhänglichkeit Ihnen darzubringen, den ich Ihnen mit lebendiger Stimme widmen wollte, um klarer zu Ihnen zu reden, als die toten Buchstaben es vermögen. Die beigefügte Denkschrift ist vor mehr als zwei

Jahren geschrieben. Geruhen Sie, sie zu lesen, bevor Sie im Briefe fortfahren. Sie enthält unglaubliche Thatsachen.

Ein Blick auf die gegenwärtigen Grundsätze des öffentlichen Unterrichtswesens in Rußland.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit die Universitäten und Schulen des russischen Reichs völlig umgestaltet wurden, und man fragt erstaunt, welche Fortschritte das öffentliche Unterrichtswesen in den inneren Provinzen des Reichs gemacht habe; denn die Universitäten und Schulen sind fast verödet. Besonders der Kasaner Lehrbezirk, der 15 Gouvernements umfaßt, bietet einen trostlosen Anblick. Sechs bis acht Professoren und etwa 50 Studenten (von denen 30 von der Krone unterhalten werden) bilden die Bevölkerung dieser Universität, die 30 Professoren und 500—600 Studenten haben sollte. Die Zahl der Gymnasiasten und Kreisschüler beläuft sich in diesem Bezirk, nach der Erklärung seines Kurators, auf nur 4476, eine geringere Zahl als die des Dorpater Bezirks, dessen Umfang und Bevölkerung mit denen des Kasanschen nicht zu vergleichen sind. Die Bezirke von Moskau, Charkow und Petersburg gewähren einen nur wenig befriedigenderen Anblick.

Dieser Schwächestand in den Provinzen Rußlands, wo man das Unterrichtswesen auf das strengste pflegen müßte, damit es endlich ein wahrhaft nationales würde, hat seine Quelle in zwei Ursachen. Die erste ist der Fehler, daß der Professorenkörper aus Russen, Deutschen, Franzosen, Ungarn gebildet ist, eine Gesellschaft, die nie das Vertrauen der russischen Nation haben kann. Die zweite liegt in den Grundsätzen, welche bis jetzt bei der Verwaltung der Anstalten der Volksaufklärung maßgebend gewesen sind, Grundsätze, die von Jahr zu Jahr schlimmer werden.

Ueber die erste Ursache kann der Verfasser dieses „Blicks“ sich nur an das halten, was er gesagt und vorausgesagt hat seit der Gründung der Universitäten Charkow und Kasan und der Neugestaltung von Moskau.[1]) Gegenwärtig ist sein Zweck, die zweite Ursache zu prüfen.

Aber wo sind die geltenden Grundsätze des Unterrichtswesens zu finden, besonders die der letzten Jahre, angesichts des zeitweiligen und örtlichen Schwankens, das dort herrscht, und so vielen Verfahrens außer allen Grundsätzen, das dort stattgehabt hat? Soll man sich auf unsichere Erzählungen stützen

---

[1]) In einer Denkschrift an den Kaiser vom Juli 1803 hatte Parrot die Notwendigkeit eines nationalen Lehrkörpers betont und zur Beschaffung eines solchen die Heranbildung russischer Studenten in Dorpat und an Hochschulen Deutschlands zu Kandidaten für Professuren an russischen Universitäten empfohlen. Der Anregung war nur in sehr unvollkommener Weise gefolgt worden. Erst Kaiser Nikolaus I. errichtete nach Parrots erneut eingereichtem Plane, wenn auch in bescheidenerem Umfange, im Oktober 1827 das Professoreninstitut in Dorpat, wo es zehn Jahre in gedeihlicher Wirksamkeit bestanden hat. Näheres bei Georg Schmid, „Das Professoreninstitut in Dorpat 1827—1838“ in „Russische Revue“ 1881, 10. Jahrgang, 8. Heft.

oder auf ungewisse Folgerungen, die aus den Ereignissen gezogen sind? Nein, es giebt zwei öffentliche und wie Gesetze im Januar 1820 veröffentlichte Aktenstücke, seit zwei Jahren in Kraft, die man folglich als geltende Grundsätze betrachten kann. Die beiden Aktenstücke sind: die Instruktion für den Rektor der Universität Kasan, betreffend die Erziehung der Studenten durch den Unterricht, bestätigt durch die kaiserliche Unterschrift vom 17. Januar 1820, und die Instruktion für den Direktor der Universität Kasan, unterzeichnet vom Minister Fürst Galizyn.

Prüfung der Instruktion für den Rektor der Universität Kasan.

Diese Instruktion beginnt mit einer weitschweifigen, so ungeschickten wie unnützen Schaustellung dessen, was eine Universität sein soll. Aber zugegeben, daß ein Ukas durch einen solchen Fehler belastet sein könnte, darf ein Ukas gewiß nicht das unsittliche Prinzip verkünden, das sich zu Ende des 1. Kapitels (Art. 3, d) findet, wo es heißt: „Die Professoren sollen überzeugt sein, daß der Zweck ihrer Berufung nicht ist, ihr Wissen gegen ein bestimmtes Maß von Vorteilen zu verkaufen, sondern daß die Regierung wünscht, sie sollen sich als berufen betrachten, zum Ruhme Gottes, zum Heile der ihnen anvertrauten Seelen, zum Nutzen des Vaterlandes, zum Glanze ihres Staates und zu ihrer eignen Ehre zu arbeiten.“ All dies ist wahr; aber was ist das Motiv, das einzige, das die Regierung ihnen bietet, um in diesem Sinne zu arbeiten? — „Die ausgezeichneten Rangstufen, die so schwer in den andern Dienstzweigen zu erlangen sind.“ Also für diese weltlichen Auszeichnungen soll man Gott, dem Vaterland, der Jugend dienen! Das Herz eines Ehrenmannes preßt sich zusammen beim Lesen dieser Zeilen. Die Religion, als deren Herold die Regierung sich in jedem Paragraphen dieser Instruktion erklärt, giebt uns sehr andre Motive. In ihrem Sinne spricht das Statut für die Schulen des Dorpater Lehrbezirks vom 4. Juni 1820, im Paragraph 212. — Unglücklich der Staat, wo das Gute nur infolge des Reizes der Rangstufen geschieht. Und wenn die Verwaltung zu ihrem Wirken diesen Hebel nicht entbehren kann, so soll sie ihn wenigstens nicht öffentlich aushängen, sondern im Gegenteil sich seiner nur mit einer gewissen Scham bedienen.

Das zweite Kapitel beginnt mit einer Begriffsbestimmung des Wortes lernen. Jeder weiß, daß lernen der Versuch heißt, sich Kenntnisse oder eine gewisse Geschicklichkeit zu erwerben. Der Verfasser der Instruktion behauptet, daß die russische Regierung eine besondere Definition dieses Wortes habe. „Lernen“, sagt er, „heißt im Sinne der Regierung, sich die zum Leben in der Gesellschaft erforderlichen Kenntnisse erwerben.“ Diese Definition hat den Fehler, unzureichend zu sein, und vor allem den, dem Lernenden zu sagen, daß er selbst, seine Person, der einzige Zweck seines Fleißes sei, und dadurch die Selbstsucht in die Seele des Studierenden zu pflanzen, der nach dieser Definition nur in der Absicht lernen wird, sein Brot zu erwerben, während man ihn erinnern, ihn tief merken lassen müßte, daß er studieren soll, um dem Staate und

im allgemeinen seinen Mitmenschen nützlich zu werden, und daß er dadurch seine Studien veredelt. Je mehr man bekennen muß, daß diese Selbstsucht den Russen in die Studien treibt, desto mehr soll die Regierung dahin arbeiten, sie zu ersticken.

„Deswegen,“ fährt der Verfasser fort, „soll der Geist des heiligen Evangeliums im Unterricht jeder Wissenschaft herrschen.“ Diese Schlußfolgerung, diese Verbindung von Gedanken, die nichts Gemeinsames haben, ist unbegreiflich. Wahrscheinlich hat man beliebt, den Egoismus zu preisen, um die Religion gegen ihn ins Feld zu führen.

Zu Ende dieses Kapitels entscheiden zwei Worte eine Frage von großer Wichtigkeit. Im Art. 4 ist gesagt, „der Rektor soll darüber wachen, daß jeder Professor sich enthalte, in seinen Vorlesungen im Sinne der Freigeister zu sprechen, und im Fall des Ungehorsams gegen seine Vorstellungen ist es seine Pflicht, einen Bericht mit den Beweisen des Vergehens einzusenden, um ihn von seiner Stellung zu entfernen“.

Eine solche Anordnung zerstört die persönliche Sicherheit der Professoren und widerspricht den Statuten aller russischen Universitäten. Denn jeder Professor sieht dadurch sein Schicksal in den Händen des Rektors und nicht in denen des Universitätsconseils, der allein das Recht hat, über die Professoren zu urteilen, ein Recht, das der Kaiser neulich ganz ausdrücklich anerkannt hat, indem er sich weigerte, über die vier juristischen Professoren Dorpats zu urteilen, und dieses Urteil dem Conseil der Universität anheimstellte.[1])

Der Artikel der philosophischen Wissenschaften beginnt mit zwei Definitionen der Logik, die beide nicht richtig sind. Denn wenn man von einer Logik sagen kann, (wie der Verfasser es thut), daß sie das Urteil entwickelt oder daß sie die Hebamme des Geistes sei, so ist das von jeder andern Wissenschaft wahr, soweit sie die menschliche Urteilskraft übt. Diese Uebung ist keineswegs ein besonderes Kennzeichen der Logik. Wozu dienen diese allgemeinen Begriffsbestimmungen, die nur der Kritik und selbst der Satire sich aussetzen und dadurch die Achtung vor Ukasen und vor dem Monarchen, auf den sie zurückgeführt werden, verringern?

Paragraph 2 schreibt vor, der Jugend die Systeme der berühmtesten Philosophen vorzuführen, und Paragraph 3, sie über „die philosophischen Wahrheiten zu unterrichten, die vor der Niederkunft des Heilands auf die Welt das Christentum vertreten konnten“. Und weiter oben (Art. 2, Paragraph 3.): „Dieselben Wahrheiten, soweit sie nicht auf das Christentum gegründet sind, die Tugenden, die die Vernunft allein lehrt, sind Selbstsucht und heimlicher Stolz.“ Wenn dem so, wenn die ganze Sittenlehre vor Jesus Christus nur Laster ist, warum die Jugend darin unterrichten? Und wenn man die Jugend darin unterrichten soll, sogar in besonderen Vorlesungen, warum sie als Laster be-

---

[1]) Vergleiche über den Vorgang im Jahre 1816 Rieger, „Klinger in seiner Reife“. 1896. Seite 609.

zeichnen? Die Sittenlehre des Evangeliums bedarf nicht dieser Lügenmittel, um ihre Ueberlegenheit über die weltliche Sittenlehre zu behaupten.

Am Ende des Paragraphen 5 heißt es: „Alles, was nicht der Heiligen Schrift gemäß, ist Irrtum und Lüge." Also müßte die Astronomie ausgetilgt werden, weil Gideon sagte: Sonne, stehe still. Auch war die Rede davon, die Geologie zu verbannen, weil die Physik nicht mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte übereinstimmt, als wenn die Bibel uns gegeben wäre, um Physik zu lernen. Sie ist uns nach dem Apostel Paulus (2. Tim. 3, 16. 17) „gegeben zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit". Der Zweck Mosis in seinem Schöpfungsgemälde war, seinem Volke eine erhabene Idee der Gottheit zu geben, und er hat darin durch seine poetische Beschreibung hohen Erfolg gehabt. Bis auf unsre Tage ist sie ein unnachahmliches Meisterwerk. Aber wenn er in ihm von Hydrogengas, von Sauerstoff, Stickstoff, Kieselerde, Basalt gesprochen hätte, wenn er sich aller Namen bedient hätte, die die Wissenschaft erfinden mußte, um sich ausdrücken zu können — wäre er von diesem thörichten Volke verstanden worden, dem die Vorstellung von einem einzigen Gott einzuschärfen so viel Mühe machte?

Der Artikel, der die politischen Wissenschaften behandelt, setzt im Paragraph 1 fest, „daß der Professor der Jurisprudenz (denn Paragraph 2 enthält, daß die drei früheren Lehrstühle des Rechts auf einen zusammengezogen werden) nicht zum Ziel haben soll, vollkommene Rechtsgelehrte zu bilden (obwohl er übrigens gehalten sei, solche aus erlesenen Persönlichkeiten, die mit besonderen Talenten begabt, wohl zu bilden), sondern alle die Kenntnisse zu lehren, die jeder guterzogene Mensch als Glied des Staates haben muß, um sein Vermögen und seine Ehre zu verteidigen und nicht die Gesetze aus Unkenntnis zu übertreten."

Obgleich dieser Satz nur das Ansehen einer Satire oder wenigstens eines Scherzes über die Rechtsgelehrten hat, verdient er eine ernste Prüfung. Es ist unfaßlich, daß man thatsächlich alle juristischen Vorlesungen auf einen einzigen Lehrstuhl häufen will. Alle andern Universitäten Europas haben wenigstens vier Lehrstühle. In Rußland soll man nur einen haben. Also muß der russische Professor viermal talentvoller als ein deutscher, französischer, italienischer Professor sein, aber auch viermal mehr Zeit haben. Ein solcher wird um so schwerer zu finden sein, als die auswärtigen Professoren, ebenso wie die Dorpater, wenigstens 10—12 Vorlesungen die Woche halten, während die russischen Statuten deren [übrigens] nur vier verlangen. Und dieser einzige Professor, dessen wahre Aufgabe ist, allgemeine Vorlesungen für jedes Glied des Staates zu halten, und der damit schon viel zu thun hätte, soll noch, so im Vorübergehen, vollkommene Juristen bilden. Um die ganze Abgeschmacktheit dieses Artikels recht wahrzunehmen, reicht es hin, zu lesen, was der Ukas über die Prüfungen für die Rangstufen an Rechtskenntnissen verlangt.

Derselbe Artikel sagt, daß in den Vorlesungen über öffentliches Recht zu beweisen sei, daß die monarchische Regierung die älteste und von Gott eingesetzt sei. Aber wie beweisen, was augenscheinlich falsch ist, dem die Bibel selbst that-

sächlich widerspricht? Das jüdische Volk, seit es ein besonderes Volk geworden, wurde durch Moses regiert, der nicht König war, dann durch Richter, die nur in Zeiten der Not als Kriegsoberste gewählt wurden, dann durch Hohepriester und einige Propheten. Und erst 500 Jahre nach dem Auszug aus Aegypten gab Gott ihm Könige, die gegen 480 Jahre herrschten. Und alle diese Regierungsformen waren von Gott eingesetzt. Warum mehr beweisen wollen, als nötig ist?

Die gesunde Vernunft, die Geschichte und die Erfahrung unsrer Tage vereinigen sich, jeden verständigen Menschen zu überzeugen, daß die monarchische Regierung am meisten der menschlichen Natur und den Bedürfnissen großer Völker entspricht. Das ist leicht zu beweisen und auch leicht der Jugend begreiflich zu machen, die sich immer Gründen ergiebt, aber nie einer Lügnerautorität, die zum Gipfel der Inkonsequenz die Bibel und die Regierung miteinander in Widerspruch setzt.

Der 5. Artikel macht dem Professor der Physik zur Pflicht, „an die unendliche Weisheit Gottes und an die Schwäche unsrer Sinne und Organe (der Verfasser wollte sagen: unsers Verstandes; das wäre wahr gewesen), was die Erkenntnis der uns umgebenden Wunder betrifft, zu erinnern, und dies während der ganzen Dauer des Kursus der Physik“. Nichts widerspricht dem Zweck mehr als die hier empfohlenen ewigen Wiederholungen und Ausrufungen. Das ist das sicherste Mittel, der Jugend die Sache zu verleiden und sie zur Verspottung des Professors und der heiligen Dinge zu bringen. Wenn der Professor wahrhaft von Bewunderung für den Schöpfer durchdrungen ist, so wird diese Empfindung bei geeigneter Gelegenheit von selbst durchbrechen und die Zuhörer entflammen. Aber wenn durch häufige Wiederholung diese Empfindung einigermaßen zur Formel wird, dann fehlt die Wirkung völlig. Der Verfasser des „Blicks“ fürchtet nicht den Vorwurf der Ungläubigkeit und glaubt hierfür auf sein öffentliches und Privatleben wie auf sein Werk: „Entretiens sur la Physique“ [1]) verweisen zu dürfen, wo die Anbetung Gottes mit Begeisterung, aber freilich nur zur rechten Zeit, gepredigt wird.

Die Naturgeschichte und die Astronomie haben ihren Anteil an dieser Pflicht der Physik, aber nicht die Chemie — die Chemie, die uns die höchsten Wunder der Schöpfung enthüllt, wenn man sie im großen zu behandeln weiß. Diese Wissenschaft ist hier mit Stillschweigen übergangen, als wenn sie nicht vorhanden wäre.

Die Geduld wird erschöpft, all den Unsinn anzuführen und zu prüfen, der sich in den Artikeln über die Medizin, die Litteratur, die alten und die orientalischen Sprachen wiederholt findet. Doch beim Artikel der Geschichte, der so lächerlich unter den schönen Künsten seinen Platz erhalten hat, muß man anhalten. Hier wiederholt die Instruktion, daß „alles, was man in der Profangeschichte Tugend und Größe nennt, nur der höchste Grad des Stolzes ist“, und macht beim besonderen Artikel der russischen Geschichte dem Professor zur Pflicht,

[1]) Dorpat, 1819—1824. 6 Tomes.

darzulegen, „wie hoch die gegenwärtige Regierung an kriegerischem Ruhm und gesetzgebender Weisheit alle früheren Regierungen überragt und sie selbst verdunkelt hat". — Und man will Rußland, Europa glauben lassen, daß Kaiser Alexander diesen Satz, der so durchaus der ihn kennzeichnenden äußersten Bescheidenheit widerspricht, gelesen und unterzeichnet habe! Hat der Verfasser gedacht, daß unter der folgenden Regierung der Rektor von Kasan ihn fragen wird, ob der Professor der russischen Geschichte noch dieselbe Aeußerung thun und sie auf die neue Regierung anwenden soll? Kannte er denn nicht den Katechismus Napoleons, der diesem Ehrsüchtigen durch die darin herrschende Prahlerei die allgemeine Verachtung zugezogen hat?

Freilich später hat man gemerkt, daß dieser Satz eine Beleidigung des Kaisers sei, und unter dem Vorwand von Druckfehlern hat man eine neue Ausgabe dieser Instruktion für den Rektor von Kasan gemacht, wo jener Satz ausgelassen ist. So also spielt man mit einem Fürsten, der ein Freund der Bescheidenheit und Redlichkeit ist. Welche Veränderungen wird man nach diesem Beispiel unter dem Vorwand von Druckfehlern nicht machen können?

*

Wenn man diese Instruktion unter dem Gesichtspunkt einer litterarischen Arbeit betrachtet, ist man zum Urteil gezwungen, daß sie nur eine fortlaufende Phraseologie sei, wo Unwissenheit mit Kenntnissen und Bildung Parade machen will. Betrachtet man sie auf den ausgehängten Zweck hin, Religion und Frömmigkeit zu begünstigen, so ist man zum Urteil genötigt, daß sie nur das Gegenteil hervorbringen kann. Denn eine Jugend, zu der man in jeder Vorlesung der Geschichte, Philosophie, Physik, Medizin, der alten Sprachen u. s. w. nur von Religion und immer von Religion spricht, muß endlich einen Ekel vor der Religion erhalten und Frömmigkeit als eine ermüdende und lächerliche Uebung ansehen. Und die Professoren, welche der Rektor ausspioniert, um sich ihres Teils Christentum zu vergewissern und sie wegjagen zu lassen, wenn ihm dieser Teil nicht ausreichend erscheint — mit welcher Empfindung sollen sie die Jesus-Religion üben und lehren, diese sanftmütige Religion, die Gewaltsamkeit und Heuchelei verwirft und nur durch Liebe und Wahrheit zu herrschen weiß?

Prüfung der Instruktion für den Direktor der Universität Kasan.

Der Direktor leitet die Universität in Sachen der Oekonomie, der Polizei und der Sitten.

Man könnte den ökonomischen Teil mit Schweigen übergehen, da ein Reglement nur die Formen und nicht die Ehrenhaftigkeit, die dort obenan stehen soll, zu bieten vermag. Aber die Paragraphen 3 und 6 sagen, daß „alles, was die Universität an Mobilien und Immobilien besitzt, diesem Ressort angehöre, und der Direktor beauftragt ist, alle unnötigen Ausgaben, in welchem Fache es auch sei, einzuschränken". Nach diesem Paragraphen hat der Direktor das Recht, sich in die Verwaltung der Kabinette und wissenschaftlichen Sammlungen zu mischen,

da diese ein Hauptteil, der wichtigste Teil des Besitztums der Universität sind, und wenn er urteilt, daß dieses überflüssig oder jene Sammlung zu viele Mittel hat, so wird er Einschränkungen machen können. Da in dieser Hinsicht von den Professoren des Faches keine Rede ist, befinden diese Sammlungen und ihre Mittel, den Wissenschaften so kostbar, sich in den Händen eines Barbaren, der, selbst nicht Professor, kein andres Interesse hat, als sich durch Ersparungen geltend zu machen, die für den Fortschritt der Wissenschaften traurig sind.

Unter der Bezeichnung Polizei versteht man hier nicht nur die Maßnahmen zur Sicherheit der Gebäude und der Personen, sondern auch die Beaufsichtigung der Studenten. Gehen wir über den ersten Teil hinweg, um beim zweiten hangen zu bleiben, der mit einem Hauptfehler behaftet ist. Der Paragraph 14 sagt, daß gemäß der Verordnung des Staatsrats Magnizki (citiert der Verfasser sich hier nicht selbst?) „eine innere Aufsicht vorhanden sein muß, die den Studenten von seinem Eintritt in die Universität an fortdauernd umgiebt". — Bis wann? — Bis zu seinem Austritt. — Und nach seinem Austritt? — Das Kind, das immer überwacht ist, das immer eingewickelt gehalten ist, tritt in die Welt und in den Staatsdienst als Richter, Priester, Arzt, Administrator, ohne daß sein Geist gereift wäre, ohne daß sein Charakter sich gebildet hätte, ohne Erfahrung, ohne die geringste Kenntnis der Menschen gewonnen zu haben. Und glaubt man so ihn dem Staat und dem Gemeinwesen als einen fertigen Mann übergeben zu haben? Die wahre Erziehung, die einzige, dem Gemeinwohl wahrhaft günstige, die einzige, die Menschen und nicht Automaten aus Thon bildet, — das ist die, die den Willen und die sittliche Kraft des jungen Mannes in verhältnismäßigem Fortschritt zu seinem Alter und seiner Reife übt, ehe sie ihn in das bürgerliche Leben wirft. Das ist das Ziel dessen, was man akademisches Leben nennt, wo der Student, im Genuß seiner Freiheit unter einer gerechten Aufsicht, die ihn nicht zu sehr beengt und vor allem nicht erniedrigt, hin und wieder diese Freiheit mißbrauchen kann, Unbesonnenheiten begehen, ja selbst Ausschreitungen sich zu schulden kommen lassen kann, für die das Gesetz ihn sofort bestraft und ihm die innere Ueberzeugung, wenn er sie nicht schon hatte, beibringt, daß dem Vergehen stets die Strafe folgt. Diese Erziehung hat den großen Vorteil, dem jungen Manne eine frühzeitige Erfahrung zu gewähren, die er weder auf seine Unkosten noch zum Schaden der Gesellschaft erkauft. Das Kindergängelband, an welches man die Jugend von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren knüpfen will, ist gerade eine Anreizung zum Ausschlagen gegen das Gesetz, es erzeugt Betrüger, Heuchler, Schmeichler, diese häßlichen Menschen, die ihre wahre Meinung unter dem Schein des Gehorsams verbergen, sich für diese Knechtschaft am Gemeinwohl schadlos halten und die Autorität, die sie niederhielt, unbedingt hassen. Glaubt man im Ernst, auf diese Weise treue Unterthanen, für den Staat eifrige Diener, der Person des Monarchen ergebene Männer zu bilden? — Ein Kaiser kann das nicht sehen. Man muß es ihm sagen. Könnte er doch einem Manne glauben, den er seit zwanzig Jahren kennt, der seit zwanzig Jahren die Jugend der Universitäten beobachtet, studiert, geradezu

belauert hat, einem Vater zweier Söhne, deren sittliche Erziehung die Wahrheit dieser Grundsätze belegt! Das schreckliche Ergebnis seiner Beobachtungen ist, daß der Student, der seine Universität nicht liebt, weder seinen Fürsten noch seinen Vater liebt. — Das ist genug; es wäre zu schmerzlich, weiter in Einzelheiten einzugehen.

Der dritte Teil dieser Instruktion, der die sittliche Erziehung behandelt, zerreißt das Herz und kann nur Mitleid mit der Jugend einflößen, die in diesen Prinzipien erzogen wird.

Paragraph 2 verkündet die Unterwürfigkeit „als die Seele der Erziehung und die erste Bürgertugend, den Gehorsam als die wichtigste Tugend der Jugend, weil Unterwürfigkeit und Gehorsam dem Willen jene Nachgiebigkeit und Weichheit geben, die dem Gemeinwohl unentbehrlich sind“. — Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst! Das ist die oberste Vorschrift Christi, das Gesetz des Evangeliums, die erste Tugend des Christen jeden Alters, Geschlechts und Standes. Dieses erhabene Gesetz der Unterwürfigkeit unterordnen wollen, Nachgiebigkeit und Weichheit als Tugenden ehren, das ist ein Verbrechen an der Jugend, an der Menschheit, ein Majestätsverbrechen an Gott und Menschen. Was wird der Staat mit Bürgern, der Fürst mit Unterthanen machen, die keinen eignen Willen haben, die nur knechtisch zu gehorchen wissen, die Veruntreuungen, Erpressungen, Fälschungen sehen und nur die Tugend des Schweigens haben werden?

Unmittelbar darauf werden die Vorschriften der Religion über die Liebe und die Unterwürfigkeit empfohlen, und im selben Atem — die Verehrung für die Rangstufen. Großer Gott! Unsre Verehrung für dich, unsre Liebe, unsre christliche Nächstenliebe ist hier auf dieselbe Linie mit dem Respekt vor den Rangstufen gesetzt, deren geringste Mißachtung mit schweren Strafen bedacht ist.

Paragraph 3 befiehlt dem Direktor „unter der Strafe der größten persönlichen Verantwortung Sorge zu tragen, daß Achtung und Liebe für das Evangelium den Zöglingen der Universität eingeflößt würden“. Kann man diesen Zweck durch Drohungen erreichen? Wenn der Direktor ein unbestechlicher und frommer Mann ist, bedarf er nicht der Drohungen, um seine heilige Pflicht zu erfüllen. Ist er ein Heuchler, so wird er seiner Verwaltung den Anschein dessen geben, was sie sein sollte, während das Innere während einer Reihe von Jahren, bis das Auge des Vorgesetzten es wahrnimmt, eine Kloake von Unsittlichkeit sein wird. Die Menschen auswählen und zum Gewissen reden: das führt zum Ziel.

Der gleiche Paragraph macht dem Direktor zur Pflicht, die Professoren in ihren Vorlesungen und ihrem Privatleben zu überwachen, ein Auge darauf zu richten, daß sie zur Kirche gehen und die Sakramente empfangen. — Also mit Gewalt will man die Frömmigkeit entstehen und blühen lassen. Glaubt man, daß ein Mensch, den sein eigenes Gefühl nicht zum Tempel und zum Tische des Herrn führt, derart würdig mit Ueberzeugung und Andacht erscheint, mit jener inneren Anbetung, die allein die wahre Gottesverehrung ist, wenn er einzig durch

Furcht vor dem Direktor dorthin getrieben ist? — Nein, Kaiser Alexander hat nie dieses Schauderhafte ersonnen, das in seinem Namen veröffentlicht wird. Nein, nie wird ein Professor, der die Kenntnisse und Befähigung zu seinem Amte hat, sich ähnlichen Gesetzen und der doppelten Spionage des Direktors und Rektors unterwerfen.

Man kann danach über das Verdienst der Professoren urteilen, die man zu Kasan gelassen hat, und derer, die sich für diese Universität anwerben lassen!

Paragraph 3 enthält noch, „daß man die Studenten auf jede Weise begünstigen und beschützen wird, die sich durch ihre Frömmigkeit vor andern vorzüglich auszeichnen werden, und daß die, deren gute Aufführung der Direktor nicht bezeugen wird, die für wissenschaftliche Fortschritte bestimmten Preise nicht erhalten sollen, wie sehr sie übrigens solche sonst verdient hätten“. Kann man in unzweideutigeren Worten der Jugend Heuchelei und Nachgiebigkeit predigen? In einer Anstalt, wo alles durch Furcht und Lockung geleitet wird, wird die Jugend vom ersten Tage an wissen, daß das Aeußere alles macht, und daß es nur dem Direktor zu gefallen gilt.

Paragraph 8 erteilt dem Direktor, den Inspektoren und Professoren die Vorschrift, „darüber zu wachen, daß die Studenten anständig, bescheiden und höflich in ihrem Verkehr sind und ihr Aeußeres wie ihre Ausdrucksweise gefällig sei“.

Sehr gut; doch wenn hinzugefügt wird, „daß dies ein Hauptteil der Erziehung und immer die Frucht eines guten Charakters sei,“ so heißt das, das Wesen der Erziehung in die äußeren Formen legen, aus dem Charakter einen Firnis machen und eine Dummheit sagen. Denn jeder weiß, daß die Charaktere, die das Gepräge der Höflichkeit, der Eleganz, eines verbindlichen Aeußeren tragen, in der Regel weniger zuverlässig sind als die ernsten und ein wenig herben Charaktere, die zuweilen gegen die herkömmlichen Formen anstoßen, weil diese oft der Heuchelei gleichen. Aber in jener Anschauungsweise liegt einige Folgerichtigkeit; denn all dieses steht im Verhältnis zur ersten Tugend des Christen und Bürgers — der Unterwürfigkeit und Nachgiebigkeit. —

Es ist in diesem „Blick“ oft die Rede von der Religion gewesen, diesem heiligen Gefühl, das den Menschen in allen Lebenslagen durchdringen und vor allem die Seele dessen erwärmen soll, der es zu unternehmen wagt, Menschen zu bilden. Aber in welcher Lage findet sich heute diese Himmelstochter im russischen Reiche? — Hier redet jetzt weder Protestant noch Katholik, sondern ein Christ, der darüber seufzt, das Christentum zu einer Hofreligion geworden zu sehen.

Kaiser Alexander hat immer inmitten eines zugleich abergläubischen und gottesleugnerischen Hofes religiöse Empfindungen gehabt. Der Sieg von Leipzig entflammte seine reine Seele. Im tiefinnersten Gefühl der Hilfe der Gottheit und stark durch dieses erhabene Gefühl verkündete er mit Begeisterung Gott als Retter Europas auf dem Schlachtfelde, erhob seine Stimme zur Wiederaufrichtung

der Religion, die noch mehr als Europa zertrümmert worden, und gründete die heilige Allianz in der freilich eitlen Hoffnung, in den andern gekrönten Häuptern eine der seinigen verwandte Empfindung zu finden.

Seitdem sah man Hof und Verwaltung andächtig werden, und zur Deckung der Schande des vergangenen Lebens dekretierte man, je mehr man gesündigt, desto mehr müsse man als fromm angesehen werden, weil die Gnade sich vorzüglich den großen Sündern zuneige.

Seitdem sah man Menschen, die bis dahin wegen ihrer Laster allgemein verachtet waren, sich als Heilige erheben und vorgezogen unbescholtenen und wahrhaft religiösen Männern, die ein ganzes sittliches und christliches Leben ohne Affektation oder Heuchelei für sich haben. Zur Häufung des Uebels beging der einzig wahrhaft fromme Mann des Hofes (der Graf Karl Lieven), der sich diesem Strom der Irreligion und Niedrigkeit entgegenstemmen konnte, den Fehler, zu orthodox zu sein, sich im Kampf mit der evangelischen Geistlichkeit zu isolieren und dadurch seine Entfernung von den religiösen Geschäften zu überstürzen,[1]) welche man seit langem für ihn vorbereitete, um sich von seiner unbequemen Tugend loszumachen. Man that mehr: man vermischte die Politik mit der Religion und machte diese zur Dienerin jener und ließ sie die Unterwürfigkeit als die erste christliche Tugend predigen: eine List alten Datums und sehr bekannt, aber immer mächtig.

Kaiser Alexander hatte Europa von der Tyrannei eines einzigen befreit und Polen eine Verfassung gegeben; aber in Rußland ward die Religion beauftragt, die Seelen der Russen zu Sklaven zu machen, zu Sklaven unter einem Fürsten, der über Menschen und nicht über Maschinen herrschen will; der einst zum Autor dieses „Blicks“ sagte: Ich will nicht, daß der öffentliche Unterricht den Charakter der Jugend vernichte, ich will nicht Feiglinge im Staatsdienst haben. Keine Verderbtheit ist so schrecklich, so alle Grundsätze der weltlichen und christlichen Moral zerstörend, als die vom Mißbrauch der Religion herkommt. Die römische Kurie, die alle Laster und alle Verbrechen genährt hat, konnte nur dadurch dazu gelangen, der Christenheit des Mittelalters jenen Charakter der Verderbtheit zu geben, daß sie diese unbedingte Unterwürfigkeit predigte, die in den beiden Instruktionen für den Rektor und Direktor gepredigt wird. Es ist dieselbe, die in der Hand der Jesuiten die Ravaillacs und die Damiens gebildet und Joseph II. und Ganganelli das Leben gekostet hat. Der schönste Triumph der heutigen Jesuiten ist der, ihren persönlichen Feind, den Fürsten Galizyn, zum Narren gehalten, ihn dazu verführt zu haben, ihre Grundsätze in allen Anstalten der Volksaufklärung zu predigen und ohne es zu wissen ihre Rückkehr nach Rußland vorzubereiten. Sie werden diesen Minister stürzen[2])

---

[1]) Generaladjutant Graf Karl Lieven bekleidete neben dem Amte des Kurators der Universität Dorpat auch das des Präsidenten des Evangelischen Reichs-Generalkonsistoriums Juli 1819 bis November 1821.

[2]) Fürst Galizyn war bereits am 15. Mai 1824 seiner Stellung als Minister des Kultus und der Volksaufklärung enthoben, und wenn Magnizki auch nicht sein Nachfolger

und an seine Stelle Herrn v. Magnizki setzen, den Verfasser der beiden Instruktionen und des entsetzlichen Plans, alle Gymnasien und Kreisschulen in Pensionen zu verwandeln.

Nein, die Christusreligion, diese sanftmütige Religion, die, mit der Heiligen Schrift zu reden, die Seelen vom Joche des Gesetzes befreit, diese heilige Religion der Liebe, die so laut die Achtung vor den Kindern predigt, sie bedarf keiner Kunstgriffe, keines Despotismus, um über die Herzen zu herrschen; sie durchdringt sie von selbst; sie erwärmt sie, ohne sie zu versengen; sie führt sie zum Ziel ohne Gewalt; sie flößt ihnen Demut ohne Erniedrigung ein; sie predigt Treue gegen die Herrscher ohne Sklaverei. Ihre eignen Mittel sind die einzigen, die zum Ziele führen. Alle andren, die menschliche Leidenschaft an ihre Stelle setzen will, sind nicht in ihrem Geist und können sie gerade dann, wenn sie ihr einen Thron zu errichten scheinen, nur von den Herzen ausschließen.

*

Aber verlassen wir diese großen Gedanken, um den Einzelheiten der Verwaltung der Volksaufklärung näher zu treten.

In Rußland setzt man die Professoren in Masse und ohne Formen ab, als ob Rußland einen großen Ueberfluß an Männern der Wissenschaft hätte, und als ob es keine Gesetze für die persönliche Sicherheit der Professoren gäbe. Unter dem Grafen Sawadowski wurden vier Professoren von Kasan verjagt, weil sie betrügerische Rechnungen nicht unterzeichnen wollten und dem Direktor sagten, daß er sich täusche. Einige Jahre später wurden drei Professoren von Charkow durch den Gouverneur gefangen gesetzt, auf die in der Folge als frivol erkannte Anklage eines schlechten Subjekts hin, und einer von ihnen starb im Gefängnis. Unter dem jetzigen Ministerium hat schon Magnizki neun Professoren von Kasan als gefährlich wegjagen lassen, von denen einer bald darauf am Institut von Zarskoje Sselo unter den Augen des Kaisers eine Stelle erhielt. Dann erlitten vier Professoren von Petersburg das Schicksal der neun von Kasan, gleicherweise wegen politischer und religiöser Ketzerei. Diese Akte einer Schreckensherrschaft widerstreiten den Statuten der russischen Universitäten, die anordnen, daß jeder Professor vom Conseil seiner Universität gerichtet werde, sie zerstören die persönliche Sicherheit, erniedrigen den Stand der Männer der Wissenschaft bei einem Volk, in dessen Augen man ihn erheben müßte, um den Adel zu gewinnen, sich ihm zu widmen, und machen der russischen Regierung einen so bösen Ruf im Auslande, daß sogar Dorpat die Zahl seiner Professoren nicht zu ergänzen vermag, obgleich man übrigens dort diese Hochschule sehr wohl von den andern russischen Universitäten unterscheidet.

*

wurde, so hatte er doch mit dem Archimandriten Photi, dem Metropoliten Seraphim und Araktschejew eifrigst zu seinem Sturze mitgewirkt. Näheres bei P. v. Götze, „Fürst Alexander Galizyn und seine Zeit“. 1882. S. 201 ff. Parrot hat vermutlich diese Stelle seines, wie er im Begleitschreiben an den Kaiser sagt, zwei Jahre vor der Abgabe verfaßten Memorials den Umständen gemäß in der Reinschrift zurechtgestellt.

Die Akademien sind Institute, die einen unablöslichen Teil der Volksaufklärung bilden. Für den Fortschritt der Kenntnisse errichtet, sind sie einigermaßen die Hüter der Nationalehre an ihrem Teil. Rußland hat (von andern litterarischen Gesellschaften abgesehen) ihrer zwei: die russische Akademie und die Akademie der Wissenschaften, beide in Petersburg. Die erste, bestimmt zur Vervollkommnung der russischen Sprache und der nationalen schönen Litteratur, erfüllt ihren Zweck. Gegenwärtig herrscht dort eine edle Thätigkeit, volle Freiheit der Meinungen und ein glücklicher Zusammenfluß von Arbeiten. Was dort geschieht, ist schon viel, und sie gewährt die schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Das gilt nicht für die Akademie der Wissenschaften, einst glänzend und berühmt, aber heute bescheiden und vergessen, und sie hat nicht viel mehr als die Tugend eines gut gearteten jungen Mädchens, die, nicht von sich zu reden zu geben. Es ist für Rußland eine Schande, daß diese Akademie, die so viel für die Wissenschaften thun könnte, nichts thut, und es ist unfaßlich, daß seit der allgemeinen Neugestaltung des öffentlichen Unterrichts man eine Anstalt, die den Ruhm Rußlands ausmachen sollte und könnte, so obenhin behandelt hat.

*

Der Ukas, der die Prüfungen für die Rangstufen vorschreibt, ist noch in Kraft, dieser Ukas, dessen zahlreiche Fehler Kaiser Alexander anerkannt hat, und den er durch einen andern, auf die wahren Prinzipien gegründeten, den der Verfasser gegenwärtigen „Blicks“ ihm vorgestellt hatte, zu ersetzen beschlossen hatte. An allen Universitäten des Reichs fabriziert man Kollegienassessoren. In Petersburg stellt sich der Kandidat besonders jedem einzelnen Examinator vor, läßt sich in einem oder zwei Fächern prüfen, einige Monate nachher in einigen andern, so daß er nach Ablauf eines Jahres seinen Rundgang beendet hat und er seine Zeugnisse für jede Wissenschaft besitzt, die er darauf dem Komitee vorlegt; und das Komitee händigt ihm das Generalzeugnis aus, daß er die Prüfung in allen vorgeschriebenen Fächern bestanden habe. Also lernt man für den Augenblick der Prüfung das Dürftigste an Kenntnissen auswendig, die man sich durch ernste Studien gründlich aneignen müßte; man umgeht das Gesetz, ohne Zweifel zum Vorteil der Examinatoren. In Moskau hat Professor Schlözer ein kleines Buch von einem Dutzend Blätter in Fragen und Antworten verfaßt, das alle Prüfungsgegenstände enthält. — Was soll man dazu sagen? — Das Reich hat Kollegienassessoren nötig. Führt man den Ukas in seinem wahren Sinne aus, wird ganz Rußland nicht eine zum Examen fähige Person liefern. Folglich muß man Komödie spielen, und der Staat hat sogar kein Recht, die Schauspieler zu strafen.

Dringendere Angelegenheiten zwangen anfangs den Kaiser, die Verbesserungen dieses Ukases auf eine andre Zeit zu verlegen. Seitdem hat er ein Komitee mit dieser Arbeit beauftragt, von dem ein Glied, Herr Alexander v. Turgenjew der Aeltere, durch seine Ehrenhaftigkeit bekannt, vor mehreren Jahren den Verfasser dieses „Blicks“ bat, ihm seine Gedanken hierüber mitzuteilen. Indessen ist nichts

geschehen. Der Grund dafür ist einfach: Man will nicht in Rußland das Prinzip aufheben, daß jedermann zu allem fähig sein soll; man will die Leichtigkeit bewahren, vom Senat zu einem Medizinalkollegium zu springen, von der Medizin zu den Finanzen, von den Finanzen zu den auswärtigen Angelegenheiten, man will sich das Recht erhalten, in allen Departements den einträglichsten Posten zu wählen, auf den man kraft des Rangs, den man erworben, Anspruch machen kann. Dieses Vorurteil, das in Rußland so stark herrscht, zerstört wahre Bildung und eine gute Verwaltung und wird, solange es besteht, den Staat der Unterthanen berauben, die fähig sind, ihre Aemter würdig auszufüllen. Das ist ein Krebsschaden, der alle Verwaltungszweige verdirbt und an der inneren Stärke des Staates nagt.

*

Dieses Bild vom Reiche, soweit es die Volksaufklärung betrifft, aus der die wahren Quellen des Wohlergehens oder des Unglücks der Staaten fließen, ist betrübend. Aber es ist nicht zum Verzweifeln. Noch weniger darf es eine starke Seele wie die des Kaisers Alexander entmutigen. Alle diese Uebel können wieder gut gemacht werden, und dieser großherzige Kaiser, der das Gute so tief empfindet, der des Beistandes Gottes in seinem großen Werk gewiß ist, wird darin Erfolg haben und seinem Kriegsruhm noch den dauerhafteren hinzufügen, die Grundlagen des inneren Glücks, das heißt der wahren Größe seines Reichs zu legen. Und diese schöne Arbeit ist weniger schwer und hat mehr Reiz als man glaubt.

Ja, Majestät, Ihre politische Größe erschreckt Europa, das sich auf dem Punkt glaubt, sich durch den Koloß von Macht vernichtet zu sehen, den die Vorsehung in Ihre Hände gelegt und Ihrer Lenkung anvertraut hat. Aber Sie haben nicht das erhabene Wort vergessen, das Sie mir einst sagten, als Napoleon Kaiser geworden: Er ist allmächtig, und wenn er das Glück seines Volkes schafft, werde ich ihn von ganzem Herzen Bruder nennen. Am entgegengesetzten Ende Europas sind Sie an seiner Stelle, aber mit entgegengesetzten Prinzipien, und Sie werden für Rußland thun, was er für Frankreich nicht gewollt hat, und und was er nicht hat thun können, weil er keine Seele hatte. Nach der Befreiung Europas und der Begründung des Friedens werden Sie Genugthuung, selbst Reiz in der inneren Verwaltung Ihres Reiches finden, sobald Sie die Mittel wählen, die zum Ziele führen.

Die Religion und die Volksaufklärung, diese ewigen Grundlagen des Gedeihens der Völker, fordern Ihre Sorge und belohnen Sie durch den Erfolg, der nicht fehlen kann, wenn Sie Wahrheit, Einfachheit und Bildung dort herrschen lassen, wo Heuchelei, List und Unwissenheit regieren. Fürchten Sie nicht, an Mitteln Mangel zu leiden, das heißt an Menschen, die das Gute thun können und wollen. Sie werden erscheinen, sobald sie es wagen werden, und handeln, sobald sie es können werden.

Nach zehnjähriger Entfernung richte ich an Ew. Majestät diese Worte, den Ausdruck meines Gefühls für Sie, das Sie während zehn Jahren gekannt und

geliebt haben. O wie oft haben Sie mich an Ihr Herz gedrückt! Ich war dessen wert, denn ich wollte nur Ihr Glück. Ich bin es noch und ich erinnere Sie daran, um Ihnen das Vertrauen zu den wahren Prinzipien zurückzuführen. Sie waren mein Heros, als niemand in Ihnen Heroismus vermutete. Heute sind Sie der Heros des Publikums geworden, werden Sie deshalb aufhören, der meine, der der Nachwelt zu sein?

* * *

Ew. Majestät haben in der Denkschrift die Namen des Fürsten Galizyn und des Herrn Magnizki gelesen. Seitdem habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß das größte Unrecht des ersteren gewesen ist, sein Ohr zu sehr den Einflüsterungen des letzteren zu leihen, der jetzt der Schrecken des öffentlichen Unterrichtswesens geworden ist.

Ich habe mich seitdem hundertmal gefragt, welche Hebel dieser wilde Mensch wirken läßt, um einen so verderblichen Einfluß zu erlangen, daß er schließlich Minister eines Departements werden konnte, das er vernichtet, und ich mußte mir, auf die Thatsache gestützt, sagen, es geschehe dadurch, daß er die edle und ritterliche Seele Eurer Majestät, diese Seele ohne Furcht und Tadel, mit einer Wolke von Befürchtungen und Beargwöhnungen umgiebt, durch die man sie immer, mehr oder weniger verdunkelt, leuchten und oft jene trügerische Wolke zerreißen sieht, um in voller Klarheit zu glänzen.

Fühlen Ew. Majestät sich glücklich in dem Nebel des Mißtrauens, der in jedem Augenblick Ihre natürlichen Bewegungen einengt, der Sie zwingt, im Finstern zu tappen, bei jedem Schritt den Boden zu untersuchen, der gegen Ihre treuesten Unterthanen die Hand bewaffnet, welche nur Wohlthaten würde verbreiten wollen, die Ihnen die Jugend mit den schwärzesten Strichen zeichnet, diese Jugend, die Sie trotz aller Abneigung und Furcht, die man Ihnen gegen sie einflößen will, dennoch lieben? — Furcht? Was? Alexander I. hat Ukase erlassen können, die der Jugend der Universitäten und Schulen sagen, daß er sie fürchtet! Im Namen Gottes, der sieht, was ich Ihnen schreibe, nehmen Ew. Majestät diese Ausdrücke nicht übel! Ja, der letzte Ukas, der da sagt, daß gelegentlich der in Polen begangenen politischen Ausschreitungen es dieser Jugend verboten ist, die Stadt zu verlassen, ohne jeder für sich die Erlaubnis des Rektors zu haben, und andre Fesseln ihren natürlichsten Bewegungen auferlegt — dieser Ukas sagt laut, daß die Regierung die Jugend fürchtet. Und Sie sind im Begriff, einen neuen Ukas für das gesamte Unterrichtswesen zu unterzeichnen, der das noch viel stärker sagen wird. Haben Ew. Majestät die Wirkung dieser Erklärung in Rechnung gezogen? Begreifen Sie, ich bitte Sie darum, daß dies die politischen Ausschreitungen, die Machinationen, die kleinen Aufstände hervorrufen heißt. Aber das will man, um sich notwendig zu machen. Man muß immer neue Stacheln in Ihr Herz senken.

Aber das Ausland, sagen Sie, ist voll Beispielen ähnlicher Ausschreitungen.

Mag sein, obwohl viel von dem, was die Blätter, die durch die Begünstigung des Systems geleitet werden, uns übermitteln, abzuziehen ist. — — — — —

Doch blicken Ew. Majestät auf Ihr Rußland! Zwar klagt man in einiger Hinsicht; aber Sie werden geliebt, ja angebetet. Schliefen Sie auf irgend einer Straße, auf irgend einem Pfade, so würden die Bauern anhalten und bei Ihnen wachen, nicht, um Sie gegen einen Angriff zu schützen, sondern um Sie vor einem Zufall zu bewahren. Es giebt nur ein Mittel, Sie dieser allgemeinen Liebe zu berauben — das ist die Jugend tief zu kränken. Ein Mann verzeiht eine Ungerechtigkeit, selbst eine Grausamkeit, die gegen ihn selbst begangen worden; aber ein Vater vergiebt nie das Böse, das seinem Sohne angethan ist. Glauben Sie das einem alten Schulmeister, der die Jugend und alle ihre Beziehungen seit vierzig Jahren beobachtet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Geruhen Ew. Majestät sich Ihren eigenen klaren und erleuchteten Gedanken wieder zu überlassen, die Sie so sicher bis zur Epoche der Kongresse geleitet haben. Entfernen, zerreißen Sie diese Nebel, mit denen man sie zu verdunkeln sucht. Ausländer haben sie gewirkt, um Sie zum Schreckbild Europas zu machen, und einige aus Ihrer Umgebung, und Herr Magnizki als der Eifrigste und Unbändigste von allen, vermehren und verdichten sie, um sich notwendig zu machen, um sich zu rühmen, Ihre Stütze zu sein.

Gehen Herrscher denn zu Grunde, wenn sie die Menschheit nicht zerdrücken und die Jugend nicht brandmarken? Gewiß nicht, wohl aber die Ehrgeizigen und Ränkeschmiede, die unter Ihrem Namen, den sie lästern, herrschen wollen. Seien Sie, mein vielgeliebter Heros, seien Sie sich selbst gleich. Werfen Sie weit von sich diesen Argwohn, dieses Mißtrauen, das die Bitterkeit Ihres Lebens schafft. Glauben Sie nicht mehr dieser nichtswürdigen Verschlagenheit, die in Ihren Augen die Menschheit, sogar die Jugend, schwarz färbt. Trauen Sie dem Auge Ihres Parrot, der unaufhörlich nur für Sie sieht, der die Menschen mehr gesehen und beobachtet hat als das schlechte Individuum, das es gewagt hat, sich Ihnen zu nahen, um Ihr Herz zu vergiften! — Geben Sie sich der Menschheit wieder, die zu Ihren Füßen kniet, um diese Gnade zu erhalten.

Ihr Parrot,

stets Ihr Parrot.

*

Brief wie Denkschrift hatten keine Wirkung. Am 1./13. September trat der Kaiser seine Reise nach Südrußland an, von der er nicht mehr zurückkehrte. Er starb in Taganrog am 19. November. Sein Nachfolger schloß sehr bald Magnizki aus dem Staatsdienste aus.



Rückblick auf mein Leben.

Vom
Wirklichen Geheimen Rat und Unterstaatssekretär a. D. **Justus v. Gruner.**

(Schluß.)

VIII.
Gruners Leben bis 1871.[1])

Das Ministerium, welches bei meinem Ausscheiden in Funktion war, bestand jetzt aus Konservativen unter der Präsidentschaft des Prinzen Hohenzollern. Es lag aber auf der Hand, daß diese Kombination keine Dauer haben konnte. Prinz Hohenzollern war ein schwerfälliger, in den Geschäften wenig erfahrener, bejahrter und in seiner Kraft gebrochener Mann, und Herr von der Heydt, welcher die eigentliche Seele des Ministeriums bildete, war ein Mann der Routine und nichts weniger als ein umsichtsvoller Politiker und beging einen Mißgriff nach dem andern. Die Hauptschwierigkeit aber einer Verständigung zwischen der Krone und der Zweiten Kammer bildete der unbeugsame Entschluß des Königs, an seinem Heeresorganisationsplan festzuhalten und kein Titelchen davon nachzugeben. In diesem Zustand der Ratlosigkeit und der äußersten Verwirrung richteten sich alle Augen auf Herrn v. Bismarck, welcher im Frühjahr 1862 von Petersburg abberufen und nach Paris versetzt wurde. Ich selbst sah inmitten dieser furchtbaren Lage in ihm den indizierten Retter, oder, wie ich mich damals auszudrücken pflegte, den Moschus, zu welchem in seiner tödlichen Krankheit der preußische Staat greifen müsse. Herr v. Schleinitz blieb nach wie vor dabei, daß es ein lebensgefährliches Wagnis sei, einen Mann von der Waghalsigkeit Bismarcks an die Spitze der Geschäfte zu stellen. Nach innen, meinte er, möchte Bismarck immerhin einen Halt gegen die Bestrebungen der Fortschrittspartei gewähren, nach außen hin aber werde derselbe jedenfalls den Staat in Kriege stürzen und zunächst den Reigen mit Oesterreich eröffnen. Von welchem Erfolge dieses Experiment aber sein würde, sei natürlich unberechenbar.

Auch der König persönlich trug offenbar viele Bedenken, ehe er sich entschließen konnte, einen Mann von der gewaltsamen Natur Bismarcks an seine Seite zu rufen. Diese Bedenken aber traten bei ihm mehr und mehr zurück, als er sich in die Notwendigkeit versetzt sah, entweder auf die Armeereorganisation in dem beabsichtigten Sinne zu verzichten, oder Herrn v. Bismarck als dem einzigen noch möglichen Retter die Leitung der Geschäfte anzuvertrauen. In

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir brauchen wohl nicht besonders auszuführen, daß wir die gegnerischen Urteile Gruners über Bismarck und seine Politik keineswegs teilen. Bei Memoiren müssen wir manche Ansichten von Staatsmännern aufnehmen, welche mit der Richtung der „Deutschen Revue“ im Widerspruch stehen, aber in der Geschichtschreibung muß der Grundsatz: Audiatur et altera pars festgehalten werden.

den letzten Tagen des September 1862 übernahm Herr v. Bismarck das Präsidium des Staatsministeriums und am 1. Oktober die Leitung des Auswärtigen Amtes.

Der Gegensatz zwischen dem Charakter der früheren liberalen Verwaltung und dem Regimente Bismarck lag in der That auf der Hand. Das liberale Ministerium hatte sich offen und entschieden auf allen Gebieten zu einer Politik der Reformen bekannt. Im Innern wollte es streng verfassungsmäßig operieren und die als notwendig erkannten Reformen, wie zum Beispiel in betreff der Kreis- und Provinzialordnungen, in schonender Weise einführen. Nach außen hatte es den Gedanken, das Bundesband als einen Allianzvertrag sämtlicher deutscher Staaten zur Verteidigung des deutschen Gebietes aufrecht zu erhalten, den deutschen Einzelstaaten gegenüber aber die Thätigkeit des Bundestages möglichst lahm zu legen und die kleinen deutschen Staaten im Wege freier Vereinbarung in ihrer Gesetzgebung sich zu assimilieren. Demgegenüber ist es schwer, den dominierenden Gedanken Bismarcks scharf zu präzisieren. Zu der Zeit, als er eintrat, war er wohl noch immer von dem Gedanken beherrscht, welchen er so oft in seinen früheren Privatbriefen an den Minister v. Schleinitz ausgedrückt hatte: „Vor allem die Macht und Größe Preußens nach außen, im Innern aber konservativ und royalistisch bis zur Vendee." Es ist bezeichnend für diesen in vieler Beziehung so reich begabten und mit großen Eigenschaften ausgestatteten Geist, daß er den zweiten Teil dieses seines Programms bald total verlassen hat. Niemals hat ein deutscher Staatsmann dem Königtum stärkere Wunden geschlagen als Bismarck, und wenn man seine Thätigkeit nach dieser Seite hin ruhig ins Auge faßt, kann man nur den Worten, die ich bereits früher erwähnt habe, zustimmen, welche Mitte der siebziger Jahre triumphierend nach einem großen Mittagsmahle der Abgeordnete Miquel zu seinen Dresdener politischen Freunden sprach: „Es ist das unsterbliche Verdienst des Fürsten Bismarck, daß er unter Führung der Monarchie eine große und gründliche Revolution in Deutschland vollbracht hat."

Will man der Sache ganz nahe treten und will man den Kern derselben ohne Rückhalt in ihrer wahren Natur bezeichnen, so wird man sagen müssen, daß, indem der König Herrn v. Bismarck die Leitung der Staatsgeschäfte übergab, dies unter der bestimmten Voraussetzung und Bedingung geschah, daß Bismarck die vom König gewünschte und als notwendig angesehene Reorganisation in ihrem vollen Umfange durchsetzen sollte, daß dagegen seinerseits der König ihm in der auswärtigen Politik freie Hand lassen würde. Es verdient mit Rücksicht auf seitdem eingetretene Ereignisse hier ausdrücklich bemerkt zu werden, daß Herr v. Bismarck bald nach seinem Amtsantritt in Frankfurt a. M. zu einem entschiedenen Gegner Oesterreichs wurde und für denjenigen preußischen Staatsmann galt, welcher am meisten geneigt wäre, mit Frankreich und Rußland gleichzeitig in ein intimes Freundschaftsverhältnis zu treten. Wie wenig man sich in Wien über den tödlichen Haß, welchen Herr v. Bismarck gegen Oesterreich gefaßt hatte, täuschte, dazu mag folgender Vorfall einen kleinen Beitrag geben. Als es sich

im Winter 1858 bis 1859 darum handelte, den Gesandtschaftsposten in Wien neu zu besetzen, äußerte Baron Koller, damals österreichischer Gesandter in Berlin, sich gegen Herrn v. Schleinitz dahin: „Schicken Sie uns, wen Sie wollen, uns ist jeder recht, nur einer nicht, den ich Ihnen aber nicht erst zu nennen brauche.“ Herr v. Schleinitz verstand diese Aeußerung sehr wohl; der eine, welcher nicht genannt wurde, war Herr v. Bismarck. Charakteristisch für seine ganze Denkungsweise war und bleibt eine Stelle, welche in der Rede vorkommt, die Bismarck im Oktober 1850 zur Verteidigung der Konvention von Olmütz in der damaligen Zweiten Kammer hielt, und die, was Schwung und oratorische Bedeutung anbetrifft, vielleicht das Beste war, was er je gesprochen hat. „Nur Professoren und Geheimräte,“ äußerte er, „hätten wegen der Schleswig-Holsteinschen Sache Krieg machen wollen.“ Krieg wegen einer Verfassungsfrage sei geradezu kindisch. „Ja, wenn der Monarch,“ fuhr er fort, „mich rufen ließe und mir mitteilte, es handle sich darum, eine Provinz zu erobern, dann wäre dies etwas andres, darüber ließe sich reden.“ In dieser Aeußerung liegt der ganze Charakter der Bismarckschen Politik: Eroberung, Vergrößerung nach außen. Dies war der Inhalt, dies der letzte Zweck aller seiner politischen Schritte. Gegen mich selbst hat er, als wir im Frühjahr 1851 zusammen in Frankfurt waren und auf sehr freundschaftlichem, wenn auch nicht vertrauensvollen Fuße standen, wiederholt geäußert: „Der Preuße ist großschnauzig. Wenn man ihm das Recht giebt, dies nach außen zu sein, kann man nach innen machen, was man will.“ Endlich ist die Aeußerung bekannt, welche er in einer Kommission des Abgeordnetenhauses wenige Tage nach seinem Amtsantritt als Ministerpräsident gethan hat: „Die deutsche Frage kann nicht durch schöne Reden und Depeschen, sondern nur durch Blut und Eisen gelöst werden.“ Und so in der That hat er sie in einer Weise gelöst, welche nicht sowohl an die Politik und Person König Friedrich II., als an diejenige des ersten Napoleon erinnert.

Als wenige Monate nach seinem Amtsantritte und nach dem Ausbruche der letzten polnischen Revolution Bismarck mit dem russischen Gouvernement die bekannte Militärkonvention schloß, welche uns bei einem Haar in einen Krieg mit den Westmächten verwickelt hätte, machten mehrere meiner näheren Bekannten im Ministerium es mir zum Vorwurf, daß ich nicht nach Wiederherstellung meiner Gesundheit auf meinem Platz im Ministerium des Aeußeren wäre. „Wären Sie,“ meinten diese wackern Leute, „an seiner Seite gewesen, so hätte Ihr besonnener Rat ihn jedenfalls abgehalten, einen so verhängnisvollen Fehler zu begehen.“ Diese wackern Männer befanden sich in einem schweren Irrtum. Ein Zusammenarbeiten Bismarcks mit mir wäre von Hause aus eine moralische Unmöglichkeit gewesen. Mein Grundsatz nach außen wie nach innen war der einer allmählichen und besonnenen Reform, das Grundprinzip Bismarcks aber war Gewalt und Eroberung nach außen und Anpassen der innern Politik an die Ziele der äußern, ohne sich durch Recht und Moral irgendwie binden zu lassen. Ich hätte nicht vier Wochen lang mit ihm zusammen wirken können. Niemand wird Herrn v. Bismarck große Gaben abstreiten, aber seine Leitung der innern

Verhältnisse ist das Planloseste, was es giebt, und beweist lediglich, daß, wenn er politische Klugheit und Berechnung in hohem Maße besitzt, die politische Weisheit ihm völlig abgeht.

Zu Anfang Mai verließ ich Berlin im Zustande völliger körperlicher und geistiger Erschöpfung. Ein junger Freund von mir, welchen ich für die Leitung der Presse in das Ministerium gezogen hatte, Professor Neumann, erhielt vom Grafen Bernstorff die Erlaubnis, mich zu begleiten, und da er ein enthusiastischer Bewunderer der Schweiz war, so wandten wir uns zunächst nach Interlaken, obgleich dies mit seiner weichen Luft, so wie ich seitdem die Dinge habe kennen lernen, für mein tieferschüttertes Nervensystem keine richtige Wahl war. Hier traf ich mit dem Grafen Schwerin zusammen, welcher soeben von einer Erholungsreise nach Italien mit seiner Frau, Tochter und Nichte zurückkam. Unser Gespräch über die jüngste Vergangenheit bestärkte mich in der Ansicht, daß Schwerin ein selten uneigennütziger und treuer Patriot war, daß aber sein politisches Urteil einen nur sehr beschränkten Kreis beherrschte.

Nach meiner Rückkehr nach Berlin und nach Wiederherstellung meiner Gesundheit, welcher ich doch drei bis vier Monate hatte widmen müssen, fand noch ein Nachspiel in betreff meines Ausscheidens aus dem Amte statt, welches ungemein charakteristisch war. Als ich in Berlin ankam, etwa im August des Jahres 1862, befand sich noch das Ministerium von der Heydt im Besitz der Geschäfte. Den Gedanken an einen Wiederantritt in diese letzteren hatte ich auf lange Zeit hinaus aufgegeben. Gleichwohl legte ich den höchsten Wert darauf, mir die Möglichkeit vorzubehalten, eintretenden Falles auch öffentlich politisch aufzutreten. Es schien mir dabei wünschenswert, vom Könige als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen zu werden. Herr v. Schleinitz regte diesen Gedanken bei dem Könige an, und dieser ließ ihn beim Staatsministerium zur Sprache bringen. Der Sache schien an sich auch nicht das leiseste Bedenken im Wege zu stehen; dem war aber nicht so. Das Ministerium, aus meinen alten Gegnern, den Konservativen, bestehend, konnte jedoch dem alten Wochenblattmann seine oppositionelle Vergangenheit nicht vergeben. Es erstattete dem Könige einen schriftlichen Bericht und führte darin aus, daß es dem Ansehen des Herrenhauses nicht dienlich sein könne, wenn ein Beamter, welcher soeben aus Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit aus dem Dienste geschieden sei, zum Mitgliede desselben ernannt würde. Es hieße dies, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Herrenhaus zu einer Art Invalidenversorgung herabdrücken. Der Minister v. Schleinitz ließ sich diesen Bericht zur Einsicht geben und sprach mir sein Bedauern darüber aus, daß sich ein solches Hindernis der Sache entgegengestellt habe. Er ging aber noch weiter und verteidigte gleichsam die Ansicht des Staatsministeriums, indem er einräumte, daß der König allerdings nicht jeden aus Gesundheitsrücksichten aus dem Dienste geschiedenen Beamten in das Herrenhaus berufen könne. Diese nicht sehr freundliche und besonnene Aeußerung meines alten Chefs und Freundes machte meiner Geduld ein Ende. Ich machte ihm bemerklich, daß ich nach meinen schwachen Kräften dem Koblenzer Hofe zu einer

Zeit zur Seite gestanden hätte, wo derselbe völlig isoliert dagestanden habe, und daß ich glaubte, seitdem nichts begangen zu haben, was das Andenken an jene Zeit bei dem König habe verwischen können. Diese mit ungewohnter Heftigkeit ausgesprochenen Worte gaben Herrn v. Schleinitz die Ueberzeugung, daß ich nicht gesonnen sei, in dieser Sache mit mir spielen zu lassen. Er suchte mich zu beruhigen, begleitete mich bis weit hinaus an die Treppe und gab mir zu wiederholten Malen die Versicherung, es werde sich ja wohl noch alles nach meinen Wünschen arrangieren. So war es denn auch in der That. Herr v. Schleinitz brachte dem Könige gegenüber die Sache nochmals zur Sprache, und dieser erteilte Herrn v. Schleinitz den Auftrag, dem Minister von der Heydt mitzuteilen, daß es des Königs persönlicher, entschiedener Wunsch sei, mich zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt zu sehen. Sofort verschwanden alle Schwierigkeiten, und es erfolgte ohne Aufschub meine Ernennung. Diese fand unmittelbar vor dem Eintritt Bismarcks in den letzten Tagen des September statt, so daß ich weder damals noch seitdem direkt mit Bismarck amtlich zu thun gehabt habe.

Der Verzicht auf eine amtliche Thätigkeit, für die ich drei und ein halbes Jahr hindurch ausschließlich gelebt hatte, wurde mir außerordentlich schwer. Ich fühlte die Lücke, welche dadurch in mein Leben eintrat, um so lebhafter, als die innere Lage des Landes und die Stellung der Parteien es mir unmöglich machten, mich einer derselben rückhaltlos anzuschließen. Die Krone zeigte sich fest entschlossen, ihre Reorganisationsidee durchzuführen und in dieser Beziehung nicht die mindeste Konzession zu machen, die fortschrittliche Majorität des Abgeordnetenhauses dagegen sah in der Verwirklichung dieser Idee eine schwere Gefahr für der Freiheit und eine tiefe Beugung des Landes unter das Joch des Militarismus. Die Wahrheit lag in der Mitte. Die Armee bedurfte der durchgreifenden Reorganisationen, aber nirgends lag die Notwendigkeit vor, dieselben bis zu dem Maße zu steigern, wie es der Roonsche Entwurf that. Auf beiden Seiten herrschte eine leidenschaftliche Erregung, kein Teil wollte nachgeben, und immer weiter entfernte sich die Aussicht auf eine schließliche Verständigung. Innerhalb dieses maßlosen Parteigewirres fand sich für mich kein Platz.

Für Bismarck lag die Sache ziemlich einfach. Glückte es ihm nicht, im Innern zum Frieden zu gelangen, so war er entschlossen, sich nach außen zu werfen, und so die Aufmerksamkeit und die Leidenschaften der Nation dorthin abzuleiten. Er hatte anfangs den Versuch gemacht, durch persönliches Entgegenkommen gegen die einzelnen Parteiführer sich zu verständigen und sie für seine Gesichtspunkte zu gewinnen. Bei der herrschenden Erbitterung war dieser Versuch mißlungen. Seine in der Kommission gleich nach seinem Amtsantritt gethane Aeußerung, die deutsche Frage müsse mit Eisen und Blut gelöst werden, konnte zwar auf den Weg zeigen, welchen er in Zukunft gehen wollte, aber bei der allgemeinen Erbitterung der Gemüter vermehrte jene Aeußerung nur den Haß, welcher Bismarcks Eintritt in die Geschäfte gefolgt war.

Nichtsdestoweniger hielt Bismarck unerschütterlich fest an dem oben an-

gedeuteten Gedanken. Als der Kurfürst von Hessen ein neues Ministerium gebildet hatte, von welchem die Verfassungspartei Gefahren für die wiederhergestellte Konstitution von 1831 befürchtete, schickte Bismarck mittelst eines Feldjägers eine Depesche nach Kassel, in welcher er die Entlassung des neuen Ministeriums innerhalb 24 Stunden forderte, widrigenfalls sich Preußen die geeigneten anderweiten Schritte vorbehielte. Der Kurfürst, welcher wohl sah, daß es sich hier um keinen Scherz handle, gab nach und entließ sofort seine neuen Minister. Dies war eine Enttäuschung für Bismarck, welcher unmittelbar vorher einem meiner Freunde, dem Herrn von Saucken-Julienfelde, im königlichen Palais begegnet war und demselben auf der Treppe zuredend gesagt hatte: „Beruhigen Sie sich, in acht Tagen stehen unsre neuen Bataillone im Feuer.“

Inmitten einer solchen gefährlichen Lage im Innern spähte Herr von Bismarck aber fortwährend sehnsüchtig nach einer Gelegenheit, den inneren Konflikt nach außen zu werfen, noch immer erfüllt von der Ueberzeugung, welche er mir in früheren Jahren so oft ausgesprochen: der Preuße ist großschnauzig, wenn man ihm nach außen Satisfaktion verschafft, kann man im Innern machen, was man will.

Wenn es ihm nicht gelungen war, an unsern Grenzen eine militärische Expedition nach Hessen herbeizuführen, ergriff er doch mit tausend Händen die Gelegenheit zum Handeln, welche der im Februar 1863 ausbrechende polnische Aufstand zu bieten schien. Die bekannte Militärkonvention mit Rußland war im Februar 1863 abgeschlossen, und sofort erhob sich ein wütender Sturm gegen den preußischen Ministerpräsidenten sowohl im Innern als auch von außen. Dieser Sturm wurde noch verstärkt durch die bekannte Unterredung des Ministerpräsidenten mit dem Abgeordneten Behrend auf einem Hofballe. Hier hatte sich Herr v. Bismarck zu der Aeußerung hinreißen lassen, Rußland schiene zu schwach zu sein, um aus eignen Kräften den Aufstand niederzuschlagen. Ohnehin liege dem russischen Kabinette nichts an dem Besitz von Kongreßpolen. Ziehe sich daher die Sache in die Länge, so bliebe nichts übrig, als in Polen einzurücken, das Land zu besetzen und es schließlich zu behalten. Es möge hier ein für allemal die Bemerkung Platz greifen, daß wiederholt in dem politischen Leben Bismarcks sich ein beispielloses Glück als eine ganz besondere Eigenschaft bewährt hat, und daß oft seine schwersten Mißgriffe für ihn zu den größten Erfolgen geführt haben. So wurde die Militärkonvention mit Rußland zur Grundlage für die engpolitische Verbindung mit diesem Reiche, und hat sie allein es Bismarck möglich gemacht, die märchenhaften Erfolge davonzutragen, welche die Politik der Jahre 1864—71 ihm gebracht hat. Diese enge Verbindung hat bekanntlich noch bis zum Herbst 1875 fortgedauert in voller Innigkeit und in allerdings zunehmender Kälte noch darüber hinaus bis gegen das Jahr 1878. Im Herbst dieses Jahres fand dann eine völlige Frontveränderung statt, wo ein enges Bündnis mit Oesterreich geschlossen wurde. Gegen die anfänglichen Erwartungen Bismarcks aber wurde die russische Regierung durch ihre eignen Anstrengungen des Aufstandes Herr, und so entzog sich ihm die zweite Gelegenheit

zu der Aktion nach außen. Die Dankbarkeit des Petersburger Kabinettes aber blieb bestehen.

Da starb plötzlich der letzte Sproß der älteren königlichen Linie des in Dänemark herrschenden oldenburgischen Mannesstammes, Friedrich III., Mitte November. Die dänische Successionsfrage drängte nunmehr alle andern in den Hintergrund. Herr v. Bismarck zeigte sich anfangs sehr wenig geneigt, sich in die Frage zu mischen. Sie war ihm immer antipathisch gewesen. Schon im Jahre 1850 hatte er im Angesicht des Landes auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses sich offen dahin ausgesprochen, die schleswig-holsteinsche Frage sei ein echter querelle allemande; ein Streit um des Kaisers Bart. Auch nachdem er das Ministerium angetreten hatte, widerte ihn diese Frage an, und er folgte mit nur geringer Aufmerksamkeit der Entwicklung derselben am Bundestage, und selbst nach dem Tode des Königs entsprachen in den ersten Tagen seine Aeußerungen ganz dieser Haltung. Während man in den Reihen des liberalen Ministeriums den Moment gekommen glaubte, wo man handeln müsse, machte Herr von Bismarck Aeußerungen, nach welchen man annehmen mußte, daß er es nicht dem preußischen Interesse entsprechend ansehe, wenn ein neues deutsches Fürstentum sich an der Elbe konstituiere und, wie er sich ausdrückte, der neue Souverän dieses Landes mit den übrigen Mittelstaaten in Frankfurt gegen Preußen stimme. Da er gehört hatte, daß Herr v. Schleinitz sich in entgegengesetztem Sinne geäußert hatte, machte er demselben in einer Gesellschaft bei dem österreichischen Gesandten eine Scene und bald darauf einen Besuch, um sich ausführlich gegen den Augustenburger, wie er es nannte, zu erklären.

Da die Sache drängte, so drangen zwei alte Freunde der schleswig-holsteinschen Sache, die Professoren Johann Gustav Droysen und Max Dunker, lebhaft in mich, direkt an den König zu schreiben und, im Hinblick auf meine langjährige Beschäftigung mit dieser Angelegenheit, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß es eine Ehrensache Preußens sei, in dieser Sache vorzugehen. Nur mit großem Widerstreben that ich diesen Schritt und halte ihn auch heute noch für falsch, weil ein Draußenstehender sich niemals in solcher Weise direkt in die Geschäfte des Kabinettes mischen soll. Von der dänischen Herrschaft wurden die Herzogtümer durch die beiden deutschen Großmächte in der That befreit, aber jetzt begannen allmählich die eigentlichen politischen Gedanken Bismarcks hervorzutreten.

Seine parlamentarische Stütze suchte und fand er in den inneren Fragen im Herrenhause. Von meinem Eintritt in das Herrenhaus an (Herbst 1862) bis zum Jahre 1867 beherrschte die alte Kreuzzeitungspartei mittelst ihrer sehr starken Majorität das Herrenhaus. Der frühere Justizminister v. Bernuth und ich bildeten in dieser Epoche den Stamm der kleinen liberalen Opposition, um welche sich je nach Umständen vier bis sechs andre derselben Richtung angehörige Mitglieder gruppierten. In einer der ersten Sitzungen nach meinem Eintritt in das Herrenhaus sah ich mich gleich in eine äußerst peinliche Lage versetzt. Der Konflikt zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus stand in voller Blüte, das Herren-

haus aber stellte sich unbedingt auf Seite der Regierung und suchte derselben zur Stütze zu dienen. In der Debatte des Abgeordnetenhauses aber herrschte eine maßlose Heftigkeit vor, wie man sie selbst im Jahre 1848 nur selten erlebt hatte. Dies veranlaßte das Herrenhaus, einen Antrag an die Staatsregierung zu richten, in welchem es dieselbe bat, solchen Ausschreitungen gegenüber mit der ganzen Autorität des Gesetzes vorzugehen. Dies hieß einfach, ein Grundprinzip des Verfassungslebens, die parlamentarische Redefreiheit, in Frage stellen. Meine Freunde und ich beschlossen, diesem Versuch aufs entschiedenste entgegenzutreten, und wenn auch unser Unterliegen im voraus zweifellos war, doch alles dagegen zu thun, was in unsern Kräften stand. Meine Freunde bestimmten mich zur Einbringung des von uns zu beantragenden Ueberganges zur motivierten Tagesordnung. Auf einen so kecken Schritt war die Majorität des Hauses nicht gefaßt gewesen, und der Zorn derselben war äußerst heftig. Als die Sache im Plenum zur Verhandlung kam, erschien das Staatsministerium, Herr v. Bismarck an der Spitze, auf der Ministerbank und wohnte der Debatte bei, ohne sich an derselben zu beteiligen. Nur am Schluß der Debatte nahm Herr v. Bismarck das Wort, um dem Herrenhause zu danken und sich gegen mißverständliche Auslegung jener parlamentarischen Redefreiheit zu erklären, die nach seiner Auffassung eines zivilisierten Volkes unwürdig sei. Als es zur Abstimmung kam, erhob sich das gesamte Haus für den Antrag, und mit Herrn v. Bernuth und mir votierten nur etwa vier Mitglieder gegen denselben. In einer solchen Verfassung befand sich damals das Herrenhaus.

Inzwischen wurde der Gegensatz zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus immer heftiger, und das Herrenhaus beschloß eine Adresse an Seine Majestät den König, worin es sich in betreff des Budgetrechtes der Landesvertretung den Standpunkt der Regierung vollständig aneignete. Die Leidenschaften waren jetzt auf den höchsten Punkt getrieben, und als ich in das Herrenhaus gekommen war, fand ich, daß nur wenige liberale Mitglieder anwesend waren, daß selbst diese wenigen sich aber nicht über ein übereinstimmendes Handeln einigen konnten und im letzten Momente den allerdings wohlfeilen Entschluß faßten, die Versammlung zu verlassen und sich an der Abstimmung und der Unterschrift der Adresse nicht zu beteiligen. Ich blieb allein zurück.

Ich mußte jetzt aber allein einen Entschluß fassen. Für die Adresse des Herrenhauses vermochte ich nicht zu stimmen, da ich die darin niedergelegten Grundsätze für falsch hielt, andrerseits mißbilligte ich die leidenschaftlichen Uebergriffe des Abgeordnetenhauses. In dieser Lage, die um so peinlicher war, als ich nach meiner Ernennung durch die Krone zum erstenmal in einer wichtigen Frage abzustimmen hatte, beschloß ich, zwar ebenfalls die Versammlung zu verlassen und mich an der Adresse nicht zu beteiligen. Ich begab mich aber sofort nach Hause, um einen ausführlichen Brief an den König zu schreiben und ihm die Motive darzulegen, aus denen ich der Adresse nicht hätte beitreten können. Andrerseits hob ich hervor, daß es meinem Gefühle und meiner Anhänglichkeit an den König widerstrebt hätte, eben erst durch seinen persönlichen Willen in

das Herrenhaus ernannt, mit meinem ersten Votum seinen Wünschen in einer Sache entgegenzutreten, die ihm so nah am Herzen liege. Ich trug diesen Brief offen zu dem Minister von Schleinitz und bat ihn, denselben ohne Aufschub an den König zu senden. Zwei Stunden darauf erhielt der Minister von Schleinitz die für mich bestimmte Antwort. In einem vier Seiten langen Billet erkannte der König an, daß ich gewiß nur nach meiner aufrichtigsten Ueberzeugung gehandelt habe, und daß er wünsche, jeder möchte nur nach so gewissenhafter Prüfung sein Votum abgeben. Aber ebenso bedauerte er, daß ich zu einem seiner Auffassung entgegenstehenden Resultate gekommen sei, und versuchte ausführlich, die von ihm vertretene Lückentheorie zu rechtfertigen. Das ganze Schreiben war in einem Tone gefaßt, welcher dem Herzen des Monarchen und seiner edlen Gesinnung zur höchsten Ehre gereicht.

Die Siege unsrer Armee in Schleswig-Holstein und die durch den Wiener Frieden besiegelte Befreiung der Herzogtümer reichte noch nicht hin, einen solchen Umschlag in der Stimmung des Volkes hervorzurufen, um eine Ausgleichung der bestehenden Differenzen zu ermöglichen. Die Krone hielt an der ungeschmälerten Reorganisation der Armee, das Zweite Haus an dem vollen Budgetrecht des Landes fest. Inzwischen trübte sich das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen immer mehr, und die entgegengesetzten Absichten der beiden Höfe traten immer klarer hervor. Vergebens bot man, wie versichert wird, preußischerseits Oesterreich 30 Millionen Thaler für den Verzicht auf die Herzogtümer. Oesterreichischerseits deutete man mündlich an, daß man sich zu einem solchen Schritte vielleicht für eine Territorialentschädigung in Schlesien entschließen könne. Ein Gedanke, welcher von dem österreichischen Gesandten mündlich dem König gegenüber ausgesprochen, von diesem aber sofort abgelehnt wurde. Die Gasteiner Konvention (August 1865) rief ein Provisorium ins Leben, welches den Gegensatz beider Mächte für den Augenblick minderte, bald aber die Gefahr eines völligen Bruches herbeiführte. In Berlin beschloß Bismarck den Krieg, um im engsten Bunde mit Italien die Herzogtümer zu erwerben, Oesterreich aus dem Bunde auszuschließen und darüber hinaus einen Teil der norddeutschen Staaten Preußen einzuverleiben.

Der Ernst der Lage, wie sie sich seit dem Jahre 1864 mehr und mehr nach außen hin entwickelte, hatte die Königin bewogen, mir den Wunsch auszusprechen, mich ihr gegenüber über die Vorkommnisse und Wendungen in der politischen Welt eingehend auszusprechen, und seit dem Jahre 1864 geschah dies meinerseits je nach Umständen mehr oder weniger häufig in Briefen an Ihre Majestät.[1])

In dieser Zeit schwerer Entscheidungskämpfe trat die Unselbständigkeit der Mehrzahl der politischen Männer in höchst auffälliger Weise an den Tag, und während es bald dahin kam, daß der Erfolg der einzige Maßstab der Beurtei-

[1]) Diese Berichtsbriefe gab die Kaiserin jedes Jahr, wenn sie ihre Reise antrat, zurück. Die Briefe umfassen die Zeit von 1864 bis zum Jahre 1883. Der Jahrgang 1866 ist jedoch von Ihrer Majestät zurückbehalten.

lung wurde, entstand eine totale Verwirrung in den Köpfen, und alle Parteien verloren mehr oder weniger die Grundlage ihrer bisherigen Prinzipien.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß gegenüber den Annexionsbestrebungen Bismarcks es gerade die Damen der königlichen Familie waren, welche auf die außerordentlichen Gefahren dieses Weges hinwiesen und namentlich auch den Umstand betonten, daß die Entthronung der alten Fürstenhäuser nicht bloß diese ihres Besitzes entsetzen, sondern auch das monarchische Prinzip überhaupt in seinen Grundfesten tief verletzen würde. Selbst der Kronerbe war noch wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges entschieden gegen denselben und sprach sich in diesem Sinne in einer langen Unterhaltung aus, zu welcher er mich, als einen der entschiedensten und dafür bekanntesten Gegner des Krieges, hatte rufen lassen.

Mit dem Antrage, welchen Preußen unter dem 9. April 1866 in der Bundesversammlung einbrachte, und in welchem es eine Reform der Bundesverfassung und eine Vereinbarung über dieselbe mit einem aus allgemeinen, direkten und geheimen Wahlen hervorgegangenen Parlamente forderte, war gleichzeitig ein doppelter Weg beschritten. Nach außen der der Eroberung, nach innen der demokratischer Experimente, wie sie bisher nur die Napoleoniden versucht hatten, niemals aber ein mächtiger angestammter Monarch.

Wenn ein solches Vorgehen nicht sofort zum Bruche mit der bisherigen Kreuzzeitungspartei führte, so lag dies wesentlich an der Person des Redakteurs dieses großen Blattes, welchem blindlings zu folgen die konservative Partei in Preußen sich gewöhnt hatte. Dr. Beuthner, der schon längere Jahre vorher den bekannten Geheimrat Wagner in der Redaktion der Zeitung ersetzt hatte, suchte sein Blatt dadurch vor dem Bruch mit der Regierung zu schützen, daß er sich der möglichsten Zurückhaltung befleißigte. Herr von Bismarck aber hatte den früheren Redakteur der Kreuzzeitung für sich gewonnen, ihn in den Staatsdienst aufgenommen und sich damit eines Bundesgenossen versichert, der, ebenso rücksichtslos wie sein Meister, seine weitverbreiteten Beziehungen im konservativen Lager benutzte, um die konservative Partei rückhaltslos ins Schlepptau Bismarcks zu bringen. Nur wenige Persönlichkeiten widerstanden solchem Versuche, unter andern vor allem der Präsident von Gerlach, der bekannte Rundschauer der Kreuzzeitung, welcher während der Konfliktsperiode treu zur Regierung gestanden und sie in ihren leider nur oft zu weit gehenden Ansprüchen unterstützt hatte, riß ganz offen der Bismarckschen Politik die Maske vom Gesicht und warf seinen alten Parteigenossen den Handschuh hin.

Der damalige Gesandte am Bundestage, Herr von Savigny, hatte sich immer zu den strengsten Grundsätzen des Konservativismus bekannt und nur in der Zeit der Unionspolitik sich dem General von Radowitz angeschlossen. Dieser seiner Haltung nach mußte man jetzt von ihm erwarten, daß er sich weigern würde, seinerseits den preußischen Antrag in die Bundesversammlung einzubringen, und daß er es vorziehen würde, sofort seine Demission einzureichen. Von alledem geschah nichts, und Herr von Savigny kehrte nach Einbringung jenes Antrages

nach Berlin mit der Miene eines Siegers zurück und wurde von Bismarck zu den Geschäften vorzugsweise gebraucht, zu denen man behufs Reorganisation der deutschen Dinge schreiten mußte. Ihm zur Seite hatte in Frankfurt als Gesandtschaftsrat Herr von Jasmund gestanden, welcher nun auch nach Berlin zurückkehrte. Schon am zweiten Tage nach seiner Rückkunft besuchte mich Herr von Savigny. Er suchte sich ins beste Licht zu stellen und äußerte schließlich: „Die Stämme jenseits des Mains werden uns vielleicht nicht folgen, aber daran liegt nicht viel, das sind keine Deutschen, das sind nur Bierlümmels.“ Und als des andern Tages Herr von Jasmund sich diesem seinem Chef präsentierte, um zu fragen, ob er dienstliche Aufträge für ihn habe, erzählte er ihm: „Ich habe Gruner gestern gleich besucht. Der hält mich jetzt für einen vollständigen Demokraten.“ Und dieser selbe Mann, der unmittelbar nach dem Friedensschluß mit Oesterreich der Haupthelfer Bismarcks in den Geschäften der Annexion und der Reichserrichtung war, dieser selbe Mann ward kaum zwei Jahre darauf, nachdem er eine amtliche Zurücksetzung erlitten hatte und nicht Reichskanzler geworden war, einer der Hauptbegründer des Zentrums und einer der erbittertsten Gegner Bismarcks und der Bismarckschen Politik.

Noch ein andrer persönlicher Zug eines früheren nahen Freundes von mir mag hier Platz greifen. In der Konfliktszeit und in der Periode, welche dem Jahre 1866 voranging, hatte der damalige Geheimrat im Justizministerium Friedberg sich durch seine scharfe Haltung gegen die Bismarcksche Politik ausgezeichnet und war darin bis zu einem Punkte gegangen, den kein Besonnener billigen konnte. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, den auf ihn die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz hervorbrachte. Er sah mich aufs äußerste betroffen an und richtete die Frage an mich: „Und was wird jetzt aus uns?“ Derselbe Mann ist heute Justizminister und ein eifriger Bewunderer des Kanzlers.

Nach dem ebenso raschen als glücklichen Verlaufe des Krieges und nach Abschluß des Prager Friedens trat im Frühjahr 1867 der neu vereinbarte Reichstag zusammen. Mein alter Wahlkreis Duisburg in der Rheinprovinz wählte mich zum Abgeordneten; mein erster Gedanke war der, das Mandat abzulehnen, um mich gleich von vornherein von dieser Neugestaltung fernzuhalten. Namentlich auf Zureden Friedbergs nahm ich schließlich das mir angebotene Mandat an. Im Reichstage fand ich die unitarische Strömung in fortwährendem Steigen begriffen, und ich sah mich außer stande, irgend einer der Fraktionen desselben beizutreten. Nur mit schwerem Herzen und im Hinblick auf die damals gerade drohende Kriegsgefahr von Frankreich her stimmte ich schließlich für die endlich zu stande gekommene Verfassung des Norddeutschen Bundes.

Atmeten schon alle einzelnen Bestimmungen der neuen Bundesverfassung den Geist des Unitarismus, so trat das Bestreben Bismarcks und der mit ihm eng verbundenen Nationalliberalen jetzt immer deutlicher und rückhaltsloser hervor, die Bundesverfassung in diesem Sinne weiter zu entwickeln. Nach dem unzweideutigen Inhalte der Bundesverfassung konnte es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Kompetenz des Bundes den einzelnen Staaten gegenüber

nicht anders eine weitere Ausdehnung erhalten könne, als mit Einwilligung dieser Staaten, das heißt der Regierungen und Landesvertretungen derselben. Der frühere Justizminister Graf Lippe hatte geglaubt, daß in einzelnen Fragen der Justiz diese Beschränkung nicht beobachtet worden sei, und hatte deshalb einen Antrag im Herrenhause eingebracht, dessen Tendenz dahin gerichtet war, der Regierung die Erwartung auszusprechen, daß sie keinerlei Schritte vornehmen oder billigen möge, welche geeignet wären, die Kompetenz des Bundes Preußen und dessen Landesvertretung gegenüber zu erweitern, ohne sich vorher der Einwilligung der preußischen Landesvertretung versichert zu haben. Bei Beratung der Bundesverfassung hatten die betreffenden Referenten im Herrenhause sowohl als auch im Abgeordnetenhause — die Herren Hefter und Karl Twesten — sich ausdrücklich dahin ausgesprochen, wie sie es für selbstverständlich betrachteten, daß jede Erweiterung der Kompetenz des Bundes den Einzelstaaten gegenüber nur mit Einwilligung dieser letzteren geschehen könne. Die Regierung hatte demgegenüber im Plenum der beiden Häuser geschwiegen und damit die Richtigkeit jener Voraussetzung anerkannt. Jetzt mit einem Male änderte sich die Scene, und die ganze Meute der Regierungsorgane der liberalen Presse wendete sich gegen den eingebrachten Antrag. Ich meinerseits hielt es für indiziert, in dieser schwerwiegenden Frage das Wort zu nehmen. Es wurde mir nicht schwer, aus den betreffenden Stellen der Thronreden und der sonstigen Regierungserklärungen zu entnehmen, daß der Antrag der Konservativen durchaus gerechtfertigt sei und den bestehenden Bestimmungen entspräche. Auch die Majorität des Herrenhauses teilte diese Auffassung. Da lief ein vertrauliches Schreiben des Kanzlers an den Vizepräsidenten der Versammlung, den Fürsten Putbus, ein, in welchem Bismarck sich in der herkömmlichen Weise, ohne auf den Rechtspunkt näher einzugehen, in der entschiedensten Weise von Varzin aus gegen den Antrag erklärte. Damit war die Sache entschieden. Die Mittelpartei, in welcher sich die sogenannten Magnaten zum größten Teil befanden, beugte sich vor dem Ukas des Kanzlers und stimmte gegen den Antrag, welchen sie unmittelbar vorher mit Freuden begrüßt hatte, mir aber zog mein Auftreten reichliche Angriffe von seiten der Regierung und ihrer Organe zu.

Auch ein andrer Umstand gab den Preßagenten des Kanzlers Gelegenheit, ihre Polemik, wenn auch in etwas mehr verhüllter Form, gegen mich zu richten. Es lag für jeden Unbefangenen auf der Hand, daß Frankreich sich auf die Dauer bei den Resultaten des Krieges von 1866 nicht beruhigen konnte. Bekanntlich hatte nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz der damalige Minister des Auswärtigen, Drouin de L'Huis, dem Kaiser Napoleon über den ganzen Ernst der Lage eindringliche Vorstellungen gemacht, und es war von beiden beschlossen worden, eine Armee am Rhein zusammenzuziehen und sofort die Kammern zu berufen. Eine dieses verkündende Note sollte im Moniteur des folgenden Tages erscheinen, und es behielt sich der Kaiser die Redaktion derselben und deren Beförderung in das Zeitungsbureau vor. Als am andern Tage der Minister des Auswärtigen sich den Moniteur vorlegen ließ, fehlte die

verabredete Note, und es erwies sich gar bald, daß die entgegengesetzte, Italien freundliche Partei bei dem Kaiser gesiegt hatte. Der elende Zustand der französischen Militärverhältnisse, die von völliger Entschlußlosigkeit begleitete Krankheit des Kaisers, welche gerade um diese Zeit schwer auf ihm lastete, und die Fessel, welche ihm bei seiner Vorliebe für Italien die Allianz Italiens mit Preußen auferlegte, verhinderten jeden mannhaften Entschluß und bewirkten, daß man sich in den letzten Tagen des Juli auf die Forderung derjenigen Kompensationen beschränkte, deren Ablehnung für jeden Urteilsfähigen im voraus sicher war. In dem Intriguenspiel, welches Napoleon und Bismarck bis 1866 gespielt hatten, war der letztere unbedingt Sieger geblieben. Für den ersteren aber stellte sich die Frage einfach so, daß er entweder diese furchtbare Schlappe wieder gut machen oder auf den Fall seiner Dynastie gefaßt sein mußte. Den Kanzler hatte der Wunsch, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, zu einem starken Maß von Nachgiebigkeit in der Luxemburger Sache bestimmt. Er war sich bewußt und äußerte dies auch ausdrücklich in einer Unterredung, welche er zufällig mit Herrn von Schleinitz hatte, daß ein Krieg mit Frankreich, wenn auch noch so glorreich bei dessen augenblicklicher militärischer Schwäche gewonnen, einen zweiten und dritten nach sich ziehen müßte. Er hoffte offenbar noch auf einen vorherigen revolutionären Ausbruch im Innern Frankreichs, welcher, wenn er wirklich eintrat, die Aufmerksamkeit der Nation auf ihre inneren Zustände konzentrieren würde. Deshalb versetzte die Behauptung, der Krieg mit Frankreich sei eine Unvermeidlichkeit, den Kanzler nicht selten in wahre Wut. Der Richtung, welche er in dieser Beziehung gab, folgte denn auch die ganze gouvernementale und liberale Presse. Da es in politischen Kreisen allgemein bekannt war, daß ich meinerseits mit der größten Bestimmtheit von der Unvermeidlichkeit eines solchen Krieges sprach, so genügte dies dem Kanzler, mich, wenn auch mit etwas verhüllter Adresse, durch die gouvernementale Presse angreifen zu lassen. Mit einem Worte, ich war und blieb bei dem Kanzler persona ingratissima, und mein alter Freund und früherer Chef, der Minister des Königlichen Hauses, Herr von Schleinitz, teilte dieses Schicksal mit mir.

Während Bismarck seit dem Jahre 1867 sich immer enger mit der nationalliberalen Partei verband, und während in wahrhaft revolutionärer Ueberstürzung die gesetzgebenden Faktoren des Norddeutschen Bundes ein Uebermaß neuer, zum guten Teil unüberlegter und unreifer Gesetze über Norddeutschland ausschütteten, bekam der Kaiser Napoleon immer mehr die Früchte der kurzsichtigen und unentschlossenen Politik zu genießen, welche er seit dem italienischen Kriege befolgt hatte. Zwar versuchte nach Königgrätz und dem Prager Frieden die französische Regierung alles, um durch die feile und grundsatzlose Presse ihres Landes die französische Nation über die Bedeutung der Niederlage zu täuschen, welche bei Königgrätz und Prag mit Oesterreich die Politik des dritten Napoleon erlitten hatte. Alle diese Versuche aber blieben vergebens.

Zunächst standen im Gegensatz zu der versuchten Darstellung der Regierungspresse die Schritte, welche Napoleon zur Erhöhung der Wehrkraft des Landes

that. Man mußte offen gestehen, daß die Militärkräfte Frankreichs in ihrer jetzigen Verfassung bei weitem nicht der entwickelten Heeresmacht Preußens und seiner Verbündeten gewachsen wären. Von diesem Grundgedanken ausgehend, legte der nach dem Abgang des Marschalls Randon eingetretene Kriegsminister Niel das Projekt einer Armeereorganisation den Kammern vor, welches nicht allein die Stärke der stehenden Armee bedeutend erhöhen, sondern auch durch die Schöpfung der Mobilgarde eine zweite und Reservearmee von großer Stärke schaffen wollte. Diesem Projekte gegenüber benahm sich die französische Bourgeoisie ebenso, wie sich in Preußen das liberale Bürgertum dem Reorganisationswerk des Königs gegenüber benommen hatte. Während in Preußen die liberale Partei immer dringender auf die Herbeiführung der Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung hindrängte, aber zur Stärkung der militärischen Kraft ihre Mitwirkung versagte, gab die französische Bourgeoisie ihren ganzen Unwillen zu erkennen, daß Preußen es wage, die Anerkennung der französischen Präponderanz in Frage zu stellen, ohne gleichwohl für die Aufrechterhaltung dieser Präponderanz das Blut ihrer Söhne und den hohen Militäretat zu bewilligen, den der Kriegsminister für die Durchführung seiner Reorganisation zu fordern genötigt war. So kam es, daß, als wenige Jahre darauf der Krieg ausbrach, die Mobilgarde fast nur auf dem Papier stand, die Feldarmee kaum zur Hälfte die Stärke des deutschen Heeres erreichte und mit Ausnahme von Paris und vielleicht auch Metz die französischen Festungen in ihrer Konstruktion und Armierung weit hinter den Bedürfnissen der jüngsten Zeit zurückgeblieben waren.

Ebenso mußte es der französischen Nation als eine unmittelbare Folge der Ereignisse von 1866 erscheinen, daß der Kaiser Napoleon jetzt auf das mexikanische Abenteuer verzichtete und vor den Drohungen der Nordamerikaner seine Truppen aus Mexiko zurückberief. Das größte Verdienst aber um die Belehrung der französischen Nation über die Kopflosigkeit und Jämmerlichkeit der napoleonischen Politik erwarb sich der einstige Minister des Bürgerkönigs, Thiers, der nach der Errichtung des Kaisertums zum ersten Male gegen Ende des Jahres 1863 in das neugewählte corps législatif eingetreten war, dadurch, daß er mit unvergleichlicher Schärfe und Klarheit die beispiellosen Fehler des Kaisers in den Reden darlegte, welche er bei sich darbietender Gelegenheit über die auswärtige Politik des Kaisers hielt. In vielen hunderttausend Exemplaren wurden diese Reden im Lande verbreitet und bei der durchsichtigen Klarheit derselben auch der einfachste Bürgersmann in den Stand gesetzt, sich das Urteil des Herrn Thiers anzueignen.

Immer klarer wurde es, daß es auf dem bisherigen Wege so nicht weiter fortgehen könne. Ohne die Möglichkeit, sich bei der ungünstigen Lage der militärischen Verhältnisse Frankreichs in der nächsten Zukunft eine Revanche von außen zu holen und ebenso ohne die Möglichkeit, das bisherige System der Niederhaltung jeder freieren Bewegung im Innern länger festzuhalten, nachdem er in dem benachbarten Italien die Sache der Nationalität und der politischen Freiheit hatte zum Siege führen helfen, blieb dem Kaiser, wie er und seine

Ratgeber es wenigstens vermeinten, nunmehr nur noch *ein Mittel* übrig, der Versuch, in liberal-konstitutioneller Weise zu regieren. Er that diesen Schritt durch die Berufung liberaler Minister und im vollsten Gegensatze gegen die auf der Hand liegende Thatsache, daß napoleonisches Imperatorentum und politische Freiheit zwei unvereinbare Dinge seien.

So kam unter tiefer Spannung zwischen den Höfen von Berlin und Paris das Jahr 1870 heran. Als Ende April des genannten Jahres die Königin Augusta im Begriff stand, Berlin zu verlassen, und mich vorher zu einer längeren Audienz bescheiden ließ, beendigte sie eine lichtvolle Darlegung ihrer Auffassung der politischen Lage mit den Worten: „Nach meiner Ueberzeugung ist die augenblickliche politische Lage völlig unsicher, und kein Mensch ist im stande zu sagen, was uns die nächsten sechs Monate bringen werden." Diese Aeußerung war um so beachtenswerter, als nach der allgemeinen damals bestehenden Ansicht die Situation eine friedliche war, und fast niemand an die Nähe eines Krieges dachte. Ich selbst teilte insoweit die allgemeine Meinung. Daß gleichwohl wenige Wochen nachher der Krieg ausbrach, war eine Folge des Zusammentreffens der eigentümlichsten Umstände.

Schon im Jahre 1869 hatten sich in Spanien, wo man soeben die Königin Isabella verjagt und die Republik erklärt hatte, die Gewalthaber des Tages mit dem Gedanken beschäftigt, ob nicht der Erbprinz von Hohenzollern eine geeignete Persönlichkeit für den spanischen Thron sei. Bismarck war auf die Sache aufmerksam geworden und hatte die Fäden, welche nach Spanien führten, in die Hand zu bekommen gesucht. Er hatte wiederholt Agenten nach Spanien gesendet, um sich über die Lage der Dinge dort genau zu orientieren, und war dabei so weit gegangen, seinen damaligen Lieblingsrat Lothar Bucher unter falschem Namen zu solcher Mission zu verwenden. Im März war die Sache so weit gediehen, daß man sie einer eingehenden Erwägung unterziehen konnte. Der König berief eine kleine Versammlung von Staatsmännern und Generalen, um die Frage eingehend zu prüfen. Bismarck war dafür, weil, wie er aussprach, die Anwesenheit eines hohenzollerschen Prinzen auf dem spanischen Thron bei dem doch zuletzt unvermeidlichen Kriege mit Frankreich dieses letztere nötigen würde, der Sicherheit halber zwei Armeecorps an den Pyrenäen aufzustellen und um so viel seine gegen Deutschland aufgestellte Operationsarmee zu vermindern. Auch soll Herr von Bismarck in seinem schriftlichen Exposé so weit gegangen sein, darauf hinzudeuten, daß, wenn ein hohenzollerscher Fürst auf dem Thron Spaniens säße, dies für das Haus Hohenzollern eine Situation schaffen würde, wie sie 300 Jahre früher für das Haus Habsburg bestanden habe, als dessen beide Linien in Wien und Madrid herrschten, und nach dem bekannten Ausspruche die Sonne in ihrem Reiche niemals unterging. So glänzend aber auch diese Darstellung und so verlockend sie klingen mochte, der gesunde Sinn des Königs ließ sich dadurch nicht beirren und, obgleich alle andern Anwesenden sich günstig für die Sache aussprachen, legte man sie doch, da auch der Fürst Anton von Hohenzollern und der Erbprinz damals keine große Neigung dafür zeigten, vorläufig

zu den Akten. Im Mai desselben Jahres schon tauchte die Frage wieder auf, und da jetzt der Fürst Anton von Hohenzollern und der Erbprinz sich geneigt zeigten, nahm Bismarck die Sache nunmehr plötzlich in die Hand. Der weitere Verlauf der Dinge ist bekannt. Ein Sturm der Entrüstung brach sofort in Frankreich aus, und da zugleich alle europäischen Kabinette sich der Sache abgeneigt zeigten, so trat der Erbprinz zurück und verzichtete auf seine Kandidatur. Begnügte sich das Pariser Kabinett mit diesem Erfolge, so ging Preußen aus diesem Streite mit einer schweren diplomatischen Niederlage hervor. Es wiederholte sich jedoch auch jetzt, was schon früher mehrfach geschehen, die schweren Fehler seiner Gegner halfen Bismarck aus der kritischen Lage heraus, in welche ihn seine abenteuerliche Politik versetzt hatte, und verschafften ihm schließlich die glänzendsten Resultate. Das französische Kabinett sprach von Garantien, welche preußischerseits gegeben werden müßten, um Europa gegen die Wiederholung solcher Vorkommnisse zu sichern; man verlangte von dem Könige die schriftliche Zusicherung, daß er niemals einem hohenzollerschen Prinzen erlauben würde, die spanische Krone anzunehmen und dergleichen mehr. In Berlin ergriff Bismarck, welcher eben nach Varzin hatte zurückreisen wollen, die Gelegenheit, um der Sache sofort einen entgegengesetzten Sinn zu geben. Einer Depesche aus Ems gab man zum Zwecke der Publikation eine Fassung, als ob dem Könige in Ems durch den französischen Botschafter eine Beleidigung widerfahren sei, während der König niemals von einer solchen Beleidigung etwas gewußt hat, und trieb in Berlin die Dinge mit einer solchen Leidenschaftlichkeit auf die Spitze, daß die französischen Staatsmänner und vor allen der Kaiser Napoleon selbst völlig den Kopf verloren und, ohne an ihre militärische Inferiorität zu denken, Preußen den Krieg erklärten. So hatte denn in der That die Kaiserin recht behalten, und wenige Wochen, nachdem sie den oben erwähnten Ausspruch gethan hatte, standen Deutschland und Frankreich sich in blutigem Ringen gegenüber.

Der weitere Verlauf des Krieges und der Charakter des endlichen Friedensschlusses sind bekannt. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde nunmehr auf die Gesamtheit der deutschen Staaten mit Ausnahme Oesterreichs ausgedehnt, ohne daß in derselben irgend eine wesentliche Aenderung in verständig konservativem Sinne eingetreten wäre; ihr Charakter blieb nach wie vor derselbe — Vorwiegen des ultraliberalen Elementes und des Militarismus nebeneinander — eine Verfassung, welche einzig und allein auf die Taille des Fürsten Bismarck zugeschnitten war.



Geheimnisvolle Todesfälle der Geschichte.

Ein Drama im Palais Luxembourg. — Der Selbstmord des Herzogs von Choiseul-Praslin.

Von

Dr. Cabanès.

Ein ehemaliger Bibliothekar des Senats, der sich zum Geschichtschreiber des Palais Luxembourg aufgeworfen hat, M. Louis Favre, konnte im Jahre 1882 schreiben: „Der Prozeß Praslin war der letzte öffentliche Akt der Pairskammer, die letzte gerichtliche Verhandlung, die im Palais Luxembourg stattfand.“ Dieser gewissenhafte Gelehrte besaß keine prophetische Gabe, auch könnte man ihm wohl kaum einen Vorwurf daraus machen, daß er den Prozeß Boulanger nicht vorauszusehen vermochte und den noch kürzlicheren, den der Staatsgerichtshof (La Haute Cour de Justice) in Scene setzte.

Wir wüßten nicht, daß man bei Gelegenheit des politisch-gerichtlichen Dramas, von dem man zur Stunde den Ausgang kennt, die Erinnerung an den Prozeß wachgerufen hätte, der am Ende der Regierung unsers bürgerlichsten Königs ein so gewaltiges Aufsehen erregte. Und wo gäbe es dennoch einen reicheren Stoff für die Erörterung, ein fruchtbareres Thema für einen um Zeitungsartikel verlegenen Feuilletonisten! Wir, die wir mehr damit zu thun haben, Geschichte zu schreiben, die in ihrer nackten Wahrheit oft so peinlich ist, wir hüten uns vor müßigen Weitschweifigkeiten und überlassen diese Rolle gern den so geschickten Lieferanten für die Stellen unter dem Strich in den populären Tageszeitungen. Wenn unser Bericht hierdurch auch etwas am Malerischen verliert, so gewinnt er dafür an Aufrichtigkeit, und der Eindruck, den er hervorbringt, wird, ohne brutal zu sein, vielleicht nicht minder lebhaft und dauernd sein.

Stellen Sie sich vor, daß die Berührung eines Feenstabes Sie plötzlich um beinahe fünfzig Jahre zurückversetzt hätte, mitten in die Regierung Louis Philippes hinein. Es ist eine einfache Hypothese, eine Vorstellung, die uns dazu helfen soll, eine Thatsache von absoluter unanfechtbarer Glaubwürdigkeit zu erzählen.

Wir befinden uns am 17. August 1847. In Paris hat sich plötzlich das Gerücht von einem schrecklichen Morde verbreitet, der im Hotel Sébastiani geschehen und dessen Opfer niemand anders ist als die Herzogin v. Choiseul-Praslin, die Gattin eines Pairs von Frankreich, das heißt eines der hochstehendsten Männer dieses Zeitalters. Das Verbrechen ist von äußerst geheimnisvollen Umständen begleitet; man hat niemand das Hotel betreten oder verlassen sehen. Die einzige Zeugenaussage besteht in der eines Dieners, den lautes Schreien wenige Augenblicke nach dem verübten Verbrechen in das Zimmer gelockt hat,

in dem das Attentat stattgefunden. Der Diener versichert, daß die Silhouette der Gestalt, die er im Dunkeln entfliehen sah, seinem Herrn, dem Herzog v. Praslin, zum Verwechseln ähnlich gewesen sei.

Trotz der Unwahrscheinlichkeit dessen, was man schon fast geneigt war für eine Verleumdung anzusehen, behält man den Herzog v. Choiseul im Auge. Hierauf bestätigen sich die Argwöhnungen; man erfährt, daß heftige Scenen zwischen dem Herzoge und seiner Frau stattgefunden haben. Die Frau Herzogin, deren Liebe für ihren Gatten ebenso groß war wie ihre Eifersucht, hat geglaubt, Anzeichen der Verständigung zwischen dem Herzog und Mademoiselle Deluzy, der Gouvernante ihrer Kinder, zu entdecken. Als ihr kein Zweifel mehr bleibt, verlangt sie die Entlassung der Schuldigen. Was hat sich darauf zugetragen? Man kennt von dem Trauerspiel nichts als den Epilog: die Herzogin wurde auf ihrem Ruhebett ausgestreckt gefunden, aufs furchtbarste verstümmelt, wahrhaft gespickt mit Dolch- oder Stilettstichen — der Bericht teilt später mit, daß es sich vielleicht um einen Yatagan handelt — und in ihrem Blute schwimmend. Was den Herzog betrifft, so trägt er die Spur von zahlreichen Kratzwunden an sich, die bezeugen, daß das Opfer ihm einen gewissen Widerstand entgegengesetzt hat.

Um die Entstehungsgeschichte des Verbrechens recht zu verstehen, ist eine Vorrede unumgänglich: wer war diese Mademoiselle Deluzy, deren Name soeben ausgesprochen wurde? Um uns über diesen Punkt aufzuklären, wußten wir uns an keinen Besseren zu wenden als an den Mann, der, wie er behauptet, die vertraulichen Mitteilungen eines früheren Justizbeamten und Polizeikommissars empfangen hat. Sehen wir also, was uns durch die Vermittlung von M. Louis Favre, dieser „sehr ehrenwerte und hochgeachtete" Justizbeamte erzählt:

„Die Ehe des Herzogs und der Herzogin war zuerst glücklich gewesen. Zehn Kinder waren aus ihrer Verbindung geboren. Es bestand jedoch eine Unverträglichkeit des Charakters zwischen ihnen, und vom Jahre 1840 an war eine große Erkaltung ihrer gemeinsamen Beziehungen eingetreten. Indessen war es noch zu keiner ernsten Auseinandersetzung gekommen, als am 1. März ein Fräulein Henriette Deluzy-Desportes als Lehrerin in das Haus trat. Mademoiselle Deluzy zählte dreiundzwanzig Jahre; sie war Pariserin von Geburt, Wesen und Erziehung; ihre Züge waren angenehm. Ihr sehr lebhafter Verstand wurde durch eine seltene Energie unterstützt. Nach ganz kurzer Zeit nahm sie in der Familie eine einflußreiche Stellung ein. M. de Praslin handelte und dachte nur durch sie; die Kinder behandelten sie wie eine Mutter, die Dienerschaft beugte sich vor ihren Befehlen. Die in ihrem eignen Hause fremd gewordene Madame de Praslin empfand eine um so größere Eifersucht, als ihr Gatte sie von diesem Augenblicke an vernachlässigte. Sie legte ihre Klagen in einem Buche intimer Memoiren nieder, das später gefunden wurde. „Mademoiselle Deluzy herrscht unumschränkt," schrieb sie, „nie hat man eine skandalösere Stellung einer Gouvernante gesehen ... Ich bin so unglücklich wie nur denkbar. Ich habe weder Gatten noch Kinder mehr."

Mit der Zeit wurde die Lage nur um so peinlicher. Der Herzog lebte mit seinen Kindern und der Gouvernante; sie frühstückten zusammen, gingen zusammen aus und machten lange Reisen zusammen. Es machte ganz den Eindruck eines Haushalts. Die Herzogin brach nun in Anfälle rasender Eifersucht aus. Sie schlief nicht mehr und brachte die Nächte damit zu, heilige Bücher zu lesen, wie die „Mystischen Lamentationen der Kirchenväter". Sie fuhr fort, die Geschichte ihres Lebens in einem Stile zu schreiben, der das Geheimnis ihres Herzens verriet. Wenn ein Zufall die Gatten einander näherte, führte das Zusammentreffen sogleich eine Krisis herbei.

Der Marschall Sébastiani, der die Thränen seiner Tochter sah, entschloß sich, vermittelnd aufzutreten. Er ließ seinen Schwiegersohn kommen und erinnerte ihn mit der Barschheit eines alten Soldaten geradeheraus daran, „daß der Respekt vor der Gattin die Pflicht des Gatten sei".

M. de Praslin antwortete in den heftigsten Ausdrücken, und dieser Wortwechsel führte ein Zerwürfnis herbei. Es gab keinen andern Ausweg mehr als eine Trennung. Um dieses Aeußerste abzuwenden, mischten sich der Marschall, Verwandte und Freunde ein. Man wandte sich an Mademoiselle Deluzy und schloß einen Vergleich ab. Die Herzogin verzichtete auf den Prozeß; der Herzog entfernte die Gouvernante; diese verließ das Hotel mit einer Pension von 1500 Franken. Mademoiselle Deluzy ging darauf ein und zog sich zu einer Pensionsvorsteherin in der Rue de Harlay au Marais zurück. Nachdem jede Spur von Mißhelligkeit verschwunden schien, reisten der Herzog und die Herzogin nach ihrem Schlosse Vaux-Praslin ab.

Die Ruhe war jedoch nur eine scheinbare.

Eine regelmäßige Korrespondenz begann zwischen dem Herzog und Mademoiselle Deluzy, und als M. de Praslin nach Paris zurückkehrte, galt sein erster Besuch, nachdem er die Eisenbahn verlassen, ihr. Er fand sie in Thränen, sehr betrübt über die Schwierigkeiten ihrer Lage; die Pensionsvorsteherin weigerte sich, ihr eine höhere Anstellung zu geben, wenn sie nicht, um ärgerliche Gerüchte zu widerlegen, ein Empfehlungsschreiben vorlegen könne. Der Herzog tröstete Mademoiselle Deluzy, versprach ihr das Schreiben und kehrte nach Hause zurück.

Was ging nun zwischen dem Herzog und der Herzogin vor? Was für Erklärungen wurden ausgetauscht? Niemand hat es erfahren. Aber gegen halb fünf Uhr früh erschallt lautes Schreien aus den Gemächern der Herzogin; mehrfaches Klingeln ertönt; der Kammerdiener und die Kammerfrau stürzen notdürftig bekleidet herbei; sie finden die Thüren verschlossen. Sie rufen und klopfen; niemand antwortet. Sie begeben sich in den Korridor, der zu den Gemächern des Herzogs führt. Von dieser Seite steht die Thüre weit offen, und ein fürchterliches Schauspiel bietet sich ihren Augen dar. Die nur mit einem Hemde bekleidete Herzogin ist, mit Wunden bedeckt, auf der Schwelle umgesunken, das umgewühlte Bett ist von Blutflecken besudelt.

Sie rufen und schlagen Lärm. Der Herzog eilt herbei mit verstörtem Gesicht, die Hände zusammenschlagend, in scheinbarer Verzweiflung. Die Herzogin

stirbt, ohne ein Wort äußern zu können. Von diesem Augenblick an steht die Ansicht der Domestiken jedoch fest. Den Gerichtsbeamten, welche kommen, um eine Untersuchung anzustellen, und Befehl geben, die Dienerschaft zu überwachen, antwortet der Kammerdiener Charpentier: „Man thäte besser, im Zimmer des Herrn Herzogs Haussuchung zu halten."

Die Beamten folgen diesem Wink; sie dringen in das bezeichnete Gemach; finden dort die unzweifelhaften Beweise des Verbrechens, halten den Herzog unter guter Bewachung in seinem Hotel und lassen Mademoiselle Deluzy gefangen nehmen.[1]) Was trug sich ferner zu?

Unter dem Eindruck der Verfolgungen sah der Herzog von Praslin, der in seiner Eigenschaft als französischer Pair der Gerichtsbarkeit des Staatsgerichtshofs (Haute Cour) unterstand, seine Ehre verloren und versuchte, sich dem Gerichtsverfahren zu entziehen. Wie man annehmen kann, absichtlich ohne Aufsicht im Gefängnis des Palais Luxembourg gelassen, wo man ihn von der ersten Stunde an gefangen hielt, versuchte er sich zu vergiften. Im Augenblick, als man ihn zum Verhör holen kam, fand man ihn blaß und entstellt, ein „Fläschchen in der Hand, dessen Inhalt er verschluckt hatte und in dem sich noch einige Tropfen einer Mischung von Opium und Arseniksäure befanden".

Trotz seines Schwächezustandes und wegen der Schwere der auf ihm lastenden Beschuldigung begab sich der Präsident Pasquier, von sechs Mitgliedern des Gerichtshofes assistiert, in seine Zelle, um ein erstes Verhör anzustellen.

Wir können heute, dank kürzlicher Enthüllungen, das Protokoll dieses Verhörs veröffentlichen, das lange Zeit in einer besonderen Sammlung vor Indiskretionen geschützt geblieben ist. Es folgt hier, seinem genauen Wortlaut nach:

„Wir, Etienne-Denys, Herzog Pasquier, Justizminister von Frankreich, Präsident des Pairshofes, assistiert von Henri Morice, Sekretär des Präsidiums der Pairskammer, und als solcher das Amt eines vereidigten Aktuars ausübend, haben uns in das Gerichtsgebäude in der Rue de Vaugirard begeben, wo wir, nachdem wir in einen Raum des genannten Gebäudes hinaufgestiegen sind, den Herzog von Choiseul-Praslin auf seinem Bette liegend gefunden und ihm die folgenden Fragen vorgelegt haben:

D. „Bekennen Sie sich des Verbrechens schuldig, das das Leben Ihrer Frau beendet hat?"

P. „Nein, Herr Präsident, ich bekenne mich nicht als schuldig."

D. „Sie können es nicht leugnen, Ihr neuliches Verhör beweist es zur Genüge: wenn Sie nicht schuldig wären, würden Sie sich nicht mit Arsenik vergiftet haben."

P. „Nein, Herr Präsident, ich bin nicht schuldig."

---

[1]) Ein Niederschlagungsbefehl wurde gegen Mademoiselle Deluzy erlassen. Sie verließ Frankreich, begab sich nach England und später nach Amerika. Dort hat sie, wie ich glaube, einen protestantischen Pfarrer mit bedeutendem Vermögen geheiratet. Vor ungefähr einem Jahr zeigte eine New Yorker Zeitung ihren Tod an und huldigte öffentlich den häuslichen und mildthätigen Tugenden, die sie während ihres Lebens bewiesen.

D. „Hat Ihnen Mademoiselle Deluzy Ratschläge gegeben, die Sie zu der That getrieben, die Sie begangen haben?“

P. „Nein, ich habe Mademoiselle Deluzy niemals derartige Projekte machen hören.“

D. „Ich fordere Sie nur auf, zu sagen, ob Sie der einzige Schuldige bei dem an Madame de Praslin verübten Verbrechen sind?“

P. „Nein, Herr Präsident, das kann ich nicht sagen, ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht schuldig sei.“

Wir betonen mit Absicht die aus dem Munde des Herzogs Pasquier hervorgegangene Phrase: „Wenn Sie nicht schuldig wären, würden Sie sich nicht mit Arsenik vergiftet haben.“ Als erste Ueberlegung kommt uns in den Sinn, daß das Gift nicht sehr wirksam gewesen sein muß, da man sich sonst in der Gegenwart eines Leichnams befunden haben würde. Man muß davon ebenso frappiert worden sein wie durch die Kaltblütigkeit, die der Herzog von Praslin bewies und seine wenigstens scheinbare Ruhe. Diese Ruhe und Kaltblütigkeit werden uns übrigens durch einen Augenzeugen bestätigt, einen von denen, welche dem Justizminister Pasquier bei seiner heiklen Aufgabe zur Seite standen.

M. Henri Morice, dem wir den Bericht entlehnen, war damals Sekretär beim Präsidium der Pairskammer. Er ist erst vor wenigen Jahren gestorben, nachdem er unter dem Kaiserreich das Amt eines Sekretärs des kaiserlichen Hauses bekleidet hatte. Seine Schriften werden heutigen Tages in der Bibliothek der Stadt Paris (Musée Carnavalet) aufbewahrt.

Außer dem Konzept des weiter oben gelesenen Verhörs hat M. Henri Morice in seinen Papieren den ergreifenden Bericht der letzten Augenblicke des Herzogs von Praslin niedergelegt:

„Ich sah,“ schreibt er, „den Herrn Herzog von Choiseul-Praslin wenige Stunden vor seinem Tode, der am 24. August 1847 um halb fünf Uhr abends eintrat; er war sehr ruhig in dem Augenblick, als ihm die letzte Oelung von M. Martin de Noirlieu, dem Pfarrer von Saint Jacques du Haut-Pas im Gefängnisse des Palais Luxembourg gereicht wurde, in Gegenwart vom Herrn Justizminister, der am Kopfende seines Bettes stand, von M. Eugène Cauchy am Fußende, von mir und dem Direktor des Gefängnisses. Er hat den Herrn Pfarrer gebeten, ein kleines Kruzifix, das er während der heiligen Handlung in den Händen gehalten hatte, aufzubewahren und es nach seinem Tode seiner Mutter zu übergeben. Als wir in den Raum zurückgekehrt waren, der sich vor seinem Gefängnisse befand, trat M. Martin de Noirlieu ebenfalls aus diesem Zimmer und sagte zu dem Herrn Justizminister:

„M. de Praslin hat die höchste Ehrfurcht vor Ihnen: wenn er ein Geständnis machen will, wird er es nur Ihnen gegenüber thun.“

Es erscheint uns schwierig, die Haltung des Herzogs, die man uns als so vollkommen ruhig schildert, mit der Behauptung desselben Erzählers in Uebereinstimmung zu bringen (die dieser von M. Martin de Noirlieu erfahren), daß

M. de Praslin sich den Daumen abgebissen habe. Wollte man einfach damit sagen, daß er sich in den Zuckungen des Todeskampfes in den Daumen gebissen habe? Das würde unsrer Ansicht nach eine wahrscheinlichere Lesart sein.

Die moralischen Qualen, die der Schuldige durchmachte, konnten nicht weniger furchtbar sein als seine physischen Leiden. Einer andern von M. Morice hinterlassenen Notiz entnehmen wir folgende herzzerreißende Schilderungen:

„Um sich einen Begriff von den Leiden zu machen, die der unglückliche Herzog zu erdulden hatte, mußte man gesehen haben, wie dieser Mann, bei dem das Gift schon so große Verheerungen angerichtet hatte, mit seinen Gewissensbissen kämpfte und durch die einfache Frage: ja oder nein? gefoltert wurde. Wie er sich steif machte, um zu verhindern, daß ein ja seinen Lippen entschlüpfte und doch nicht ‚nein‘ zu sagen vermochte; wie er, sichtlich von dem Wunsche beseelt, dieser Frage zu entgehen, sagte, er sähe nichts mehr und höre nichts mehr, habe auch keine Gedanken mehr. Wie er den Kopf heftig auf die Lehne des Armstuhls zurückwarf, auf den man ihn gesetzt, minutenlang eine Art von Röcheln ausstieß, dann den Kopf in seinen Armen verbarg, die er auf den Tisch stützte, um den herum die Mitglieder der Kommission standen, sie anflehend, dieses Verhör oder vielmehr diese Folter aufzugeben. Man mußte diesen Kainsblick gesehen haben, welchen Ausdruck Mr. Pasquier beim Herausgehen gebrauchte, die starren Augen, ganz erfüllt von einem ihn verfolgenden Gedanken, ohne Zweifel das Grauen vor seinem gräßlichen Verbrechen. Alles verlieh dieser Scene einen fürchterlichen Charakter: sein Anzug, er trug einen langen braunen Schlafrock ohne Kragen, und man sah auf seinem Halse alle die Zusammenziehungen seiner Kehle; der Gefängnissaal, das düstere Schweigen der Mitglieder der Kommission, die seine Worte erlauschten und belauerten. Man fror; man fühlte, daß man sich in der Gegenwart eines andern Tribunals befand, das hoch über allen unsern gewöhnlichen Gerichtshöfen oder unserm Pairshof stand und von dem man den Ausspruch eines Urteils hören sollte, dessen Vollstreckung nicht auf sich warten lassen würde. Was muß er daher gelitten haben! Das Publikum kann zufrieden sein; ich glaube, das Schafott hätte, was ihn betrifft, nichts mehr hinzugefügt.“ [1])

Das Publikum glaubte, um die Wahrheit zu sagen, nicht an den wirklichen Tod des Herzogs von Praslin. Die tollsten Gerüchte waren im Umlauf. Ging man doch sogar so weit, zu behaupten, man habe den Schuldigen entwischen lassen, und er hätte seitdem in England gelebt — unter falschem Namen — wie die hinzugefügten, welche als gut unterrichtet gelten wollten. Ganz kürzlich noch lasen wir mit Erstaunen in einem Bande Erinnerungen,[2]) die unter der direkten Anregung des Marschalls Canrobert geschrieben waren, daß der Marschall gehört habe, der Herzog von Praslin sei nicht an den Folgen seiner Vergiftung im Gefängnis gestorben, sondern hätte noch lange in England gelebt und seine

[1]) Cf. Intermédiaire des Chercheurs et des Curieux, 1893, Nr. 605.
[2]) Le Maréchal Canrobert; Souvenirs d'un siècle par Germain Bapst.

Töchter hätten sich im Heiratskontrakt verpflichtet, ihm während seiner Lebenszeit eine von ihren Gatten festgesetzte oder acceptierte Pension zu zahlen.

*

Diese Legende — denn um eine solche handelt es sich — wird ausdrücklich widerlegt durch die authentisch beglaubigten Urkunden, die wir bisher vorbrachten; wir werden sie vollends vernichten durch die Beibringung noch andrer Aktenstücke, die nicht geringeres Interesse erregen werden.

Hier ist zunächst die Depesche,[1]) mit welcher der damalige Minister des Innern M. Duchâtel dem Könige Louis Philippe den Tod des Herzogs von Praslin anzeigte:

An den König.

24. August (1847), 7 Uhr abends.

Sire

M. de Praslin ist heute abend um 4 Uhr 35 Minuten gestorben. Einige Augenblicke vor seinem Tode war der Justizminister mit dem Pfarrer von St. Jacques du Haut-Pas in sein Zimmer gekommen. Wir treffen alle Vorkehrungen, damit keine Aufregung in der Bevölkerung entsteht.

Ich bitte den König unterthänigst, die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht entgegennehmen zu wollen. E. Duchâtel.

Der Justizminister Pasquier, dessen hohe Unparteilichkeit über jeden Verdacht erhaben ist, hat sich ebenfalls sehr bestimmt über die Schuld des M. de Praslin ausgesprochen. In dem Bericht, den er wenige Tage nach dem Tode des Herzogs in der Pairskammer verlas, sagte er wörtlich:

„Der Tod des Schuldigen hat die ihn betreffenden gerichtlichen Einschreitungen aufgehoben. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Sühne ebenso eklatant gewesen sei wie die Frevelthat. Die Gleichheit vor dem Gesetz mußte bei einem derartigen Vorfall nachdrücklicher denn je betont werden.“ [2])

Diesen beiden Zeugnissen fügen wir ein Aktenstück hinzu, das einen entschiedenen Wert besitzt, den niemand wird bestreiten wollen. Es handelt sich nämlich um das Protokoll über die Leichenöffnung des Herzogs von Choiseul-Praslin.

Das Dokument ist mit allzu technischen Ausdrücken überladen, als daß wir dem Leser die mühselige Lektüre desselben auferlegen möchten. Wir begnügen uns damit, eine kurzgefaßte Uebersicht davon zu geben, und verweisen diejenigen, welche die Frage interessiert, ganz besonders Aerzte und Männer der Wissenschaft, auf die Quelle,[3]) aus der wir geschöpft haben.

Der Selbstmordversuch des Herzogs hatte an demselben Tage stattgefunden,

---

[1]) Sie wurde veröffentlicht durch L'Intermédiaire, loc. cit.

[2]) Le Luxembourg, von Le Favre.

[3]) Gazette des Hopitaux, 2. September 1847.

als er in Anklagezustand versetzt worden war. Anfangs hatte man die Symptome der Vergiftung gänzlich verkannt.

Als der Hausarzt, Dr. Reymond, am Mittwoch, dem 18. August, um 5¼ Uhr früh in das Hotel Sébastiani gerufen worden war, hatte er dort die Herren Canuet und Simon getroffen und war mit ihnen zur ersten Aufnahme des Thatbestandes geschritten. Sie hatten den Zustand des Leichnams der Herzogin von Praslin festgestellt und einen umfassenden Bericht aufgesetzt.

Am selben Tage, gegen halb elf Uhr abends, ließ man Dr. Reymond sagen, der Herzog von Praslin befände sich ernstlich unwohl. Seit einer halben Stunde ungefähr war er von Uebelkeiten ergriffen, die von heftigem Erbrechen begleitet waren. Seine Haut war „kalt und abgestorben", der Puls kaum zu fühlen und von äußerster Schnelligkeit, der Durst sehr stark. Dr. Reymond, der an einen Anfall von Cholera dachte (sic), verordnete eiskalte Getränke und mit Eis gekühlten Bordeauxwein.

Der Herzog verbrachte eine schlechte Nacht. Er hatte nicht die geringste Nahrung aufnehmen können, nicht einmal kalte Bouillon, die er sofort wieder von sich gegeben hatte.

Als sich am nächsten Morgen, dem 19., der zur Konsultation berufene Dr. Louis zum Herzoge von Praslin begiebt, findet er ihn in folgendem Zustand: das Gesicht ist entstellt, die Augen tief in ihre Höhlen eingesunken, die Mattigkeit macht rasche Fortschritte. Erbrechen und Stuhlgang sind sehr reichlich, der Puls von beunruhigender Geschwindigkeit.

Dr. Louis verordnet eiskalte Getränke und die Anlegung von heißen Tüchern, die nicht ausgehalten werden konnten.

Am 20. fährt man mit derselben Behandlung fort. Da gegen Abend eine vorübergehende Besserung eintritt, giebt M. Andral seine Genehmigung dazu, den Herzog in das Gefängnis Luxembourg überführen zu lassen.

Am 21. um halb fünf Uhr morgens wird der Herzog von Choiseul von Dr. Rouget in sein Gefängnis begleitet.

Die Fahrt geht ohne allzu große Belästigung des Kranken von statten.

Im Luxembourg angelangt, bringt man ihn in ein Zimmer des zweiten Stockwerks und läßt ihn dabei momentweise die eignen Beine gebrauchen.

Im Laufe des Sonnabends konnte man ihn, ohne allzu große Ermüdung hervorzurufen, einem beinahe zweistündigen Verhör unterwerfen. Aber am Sonntag traten die Erscheinungen mit erneuter Kraft wieder auf.

Das Kaltwerden der Extremitäten, eine starke, krampfhafte Zusammenziehung der Kehle, ein brennendes Gefühl, „das vom Munde bis zum After" empfunden wurde, heftigste Beklemmungen und das Ausbleiben des Harns lassen keinen Zweifel mehr zu über die Ursache aller dieser krankhaften Erscheinungen. Die schon am Abend vorher von Dr. Rouget, dem Arzt des Luxembourg und der Pairskammer geargwöhnte Vergiftung bestätigt sich. Die Herren Louis und Andral beginnen die Ueberzeugung ihres Kollegen zu teilen.

Außerdem haben die untersuchten Ausleerungen das Vorhandensein einer

beträchtlichen Menge Arsenik bewiesen. Das Gift hat langsam, aber sicher seinen Weg gemacht. Die Symptome nehmen von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zu; der Herzog verscheidet nach einem 45 Minuten währenden Todeskampf, am Dienstag, dem 24. August (1847).

Die 24 Stunden nach dem Tode gemachte Leichenöffnung bestätigte in allen Punkten die Annahme einer Arsenikvergiftung. Man fand das reine Arsenik in den festen Teilen der Eingeweide und in der Leber, besonders in diesem letzten Organ, das nach der Angabe der Sachverständigen „Fluten von Arsenik" enthielt.

Es ist der gelehrte Chemiker Chevallier, der das Vorhandensein von Arsenik in dem Urin und den Ausleerungen feststellte, die auf einem Lehnstuhl zurückgeblieben waren, auf den M. de Praslin am Donnerstag vorher gesetzt worden war, nachdem er ein Bad genommen hatte.

Entgegen dem heutigen Verfahren erhielten die medizinischen Zeitungen die ersten Berichterstattungen. Die „Gazette des Hopitaux" hatte von der ersten Stunde an einen ihrer Reporter zu Dr. Reymond geschickt, der es abgelehnt hatte, zu reden. Nachdem er an andrer Stelle wohlwollendere Aufnahme gefunden, hatte unser Kollege in einer seiner Zeitungsspalten die ausführlichsten Einzelheiten über dieses tragische Ereignis mitgeteilt.

„Les Débats", der „Constitutionnel", die „Gazette de France" hatten den ganzen Artikel der „Gazette des Hopitaux" wiedergegeben. Die „Gazette des Tribunaux", der „Siècle" und die „Presse" hatten Bruchstücke davon abgedruckt. Eine große Zahl andrer politischer Blätter hatten Kritiken und Besprechungen darüber gebracht.

Die Schlußworte des in der „Gazette" vom 2. September 1847 veröffentlichten Protokolls lauteten wie folgt:

1. Läßt alles darauf schließen, daß der Tod des Herzogs von Praslin durch die Einführung einer vernichtenden Substanz eingetreten ist.

2. Die chemische Untersuchung der Eingeweide des Leichnams ist notwendig, um in positiver Weise die Ursache des Todes und die Natur der eingeführten Substanz festzustellen und die Möglichkeit zu schaffen, auf die verschiedenen Fragen zu antworten, die in der Verordnung des Justizministers von Frankreich und Präsidenten des Pairshofes aufgestellt sind.

Dieses, vom 25. August datierte Protokoll war unterzeichnet: Orfila, A. Tardieu, Rouget, Andral, Louis, Chayet.

Worin bestanden nun die den Sachverständigen vorgelegten Fragen? Konnte man sie mit Bestimmtheit beantworten?

Man wird es sofort beurteilen können, da wir sie ohne irgend welche Abänderung wiedergeben werden.

1. War der Tod des Herzogs von Praslin die Folge einer Vergiftung?

2. Hat eine einzige Vergiftung oder haben mehrere aufeinander folgende stattgefunden?

3. Aus welchem Zeitpunkt stammt die erste Vergiftung oder die einzige Vergiftung, im Falle es nur eine gewesen wäre?

4. Um welche Art von Vergiftung oder Vergiftungen handelt es sich, das heißt, was für eine giftige Substanz oder giftige Substanzen sind angewandt worden?

5. Ist die Vergiftung anfangs nicht erkannt worden, oder hat man vorgegeben, sie zu verkennen?

6. Sind die beobachteten Symptome derartig gewesen, daß sie den Irrtum begünstigen oder rechtfertigen konnten?

7. Hat die angewandte Behandlung die Wirkungen des Giftes befördert oder aufgehalten? Oder sind die Wirkungen nur dieselben geblieben, als wenn man die Krankheit sich selbst überlassen hätte?

8. Würde eine andre Behandlung ein von dem stattgehabten verschiedenes Resultat herbeigeführt haben?

Auf die erste Frage gaben die Sachverständigen die klare, alle Weitschweifigkeiten vermeidende Antwort: Die chemische Untersuchung hat mehrfach die Ergebnisse der Leichenschau bestätigt, und sie gestattet uns, zu versichern, daß der Tod des Herzogs von Praslin die Folge einer Vergiftung ist.

Haben mehrere Vergiftungen stattgefunden? Unzweifelhaft nur eine einzige mit abwechselndem Eintreten von Ruhe und Verschlimmerung.

Ueber die Natur des Gifts waren die Sachverständigen nicht minder entschieden: das eingeführte Gift, antworteten sie, ist eine arsenikhaltige Zusammensetzung.

Aus welchem Zeitpunkt stammt die Vergiftung? Hier glauben wir einem förmlichen Vortrag über Toxikologie (Giftkunde) beizuwohnen, von Männern wie Orfila und Tardieu gehalten, neben denen, wie wir nicht anstehen auszusprechen, unsre heutigen Toxikologen eine recht bescheidene Rolle spielen.

„Verschiedene Umstände," sagten diese Gelehrten, „können bei einer Arsenikvergiftung die Zeitdauer verändern und das Eintreten der Symptome mehr oder weniger verzögern. Die Form des Giftes, ob trocken oder aufgelöst genommen, in Stücken oder fein pulverisiert, das Vorhandensein von Flüssigkeiten im Magen, die Fülle oder Leere der Eingeweide, die Schnelligkeit oder Langsamkeit, mit der das Gift genommen, beschleunigen oder verlangsamen die Wirkung desselben.

In dem uns vorliegenden Falle hat die trocken und grob pulverisiert genommene Arseniksäure, ohne die Einführung einer größeren Menge von Flüssigkeit, ihre Anwesenheit erst nach einer gewissen Zeit offenbaren können.

Aber wenn man auch den entferntesten Zeitpunkt annimmt, so kann man doch, wofern nicht ganz besondere Umstände vorliegen, nicht zugeben, daß die Wirkungen länger als drei bis vier Stunden auf sich warten lassen. Es müssen daher die letzten Stunden am Mittwoch, dem 18. August, als der Zeitpunkt angenommen werden, an dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Einführung des Giftes stattgefunden hat.

Hat die Wirkung der giftigen Substanzen durch andre Mittel aufgehalten oder zerstört werden können? Hat die Behandlung, der man den Herzog von

Praslin unterwarf, — opiumhaltige Arzneien und so weiter — die giftige Wirkung verzögern oder sogar verhindern können? Das Opium kann mitunter einen Stillstand der Symptome hervorbringen, aber nichts berechtigt zu dem Gedanken, daß unter den obwaltenden Umständen ein analoges Ergebnis eingetreten sei.

Der Bericht endet mit folgenden Schlußfolgerungen, die weder den geringsten Doppelsinn enthalten, noch eine verschiedenartige Auslegung zulassen:

Aus den während der Krankheit des Herzogs von Praslin beobachteten Symptomen, sowie aus den nach seinem Tode konstatierten organischen Veränderungen und den von uns angestellten chemischen Untersuchungen geht hervor:

1. Daß M. de Praslin, durch ein arsenikhaltiges Präparat vergiftet, gestorben ist;

2. Daß die Einführung des Giftes höchst wahrscheinlich am Mittwoch, dem 18. August, nach vier Uhr nachmittags und vor zehn Uhr abends stattgefunden hat;

3. Daß der Verlauf der Symptome ein regelmäßiger gewesen ist und so, wie man ihn bei Vergiftungen durch Arseniksäure beobachtet;

4. Daß das Aufhören des Erbrechens nicht einer, auch nur momentanen Besserung zugeschrieben werden muß, die sich im Zustande des Kranken gezeigt haben würde, während er hingegen fortdauernd unter den schweren Symptomen einer Arsenikvergiftung zu leiden hatte;

5. Daß der, wenn auch scheinbar verspätet eingetretene Tod die natürliche Folge der sechs Tage vorher eingeführten Arseniksäure sein kann.

Paris, 28. August 1847.

Unterzeichnet: Orfila, A. Tardieu.

So hatte man also nicht mehr als zehn Tage gebraucht, um die Autopsie sowie die chemischen Untersuchungen zu machen und den Bericht zu erstatten.[1])

*

Unsrer Ansicht nach müssen unsre Leser jetzt vollständig überzeugt sein; aber wie fest ein Bündel Beweise auch geschnürt sein mag, es finden sich doch immer einige Maschen, durch die ein Irrtum oder eine Unehrlichkeit schlüpfen können. Auch ist jede Waffe erlaubt, um eine falsche Legende zu zerstören, besonders wenn diese in das große Publikum gedrungen ist, das so leicht bereit ist, sich rühren zu lassen, und so schwer von seinen ersten Eindrücken zurückkommt.

Denjenigen, welche trotz der augenscheinlichsten Beweise darauf bestehen, zu leugnen, daß der Herzog von Praslin seinem Leben ein Ende gemacht habe, stellen wir noch zwei schriftliche Zeugenaussagen gegenüber.

---

[1]) Unsre modernen Sachverständigen beanspruchen mehr Zeit. Sei es, daß der Prozeß der Untersuchungen ein komplizierterer ist — oder lassen ihnen ihre vielseitigen Aemter weniger Muße?

Zuerst diejenige von M. Cauchy, dem ehemaligen Archivsekretär des Senats, der mehr als einmal seine Zusammenkünfte mit dem lebenden Herzog geschildert hat, und seine Erschütterung, als er damit beauftragt wurde, sozusagen die letzten Zuckungen seines Todes zu überwachen. In diesem Augenblick, so erzählt er sonderbarerweise an M. Favre, der es berichtet hat, war der Körper M. de Praslins durch die Wirkung des Giftes so zusammengezogen, daß er ganz gekrümmt war. Man mußte die Glieder herunterdrücken, um sie in den Sarg legen zu können.

Ferner die Zeugenaussage des Justizbeamten, der von der Polizei der Pairskammer speziell damit beauftragt war, die sterblichen Ueberreste des Selbstmörders nach dem Südkirchhof überführen zu lassen.

Wir geben sie ohne die geringste Abänderung wieder:

„Der Körper," so berichtet der Beamte, „wurde vor mir, M. Cauchy und dem Chef der Sicherheitspolizei in den Sarg gelegt. Nachdem dieser zugenagelt war, stellte man ihn in einen Leichenwagen, der schon am Abend vorher bestellt war, und um zwei Uhr morgens fuhren wir nach dem Südkirchhofe, wo ich am Abend vorher und auf Befehl den Platz ausgewählt hatte, wo die Beerdigung stattfinden sollte. Die Polizei hatte, da man Kundgebungen befürchtete, Maßnahmen getroffen, damit alles im tiefsten Geheimnis vor sich ging. Trupps von Polizisten hielten den Weg besetzt, den wir nehmen mußten; als wir vor dem Kirchhofe ankamen, schien sich die Thür wie durch Zauberschlag vor uns zu öffnen.

„Der Wagen rollte inmitten der Gräber durch die düsteren und stillen Alleen; der Chef der Sicherheitspolizei und ich wechselten kein Wort miteinander. Plötzlich hält der Wagen still. ‚Was ist?' fragt der Chef der Sicherheitspolizei. Der Kutscher streckt den Arm nach dem Horizont aus. ‚Sehen Sie nur', sagt er mit einer Geberde des Schreckens. Wir stecken den Kopf zum Wagenfenster hinaus und bemerken, etwa 500 Meter von uns entfernt, eine Anzahl schwarzer Gestalten, die sich mitten auf dem Wege aufgestellt hatten; eine andre, größere, ragte aus ihnen hervor, und ihre beiden gläsernen Augen schienen unsre Ankunft zu erspähen.

„Was bedeutete diese Kundgebung? Wollte man den Körper rauben? Wir wußten nicht, was wir denken sollten! Der Chef der Sicherheitspolizei rief seine Beamten herbei. Wir mußten jedoch den Weg fortsetzen und unsern Auftrag ausführen. ‚Vorwärts', sage ich zum Kutscher, ‚treiben Sie die Pferde an.' Der Wagen rollt dahin. Wir ließen das Phantom nicht aus den Augen, dessen Kopf sich zu bewegen schien. Seine grünen Augen wurden immer glänzender. Eine Stimme, die aus einem dichten Gebüsch zu uns drang, zog uns von unsern Gedanken ab. ‚Hier ist es', sagte sie. Es war die Stimme des Totengräbers. Wir waren angelangt. Während der Sarg vom Wagen genommen wird, machen der Chef der Sicherheitspolizei und ich einige Schritte vorwärts, um die Gestalten näher zu betrachten, die uns zuerst erstaunt, dann beinahe erschreckt hatten, und die durch eine Biegung des Weges jetzt unsern Augen entschwunden waren.

Und was erblicken wir nun? Grabsteine in Kegelform, deren größter an der oberen Spitze mit durchbrochenen Akanthusblättern verziert war; an zweien dieser Blätter hatte der Totengräber Laternen aufgehängt, um uns den Weg zu zeigen, den wir verfolgen mußten.

„Dieser Zwischenfall hatte uns, wie man sich denken kann, nur wenige Sekunden gekostet. Inzwischen hatten unsre Leute den Sarg bis an den Rand der Gruft getragen. Sie ließen ihn in unsrer Gegenwart hinunter, dann wurde das Loch zugeschaufelt. Man klopfte und trat die Erde fest und bedeckte sie mit Rasen, ohne irgend ein sichtbares Zeichen zurückzulassen, und damit war alles zu Ende. Aber ich weiß, wo das Grab ist; ich würde es sehr leicht wieder finden . . .“

Nachdem wir alle diese schriftlichen Zeugnisse vorgebracht haben, bleibt uns nur noch ein Wort hinzuzufügen; die Schlußfolgerungen drängen sich so augenscheinlich auf, daß es unnütz wäre, sie noch weiter auszuführen.

Am Ende unsrer Beweisführung angelangt, halten wir uns für berechtigt, die sakramentale Phrase wieder anzuwenden, deren Banalität man zu Gunsten ihres bündigen Ausdrucks entschuldigen möge:

Die Akten sind geschlossen!



Aus dem Nachlasse Munkacsys.

Von

F. Walther Ilges.

III.

Schloß Colpach. — Die letzten Tage von Liszt.

Kaum fünf Minuten von der belgischen Grenze an der über die niedrigen Ausläufer der Ardennen hügelauf, hügelab führenden Straße von Redingen nach Arlon liegt, noch im Luxemburger Ländchen, das alte Schloß Colpach, der einstige Herrensitz der ausgestorbenen Familie von Pforzheim.

Von der Straße aus ist wenig zu sehen; eine braungrüne, moosbewachsene Mauer läuft neben dem Wege her, durchbrochen von zwei breiten steinernen Thoren im Zopfstil mit roten hölzernen Gitterflügeln; die eingehauenen Wappen mit neunzinkiger Krone sind vom Regen streifenförmig ausgewaschen. Der Blick, den wir durch die Wölbung in den stillen Park werfen, dringt nur bis zur ersten Krümmung des Weges, der sich dann unter den hohen Bäumen verliert.

Auf der andern Seite der Landstraße stehen ein paar Bauernhäuschen, eng aneinander geschmiegt, rauchgeschwärzt und altersgrau, und drüben über dem Steinbrückchen klettert das Dorf den Hügel hinauf. Oben die weiße Kirche; Grabkreuze mit Perlenkränzen leuchten über die Mauer des Friedhofs, Trauer-

weiden lassen ihre Zweige herüberhängen, während dicht daneben zwischen den grünen Obstbäumen, halbversteckt im Blattwerk das Pfarrhaus steht, mit blauen Schiefertafeln gedeckt und rotblühenden Geranien vor den Fenstern.

Es ist so still ringsumher, daß man den dünnen Wasserfaden über die weißen Kiesel des Bachbettes rieseln hört. Die Aussicht hier im Thale ist einfach: Wiesen, soweit man sehen kann, hie und da ein Stoppelfeld, durch das die rote Erde durchschimmert. Auch der Staub auf der Straße ist rot. Etwas weiter steigt das Feld auf beiden Seiten wieder an, oben stehen Tannenbäumchen und vorne am Graben zerzaustes Brombeergestrüpp. Das Gesichtsfeld begrenzt in der Ferne ein dunkler Wald. Dort ist schon Belgien.

Gehen wir die Landstraße aber wieder zurück und steigen dann seitwärts über den ausgetrockneten, lehmigen Feldweg die höchste der Bodenwellen hinauf, so sehen wir das Schloß vor uns im Grunde liegen. Aus dem Parke, der sich bis zu uns heraufzieht, sind große Stellen herausgeschnitten; helle, breite Kieswege führen hinunter, bald unter den Bäumen verschwindend, bald zwischen Rasenteppichen hindurch, teilen und vereinigen sich und ziehen im Kreise um den blaßroten Bau herum, an dem rings die Heckenrosen, Epheu, wilder Wein und Schlingpflanzen mit langen, blauen Blumen hinaufklettern, daß die vorgebauten Glashallen kaum noch unter der grünen Decke hervorschauen. Seitwärts stehen die Wirtschaftsgebäude im großen Viereck um den Geflügelhof. Gegenüber der glasüberdachten Freitreppe des Schlosses, die zwei graue steinerne Sphinxe bewachen, über der Wiese drüben liegt ein kleiner See; eine zierliche Holzbrücke führt im Bogen auf eine Insel, wo zwischen Farnen, weißgrünem Weidengebüsch, Fuchsschwanzsträuchern und schlanken Birkenbäumchen die vergoldete Wetterfahne einer Sommerlaube schimmert. Den Hintergrund aber bildet wieder der Park, eine einzige dunkle Wand von Fichten und Edeltannen. Unter den überhängenden Zweigen murmelt leise der Bach, die Vögel pfeifen, und die Eichhörnchen huschen von Ast zu Ast.

Hier unter den hundertjährigen Bäumen kann man sich zurückträumen in die Vergangenheit. Der Winkel Natur hier um uns hat sich wohl kaum geändert. Geradeso klang wohl damals schon der eintönige Gesang des Hirtenbuben, wie ihn jetzt der leise Wind herüberweht, geradeso schlug damals die Kirchglocke an, die den Bauern auf dem Felde zum Ave Maria läutet — damals, als noch die Edlen von Pforzheim hier saßen, die würdigen Herren in Spitzenjabot und Schnallenschuhen, wie sie ernst von den Ahnenbildern im Schlosse in die veränderte Welt herunterschauen; geradeso zirpten und pfiffen damals die Vögel, blühte die Königskerze auf der Waldlichtung, als die Damen in hoher Puderfrisur, mit seidenrauschenden Reifröcken und spannenhohen roten Absätzen über die stillen Parkwege wandelten.

Es war ein stolzes Geschlecht. Mehrere Dörfer standen unter ihrem Schutze, mehrere Schlösser nannten sie ihr eigen. Alle Gerechtsame des Adels, Jagd, Fischerei, das Patrimonium über Pfarrei und Schule, die höhere und die niedere Gerichtsbarkeit war ihnen verbrieft. Noch heute zeigt man im Parke die Stelle,

wo einst der Galgen stand. Aber die französische Revolution hielt auch in diesen Winkel ihren Einzug. Baron Philipp von Pforzheim mußte fliehen, das Schloß und die Güter wurden zu Nationaleigentum erklärt, und ein wohlhabender belgischer Notar Bernard Papier erstand alles zusammen für eine Handvoll Assignaten, — aber nur, um es nach Wiederherstellung der Ordnung seinem Freunde, dem Baron, gegen einfache Erstattung der Auslagen zurückzugeben.

Die Geschichte des braven Notars war längst vergessen, als nach dem Aussterben der Pforzheims ihr Erbe, Baron Eduard de Marches, als Gattin und Schloßherrin ein Fräulein Cécile Papier, eine Großnichte des Notars, nach Colpach führte, die dann später nach dem Tode ihres ersten Gatten dem Maler Munkacsy die Hand zum Ehebunde reichte. —

Hier verbrachte nun Munkacsy Jahr für Jahr ein paar Sommermonde. Hier in dem turmähnlichen Anbau war sein Atelier, denn fleißig blieb er auf dem Lande wie in Paris; von morgens früh, ehe noch die meisten seiner Gäste aufgestanden waren, bis zur beginnenden Dämmerung weilte er hinter diesen hohen Glasfenstern vor seinen Staffeleien. Bild auf Bild entstand in diesen Räumen, die meisten dieser kleinen Genregemälde, die Munkacsy gleichsam zur Erholung zwischen der Arbeit an seinen Riesenwerken ausführte, sind hier gemalt worden, diese „Salonbilder", Interieurs aus der Pariser Gesellschaft ebenso wie Scenen im Kostüme der Zeit Ludwigs XIII. Dann aber auch Landschaften. Da ist wohl kaum eine Stelle im Park, die sein Pinsel nicht auf die Leinwand oder die Holztafel, die er für kleinere Bilder meist bevorzugte, geworfen hätte; immer in derselben schlichten Auffassung, die er, im Gegensatz zu der dramatischen Komposition der großen Werke, für die Landschaft so meisterhaft anwandte. Seine unzähligen „Louis XIII", Interieurs ebenso wie die Salonbilder, mag man teilweise kalt und ohne höheren Reiz als den einer verblüffenden Technik finden — seine Colpacher Landschaften gehören dafür mit zum besten, was sein Pinsel geschaffen hat, und es ist bedauerlich, daß gerade diese Werke in ihrer Mehrzahl in Privatgalerien Amerikas verschollen sind. Sie gerade sind geeignet, das herkömmliche Bild, wie es sich von Munkacsys Kunst nach den großen, düsteren, tragischen Werken beim Publikum allmählich gebildet hat, nach der lichteren Seite zu ergänzen. —

Wie viele, die heute an dem Hause in Paris, Avenue de Villiers 53, vorbeigehen, erinnern sich, daß der Meister einst hier gewohnt hat? Andre Personen weilen jetzt in seinen Räumen. Wie schnell verwischt das Leben der Großstadt die Spur des einzelnen, und sei er noch so bedeutend, noch so bewundert gewesen! Anders in dem alten Luxemburger Schlosse. Wer denkt hier noch der Edlen von Pforzheim? Der Name Munkacsy ersetzt die vergilbten Urkunden einer vielhundertjährigen Geschichte. Hier in dem stillen Park, unter den hohen, rauschenden Bäumen tritt nur ein Geist aus der langen Vergangenheit uns entgegen, der ungarische Künstler mit dem weißen, krausen Haar, dem weißen Bart und den tiefliegenden, ernsten, forschenden Augen, wie er noch vor wenig Jahren bei Abenddämmerung aus dem Atelier hinausschritt und einsam

über die Höhen wandelte, während die feuchten Nebelschleier im Thale auf den Wiesen wogten und der glutrote Sonnenball langsam hinter dem Ardennenwald versank. —

Aber auch andre Erinnerungen tauchen hier auf. Einer der treuesten und anhänglichsten Freunde Munkacsys, sein ungarischer Landsmann Franz Liszt, weilte hier vierzehn Tage vor seinem Tode.

Schon 1882 in Pest hatte sich Liszt eifrig an den Huldigungen für Munkacsy beteiligt; bei dem großen Bankett, welches die Stadt dem Maler zu Ehren gab, war es dabei eigentümlich, zu sehen, wie dem anwesenden Liszt die ungarischen Reden übersetzt werden mußten; trotzdem er geborener Ungar — wenn auch, wie es scheint, von deutscher Abstammung — war, verstand er kein Wort Magyarisch. Es ist interessant, daß es, wenigstens in den siebziger Jahren, nicht an Leuten fehlte, die auch Munkacsy eine vollkommene Beherrschung der ungarischen Sprache bestritten. So erhielten die Düsseldorfer Freunde des Künstlers, die eines Tages gegenüber einem andern ungarischen Maler, der viel mit Munkacsy verkehrte, ihrer Verwunderung Ausdruck gaben, daß „Miska" trotz seines langen Aufenthaltes in München und Düsseldorf immer noch ein so schlechtes Deutsch spräche, von dem Ungarn die verblüffende Antwort: „er spricht am besten — deutsch!" Ein ähnliches ungarisches Urteil, das 1873 oder 1874 gefallen sein soll, wurde mir aus Breslau berichtet, wo der Künstler auf der Durchreise mit Landsleuten zusammengekommen war. Dem entgegen stehen dann freilich andre Aussagen von Ungarn, denen gemäß Munkacsy ein elegantes Magyarisch nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen hätte. Höchstens erwähnte einmal ein Ungar — ich glaube, es war Graf Tisza — in Paris gesprächsweise zur Gattin des Künstlers, man merke es der ungarischen Aussprache Munkacsys etwas an, daß er so lange im Ausland gelebt habe. Munkacsy bediente sich übrigens — außer beim Verkehr mit Landsleuten — fast ausschließlich der französischen Sprache.

Das schönste Zeugnis der Freundschaft, die sich nach der Begegnung in Ungarn zwischen den beiden Meistern immer mehr befestigte, ist das von Munkacsy Anfangs 1886 in Paris gemalte Liszt-Porträt, das sich heute, soviel ich weiß, im Pester Museum befindet. Es ist zugleich eins der besten Porträts, die Munkacsy überhaupt geschaffen hat und für die Eigenart beider Künstler bemerkenswert. Um Liszt den ermüdenden Huldigungen, die man ihm, wo er auch hinkam, darbrachte, zu entziehen, hatte ihn Frau von Munkacsy eingeladen, während seines Pariser Aufenthaltes in ihrem Hause zu wohnen. Mehrere Wochen weilte er so in größter Zurückgezogenheit in der Gesellschaft Munkacsys und seiner Gattin. Hier wurde Liszt wieder ganz der alte! Er, der sonst fast nie mehr die Tasten des Flügels berührte, spielte stundenlang, während er Munkacsy zu dem Bilde saß; er wurde lebhaft und erzählte in seinem wundervollen Französisch aus seinem Leben, von den großen Künstlern, die er gekannt hatte, von Lamartine, George Sand und dem alten Dumas, von Chopin, Berlioz und Wagner. Frau von Munkacsy gab dann am 22. März 1886 zu Ehren ihres Gastes eine Soiree.

Die Festordnung hatte Saint Saëns zusammengestellt, sie enthielt nur Werke des Meisters, die von Diémer, Marsik, Burger, Saint Saëns und Frau Conneau vorgetragen werden sollten. Als man Liszt die Aufstellung zur Begutachtung vorlegte, fügte er als feine Aufmerksamkeit gegen Munkacsy zwei Nummern hinzu: eine von ihm Munkacsy gewidmete ungarische Rhapsodie, sowie als Schluß: Epilog am Flügel von F. Liszt. „Es war ein unvergeßlicher Abend!“ schrieb mir Frau von Munkacsy, „und als sich der alte Meister selbst an den Flügel setzte und spielte — das war ein ergreifender Augenblick!“

Frau von Munkacsy begleitete Liszt auch auf einer kurzen Reise nach London, um auch hier von dem schon kränklichen Manne alle Aufregungen fernzuhalten. Liszt war ihr für die geschickte Art, wie sie dies bewerkstelligte, von Herzen dankbar und äußerte, daß er dafür seinen Lorbeer gerne mit ihr teilen möchte. Wie wertvoll eine solche Hilfe für ihn war, kann man erst richtig verstehen, wenn man die Berserkerwut und Rücksichtslosigkeit kennt, mit welcher das gebildete Publikum und vor allem die berüchtigten Autographenjäger hinter jeder „Berühmtheit“ her sind. Am Tage nach ihrer Ankunft in London war Frau von Munkacsy eine ganze Stunde lang mit Liszt beschäftigt, die für diesen eingelaufenen Briefe mit Bitten um ein Autograph durchzusehen und — in den Papierkorb zu werfen. Liszt kannte darin keine Ausnahme, und selbst eine Zuschrift des Lord Rothschild mußte das Schicksal der plebejischeren Briefe teilen: „Herrn von Rothschild so wenig als einem andern,“ mit diesen Worten warf Liszt die zerrissenen Stücke auf den übrigen Haufen. Die Taktlosigkeit — um kein stärkeres, aber bezeichnenderes Wort zu gebrauchen — der Autographenjäger und noch mehr -jägerinnen übersteigt wirklich alle Begriffe. Hat man es doch fertig gebracht, den armen Munkacsy noch kurz vor seinem Tode, als er in Geistesumnachtung in der Nervenheilanstalt Endenich bei Bonn hinsiechte, in zahlreichen Briefen um Autographen anzubetteln! Haben doch einzelne sich deswegen sogar an seinen behandelnden Arzt gewandt!

Auch Munkacsy hatte früher schon diese Schattenseiten des Berühmtseins kennen gelernt und einmal, als ihm wieder eine Dame ihr „Album“ überreichte, unter das (zu einer Einzeichnung Pasteurs) gemalte Bild eines rasenden Hundes die Bemerkung geschrieben: „ich errichte ein Denkmal dem, der mich von den rasenden Autographensammlern befreit!“

Liszt hatte sich ein besonderes Absageschreiben für derartige Herrschaften drucken lassen und ließ es durch seinen Kammerdiener den bettelnden Bewunderern zusenden; da er später aber bemerkte, daß auch dieser gedruckte Zettel „gesammelt“ wurde, erleichterte er sich die Erledigung derartiger Anfragen in der oben erwähnten bequemeren Weise. Liszt konnte aber auch den guten Leuten, die mit einem Abendessen, zu dem sie ihn einluden, es verdient zu haben glaubten, daß er ihnen dankbar eine Stunde lang vorspielte, seine Meinung in der ihm eignen sarkastischen Weise zu verstehen geben, so, wenn er in einer Gesellschaft vor dem offenen Klimperkasten, vor den ihn die Dame des Hauses „zufällig“ geführt hatte, mit liebenswürdigem Lächeln die allgemeine Bemerkung hinwarf:

„Wenn der dressierte Hund sein Kotelette gefressen hat, muß er sein Kunststück vormachen ...“

Liszt hatte sich bei seinen Freunden Munkacsy so wohl gefühlt, daß er jetzt schon seinen Besuch auf Schloß Colpach für denselben Sommer — es sollte der letzte seines Lebens sein, — in Aussicht stellte. Inzwischen erhielt Frau von Munkacsy ein liebenswürdiges Schreiben der Prinzessin Wittgenstein, ein rührendes Zeichen der unwandelbaren Anhänglichkeit und Liebe der Prinzessin zu ihrem langjährigen Freunde. Sie schreibt von Rom am 20. Mai 1886:

„Eine dankbare Schwester schreibt Ihnen, gnädige Frau. — Man berichtete mir, wie kindlich gut Sie gegen Liszt waren, und wie Sie ihn sogar nach London begleitet haben, um für ihn zu sorgen. Glauben Sie mir, daß ich durch diese Nachricht sehr beruhigt worden bin, denn, wenn es ihm auch zur Zeit wieder besser ging, hätte ich doch nicht gedacht, daß er so lange den schmeichelhaften Huldigungen eines ganzen Monats — und sogar darüber! — Stand gehalten hätte! — — Bei der Abreise hatte er Fieber, und Sie können sich vorstellen, daß ich sehr unruhig seinetwegen bin, trotzdem er jetzt gut in Weimar angelangt ist! — Daß die Krankheit so spät erst ausgebrochen ist, verdankt er meiner Ueberzeugung nach nur Ihrer Sorgfalt und Güte, mit der Sie so viele überflüssige Anstrengungen von ihm abgehalten und ihn in Ihrem Zauberheim von allem Uebermaß liebenswürdiger Versuchungen bewahrt haben.

Gestatten Sie mir, gnädige Frau, den Dank, den ich Ihnen schulde, mit Ihrem Gatten zu teilen und ihm bei dieser Gelegenheit meine lebhafte Bewunderung für die Werke auszusprechen, die ihre Stelle in der Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts eingenommen haben. Ich besitze — in Photographien — einen Schatten und Abglanz von ihnen und mache mir ein Vergnügen daraus, sie von allen denen würdigen zu lassen, die große Gedanken in edler Ausführung lieben.

Genehmigen Sie beide, bitte, den Ausdruck meiner Bewunderung für den Künstler und meiner Dankbarkeit für die Freunde.

Prinzessin Carolyne von Wittgenstein.“

Am gleichen Tage schrieb Liszt von Weimar an Frau von Munkacsy:

„Aengstigen Sie sich doch nicht um mich, meine teure Freundin. Mein gewohntes Leben bekommt mir am besten; ich setze es ruhig in Weimar fort und gedenke dabei der schönen Pariser Tage.

Von Mittwoch abend bis gestern nachmittag hat mir meine Tochter, Frau Wagner, Gesellschaft geleistet. Es wurde ausgemacht, daß ich am 2. Juli in Bayreuth sein solle zur Hochzeit meiner Enkelin Daniela von Bülow mit Herrn Tode, dessen Kenntnisse ebensosehr wie sein ehrenhafter Charakter gerühmt werden.

Auch versprach ich, den Vorstellungen des Parcival und Tristan in Bayreuth während eines Monats — vom 20. Juli bis 23. August beizuwohnen. Gestatten Sie mir also wohl, verehrte Freundin, in der Zeit vom 7. bis 18. Juli von Ihrer Gastfreundschaft in Ihrem Feenschlosse Colpach Gebrauch zu machen? —

Gestern zeigte ich dem Großherzog die Photographie meines vorzüglichen Porträts von Munkacsy. Seine königliche Hoheit wiederholte mir sein Bedauern, daß der große Maler sich nicht in Weimar niedergelassen hätte.[1]) Ich erwiderte ihm, daß er augenscheinlich dabei verloren und die Gegenseite gewonnen hätte. —

Uebermitteln Sie, bitte, meine freundschaftlichsten Grüße an Munkacsy von

Ihrem ergebenen Diener F. Liszt."

Eine Woche später schreibt er wieder von Weimar aus; zum Verständnis des Briefes sei gesagt, daß ihm Frau von Munkacsy einige Flaschen alten Cognacs, der ihm in Paris gut geschmeckt hatte, zugeschickt hatte.

„Meine liebe, gute Freundin!

Das Goldwasser Munkacsy kommt eben an, und ich beeile mich, Ihnen meinen Dank dafür abzustatten.

Ich habe dies Lebenselixir zu meinem persönlichsten Gebrauche bestimmt, trotzdem man mir — sehr zu Unrecht — seinen Genuß verschiedentlich untersagt hat. —

Meine Sehkraft nimmt von Tag zu Tag ab. Ich werde in Halle den berühmten Gräfe zu Rate ziehen. Vielleicht vermag er mir irgendwie zu helfen. Wenn nicht, muß ich mich mit dem Gedanken, vollständig zu erblinden, abfinden."

Am 7. Juli kam er leidend in Colpach an, doch besserte sich sein Zustand während des dortigen achttägigen Aufenthaltes. Er war heiter und gesprächig. In seinem Zimmer hatte man ihm einen kleinen Altar errichtet, vor dem er jeden Morgen betete;[2]) zuweilen setzte er sich aber auch noch an den Flügel und phantasierte. Beim Besuche eines Konzertes, das man ihm zu Ehren in der Stadt Luxemburg gab, überraschte er, der seit langem nicht mehr öffentlich gespielt hatte, die Anwesenden dadurch, daß er sich plötzlich erhob und eine eigne Tondichtung vortrug. Zum letztenmal in seinem Leben sollte er hier die Tasten berührt haben.

Am 14. Juli fuhr Liszt von Colpach ab. Am 22. schrieb er Frau von Munkacsy von Bayreuth:

„Gestern kam ich hier an, unglücklicherweise immer noch in Begleitung meines dummen, hartnäckigen und heftigen Hustens ... Ich bleibe bis zum 8. August hier ..."

Vier Tage später schrieb er wieder: „dieser elende Husten verläßt mich nicht mehr." Es war sein letzter Brief, den er überhaupt geschrieben hat.

Er war an einer rechtsseitigen Lungenentzündung erkrankt. Noch am 30. Juli erklärten die Aerzte, daß der Zustand keine Besorgnis einflöße. Am folgenden Tage war Liszt tot. —

[1]) Wozu der Großherzog Munkacsy durch das Angebot einer Professur an der dortigen Akademie schon 1871 zu bewegen suchte.

[2]) Liszt hatte nur die unteren Weihen erhalten; er war also nur Diakon und durfte weder die Messe lesen noch die Beichte hören.

Emil Ollivier, der bekannte frühere französische Staatsmann, der in erster Ehe eine Tochter Liszts zur Gattin hatte, richtete nach Empfang der Trauernachricht folgenden Brief an Frau von Munkacsy:

Saint Tropez, den 17. August 1886.

Verehrte gnädige Frau und Freundin!

Es war rührend von Ihnen, mir die Einzelheiten über das Ende unseres lieben, großen Liszt mitzuteilen. Bei Ihnen hat er die letzten ruhigen und glücklichen Tage seines Lebens verbracht ... Ihren Brief habe ich auch der Prinzessin geschickt, damit sie weiß, wie liebevoll und anhänglich Sie zu ihm waren. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welch tiefen Kummer ich über diesen Tod empfinde, trotzdem ich ihn schon in Paris als bald bevorstehend erkannte. Ich bewunderte — und seit länger als die Mehrzahl der übrigen — sein musikalisches Genie, das allerdings weniger pathetisch als das von Wagner war, dafür aber auch weniger aufregend (énervant) und kraftvoller (vigoureux).

Noch mehr aber liebte ich seine edle, selbstlose, stoische, feinfühlige und liebenswürdige Natur. Seiner Mutter und seiner Tochter habe ich die Augen geschlossen; ich kannte Madame d'Agout so gut wie die Prinzessin; ich bin in alle Einzelheiten der großen Ereignisse seines Lebens eingeweiht und sah einige sich vor meinen Augen abspielen. Nie zweifelte er an meinen Gefühlen und wußte die seltenen Eigenschaften der lieben Frau, die ich seinem Enkel als zweite Mutter gab, zu schätzen. So versinkt mit ihm ein Teil meiner liebsten Erinnerungen für immer. Trotzdem ich an den herbsten Schmerz gewohnt bin, hört dieser nicht auf, mir seinen Stachel ins Herz zu drücken.

Meine Freundschaft zu Ihnen ist sein Vermächtnis. Lange Jahre gesellschaftlichen Verkehrs hätten diese Zuneigung nicht entstehen lassen, die wenige, gemeinsam in seiner Nähe verlebte Tage geschaffen haben ... Sie und Ihr Gatte können auf unsre treueste Freundschaft zählen. Wir wollen uns von ihm unterhalten und beitragen, was in unsern Kräften steht, um die Kenntnis seiner Werke zu verbreiten. Und in Ihrem gastlichen Heim wollen wir mit dem Kultus des lebenden, immer noch wachsenden Genies den des Toten vereinigen, der nicht mehr ist, aber dessen Saat aufgehen wird.

Von der Prinzessin erhielt ich nur zwei Zeilen. Sie ist bettlägerig und hält ihre Thüre hermetisch verschlossen.

Ihr ganz ergebener Emil Ollivier.

Die Prinzessin folgte ein halbes Jahr später dem vorangegangenen geliebten Freunde in den Tod. —



Königin Luise und der Geheime Kabinettsrat Lombard.

Auf Grund ungedruckter Schriftstücke.

Von

Dr. Bogdan Krieger, Bibliothekar der Königlichen Hausbibliothek (ad interim).

(Schluß).

Die Königin hat ihre Ansichten über die Ausführungen Lombards aufgezeichnet. Ihre Besprechung umfaßt allerdings nur ungefähr das erste Drittel des Buches (79 von 215 Seiten), ist aber, so weit sie reicht, sehr ausführlich und trägt die Ueberschrift: Remarques sur le livre de Monsieur Lombard, qu'il a publié anonime et sous le titre de „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807. Dédié aux Prussiens par un ancien compatriote."

Der Aufsatz befindet sich im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg in der Originalniederschrift der Königin, die ersten vier Seiten auf zusammengehefteten Quartblättern, von denen der größte Teil leer ist, das weitere auf vier zusammengelegten Zetteln in Duodez, die auf allen beiden Seiten beschrieben sind, und der Schluß auf drei Oktavseiten. Er ist sehr flüchtig niedergeschrieben und vielfach korrigiert, ganze Stellen sind ausgestrichen. Kaiser Friedrich, der so überaus verdienstvolle Sammler des archivalischen Materials zur Geschichte der Königin, hat eine Abschrift davon genommen.[1])

Die Königin beginnt mit einer Kritik der Einleitung Lombards und äußert sich darüber folgendermaßen:

La préface commence par un mensonge en disant: „quand vous lirez mon ouvrage, des mers m'auront séparé de vous."[2]) Cet ouvrage a été publié cet hiver et l'auteur se trouve ici. Le mensonge, qui est au-dessous de l'homme de bien, n'a pas été dédaigné par Mr. Lombard. Mais avant tout je veux m'examiner moi-même, savoir si je puis le juger, parce que je

---

[1]) Im Folgenden ist wie überhaupt in den französischen Texten die Orthographie der heutigen Schreibweise angepaßt. Kleine Aenderungen im Text wurden nur vorgenommen, wo es der Sinn erforderte. Sie sind dann als solche gekennzeichnet. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich in dem Exemplar der Lombardschen Schrift, das sich in der Bibliothek der Königin Luise im Berliner Schlosse befindet, irgend welche Randbemerkungen oder auch nur Striche an bemerkenswerter Stelle nicht finden.

[2]) Der schwülstig-sentimentale Anfang des Werkes erinnert sehr an den Stil der damaligen Zeit. Man vergleiche damit zum Beispiel die ersten Seiten des Romans „St. Julien" von Lafontaine, der den litterarischen Geschmack und die Ausdrucksweise jener Tage stark beherrschte.

ne suis pas impartiale. Je sais bien que l'ancien proverbe dit: „celui qui est parti, ne peut pas être juge“; personne ne saurait mieux reconnaître la vérité de ce bon vieux proverbe que moi, mais il y a deux raisons qui me déterminent à le juger malgré lui.

La première est que l'on m'a demandé mon jugement; il faut donc que je le dise, et je veux donc me le noter pour ne pas oublier un seul fait et pour mûrir mon jugement. La seconde est que je veux voir et examiner moi-même mon jugement pour savoir si je me suis laissée gagner peu à peu par ce livre comme tous ceux qui l'ont lu. Il est vrai qu'il sera au fond impossible de me gagner au point de faire changer entièrement mon jugement, parce que je sais trop d'infamies de l'auteur[1]), mais je veux successivement écrire mon jugement, à mesure que je le lirai pour en tirer le resumé et pour me juger moi-même lecture faite. Commençons donc cet examen du livre et de l'effet qu'il me fera.

Dans la lettre aux Prussiens Mr. Lombard dit[2]): „j'ai vu votre chute et elle a déchiré mon coeur.“ Il est étonnant que Mr. Lombard ne l'ait pas prévu; on ne pouvait s'attendre qu'un homme d'autant d'esprit que lui ne l'ait pas prévu; on ne pouvait l'empêcher que par un tout autre système qui sans doute aurait amené des guerres primitives![3])

---

[1]) Was an Beschuldigungen gegen Lombards Charakter und Persönlichkeit zirkulierte, wird in der „Galerie der preußischen Charaktere“ von Buchholtz in schroffster Form zum Ausdruck gebracht. (Vergl. Hüffer, „Die Kabinettsregierung in Preußen und J. W. Lombard“ Seite 372.) Vieles davon ist haltlos.

[2]) „Matériaux“ Seite 3.

[3]) Im Gespräch mit Gentz (Vergl. Gentz, Mémoires et lettres inédites, publiées par G. Schlesier, Stuttgart 1841) in Erfurt Anfang Oktober 1806 erklärt Lombard, er sei seit zwei Jahren von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt gewesen. Das ist kaum anzunehmen. Denn zwei Jahre vorher hatte gerade die Vermittlungspolitik, „das Durchwinden zwischen den feindlichen Parteien“, eine Art Sieg davongetragen. Napoleon war der Forderung Friedrich Wilhelms III., die Gefangensetzung des Gesandten Rumbold in Hamburg wieder aufzuheben, fast wider Erwarten entgegengekommen, und Lombard schrieb damals in überschwenglicher Weise an den französischen Gesandten: „Embrassons-nous aujourd'hui avec une joie que la crainte ne trouble plus. Le mal que nous avons craint est devenu pour le Roi la source de la satisfaction la plus pure et un moyen de confiance à l'épreuve des événements. L'estime a pris tout d'un coup un caractère de cordialité, d'abandon, et Napoléon, accoutumé aux conquêtes, vient d'en faire une par un trait de plume.“ (Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807. II. Seite 315.) Auf die sehr berechtigte Frage Gentz', warum er denn, von dem sichern Eintritt des Konflikts überzeugt, so viele Gelegenheiten unbenutzt gelassen habe, ihn auszutragen, antwortete er: „Kennen Sie den König?“ Er sucht sich durch die unerschütterliche Friedensliebe Friedrich Wilhelms zu decken und stellt die Abneigung des Königs gegen jeden gewaltsamen Schritt als die Quelle aller Unentschlossenheiten und Verlegenheiten hin. Aehnlich äußert er sich in den „Matériaux“ an der auch von der Königin besprochenen Stelle Seite 79. Ganz so, wie es Lombard darstellt, lag die Sache nicht. Wie so oft, widerspricht er sich selbst. Denn nach Abschluß des Pariser Vertrages vom 15. Februar 1806 fragt er den französischen Gesandten, ob das Verhalten Napoleons der Lohn sei für seine und Haugwitz' Bemühungen „pour porter le Roi à des liens étroits avec la France“;

„Je vous remets sous les yeux le tableau de nos dernières années. Il détrompera l'étranger qui, sur la foi de quelques plumes vénales, vous a crus dégradés parce que vous avez été malheureux.“[1])

Il est vrai que l'on ne nous a blâmés que parce que nous avons été malheureux, mais ce n'est pas le gouvernement de l'intérieur que l'on a accusé d'être énervé comme dit Mr. L . . . . . d, au contraire même les hommes les plus éclairés ont reconnu le gouvernement de la Prusse pour un des meilleurs, mais c'est le cabinet que chacun a osé blâmer, au moins tous ceux qui aimaient le roi, parce que l'on prévoyait ses malheurs, c'est le cabinet qui, comme l'on sait, dirigeait le roi qui malheureusement avait trop peu de confiance ou pour mieux dire la plus grande méfiance en lui-même, et qui par conséquent supprimait son propre jugement, qui toujours avait été le meilleur, en suivant le conseil de ses ministres et secrétaires, mais surtout ceux de Mss. de Haugwitz et Lombard. Ce n'est que l'armée que l'on a calomniée, parce qu'elle a été malheureuse, et ces deux messieurs que chaque patriote a osé attaquer par les raisons ci-dessus énoncées.

„J'ai eu des relations précieuses et j'ai recherché les hommes sages pour rectifier mes jugements sur les leurs!“[2])

Il est très connu que Mr. L . . . . . d a beaucoup recherché le ministre de France, Mr. Laforest, un homme honnête et parfaitement galant homme, à ce que l'on dit, mais qui naturellement ne pouvait pas nous servir en servant la France.

„Je n'ai pas tout dit, le devoir ne me[3]) le permet pas“, et moi je dirai de même, je ne dirai pas tout ce que je sais contre Mr. L . . . . . d; le devoir me ferme la bouche.[4])

Plan du livre.

„Je dirai d'abord ce que la Prusse a été jusqu'en 1805 et les causes de sa trompeuse grandeur. Je montrerai qu'il y a eu dans l'État un principe de vie et un principe de mort également méconnus. Depuis l'année 1805 où le voile qui couvrait notre néant a été levé, je retracerai les événements avec plus de suite, mais à grands traits, sans répéter ce qu'on sait, ni copier les feuilles publiques, en m'attachant surtout à expliquer les grands phéno-

sie seien nun in Gefahr, in der Achtung des Königs und ihrer Mitbürger zu fallen. (Bailleu a. a. O. II. Seite 441.) Der Ausdruck guerres primitives ist mir nicht recht klar. Soll er „Angriffskriege“ bedeuten?

[1]) „Matériaux“ Seite 4 und 5.

[2]) „Matériaux“ Seite 5.

[3]) me fehlt im gedruckten Text Seite 5.

[4]) Bei Lombard sind es wohl besonders die Rücksichten auf Napoleon, den er durch eine Rechtfertigung der preußischen Politik milder stimmen wollte, die ihn nicht alles sagen lassen; bei der Königin kommen zu den politischen auch noch die persönlichen auf den König, der in Lombards Ehrenhaftigkeit keinen Zweifel setzte.

mènes moraux qui sont dans l'histoire tout ce que son étude a d'intéressant et d'instructif."

1) Mr. Lombard a tracé le caractère du roi à merveille, le tableau en est parfait, si touchant que je n'ai pu le lire sans larmes.[1])

2) Il faut lui savoir gré d'avoir tracé ce tableau ainsi que celui de l'administration de l'intérieur; il y fait connaître des choses qui non seulement n'ont pas été appréciées dans l'étranger, mais qui la plus part n'étaient pas connues.[2])

3) Le tableau du militaire est encore parfaitement peint; il en connaît les défauts comme les avantages, chose encore très utile à savoir aux Prussiens comme à l'étranger.

4) Plus on avance dans le livre, plus on est charmé de la manière dont l'auteur rend justice au Roi et à tout ce qu'il a fait pour l'intérieur de ses États, mais il paraît que Mr. Lombard est contre la noblesse héréditaire et pour la liberté de la presse.

---

[1]) Vergleiche damit das Urteil Hardenbergs über die Charakteristik Friedrich Wilhelms III. durch Lombard (Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, herausgegeben von L. v. Ranke III Seite 89 Anmerkung): „Lombards ganzes Werk enthält so viel Unwürdiges und Widersprechendes, so viel Sophistisches und Unwahres, so viel Herabsetzendes für den König, auf den er Tadel wirft, indem er ihn lobt, daß es den größten Unwillen gegen ihn erregen muß." Das Urteil Hardenbergs ist aber durch starke Gereiztheit gegen Lombard getrübt. So faßt er auch die Worte Lombards: „La question ainsi posée cet homme circonspect fut le plus décidé des hommes", die Lombard auf einen einzelnen Fall, die Mobilisierung vom 10. August, anwendet, ganz allgemein, um dann die Worte daran zu schließen: „O des elenden Schmeichlers." Auch der schwankende und haltlose Massenbach sagt in seinem Sendschreiben an die Generale v. Blücher und v. Rüchel und an Lombard (Seite 63), dieser stoße dem Könige trotz seiner Lobpreisungen den Dolch in die Brust. (Hüffer a. a. O. 388). Aehnlich sagt der Verfasser des Aufsatzes über die „Matériaux" in den „Europäischen Annalen" Jahrgang 1808, II. Band, Seite 240, „viele der Leser seien höchst unzufrieden mit der Art und Weise, wie er Friedrich Wilhelm dargestellt hat; denn sie behaupten, dieser König erscheine in der Darstellung des Verfassers der „Matériaux" nicht nur ohne alle Würde, sondern sogar als ein Regent, auf welchen zuletzt die Schuld zurückfalle, welche billigerweise auf seinen Ratgebern und Ministern lasten sollte." Am meisten deckt sich mit der Auffassung der Königin das Urteil von Gentz, eines hier sicher objektiven Beurteilers, der sonst keineswegs ein Lobredner Lombards ist. Er sagt, Lombards Buch sei die wichtigste Schrift aus jener ganzen Periode; edler und besser könne der König nie vor Welt noch Nachwelt verteidigt werden. (Hüffer a. a. O. Seite 380.)

[2]) Anders urteilt Fr. v. Raumer in den Heidelberger Jahrbüchern Jahrg. II (1809), Heft 13 Seite 196—197 über die Darstellung der inneren Verwaltung Preußens durch Lombard und über diese selbst. Er zieht eine Stelle aus der zweiten olynthischen Rede des Demosthenes zum Vergleich heran, in der Demosthenes auf den Einwand, daß, wenn auch die äußeren Verhältnisse Athens schlecht seien, doch die Verwaltung desto vorzüglicher wäre, sagt: „Und welche Gründe führt man dafür an? Die Mauern, die wir übertüncht, die Straßen, die wir ausgebessert haben, die Brunnen, die Gossen und die Possen? So hat man auch hier sich mit Verbesserungen dieser Art getröstet, man hat gutmütig Sonntagsschulen und Bürgerrettungsinstitute und andre moralische Fuchsschwänzereien für den Triumph des Fortschritts und der großen Gesinnung der Nation gehalten, ohne zu ahnen, wie echte Kraft des Geistes und des Willens in ganz andern Thaten sich dokumentiert."

5) En parlant des fenêtres cassées à Mr. de Haugwitz l'auteur paraît croire par le silence qu'il observe sur ceux qui en étaient accusés, que feu le Prince Louis F. était un de ceux qui s'en sont rendus coupables, mais ce Prince a juré à sa soeur [1]) qu'il n'en avait pas été, qu'il connaissait les coupables, mais qu'il ne les nommerait pas.

6) Je trouve même que Mr. L . . . . . d, en rendant justice au Roi sur tous les points, ne le flatte pas sur le reste en le nommant p(ar) ex(emple) homme singulier, [2]) ce qui au fond n'est un titre que l'on ne donnerait à un Roi qu'après sa mort et du vivant qu'à quelqu'un à qui on ne doit pas de respect.

7) Ce que Mr. L . . . . . d dit page 51 du mode de travail du Roi avec ses secrétaires de Cabinet prouve qu'il voudrait bien empêcher le Roi de changer là-dessus de système. Ce système pourrait à la rigueur de la manière dont il l'envisage être défendu, mais il faudrait pour qu'il ne devienne pas pernicieux, créer des hommes sans ambition, sans vanité personnelle que ces Messieurs se sont arrogées plus que les droits de ministres en faisant donner des ordres d'exécution avant que les ministres en fussent seulement avertis. Je demande si cela n'est pas dangereux et si cela parle pour le mode vanté par l'auteur. Chose fort utile est que le Roi donne sa confiance plutôt aux ministres qu'aux secrétaires, il aurait donc été nécessaire qu'il travaille avec eux, parce qu'il est reconnu que l'on accorde le plus de confiance aux personnes que l'on voit le plus habituellement.

8) Mr. L . . . . . d rend justice à Kleist et Beyme. [3]) Il se rend justice à lui-même en disant qu'on a dit beaucoup trop de bien pendant sa fortune et beaucoup trop de mal après sa retraite, et dit de lui-même: „je l'ai connu sage, jugeant mieux que d'autres l'avenir de sa patrie, et parfaitement honnête homme; du reste paresseux parce qu'il était souffrant, [4]) et sans ambition parce qu'il était paresseux." En jugeant mieux qu'un autre l'avenir de la Prusse, il a donc prévu sa chute, ceci doit donc prouver qu'il n'a pas du tout eu d'influence, [5]) car d'ailleurs, avec son attachement

---

[1]) Prinzessin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen. Bailleu und Hüffer bezweifeln mit Recht die Beteiligung des Prinzen an dieser Ausschreitung, die in der Nacht vom 24. und 25. April von einigen Offizieren des Regiments Gendarmes begangen wurde. Die Königin kommt auf ihre Vermutung, weil Lombard an der betreffenden Stelle (Seite 49) sagt, der König würde die Schuldigen bestraft haben, „si la police avait découvert les coupables. La police l'a pas pu . . . . . ." Diese Punkte scheinen darauf hinzuweisen, als könnte Lombard mehr sagen, als er sagt.

[2]) singulier bedeutet hier „sonderbar, wunderlich". „Matériaux" Seite 10.

[3]) „Matériaux" Seite 55—56. Kleist, Oberst und Generaladjutant des Königs, Beyme, Geheimer Kabinettsrat, beauftragt mit den Vorträgen über die inneren Angelegenheiten.

[4]) „Matériaux" Seite 57. Der gedruckte Text weicht hier etwas ab und lautet: parce qu'il souffrait toujours.

[5]) Lombard setzt hier mit Absicht seinen Einfluß geringer an als er war. So auch schon in der Denkschrift, die er im August 1806 zu Haugwitz' und seiner Rechtfertigung dem König einreicht (Bailleu, Preußen und Frankreich II, Seite 614—620). Er führt dort aus,

pour le Roi, il aurait dû le faire changer de système à temps pour l'empêcher. C'est précisément ceci qui a fait croire à tout le monde que Mr. Lombard était traître

a) parce qu'on lui a supposé trop d'esprit pour ne pas prévoir la chute à laquelle la Prusse ne pouvait échapper si elle ne changeait de système.

b) parce qu'on lui a cru toute l'influence qu'il fallait pour persuader le Roi à suivre ses conseils et

c) parce que l'on a vu le Roi persister dans cette manière de voir les choses qui devaient infailliblement le perdre.

9) Il est méritoire à Mr. L.....d d'avoir appris au public ce que c'était que le rôle du général Köckritz, d'autant plus que l'on ignorait entièrement dans l'étranger cet acte de moralité du Roi[1]). Rien assurément ne fait autant d'honneur à un Souverain que d'établir un homme sa seconde conscience, car c'est prouver qu'il ne veut jamais s'écarter de la vertu.

10) Ce que l'auteur dit pag. 60 de l'accès libre des ministres des affaires étrangères près du Roi, prouverait que Lombard n'a pas eu d'influence et que ce n'étaient que les ministers qui à nos revers étaient Haugwitz et Hardenberg.

11) L'auteur dit de Haugwitz[2]): „Il a été abreuvé d'amertumes pour avoir jugé le temps et voulu reculer l'époque de notre chute.“ L'éloigner,

---

daß er sich stets in den Schranken seiner bescheidenen Stellung gehalten und nur die Meinung des Königs ausgeführt habe (d'oublier complètement quelle fut sa propre idée, dès que le Roi s'est prononcé sur la sienne). Bezeichnend ist auch das Urteil Lucchesinis (Bailleu, a. a. O. II. Seite 635): „Dès que sa santé le lui permet, il est juge en dernier ressort de toutes les déterminations du cabinet de Berlin,“ ferner des französischen Geschäftsträgers Otto, schon aus dem Jahre 1799: „Mr. Lombard, secrétaire intime du Roi, fait des progrès rapides dans l'opinion du Monarque, et sans pouvoir aspirer à la place de ministre, il pourra devenir sous peu un personnage plus important qu'aucun des membres du cabinet. (Bailleu, a. a. O. I. Seite 513.) Der österreichische Gesandte in Berlin nennt ihn 1804 „den unmittelbarsten und thätigsten Hebel des von Haugwitz befolgten politischen Systems“. (Hüffer a. a. O. Seite 141.) Gentz meint 1806 nach der Zusammenkunft mit Lombard in Erfurt zur Besprechung über das Manifest gegen Napoleon, er sei mehr Minister gewesen als Haugwitz, der keinen Beschluß ohne Lombards Zustimmung gefaßt habe. (Hüffer a. a. O. Seite 270). Bezeichnend für dieses Verhältnis ist auch die Thatsache, daß er schon im Jahre 1802 zur Begutachtung einer von Haugwitz dem König eingereichten Denkschrift aufgefordert wurde. (Hüffer a. a. O. Seite 96.) Am treffendsten charakterisiert die Stellung Lombards Hüffer (Seite 220), wenn er sagt: „Die Richtung gab der König an, Ausführung und Einzelheiten lagen gewiß nicht zum wenigsten in Lombards Hand, ganz abgesehen von dem Einfluß, den bei täglichem Umgang und gemeinschaftlicher Beschäftigung der Sekretär auf Ansichten und Beschlüsse seines Herrn ausüben konnte.“ Das meint auch die Königin an obiger Stelle.

[1]) „Matériaux“ Seite 57. Es handelt sich um die Vertrauensstellung, die Friedrich Wilhelm III. dem General Köckritz, „seinem zweiten Gewissen“, durch die unmittelbar nach der Thronbesteigung an ihn erlassene Instruktion gab.

[2]) „Matériaux“ Seite 60/61.

c'était la rendre plus certaine. Mr. de Haugwitz, en voulant éloigner le moment de notre chute, l'a rendue plus certaine. Quand un souverain puissant joue visiblement le rôle de l'ange exterminateur et qu'il en veuille à mon voisin, il est tout clair qu'il ne se contentera pas de sa destruction seule, mais qu'il en voudra à la mienne dès qu'il le pourra. Le secours que je porte à mon voisin n'est donc non seulement un acte de moralité et d'amitié, mais il est un secours que je dois me porter nécessairement à moi-même et à mon peuple par politique. C'est sous ce rapport que je trouve que la Prusse dont j'adore le souverain, a eu tort de ne pas s'allier à tous les pays qui avant elle ont été le théâtre de la guerre, parce qu'elle pouvait prévoir que tôt ou tard, c. a. d. après que le chemin serait frayé, son tour viendrait [1]).

La moralité de l'action est prouvée par l'action même; mais elle est une vertu de plus à laquelle il aurait fallu renoncer, si elle avait été nuisible au peuple et au pays même dont on est le souverain. Il ne s'agit donc plus que de prouver comment le bonheur de la Prusse aurait été plus certain par des guerres primitives. Le Roi en assistant l'Autriche l'aurait rendue par ses services maître de la France; la Prusse se serait assurée sa propre existence et la guerre qu'elle faisait était loin de ses pays, ce qui toujours est un avantage très essentiel.

On pourra me dire que la guerre est une chance incertaine et que la Prusse aurait tout aussi bien pu être entraînée dans le malheur qui a poursuivi l'Autriche. La réponse me paraît facile en disant que la Prusse avait tout à gagner et rien de plus à perdre qu'elle n'a perdu quelques années plus tard.

Il n'existe qu'un ennemi pour la France, c'est l'Angleterre. Ce n'est pas l'animosité personnelle des nations qui leur fait faire cette guerre continuelle dont chaque paix n'est qu'un armistice, c'est, si j'en ai une idée claire, un motif d'administration qui fait autant d'honneur à l'une qu'à l'autre puissance; ce motif est le commerce.

L'Autriche, la Prusse et tous les petits États qui les séparent, en un mot, tout le continent n'est regardé de la France que comme les avant-postes de l'Angleterre. Il fallait passer sur nous tous pour lui nuire comme il fallait passer sur l'Autriche pour écraser la Prusse. Si donc la Prusse se déclarait contre la France, ce n'aurait été se déclarer pour l'Angleterre,

---

[1]) Die Königin meint die Notwendigkeit des Anschlusses Preußens an die dritte Koalition, als Bernadotte am 3. Oktober mit französischen Truppen in Ansbach einrückte. Der König geriet durch diese Neutralitätsverletzung in so erbitterte Stimmung, daß er den französischen Gesandten sofort aus Berlin ausweisen wollte. Hardenberg verhinderte dies als einen zu schnellen Entschluß. Die Erregung des Königs ließ nach, und als Hardenberg bald darauf für ein energisches Zusammengehen mit den Napoleon bekämpfenden Mächten eintrat, richtete er bei dem Könige nichts aus, dem der Gedanke an ein militärisches Eingreifen nach wie vor unsympathisch blieb.

c'aurait été[1]) se déclarer pour son propre bonheur, et l'Angleterre par contre se serait déclarée pour nous.

Ceci aurait été pour la Prusse bien plus essentiel que l'amitié de la France par rapport[2]) au commerce. L'amitié de l'Angleterre devait paraître à la Prusse une mine d'or par la raison[3]) que chacun connaît, qui est le commerce; car chacun sait aussi bien que moi que le commerce seul est ce qui rend un État florissant, qu'il est seul ce qui donne de la richesse au peuple, et sur qui est-ce que cette richesse reflue davantage que sur le Roi? Si donc cette ancienne vérité reste vérité, le commerce devrait être un des points de vue et même un des plus essentiels d'un Roi en vue de politique.

Je divise les devoirs d'un souverain en 3 devoirs principaux, le premier est de veiller à la justice et aux lois, le second de ne faire la guerre que par fidélité à une alliance ou pour le bien de son peuple ou pour la défense de son pays et le 3. est de tout mettre en œuvre pour faire fleurir le commerce qui, je le répète, est la base de la richesse et par là du bonheur des peuples.

12) Le portrait de Mr. Hardenberg commence bien et finit mal: „Il avait", dit l'auteur, „disaient ceux qui ne voyaient de la sagesse que dans l'emportement, il avait plus d'énergie que son collègue. C'est que dans les crises des États l'homme raisonnable est celui qui passe pour faible parce que la passion ressemble à la force."[4]) Mr. de Hardenberg ne serait pas devenu passioné et ne serait pas emporté s'il avait eu toutes les attentions du Roi pour lui comme elles étaient contre, et s'il s'est emporté, c'était par son attachement pour le Roi et la Monarchie Prussienne. Il a parlé infructueusement si longtemps et lorsqu'on a fait la guerre, ce n'était pas lui qu'on avait écouté, c'était alors le comte Haugwitz qui la voulait pour se venger lui-même du mauvais traitement personnel qu'il a enduré à Paris.[5])

---

[1]) Hier folgen sechs durchstrichene Zeilen, während der Text sich auf der Nebenseite fortsetzt. Hinter den sechs Zeilen stehen die folgenden Worte: Le commerce étant la base de la richesse de chaque pays, il devrait, cela me semble, être le mobile des actions. Vielleicht gehören die Worte hinter die obige Stelle: ce motif est le commerce, vielleicht auch erst hinter die folgenden Worte: par rapport au commerce. Möglicherweise aber hat die Königin sie auch nur vergessen auszustreichen; die Annahme liegt nahe, da die Zeilen unmittelbar vorher gestrichen sind.

[2]) In der Handschrift steht: par à port.

[3]) Hier liegt, wenn wir der Handschrift parce que la raison folgen, ein Anakoluth vor.

[4]) „Matériaux" Seite 61. Im gedruckten Text steht hinter disaient das Wort alors, ferner fehlt der Artikel bei de la sagesse und statt l'emportement steht der Plural.

[5]) Aehnlich heißt es in den schon erwähnten „Anmerkungen über die ‚Matériaux'... Frankfurt und Leipzig 1808" Seite 43: „War es nicht vielmehr eigne gereizte Eitelkeit und ein Zörnchen über die getäuschten Erwartungen, wodurch der Graf Haugwitz bewogen ward, nunmehr selbst auch zu ernstlichen Maßregeln zu raten?" Dieser Vorwurf ist wohl kaum gerechtfertigt. Persönliche Rache bestimmte Haugwitz nicht zur Mobilmachung am 9. August.

Le portrait de Stein est parfait, mais ce mot: „Partout où les hommes supérieurs loin d'être craints sont recherchés, comptez que le Prince règne et que ses confidents sont à leur place,"[1]) ce mot, dis-je, doit prouver que tout ce qui s'est fait de mal en fait de politique et que l'on a mis sur le compte de Haugwitz et Lombard, a été la volonté du Roi.

13) La fin du tableau de l'intérieur est superbe et en couronne l'œuvre. Les dernières lignes: „Cependant un des plus beaux monuments du génie de l'homme a péri. Voyons enfin par quelles causes."[2]) Ceci mène au tableau politique.

Le tableau de la position de la Prusse sous Frédéric II. est parfait, mais quand il dit: „Dix ans étaient à peine écoulés[3]) et toutes ces conditions de notre mort politique avaient successivement existé." Voilà la faute et la cause de tous nos revers, c'est qu'on a fait la guerre trop tôt et trop tard. On n'aurait dû la faire que pour empêcher Napoléon d'élargir ses frontières et nous serions restés ce que nous étions.

14) Ce que dit Lombard sur l'énervation de la position géographique et politique de la Prusse par l'acquisition de la Pologne est parfait.[4]) Mais on aurait dû faire de ce voisinage dangereux de l'Autriche et de la Russie, voisinage établi par le malheureux partage de la Pologne, un moyen de coalition plus sûre contre la force qui s'élevait dans l'Occident, surtout comme à ce que dit lui-même Mr. Lombard: „il était aisé de prévoir que la France maîtresse du Rhin"[5]) etc. p. 76.

Ce qu'il dit plus loin sur la même page 76: „Au milieu de tant d'écueils Frédéric Guillaume III. etc."[6]) est bien vrai et est un argument contre ma façon de penser et pour ce qui s'est fait et pas fait, mais je ne le passe que pour les premières années.

15) Et moi aussi je suis d'accord sur la question „pourquoi la Prusse ne fit pas la guerre au temps de la seconde coalition"; mais je ne suis

---

Der letzte Grund war die vom Gesandten Preußens in Paris, Lucchesini, übermittelte Nachricht, Napoleon verhandle mit den Engländern über die Rückgabe Hannovers.

[1]) „Matériaux" Seite 62.

[2]) „Matériaux" Seite 65. Im Manuskript der Königin fehlen die Worte des Textes: beaux und de l'homme.

[3]) „Matériaux" Seite 72. Dort steht: écoulés a peine.

[4]) Die Königin meint die Stelle in den „matériaux" Seite 74/75, wo Lombard im Hinblick auf die umfangreiche, aber unter den damaligen Formen über die Möglichkeit einer geordneten Staatsverwaltung hinausgehenden Erwerbungen in Polen sagt; „La monarchie dont il prit alors les rênes ne ressemblait plus en rien à celle de son grand oncle, plus vaste d'un tiers, mais énervé de ce qui faisait sa force apparente."

[5]) Im Text heißt es weiter: „et surtout de ses passages, ne compterait plus que des vassaux parmi les États faibles de la rive droite et ferait contre nous sa force de ce qui avait fait la nôtre contre elle."

[6]) Die Stelle heißt weiter: avait hérité d'une machine usée, dont il fallait remonter tous les ressorts . . . Il se flatta d'échapper aux orages extérieurs en se rendant redoutable à tous les partis et en se déclarant étranger à tous.

pas content de la réponse de Lombard, excepté qu'elle excuse le Roi que j'adore, mais un Roi peut à mon avis braver l'opinion de son peuple en justifiant la sienne. Si Frédéric Guillaume ne l'a pas bravé, on sait que c'est pour avoir trop écouté l'opinion des autres et par défiance contre lui même.[1])

16) p. 78: „Quand Haugwitz vit que la guerre se ferait mal, il aima mieux qu'elle ne se fît pas, et la paix de Bâle fut signée.“ Il était fort adroit à Mr. de Haugwitz de la faire signer par Mr. de Hardenberg pour paraître innocent à une si affreuse paix qui a commencé à nous perdre![2]) Mr. de Hardenberg trop bon a donné dans le panneau plus loin. „Depuis il n'avait cessé de prédire quelles seraient les suites de l'agrandissement de la France“ — si donc il les a prévues, pourquoi n'a-t-il pas mis en œuvre ce „talent de persuader“[3]) que Mr. Lombard lui attribue à si juste titre? et pourquoi n'a-t-il pas bien fait valoir le danger qui nous menaçait, si la France dépassait les limites naturelles?[4])

17) pag. 79. „Frédéric Guillaume fut inaccessible aux représentations de ses serviteurs comme aux instances des cours“ etc. „Ce fut à cette époque que ses ministres intimes devinèrent le secret de sa pensée et se dirent

---

[1]) Hier urteilt die Königin zu mild. Friedrich Wilhelm III. war entschieden der Träger der Neutralitätspolitik.

[2]) Der Abschluß des Friedens von Basel war seinerzeit durchaus nicht unpopulär. Er entsprach dem allgemeinen Wunsch, und selbst Hardenberg, der vielleicht am wenigsten französisch gesinnt war, sah in ihm die Aufnahme der Politik Friedrichs des Großen. Es kam nur alles darauf an, in welcher Weise die vorläufige Besetzung des linken Rheinufers durch französische Truppen geregelt wurde. In der Erledigung dieser Frage zeigte Haugwitz allerdings im Gegensatz zu Hardenberg zu viel Nachgiebigkeit. Im übrigen aber sprach sich bis zum Oktober 1805, bis zum Neutralitätsbruch der Franzosen durch die Besetzung des hannöverschen Gebiets, weder Hardenberg noch die öffentliche Meinung in Berlin entschieden für eine antifranzösische Politik aus. Beide schwankten hin und her. (Vergl. Hüffer a. a. O. Seite 339/340.)

[3]) „Matériaux“ Seite 60.

[4]) Im Jahre 1799 bei der Bildung der zweiten Koalition erklärte sich Haugwitz für den Beitritt zu dieser und setzte in zwei Denkschriften vom 15. Januar und 5. Mai 1799 (Bailleu a. a. O. I. Seite 265 und 283) die Gründe für seine Ansicht auseinander. Wie schon erwähnt, wurde die zweite Denkschrift auf Befehl des Königs vom General Rüchel und von Lombard begutachtet. (Lombards Gutachten bei Bailleu a. a. O. I. 287—290.) Lombards Urteil schwankt hin und her; er überläßt die Entscheidung dem König, der jene natürliche Logik hören soll, die ihn nie verläßt. „Les oracles seuls pourraient prononcer, mais les oracles ne parlent plus, et tel serviteur fidèle qui voudrait mériter mieux la confiance de son auguste maître, se dit en soupirant qu'il est plus aisé de le servir de son sang que de ses lumières.“ Haugwitz setzte es durch, daß der König sich mit einem Feldzug zur Befreiung Hollands einverstanden erklärte. Aber Friedrich Wilhelm wurde am folgenden Tage wieder schwankend, besonders unter dem Einfluß des Generals Ködritz und Lombards. So unterblieb die Aktion. Da Haugwitz sich damit beruhigt, daß man ihn ja nicht zwinge, etwas Böses zu thun, sondern nur verhindere das Gute zur Ausführung zu bringen, tritt er nicht zurück. (Hüffer a. a. O. Seite 102.)

qu'elle devait être désormais la leur."[1]) C'est dans cette dernière phrase que gît tout notre malheur, car plus le Roi prenait de fermeté dans sa maxime de neutralité par des éléments moraux et plus . . . . .

Hier bricht das Manuskript leider ab. Aber auch dieses Fragment zeigt, daß die Königin trotz ihrer persönlichen wie politischen Antipathie gegen den Verfasser sich bemüht, seine Darstellung unparteiisch zu prüfen. Da, wo sie ihm am meisten zustimmt, und wo sie ihn am heftigsten tadelt, ist sie am gerechtesten. In der That verdient Lombards Beurteilung des Königs volle Anerkennung, während sein Versuch, die äußere Politik jener Jahre zu verteidigen, von seinen Zeitgenossen ebenso verurteilt wurde, wie er heute als mißglückt zu betrachten ist. Nur eins verkennt die Königin — aber auch das verstehen wir bei ihrer großen und natürlichen Verehrung für den Gatten —, daß nicht Lombard, sondern Friedrich Wilhelm III. der Träger der von ihr mißbilligten Neutralitätspolitik war. Alle Ratgeber nahmen gelegentlich dagegen Stellung, nur Lombard stimmt ihr immer zu.

Man kann diese kurze Betrachtung über die Beteiligung der Königin an der politischen Entwicklung ihres Landes vor dem Zusammenbruch des Staates nicht schließen, ohne auf den unschätzbaren Einfluß hinzuweisen, den sie in den Jahren 1807 bis 1810 geübt hat. Mit Recht ist immer wieder betont worden, wie das Unglück sie geläutert und gestärkt hat. Gestählt durch die Schule des Lebens und durch bittere Erfahrung, ist sie durch ein eifriges Studium der Geschichte und durch den Umgang mit jenen bedeutenden Männern in Königsberg, die den von Friedrich Wilhelm III. ausgesprochenen Gedanken, der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren habe, in die That umzusetzen entschlossen und fähig waren, zur inneren Harmonie und Klarheit gelangt. Jetzt erwies sich ihre Persönlichkeit als eines der Imponderabilien, die für die Regeneration Preußens so gewichtig in die Wagschale fielen. Das sanctum aliquid providumque, das unsre Vorfahren nach Tacitus an ihren Frauen verehrten, gelangte in jenen Tagen durch die edle Frau zu belebender Wirkung.[2])

---

[1]) Dieses Urteil trifft allerdings viel mehr auf Lombard zu als auf Haugwitz.

[2]) Königin Luise. Zwei Festreden von Th. Mommsen und H. v. Treitschke. Berlin 1875. Erster Vortrag von H. v. Treitschke Seite 15.



Internationale Association der Akademien zu Paris.

Von

Hermann Diels in Berlin.

Im April dieses Jahres haben sich in Paris zum ersten Male die hervorragendsten Akademien der Welt zu gemeinsamer Beratung zusammengefunden. Dies denkwürdige Ereignis ist ziemlich unbemerkt in der Tagespresse vorübergegangen. Einige fliegende Photographen nahmen mehr oder minder fragwürdige Momentaufnahmen für die „Woche" und ähnliche Blätter auf, einige Reporter fingen einige mehr oder minder mißverstandene Phrasen der in der Oeffentlichkeit sichtbar gewordenen Delegierten auf. Mommsen, die einzige in weiteren Kreisen bekannte Persönlichkeit, fesselte die Pariser Tagesblätter auf einige Tage, indem wahre und apokryphe Bonmots von ihm erzählt wurden. Das war alles. Da die Oeffentlichkeit ausgeschlossen und niemand selbst von den Delegierten im stande war, die sich vielfach in Sektionen und Kommissionen abspielenden Verhandlungen genau zu verfolgen, so ist bis jetzt eine wirkliche Berichterstattung in Deutschland wie im Ausland unterblieben. Erst jetzt, wo die offiziellen Protokolle vom „Vorort" Paris (Académie des Sciences) ausgegeben sind,[1]) kann man es wagen, über die wichtigen und mannigfachen Verhandlungen und Ergebnisse zusammenhängend zu berichten. Es soll dies in aller Kürze so geschehen, daß das Wichtigste herausgehoben und in seiner wissenschaftlichen und kulturellen Bedeutung dargestellt wird.

Es waren in diesem Kongresse siebzehn europäische Akademien vertreten (der Abgeordnete der National Academy of Sciences in Washington, die auch zur Association gehört, war durch Krankheit an der Teilnahme verhindert); Paris selbst stellte davon drei: die Académie des Sciences (d. i. Mathematik und Naturwissenschaften), die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und die Académie des Sciences morales et politiques,[2]) welche mit je sechs Delegierten vertreten waren, Deutschland sandte im ganzen fünfzehn als Vertreter der Akademien (gelehrten Gesellschaften) zu Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Oesterreich-Ungarn acht als Delegierte der Wiener und Pester Akademie, England war nur durch die altehrwürdige Royal Society (Naturwissenschaften) von London vertreten, da leider bis jetzt keine andre englische Akademie, die den kontinentalen geisteswissenschaftlichen Instituten dieser Art entspräche, ins Leben

[1]) Association internationale des Académies. Première assemblée générale tenue à Paris du 16 au 20 avril 1901 sous la direction de l'Académie des Sciences de l'Institut de France. Compte rendu. Procès-verbaux des Sciences. Paris, Gauthier-Villars, imprimeur-libraire 1901.

[2]) Diese drei völlig selbständigen Institute bilden zusammen mit der Académie des Beaux-Arts und der Académie française das am 5. Fructidor des J. III (22. August 1795) der Republik gegründete Institut national de France.

getreten ist. Dafür erschien die Society mit neun Abgeordneten, Trägern hochberühmter Namen, unter denen leider der berühmteste, Lord Kelvin in letzter Stunde absagen mußte. Außer diesen Akademien waren Amsterdam, Brüssel, Christiania, Kopenhagen, St. Petersburg, Rom, Stockholm vertreten, so daß in der That hier zum ersten Male die ganze europäische Wissenschaft in einer interessanten Auswahl zusammengetreten war.

Der Gedanke, einen solchen Areopag der Wissenschaften zu versammeln, ist alt. Schon Baco und besonders Leibniz haben, wie der Präsident Darboux in seiner gedankenreichen Eröffnungsrede ausführte, diesen Plan ventiliert. Aber obgleich schon seit drei Jahrhunderten nationale Institute zum Betriebe der reinen Wissenschaft bestehen, ist erst unsrer Zeit die Erfüllung beschert worden. Die eigentlichen Anfänge der nun ins Leben getretenen Association hüllen sich wie die aller großen Dinge in Dunkel. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, die Irrungen und Wirrungen dieser Frühzeit öffentlich darzulegen. Nur so viel sei verraten, daß der Ministerialdirektor Althoff und Professor Mommsen in Berlin und sodann Präsident Sueß und Minister v. Hartel in Wien den eigentlichen Anstoß zu dieser Bewegung gegeben haben, die nach manchen Peripetien im Oktober 1899 in Wiesbaden zu einem Zusammenschlusse von zunächst zehn Hauptakademien führte, denen sich nachher noch acht weitere angeschlossen haben.

Das Programm der in der Pariser Generalversammlung zu behandelnden Gegenstände umfaßte siebzehn Nummern. Es waren darunter manche Projekte, die nur zur Anregung und Kenntnisnahme mitgeteilt wurden, die aber nicht eigentlich beraten werden konnten, da sie nicht oder nicht rechtzeitig vorher den einzelnen Akademien mitgeteilt worden waren. Von solchen unreifen oder halbreifen Plänen, die wohl erst spätere Versammlungen ernstlicher beschäftigen werden, soll hier nicht die Rede sein, sondern nur von denen, die zu irgend welchen greifbaren Beschlüssen führten.

Die Beratungen fanden, wie dies bei den meisten Einzelakademien ebenso der Fall ist, teils in Plenar-, teils in Sektionssitzungen statt. In den ersteren kamen zwei wichtige Beschlüsse zu stande.

1. Auf Antrag der Berliner Akademie wurde der nachstehend mitgeteilte Beschluß in Bezug auf die gegenseitige Verleihung von Handschriften und Archivalien einstimmig angenommen:

Die Akademien der Association machen ihren Einfluß auf ihre Regierungen dahin geltend, daß den Bibliotheken der genannten Akademien und den von den einzelnen Regierungen vorher zu bezeichnenden öffentlichen Bibliotheken (Archiven) ihres Landes auf direktem Wege alle Drucke, Handschriften und Archivalien zugesandt werden, die nicht aus triftigen Gründen (unersetzlicher Wert, Größe, Form, Maße, Zustand der Erhaltung, Inhalt des Manuskripts, Statutenbestimmungen) zurückgehalten werden. (Folgen die näheren Bedingungen der Versendung.)

Wünschenswert wäre es, im Interesse der Erleichterung und Sicherung des Transports bei den betreffenden Regierungen Schritte zu unternehmen, daß für diese Sendungen Zollfreiheit bewilligt würde, wie dies die niederländische Regierung bereits zugestanden hat.

Es bleibt vorbehalten, für solche Anstalten, bei denen die Anwendung vorstehender Grundsätze mit Schwierigkeiten verknüpft sein würde, Ausnahmebestimmungen zu vereinbaren.

Die einzelnen Regierungen werden nun von diesem Beschlusse durch die Akademien mit dem Ersuchen in Kenntnis gesetzt, die weiteren Vereinbarungen in dieser Hinsicht zu treffen. Sollte dieser Schritt wenigstens bei den europäischen Regierungen von Erfolg begleitet sein, so würde der freie Austausch, der bereits jetzt zwischen Deutschland, Oesterreich und den Niederlanden besteht, allgemein eingeführt und damit eine große Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs herbeigeführt werden. Der französische Unterrichtsminister Hr. Leygues, der auf dem offiziellen Diner des französischen Instituts sich als warmen Freund der Association bekannte, stellte dem Präsidenten der Versammlung von seiten der französischen Regierung das größte Entgegenkommen in Aussicht. Die Anregung der Royal Society, ähnliche Erleichterungen auch für den naturwissenschaftlichen Verkehr ins Auge zu fassen, wurde dankbar begrüßt und der nächsten Versammlung zur genaueren Durcharbeitung überwiesen.

2. wurde nach einer meisterhaften Berichterstattung des erblindeten Philosophen Brochard einstimmig beschlossen, eine von der Association herzustellende vollständige Leibniz-Ausgabe ins Auge zu fassen. Aus den empfehlenden Worten Brochards erlaube ich mir folgendes hierherzusetzen:

L'Académie des Sciences morales et politiques à proposé à l'Association internationale de préparer une édition complète des œuvres de Leibniz. Elle a pensé qu'en moment où, pour la première fois, se réunit l'Association internationale des Académies, elle ne pouvait mieux faire que d'honorer la mémoire du grand penseur qui, nos confrères allemands nous permettront de le dire, n'appartient pas seulement à l'Allemagne, mais à l'humanité tout entière.

Da die Pariser Académie des Sciences und die Berliner Akademie sofort sich bereit erklärten, an der monumentalen Aufgabe mitarbeiten zu wollen, so wurden diese drei Körperschaften beauftragt, der nächsten Versammlung einen Editionsplan vorzulegen, der die Ausdehnung des ungeheuern Nachlasses übersehen und die Beteiligung der einzelnen Akademien an der Arbeit und den Kosten ins Auge fassen läßt. Inzwischen soll ein Aufruf an alle öffentlichen und Privatbibliotheken erlassen werden, in dem man um Mitteilung aller Leibniziana zur Benutzung für die geplante interakademische Ausgabe ersucht.

In der naturwissenschaftlichen Sektion (Sciences), welche der Präsident Darboux leitete, erstattete 1. die Londoner Royal Society Bericht über das großartige Katalogunternehmen, welches sie angeregt hat. Es handelt sich darum, vom 1. Januar 1901 ein bibliographisches Verzeichnis aller auf der Welt erscheinenden naturwissenschaftlichen Publikationen aufzunehmen. Das in London befindliche „Zentralbureau" leitet die „Regionalbureaux" der einzelnen Länder, wie hier in Berlin ein solches mit Anfang dieses Jahres gegründet wurde, um dessen Einrichtung sich, neben dem verstorbenen Direktor Schwalbe, Dr. Milkau große Verdienste erworben hat. Es steht jetzt unter Leitung des Dr. Uhlworm. Das am 30. November abgeschlossene Verzeichnis der von Deutschland zu bearbeitenden naturwissenschaftlichen Zeitschriften umfaßt im ganzen 1258 Nummern. In ähnlicher Weise wird in den andern Bureaux, die in fast allen zivilisierten Staaten von Rußland bis nach Mexiko und Japan, von Griechenland bis nach Schweden

und Norwegen gesichert sind, vorgegangen; das von den Nationalbureaux gelieferte Material wird dann in London in einem Riesenkatalog jährlich veröffentlicht, von dem ein Exemplar 340 Mark kosten wird. Indem die einzelnen Staaten auf diese Exemplare abonnieren (Deutschland zum Beispiel auf 45) wird ein Teil der außerordentlich bedeutenden Kosten gedeckt. Wir wollen hoffen, daß der Nutzen der gigantischen Unternehmung der Höhe der Kosten und Mühen entspricht.

2. nahm die Association den Gillschen Plan einstimmig an, welcher ebenfalls von der Royal Society eingebracht war, die Regierungen, die es angeht, zu ersuchen, im Anschluß an die Gradmessung in der Kapkolonie eine auf dem 30. Meridian vorgenommene Messung durch Afrika zu veranlassen, welche an dem Tanganikasee, also zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaate entlang geführt, dann durch den Sudan an den Ufern des Nils bis Alexandrien weitergehend, durch einen durch Palästina und Kleinasien gezogenen Bogen mit der Struveschen Meridianmessung in Rußland in Verbindung gesetzt würde. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung und den historischen Hintergrund dieses Planes verdanke ich meinem Kollegen Herrn Helmert, Direktor des geodätischen Institutes in Potsdam, den die Berliner Akademie mit Rücksicht auf das Gillsche Projekt nach Paris delegiert hatte, folgende Ausführung:

Der von der Royal Society of London vorgelegte Plan des Direktors der Königlichen Sternwarte am Kap der Guten Hoffnung Sir David Gill zu einer Breitengradmessung in Afrika längs des Meridians in 30 Grad östlicher Länge von Greenwich, die sich im Anschluß an das südafrikanische Dreiecksnetz bis Kairo erstrecken soll und dabei auch die gegen 900 Kilometer lange Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat berühren würde, hat auf den ersten Blick etwas Verblüffendes, da er weite Gebiete durchschneidet, die vor wenigen Jahren noch ganz unbekannt waren und die wohl bedeutende Schwierigkeiten bieten werden. Indessen die afrikanischen Verhältnisse sind in so raschem kulturellen Fortschreiten begriffen, daß die Ausführung des Planes wohl in den nächsten Decennien gelingen wird — mit Jahrzehnten für die Erreichung des Ganzen muß man ja rechnen. Und dann ist das Ziel ein so hohes, namentlich wenn auch die in Aussicht genommene Verbindung mit der auf den gleichen Meridian weiter nördlich gelegenen, längst vollendeten russisch-skandinavischen Breitengradmessung gelingt, daß sich die Ueberwindung von Schwierigkeiten wohl lohnt. Die Erreichung des Zieles würde in Bezug auf die Erkenntnis der Größe der Erde einen eminenten Fortschritt bedeuten und zugleich für die Figur der Erde und Zusammensetzung der Erdkruste äußerst wertvolle Aufschlüsse gewähren. Gradmessungen sind zurzeit und wohl für lange noch das einzige Mittel, um mit Sicherheit einen Schluß auf die Größe der Erde zu ziehen; für die Figur stehen allerdings noch andre Methoden zur Verfügung, die indessen nicht völlig die Gradmessungen ersetzen und jedenfalls auch einer umfassenden Anwendung nicht ohne großen Aufwand von Mühe zugänglich sind. Somit weist die Wissenschaft auf die Durchführung neuer, zweckmäßiger Gradmessungen hin, um über die geometrischen Verhältnisse des Erdkörpers neues Licht zu verbreiten. Der Gillsche Plan entspricht dieser Forderung in bester Weise.

Mehr als zwei Jahrtausende lang mußte sich die Wissenschaft mit der Annahme begnügen, daß die Erde Kugelgestalt habe — selbstverständlich nicht die Erde ganz allgemein in ihrer äußern Erscheinung mit Berg und Thal und bewegtem Meere, sondern eine idealisierte Erde, deren Oberfläche dem ruhenden Zustand des Meeres entspricht, dessen Spiegel unterhalb der Erhebungen des festen Landes wagerecht fortgesetzt gedacht wird. Schon Aristoteles behandelt die Erfahrungen, welche die Kugelgestalt beweisen, aber erst mehr als zweitausend

Jahre später, im 18. Jahrhundert, erreichte die Beobachtungskunst eine solche Höhe, daß die Abweichungen von der Kugelgestalt nicht länger verborgen bleiben konnten.

Jedoch bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte der Forscherblick eines Huygens, eines Newton erkannt, daß der Erdkörper infolge seiner Achsendrehung eine von den Polen nach dem Aequator hin wachsende Anschwellung, also — wie man zu sagen pflegt: an den Polen eine Abplattung haben müsse, übereinstimmend mit der Orangenform. Aber die Grundlagen dieser Lehre waren doch nicht so evident, daß sie allgemein überzeugten. Die Gelehrten waren teils dafür, teils dagegen, und obwohl noch andre Thatsachen für die Abplattung sprachen, legte man doch dem Umstand Bedeutung bei, daß die durch ganz Frankreich ausgedehnte Breitengradmessung im Pariser Meridian für eine in Richtung der Erdachse verlängerte Erdform sprach, die Zitronenform. Der Streit währte an fünfzig Jahre.

Er wurde dann vor nun etwa 170 Jahren endgültig dadurch entschieden, daß zwei auf Veranlassung der französischen Akademie d. W. nach dem Polarkreis und dem Aequator ausgesandte Expeditionen die Gradlängen entsprechend der Annahme der abgeplatteten Figur fanden.

Betrachtet man einen Globus mit dem Gradnetz, dem Netz der Meridiane und Parallelkreise, so bemerkt man bei den Meridianbogenstücken, die zwischen den aufeinanderfolgenden Parallelkreisen liegen, anscheinend Gleichheit der Länge. Für die Kugel ist das richtig. Ist aber der Globus wie eine Orange abgeplattet, mathematisch gesprochen: wie ein Umdrehungsellipsoid, so werden die Meridianbogenstücke vom Aequator nach den Polen hin länger, das heißt die Meridianbogenstücke für zum Beispiel ein Grad Wachstum der Breite sind am Aequator am kleinsten, an den Polen am größten. Bei der Zitronenform ist es gerade umgekehrt.

Wiewohl die Abplattung der Erde nur $1/_{300}$ ihres mittleren Halbmessers beträgt, so ist doch der Unterschied der Bogenlängen am Aequator und im Polarkreis nahezu ein Prozent, also recht gut selbst aus Messungen von geringer Genauigkeit zu erkennen. Dies gilt auch noch für Bogenlängen dieser extremen Lage im Vergleich zu der in mittlerer Lage von etwa 45 Grad Breite, wobei der Unterschied nicht ganz ½ Prozent ist.

Von den erwähnten beiden Expeditionen kehrte die nach Lappland unter Maupertius' Leitung gesandte zuerst zurück, da sie nur einen Bogen von noch nicht ganz einem Grad Breitenamplitude gemessen hatte, während die andre in Peru drei Grade maß. Doch konnte Maupertius schon aus der Verbindung der Ergebnisse der lappländischen und französischen Gradmessung die Abplattung nachweisen (1738).

Etwas über ein Jahrzehnt später fand sich eine noch sicherere Bestätigung der Existenz der Abplattung mittelst der peruanischen Gradmessung; jedoch war hinsichtlich ihres Betrages keine gute Uebereinstimmung vorhanden. Weitere Breitengradmessungen folgten im Laufe des 18. Jahrhunderts mit gleichem, nicht völlig befriedigendem Erfolge. Und man gelangte schließlich zu der Ueberzeugung, daß die Erde doch nicht mathematisch genau ein Umdrehungsellipsoid sei, sondern lokale und regionale Abweichungen zeige. Für diese Flächenform, die der Erde eigentümlich ist, hat man jetzt den Ausdruck Geoid eingeführt. Im 19. Jahrhundert suchte man zunächst durch Vermehrung der Anzahl der Gradmessungen und durch Vergrößerung ihrer Ausdehnung zur genaueren Kenntnis eines dem Geoid sich anpassenden Umdrehungsellipsoids zu gelangen.

Aus dieser Zeit sind unter anderm besonders bemerkenswert die dänisch-hannoverische Gradmessung von Schumacher und Gauß, sowie die ostpreußische von Bessel und Baeyer, ferner die russisch-skandinavische, die französische-englische und die indische. Diese drei letztgenannten haben Bogenlängen von annähernd ein Viertel des Erdquadranten (2500 Kilometer) und demgemäß Breitenamplituden von etwas über 20 Grad. Jede dieser Gradmessungen stellt eigentlich eine ganze Reihe von Bestimmungen der Gradlänge vor, da außer den Endpunkten auch immer Zwischenpunkte in angemessenem Abstande astronomisch beobachtet wurden.

Im Jahre 1862 wurde dann auf Anregung Baeyers die mitteleuropäische Gradmessung, die 1886 in die internationale Erdmessung überging, gegründet. Sie verfolgt den Plan, außer der allgemeinen Figur auch die besonderen Krümmungsverhältnisse zu erforschen; ihr gehören einundzwanzig der größten Staaten an. Nach den bis jetzt gewonnenen Erfahrungen sind die Abweichungen des Geoids vom Ellipsoid weit geringer als man eine Zeitlang geneigt war, anzunehmen. Denn man glaubte, daß die aus dem Meeresboden aufsteigenden Massen der Festländer das Meer erheblich anziehen müßten, womit eine Depression des Meeresspiegels in den mittleren Gegenden der Ozeane verbunden sein würde. Indessen ist sicher, daß jene Massen nicht ganz oder auch gar nicht in dem angegebenen Sinne zur Geltung kommen, indem unter ihnen Massen liegen müßten, deren spezifisches Gewicht kleiner ist, als bei den Massen, die unter den Meeren sich befinden, dergestalt, daß die Erdkruste von der Oberfläche bis zu einer gewissen Tiefe auf den Quadratmeter Fläche überall annähernd gleichviel Masse aufweist und dem Hervortreten der Kontinente eine Art Auflockerung entspricht.

Die neue afrikanische Messung würde in Afrika allein einen Bogen von über 7000 Kilometer geben, in Verbindung mit der russisch-skandinavischen Messung aber über 11000 Kilometer, also noch mehr als einen Erdquadranten. Wenn genug astronomische Zwischenpunkte bestimmt werden, so muß sich ein genaues Bild dieses langen Bogens ergeben, welches geeignet ist, die Frage nach der Verteilung der Massen in der Erdkruste ihrer Lösung erheblich näher zu führen. Die außerordentliche, bisher nicht entfernt erreichte Länge des Bogens wird aber auch die Erkenntnis der Größe und Gestalt der Erde im allgemeinen wesentlich fördern. Zu den drei oben erwähnten Breitengradmessungen waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch zwei sogenannte Längengradmessungen getreten, bei denen der Bogen in westöstlicher Richtung liegt, die eine in Europa mit einem Bogen von etwa 4700 Kilometer Ausdehnung, die andern in den Vereinigten Staaten von Amerika mit einem solchen von 4200 Kilometer. Alle diese Bogen liegen aber ungünstig zur Bestimmung der Abplattung, denn eine starke Differenz in der Krümmung, wie sie dazu erforderlich ist, weist nur der indische Meridianbogen gegen die andern vier Bogen auf, deren Krümmungsunterschiede weit geringer sind. Bei den indischen Bogen sind aber Krümmungsanomalien infolge der großen zentralasiatischen Gebirge wahrscheinlich, so daß gegenwärtig aus der Gesamtheit der Gradmessungen kein sicherer Abplattungswert zu erhalten ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, haben die Franzosen begonnen, den peruanischen Bogen neu zu messen und auf rund 6 Grad Breitenamplitude, d. i. etwa 660 Kilometer, auszudehnen. Weit besser wird der gleiche Zweck noch erreicht werden, wenn der afrikanische Bogen gemessen wird, der sich gleichmäßig beiderseits des Aequators in Gegenden erstreckt, wo ausgedehnte Krümmungsanomalien weit weniger als in Indien zu erwarten sind und der mehr als zehnmal so lang ist wie der peruanische Bogen. Wird aber noch die Verbindung mit dem russisch-skandinavischen Bogen hergestellt, so muß sich dann der mittlere Halbmesser der Erde mit einer Genauigkeit ergeben, die das bisher Erreichte weit übertrifft, weil der gesamte Bogen mehr als ein Viertel des Erdumfangs darstellt.

Für die Durchführung des Gillschen Planes spricht auch der Umstand, daß man ihm keinen andern gegenüberstellen kann, der gleichzeitig in Bezug auf Bogenlänge, Lage, Bodengestaltung und Durchführbarkeit gleich günstig wäre.

Der Präsident der Association, Herr Darboux, hat nach einem durch Herrn Helmert gestellten Antrage, dem die Versammlung beitrat, die Resolution betreffend den Gillschen Plan der französischen Regierung mitgeteilt, die ihn zunächst der deutschen und englischen Regierung, sowie der des Kongostaates übermitteln wird, welche alle an der Ausführung des Planes politisch beteiligt sind.

Die weiteren Beschlüsse der naturwissenschaftlichen Sektion betrafen fach-

wissenschaftliche Fragen, so die einheitliche Kontrolle der physiologischen Instrumente, welche der Pariser Akademiker Marey vorgeschlagen, und die internationale Organisation der Gehirnforschung, wie sie die königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften auf Vorschlag des Professors His zu Leipzig angeregt hatte.

Auch die Beschlüsse der geisteswissenschaftlichen Sektion bewegten sich mehr auf dem Boden der Fachwissenschaft. Man beschloß, wenn auch nicht einstimmig, eine Realencyklopädie des Islam ins Leben zu rufen, ein Nachschlagebuch für die Litteratur und Kultur des islamitischen Orients, welches etwa der Pauly-Wissowaschen Realencyklopädie des klassischen Altertums entsprechen soll. Man beschloß ferner im Prinzip eine Sammlung der griechischen Urkunden der byzantinischen und nachbyzantinischen Zeiten. Die Münchener Akademie wurde beauftragt (auch hier war der Beschluß kein einstimmiger), einen definitiven Plan auszuarbeiten und der nächsten Generalversammlung vorzulegen. Die übrigen Pläne (Ausgabe des indischen Epos Mahabharata, Corpus der antiken Münzen, Corpus der Mosaiken bis zum 9. Jahrhundert, Spezialorgan für die Registrierung neuer Inschriften in wenig bekannten Sprachen, Iberisch, Phrygisch, Etruskisch rc. und andre Projekte) wurden ebenfalls der nächsten Generalversammlung zur genaueren Erörterung überwiesen.

Die Diskussion dieser Themen zog sich über die ganze Woche vom 16. bis 20. April hin. Sie gestaltete sich trotz der ausgezeichneten, energischen und dabei liebenswürdigen Leitung der Verhandlungen durch den Präsidenten Darboux nicht immer ganz leicht, weil einerseits Akademien mit ganz verschiedener Organisation und verschiedenen wissenschaftlichen Traditionen zu gemeinsamem Rate zusammentraten, andrerseits die Verständigung durch die Sprachverschiedenheit erheblich erschwert wurde. Solange man sich bei internationalen Sitzungen in kleinerem Kreise bewegt, ist diese Verschiedenheit der Idiome minder störend. Aber wenn 72 Delegierte aus aller Herren Länder zusammenkommen, ist die Verständigung weniger leicht, da sich von selbst statt des Gesprächstones eine parlamentarische Diskussion mit Rede und Gegenrede entwickelt und dadurch leicht eine schärfere Ausprägung der Gegensätze stattfindet als eigentlich gewollt wird. Obgleich nur die drei Weltsprachen Deutsch, Englisch, Französisch gesprochen wurden und schließlich, um nicht durch Verdollmetschen zuviel Zeit zu verlieren, das Französische, namentlich in den Kommissionen, dominierte, so war die Anstrengung für die Sprechenden wie die Hörenden doch eine recht beträchtliche. Denn da das Französische mit den nationalen Accenten der verschiedenen europäischen Völkerschaften zu Gehör gebracht wurde, zeigte es sich, daß die eigentliche Schwierigkeit der Verständigung, weniger die Verschiedenheit der Sprache als der Aussprache, des Accentes ist. So würde also auch die Annahme einer Universalsprache, für die man sich jetzt in akademischen Kreisen Frankreichs sehr interessiert, vermutlich die Hauptschwierigkeit der Verständigung, die physiologische Verschiedenheit der verschiedenen nationalen Sprachgewohnheiten, nicht beheben.

Die Liebenswürdigkeit der französischen Wirte hatte in Voraussicht der bedeutenden Strapazen für allerlei Erholung reichlich gesorgt. Sie hatte dabei

freilich nicht bedacht, daß, wenn Arbeit Vergnügen, Vergnügen Arbeit ist. So ist es für manche der ältern Delegierten nicht ganz leicht gewesen, diesem liebenswürdigst dargebotenen Vergnügungsprogramm voll zu entsprechen. Ein reizender Ausflug nach Chantilly (Mittwoch den 17. April, nachmittags) erweckte den stillen Neid manches auswärtigen Akademikers. Bekanntlich hat der Duc d'Aumale dieses Schloß mit seinen erlesenen Bilder-, Handschriften- und Bücherschätzen dem französischen Institut vermacht. Der berühmte Direktor der Pariser Nationalbibliothek Herr Delisle und andre Mitglieder des Instituts machten dort die Honneurs, wofür der unermüdlich alle Schätze bewundernde Mommsen bei der später dargebotenen Bewirtung seinen Dank im Sinne aller fremden Gäste an Herrn Delisle abstattete. Derselbe Akademiker hatte dann am Freitag Nachmittag die Güte, in der wunderbaren Nationalbibliothek in der Rue Richelieu die staunenden Gäste umherzuführen.

Am Donnerstag Nachmittag 2 Uhr waren die Delegierten geladen, an der feierlichen Rezeption des Litterarhistorikers Faguet teilzunehmen, der über Cherbuliez eine Stunde lang geistreich sprach, und dem dann der alte Olivier mit wunderbarer Frische ebenso ausführlich antwortete. Die Fremden hatten Gelegenheit, bei diesem Festakte unter der akustischen Kuppel des Institutsgebäudes das ganze gelehrte und litterarische Paris männlichen und besonders weiblichen Geschlechts versammelt zu sehen und zu bemerken, daß an die Kunst des ausdrucksvollen Vortrags wie an die ausharrende Geduld des Publikums hier erheblich größere Anforderungen gestellt werden als sonstwo.

Am Abend des 18. gab das Institut sein offizielles Diner im Palais d'Orsay, das sich trotz der fünfzehn Gänge rasch abspielte. Gegen Ende begrüßte der Präsident des Institut de France, der Comte de Franqueville und der Minister Leygues die Gäste, deren dankbare Gefühle in dem französischen Toaste des Wiener Delegierten Gomperz und der englischen Ansprache des Lord Geikie von der Londoner Royal Society zum Ausdruck gebracht wurden.

Am letzten Tage, Sonnabend den 20., hatten die Delegierten noch die hohe Ehre, dem Staatsoberhaupt Präsident Loubet vorgestellt und zu einem Frühstück empfangen zu werden, der hierdurch die hohe Wertschätzung bekundete, die seine Regierung der internationalen Vereinigung der Intelligenzen aller Länder entgegenbrachte.

Für die einzelnen gestaltete sich noch wertvoller als diese offizielle Festlichkeiten die nähere, freundschaftliche Berührung mit den französischen Kollegen selbst. Alte und neue Freunde vereinigten sich vielfach zu gemütlichen Privatdiners und five o'clock teas, während einzelne Akademiker, deren äußere Stellung ihnen dies gestattete, größere Gesellschaften vornehmsten Stiles veranstalteten, bei denen die edle Frau Musika ihres Amtes mit Erfolg waltete, alle irdischen Differenzen und Dissonanzen in himmlische Harmonie aufzulösen. Solche Soireen fanden bei dem Comte de Franqueville auf seinem hübschen in Passy gelegenen Schlosse La Muette statt und ebenso bei dem hervorragenden Sanskritisten Senart, wo der berühmte Kirchenchor von St. Gervais sich hören ließ. Beide Akademiker

gehören zu der imposanten Deputation, welche das Pariser Institut im Jahre 1900 zum 200 jährigen Jubiläum der Preußischen Akademie nach Berlin sandte. Bereits damals erwarben sich diese beiden liebenswürdigen Akademiker allgemeine Sympathie in den akademischen Kreisen, die durch die auf dem Heimatboden geübte Art der Gastfreundschaft noch verstärkt worden ist. So bilden sich durch diese wechselseitigen Beziehungen der Institute auch persönlich wertvolle Bande aus, die zwischen Deutschland und Frankreich um so nützlicher und nötiger sind, als es weder hüben noch drüben an Ueberpatrioten fehlt, denen jede friedliche Verbindung der europäischen Kulturvölker ein Greuel ist. Etwas von dieser Stimmung soll auch in den nationalistischen Pariser Blättern nach der Festwoche sich geregt haben, da es ihnen nicht gefiel, daß auf dem Feste der Stadt Paris am Sonnabend Nachmittag, das äußerlich den Glanzpunkt der festlichen Veranstaltungen bildete, ein Deutscher, der Sekretär der Berliner Akademie Waldeyer, der dazu von dem Präsidium bestimmt war, in deutscher Sprache den offiziellen Toast auf die Stadtverwaltung von Paris zu halten wagte.

Solche Stimmungen sind unterhalb des Niveaus, auf dem sich die Gelehrten aller Länder die Hände reichen. Wir haben alle, welcher Nation wir auch angehörten, bei unsern Kollegen in Paris die herzlichste und wärmste Aufnahme gefunden. Des gedenken wir dankbar und hoffen, daß der Keim dieser freundschaftlichen Gesinnung nicht minder fruchtbar aufgehen werde als die Saat der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit, zu der sich die Akademien in Paris unter glückverheißenden Zeichen verbündet haben. Möge die nächste Versammlung in London 1904 bereits von errungenen Erfolgen zu berichten haben!



Leopold v. Ranke und Varnhagen v. Ense nach der Heimkehr Rankes aus Italien.

Von

Dr. Theodor Wiedemann.

(Schluß.)

Um diese Zeit war eine sich mehr und mehr erweiternde Spannung zwischen Ranke und den beiden Frauen, die außer Rahel im Varnhagenschen Gesellschaftskreis am meisten Ranke angezogen hatten, eingetreten. Die verwitwete Frau Generalin v. Zielinski hatte sich im Jahr 1836 mit einem Herrn v. Treskow vermählt und infolge dieser neuen Ehe, die von Varnhagen, wohl mit Unrecht, für keine glückliche gehalten wurde, ihren Wohnsitz nach Berlin verlegt; Ranke

verkehrte in ihrem Hause, wie in dem der Bettina v. Arnim. Aber seine Stimmung gegen beide Frauen war nunmehr eine fast gleichgültige geworden. Varnhagen sagt von der Unterhaltung, die er am 18. März 1837 mit Ranke hatte: „Von Frau v. Treskow will er gar nicht reden, kaum von Frau v. Arnim.“ Die Ursache davon lag zum Teil darin, daß die beiden Frauen dem Verkehr mit jüngeren Männern den Vorzug gaben. Bettina v. Arnim näherte sich der studentischen Jugend. Es wird nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, wie Ranke auf das Gerücht hin, sie werde sich mit einem jungen Theologen verheiraten, am 3. November 1839 zu Varnhagen äußerte: „Er meinte, der junge, hübsche Nathusius habe ihr allerdings ungemein wohl gefallen; auch sei sie nach dessen Gegend hingereist; ganz junge, sehr hübsche Leute machten einen außerordentlichen Eindruck auf sie; das habe er oft genug angesehen; aber heiraten? Daran ist wohl nicht zu denken.“ Varnhagen blieb im Gegensatze zu Ranke in lebhaftem Verkehr mit Bettina, die seinen Rat und seine Teilnahme vielfach, bisweilen bis zum Uebermaß in Anspruch nahm; er unterhielt ebenso eine gesellschaftliche Verbindung mit dem Treskowschen Ehepaar, das er überdies öfter auf seinen Spaziergängen im Tiergarten antraf. Das Gespräch lenkte sich dann auf Ranke. Varnhagen fühlte sich veranlaßt, die Reformationsgeschichte des einst so nahen Freundes, obwohl sie auch seinen Beifall nicht gefunden hatte, zu verteidigen. Man erhält von dem Wesen und der Urteilsfähigkeit der Frau v. Treskow eben keine günstige Meinung, wenn man erfährt, daß sie Ranke der Unbildung beschuldigte und ihn lächerlich zu machen versuchte wegen seiner Selbstzufriedenheit, in der er sich einbilde, daß er auch Französisch könne, und gar nicht ahne, welche Blößen er sich gebe,“ wobei alles darauf hinauskommt, daß man an seiner Aussprache des französischen Nachlautes Anstoß nahm.[1]) Nicht solche Geringfügigkeiten waren die Grundlage für die Opposition, in welche Bettina v. Arnim zu Ranke trat, und für die üble Nachrede, die sie über ihn in den schärfsten Ausdrücken führte. Die Differenz entsprang vielmehr, wenn sich auch Persönliches beimischte, in der Hauptsache aus einer Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung und unter den obwaltenden Umständen von wichtigem Interesse. Es war die jener sieben Göttinger Professoren, die wegen ihrer Protestation gegen die Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 durch ein Patent König Ernst Augusts ihrer Aemter entsetzt und zum Teil des Landes verwiesen worden waren. Mit dem leidenschaftlichen Eifer, der ihr eigen war, ihrer unermüdlichen und uneigennützigen Werkthätigkeit, ihrer durch keine Hindernisse abgeschreckten, sondern durch solche nur zu immer neuen Versuchen angestachelten Betriebsamkeit nahm sich Bettina dieser Sache an, ganz besonders in Beziehung auf die ihr befreundeten Gebrüder Grimm. Sie geriet dabei in vielfache Konflikte auch mit ihren nächsten Verwandten, die sie,

---

[1]) „So sagt er, eben von Paris kommend,“ heißt es in der Aufzeichnung Varnhagens, „ohne alles Arg: Les chammps élisées, on connait à Paris mon nomm, als wenn er deutsche Worte ausspräche.“

wie sie von sich selbst der Wahrheit gemäß sagt, ohne Menschenfurcht bestand. Die Unterzeichnung des von dem Leipziger Unterstützungskomitee ausgegangenen Aufrufes wurde, wie von vielen andern, an die sie sich wandte, so auch von ihrem Schwager Savigny abgelehnt, auf dessen Ansehen, Ruhm und Wohlstand sie einerseits stolz war, während sie doch zugleich mit ihm und seiner Gemahlin, ihrer Schwester Kunigunde, vornehmlich auch wegen der Vormundschaft, die er über ihre Kinder führte — sie beschuldigte ihn, daß er ihre Kinder gegen sie aufreizt —, in äußerstem Mißbehagen lebte. Er verweigerte sogar jeden Beitrag für den Zweck, zu dem das Komitee zusammengetreten war. Er wie Lachmann, beide Freunde und politische Gesinnungsgenossen Rankes, machten es den Grimms noch besonders zum Vorwurf, daß sie die Unterstützung des Leipziger Komitees angenommen hatten. Bettina ergoß in einer vierstündigen Unterredung, die sie am 19. Mai mit Varnhagen hatte, der dabei jedoch selbst nur etwa eine Viertelstunde lang zu Worte kam, mit der ihr in solchen Fällen eignen Lebhaftigkeit, ihren ganzen Unwillen über die Feindseligkeit, von der die ihr werten Gebrüder betroffen würden. Sie erklärte sie um so verdammenswerter, als sie nicht zum wenigsten aus eigennützigen Motiven entspringe. Ihren Schwager beschuldigte sie der Schwäche und Hoffart, Lachmann sogar der Schlechtigkeit und des Verrats, weil er, wie sie meinte, aus Furcht, von den Grimms verdunkelt zu werden, ihrer Anwesenheit in Berlin entgegen sei. Sie klagte zugleich über die Schwäche und Furcht, die Ranke in dieser Angelegenheit zeige. Ranke hatte einige Jahre vorher, im Winter 1835 auf 1836, von dem hannoverischen Gesandten dazu aufgefordert, dem damals in Berlin weilenden Prinzen Georg von Cumberland Vorträge über die neueste Geschichte gehalten, wobei sein Bestreben dahin ging, dem Prinzen über die wichtigsten Gegenstände, wie er sich ausdrückte, nach Kräften gesunde Ideen beizubringen.[1]) Dadurch war er in einer Art von Vertrauensbeziehungen zu dem Vater des Prinzen, dem damaligen König von Hannover Ernst August getreten. Nun mochte er dem Verfahren desselben wohl nicht in allen einzelnen Schritten beizutreten geneigt sein, namentlich nicht, insofern es in formal-juridischer Hinsicht anfechtbar erschien oder mit Härten gegen einzelne verbunden war; aber er war weit davon entfernt, es prinzipiell und in den Motiven, aus denen es entsprungen war, zu verdammen. Sehr abweichend von dem Tone sittlicher Entrüstung, in dem man bis in unsre Tage darüber zu sprechen gewohnt gewesen ist, klingt es doch, wenn Ranke in einer Denkschrift von Ende März 1849 sich also vernehmen läßt: Welch einen Sturm erregte der Versuch des Königs von Hannover, auf der konstitutionellen Bahn einen Schritt zurückzuthun. Die Handlungsweise der sieben Göttinger Professoren mißfiel Ranke höchlichst, er hatte einen andern Begriff von der Berechtigung des autokratischen Regiments als diese Männer; und sehr widerwärtig war ihm, daß dadurch den liberal-konstitutionellen Bestrebungen, als deren Verfechter nunmehr Universitätslehrer

---

[1]) Vergl. Rankes Brief an Heinrich Ritter vom 16. November 1835. S. W. 53/54 S. 278.

von Verdienst und berühmten Namen erschienen, neues Leben eingehaucht, ein Objekt der Vereinigung und eine bequeme Handhabe zur Agitation dargeboten wurde. So geschah es, daß Ranke im März 1840 in einer von Bettina v. Arnim versammelten Gesellschaft sich mit scharfem Tadel und entschiedener Mißbilligung über das Verhalten der Gebrüder Grimm äußerte; er sprach von unnützen, verkehrten Streichen derselben und davon, daß sie sich etwas herausgenommen hätten. Darüber geriet er mit Bettina, die sich ihrer Schützlinge energisch annahm, so sehr in Konflikt, daß diese ihm ihr Haus verbot. „Den Professor Ranke," schreibt sie am 10. März, „habe ich gestern in meiner Stube in die Luft gesprengt; er wird nicht mehr über meine Schwelle kommen." Nach diesem Auftritt verstand es sich von selbst, daß sie an Ranke keine Aufforderung zur Teilnahme an der erwähnten Subskription richtete; sie drückt das so aus, daß sie ihm die Ehre der Beteiligung nicht gegönnt habe. Ihre Stimmung gegen ihn wurde immer erbitterter. Der Thronwechsel in Preußen 1840 gab reichlich Anlaß dazu. Ranke war mit den vornehmsten Ratgebern des neuen Monarchen, dem General v. Thile, Savigny und besonders dem Minister Eichhorn, seit langem befreundet, für diesen selbst von der ersten Begegnung an, die zu Venedig stattfand, mit Bewunderung und enthusiastischer Verehrung erfüllt; Die Intentionen, von denen die Regierung auf kirchlichem und politischem Gebiete geleitet wurde, die allgemeine Direktion, die sie einschlug, hatten in der Hauptsache und im Wesentlichen seinen Beifall. Bettina hingegen mißbilligte die Wirtschaft — dieses Wortes bediente sie sich —, die nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. begonnen hatte, schlechterdings; sie verwarf alle Vertrauten, Lieblinge und Ratgeber, die der König sich erkoren hatte, und empfand Freude über die Anfechtungen, von denen die Maßnahmen dieser Männer betroffen wurden, wie zum Beispiel in der Bekämpfung des von Erlangen nach Berlin berufenen Professors Stahl. Besonders widerwärtig war ihr die Intimität Rankes mit ihrem Schwager Savigny, der, statt sich mit Gans zu verständigen, sich mit lauter Lumpen und Schurken umgebe, wie Klenze, Lachmann und Ranke. Diesem letzteren erweckte sie dadurch eine üble Nachrede — ihr Verkehr im Savignyschen Hause gab ihr dazu Stoff —, daß sie erzählte, er habe bei dem Widerstreit der pietistischen Tendenz und der weltlichen, wie er nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. eintrat, und bei dem noch obwaltenden Zweifel, welche von ihnen und inwieweit sie das Uebergewicht erlangen werde, eine zweideutige Rolle gespielt. Als Varnhagen Ranke gegen die Angriffe Bettinas zu verteidigen suchte, sagte diese, „sie rede ja nicht von seinem litterarischen Verdienste, das möge groß sein, aber der Mensch in ihm, das könne man nicht leugnen, sei erbärmlich; er sei ein Fuchsschwänzer".

Am 17. Oktober 1841 bemerkt Varnhagen in seinem Tagebuche: „Gegen Savigny empfindet sie (Bettina) mehr und mehr Abneigung; sie meint, das, wofür er Marheineke mit Unrecht ausgeben wolle, sei er selbst, ein Dummkopf! Und ich höre ihr an, daß sie in dieser Art auch mit den Studenten von ihm spricht." — Ich wiederhole die Ausdrücke trotz ihrer Widerwärtigkeit, da sie für

die rücksichtslose Derbheit und die Ungebühr, mit der diese excentrische und in Einseitigkeiten befangene Frau sich auszudrücken gewöhnt hatte, charakteristisch sind, während doch das festgegründete Andenken der Männer, die sie nannte, davon nicht betroffen werden kann.

Varnhagen wurde von Ranke im Februar 1841 aufgesucht, damit er sich zur Uebernahme eines Nekrologs auf Stägemann bereit erkläre. In den Tagebuchblättern findet sich darüber folgende Aufzeichnung: „10. Februar 1841 kam Ranke zu mir und bemerkte bald, daß er im Auftrage des Ministers Eichhorn käme, der dringend wünschte, ich möchte für die ‚Staatszeitung‘ einen Nekrolog von Stägemann schreiben, wenigstens den von Friedrich Schulz verfaßten durchbessern. Welche ungeschickte Zumutung und welch ungeschickter Unterhändler! Sie sollen mich ungeschoren lassen! Wenn ich über Stägemann schreiben will, werde ich es von selbst thun und brauche Eichhorns Aufforderung dazu nicht das hätte er sich im voraus sagen können. — Ranke blieb anderthalb Stunden und sprach viel Schlechtes von Stägemann noch obendrein! Von dessen Schwäche, und daß er in Geldsachen nicht reine Hände gehabt, daß er niemals jemand Vertrauen eingeflößt und dergleichen mehr. Meint er mich dadurch anzureizen? Ein schöner Lohn wäre da zu verdienen durch Verschweigen! Und das Nichtrügen nehmen andre wieder übel! Ich mache mir zwar aus all den Mißurteilen nichts; aber wenn ich denn schreibe, will ich für mich schreiben, in meinem Auftrage, zu meiner Genugthuung. — Ranke mißfiel mir sehr in der ganzen Unterhaltung, er ist hoffärtig, neidisch, kleinlich; man kann ihn gleich mißstimmen, wenn man ihm seine Freunde lobt (Savigny, Lachmann, Steffens, Raumer und so weiter), sie sind es ihm eigentlich nicht, keine Freunde, und er hört lieber, daß man sie tadelt. Er sah schlimm aus und that mir doch leid.“

Auch in den Aufzeichnungen über die nächsten Begegnungen mit Ranke oder die Urteile, die er von andern über den Geschichtsforscher vernahm, liebt es Varnhagen, Gehässigkeiten anzubringen. Nur die erste, die sich in seinem Tagebuche nach dem 25. Februar wiederfindet, ist objektiv gehalten. Sie rührt vom 13. Oktober 1831 her und lautet: „Ranke verteidigte gestern das Riemersche Buch [1]) mit guten Gründen; er habe es mit Begier gelesen, sagte er auch; dasselbe bekannte Frau von Treskow. Bettina ließ er sehr fallen; das Verhältnis ist abgekühlt; ich mußte für sie eintreten. — Bettina sagte neulich von Ranke, er liege in seinem Ruhme wie ein Schwein in seinem Fette.“

Unter dem 5. Dezember trägt er ein: „Friedrich v. Raumer und Ranke benehmen sich neidisch und gleißnerisch gegen Preuß; sie müssen ihn rühmen,

---

[1]) Friedrich Wilhelm Riemer, Philolog und Litteraturhistoriker, geboren zu Glatz 19. April 1774, von Goethe zum Lehrer seines Sohnes erwählt, erhielt später eine Professur am Gymnasium und die Stelle als Bibliothekar in Weimar, die er 1820 niederlegte. 1838 wurde er zum Oberbibliothekar ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode, 20. Dezember 1845, bekleidete. Er hat sich durch die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter (6 Bde., Berlin 1833), der Briefe von und an Goethe (Leipzig 1846) und endlich durch seine Mitteilungen über Goethe (2 Bde., Berlin 1841) verdient gemacht.

weil sie nicht anders können, aber es kommt sie schwer an. Geheimrat Böckh spricht von ihnen und Lachmann mit Verachtung, als von den drei Hauptintriganten in der Akademie der Wissenschaften, die sich auch untereinander nicht leiden können, aber sich zu bösen Zwecken doch verbinden, — idem velle ac nolle, inter malos factio est, sagt Sallustius."

Varnhagen fühlte sich im Dezember recht leidend. Er klagte über schlaflose Nächte. Am 13. überkam ihn auf dem Gendarmenmarkte ein Schwindelanfall, von dem er sich nur allmählich erholte. Der Arzt erklärte seinen Zustand für nicht lebensgefährlich, aber doch bösartig. Varnhagen dachte ernstlich an den Tod. Am 10. Februar bemerkte er plötzlich des Abends im Bette, daß die linke Seite seines Gesichtes gelähmt war. Das griff ihn so sehr an, daß er seine Geschäfte am andern Tage ordnete und seine Rechnung mit seinem Leben machte. Bettina war in diesen Wochen die einzige unter den ihm Nahestehenden, die ihn einige Male aufsuchte. Aber sein Zustand besserte sich nach und nach, er konnte wieder ausgehen und an Gesellschaften teilnehmen.

Besonders eingehend und häufig kommt Varnhagen im Juni 1842 auf Ranke zu sprechen, dann erst wieder im folgenden Jahre. Am 9. Juni trägt er in sein Tagebuch ein: „Schelling sagte neulich, Hegel zähle gar nicht in der Philosophie, er habe nur zusammengerafft und mühsam verarbeitet, was er nebenan gefunden, in der Geschichte der Philosophie sei keine Stelle für ihn. Ranke meinte, der Mann müsse doch etwas sein, seine Wirkung sei doch außerordentlich, in Brüssel, in Finnland, überall sei man mit ihm beschäftigt. — Da fuhren ihm aber Schelling und Savigny vereint übers Maul und verwiesen ihn zur Ruhe. Bettina fragte Ranke, warum er das sich so gefallen lasse, nicht auch seine Meinung behaupte. Er versetzte mit klug sein wollender Miene: ‚Nun, dazu ist es mir noch zu früh, ich muß meine Zeit erst abwarten! Handwerks- und Zunftgeist, der Geselle, der Altgeselle und der Meister!‘ — Ranke fragt ganz gereizt, warum er nicht den Orden [1]) bekommen habe. — Man sagte, um Raumer nicht zu kränken: Erbärmlichkeit! Ranke beteuert, er habe die Evangelien wieder gelesen und erkenne sie mehr als je für göttliche Offenbarung, freilich an die Jungfrau Maria könne er nicht glauben, setzte er lachend hinzu! Aber an die Wunder alle, an die Auferstehung! Das will nun ein Glauben heißen!" —

Der nächste Bericht vom 10. Juni über einen mit Ranke am 10. gemeinsam verlebten Abend ist besonders verächtlich gehalten. „Gestern anstatt zu Olfers zu Geheimrat Steffens eingeladen, wegen Sieveking aus London, der mit seiner Frau dort war, es kamen noch Julius und Ranke, ein junger Wattenbach aus Altona. Bettina von Arnim hatte nicht gewollt. Gespräche über Religions- und Kirchensachen. Steffens tadelte die Reformation, daß sie der weltlichen Macht zu viel eingeräumt, er tadelt, daß man zu großen Wert auf die Predigt lege, er will etwas andres an die Stelle setzen, er weiß nur nicht was. Ich sage

---

[1]) Orden Pour le mérite für Kunst und Wissenschaft. Am 31. Mai 1842 von Friedrich Wilhelm IV. gestiftet.

nach einer Pause ganz trocken: ‚die Messe‘ — Bewegung und Schauer. ‚Da würden wir doch den Protestantismus aufgeben‘, heißt es endlich. ‚Das ist nicht schwer, da es ja schon geschieht; die Reformatoren werden getadelt, die Predigt für unwichtig erklärt, da ist Rom und der Papst am nächsten zur Hand.‘ Steffens ist in Verlegenheit, noch mehr fast, als ich erkläre, daß ich Luthern als einen Helden stets bewundert, aber nie recht habe leiden können. Julius schmunzelt, Ranke will klug aussehen. Ranke möchte alle Vorteile vereinen, er hat neulich das Evangelium wieder gelesen, ist aufs neue von der Wahrheit der Offenbarung überzeugt worden, giebt sich vollkommen gläubig, und dann lacht er doch über die unbefleckte Empfängnis und meint, man solle nur nicht denken, daß er solches Zeug glaube! — Steffens ist auch etwas erschrocken über die in Breslau gehaltene Synode der Lutheraner, er will sich mit ihrer Sache befassen und so weiter. — Die Geheimrätin Steffens spricht ohne Scheu von Humboldt, er sei schuld, daß Steffens nicht den Orden bekommen; daß Ranke leer ausgegangen, das schadet nicht, aber Steffens! Unter diesen Umständen wird eine etwas scharfe Kritik der ganzen Stiftung beifällig angehört. — Um 11 Uhr nach Hause gefahren. Im ganzen mit schlechten Eindrücken. Schlechter Geist unter den Leuten, schlechte Betreibungen. Ranke und Steffens ließen durchblicken, daß sie das Losungswort kennen, das am Hofe und bei den Ministern gilt: die Entbehrlichkeit der Predigt gehört ohne Zweifel mit dazu. Sie gehen so sicher als möglich, stehen aber doch einmal am ärgsten bloß. Kein Charakter"

Ueber die Nichtverleihung des neugestifteten Ordens Pour le mérite an Ranke, durch die Ranke nach Varnhagens Aufzeichnung vom 9. Juni so gereizt worden war, erfuhr Varnhagen am 26. Juni Genaueres. „Humboldt erzählte mir ausführlich von der Stiftung des neuen Ordens. Der König hatte zuerst eine Liste aufgesetzt, die Namen hatte er mit Sanskritbuchstaben geschrieben, diese Liste wurde von Humboldt, Eichhorn, Savigny, Thiele zur Beratung mitgeteilt und dann oft geändert, mancher Name kam dazu und dann wieder davon, sechs Wochen dauerte das Schweben. Anfangs wollte der König sechsunddreißig Mitglieder, soviel als Friedrich der Große Regierungsjahre zählte, endlich beschränkte er die Zahl auf dreißig. Der König wollte Raumer und Ranke, Eichhorn und Savigny nur Ranke, darüber fielen beide aus!"

Wenn sich Varnhagens Tagebücher im Jahre 1843 mit Ranke häufiger als in den vorhergehenden Jahren beschäftigen, so ist der Grund dazu vornehmlich in seiner Bundesgenossenschaft mit Preuß zu suchen, dessen Werk er ebenso schätzte, wie Ranke es tadelte. Preuß wollte gerne in die Akademie aufgenommen werden und gerne mit ihrer Unterstützung eine Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen veranstalten. Varnhagen schien Ranke derjenige, der beiden Wünschen am nachhaltigsten widerstrebte. Am 26. Januar notierte er: „Professor Preuß bei mir. — Es ist eine Schande, daß sie ihn noch nicht zum Mitgliede gemacht haben, und besonders Ranke und Raumer zeigen sich dabei kleinlichst eitel und erbärmlich! Elendes Koteriewesen!" Preuß erzählte ihm am 6. Februar von den Aussichten seiner Ausgabe der Werke des Königs. Varnhagen schrieb darüber

in sein Tagebuch: „Böckh und Olfers wirken gut. Ranke ist immer niedrig, voll Eifersucht, und bei seiner Unkenntnis doch voll Angst, es könnte ihm eine wirkliche Arbeit zugemutet werden.“ Am 4. April konnte er über einen Besuch von Preuß berichten: „Preuß besuchte mich, die Quälereien mit der Ausgabesache dauern noch fort. Der alte Geck Schlegel hat wieder an die Akademie wegen seines Ausscheidens aus der Kommission geschrieben, diesmal mit bösen Seitenhieben auf Raumer und Ranke — der König thäte am besten, den Gecken laufen zu lassen. — Aber die Leute sind voller Feigheit, der Minister Eichhorn an der Spitze, Ranke feig und neidisch, Raumer gleichgültig, Becker stumm, Olfers etwas beschäftigt, Humboldt und Böckh sind die einzigen noch einigermaßen Freimütigen und Thätigen. Wir kommen überein, daß alle solche Körperschaften nichts mehr taugen, Akademien abzuschaffen sind wie die Klöster, daß sie nur schlechten Zwecken dienen und persönlicher Intriguen voll sind.“ Am 15. November wurden alle Akademiker gleichmäßig in Varnhagens Tagebuch Preuß zuliebe mit den entehrendsten Bezeichnungen beehrt, Ranke kam diesmal mit einem bloßen „neidisch“ davon. Das Tagebuchblatt vom 29. Dezember, welches das Auftreten von Preuß in der Akademiesitzung am 28. als einen gewaltigen Triumph des Verfolgten feiert, mußte sich bezüglich Rankes mit der Bemerkung begnügen: „Ranke und Raumer fehlten.“

9. November. „Heute sandte mir Ranke, aus England zurückgekehrt, ein Briefchen von Mrs. Austin mit vielen Autographen. Er selbst hat sich eine Frau aus Irland mitgebracht. Seine Heirat giebt viel zu reden.“

Die Tagebücher der drei folgenden Jahre nennen den Namen Rankes nur selten und nebenbei. Am 13. Januar 1844 plaudert Varnhagen über eine Gesellschaft beim russischen Gesandten. Er zählt unter den Gästen auch Ranke auf, „der mich seiner Frau vorstellen wollte. Er führt sie jetzt in die große Welt, die frühere Zurückgezogenheit soll nur eine Zeit des Zweifels gewesen sein und der Anfrage, ob man die Frau in die vornehmen Kreise aufnehmen wollte“. Mehr als ein Jahr vergeht darauf, ohne daß sich die Lebenswege beider Männer berührten. Da führen geschichtliche Arbeiten Varnhagen am 3. März 1845 zu Georg v. Raumer. „Zweifel über Leopolds von Dessau angebliche Verräterei, über die sich nichts im Archiv finde. Ranke — der eine politische Geschichte Friedrich des Großen schreibt — hat sich vergebens danach umgethan.“ Am 5. Juni 1845 besucht Professor Homeyer Varnhagen: „Erzählt von seinen Besuchen, — außerordentlich mit Preuß zufrieden, Friedrich von Raumer läßt er gelten, findet ihn aber so gar nicht vornehm, so sehr handwerksmäßig. Rankes Talente schätzt er ungemein, ihn selbst aber nennt er einen Hasenfuß, voller Verzagtheit, Augendienerei, Verblendung.“

Der Herbst 1845 veranlaßte wieder einmal einen kurzen Briefaustausch zwischen Ranke und Varnhagen. Die Tagebücher melden darüber:

30. Oktober 1845. Gestern an Ranke ein Wort geschrieben wegen Carriere. Heute Antwort von Ranke! Der Brief Rankes lautet:

Berlin, den 29. Oktober 1845.

Ranke an Varnhagen.

Was ich über Giordano Bruno einst noch in Wien gefunden, habe ich im wesentlichen wohl bereits in einer Note zu meinem Buch über die Päpste (Bd. I. S. 473 zw. A.) beigebracht; es ist leider nur sehr fragmentarisch.

Mag ich Sie bald einmal so gesund und wohlbehalten wieder sehen, wie neulich!

Mit alter Ergebenheit

L. Ranke.

Daß dieser Briefaustausch keine erneute Annäherung beider Männer aneinander bedeutete, zeigen die beiden nächsten Eintragungen über Ranke in Varnhagens Tagebüchern: „7. November 1845. Brief von dem Historiker Adolf Schmidt, wiederholte Einladung zu Beiträgen für seine Zeitschrift; hätte er diese nur nicht unter das Patronat von Pertz, Grimm und Ranke gestellt. Wie sollt' ich doch, was ich schreibe, unter ein Patronat ordnen?"

Noch eine Tagebuchnotiz des Jahres 1846 gilt Ranke. Reumont äußerte sich in einer Gesellschaft bei Henriette Solmer über den Wert der Venetianischen Relationen. „Er pries sie ungemein und sagte, Ranke verdanke ihnen den besten Teil seines Ruhmes."

Die Jahre 1847 und 1848 boten Varnhagen Gelegenheit, sich vollends in Wut gegen Ranke zu arbeiten. Das schwankende Verhalten der ihm ohnehin so verhaßten Akademie aus Anlaß der 1847 gehaltenen Rede Friedrich von Raumers zum Lobe Friedrichs des Großen gab ihm den ersten Anlaß dazu. König Friedrich Wilhelm hatte sich durch diese Rede so verletzt gefühlt, daß er den Saal noch vor ihrer Beendigung verließ. Seine Kollegen mochten darauf weder für noch gegen Raumer eintreten. Sie sandten an den König eine Ergebenheitsadresse und baten zugleich Raumer, seinen Entschluß, aus der Akademie auszutreten, aufzugeben. Varnhagen behauptet unter dem 16. März 1847: Die Mitglieder der Akademie seien in ihrem Schrecken soweit gegangen, „Raumer zu bitten, nur gerade jetzt nicht auszuscheiden, sondern lieber in zwei Monaten, es würde weniger Aufsehen machen. Das ist doch gar zu dumm"! Ludwig Tieck beschuldigte Ranke am 18. März im Gespräch mit Varnhagen der Falschheit. Pertz hat sich möglicherweise noch ärger geäußert, denn Varnhagen erzählt ebenfalls am 18. März in seinen Tagebüchern: „Frau Geheimrätin Steffens verrät mir, daß Pertz von Ranke ihr gesagt, ‚die Kanaille sei aus der Sitzung, wo unterschrieben wurde, feige weggeblieben, und als man später zweimal zu ihm geschickt um seine Unterschrift, habe er sich verleugnen lassen!'"

Unter den Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Rankes damals erscheinenden „Neue Bücher preußischer Geschichte" Varnhagens Zorn aufs äußerste erregten, — so sehr erregten, daß er gegen den einst von ihm so bewunderten und befürworteten Geschichtsschreiber öffentlich auftrat. „9. August 1847. Rankes ‚Neue Bücher preußischer Geschichte' zu lesen angefangen, mit Eifer und Spannung,

aber nicht mit Befriedigung. Er scheint mir in diesem Buche von seiner bisherigen Höhe um viele Stufen herabzusteigen. Er will zwar möglichst gegenständlich, ohne Rücksicht auf heutige Neigungen oder Abneigungen, schreiben, aber er vermag es nicht, die Versicherung ist nur eine Phrase. Er kann nichts darstellen, was in das gegenwärtige Leben eingreift, was unsre und seine Verhältnisse noch nahe berührt, dazu gehört Charakter, Entschiedenheit und Selbständigkeit, und die hat er nicht. In totem, abgeschlossenem, fernem Stoffe, da kann sein Talent, seine Sorgfalt, sein Scharfsinn walten, in dem lebendigen Stoffe helfen sie ihm nicht. Wenn er in Zara in Dalmatien lebte, oder in Zürich, da möchte er preußische Geschichte schreiben, einen Bericht aus den Vorlagen, gelehrt, kritisch, nach Maßgabe dessen, was sein Tisch darbietet; nicht in Berlin. Ich fühle bei seinem Buche immerfort, daß der Autor unter dem Einflusse schreibt, den der Gedanke — nicht etwa an den König, soweit versteigt er sich nicht einmal — sondern an Eichhorn, Savigny, Canitz und andre solche auf ihn ausübt. Er fälscht wörtlich keine Thatsachen, allein er verschweigt oder hebt hervor, legt zurecht, und er giebt im ganzen von den preußischen Zuständen ein unrichtiges Bild. Glänzende und gelungene Einzelheiten können dies nicht machen. Die Schilderung der Königin Sophie Charlotte ist beredt und teilweise treffend, allein ich möchte sie doch den Bildnissen vergleichen, welche Wilhelm Hensel verfertigt; die Aehnlichkeit ist nicht die rechte."

„11. August 1847. Rankes preußische Geschichte las ich mit Unlust weiter. Seine alten Fehler zeigen sich in ganzer Blöße, vor allem der Wahn, die Hauptsache der Geschichte finde sich in dem von ihm zuerst aufgeschlossenen oder benutzten Material, dann in der Anmaßung, als ein Staatsweiser zu sprechen, wozu er am wenigsten Zeug hat. Ich kann ihm nicht helfen, aber ich sehe nicht viel Unterschied zwischen seiner Art, über die Dinge hinzureden, und der von Friedrich Buchholz, den er doch tief verachten zu können glaubt. Die Abneigung, andre anzuerkennen, ist auch hier wieder auffallend; er citiert wohl Förster mehrmals, und dieser darf ihm allerdings wenig Eifersucht einflößen — aber nur einmal Preuß, als wären dessen Arbeiten nicht vorhanden oder doch nicht erheblich, da doch ohne dessen vorarbeitenden Fleiß das Buch von Ranke wohl nie geschrieben worden wäre."

„20. September 1847. Ranke wird in der ‚Staatszeitung', in der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' sehr gelobt wegen seines neuen Buches, in den ‚Grenzboten' überhaupt gelobt, doch in betreff der neuesten Sachen mit Einschränkung. Ganz richtig, er sinkt, aber das Lob steigt noch eine Weile. Die Kritiker sind so blind oder unwissend, daß sie sogar rühmen, was ganz grundlos ist, zum Beispiel die Ausbeute, die er aus den Archiven gezogen habe, und so weiter."

„19. Oktober 1847. In der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' ist nun ein scharfer Artikel gegen Ranke erschienen, wahrscheinlich von Hermann Franck, in der ‚Europa' ein zweiter, von Theodor Mundt unterschrieben, heute ein dritter in der ‚Spenerschen Zeitung', von Märker unterzeichnet. In allen dreien finde

ich mein Urteil, ja wörtlich meine Ausdrücke wieder. Diese Autoren würden ohne mich so geurteilt haben, unzufrieden mit dem Buche gewesen sein; allein sie wären vielleicht nicht so entschieden damit hervorgetreten, ohne das Beispiel eines franken Aussprechers, da sie mir zutrauen, nicht ohne guten Fug so zu reden."

„28. Januar 1848. Oberst v. Auerswald aus Neiße hier erfreute mich und erzählte mir nebenher, daß er vor wenigen Tagen beim Prinzen Albrecht dem Professor Ranke wegen der preußischen Sachen tüchtig die Wahrheit gesagt. Ranke hatte dort ein andermal, erzählte Stillfried, gegen alle Begnadigung der Polen gesprochen, ja zum Teil die Auslieferung an Rußland verlangt, der Justizminister Uhden ihn aber scharf zurechtgesetzt."

„29. Januar 1848. Mit Rankes zweitem Bande hab' ich mich ferner geärgert; das Kerlchen ist unglaublich anmaßend und dreist! An politischem und nun vollends an militärischem Blick fehlt es ihm gänzlich, die Thatsachen finden sich besser und reicher bei Preuß, und der Charakter ist in allem verwischt. Eine Blumenlese der lächerlichen Redensarten, platten Bemerkungen und eitlen Sprünge des kleinen Historiographen würde sehr ergötzlich sein."

„15. Februar 1848. In den ‚Grenzboten' findet sich ein Artikel J. S. zum Lobe des zweiten Teils der Rankeschen Preußischen Geschichte, es sei ein gerundetes Kunstwerk, sei mit Montesquieus Buch „Ueber die Römer" zu vergleichen und so weiter. Ist das Spott und Hohn? Schwerlich. Solche Kunstwerke der Geschichtsschreibung, antworte ich, wollen wir uns verbitten, solche giebt es in Rußland, da muß alles so geglättet und zurecht gemacht werden; der feige Ranke aber thut es freiwillig! Scham und Schande über ihn!"

„28. März 1848. Besuch von Frau v. Treskow. Sie erzählt, Ranke ist vollständig unsinnig geworden, jammert und wütet, hält alles für verloren und auf immer, glaubt an völligen Untergang der gebildeten Welt, an Barbarei der wilden Gewalt, so was sei noch nie gewesen. Bösewichter bewachen den König, der Pöbel herrscht nach Willkür, alle Sittlichkeit, alle Religion ist dahin! Er möchte fliehen, aber er weiß nicht wohin! — Elender Schächer!"

„7. August 1848. Dritter Band von Rankes „Preußischen Geschichten". Der siebenjährige Krieg bleibt ausgeschlossen. Elendes Buch! Anmaßlich, kindisch, geziert, einseitig, im ganzen höchst unzuverlässig, wie der Autor selbst." — Die maßlos beschimpfende Tonart, in der Varnhagen sich gewöhnt hatte, von Ranke zu sprechen, kennzeichnet auch die zwei letzten Aeußerungen seiner Tagebücher über Ranke aus dem Jahre 1848, die politische Ereignisse betreffen.

„16. November 1848. Schändliches Benehmen der Professoren der hiesigen Universität; Encke, Stahl, Lachmann, Ranke und so weiter äußern sich mit niedriger Gemeinheit über die Abgeordneten, diese würden schon nach Brandenburg (wohin die Nationalversammlung von Berlin verlegt werden sollte) laufen, um die Tagegelder zu haben und so weiter. Lumpengesindel, das kein Gefühl hat für edlen Mut und hohe Würde, der unsre besseren Offiziere sich beugen."

„28. November 1848. Die Universität hat eine unterwürfige Adresse an

den König erlassen. Es fehlen die Unterschriften von Magnus, Michelet, Lenary, C. H. Schultz, Dirichlet, Hertz. Die Unterschriften von Ranke, Hirsch, Lachmann, Henning, Pieper, Caspar und so weiter fehlen nicht. Es fehlen mehr als fünfzig, darunter Bopp, Hefter, Vatke, der Mathematiker Dicksen und so weiter. Die Adresse ist ein rechter Schandfleck für die Universität, deren Rektor und Senat noch vor kurzem jede Freiheitsäußerung abgelehnt hatten, unter dem Vorwand, ihnen gebühre keine politische Einwirkung." — Erst zwei Jahre darauf erwähnt Varnhagen Rankes wieder. Hatte er schon in den letzten Jahren den Gesellschaftsklatsch über den großen Geschichtsforscher der Nachwelt gerne in seinen Tagebüchern aufbewahrt, so bringt er fortan fast nur noch Klatschereien oft der gewöhnlichsten Art. Die Feder sträubt sich, alle die Schimpfereien der Tagebücher über Ranke zu wiederholen; wenn sie es dennoch thut, so ist dafür das physiologische Interesse maßgebend, das diese Aeußerungen immerhin verdienen, und schließlich auch die Erwägung, daß sie einiger Körnchen Wahrheit keineswegs entbehren mögen.

„20. Januar 1850. Heute war das Ordensfest in gewöhnlicher Weise. Von den Ministern hat keiner einen Orden bekommen, Zeichen genug, daß der König sie nicht mehr leiden kann. Auch sonst keine auffallenden Verleihungen, außer an Ranke die des Roten Adler zweiter Klasse, wahrscheinlich wegen seines schlechten, liederlichen Geschreibsels über preußische Geschichte; sei ihm gegönnt!" — Besonders charakteristisch für die Triebfeder, die Varnhagen gegen Ranke zumeist aufregte, ist eine Tagebuchaufzeichnung vom 26. Januar 1850. „Gespräch mit Herrn Wilhelm Rust über unsre Geschichtschreiber Raumer, Ranke, Schlosser — sie taugen alle nichts, sind Knechte, wie unsre meisten Gelehrten. Die letzten dreißig Jahre waren eine schlechte Schule für sie, alle die emporkamen, die Namen, Titel, Gunst erlangten, mußten heucheln und schmeicheln, und sie lernten es leicht. Preußen besonders war eine Kastrieranstalt; wer einige Mannheit bewahren wollte, mußte ausscheiden, so Wilhelm v. Humboldt, Boyen, Grollmann, Beyme, und ich darf auch mich hier nennen! — Man hat mir erst neulich hier vorgehalten, was für eine glänzende Staatslaufbahn ich hätte machen können, wenn ich mich hätte fügen wollen. Fügen mußte ich mich doch genug, aber nicht in alles!"

Das Jahr 1852 ging vorüber, ohne daß Varnhagen aufs neue an Ranke erinnert wurde. Erst am 3. April 1853 gedenkt er seiner wie zufällig wieder; man hatte ihm gesagt, daß Professor Leo in Halle, der alte Gegner Rankes, über die seinem Feinde gewährte „enorme Besoldung" erbost sei. Bald darauf sollte Varnhagen Grund haben, sich ebenfalls über Rankes finanzielle Lage aufzuhalten.

„16. September 1853. Ranke war vom König von Bayern nach München berufen mit 7000 Gulden Besoldung, er wollte aber lieber in Berlin bleiben, sagte daher dem König von Preußen, daß er wohl an Verbesserung seiner Einkünfte denken dürfte — schon wegen seiner kranken Frau — doch gern in Preußen bleiben möchte, worauf der König ihm eine Zulage versprach und Ranke den bayrischen Antrag ablehnte. Als aber der König von Bayern hier letzthin einige

Tage verweilte, sprach er eifrig von der Sache mit unserm König, der sich dann dahin aussprach, er habe nicht gewußt, daß jenem die Sache so wichtig sei, Ranke könne thun, was er wolle. Das sagte der König von Bayern Ranke wieder, und der findet die Ausdrucksweise unsres Königs sehr unangenehm, er sieht darin eine Art Laufpaß, eine Zurücknahme des Versprechens der Zulage, und weiß nun nicht, was er thun soll. So verhält sich die Sache nach strenger Wahrheit! — (Der König hat Ranke 1600 Thaler Zulage bewilligt, und er bleibt nun hier.)"

„3. Juli 1854. In den hiesigen Staatsrat sind die Professoren Ranke und v. Keller berufen, ferner Homeyer, Professor und Tribunalrat, Herr v. Bismarck-Schönhausen; bis jetzt weder Leo, noch Gerlach, noch Goedsche, noch Wagener. Ob Eichhorn berufen wird? Gewiß!"

„5. Juli 1854. Humboldt schreibt: Von dem neuen Stahl-Rankeschen Staatsrat habe ich mich aus Gründen, die nicht die des Alters sind, befreit; ich bin ausgeschieden."

„25. Juli 1854. Ich wollte heute etwas von Ranke lesen, es war mir aber nicht möglich, das Buch ekelte mich an, wie ich es nur aufschlug. Von dem charakterlosen, eitlen und hohlen Menschen mocht' ich mir nichts erzählen lassen; der innere Wurm hat auch das äußere Talent schon zerfressen, für mich ist auch letzteres nicht mehr da."

„13. Januar 1855. Humboldt hat den hiesigen Mitgliedern der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite den Willen des Königs mitgeteilt, daß diesmal, zum Ersatz des Philosophen Schelling, ein Geschichtschreiber erwählt werden soll, daß der König dabei Ranke bedacht wissen wolle. Böck, hiermit unzufrieden, hat gesagt, er werde für den alten Schlosser stimmen."

„12. Mai 1855. Besuch von Frau v. Treskow. Sie ergießt sich in Unwillen und Verachtung über Ranke, Züge seiner unterwürfigsten Anbetung der Vornehmen, auch der dümmsten und verächtlichsten, Züge seiner dünkelhaften Eitelkeit, seiner schnöden Härte gegen seine Nächsten. Wir besprachen seine frühere liebenswürdige Erscheinung, seine naive Lebhaftigkeit, geistreiche Gewandtheit, und mußten es rätselhaft finden, wie aus diesem frischen Jungen ein solcher Kerl hat werden können. Das Rätsel löst sich durch zwei Worte: ‚Eitelkeit, Schwäche.'"

Danach begegnete Varnhagen, wie es scheint, Ranke drei Jahre überhaupt nicht mehr. Im Frühjahr 1858 aber mußte er sich ihm wohl oder übel wieder nähern. Er mag es förmlich und kalt genug gethan haben, wie aus der unten folgenden Tagebuchaufzeichnung hervorgeht; Ranke jedoch nahm die Gelegenheit wahr, den Gatten seiner früh verstorbenen Beschützerin Rahel noch einmal aufzusuchen. Ein Vetter in Paris, Franz Adolf v. Varnhagen, hatte Varnhagen gebeten, seine Schrift „Vespuce et son premier voyage" Ranke zu übermitteln. Varnhagen übersandte sie dem Adressaten am 18. März. Einige Wochen später überschritt Ranke die Schwelle des Varnhagenschen Hauses nach langer Zeit zum ersten Male wieder und zum letzten Male. Varnhagen berichtet in seinen

Tagebüchern darüber unter dem 2. Juni 1858: „Besuch von Herrn Professor Ranke, der wohl in sechzehn Jahren nicht bei mir war! Er kam, mir für die Vespuce-Schrift meines Vetters zu danken, und war so weich und freundschaftlich, daß er schmerzlich klagte, meine begleitenden Zeilen seien so kalt, so fremd gewesen, es habe ihn tief gekränkt, er wisse wohl unsre politischen Ansichten... dies schnitt ich aber gleich ab, indem ich sagte, die brauchten nicht zu stören, ich sei ja sogar mit Leo auf bestem Fuß, der mir immer seine Schriften sende, freundliche Briefe schreibe und ausdrücklich sage, das Persönliche stehe ihm über dem Politischen. Ranke fühlte wohl den Stich und war etwas verdutzt, besonders darüber, daß ich mit Leo in Verbindung bin. Wir sprachen dann mancherlei, von Berlin, von Mommsen, Haym; ich drückte meinen Widerwillen gegen Mommsens skurilen Ton, seine Vergötterung Cäsars, gegen seine Mißhandlung Ciceros mit kräftiger Lebhaftigkeit aus, verwarf Hayms Buch über Hegel, setzte das über Wilhelm v. Humboldt auf seine Gebühr herab. Da mußte mir die Charakterschwäche auffallen, mit der Ranke, anfangs schüchtern und zurückhaltend, durch die Entschiedenheit meiner Urteile fortgerissen, bald auch entschieden sich herausließ und zuletzt frei gestand, daß auch er auf Mommsen und Haym nichts halte, auch auf Niebuhr gar nicht gut zu sprechen sei und sich freue, diesen letzteren von dem Engländer Lewis so scharf bestritten zu sehen. Sein zuerst Aufhorchen, dann Zweifel und Schwanken und dann getrost Einstimmen machte den widrigsten Eindruck. Ueberhaupt war das Benehmen des kleinen, schiefen Mannes, sein Kopfwerfen, seine Händeschwingungen, seine Verdrehungen und Wackelungen des ganzen Körpers, sein Stimmwechsel zwischen leisem Flüstern und nachdrücklichstem Herausschreien, bei überstürzter, sächsischer, undeutlicher Sprache — ein vollständiges Zerrbild dessen geworden, was seine frühere Erscheinung gewesen. Früher durfte man lächeln, jetzt muß man zum lauten Auflachen gereizt sein. Mir war es jedoch wehmütig, diesen Menschen so herabgekommen zu sehen, ich dachte der Teilnahme, die wir für ihn hatten, bethätigten, ich, Rahel, Humboldt, Bettina von Arnim! Wir sprachen auch von dieser letzteren, er meinte, ihre Lügen kämen jetzt alle an den Tag; wie obstinat sie im Lügen sei, wisse er am besten. Von Gisela kein Wort. Ueber Gladstone und sein Werk, über den Homer."

Die letzte Begegnung Varnhagens mit Ranke fand am 11. Juni 1858 bei einem Spaziergang im Tiergarten statt. Die Tagebuchblätter enthalten über sie die folgende Aufzeichnung: „Ranke bei einem Spaziergang im Tiergarten begegnet, der in Gebärden, Ausrufen und Gelächter sich wie ein Narr beträgt. Er möchte gern viel sagen, ist aber ängstlich, ob er auch das Rechte treffen werde; er horcht erst, was man für Meinungen habe."

Kaum vier Monate darauf, am 10. Oktober desselben Jahres, starb Varnhagen von Ense.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Meteorologie.

Drachenmeteorologie.

Kaum ein andres Zeitalter dürfte so fruchtbar gewesen sein, als es das unsrige hinsichtlich der Bildung neuer Worte ist — Worte, welche dazu dienen, für die in ungeahnt reicher Fülle auftauchenden neuen Begriffe und Erfahrungsthatsachen einen kurzen, bezeichnenden Ausdruck zu bieten. So ist's auch mit dem Worte „Drachenmeteorologie“. Wohl ist der Gegenstand, den es benennt, an sich nicht neu, aber da es sich früher immer nur um einzelne, unsicher tastende Versuche handelte, hatte man damals ein bezeichnendes Wort dafür nicht nötig. Jetzt aber, wo die Sache systematisch in Angriff genommen ist, trat auch das Bedürfnis der prägnanten Benennung hervor, und das Wort stellte sich zur rechten Zeit ein.

Drachenmeteorologie! Wer hätte es wohl vor zwanzig Jahren geahnt, daß ein Spielzeug der Wissenschaft nützen könne, so nützen, daß der Staat sogar Geld giebt, um den Bau desselben, wenn auch in verbesserter Form, zu fördern! Während der Drachen in der Hand des Kindes nur ein Spielzeug ist — ein Spielzeug, in dem sich aber auch schon die Sehnsucht des Menschen, sich gleich den Vögeln hinaufschwingen zu können in die reinen Lüfte, kundgiebt —, wird es in der Hand des Forschers zu einem Hilfsmittel, um die Bewegungen im Luftmeere näher ergründen zu können, so wie der Ozeanograph sein Senkblei in die Tiefen des Wassers hinablassen muß, wenn er ein Verständnis für die Wandlungen im Ozean erlangen will.

Als die Meteorologie aus dem Dunkel früherer Jahrhunderte heraus den ersten wissenschaftlich bedeutsamen Schritt durch systematische instrumentelle Beobachtungen that, da richtete man naturgemäß sein Augenmerk auf die nächste Umgebung, und fast zwei Jahrhunderte hindurch hat sich der Blick des Meteorologen kaum von den untersten Luftschichten zu den oberen erhoben. Auch heutzutage werden noch zahllose Beobachtungen in diesen untersten bis etwa fünfzehn Meter hinaufreichenden Luftschichten gemacht, und so wird's auch in Zukunft geschehen, denn für die mannigfaltigsten Fragen nicht bloß der Wissenschaft, sondern vor allem des praktischen Lebens sind diese Beobachtungen unentbehrlich, da sie die Zustände festlegen, welche gerade in demjenigen Teile der Atmosphäre herrschen, in dem wir leben.

Indessen kam man schon vor vielen Jahrzehnten zu der Erkenntnis, daß zu einem vollen Verständnis der Vorgänge in der Atmosphäre und ganz besonders der Witterungserscheinungen auch die oberen Luftströme erforscht werden müssen, und zu diesem Zwecke schlug man verschiedene Wege ein. Die einen widmeten sich dem Wolkenstudium und erzielten zumal im letzten Decennium bemerkenswerte Resultate; die andern glaubten, auf theoretischem Wege oder indem sie mehr oder weniger plausible Hypothesen zu Grunde legten, ein Verständnis für die Bewegungszustände der Atmosphäre zu gewinnen, und verrannten sich dabei nur zu leicht in Sackgassen, wie es Dove leider in den letzten Lebensjahren passierte. Nur ganz wenige versuchten es, die neugewonnenen Hilfsmittel des Luftballons und des Drachens den meteorologischen Forschungszwecken dienstbar zu machen; jedoch fehlte noch allzuviel, um schon damals auf diesem Wege einen wirklich brauchbaren und strenger Kritik standhaltenden Fortschritt zu erzielen. Immerhin ist es zur Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Forschung lehrreich und interessant, einen Blick in die Geschichte der ersten wissenschaftlichen Verwendungen des Drachens zu werfen.

Gewöhnlich nimmt man an, daß der erste derartige Gebrauch des Drachens durch Benjamin Franklin im Juni 1752 geschah, als er seine Studien über die Luftelektricität

begann und dabei zur Konstruktion der Blitzableiter gelangte. Indessen, wie es so häufig in der Geschichte der Erfindungen zu gehen pflegt, grub man bei der Aufnahme systematischer Drachenversuche auch diejenigen aus dem Schutt der Vergangenheit, die bereits drei Jahre früher in Schottland angestellt wurden. Dr. Alexander Wilson von der Universität Glasgow verband sich mit einem älteren Studenten Thomas Melvill, um die Temperatur der höheren Schichten der Atmosphäre in der Weise zu erforschen, daß mehrere Papierdrachen übereinander an derselben Leine befestigt werden und so Thermometer in sehr große Höhen hinauftragen sollten. Die Versuche fanden im Sommer 1749 und 1750 wiederholt und mit gutem Erfolge statt, so daß die Annahme nicht ausgeschlossen erscheint, daß Franklin durch diese Experimente eine wesentliche Anregung und Förderung seiner eignen Untersuchungen erfahren hat.

Letztere erregten durch den Nachweis elektrischer Ladung der Wolken außerordentliches Aufsehen in der ganzen Welt und wurden deshalb auch allenthalben nachgemacht, so von Romas in Nérac 1753, Musschenbroek in Holland 1756 und ganz besonders in ausgedehntem Maße von Tiberio Cavallo in Islington bei London 1775, dem die Lehre von der Luftelektricität eine große Zahl von Erfahrungsthatsachen verdankt. Bemerkenswerte Fortschritte wurden aber erst viel später erreicht, besonders seitdem im Jahre 1834 der amerikanische Meteorologe Espy statt der bisherigen Hanfleine einen Draht verwendete. Auf diese Weise sparte er an Gewicht und somit an erforderlicher Hebekraft des Drachens, wie auch dadurch der Winddruck auf den gegenüber der Leine viel dünneren Draht vermindert und die größere Reißfestigkeit des letzteren weniger in Anspruch genommen wurde. So gelang es ihm auch als der erste, die außerordentliche Höhe von 1097 Metern zu erreichen. Jedoch erzielte er noch einen andern Fortschritt, indem seine Versuche den Anlaß zur Gründung des Franklin-Drachenklubs in Philadelphia gaben, der sich die Verbesserung des Materials und der Methoden sehr angelegen sein ließ und unter anderm auch die wichtige Thatsache fand, daß an denjenigen Tagen, an welchen säulenförmige Wolken schnell und zahlreich sich bildeten, der Drachen durch aufsteigende Luftströme fast senkrecht emporgehoben wurde.

Ein interessantes Experiment machten W. R. Birt und Ronalds 1847 am Kew-Observatorium bei London, um den Nutzen des Ballons für Messung von Temperatur, Feuchtigkeit, Windgeschwindigkeit 2c. darzuthun, indem sie einen Drachen mit Instrumenten an drei Leinen aufsteigen ließen, die am Boden an den Ecken eines Dreiecks gleich weit voneinander befestigt waren und so dem Drachen eine sehr stabile Lage gaben. Zwanzig Jahre später schlug Wenham eine Aenderung der bisherigen Drachenform vor, die neuerdings besondere Wichtigkeit erlangt hat, nämlich statt eines Drachens deren zwei mit parallelen Flächen dicht hintereinander fest zu verbinden, also einen Doppeldrachen zu bauen.

Eine neue Anwendung des Drachens für meteorologische Zwecke fand der hochverdiente amerikanische Meteorologe Cleveland Abbe, indem er mittels Drachens die Höhe der Seebrise an der Küste des Atlantischen Ozeans studierte und zu etwa 300 Metern bestimmte. Auch in den folgenden Jahren wurden Drachenversuche angestellt, um die Verhältnisse der höheren Schichten der Atmosphäre zu durchforschen, so besonders 1883 in England von Archibald Douglas, der die Zunahme der Windgeschwindigkeit mit der Erhebung über dem Erdboden genauer kennen lernen wollte, da dieselbe für die Aufstellung der Anemometer von großer Bedeutung ist.

Indessen alle diese Experimente, ebenso wie diejenigen vom Jahre 1885, welche Mc Adie an dem Blue Hill Observatorium bei Boston unternahm, um die Luftelektricität zu studieren, hatten keine nachhaltige Wirkung als neue Forschungsmethoden, da vor allem das Instrument selbst, der Drachen, den notwendigen Anforderungen noch zu wenig entsprach und es sich somit sozusagen nur um Stichproben handelte. Immerhin fanden die letztgenannten Versuche dieser Art schon an dem Orte statt, welcher die klassische Stätte und die Schule für die Meteorologen der ganzen Welt für diesen Zweig der Forschung werden sollte, an dem Blue Hill Observatorium. Dieses Observatorium ist die Schöpfung eines Privatmannes,

des Herrn Lawrence Rotch, welcher begeistert für die Meteorologie auf dem 193 Meter hohen Blue Hill südlich von Boston ein zweckentsprechendes Gebäude errichtete, reichlich mit Instrumenten ausrüstete und in dem Meteorologen Helm Clayton und Mechaniker Fergusson geschickte und verständige Gehilfen und Förderer seines Werkes fand. Das Observatorium dem berühmten Harvard College zu Cambridge bei Boston angegliedert und veröffentlicht seine sehr bedeutsamen Ergebnisse in den Annalen des College.

Hier auf dem Blue Hill sind alle die instrumentellen Einrichtungen erprobt und zum Teil erheblich verbessert worden, die den Drachen zu dem wichtigen, ja jetzt kaum mehr entbehrlichen Instrumente gemacht haben, welches er für die moderne Meteorologie geworden ist. Die wesentlichsten Verbesserungen erfuhr allerdings die äußere Gestalt des Drachens und zwar einerseits durch den Amerikaner Eddy, der von dem schwanzlosen malayischen Drachen ausging, und andrerseits durch den Australier Hargrave, der einen ganz neuen Typus schuf. Während der Eddysche Drachen dem bekannten Spielzeug der Kinder noch ziemlich ähnlich sieht, kann auf das Hargravesche Modell der Name Drachen eigentlich nicht mehr angewendet werden. Man denke sich bei zwei gleichen, flachen Kisten je zwei gegenüberliegende schmale Seiten entfernt und die übrigen vier Bretter durch auf Holzrahmen gespannte Leinwand ersetzt; diese offenen Kästen seien in einigem Abstand durch Holzstäbe so miteinander verbunden, daß sich die offenen Seiten gerade gegenüberstehen. An den Enden einer der nach innen zugekehrten langen Kanten werden Schnüre befestigt, die sich am oberen Ende der Leine vereinigen.

Am 4. August 1895 wurde zum ersten Male mittels eines Eddyschen Drachens ein meteorologisches Registrierinstrument (ein Thermograph) auf dem Blue Hill und zwar bis zu 436 Meter über dem Berggipfel emporgetragen. Damit begann eine neue Epoche in der meteorologischen Forschung.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die zahllosen Verbesserungen dieser Methode aufzuführen, die naturgemäß in raschester Folge vorgeschlagen nnd erprobt wurden, da die Meteorologen aller Länder sich mit Eifer des neuen Werkzeuges annahmen. Schon im Frühjahr 1896 wurde auf dem Blue Hill eine Höhe von 1000 Metern, im August von 2000 Metern erreicht. Doch im nächsten Jahre erwuchs Herrn Rotch ein gefährlicher Konkurrent in dem französischen Meteorologen Teisserenc de Bort, der über noch größere Geldmittel verfügte und dabei den unschätzbaren Vorteil genoß, sich die Erfahrungen von Rotch zu nutze machen zu können. Er vervollkommnete die gesamten Einrichtungen in einer solchen Weise, daß er bis jetzt den höchsten Drachenaufstieg ausführen konnte, denn kürzlich gelang es ihm, ein Instrument mittels Drachens 5200 Meter hoch hinaufzuschicken, während Herr Rotch nur (?!) 4850 Meter erreichte. Es ist nämlich ein fast sportmäßiger Wettstreit um den Weltrekord entbrannt, der aber bald sein Ende finden dürfte, da über eine gewisse Höhe hinaus kein Drachen steigen kann; denn in der nach oben hin immer dünner werdenden Luft muß die Tragkraft des Drachens sehr nachlassen, ganz abgesehen davon, daß mit zunehmender Höhe die technischen Schwierigkeiten außerordentlich wachsen.

Noch einige Monate früher als der Franzose seine Versuche begann, machte man auch Drachenexperimente in Straßburg, sowie in ausgedehntester Weise in Amerika, wo schließlich im Jahre 1898 an siebzehn Stationen der Vereinigten Staaten den ganzen Sommer hindurch regelmäßige Aufzeichnungen über Temperatur, Feuchtigkeit und Wind aus einer Höhe von etwa einer englischen Meile (1600 Metern) gewonnen wurden; im ganzen führte man hier 1217 Aufstiege aus. In Europa ließ es sich Professor Köppen an der deutschen Seewarte in Hamburg angelegen sein, Drachen zu meteorologischen Zwecken zu verwenden; doch hatte er sehr mit der Ungunst der örtlichen Verhältnisse zu kämpfen. Auch in andern Ländern, zum Beispiel an dem russischen Observatorium in Pawlowsk, ging man zu solchen Versuchen über. Preußen aber blieb es vorbehalten, eine dauernde staatliche Organisation für diese Zwecke zu schaffen. Nachdem schon im Jahre 1896 auf der Pariser Meteorologenkonferenz der Direktor des preußischen meteorologischen Instituts, Herr v. Bezold, das ganze

Gewicht seiner Autorität zu Gunsten der Erforschung der höheren Luftschichten mittels Ballons und Drachens in die Wagschale geworfen hatte, gelang es ihm, unterstützt von seinem Abteilungschef Herrn Aßmann, dem die meteorologische Ballonforschung sehr viel verdankt, erhebliche Staatsmittel für eine dem meteorologischen Institute eingegliederte aeronautische Abteilung zu erhalten. Schon im Herbst 1899 konnten die ersten großen Drachenaufstiege ausgeführt werden, und binnen weniger als Jahresfrist wurde an diesem neuen Observatorium an der Nordwestgrenze Berlins bereits eine Höhe von 4360 Metern erreicht.

Nach dieser Darstellung könnte es vielleicht scheinen, als ob das Empordringen in möglichst große Höhen ein wesentlicher Zweck aller dieser Veranstaltungen sei, und in der That erhält man, oberflächlich betrachtet, leicht den Eindruck, als ob hier in erster Linie nach dem Weltrekord getrachtet würde, zumal ja solche Zahlen den ferner Stehenden blenden und den Unternehmer beim großen Publikum in helles Licht stellen. Allein es verhält sich damit doch etwas anders, denn man darf sich nur vergegenwärtigen, daß derjenige, der die Schwierigkeiten so großer Aufstiege überwunden hat, leicht auch derjenigen Herr wird, welche sich nicht auf solche Höhen erstrecken, wohl aber möglichst dauernde Aufzeichnungen gestatten sollen. Dazu kommt noch, daß man nur auf diese Art diejenigen Höhen richtig zu wählen im stande ist, in denen die für solche Dauernotierungen günstigsten Windverhältnisse herrschen. Damit stellt sich von selbst die Frage nach dem Zweck und Nutzen der Drachenversuche für die Meteorologie.

Wie schon erwähnt, bedarf man zum vollen Verständnisse der Witterungsvorgänge der Kenntnis von den Veränderungen in den höheren Luftschichten, und vornehmlich hat sich dieses Bedürfnis herausgestellt, als von der um die Mitte dieses Jahrhunderts sich immer mehr als besondere Wissenschaft entwickelnden Meteorologie allseitig die Wetterprognosen, zumal auf längere Zeit, verlangt wurden. Wohl zeichnete man alltäglich auf Grund telegraphisch einlaufenden Materials Wetterkarten und sah auf ihnen Gebiete hohen und niedrigen Luftdrucks sich von Tag zu Tag ändern, ohne aber die Ursache hierfür mit Sicherheit angeben zu können. Dann kam das Wolkenstudium und lehrte, daß diese Luftdruckgebiete in große Höhen hinaufreichen, und daß wir für viele Erscheinungen unten an der Erdoberfläche den Schlüssel über uns in der Wolkenregion suchen müßten. Durch diese Erkenntnis wurden gleich zweierlei Wege zur weiteren Forschung angeregt. Das allseitige Beobachten der Wolken und die Gründung von Bergobservatorien.

Auf beiden Wegen ist man zu äußerst wichtigen, geradezu fundamentalen Ergebnissen gelangt, jedoch sah man bald ein, daß es auch hier gewisse Grenzen gebe, und daß man zur Lösung einer Reihe von Aufgaben, die teils schon früher gestellt waren, teils erst jetzt aus den neuen Resultaten erstanden, weiterer Hilfsmittel bedürfe, und da boten sich gleich drei neue Werkzeuge dar: Ballon, Drachenballon und Drachen. Die Aufgaben, welche man jedem derselben auftragen kann, sind indessen keineswegs für alle diese Hilfsmittel gleich, vielmehr wird man je nach den Erfordernissen auch die Wahl unter ihnen sorgfältig vornehmen müssen.

Im großen Ganzen stimmen die Aufgaben, welche man den Bergobservatorien und dem Drachenballon zuteilen kann, überein, und doch giebt es auch hier gewisse Unterschiede, etwa wie zwischen dem festen Leuchtturm und dem transportabeln Feuerschiff. So wie der Leuchtturm nur auf dem unveränderlichen Boden aufgebaut werden und nur einer ein für allemal bestimmten Umgebung dienen kann, so auch das Bergobservatorium, das einem standhaften Berge aufgesetzt wird und immer nur den Teil der Atmosphäre zu durchforschen vermag, der es unmittelbar umgiebt. Aus dem Grunde muß mehr oder weniger mit dem Spiel des Zufalls gerechnet werden, damit eine interessante Erscheinung zur Beobachtung gelangen kann. Wie man ferner Wellenstudien nur in beschränktem Maße am Leuchtturm auszuführen im stande ist, da das Ufer notwendigerweise die freie Entwicklung der Wellen stören muß, so auch verhält es sich bei den Strömungen des Luftozeans, die durch die

Bergmasse in ihren Bewegungen nach Richtung und Stärke abgelenkt und durch die Temperatur der Gehänge so beeinflußt werden, daß die Instrumente des Observatoriums bisweilen etwas entstellte Aufzeichnungen machen. Dazu kommt noch, daß der Bau eines Observatoriums ebenso wie der eines Leuchtturms verhältnismäßig teuer ist, und daß es schwierig ist, einen geeigneten Beobachter zu gewinnen, der physisch und psychisch so veranlagt ist, daß er den Anforderungen der Wissenschaft zu entsprechen und die Unbilden des Wetters und der Einsamkeit zu ertragen vermag.

Anders beim Drachenballon, jenem eigentümlichen Zwitter von Ballon und Drachen, der eine Erfindung der Offiziere v. Parseval und v. Siegsfeld ist. Er ist gleich dem Feuerschiff nicht an einen bestimmten Ort gebunden, und doch zeigt auch er wie jenes seinen größten Nutzen, wenn er am selben Platze bleibt. Er bietet gegenüber dem Bergobservatorium, dem er durch seine Ruhe auch in bewegter Luft gleicht, den unschätzbaren Vorteil, daß er nicht nur in einer und unveränderlichen Höhe Beobachtungen anzustellen gestattet, sondern in jeder beliebigen Höhe, wie es gerade die Lösung der gestellten Aufgabe erheischt. Außerdem ist seine Anlage in Rücksicht auf seine vielseitige Verwendung billiger und stellt auch nicht an die Gesundheit des Beobachters so große Forderungen.

Dieser letzte Punkt fällt bei dem Drachen ganz fort, da man, abgesehen von Kriegszwecken, nicht darauf ausgeht, Menschen durch Drachen emporheben zu lassen, sondern nur Instrumente. Ein weiterer Vorzug des Drachens ist seine Billigkeit, seine stete Gebrauchsfertigkeit und seine große Transportfähigkeit. Auch ist er, wie wir schon sahen, an keine Höhe gebunden und kann somit vielseitige Anwendung finden.

Der Ballon endlich ist zwar an keinen Ort gefesselt, doch muß er dem Winde gehorchen und sich hintragen lassen, wohin es dem Aeolus gefällt, wenn es auch der Mensch in der Hand hat, den Lauf nach Belieben zu beenden oder selbst unter Benutzung günstiger Windverhältnisse etwas zu lenken. Wie den vorgenannten Hilfsmitteln ist zwar auch ihm nach oben hin eine Grenze gesteckt, aber sie liegt bei ihm höher als bei allen andern — sind Süring und Berson doch schon mehr als zehn Kilometer im Ballon aufwärts gedrungen, während unbemannte, nur mit Instrumenten versehene Ballons die doppelte Höhe erreicht haben! Freilich ist er teurer als der Drachen und erfordert, wie der Drachenballon, besondere Vorrichtungen zum Füllen mit dem tragkraftspendenden Gase.

Fragen wir uns nun, was man mit jedem dieser Forschungswerkzeuge erreichen kann, so sieht man leicht ein, daß für viele Zwecke Bergobservatorien nicht zu entbehren sind. Zunächst werden sie als die ruhenden Punkte wertvolle Stützpunkte für die Erforschung der höheren Luftschichten abgeben, denn wenn man zum Beispiel auch in Drachenballons dauernde Aufzeichnungen aus jenen Schichten erhalten kann, so ist die Möglichkeit eines Versagens der Instrumente größer, als bei einem erschütterungsfreien Bergobservatorium. Auch wird man solche Mängel erst beim Herabziehen des Ballons merken, wofern man nicht kostspielige Fernübertragungen anwendet. Solche Unterbrechungen pflegen aber gerade bei Störungen in der Atmosphäre, wo die Aufzeichnungen besonders interessant und wertvoll sind, aufzutreten, wogegen man bei Bergobservatorien viel gesicherter ist. Auch für solche Messungen, die entweder besonders genau sein müssen oder wo die direkte Beobachtung erforderlich ist, kann man solche festen Punkte nicht missen.

Bei Gewittern wiederum, über die wir noch außerordentlich wenig wissen, sind Bergobservatorien nicht überall vorhanden, bemannte Ballons und Drachenballons sind zu sehr gefährdet, als daß man Beobachtungen wagen würde; unbemannte Registrierballons geben nur Aufzeichnungen auf der kurzen Bahn durch die Gewittermasse, falls sie nicht schon vorher dem Elemente zum Opfer fallen, und so bleibt nur der Drachen übrig, den man bei seiner geringen Kostspieligkeit leichteren Herzens dem Verluste aussetzt als einen Ballon. Natürlich muß dabei Vorsorge getroffen werden, daß das Drahtkabel mit der Erde in leitende Verbindung gebracht wird, um Verletzungen und Beschädigungen durch den elektrischen Funken zu vermeiden.

Bereits im Jahre 1876 hat sich, wie erwähnt, der Drachen bei dem Studium der Seebrise als nützlich erwiesen; dasselbe wird der Fall sein, wenn man den Berg- und Thalwind, sowie den Föhn, den Mistral und andre lokale Winde in ähnlicher Weise untersuchen wird. Auch bei der Lufttemperatur giebt es wichtige Aufgaben, so besonders hinsichtlich der Feststellung, wie hoch hinauf sich die Temperaturumkehr erstreckt. Bekanntlich nimmt im allgemeinen die Wärme nach oben hin ab, indessen giebt es eine große Zahl von Fällen, zumal im Winter, in denen die untersten Luftschichten so stark abgekühlt sind, daß sie kälter sind als die darüber lagernden. Auch darüber brauchen wir Aufschlüsse, wie hoch im Sommer die stark erhitzten unteren Luftmassen hinaufsteigen, ferner in welcher Weise die Windgeschwindigkeit mit wachsender Höhe zunimmt, wie sich die Luftelektricität verteilt. Man hat auch schon daran gedacht, Drachen von Berggipfeln aus aufsteigen zu lassen, ohne aber wegen der großen Windstärke befriedigende Resultate zu erhalten. Kurz, es giebt noch eine große Menge wichtiger Aufgaben, zu deren Lösung der Drachen berufen ist.

Dr. C. Kaßner.



Psychologie.

Anfang und Ende des Denkens.

Es geht ein großer Gedanke durch die Natur. Er zeigt sich im Denken von Mensch, Tier, Pflanze, Stein.

Viele Menschen, die meisten, meinen, nur der Mensch denke. Aber der Mensch denkt und „Gott“ oder „Natur“ lenkt.

Der beseelte Weltallsorganismus — oder besser — die Weltallsseele schafft sich ihr Denkorgan überall, auch wo für uns keine Hirnmasse wahrnehmbar ist, sondern bloße Ganglien, bloße Nervenknötchen wie zum Beispiel bei den Ameisen und Bienen; ja selbst da, wo von organischen Bildungen keine Spur mehr erkennbar ist, in dem Wogen und Gären des plutonischen Erdinnern, in dem ewigen Austausch zwischen Erdmagnetismus und Weltallsmagnetismus, wie er sich durch die Schwerkraft und Lichtkraft unsern Sinnen offenbart in Nordlicht, Zodiakallicht und Gravitations- und elektrischen Erscheinungen.

Viele Menschen meinen nun trotz alledem: nur, wo ein Menschenhirn ist, da ist Denken, Fühlen, Seele.

Um von dieser Selbstüberschätzung uns zu befreien, ist es nötig, an einer konkreten Sache wie dem Gehirn das Entstehen des ersten Denkens aufzuspüren. Das wird dann das weitere von selbst ergeben und uns die Unendlichkeit und ewige Vervollkommnung der Denkthätigkeit im Universum erkennen lassen.

Haben wir erst einmal an einem Organ gesehen, wie das Denken darin nicht maschinenmäßig entstand, sondern durch prästabilisierte Verhältnisse seit unendlichen Generationen keimweise ihm schon verliehen war, so wird auch der Endschluß auf die ewige Weitervervollkommnung des Denkprozesses im All nicht mehr so schwer sein.

Wir werden sehen, wie das für unsre groben Sinne wahrnehmbare „erste Denken“ im Menschen bald nach der Geburt beginnt, und wie das letzte Denken kurz vor dem Tode aufhört, aber nur scheinbar, denn das zum Denken von der Natur vorgebildete Organ, das Hirn, war, ist und bleibt ein Produkt der ihre ewigen Gedanken weiterdenkenden Natur selbst, der denkenden Materie, der Weltseele. Das sich eins fühlen mit diesem Weltseelengedanken hebt uns über Tod und Grab hinaus und macht uns, die wir mit dem All uns eins fühlen, unsterblich.

Unser erster Gedanke ist vor unsrer Existenz schon vorbereitet, vorgedacht, unser letzter Gedanke geht auch weiter als die Existenz unsres kleinen Ichs: die Natur, die, wie wir

sehen werden, uns nur als Probeexistenzen zu weiteren, ewigen Vervollkommnungszwecken benutzte, schafft in dem Sinne ewig weiter neue Gedanken, an denen unser kleines Ich eine kurze Spanne Zeit mit teilgenommen hat.

Betrachten wir zu dem Zwecke, um uns diesen Zusammenhang mit dem großen Ganzen klar zu machen, das Entstehen der ersten seelischen Funktionen, die erste Hirnthätigkeit bei Mensch und Tier.

Vor Zeiten glaubte man, die erste Hirnthätigkeit begönne erst mit den ersten Sinneseindrücken der Außenwelt auf unsre Sinneswerkzeuge: Auge, Ohr, Geschmack, Gefühl, Geruch, also auf die der Außenwelt sich bietenden Nervenendigungen des Neugeborenen. Durch das erste Licht, das ins Auge strahlte, durch die erste Reizung der Geruchs-, der Gehör-, der Geschmack- und Fühlorgane und deren Zentren im Hirn, die Ganglienzellen, so stellte man es sich damals vor, würden die Ganglienzellen im Hirn zur völligen, endgültigen Entwicklung angeregt, die bis dahin noch in einem unfertigen Zustande sich befänden. Man unterschied bei der Untersuchung des Hirns (siehe die Arbeiten von Arndt und Besser im Virchow-Archiv und Schulze-Archiv) fertige und unfertige Stadien der Ganglienzellenentwicklung und schrieb die Fertigstellung dieser wichtigen Etappe auf dem Gebiete der ersten Denk- und Seelenthätigkeit dem mechanischen Vorgange des Reizes auf die äußeren Sinne zu, also der Berührung mit der Außenwelt durch die fünf Sinne.

Neuere und neuste Forschungen auf diesem Gebiete haben aber hier andres ergeben: gewisse Partien des Hirns sind bei gewissen Neugeborenen schon ausgerüstet mit fertigen Ganglienzellen, auch ohne daß sie schon vorher durch Sinnenreiz und Außenwelt gereizt, benutzt, geübt und fertiggestellt wären. So zeigte das Fötalgehirn eines Schafes fertig ausgebildete Ganglienzellen im Kleinhirn in großer Menge, auch fast fertige schon in der Großhirnrinde, während weder Kleinhirn noch Großhirn des neugeborenen Menschen irgendwelche Spuren fertig ausgebildeter Ganglienzellen erkennen ließen.[1])

Ja es zeigte sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit des Fortschreitens der Fertigstellung jener kleinen für den Denkprozeß so wichtigen Gebilde von dem Stamm und nach der Peripherie zu, wenn wir Rückenmark und Hirnstiele als Stamm auffassen dürfen und die großen sich wie eine Blumenkohlkrone ausbreitenden Hirnhalbkugeln als die Peripherie des blumenkohlartigen Gewächses ansehen.

Wir sehen, daß vom Stamm aus ein ewiges Wachsen vor sich geht, vom Stamm, an dem das Hirn wie eine durch die äußere Hülle in sich zusammengedrückte Knospe sproßt, vom Stamm des einzelnen wie der ganzen Art, von der Stammanlage des Menschen wie der ganzen Rasse, der Warmblüter wie der Kaltblüter, vom Stamm, von der Lebenswurzel des ganzen großen Organismus, Weltall genannt, an dessen Nerven, den Nervenfäden des Weltalls, ganze Welten in ewigen Bahnen kreisen, dem Pulsschlag und Odem des Ganzen anheimgegeben, von seiner Lebensfülle aus ernährt und im Getriebe erhalten.

Was über irdische, planetare Verhältnisse hinausgeht, entzieht sich, als jenseits des für unsre fünf Sinne Erkennbaren liegend, jenseits der vorläufigen Grenze unsres Ignorabimus, der Forschung. Soweit wir aber von der Natur Andeutungen empfangen haben über die Art ihrer Anordnungen, soweit sie, die Natur, uns gewissermaßen vorbildlich ringsum einen Einblick in ihre Gedankenwerkstatt erlauben will an unserm eignen Körper, da ist es Pflicht der Forschung, diese Analogien zu studieren.

---

[1]) Kein Geringerer als Geheimrat Professor Emil Du Bois Reymond selbst, der sich aufs lebhafteste für diese von mir im Anschluß an seinen berühmten Leibnitz-Vortrag angeregte Frage interessierte, berichtete im „Archiv für Physiologie“ 1888 (Heft 2; 3. Februar) über seine Korrespondenz mit mir darüber und über die von mir seit 1870 begonnenen und dann durch den Krieg unterbrochenen Studien, die er aufs sehnlichste fortgesetzt wünschte, weil, wie er mir schrieb, auf diesem Wege der vergleichenden Beobachtung Neugeborner je nach ihren Ganglienzellenentwicklungsstadien allein in der Richtung zum Ziel zu kommen wäre. — Später suchten Blätter des Wissens und der Unterhaltung diese Frage der Beobachtung Neugeborener in Aquarien und Landwirtschaft in weiteren Kreisen anzuregen. (Frankfurter Umschau Nr. 36. 1897. September.)

Als man noch den ersten Ursprung jeder menschlichen oder tierischen Hirnthätigkeit auf die ersten mechanischen Sinneseindrücke einzig und allein (ohne Berücksichtigung der seit Tausenden von Generationen prästabilisierten Verhältnisse) zurückführen zu müssen glaubte, fand man plötzlich, daß bei gewissen Arten, die hilfloser zur Welt kommen als andre, die Zellen der Großhirnrinde wie der Kleinhirnrinde noch weniger bei der Geburt vorentwickelt sind als bei den andern Arten, die gleich bei der Geburt stehen, gehen, sehen können und sich selbständig der Mutter nahen, den Saugapparat aufsuchen und ergreifen wie zum Beispiel ein neugeborenes Fohlen oder Kalb oder Schaf.

Während bei Mensch, Katze, Hund, Affe, Maus, Ratte, Kaninchen die Neugeborenen noch fast wie blind, taub und unbehilflich sind, läuft das Hühnchen, das eben der Eischale entschlüpft ist, schon hurtig auf den Ruf der Henne, unter deren wärmende Flügeldecken. Es hat diesen Ruf vorher noch nie selbst gehört, wohl aber in Tausenden von Generationen ist er dem Hirn schon imprägniert und so als Erinnerungen früherer Wesensreihen mit auf die Welt gebracht worden, ebenso wie die andern vernünftigen Akte, die es sofort nach der Geburt vornimmt; vernünftig, ob wir Menschen in unserm hochmütigen Unterscheidungsbestreben sie auch nur „instinktiv“ nennen.

Der neugeborene Mensch wie das neugeborene Kätzchen, Kaninchen und andre brauchen Tage und Wochen, bis sie sich orientieren; wie verhält sich dem gegenüber nun das materielle Substrat für diese Funktionen im Hirn? Vervollkommnet es sich erst langsamer oder später als bei den andern Lebewesen, die vollkommener in ihren Orientierungen und Bewegungen zur Welt kommen?

Die Frage führte zu eingehenderen Untersuchungen[1]) über die Seelenthätigkeit Neugeborener, namentlich nachdem im Hirn eines Schafes, das nie das Licht der Welt erblickt hatte, sich in der Großhirnrinde wie in der Kleinhirnrinde fertige Ganglienzellen fanden, die im Hirn des neugeborenen Menschen fehlen. Es zeigte sich hierbei deutlich: das ungeborene Schaf hat, ohne Sinnesreize von der Außenwelt empfangen zu haben, doch zur Zeit der Geburt in gewissen Richtungen ein vorbereiteteres Hirn als der Mensch, dessen Hirnrindenganglien erst nach der Geburt zur Reife gedeihen.

Bei der Gelegenheit stellte sich heraus: je näher dem Stamm des Hirns, der Wurzel, wo das verlängerte Rückenmark eindringt wie der Schaft eines Blumenkohlkopfes, desto eher ist die Möglichkeit geboten, auf fertige, wohlvorbereitete Ganglienzellen zu stoßen, diese Empfänger der Sinneseindrücke, diese wichtigsten Etappen auf dem Gebiete, wo wir nach den Ursprüngen des ersten Denkens nun einmal forschen müssen.

Bei allen Tiergattungen, wo wir auch das Hirn auf fertige Ganglienzellen hin zur Zeit der Geburt oder davor untersuchen mögen, finden sich die ersten dieser fertigen Sinneseindrucksempfänger in der Rautengrube, der Einmündungsstelle des Rückenmarks ins Hirn, also am nächsten dem Blumenschaft, dem Stiel, dem Stamm, welcher selbst schon die ersten fertigen Ganglienzellen ebenfalls aufweist.

Von dieser Stelle aus schreitet je nach der Ausbreitung der Stiele und Faserzüge bis zur Blumenkohlkrone Schritt für Schritt die Ausbildung der Ganglienzellen vom Stamm nach der Peripherie zu fort.

Der Mensch wird also mit einem weniger fertigen Hirn geboren als das Schaf, dafür übertrifft ihn das neugeborene Schaf durch seine Findigkeit beim Ausdieweltkommen, denn die durch Aeonen und Tausende von Generationen in der Hirnmasse eingebürgerte Vorbereitung (prästabilisierte Harmonie, Leibnitz) hat das Schaf damit ausgerüstet, was dem

---

[1]) Siehe „Allgemeine medizinische Zentralzeitung“ 1896 Nr. 12 u. ff.: Rückenmarksseele und Hirnentwicklung von Dr. E. Below, Berlin, wo die Untersuchungsmethode von siebzig Fötal- und Neugeborenengehirnen beschrieben ist, die im Sommer 1870 von mir unternommen und dann später gelegentlich meiner mexikanischen Korrespondenz mit Du Bois Reymond wieder aufgenommen wurde. Näheres über den Verlauf dieser Untersuchungen ebendaselbst.

Menschen fehlt. Das Denken der Vorahnen vor der Geburt des einzelnen ist es, was dem Schaf diesen Vorsprung vor dem Menschen verleiht.

Dies führt uns auf den ewigen Gedanken der Natur, auf die Ewigkeit des Denkprozesses überhaupt, auf den uns die Natur, wo wir auch hinblicken, in der auffälligsten Art hinweist: der Anfang und das Ende dieses ewigen Gedankens der Natur bleibt unsern, auf diesen Planeten beschränkten Sinnen zwar verschlossen, aber wir besitzen Merkmale untrügerischer Art, durch welche die Natur uns Anleitung giebt, sich ihrem großen Gedanken anzupassen, von ihr zu lernen, daß alles, was ihre Geschöpfe denken, von ihr vorgedacht ist.

All unsre Erfindungen sind Nachempfindungen jenes großen Gedankens der Natur.

Wir sehen das besonders deutlich an dem Bestreben der Knochenbildung, der Skelettbildung, nachdem die Panzerbildung als ein primäres Hilfsmittel der Natur zum Schutz der Weichteile von der vordenkenden Natur verlassen war und der Uebergang zur Erweiterung der eingeschlossenen Teile langsam angebahnt war im „ersten Knochen auf diesem Planeten“, den ein jeder in der Hummerschere studieren kann.

*

Beim genaueren Betrachten des Entstehens des ersten Knochens auf unserm Planeten wird es ebenso wie beim Betrachten des Entstehens des ersten Gedankens des Neugeborenen völlig klar, daß diese Vorgänge im einzelnen Wiederholungen der Vorgänge der ganzen Art sind. Vorgänge, die seit Aeonen vorbereitet, eingeleitet, durchdacht sind.

Beim Vergleich des Hühnereis von einigen Tagen vor der Vollendung und aus früheren Stufen der Entwicklung mit einem Schildkrötenei sehen wir immer ähnliche Entwicklungsvorgänge sich abspielen wie bei den frühesten Anfangsstadien des Säugetiers. Diese vergleichenden Forschungen zeigen das Entstehen der ersten Hirnbildung wie das Entstehen der ersten Knochenbildung, als noch alle Teile sich aus weicher, fast flüssiger Masse (aus dem Protoplasma) formten.

Die Natur predigt uns hier auf Schritt und Tritt, wie sie denkend uns voranging und wie unsre Gedanken nur Nachahmungen der großen Naturgedanken sind.

Die Betrachtung der Entstehung des ersten Knochens auf unserm Planeten führt uns direkt vor einen Denkakt der schaffenden, bildenden Materie; dieses Denken der Natur, der Weltseele, müssen wir uns aus der Nähe ansehen, wenn wir die Bedeutung dessen, was wir eben am Hirn von Menschen und Tier beobachtet, richtig würdigen wollen.

Es ist bekannt, wie die Natur im Kampf ums Dasein, von den Mollusken, den Weichtieren aufwärts steigend, den Tieren erst schalenartige, dann krusten- und panzerartige Ueberzüge verlieh, wie wir sie bei den Crustaceen, den Seesternen und schließlich bei den Seekrebsen bewundern können. Die weichen Fühlhörner, die weichen Ausläufer des halbflüssigen Eiweißklümpchens, der Moneren, der Urtierchen im Meeresgrunde, mußten in ihren Fortbewegungen, in ihren Einnahme- und Abwehrbewegungen geschützt werden vor den Schädlichkeiten der Außenwelt, namentlich mußte für die allerfeinsten innersten Kanäle irgend eine Schutzvorrichtung geschaffen werden, wenn die Art nicht untergehen sollte.

Dieser Schutz vervollkommnete sich nach äonenlangen verschiedenartigen Proben bis zum richtig ausgebildeten Panzer, der die Extremitäten und Brust, Bauch und Kopf der Seekrebse einschließt.

Es ist weiterhin bekannt, wie dann die Natur allmählich unter immer weiteren Versuchen und Vergleichen von diesem Plan des äußeren Panzers abkam und darauf verfiel, den festen Schutz von außen nach innen zu verlegen, wodurch noch besser als zuvor die nun in den Knochenrinnen und -Furchen und -Mulden verlaufenden Kanäle und Blutgefäße geschützt waren, noch besser als durch den die Muskulatur beengenden Panzer.

Beim vorsichtigen Oeffnen jeder Hummerschere fällt uns eine perlmutterartig glänzende knorpelharte Schuppe auf, die zwischen die Beuge- und Streckmuskeln als Scheidewand eingebettet ist. Hier setzen sich Streck- und Beugemuskeln zum Ergreifen und Abwehren an.

Vorher, ehe diese Scheidewand da war, rieben sich die Muskeln aneinander, und durch diese fortwährende Reizung kam es zu ebensolchen knorpelharten Reizungsbildungen wie beim übermäßigen Gebrauch im Leben des Menschen beobachtet werden kann, wo wir den sogenannten Schneiderknochen am Bein und beim anstrengenden Gebrauch des Gewehrs den Exerzierknochen am Arm entstehen sehen.

An der Basis, dem Stützpunkte dieser ersten Anfangsknochenbildung auf unserm Planeten, an der Stelle, wo an unsrer Blattfigur der Knorpelschuppe der Stiel sein sollte, sieht man eine Furche, die zur Muldenform neigt. Dies ist die Rinne, in die sich die zuführenden Blutgefäße schmiegen. Diese Art Rinnen können wir bei demselben Diner, wo wir den Hummer verzehren, weit vollkommener am Hasenschenkel oder Gänseschenkel ausgebildet beobachten. Da sehen wir, wie jeder Röhrenknochen die Neigung hat, in seiner geschütztesten Furche oder Mulde Gefäße in sich einzubetten. Ja selbst die glatten Knochen wie Rippen oder Schädeldecken zeigen solche Rinnen stets an ihrer unteren geschützten und von der Außenwelt abgewandten Seite, nie an der entgegengesetzten.

Es ist deutlich, wie hier die Natur bei der ersten Knochenbildung im Innern der Hummerschere in ihrem Sinnen über bessern Schutz der feineren Teile und dabei zugleich über Befreiung der Muskeln vom Panzer zu dem neuen Ausweg der Verlagerung des die Arterien schützenden Skeletts nach innen gekommen ist, sodaß nun nicht mehr der äußere Panzer, der die freie Entwicklung hemmt, den Halt des ganzen Körpergerüstes bildet, sondern von da ab das Skelett im Innern, das dabei den Vorzug hat, der Entwicklung der Muskeln und so weiter freien Raum zu geben.

Wir belauschen von hier ab in den Tierreihen, die sich weiterhin aufwärts entwickeln, die Natur auf einem ihrer höchsten Gedanken: allmähliche Aufgabe des Panzersystems zur freieren Entwicklung der bisher eingeschlossenen edleren Teile: erst an den Extremitäten, dann am Unterleib, dann am Brustkasten, zuletzt vielleicht einmal am Hirnkasten, der letzten Erinnerung an die Panzerzeit, die wir über unserm Brustkorb als Schädelhöhle noch mit uns herumtragen.

Die Hirnkapsel gemahnt noch am meisten an die überwundene Panzerform aus den Zeiten, wo noch die Crustaceen das herrschende, vorgeschrittenste Geschlecht auf diesem Erdball waren. Es liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß nach dem bisherigen Gange aller Weltentwicklung einst, wie sich Becken und Thorax geöffnet haben, um die eingeschlossenen Teile sich besser entwickeln zu lassen, sich auch jene letzte an die Panzerzeit gemahnende Hülle öffnen wird — vielleicht deuten schon die Fontanellen, die offnen beiden Punkte am Schädel, darauf hin — um das darin eingeschlossene, blumenkohlartig zusammengepreßte, vielleicht noch knospenartige Gebilde zu freierer Entwicklung in den Millionen von Jahrhunderten gelangen zu lassen, zu einer Entwicklung, wie sie vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich auf andern, ältern bewohnten Planeten, die uns voraus sind, sich schon Bahn gebrochen hat. Ueber das Wie dieser Entwicklung weiter zu meditieren, das dürfen wir füglich den Dichtern überlassen, welche sich andre Sternbewohner mit blumenartig aus dem Kopf hervorsprießenden Gebilden geschmückt ihre seligen Reigen ausführend als schwebende, singende, duftende Blumen mit mehr als fünf Sinnen ausmalen mögen; — das ist nicht unsre Sache. Aber das Ob, das Wohin der Entwicklung schlägt noch in das Fach des Forschers als Richtung gebender Fakor für die Untersuchungen des Biologen, des Naturforschers höchster Klasse, dessen höchste Pflicht es ist, wie Goethe es ausdrückt: der Natur den höchsten Gedanken nachzudenken, zu dem sie schaffend sich aufschwang.

So erst vermögen wir durch Vergleiche der ersten Hirnbildung, der ersten Gedankenbildung mit der ersten Knochenbildung in den Jahrmillionen der Tier- und Menschenentwicklung ein Verständnis zu gewinnen für das ewige Denken der Natur, der wir ja doch all unsre Erfindungsgeheimnisse abgelauscht haben, so im gotischen Gerüst der Knochenbälkchen, welches heute zur preisgekrönten Ingenieurarbeit bezüglich Schiffskrankonstruktion geführt hat, hinsichtlich des Cortischen Organs, des dreitausendtastigen Klaviers im Ohr und

des Sczepanikschen Telelektroskops mit dem Selen als licht- und elektrischempfindlichem Medium, welches, dem Augenpurpur auf dem Augenhintergrunde als lichtempfindende Platte nachgebildet, dereinst Raum und Zeit im Verkehr der Menschen auf unserm Erdball völlig zu überwinden verspricht.

Die Menschheit hat heut einen weitern Gesichtskreis mit diesem Goetheschen Mahnwort als vor hundert Jahren, wo sich noch niemand unterstehen durfte, von der Bewohnbarkeit andrer Planeten zu reden.

Heut wissen wir, daß nicht nur wir Menschen, sondern auch Pflanze und Tier, ja selbst die ganze uns umgebende organische wie unorganische Natur lebt und denkt und fühlt. Heut wissen wir auch, wie unser Denken und Fühlen vielleicht im Vergleich zu dem Denken auf andern Gestirnen nur ein sehr kleiner primitiver Anfang ist.

Die Naturforschung lehrt aber — Bescheidenheit.

Sie lehrt, daß wir mit hochfahrenden, metaphysischen Phrasen und Worten allein nicht weiterkommen.

Die beiden Beispiele vom ersten Denken und vom ersten Knochen lehren, daß wir Schritt vor Schritt auf dem mühsamen irdischen Wege der Naturwissenschaft viel weiter kommen als auf dem der überirdischen Spekulation.

Die vom Sinnlichen losgelöste Phantasie allein thut es nicht. Sie darf nur den Wegweiser bilden für die am Sinnlichen sich weiter tastende Forschung.

So allein klärt sich der Horizont des wie ein blauer Fernegürtel unsern Gesichtskreis umschließenden Ignorabimus.

Er erweitert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Denn das Ignorabimus ist nicht eine feststehende Grenzlinie. Es ist ein mit dem Höhersteigen wissenschaftlicher Erkenntnis sich stets erweiternder Fernsichtskreis, indem wir mit jedem Schritt höher auf dem steilen Bergjoch der Naturforschung unsern Horizont bis in die Unendlichkeit erweitern; — das geschieht aber nicht durch Spekulation allein und Worte, sondern durch Forscherarbeit der mühsamsten Art; durch die wissenschaftliche Arbeit, durch die That des einwandfreien Experiments.

Dr. E. Below.



Litterarische Berichte.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. Erste Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1901. Elegant gebunden M. 8.—

Die hier erzählte „alte Geschichte“ ruht offenbar auf historischen Thatsachen. Der Verfasser hat zweifellos eingehende Studien in den bayrischen Archiven gemacht. Aber nirgends werden diese Studien dem Leser zur Last; im Gegenteil, sie dienen dazu, den Genuß der Lektüre zu erhöhen. Man muß nur staunen über die genaue Kenntnis der Zeiten und Zustände, die überall zu Tage tritt. Der Verfasser führt uns nämlich in die Religionskämpfe des Dreißigjährigen Kriegs. Er erzählt uns, wie die Bewohner der Oberpfalz in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt werden sollten; wir hören, welche gewaltsamen Mittel zu diesem Zweck angewandt wurden. Unter der Zahl derer, die sich der Bekehrung widersetzten, befanden sich besonders viele Edelleute. Unter letzteren spielt das Geschlecht Portner von Theuern eine große Rolle. Hans Georg Portner zieht es mit vielen andern vor, zu „emigrieren“. Seine Braut Ruth v. Zant, deren Eltern sich „accomodierten“, besiegt alle Nöte, die über sie hereinbrechen. Sie ist eine wahrhafte Heldin. Durch ihren Mut und ihre Entschlossenheit führt sie alles zu einem glücklichen Ende. Hans Georg tritt schließlich als Offizier in die Dienste Gustav Adolfs.

Es ist eine herzergreifende Geschichte, die

hier erzählt ist. August Sperl ist ein Meister in der Darstellung. Er versteht es wie wenige, Geschichte und Erzählung aufs innigste miteinander zu verschmelzen. Mit vollem Recht hat man daher längst ihn den besten Erzählern der Neuzeit, einem G. Freytag, Scheffel und K. F. Meyer an die Seite gestellt. Sein neuestes Werk kann nur dazu beitragen, seinen Ruhm zu befestigen und zu erhöhen.

E. M.

Horaz. Ausgewählte Lieder. Deutsch von Heinrich v. Wedel. Leipzig 1899. Hirt & Sohn.

Diese neue Uebersetzung liest sich leicht und angenehm. Sie hält sich nicht allzu ängstlich an den Text, und man glaubt bisweilen, deutsche Originalgedichte vor sich zu haben. Wir können das Büchlein nur aufs beste empfehlen.

Mr.

Farben und Feste. Kulturhistorische Studie von Luise v. Kobell Mit 15 Illustrationen. München, Druck und Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. vorm. Jos. Albert, Kunstverlag. 1900.

Das Buch enthält eine geschichtliche Darstellung der Verwendung der verschiedenen Farben, ihrer symbolischen Bedeutung an Kleidung, Gegenständen, Tieren, bei Festlichkeiten und so weiter. Hand in Hand damit gehen Darstellungen der höfischen, bürgerlichen und Volksfeste bis auf unsre Tage. Der Stoff gliedert sich in drei Abteilungen: Altertum, Mittelalter, neue und neueste Zeit. Im ersten Abschnitte wird die römische Kaiserzeit besonders ausführlich behandelt. Das Buch ist nicht ohne Verdienst, da es eine übersichtliche Zusammenstellung des weitzerstreuten Materials ist, nur finden wir, daß ein tieferes Durchdringen des Stoffes fehlt und auch die Form der Darstellung manches zu wünschen läßt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom von Anton de Waal. 2. Aufl. München 1901. Allgemeine Verlagsgesellschaft. XVI und 240 Seiten.

Der verdiente Archäolog und päpstliche Hausprälat hat wiederholt das Gebiet der historischen Erzählung betreten. Der Reihe nach erschienen: Valeria, Katakombenbilder, Judas Ende. Allein auch die 2. Auflage des letzteren Werkes, wie sie uns heute vorliegt, macht uns des Verfassers Beruf zum Romanschriftsteller nicht glaubhafter. Die Charaktere sind nicht scharf genug herausgearbeitet, die Gestalten erscheinen als Typen, nicht als lebendige Menschen, die Handlung bewegt sich oft schleppend und ist durchweg Nebensache gegenüber der Darstellung des gewählten Zeitabschnitts. Aber auch diese ist nicht einwandfrei, denn die Geschichtsbetrachtung ist, trotz der gegenteiligen Versicherung des Vorworts, eng konfessionell, wofür die Abschnitte „Ein Gottesdienst in der Urkirche“ und „Blick in die Zukunft“ sprechende Belege bilden. Schön ist die Art, wie die Wirkung der Sprüche des Erlösers auf das heidnische Gemüt aufgezeigt wird. Anerkennung verdient der schlichte Ton und die edle Sprache. Die äußere Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der beigegebene Bildschmuck mit Geschmack gewählt. —ck.

Preußische Geschichte. Von Hans Prutz. Erster Band. Die Entstehung Brandenburg-Preußens (von den ersten Anfängen bis 1655). Zweiter Band. Die Gründung des preußischen Staates (1655 bis 1740). Stuttgart, 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.

Der Verfasser wendet sich in seinem auf vier Bände berechneten Werke scharf gegen die besonders in letzter Zeit mit großer Geflissentlichkeit gepflegte legendarische Behandlung der preußischen Geschichte, namentlich gegen die Anschauung, als habe den Hohenzollern schon von Anfang an die unter ihnen erfolgte Aufrichtung des Deutschen Reiches als Ziel vorgeschwebt. Er weist mit voller Entschiedenheit diese Auffassung als durchaus ungeschichtlich und undenkbar ab und zeigt mit ebensoviel Freimut, daß die Hohenzollern durchaus keine Ausnahmestellung unter den Dynastien einnehmen, wie man es so oft zu lesen und zu hören bekommt, sondern daß auch bei ihnen die Interessen ihres Hauses im Vordergrund standen und die des Volkes und Landes unter Umständen hinter diesen zurückstehen mußten. Nichtsdestoweniger wird Prutz unter Umständen bedeutenden historischen Persönlichkeiten, wie zum Beispiel dem Großen Kurfürsten, obgleich er gerade bei diesem die kritische Sonde besonders scharf anlegt, und der eigenartigen Gestalt Friedrich Wilhelms I. im vollsten Maße gerecht und beurteilt sogar Friedrich I. verhältnismäßig sehr günstig, nach unserm Dafürhalten zu günstig.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Le Peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets en dialecte transteverin de Giuseppe-Gioachino Belli. Von E. Bovet. Band I. Neuchatel und Rom 1898, Attinger frères beziehungsweise Löschner & Cie.

Der Verfasser hat aus den mehr als 2000 Sonetten, welche der römische Dichter Belli in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in dem Dialekte des Stadtteils Trastevere geschrieben hat, den kulturgeschichtlichen Inhalt herausgeschält und wissenschaftlich-systematisch geordnet und so ein ungemein interessantes und lebendiges Bild des päpst-

lichen Roms geschaffen, von dem leider nur der erste Teil vorliegt. Ebenso beachtenswert wie die Arbeit selbst sind auch die einleitenden Untersuchungen über die römische Satire und den Ursprung der Pasquinaden, in denen der Verfasser zu einem neuen einleuchtenden Ergebnisse kommt. Den vielen Citaten aus Belli selbst wäre besser ausnahmslos eine französische oder noch besser eine schriftitalienische Uebersetzung beigegeben worden, da der Dialekt nicht jedem Leser des Buches genügend geläufig sein kann.

K. F.

Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Franz Pomezny. Herausgegeben von Professor Dr. B. Seuffert in Graz. Hamburg und Leipzig 1900, Leopold Voß. (Beiträge zur Aesthetik, herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. 7. Band). 247 Seiten. 7 Mark.

Der Verfasser vorliegender Schrift ist mit 26 Jahren gestorben. Nach seinem Tode hat sie Professor Seuffert, unter dessen Leitung die Schrift als Dissertation ausgearbeitet worden war, herausgegeben. Mit Recht. Die Arbeit bringt reiches Material für die Entwicklung des Grazienbegriffes in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert und darf daher alle Beachtung in Anspruch nehmen. In fünf Abschnitten behandelt Pomezny sein Thema durch die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts hindurch bis zu Schiller und W. v. Humboldt (exkl.). Die Aus- und Umbildung der sinnlichen Vorstellung von den mythischen Grazien zum dichterisch beseelten anmutsvollen Wesen bildet einen für die Poetik lehrreichen Vorgang. Was erst stilistischer Zierat war, wird dem Dichter schließlich ein ästhetisch und ethisch inhaltvoller Begriff.

E. M.

Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedenskonferenz. Von Dr. Max Kolben, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien. Berlin 1900. Puttkammer und Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

Es ist ein begeisterter Anhänger der Friedensbestrebungen, der hier das Wort ergreift, um die Resultate der Haager Konferenz, deren Bedeutung nach unsrer Ueberzeugung allerdings mehr idealer als direkt greifbarer Natur ist, zusammenzustellen. Wir können den Ueberschwang des Verfassers nicht teilen, der fortwährend vom „Zar-Befreier" oder gar vom „Zar-Erlöser" spricht, und meinen im Gegenteil, daß ein solcher Uebereifer der guten Sache nur schaden kann, daß vielmehr in dieser Frage die größte und nüchternste Besonnenheit am Platze ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers. Von Fritz Jonas. Berlin. 1900. G. Reimer.

Diese Erläuterungen sind, soviel Referent bekannt, die erste größere Arbeit, die F. Jonas veröffentlicht, seitdem er die treffliche siebenbändige Ausgabe von Schillers Briefen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) besorgt hat. Die Jugendgedichte Schillers bedürfen noch gar sehr der Erläuterungen. Daher ist dieser Beitrag von Jonas sehr willkommen. Es sind 95 Gedichte, die er nach dem sprachlichen Ausdruck und dem Gedankeninhalt erklärt. Das Metrische, Grammatikalische, Textkritische und Aesthetische wird nur gelegentlich gestreift. Was er aber bietet, ist eine schöne Leistung und eine gute Ergänzung zu den früheren Erklärungen andrer. Er hat auch durch diese Arbeit ebenso, wie durch die Ausgabe von Schillers Briefen die Schiller-Litteratur wesentlich bereichert.

E. M.

Ueber das künstlerische Prinzip im Unterricht. Von Dr. Albert Fischer. Groß-Lichterfelde, Bruno Gebel. 1900. 41 Seiten.

Eine der zahlreichen pädagogischen Reformschriften, aber allerdings eine beachtenswerte! Das Ziel des Verfassers ist: Abschaffung der logisch-formalen Bildung, stärkste Betonung der künstlerisch-ethischen Bildung. Wie er dieses Ziel im einzelnen zu erreichen sucht, kann im Rahmen dieser kurzen Rezension nicht zergliedert, noch weniger etwa angefochten werden, aber das kann gesagt werden, daß der Verfasser in seinen Ausführungen immer sehr anregend ist. Und zweifellos ist es ein Verdienst, diesen Fragen so energisch zu Leibe gerückt zu sein. Man darf auf das angekündigte größere Werk Dr. Fischers gespannt sein.

H. Z.

Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1897. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Zweiter Band. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Unter den zahlreichen wertvollen Werken zur näheren Kenntnis des Fürsten Bismarck, die wir dem Herausgeber verdanken, ist sicher eines der anziehendsten dasjenige, dessen zweiter Band uns hier vorliegt. Während der erste Band (1895 erschienen) die Ansprachen des Fürsten bis zum Herbst des Jahres 1894 enthielt, bietet der gegenwärtige zunächst einige allerdings weniger umfangreiche Ergänzungen, von denen wohl die wichtigste der Bericht über das Eingreifen des damaligen Bundeskanzlers in die Kapitulationsverhandlungen von Sedan sein dürfte, aus der hier behandelten Periode, sodann die Reden, die Fürst Bismarck in den letzten Jahren seines Lebens gehalten hat. „Wer Bismarcks politisches Testament lesen

will, der möge diesen Band Ansprachen zur Hand nehmen. Er wird ihn nicht beiseite legen, ohne für sich, seine historische und menschliche Einsicht, für das praktische Leben und für das Gefühl als Staats- und Reichsbürger reichen Gewinn gezogen zu haben", sagt der Herausgeber am Schlusse seines Vorworts mit Recht. Wir möchten hinzufügen, daß auch der wärmste Verehrer des ersten Kanzlers darin noch Gelegenheit finden wird, ihn noch höher zu bewundern, als er bisher gethan hat, wenn er die ruhige Abgeklärtheit und reife Weisheit des Achtzigjährigen auf sich wirken läßt, der in dieser Hinsicht nur mit Goethe verglichen werden kann. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Andrea, Ant., Kinder der Sonne. Italienische Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Bartels, Adolf, Wilhelm Raabe. Ein Vortrag. Heft 2 von „Neue deutsche Hefte für Kunst und Volkstum". Berlin, Gg. H. Meyer. 15 Pf.

Berg, Leo, Gefesselte Kunst. Berlin, Hermann Walther (Friedr. Bechly). M. 2.—

Berliner Range, Die, Ein Litterarisches Geschmacks-Barometer von Hypotinos. 11. bis 20. Tausend. Berlin, Fussingers Buchhandlung. 50 Pf.

Beta, Ottomar, Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Creditrechts. Heft 10 (Schluss). Berlin, J. Harrwitz Nachf. Pro Lieferung M. 1.20.

Bismarck, Fürst, und der Bundesrat. Von Heinrich v. Poschinger. Fünfter Band. Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1881—1900). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 10.—

Bleibtreu, Carl, Die Wahrheit über 1870. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Buchner, Eberhard, Rast. Drama in drei Aufzügen. Berlin, Hermann Walther (Friedr. Bechly). M. 2.—

Conring, Ida v., Frauenseelen. Zwei Erzählungen. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. IV. Jahrgang. Heft 10, Juli 1901. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Eck, Samuel, Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie. Drei gemeinverständliche Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.80.

El Neccar, Ein belauschtes Gespräch. Originalroman aus dem französischen Familienleben. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 4.—

Enking, Ottomar, Ikariden. Roman. Dresden, Carl Reißner.

Fischer, Dr. med., Die Schwindsucht (Tuberkulose). Praktische Winke für Gesunde und Kranke. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). 75 Pf.

Foerster, Erich, Lebensideale. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 2.—

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 7. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—.

Friedrich, Prof. Dr. Hermann, Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Berlin, Siegfr. Cronbach. M. 1.—

Fuld, Dr., Der Staat und die Vertragsfreiheit. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Berlin, Georg Reimer.

Gesunde Jugend. Zeitschrift für Gesundheitspflege in Schule und Haus. Organ des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege. Erster Jahrgang. Erstes und zweites Heft. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Jahrgang M. 4.—

Gnad, Dr. Ernst, Literarische Essays. Dritte Folge. Graz, Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung. M. 2.50.

Halévy, Elie, La jeunesse de Bentham. Paris, Félix Alcan. Fr. 7.50. — L'évolution de la doctrine utilitaire, de 1789 à 1815. Paris, Félix Alcan. Fr. 7.50.

Hardy, Thomas, Juda, der Unberühmte. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Jüdische Volkskunde, Mitteilungen der Gesellschaft für. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegeben von M. Grunwald. Heft VII. Hamburg, Selbstverlag der Gesellschaft.

Kastil, Dr. Alfred, Zur Lehre von der Willensfreiheit in der Nicomachischen Ethik. Prag, J. G. Calve'sche k. und k. Hofbuchhandlung (Jos. Koch). M. 1.—

Kohlschmidt, Oskar, Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung. Skizzen und Kritiken zur neuesten Litteraturgeschichte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2.40.

Kohm, Dr. Josef, Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. Gotha, F. A. Perthes. M. 2.40.

Kupffer, Elisar v., Doppelliebe. Novellen aus Estland. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Lagerlöf, Selma, Ingrid. Aus dem Schwedischen. Heft 9 und 10 der „Allgemeinen Bücherei". Herausgegeben von der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft. Stuttgart und Wien, Jos. Roth. 40 Pf.

Landsberg, Hans, Los von Hauptmann! Berlin, Hermann Walther.

Lawrow, Peter, Historische Briefe. Aus dem Russischen übersetzt von S. Dawidow. Mit Einleitung von Dr. Ch. Rappoport. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. (Dr. John Edelheim). M. 3.50.

Lectura, La, Revista de Ciencias y de Artes. Ano I. Febrero 1901, Num. II. Madrid, C. de Velasco. Un año 24 francos.

Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung

von Ludwig Holthof, dem Bildnisse des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—

Marbach, Hans, Christus und Faust. Gedanken über Religion und Sittlichkeit. Dresden, Carl Reissner.

Marriot, Emil, Schlimme Ehen. Novellen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Messer, Max, Moderne Essais. Dresden, Carl Reissner.

Meyer-Förster, Wilhelm, Heidenstamm. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Meyers Reisebücher. Deutsche Alpen. Erster Teil: Bayerisches Hochland, Allgäu, Vorarlberg; Tirol. Siebente Auflage. Mit 25 Karten, 4 Plänen und 14 Panoramen. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 5.—

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. Historischer Roman. 10. Auflage. Berlin, H. Barsdorf. M. 6.—

Müller, Dr. Ernst, Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. Lieferung 1 und 2. München, J. Schweitzer Verlag (A. Sellier). à M. 1.50.

Müller-Braunau, Henry, Kurze, praktische Einführung in das Spiel des Pentaphon. Elementaranweisung mit vielen Uebungs- und Vortragsstücken. Wahren bei Leipzig, Polyphon-Musikwerke A.-G. M. 2.—

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 23. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Nietzsche's Nachgelassene Werke. Der Gesamtwerke XI. Band: Unveröffentlichtes aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen und der Morgenröthe. Band XII: Unveröffentlichtes aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft und des Zarathustra. In völlig neu gestalteter Ausgabe herausgegeben von Dr. Ernst und August Horneffer. Leipzig, C. G. Naumann. Je M. 9.—

Ott, Adolf, Wildfeuer. Roman aus dem Hochgebirg. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—

Palante, G., Précis de Sociologie. Paris, Félix Alcan. Fr. 2.50.

Perfall, Anton v., Der Bauer vom Wald. Novelle. Band 100 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Alb. Goldschmidt. 50 Pf.

Protestantische Zeitstimmen. XI. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Landeskirche in Preußen während der Jahre 1898/1901. Von einem Laien. Berlin, Julius Springer.

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitarbeitung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Mit circa 2000 bis 2500 Illustrationen. Lieferung 9 bis 12. Vollständig in 50 Lieferungen à M. 1.—. Monatlich 2 bis 3 Lieferungen. Berlin, Verlag Wartburg (Werner Verlag).

Revue de Paris, La. 8e Année. Nr. 13. 1er Juillet. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Revue franco-allemande. Deutsch-französische Rundschau. Monatsschrift abwechselnd in zwei Sprachen. Herausgegeben von M. Henry. III. Jahrgang, Nr. 49 bis 51, Januar—März. München, Deutsch-französische Rundschau. Vierteljährlich M. 3.—

Seraphim, Dr. August, Eine Schwester des Großen Kurfürsten, Luise Charlotte, Markgräfin von Brandenburg 2c. Band II von „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern". Herausgegeben von Ernst Berner. Berlin, Alex. Duncker. M. 4.—

Skarzynski, Louis, Le progrès social à la fin du XIXe siècle. Préface de M. Léon Bourgeois. Paris, Félix Alcan. Fr. 4.50.

Spielmann, Der, Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausgegeben von Ernst Wachler. Berlin, Fischer & Franke. Vierteljährlich M. 2.—

Strasburger, Egon H., Von der Lieb. Gedichte. Illustriert von L. Schnug. Strassburg i. E., Jos. Singer.

Telmann, Konrad, Dramen. Dresden, Carl Reißner.

Thiele, Adolf, Hinauf zur bildenden Kunst. Laiengedanken. Chemnitz, Selbstverlag des Verfassers.

Tolstoi, Leo, Der Sinn des Lebens. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. München, Albert Langen. 75 Pf.

Treichel, Anna, Hugin und Munin. Novellen. Berlin, Richard Taendler. M. 3.—

Uhde, Wilhelm, Savonarola. Ein Schauspiel in fünf Akten. Dresden, Carl Reissner.

Volbehr, Theodor, Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Ein Vermächtnis des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 2.—

Wald- und Feldbrevier. Ein Schock Liebeslieder, allen Liederkomponisten gewidmet. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 85 Pf.

Walloth, Wilhelm, Ein Sonderling. Roman aus der italienischen Renaissance. Leipzig, Lotus-Verlag. M. 5.—

Walthofen, Dr. Walter v., Die Gottesidee in religiöser und speculativer Richtung. Gemeinverständliche Darstellung auf geschichtlicher und religionsphilosophischer Grundlage. Wien, Wilh. Braumüller. M. 8.40.

Wichert, Ernst, Der Sohn seines Vaters. Novelle. Dritte Auflage. Band 101 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Alb. Goldschmidt. M. 1.—

Wundt, Wilhelm, Gustav Theodor Fechner. Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages. Mit Beilagen und einer Abbildung des Fechner-Denkmals. Leipzig, Wilh. Engelmann. M. 2.—

Zapp, Arthur, Durchlaucht Prinz Habenichts. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sechsundzwanzigster Jahrgang Juli 1901 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von
Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1901
Preis des Jahrgangs 24 Mark.

32 Erste Auszeichnungen

SUCHARD's



REINE SCHWEIZER ALPENMILCH

CHOCOLADE

IST

FEIN UND STÄRKEND

Ueberall käuflich

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Sechsundzwanzigster Jahrgang August 1901 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwässer u. in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

L. Büchner's letzte Schriften!

Büchner, Prof. Dr. Ludwig (Verfasser von „Kraft und Stoff"), **Kaleidoscop.** Skizzen und Aufsätze. M. Vorwort von W. Bölsche. 440 S. Br. Mk. 6.—, Leinenband Mk. 7.—.

— **Im Dienste der Wahrheit.** Ausgew. Aufsätze aus Natur und Wissenschaft. 468 S. Br. Mk. 6.—, Leinenband Mk. 7.—.

— **Am Sterbelager des Jahrhunderts.** Blicke e. freien Denkers aus der Zeit in die Zeit. 2. Aufl. 372 S. Br. Mk. 5.—, Leinenb. Mk. 6.—

— **Der neue Hamlet.** Poesie und Prosa aus den Papieren e. verstorbenen Pessimisten. 196 S. Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

Büchner, Dr. Alex., **Das tolle Jahr.** Vor, während und nach 1848. Von einem, der nicht mehr toll ist. gr. 8°. 380 S. Br. Mk. 4.—, Leinenband Mk. 5.—

Alle 5 Bände **auf einmal** br. 21 Mk., gebunden 25 Mk.

Emil Roth, Verlagsbuchhandlg., Giessen.

• Verlag von Franz Wunder in Göttingen. •

Neue Märchen.

Aus den Werken neuerer Dichter ausgewählt von **Emil Weber.** Mit Beiträgen von Rich. Leander, Paul Heyse, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Friedr. Rayßler, Gust. Falke, Ludw. Ganghofer, Alexander Krohn, Rich Dehmel, Victor Blüthgen, Ernst von Wildenbruch, Ludw. Anzengruber, Kurd Laßwitz, Isolde Kurz, Juliane Déry, Joh. Trojan, Ernst Roomer und einer einleitenden Versdichtung von Max Bruno. Preis eleg geheftet 3 Mark, in hochelegantem Original-Einband, entworfen vom Maler Franz Hein-Karlsruhe, 4 Mark.!

Neben dieser Ausgabe für Erwachsene wurde noch folgende Auswahl für die Jugend veranstaltet:

Neue Märchen für die Jugend.

Aus den Werken von Rudolf Baumbach, Victor Blüthgen, Richard Dehmel, Fürst Philipp zu Eulenburg, Richard Leander, Johannes Trojan und Ernst von Wildenbruch ausgewählt von **Emil Weber. Preis kartoniert 75 Pfennig.**

Von der „Hamburger Jugendschriften-Commission" auf's günstigste beurteilt und als hervorragend wertvolles Buch für die Jugend auf's wärmste empfohlen."

Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gerne zur Ansicht ins Haus.

Verlag von **Hermann Gesenius in Halle.**

Die Taiping-Revolution in China.

1850—1864.

Ein Kapitel der menschlichen Tragikomödie.

Nebst einem Ueberblick über

Geschichte und Entwickelung Chinas.

Von

Dr. C. Spielmann,

Wiesbaden.

Zweite Auflage. 1900.

Ungebunden M. 2.50.

Elegant gebunden M. 3.50.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! Soeben erschienen: **Neu!**

Juda, der Unberühmte.

Roman von **Thomas Hardy.**

Aus dem Englischen übersetzt von A. Berger.

Geheftet *M.* 4.—, elegant gebunden *M.* 5.—

Hardy ist der Romancier des Landlebens und ist treffend der litterarische Nachfolger George Eliots genannt worden. „Juda, der Unberühmte", die Tragödie eines ländlichen Träumers und Idealisten, dessen Lebensschiff an den Klippen der rauhen Wirklichkeit scheitert, ist unfraglich Hardys Meisterwerk, das Höchste, was er in stufenweisem Fortschreiten erreicht hat.

In **neuen Auflagen** sind erschienen:

Foma Gordjejew. Roman von **Maxim Gorjki.** Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. 3. Auflage. Geh. *M.* 2.—, eleg. geb. *M.* 3.—

Ohne Dogma. Roman von **Heinrich Sienkiewicz.** (Aus dem Polnischen.) 2. Auflage. Geheftet *M.* 4.—, elegant gebunden *M.* 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/



Diesem Heft ist ein Prospekt des Sanatoriums Ernsee'erberg beigegeben, der gefälliger

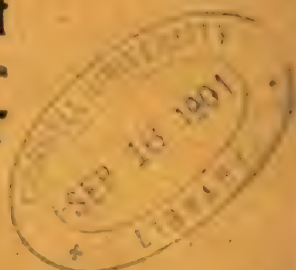
Sechsundzwanzigster Jahrgang September 1901 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1901

Preis des Jahrganges 24 Mark.

32 Erste Auszeichnungen

SUCHARD's



REINE SCHWEIZER ALPENMILCH

CHOCOLADE

IST

FEIN UND STÄRKEND

Ueberall käuflich

Verantwortlich für den Inseratenteil Richard Reiff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121

Deutsche Revue

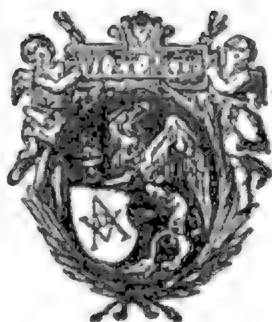
Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1901



Stuttgart und Leipzig 1901 Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVI

(Oktober bis Dezember 1901).

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

Von

Generaloberst Freiherrn v. Loë.

I.

Vor kurzem ist in Paris der fünfte Band eines geschichtlichen Werkes erschienen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in Europa auf sich gezogen hat. Der Verfasser, Pierre de la Gorce, hat sich die Aufgabe gestellt, die Regierungszeit Napoleons III. unter dem Titel: „Geschichte des zweiten Kaiserreichs“ zu beschreiben. Ich habe das Werk mit einem Interesse gelesen, dessen Lebhaftigkeit sich aus dem Verlaufe meines Berufslebens erklärt. Letzteres hat mich zu zwei verschiedenen Perioden des Kaiserreichs nach Paris geführt, das erste Mal zur Zeit der Gründung, da ich während eines Jahres von 1852 bis 1853 als junger Offizier des Zietenschen Husarenregimentes zur dortigen preußischen Gesandtschaft kommandiert war. Das zweite Mal als Militärattaché bei unsrer Botschaft 1863 bis 1867.

Mein erstes Kommando begann im Februar 1852, nachdem zwei Monate vorher Prinz Louis Napoleon mit Hilfe der Truppen sich zum Präsidenten der Republik auf Lebenszeit gemacht hatte. Mein Aufenthalt dauerte bis nach der Proklamation des Kaiserreichs und der Hochzeit mit Eugenia Montijo.

Wenngleich meine dienstliche Beschäftigung keine selbständige war, so gestattete sie mir doch einen Einblick in alle politischen Verhältnisse und brachte mich in die Nähe aller einflußreichen Persönlichkeiten. Die Verbindungen, welche ich 1852 bis 1853 anknüpfte, sind mir für meine spätere dienstliche Stellung, Militärattaché bei der Botschaft, außerordentlich nützlich gewesen. Auf diesen Posten sandte mich der König im März 1863, nachdem ich 1858 persönlicher Adjutant beim Prinzregenten, 1861 Flügeladjutant geworden war. In letztgenannten persönlichen Verhältnissen habe ich die Regentenzeit einschließlich des Krieges 1859, den Regierungswechsel, die sogenannte neue Aera, die Ernennung des Ministers v. Bismarck, den Streit mit dem Parlament erlebt.

Ich habe in stiller Bewunderung die zähe, gewissenhafte Arbeit des Königs an dem Werke der Armeereform beobachtet, habe gesehen, wie er sich in weiser Voraussicht das unentbehrliche Werkzeug für seine großen politischen Erfolge schuf. Die Reorganisation der Armee war thatsächlich beendet, die Armee kriegsbereit,

als der König mich zur Zeit der polnischen Verwicklung als Militärattaché zur Botschaft nach Paris schickte. Meine Ankunft daselbst erfolgte in einer Zeit, in welcher äußerlich das Kaiserreich noch auf der Höhe seiner Macht stand. Kaiser Napoleon hatte durch den Krimfeldzug und den italienischen Krieg die Eitelkeit der Franzosen im Anschluß an die Ruhmesüberlieferungen seines Oheims glänzend befriedigt. Das französische Heer hatte durch die beiden siegreichen Feldzüge einen solchen Ruf erworben, daß an seiner Unbesiegbarkeit damals in Frankreich nur wenige verständige Generale, im übrigen Europa ebenfalls nur eine Minderzahl einsichtsvoller Fachmänner zweifelten. 1863 deckte sich das Selbstbewußtsein der Armee vollkommen mit der äußeren Machtstellung Frankreichs und seines Kaisers. Nur in Berlin wurde die französische Armee von den maßgebenden militärischen Persönlichkeiten richtig, ihre Siege im italienischen Feldzuge ohne Uebertreibung beurteilt. Die Schwächen der Organisation, namentlich des Rekrutierungsgesetzes, welches die Armee 1859 unfähig machte, dem drohenden preußischen Angriffskriege zu widerstehen, war dem hellsichtigen preußischen Generalstabe nicht verborgen geblieben.

Als ich 1863 nach Paris gesandt wurde, befand ich mich im Besitze einer im Generalstabe ausgearbeiteten Denkschrift, welche die damalige französische Armeeorganisation und ihre Schwächen klar darlegte.[1]) Die Denkschrift war mir während meines vierjährigen Kommandos ein schätzbarer Leitfaden für alle meine Beobachtungen und Berichte. Sie hat mich niemals irregeführt. So trat ich, genau orientiert, am 22. März 1863 meine interessante und verantwortliche Stellung an.

Wenige Monate vor meiner Ankunft in Paris war in Preußen der gewaltige Staatsmann ans Ruder gelangt, dem die Vorsehung bei der Erhöhung seines Vaterlandes, der Einigung Deutschlands, der Neugestaltung Europas die hervorragende Rolle zugedacht hatte. Im September 1862 war Herr v. Bismarck, damals Botschafter in Paris, dem Rufe seines Königs gefolgt, ihm im Kampfe für die Reorganisation der Armee seinen thatkräftigen Beistand zu leihen. Der mutige, weitblickende Mann zögerte trotz der kritischen Lage nicht einen Augenblick. Er versprach dem König seine rücksichtslose Mitwirkung bei der Durchführung des inneren Kampfes und setzte seine Person zum Pfande für den Erfolg ein. Dabei behielt er sich vor, die Gelegenheit zu erspähen, um das kriegstüchtige Heer zur Verwirklichung seiner politischen Pläne zu verwenden. Wann aber der nach seiner Ansicht unvermeidliche Kampf einzuleiten sei, dafür im voraus Zeitpunkt und Weg zu bestimmen, hielt Herr v. Bismarck für unzweckmäßig und unausführbar. Er rechnete auf die steten Schwankungen in der europäischen Politik aller Staaten, auf die Zerfahrenheit in Deutschland und die Unhaltbarkeit der deutschen Bundesverfassung, auf die urwüchsige Kraft und den Stern Preußens,

[1]) Der Verfasser der Denkschrift war der damalige Major v. Wichmann im Großen Generalstabe, im Kriege 1866 Kommandeur des 8. Dragonerregimentes, 1870 Chef des Generalstabes des II. Armeecorps, zuletzt kommandierender General des VI. Armeecorps.

schließlich auf seine eigne staatsmännische Begabung, um für die Ausführung seiner Pläne den günstigen Augenblick zu wählen.

König Wilhelm stimmte mit Herrn v. Bismarck bezüglich des Endzieles vollkommen überein. Er war seit Jahren überzeugt, daß Preußen durch seine Geschichte, seine Machtstellung berufen sei, an die Spitze eines fester zusammengeschlossenen Bundesstaates mit Ausschluß Oesterreichs zu treten. Als Prinz von Preußen hatte er 1850 bewiesen, daß er für die praktische Ausführung der Idee den Krieg mit Oesterreich nicht scheute; aber er hatte gleichzeitig eingesehen, daß die vortreffliche preußische Armee, um das brauchbare Werkzeug einer so kraftvollen Politik zu werden, einer Reorganisation bedürfe. Der Ursprung seines Entschlusses, die Armee durch notwendige Verbesserungen für ihre Aufgabe kriegstüchtig zu machen, fällt in das Jahr 1850.

Der König war also bezüglich des Grundgedankens seiner Politik mit Herrn v. Bismarck einig. Nur in Bezug auf den Weg zum Ziele wichen seine Anschauungen von denen des Ministers eine Zeitlang ab. Peinlich gewissenhaft in der weitgehenden Achtung vor jedem Rechte, wollte der König alle Mittel friedlicher Verständigung erschöpft wissen, bevor er behufs Durchführung der gemeinsamen Idee zum Schwerte griff. Der Minister wollte eine Verständigung ebenfalls nicht unversucht lassen, aber in erster Linie dafür Sorge tragen, daß über aussichtslosen Verständigungsversuchen der Augenblick erfolgreichen Handelns nicht versäumt werde. Die unverständige, kurzsichtige Politik der Gegner Preußens in Deutschland hatte es zu stande gebracht, daß die Verschiedenheit der Anschauungen zwischen dem König und dem Minister allmählich schwand und daß an Stelle der Bedenken der gemeinsame Entschluß zum kräftigen Handeln trat.

Das Jahr 1863 führte dazu die Gelegenheit herbei. Im Beginn des Jahres beschäftigte die polnische Revolution, im Herbst der Anfang der schleswig-holsteinischen Frage die europäischen Kabinette. Der Kaiser Napoleon war bei beiden Fragen emsig beschäftigt, die Karten für sein eignes Spiel zurechtzulegen. Und das schien ihm anfangs zu gelingen. Denn als ich in Paris ankam, liefen die Fäden der gesamten europäischen Politik noch in den Tuilerien zusammen.

Allerdings hat Herr de la Gorce in seinem dritten und vierten Bande unwiderleglich nachgewiesen, daß seit dem italienischen Feldzuge Napoleon das Steuerruder der europäischen Politik aus der Hand verloren hatte. Alle Versuche, dasselbe in der schleswig-holsteinischen und deutschen Frage wieder in die Hand zu bekommen, scheiterten an den eignen Schwankungen, an der Ueberlegenheit seines Gegners Bismarck, an der Schwäche seiner Armee gegenüber dem deutschen Heere.

Die schleswig-holsteinische Verwicklung benützte Bismarck, um mit Hilfe Kaiser Napoleons den Knoten des preußisch-österreichischen Krieges zu schürzen. Die Zerschmetterung der österreichischen Armee in wenigen Wochen vernichtete Napoleons Traum des französischen Schiedsrichteramtes. Seine Hoffnung, nach dem Nikolsburger Waffenstillstande von Preußen eine kleine Gebietsabtretung am Rhein zu erlangen, ging ebenfalls in die Brüche, weil Napoleon seine

Forderung nicht militärisch unterstützen konnte. Ja, selbst das kleine Luxemburg entschlüpfte seinem bescheidenen Wunsche. So hat die Schlacht von Sadowa Napoleons Größe und Frankreichs Machtstellung mit einem Schlage zertrümmert.

Nachdem der böhmische Feldzug 1866 dem Kaiser die Augen über die preußische Macht und die eigne Schwäche geöffnet hatte, machte er 1868/69 noch einen unwirksamen Versuch, mit Hilfe des Marschalls Niel Frankreichs Armee dem preußischen Heere gleichwertig zu machen. Der Versuch scheiterte an der Unfähigkeit der Nation, sich energisch emporzuraffen und an ihrer Verblendung über ihre eigne Schwäche. Frankreich blieb militärisch mindermächtig. Zu der eignen Mindermacht trat der Mangel jeglichen Bündnisses, besonders nach dem Abfall Italiens.

Letzterer wurde hervorgerufen durch die seit 1859 ewig schwankende französische Politik zwischen Italien und dem Papsttum.

Militärisch unfertig, diplomatisch isoliert, so stürzte sich Frankreich 1870 übereilt in den Krieg. Die Schlacht von Sedan besiegelte den Untergang des Kaiserreichs, der seit der Schlacht von Sadowa unabwendbar war. Auf seinen Trümmern wurde Deutschlands Einheit begründet.

Die Nation verdankt die Verwirklichung ihrer Einheit, welche jahrhundertelang unerreichbar schien, dem Kaiser, der, seit Jahren den Gedanken festhaltend, Deutschland unter Preußens Schutz als Bundesstaat zu vereinigen, zur Ausführung des Planes das notwendige Werkzeug schuf. Demnächst dem Fürsten Bismarck, dessen unübertreffliche Staatskunst der Idee zum Siege verhalf, der Armee und ihren glorreichen Führern, vor allen den Feldmarschällen Moltke und Roon, welche den König in der Schöpfung und Führung der Armee bewunderungswürdig unterstützt haben. Dann den treuen Verbündeten des Königs, den deutschen Bundesfürsten, welche ihren Völkern mit ihrem Beispiele vorangingen, und endlich der Opferwilligkeit des Volkes, welche trotz der schwersten Anforderungen nicht einen Augenblick versagt hat.

Die Gründung des Deutschen Reiches ist geschichtlich untrennbar von der Napoleonischen Tragödie, der Geschichte des zweiten Kaiserreichs. Daher wird das Werk des Herrn de la Gorce besonders in Deutschland und namentlich bei den Zeitgenossen unsrer großen Epoche lebhaftes Interesse hervorrufen.

Heute zu den ältesten Augenzeugen jener Zeit gehörig, habe ich das Werk mit besonderer Aufmerksamkeit studiert. Meine verschiedenen Dienststellungen boten mir mehrfach günstige Gelegenheit, die Entwicklung unsrer neuesten Geschichte zu beobachten. Dazu rechne ich zunächst mein persönliches Dienstverhältnis (1858 bis 1863) zu dem Herrscher, welcher in gemeinsamer Arbeit mit seinen Paladinen das Deutsche Reich gegründet hat. Ferner mein Kommando (1863 bis 1867) als Militärattaché zur deutschen Botschaft in Paris. Damals hielt Napoleon scheinbar das Heft der europäischen Politik noch in Händen. Paris war das Operationsfeld, auf welchem unser großer Staatsmann hauptsächlich seine diplomatischen Erfolge über Kaiser Napoleon erkämpfte und die Gründung des Deutschen Reiches vorbereitete. Das ungünstige Stärkeverhältnis der fran-

zösischen zur preußischen Armee war ein wesentlicher Faktor seiner Siege. Meine Aufgabe war die Beobachtung, Beurteilung, Berichterstattung über die französische Armee. Welchen bestimmenden Einfluß die Kriegsuntüchtigkeit derselben im Jahre 1866 auf das Schicksal des Kaiserreiches ausgeübt hat, darüber berichtet Herr de la Gorce im dreißigsten Kapitel des fünften Bandes. Er zeigt, daß der offenkundige Wechsel der Machtstellung zwischen Frankreich und Preußen von dem Zeitpunkte datiert, da Napoleon nach der Schlacht von Sadowa seine Entschädigungsforderung an Preußen fallen lassen mußte. Er hebt hervor, daß die Unterlassung jeder militärischen Machtentfaltung in jenem Zeitpunkte von seiten Napoleons der Hauptgrund seiner diplomatischen Niederlage war. Allerdings übersieht der Verfasser, daß der französische Kriegsminister seit längerer Zeit nicht mehr im stande war, eine operationsfähige Armee in irgend welcher nennenswerten Stärke zu versammeln, weil eben alles mangelte. Die Rechtfertigung, welche Marschall Randon in seinen Memoiren bezüglich des Sommers 1866 veröffentlicht, ist ein Märchen, wie es der kühnsten Phantasie nicht unglaubhafter zugemutet werden kann. Aber diese Lücke in der Arbeit des Herrn de la Gorce kommt nicht in Betracht im Vergleich zu den großen Vorzügen seines Buches.

Herr de la Gorce besitzt alle Eigenschaften, deren ein Geschichtschreiber bedarf, um die schwierige Aufgabe, welche er sich gesetzt, glänzend zu lösen. Die Geschichte des zweiten Kaiserreiches verdient den Sybelschen und Friedjungschen Geschichtswerken würdig an die Seite gestellt zu werden. Jeder Band ist ein Meisterwerk, aber mich hat vor allem der zuletzt erschienene fünfte Band erfreut. Er enthält den Abschnitt, welcher der interessanteste meines Kommandos in Paris war, die Beteiligung Napoleons an den Ereignissen des Jahres 1866 und den Verlauf des Jahres 1867. Die Geschichte des zweiten Kaiserreiches hat in mir die Erinnerung an jene Zeit wachgerufen, welche ich während Napoleons Regierung in Paris zugebracht habe. Es sind namentlich der vierte und fünfte Band, welche den Zeitraum meiner Beobachtungsstellung (1863 bis 1867) gleichzeitig mit der vorbereitenden diplomatischen Arbeit des großen Kanzlers für die Gründung des Deutschen Reiches umfassen.

Die Schöpfung des mexikanischen Kaiserreiches, die polnische Revolution, die Entstehung der schleswig-holsteinischen Frage, das preußisch-österreichische Bündnis, die gemeinsame Eroberung der Elbherzogtümer, die hierdurch hervorgerufenen Schwierigkeiten mit dem Bundestage, die Stellung Napoleons zu denselben und die Zusammenkunft in Biarritz, das von Napoleon begünstigte preußisch-italienische Bündnis, der Krieg in Böhmen und Italien, die französische Vermittlung, der Waffenstillstand in Nikolsburg, die Entschädigungsforderung Napoleons in Berlin und sein diplomatischer Rückzug, der Wechsel des französischen Ministeriums, die vergeblichen Versuche des Kaisers, zu einer Verständigung mit Preußen zu gelangen, die Katastrophe in Mexiko, der Luxemburger Streit, die Heeresreform des Marschalls Niel, die militärische Verteidigung des Papsttums gegen Italien durch das Gefecht von Mentana, der offenkundige

Niedergang der Napoleonischen Machtstellung werden im vierten und fünften Band geschildert. Das Studium des französischen Werkes und die Erinnerung an meine Thätigkeit in Paris haben mich veranlaßt, unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" diejenigen meiner Erlebnisse zu veröffentlichen, welche meines Erachtens ein allgemeines Interesse haben. Ich habe mir die etwaigen Bedenken gegen eine Veröffentlichung zu meinen Lebzeiten wohl überlegt, aber die Gründe, welche gegen die Bedenken mir von berechtigter Seite wiederholt entgegengehalten wurden, haben bei mir überwogen.

Meine Aufzeichnungen haben nicht den Zweck, die bedeutenden Werke der berühmten Historiker, welche die Neugestaltung Deutschlands in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beschrieben haben, zu ergänzen. Dazu fühle ich mich nicht berufen, nachdem eine große Anzahl geschichtlicher Einzelschriften außer den umfassenden Gesamtwerken zur Klarstellung etwaiger Zweifel veröffentlicht wurden.

Aber selbst der bestbefähigte, gewissenhafteste, gründlichste Geschichtsforscher ist vor der Gefahr nicht bewahrt, einzelne Unrichtigkeiten, durch irrtümliche Darstellung oder durch Verschweigen ihm unbekannt gebliebener Thatsachen veranlaßt, durchgehen zu lassen. Wenn solche Fehler auch keinen wesentlichen Einfluß auf den Wert der Geschichtschreibung ausüben, so können sie doch dazu beitragen, im Einzelfalle Vorgänge und Personen im falschen Lichte erscheinen zu lassen. Deshalb scheint mir die Richtigstellung derselben, die Ausfüllung solcher Lücken im Interesse der Wahrheit wünschenswert, ja eine Forderung der Gerechtigkeit an zuverlässige, urteilsfähige Augenzeugen zu sein — namentlich, wenn der Irrtum geschichtliche Hauptpersonen schädigt. Dazu bedarf der Augenzeuge keiner wissenschaftlichen Durchbildung im Geschichtsfache, sondern nur eines guten Gedächtnisses und eines gewissen Verständnisses für die Zeit, welche er durchlebt hat. Gewiß muß die Zuverlässigkeit seiner Erinnerungen und seines Urteils notorisch außer Zweifel stehen. Er muß ferner ein gewisses Maß von Vorsicht, Erfahrung und Logik besitzen, um sich nicht von unbestreitbaren Thatsachen, die er erlebt hat, zu Schlußfolgerungen, die er nicht beweisen kann, hinreißen zu lassen. Wer sich des Besitzes solcher Vorbedingungen bewußt ist, der darf sich meines Erachtens von irgend welcher Scheu nicht abhalten lassen, zur wahrheitsgetreuen Geschichtschreibung einer miterlebten Zeit aus seinen Erlebnissen sein Scherflein beizutragen. Ob letzteres für den großen Zweck wertvoll oder nicht, dies zu beurteilen muß er seinen Lesern überlassen. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, habe ich meinen Entschluß gefaßt.

Ich werde meine Arbeit ihrer Veranlassung entsprechend in folgender Einteilung ausführen:

Im ersten Abschnitte werde ich über das Geschichtswerk des Herrn de la Gorce berichten, indem ich einschließlich der Vorrede aus jedem bisher erschienenen Bande einen kurzgefaßten Auszug wiedergebe. Ich benütze diese Gelegenheit, um der Freude Ausdruck zu geben, welche mir das Studium des ausgezeichneten Werkes verschafft hat. Wenn ich an einzelnen Stellen, namentlich auf dem militärischen Gebiete, Ungenauigkeiten berichtigen beziehungsweise Lücken ausfüllen

kann, so weiß ich, daß der Herr Verfasser mir diese Freiheit um der Wahrheit willen gern gestatten wird.

An den ersten Abschnitt knüpft sich als zweiter der Bericht der Erlebnisse meines Berufslebens, insoweit dieselben mir ein allgemeines Interesse zu haben scheinen. Ich wähle für den Bericht die chronologische Form, weil mir dieselbe gestattet, die Erlebnisse ohne allgemeines Interesse mit Stillschweigen zu übergehen. So wird der erste Abschnitt die Zeit von 1848 bis 1863 umfassen. Derselbe enthält den schleswig-holsteinischen Krieg 1848, den badischen Aufstand 1849, den Rückzug des mobilen preußischen Armeecorps aus Baden 1850, das erste Kommando in Paris 1852 bis 1853, den Beginn der Dienststellung beim Prinzregenten, Februar 1858, den französisch-österreichischen Krieg 1859, die Reorganisation der preußischen Armee, deren praktische Ausführung 1859 begann. Bei der Berufung des Herrn v. Bismarck an die Spitze des Ministeriums im September 1862 war ich fern von Berlin. Ich begleitete damals auf Befehl des Königs den Prinzen Albrecht von Preußen nach dem Kaukasus zur Teilnahme an einem Kriegszuge der russischen Truppen gegen die Bergvölker. Obgleich die Unternehmung manches Interessante bot, so verzichte ich auf ihre Erzählung. Der Gegenstand ist außer Zusammenhang mit dem Zeitabschnitte, welcher für meine Aufzeichnungen hauptsächlich in Betracht kommt, mit meinem Aufenthalt in Paris 1863 bis 1867.

Mit dem Jahre 1863 beginnt meine verantwortliche dienstliche Thätigkeit. Jedes Jahr bis zum Abschlusse 1867 ist politisch erinnerungsreich. Deshalb werden von 1863 an meine Aufzeichnungen die Form von Jahresberichten (1863/1864 und so weiter bis 1867) annehmen.

Meine Aufgabe, die französische Armee bezüglich ihrer Einrichtungen und Stärke fortgesetzt zu beobachten und über ihre Kriegsbereitschaft in jeder politischen Phase zu berichten, nahm meine Aufmerksamkeit in so hohem Maße in Anspruch, daß ich während meines vierjährigen Kommandos nur zweimal für mehrere Monate aus Frankreich abwesend war. Das erste Mal im Sommer 1864, um einem Kriegszuge französischer Truppen gegen die aufständischen Araber in der Provinz Oran beizuwohnen. Das zweite Mal im Sommer 1866 während des böhmischen Feldzuges, welchen ich als Flügeladjutant im Hauptquartier des Königs mitmachte. Nach dem Waffenstillstand von Nikolsburg kehrte ich am 7. August von Berlin mit dem Auftrage des Königs nach Paris zurück, dem Botschafter, Grafen Goltz, die Antwort des Königs auf die Entschädigungsforderung des Kaisers Napoleon zu überbringen. Den Rest des Jahres 1866 verblieb ich bei der Botschaft in Paris, voll beschäftigt, die Verbesserungsversuche in der französischen Armee zu beobachten und über ihre Nutzlosigkeit zu berichten.

Die zunehmende Verschlechterung der Lage in Mexiko, der drohende Untergang des mexikanischen Reiches, das gefährdete Schicksal der französischen Truppen waren ebenfalls der Gegenstand ununterbrochener Aufmerksamkeit.

Im Dezember 1866 zeigten sich die ersten politischen Anzeichen des Streites um Luxemburg. Der Kaiser Napoleon hatte mit dem König von Holland heimlich

eine Verabredung getroffen, Luxemburg käuflich zu erwerben. Da Luxemburg bis dahin deutsche Bundesfestung und von preußischen Truppen seit Jahren besetzt war, so konnte die Abtretung nicht ohne Preußens Genehmigung vollzogen werden. Die Verweigerung drohte zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich zu führen. Kaiser Napoleon befahl dem Marschall Niel, der inzwischen an Randons Stelle das Kriegsministerium übernommen, die Aufstellung einer Feldarmee an der deutschen Grenze vorzubereiten. Meine Aufgabe war seit Beginn des Jahres 1867, die auffälligen Vorbereitungsmaßregeln zu beobachten und über dieselben zu berichten.

Am 12. Februar 1867 wurde ich vom Könige zum Kommandeur des Königs-Husarenregimentes Nr. 7 ernannt, erhielt aber wegen Steigerung der Kriegsgefahr den Befehl, meinen Posten in Paris vorläufig nicht zu verlassen. Trotzdem der neue Kriegsminister die Rüstungen mit Eifer und Umsicht betrieb, konnten seine Anstrengungen, eine dem preußischen Heere ebenbürtige Feldarmee aufzustellen, das Ziel nicht erreichen.

Ich berichtete im Februar und März eingehend unter Beifügung zweifelloser Dokumente, daß die französische Armee nicht im stande sei, gegen Preußen Krieg zu führen.

In Berlin waren vom Generalstabe ohne Aufsehen alle Maßregeln getroffen, um im Augenblicke der französischen Kriegserklärung mit einem überlegenen Heere die französische Grenze zu überschreiten. Niemand zweifelte an dem Siege. Aber der Friedensliebe des Königs, des Ministers Bismarck und des Botschafters Grafen Goltz gelang es, im Verein mit der Mäßigung des Kaisers Napoleon, dem in London versammelten diplomatischen Kongresse, für diesmal die Kriegsgefahr zu beschwören.

Am 11. Mai 1867 wurde in London von den Vertretern der europäischen Mächte ein Vertrag des Inhalts unterzeichnet, daß Frankreich auf die Erwerbung Luxemburgs verzichte, Luxemburg neutral erklärt werde und Preußen seine Besatzung aus der bisherigen Bundesfestung zurückziehen solle.

Der Abschluß des Vertrages beendigte den Luxemburger Streit und gleichzeitig die Notwendigkeit meines verlängerten Aufenthaltes in Paris. Der König genehmigte meine Bitte, nunmehr das Kommando meines Regimentes zu übernehmen. Am 1. Juni 1867 befand ich mich an der Spitze des schönen Regimentes, welches ich bis zum Schlusse des französischen Krieges geführt habe.

In Paris erhielt ich 1867 das Kommando, in Amiens gab ich es 1871 bei meiner Beförderung zum Brigadekommandeur ab.

Bevor ich nun an meine Aufgabe herantrete, will ich aussprechen, daß ich deren Schwierigkeiten erkenne. Ich bin mir aber bewußt, ernst und gewissenhaft ihre Ueberwindung anzustreben.

Fast vierzig Jahre liegen zwischen heute und der Zeit, von welcher ich hauptsächlich sprechen will. Seitdem ich 1867 Paris verlassen, ist mein Leben bis 1897 nicht allein durch die regelmäßigen Kommandostellungen aller Grade, vom Regimentskommandeur bis zum Oberkommandierenden in den Marken,

sondern auch durch häufige Sendungen ins Ausland ausgefüllt worden. Ich habe somit niemals Zeit gehabt, zur Unterstützung meines Gedächtnisses mir Notizen zu machen. Die Dokumente, welche aus meinem Berufsleben teilweise wohl noch vorhanden, bestehen aus meinen dienstlichen Korrespondenzen und Berichten, beziehungsweise ihren Konzepten und Abschriften. Ich habe sie teils meinem Nachfolger in Paris hinterlassen, teils befinden sie sich noch in den Archiven der Kommandobehörden, an welche meine Berichte gingen.

Bei meinem Abgange nach Paris, März 1863, befahl mir der König, meine Berichte, der damaligen Dienstvorschrift für die Flügeladjutanten entsprechend, direkt an seine Person zu richten. Indessen habe ich im Interesse des Dienstes niemals versäumt, dieselben, soweit sie für den Botschafter von Interesse waren, ihm vor der Absendung zu unterbreiten. Aus dem Kabinette des Königs gingen die Berichte nach Allerhöchster Bestimmung an das Auswärtige Ministerium, den Generalstab, das Kriegsministerium. Außerdem stand ich im fortgesetzten brieflichen Verkehr mit den jeweiligen Abteilungschefs im Kriegsministerium und Generalstab — namentlich mit dem General v. Podbielski im Kriegsministerium und dem Obersten v. Döring im Generalstab. — Von meinen wichtigsten Berichten aus jener Zeit befinden sich heute noch Abschriften im Archiv des Generalstabs, welche derselbe mir für meine Arbeit bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Sie sind die einzigen schriftlichen Dokumente, welche ich für meine heutigen Aufzeichnungen benützen konnte. Sie genügen aber auch vollständig für meinen Zweck, die objektive Richtigkeit des Inhalts zu bestätigen — denn sie entstammen den Jahren 1866 und 1867 — der Epoche, in welcher das Stärkeverhältnis der französischen zur preußischen Armee von wesentlichem Einflusse auf die Politik war.

Den Zweck, welcher mir bei meinem Entschlusse zu schreiben vorschwebte, habe ich in der Einleitung zu erklären versucht. Ich beabsichtige nicht, dem Leser interessante Neuigkeiten zu erzählen. Wer solche zu finden hofft, wird unbefriedigt bleiben. Ich will für die Momente, Personen, Verhältnisse, welche mir in unsrer großen Zeit von Bedeutung scheinen, die Erlebnisse eines Zeitgenossen beziehungsweise Augenzeugen nachträglich berichten, um optima fide mein Scherflein zur Zeitgeschichte beizutragen. Dazu ist die Bürgschaft für die authentische Wahrheit meiner Darstellung Vorbedingung. Die Bürgschaft für die Wahrheit meiner Erlebnisse versuche ich aus meinen persönlichen Erinnerungen einerseits, aus meinen dienstlichen Berichten andrerseits, soweit mir die Abschriften zur Verfügung stehen, zu geben. Meine allgemeine Darstellung stützt sich auf die besten Geschichtswerke von Autoren verschiedener Nationalität, die ich mit Auswahl benützen und jedesmal anführen werde.

Nunmehr glaube ich mit dem ersten Abschnitte meines Programms, der Besprechung des französischen Geschichtswerkes, beginnen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)



Die geschickte Hand des Chirurgen.[1])

Von

Ernst v. Bergmann.

Sie haben mir mit der Aufforderung zu einem Vortrag in Ihrer Mitte so freundlich die Hand entgegengestreckt, daß ich gern einschlage, um so mehr, als unsre Hände schon deswegen zusammengehören, weil die Hand unser gemeinsamer Pate ist, denn sie hat Ihnen wie mir den Namen gegeben. Das Wort Handelsstand leitet ebenso von der Hand seinen Ursprung ab wie die Bezeichnung Chirurg. Das griechische χείρ ist nämlich das deutsche Wort Hand, und die Chirurgie somit nichts andres als ein Thun und Schaffen mit der Hand, ein Handeln wie das Ihrige zum Besten der Menschheit.

Wir können auf den gemeinsamen Paten stolz sein, er besitzt ein treffliches Rüstzeug, das er uns freigebig vermacht hat, ein Werkzeug, das uns angeboren ist und in einem fleißigen Leben vieltausendfachen Zwecken dienstbar wird. Dazu macht es sein Bau so geeignet und seine Verbindung mit dem übrigen Körper durch die nach allen Richtungen beweglichen Arme. Wie schön schildert Herder in seiner Plastik die Arme des Mannes: „Mächtig und frei gehen sie von den Schultern hervor, die Werkzeuge der Kunst und die Waffen der Tugend. Sie sind da, die Brust zu schützen, Geliebte, Freund und Vaterland zu umschlingen, ans Herz zu drücken und zu verteidigen. Muskeln des Mannes Siegeskränze und Nerven seine Bande der Liebe. Und die Hand ein Gebilde voll feinen Gefühls und tausendförmiger Uebung!“

Jedermann kennt heute das Skelett der Hand, grüßt es uns doch aus dem Schaufenster des Photographen wie des Elektrotechnikers in wohlgelungenem, von Röntgenstrahlen gezeichnetem Bilde. Aus 27 sehr verschiedenen, kurzen, breiten, eckigen und langen Knochen baut es sich in fünf vielgliedrigen Säulen auf kurzem, doppelt gewölbtem Fundamente, der Handwurzel, auf. Die Säulen stehen nicht wie Palissaden neben-, sondern weichen fächerförmig voneinander, wodurch sie an die Strahlen einer Fischflosse erinnern. In der That hat man in den Mißbildungen, in welchen die Fünffingerzahl überschritten ist und zehn, ja selbst mehr Finger sich finden, an Rückschläge, Wiederholungen von uns vorangegangenen Lebewesen im Wasser und ihre die Hand ersetzende Flosse gedacht.

Die voll und richtig ausgebildete Hand ist durch ihren anatomischen Bau zu den mannigfachsten Verrichtungen voraus bestimmt und befähigt. Sie greift, fängt, faßt, hält und hebt flink und fest. Sie tastet, streichelt und schmiegt sich, als reizende Gefährtin süßer Schmeicheleien, sanft, zart und leise dem Freunde

---

[1]) Vortrag, gehalten im Verein junger Kaufleute in Berlin im Winter 1901.

an, während zur Faust geballt sie dem Feinde das Gesicht mit berechneter Sicherheit zerschmettert. Im gestreckten Zustande bildet sie eine Art Schaufel, welche sich der Gestalt und Form des zu ergreifenden Gegenstandes genau anzupassen vermag. Ein Muskelzug höhlt sie und macht sie zum Schöpfen bereit. Dann nennen die Anatomen sie Poculus Diogenis, weil der Cyniker den hölzernen Becher in seinem Gürtel wegwarf, als die eigne Hand ihn gelehrt hatte, daß dieser zu den überflüssigen Dingen, welcher sich ein Philosoph zu entledigen habe, gehöre.

Kurz, Form und Bau der Hand machen sie dem Geiste gefügig, welcher durch sie die Macht der Ausführung seiner Gedanken erhält. Mit ihr formt und bildet, giebt, reicht, nimmt und herrscht er. Allzeit ist sie fertig und bereit, ihm zu dienen und seinen Willen zu vollstrecken. Wie innig Geist und Hand verbunden sind, zeigt unser Sprachgebrauch, dem das Verstehen ein Begreifen ist.

Kaum gehen vom Haupte und Antlitz so viele symbolische Handlungen aus wie von der Hand; mit den Händen klatschen wir Beifall, und durch eine Bewegung seines Daumens entschied der römische Imperator über Tod und Leben des besiegten Gladiators. Pilatus wusch seine Hände rein vom Blute des unschuldig Verurteilten. Wir winken und drohen, wir bitten und befehlen mit der Hand. Wir kehren sie der Brust zu, dem Sitze des Gewissens, wenn wir geloben und versprechen, und übertragen mit ihr die Weihe des Segens auf ein teures Haupt. Erlösend legt die Mutter Gottes ihre Hand ganz leise auf das gebrochene Herz des Wallfahrers von Kevlaar. Wir bieten offene, volle, leere, aber treue Hände, wenn wir um die Hand des geliebten Mädchens werben, und geben Geltung und Siegel mit unserm Handschlag dem Entschlusse. Wir schwören mit der Hand und erheben betend sie zum Vater im Himmel. „Oest- und westliches Gelände ruht im Frieden deiner Hände.“ Die Hand giebt ein gebräuchlich Maß. Eine Handvoll Erde werfen wir auf den Sarg unsrer Geliebten, und eine kurze Spanne Zeit bloß haben wir zu leben!

Erläuternd begleitet die Hand jede unsrer Handlungen, insbesondere aber unsre Rede, ja in gewissem Sinne spricht sie selbst, ersetzen doch ihre Zeichen dem Stummen die Sprache. Welche Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen! Wie schnell gleitet, schlägt und springt sie über die Tasten, und wie sanft rührt sie die Saiten. Wie wirft und wirbelt bei seinem Zahlenspiel der Italiener seine Hand, daß sie in förmliche Raserei zu kommen scheint. Thatsächlich deliriert sie mit dem Fiebernden in gleichmäßig wiederkehrender Weise. Sie zupft und zerrt an der Bettdecke, oder langt in die Luft, als ob sie Flocken lesen wollte, wenn das Nervenfieber sich zum Ende wendet.

Was Wunder, wenn man der Hand, die so unmittelbar mit den Regungen des freien wie des gefesselten Geistes sich verbunden zeigt, nicht nur Symbolisches, sondern auch Mystisches und selbst Prophetisches zugeschrieben hat. Die Chiromantie wollte aus ihren Linien und Furchen das Schicksal und die Zukunft ihres Trägers vorhersagen. Heute glaubt niemand mehr der Zigeunerweisheit. Sie ist ebenso leichte Ware als die Zigeunerliebe.

An die Stelle der Chiromantie, der Weissagung aus der Hand, ist die Chirognomie getreten, die Kunst, aus den Händen die Bedeutung und Eigenheiten ihrer Besitzer zu erkennen, und weiterhin die Chirogrammatomantie oder Graphologie, welche aus der Handschrift eines Menschen seine Fähigkeiten und Leidenschaften erschließen will. Die Lehre von dem, was wir der Hand eines Menschen ansehen und aus ihr über ihn in Erfahrung bringen können, ist eine gutbegründete und für den darstellenden Künstler, sowie den Psychologen und den Arzt außerordentlich wichtige.

Was lesen wir nicht alles im Gesicht eines Menschen, verstehen wir doch ausnahmslos von der Physiognomik recht viel, wenigstens urteilen wir streng und hart über den Schauspieler, der uns in seiner Mimik nicht sofort den Glücklichen oder den Trauernden, den von Gift und Galle oder von Lust und Freude Erfüllten erkennen läßt. Selbst ein Hund sieht seinem Herrn an, ob er in winselnder Furcht herankriechen soll oder freudig bellend zu ihm aufspringen darf. Auf die Stirn sieht der Physiognom zuerst, „da wohnt — um wieder mit Herder zu reden — Licht, da wohnt Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit. Sie ist die leuchtende Tafel der Gesinnung. Hinter dieser spanischen Wand singen entweder alle Grazien oder hämmern alle Cyklopen.“ Dann folgt das Auge und der Blick, von dem man sagen darf, der Blick ist der Mensch. Ich will von Nase und Mund schweigen. Die weit geöffneten Nasenlöcher sind die sicheren Zeichen eines ausbrechenden Zornes, und die hinaufgezogenen Flügel die des Witterns und Spürens. An den Lippen hängt nicht bloß die Sehnsucht nach dem Druck von Lipp' auf Lippe, sondern ebenso Stolz, Spott, Hohn, Verachtung und Wohlwollen.

Hat da nicht die Hand, die mannigfach gestaltete und geübte, auch ein Recht, sich für einen Spiegel unsers Geistes zu halten, indem sie eine entscheidende Bedeutung für die Beurteilung unsrer individuellen seelischen Eigentümlichkeiten in Anspruch nimmt? Warum sollte ihre äußere Bildung nicht abhängig von unserm inneren Leben, warum sie nicht ein Abbild unsers geistigen Urbildes sein, eine Verkünderin unsrer Anlagen, unsers Wollens und Könnens? Wir sind heutzutage gewohnt, diese Fragen nur aus einer kritisch gesicherten Erfahrung, das heißt aus Beobachtungen, die uns Ursache und Wirkung unmittelbar vor Augen führen und ihren Zusammenhang verstehen lehren, zu beantworten. Gewiß ist die Hand ein Teil der besonderen individuellen Beschaffenheit eines Menschen und hat daher auch mit ihr im Einklang zu stehen. Wer der Darstellung eines schlanken, zarten Mädchenleibes eine plumpe, große Hand giebt, verdirbt sein Bild, ebenso wie der, welcher einem Herkules eine schmale, dürre Hand malen würde. Selbst große Künstler haben bei Darstellung der Hände ihrer Figuren und Gestalten oft versäumt, der gebotenen Harmonie den rechten Ausdruck zu geben. In Raffaels Meisterwerken tadelt die Kritik Form und Ausführung der Hände, während sie in Correggios Heiliger Nacht die zarte, feinfühlende Hand der Madonna bewundern lehrt. Die Unterschiede der Hände fallen jedem, der eine Gruppe von Menschen sieht, ohne weiteres auf. Häßlich ist die Hand,

wenn ihr mittlerer Teil, Handfläche und Handrücken, auffallend breit und gleichmäßig dick ist, während ihre Finger kurze, starke, vorn abgestumpfte Cylinder vorstellen. Wie schön dagegen ist die Hand mit mehr quadratischer Form der Handfläche, größerer Länge der Finger und kräftig entwickelten Ballen am Daumen und kleinen Finger, oder die Hand, deren Fläche an Länge um etwas die Breite überwiegt, gezeichnet nur von wenigen einfachen Linien und versehen mit feinen, schlanken, langen, vorn abgerundeten Fingern. Man erfreue sich in Tizians Bilde von dem Zinsgroschen an der Hand des Heilandes und vergleiche sie mit den Händen der ihn versuchenden Pharisäer.

Diese Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Form macht es begreiflich, daß man für die Hand der großen Virtuosen, Bildhauer, Maler und Chirurgen einen besonderen Typus suchte, den der artistischen Hand, und wenn man ihre Totenmaske abnahm, nicht unterließ, auch ihrer Hand sich zu vergewissern. Hat man doch auch vom äußeren Ohre des Tonkünstlers und Komponisten Eigenartiges erwartet. Thatsächlich ist die Modellierung der Ohrmuschel großen Schwankungen unterworfen, und wird von Mendelssohns Ohr behauptet, daß es in seinen Biegungen ein ganz besonders tiefes und scharfes Relief gezeigt habe. So ist es gekommen, daß man von der Hand eines Chirurgen auch eine bestimmte Form verlangte, welche der Geschicklichkeit des Wundarztes entsprechen und sein Talent darzuthun und zu erweisen hätte. Sie sollte sein wie der Mann selbst. Daher dankt der glücklich Operierte neben Gottes Gnade alles der geschickten Hand des Meisters.

Der Chirurg soll das Herz eines Löwen und die Hand einer Lady haben, sagt ein englischer Schriftsteller, allein die Gipsabgüsse der starken Hände eines Hunter, Larrey, Dieffenbach zeigen nichts von einer Frauenhand, nichts aber auch von einer Aehnlichkeit unter sich, und die Chirurgen, die mehr eines Kindes als eines Löwen Herz haben, sind mir die lieberen. Gewiß, schwer soll sich nicht die Hand eines Chirurgen auf eine Wunde legen und gern jedwede Handreichung dem Verwundeten thun. Sie soll sicher und tapfer, gut geschult und zielbewußt in das Leben greifen, das sich ihr anvertraut, nie mit Hast, stets mit Ruhe, denn des Chirurgen Werk sei von langer Hand vorbereitet, aber kurzerhand gethan. Worauf er seine Hand legt, das soll er halten und heilen. Seine Hände soll er rühren zum Segen seiner Kranken, die er auf Händen zu tragen hat.

Das sind die Aufgaben, welche die geschickte Hand des Chirurgen zu erfüllen vermag, auch ohne durch eine bestimmte und typische Grundform ausgezeichnet zu sein.

Eigenschaften des Geistes und Charakters verrät uns keine Hand, auch nicht die des Chirurgen, wer sie aus ihr erraten will, dürfte mit Othello irren, als er über die Hand seiner Desdemona klagte:

„Diese Hand ist warm, heiß, heiß und feucht,
Das deutet reigeb'gen, lüstern Sinn!
Solch einer Hand geziemt
Abtötung von der Welt, Gebet und Fasten."

Ein fürsorgender Vater darf durch die Hände seiner Knaben sich nicht für die Wahl ihres künftigen Berufes bestimmen lassen, indem er die Hand des einen für das Klavier und die des andern für den Meißel des Bildhauers vorausbestimmt hält. Lächeln wir doch längst schon über die praktische Anwendung der Gallschen Phrenologie, über den Hausherrn, der ängstlich am Haupte des neu zu dingenden Dieners nach dem Diebsorgan forscht und froh ist, statt dessen das Organ der Anhänglichkeit zu finden, oder über die Mutter, welche unter dem Haar der Bonne das Organ der Kindesliebe zu entdecken meint.

So reich der Kopf an individueller Verschiedenheit auch ist, prägen sich im Relief seines Schädels doch nicht die Besonderheiten der im Hirn versteckten geistigen Anlagen aus. Noch weniger in der von diesen Zentren so entfernten Hand. Wohl ist die Schönheit des Gesichts ein ererbtes Gut, ebenso wie seine oft verwünschte Rassenform, also etwas ursprünglich Gegebenes und Vorhandenes. Allein was wir außer dem Schönen und Häßlichen Charakteristisches in seinen Zügen sehen, ist eine That des Geistes, eine Frucht seines Schaffens und seiner Bewegungen. Eine unerschütterliche Gemütsruhe macht das Antlitz starr, glatt und ausdruckslos, während die Leidenschaften es zerwühlen, verzerren und dauernd ihre Spuren ihm eingraben. Auch die Hand besitzt eine angeborene, überaus reiche individuelle Gestaltung, eine Fülle kleiner Eigentümlichkeiten, die man vor einem Dutzend Jahre kaum ahnte und die sie doch zum wertvollsten Unterscheidungsmittel des Menschen vom Menschen machen. Zur Zeit, als man aus China mehr Wunder erzählte, als unsre ostasiatischen Regimenter erfahren haben, hieß es, daß die Chinesen ein treffliches Mittel besäßen, um den Eigentümer eines Reisepasses zu hindern, seine Legitimation einem andern abzutreten, nämlich den Abdruck seiner mit einer feinen Oelschicht überzogenen Hand auf Fließpapier, die dem Passe zugeheftet würde, denn keine Hand gleiche vollkommen einer andern. Thatsächlich leistet die Hand für das Erweisen der Identität einer verdächtigen Persönlichkeit mit einer schon früher bestraften oder entflohenen oft mehr als die Photographie im Verbrecheralbum, obgleich die Messungen im anthropometrischen System Bertillons sich bloß auf Mittel- und kleinen Finger der linken Hand beziehen. Die Verhältnisse zwischen den einzelnen Fingergliedern sind so außerordentlich verschiedene, daß in der That aus der Hand der Mensch erkannt werden kann und die Maße der Hand ihn von seinesgleichen unterscheiden lassen.

Giebt uns die nähere Betrachtung der Hand für das Sein eines Menschen auch nur ein polizeiliches Signalement, so giebt sie uns um so mehr für sein Werden, Wachsen, Thun und Lassen. Unser Lebensgang, unsre Lebensgewohnheit, Lebensführung und Lebensarbeit hinterlassen auf ihr unverkennbare und unveräußerliche Spuren. Wir sind während unsers Lebens nicht gleichmäßig und unveränderlich wie die Götter Griechenlands, sondern in stetem Werden und Vergehen begriffen, unsre Jahre sind in unsre Hand geschrieben.

Das runde, weiche Händchen des Kindes, durch eine tiefe Furche, einem reizenden Armbändchen, von dem Vorderarme getrennt, verändert sich mit dem

Wachsen schnell, wie in seinem knöchernen Gefüge, so auch in seiner äußeren Form. Die Hände aller wohlgenährten Kinder gleichen einander, ebenso die Hände der Alten, deren Faltenreichtum dem des Greisengesichts nicht nachsteht, wie Rembrandts Bild der alten Frau im holländischen Reichsmuseum naturwahr wiedergegeben hat. Dabei ist die Greisenhand trocken, ihre Haut welk und unelastisch, so daß die Falte, welche wir vom Handrücken aufheben, stehen bleibt und Minuten braucht, ehe sie sich wieder auszugleichen beginnt. Deutlich treten die Venen und Sehnen durch die immer dünner werdende Haut des Handrückens hervor, während die Nägel ihren Glanz verlieren und die Fingerspitzen sich zuschärfen.

Keine Lebensgewohnheit, oder vielmehr Unsitte des Lebens, verwüstet so bald die Hand wie der gewohnheits- und übermäßige Alkoholgenuß. Die fleischlose, zitternde und schwitzende Hand, die der Bettler vor der Destille uns entgegenstreckt, verrät, was er war und was er will.

In dieser Hinsicht offenbart die Hand dem Arzte außerordentlich viel. Sie sagt ihm in ihrer stummen Sprache, wenn er diese, wie Gerhardt schreibt, versteht und beobachtet, oft viel mehr, als seine Fragen dem Munde des Leidenden zu entreißen vermögen. „Wer sicher den Becher im Alter zum Munde führt, hat sicherlich in seiner Jugend nicht zu tief in ihn geschaut.“ Eine Fülle trefflicher Beobachtungen hat Gerhardt in seiner Abhandlung über die diagnostischen Anhaltspunkte, welche die Hand des Kranken dem Arzte schenkt, niedergelegt. So ist die auf eine Hand beschränkte Abmagerung des Daumen- und kleinen Fingerballens ein ebenso sicheres Zeichen vom Beginne eines fortschreitenden Muskelschwundes, als für die Bleivergiftung es die doppelseitige Lähmung der Fingerstrecker ist und so weiter.

Krankheit und Unfall bedecken die Hand mit ihrer traurigen Hinterlassenschaft: Narben, Verwachsungen und Verstümmelungen. Die tägliche Arbeit gräbt ihr andre Zeichen ein, sie beeinflußt deutlich und daher unstreitig selbst die Form und Gestalt der Hand. Unsre Körperproportionen sind von der Art unsrer Beschäftigung abhängig, allerdings gehört eine Fülle von Messungen an den verschiedensten Individuen dazu, um aus ihrer Summe einen Durchschnittswert zu gewinnen, welcher beweist, daß beispielsweise die Länge der oberen Extremitäten bei Männern, die schwere mechanische Arbeit thun, 43,4⁰/₀ ihrer Körperlänge beträgt, während sie fast 1⁰/₀ weniger bei vorzugsweise geistig arbeitenden ausmacht. Würden wir noch ein größeres und besser geordnetes Material zur Beurteilung dieser Verhältnisse besitzen, so könnten unsre Schlüsse wahrscheinlich noch mehr aufdecken.

Die in ihren Verhältnissen so schöne und in ihren Leistungen so vollkommene Hand eines Klaviervirtuosen wie Franz v. Liszt mag zu ihrer Ausbildung wesentlich dadurch gebracht worden sein, daß bereits in seinem neunten Lebensjahr der spätere Meister nicht von seinem Flügel zu bringen war und seine Hand auf den Tasten nicht ruhen ließ. Es wuchs die Hand mit dem Künstler. Will man den Einfluß ihrer Beschäftigung auf die Entwicklung der Arme und Hände

richtig beurteilen, so muß vor allem festgestellt werden, ob die Arbeit, welche sie gethan haben, schon in die Zeit ihres Wachsens fiel oder erst nach vollendetem Körperwachstum aufgenommen wurde. Vielleicht haben unsre Tonkünstlerinnen deswegen so schön gestreckte Hände und ebenmäßige Finger, weil sie meist alle einst die Wunderkinder waren, die schon im Flügelkleide das Publikum entzückten. Unermüdliche Uebung und ungewöhnliche Anstrengung ihrer Finger zur Zeit, in der sie noch wuchsen, ließ sie stärker wachsen und deswegen länger und feiner werden.

Ist das richtig, so dürfen wir von der Hand eines Klavierkünstlers, der früh seiner Kunst sich gewidmet, allerdings etwas Besonderes in ihrer Gestalt erwarten, nicht aber von der eines Chirurgen. Der Chirurg beginnt seine besondere Thätigkeit erst, nachdem seine Hand ihr Wachstum beendet hat, nach seinem zwanzigsten oder gar dreißigsten Jahr, wie Dieffenbach, der zuerst Theolog, und Desault, der zuerst Professor der Mathematik gewesen war. Da vermögen seine Hände ebensowenig länger als kürzer zu werden. Sie sind eben fertig.

Wir arbeiten aber nicht alle mit der Hand. Die schwerere und bedeutende Arbeit des Denkens, Dichtens, Sinnens, Urteilens und Erfindens läßt die Hand ruhen, selbst wenn sie später dazu bestimmt wird, Tausende von Händen in Bewegung zu setzen. Werner Siemens Hand war frei von den Schwielen, welche die Hände derer, die seine Drähte zogen und seine Kabel legten, bedeckten.

Die Hand, welche bei der Arbeit selbst anfassen muß, und die, welche das nicht muß und thut, sind leicht zu unterscheiden. Wer, dank dem Verdienste seiner Ahnen, nicht selbst in die Härten des Lebens zu greifen braucht und seine Hand schonen und pflegen kann, besitzt die weiße, zarte, schlanke Hand des geborenen Aristokraten, während der reich gewordene Bauer vergeblich sich bemüht, seine dicken, knochigen Finger in einen Glacéhandschuh zu zwängen; die Nummern des Ladenvorrats reichen zu der erforderlichen Größe nicht aus.

An der Haltung der Finger in beständiger Beugestellung, zu welcher sie das Halten der Axt zwingt, sind Holzhauer und Zimmerleute kenntlich; der Schmied zeigt eine Menge kleiner weißer und roter Brandnarben am Handrücken, die sprühenden Funken färbten ihn so bunt. Ein gesticheltes Aussehen der Oberhaut am Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand, wo so oft sie die Spitze seiner Nadel verletzte, zeichnet den Schneider aus. Eine Schwiele auf der Rückenfläche des zweiten oder dritten Gliedes vom Mittelfinger der linken Hand verrät den Arzt, der fleißig perkutiert hat, eine Schwiele am Daumenrande des Zeigefingers und eine am Ballen des kleinen Fingers den Meister Valentin, der lange den Hobel gebraucht und angesetzt, bis er alles gleichgehobelt hat. Schwielen an der Rückenseite des zweiten Fingergliedes vom dritten, vierten und fünften Finger der rechten Hand gehören dem Goldarbeiter, dem der Probierstahl hier anliegt und die Haut durch seine Reibung reizt. Das Hantieren des Chirurgen ist ein so mannigfaltiges und verschiedenartiges, daß es eine bestimmte charakteristische Spur an seinen Händen nicht hinterlassen kann. Bald muß er, mit den

Fingern der linken Hand die Haut spannend, mit der rechten leicht das Skalpell durch die Weichteile des Operationsfeldes führen, bald mit kräftigem Zuge ein Amputationsmesser, das er in die volle Faust faßt, um das abzunehmende Glied des Kranken ziehen. Bald wieder hat er mit beiden Händen einen Arm anzufassen, um ihn in das Gelenk, aus dem er verrenkt war, zurückzuführen, bald endlich eine Sonde zart in die Finger zu nehmen, um in der Tiefe einer Schußwunde nach der Kugel zu tasten. Kraft, Zartheit, feinstes Empfinden und genaues Zufühlen wechseln in seiner Arbeit tagtäglich. Da drückt die verschiedene Thätigkeit auch der Hand nicht einen bestimmten Stempel auf.

Wenn die Hand des Chirurgen weder seinem Talente noch Charakter von vornherein angepaßt ist und wenn ihr seine tägliche Arbeit auch kein besonderes Merkmal hinterläßt, hat sie dann noch etwas Eigenartiges, was sie von andern Händen unterscheiden dürfte?

Diese Frage bejahe ich unbedingt. Ich behaupte, daß sie eine Eigentümlichkeit und Besonderheit besitzen muß, die regelmäßig geprüft werden soll, und zwar vor jeder Operation, jedesmal, ehe sie einen Wundrand faßt, einen Fremdkörper in einem Gliede sucht oder in eine eröffnete Körperhöhle taucht. Sie muß rein sein, so rein wie keine andre Hand, reiner als die des Neugeborenen oder die der Blume zu Saron und die der weißarmigen Helena.

Lassen Sie mich diese Forderung an die Hand eines ausübenden Wundarztes näher begründen, wobei ich freilich weit ausholen muß. Ich muß Sie nämlich bitten, mit mir in die Welt des Kleinen, ja des Kleinsten hinabzusteigen, um Sie mit einer Flora bekannt zu machen, die weit, weit unsern Blicken entrückt ist und die doch jedem von uns so nahe liegt, denn ihr Fund- und Standort ist unsre Haut. Die schönste, glatt und glänzende, zarte, schneeweiße oder rosig schimmernde Menschenhaut besitzt sie, einen botanischen Garten, in dem Millionen Pflänzchen sprießen, unerschöpflich und ins Unendliche sich mehren, wuchern und gedeihen. Zwar die Haut des einen ist mehr und üppiger von den betreffenden Gewächsen besetzt als die des andern, die Haut des im Straßenstaub Arbeitenden mehr und dichter als die einer Dame, welche, der Venus gleich, täglich dem schäumenden Wasser entsteigt. Aber frei von den uns beschäftigenden Pflänzchen ist keine, jede ist von ihnen heimgesucht. Für den Botaniker, der diese Pflanzenwelt kennen lernen will, bedarf es aber besonderer Vorrichtungen und Mühen, um die interessanten Exemplare zu sammeln und zu sondern.

Die so üppige Vegetation blüht nur im Reiche des Unsichtbaren und bleibt, wie großartig auch ihr Anblick wäre, unserm Auge verschlossen. Erst wenn dieses sich mit den allerbesten Mikroskopen bewaffnet und alle Mittel der Vergrößerungskunst zu Hilfe genommen hat, vermag es die kleinsten aller Schmarotzer zu entdecken, eine Entdeckung, die zu den anstrengendsten und schwierigsten gehört. Die peinliche Arbeit, die sie fordert, nennen wir die Bakterioskopie. Von den Händen gewinnen wir durch leichtes Schaben kleine Schollen ihrer oberflächlichsten Hornschicht und können diese unter das Mikroskop bringen oder auf einen für die Vegetation der gesuchten Mikro-Organismen geeigneten Nährboden streuen.

Haben wir diesen Boden, heutzutage meist eine Glasplatte, die mit fester Gelatine überzogen ist, von andern Keimen als den im Hornhautstückchen enthaltenen frei gemacht und in gehörige Wärme gesetzt, so geht die Saat, die an den Schüppchen haftete, auf. Wo das geschah, treten auf der vorher durchsichtig klaren Gelatineschicht kleine Nebelflecken auf, wie durch einen leichten Hauch getrübte Punkte und Strichelchen. Das sind zarte Pilzrasen, die aus Millionen von Mikro-Organismen gleicher Art wie die darauf gestreuten von der Hornhautschuppe bestehen. Sie werden nun mit der Nadelspitze herausgeholt und, nachdem sie gehörig auf einem Objektglase präpariert und gefärbt worden sind, unter dem Mikroskop studiert.

So gelingt es, zweierlei festzustellen, einmal die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Pflanzengattungen, welche über unsre Haut ausgesät sind, und dann ihre Verbreitung, indem wir an einzelnen Körperstellen vielerlei, an andern nur einerlei Arten finden. Gewiß ist Ihnen einst noch auf der Schule, in der Naturgeschichtsstunde, die Welt im Wassertropfen gezeigt worden. Welch ein lebhaftes Gewimmel in dem Tropfen aus der Spree, der unter die Lupe gebracht worden war. Ungleich dichter noch liegen in der Kolonie, welche die Nadelspitze aus der Gelatine hob, die lebenden, hin und her zitternden Kügelchen zusammen, aus denen sie besteht, eine Abundantia, welche unsre Phantasie kaum zu fassen vermag, und alle Abkömmlinge aus dem Garten auf unsrer Haut, von dem ein kaum sichtbares Schüppchen in kürzester Zeit so viel geliefert hat. Könnten wir doch einmal mit unbewaffnetem Auge frei über größere Flächen dieses Rasens und Schleiers blicken, der unsichtbar unsre Haut überzieht, o wäre der Zaubermantel mein, der uns in diesen Mikrokosmos trüge!

Freilich die Ausrüstung zu einer solchen Reise ist schwierig. Um sie zu vertragen und zu genießen, müßten wir uns gewaltig verändern. Indessen, was haben wir im Märchen schon alles unternommen! Wir verwandelten uns in die kleine lauschige Maus, die dem unschuldig Verurteilten die Fesseln durchnagte, oder eilten mit den Galoschen des Glückes durch die Herzkammern unsrer Nachbarn, oder fuhren in den luftlosen Mond, um Frau Luna zu begrüßen, und setzten uns auf die Sternschnuppe, um die Milchstraße zu durchqueren. Wohlan, nehmen wir die nötige Verwandlung vor, um die Berge und Thäler, welche schon bei geringer Vergrößerung auf unsrer Haut als solche erscheinen, mit der Botanisiertrommel zu durchwandern. Zunächst gilt es, tüchtig zusammenzuschrumpfen, bis wir nur zwanzigmal so lang als die Durchmesser der kleinen Pflanzenkugeln sind, die wir aufsuchen wollen. Aber während wir aus reiner Forscherlust eine solche Verkleinerung bis ins Unsichtbare erfahren, muß uns die gütige Fee, welche den Zauber vollzieht, zusichern, daß unsre Augen wachsen, bis sie tüchtig sind, das zu sehen, was ihnen bei unsrer früheren Größe unsichtbar blieb. Sie müssen für eine mehr als tausendfach schärfere Betrachtung eingerichtet sein, ehe sie ohne weiteres die Landschaft wahrnehmen, durch die wir eilen wollen, die Bäume, unter denen wir hinziehen, und die Pilze und Moose, auf die unser Fuß tritt.

Es sei gelungen, und unser kleiner Gulliver sei fertig. Er hat den kleinsten

Körper, die wunderbarsten Augen und einen ungetrübten Sinn für seine Beobachtungen an Riesen und Zwergen. Der Zauberer, der ihn vorschriftsmäßig verwandelte, hat ihn in ein breites Thal gestellt, das von zwei einander parallel verlaufenden Gebirgszügen mit anscheinend gleich hohem Kamme eingefaßt ist. Sie brauchen nur, H. A., auf die Kuppe Ihres Mittelfingers zu blicken, um zu erfahren, wo sich unser Naturforscher aufhält. Sie sehen wellenförmig verlaufende Linien, die sogenannten Tastlinien, welche in konzentrischen Ellipsen angeordnet sind und an den Spitzen der Finger wahre Wirbel bilden. Diese Linien oder Leisten sind die Gebirgszüge, und die Furche zwischen ihnen ist die Sohle des Thals, über welche unser verzauberter Freund hinschreitet. Er hält Umschau. Von dem Kamme des Seitengebirges hängen lange Ketten wie Guirlanden herab, deren Glieder schön gerundete Kugeln sind. Sie reichen bis in die Tiefe des Thals. Er erkennt sie als den Streptococcus, welchen er dereinst unter dem Mikroskop sich angesehen hat. Weiter wandert er über einen bunten Pflanzenteppich, dessen einzelne Glieder auch eine exquisite Kugelform besitzen, aber nicht zu Ketten angeordnet sind, sondern in Traubenform gruppiert stehen. Breit sitzen sie dem Boden auf wie eine kleine Pyramide oder hängen von einem Vorsprunge des Berges hinab. Sie sind bald weiß, bald goldig gelb oder orangerot. Das ist der Staphylococcus albus und aureus in seinen mannigfachen Schattierungen. In dem von ihm gebildeten Rasen springen blaue Felder aus ganz andern Pflanzenformen hervor. Plumpe, dicke und verhältnismäßig hohe Bälkchen stellen sie vor, die wirr durcheinander geworfen liegen, aber mit ihrem leuchtenden Blau das Auge des Beschauers fesseln. In einem breiten Streifen schlängeln sie sich an den Rand eines furchtbar klaffenden Kraters, aus dessen Tiefe sie hervorzuklettern scheinen. Neugierig schaut der kühne Forscher in die Höhe, da wird er plötzlich von einem lavaartigem Ausbruche zurückgeschleudert und weit fortgeschwemmt, indem ihn gewaltige Wassermassen, die auf einmal aus dem Trichter sprudeln, weit ins Thal zurückschleudern. Wir wissen, daß das Schweißtröpfchen sind, die aus den Mündungen der Schweißporen dringen, welche in den Furchen der Oberhaut sich öffnen. In den Schweißdrüsen aber haust mit Vorliebe der blaue Bacillus pyocyanæus. Unser kleiner Freund ist nicht ertrunken, es ist ihm gelungen, einen erratischen Block im Thale zu ergreifen, wir würden ihn losgelöste Epidermusschuppe nennen. In diesem stecken, wie zwei derbe Knüttel, zwei kaktusähnliche Pflanzen, ein paar gigantische Fäulnisbazillen, welche in die Landschaft geraten waren, als diese gerade in ein Bassin mit stagnierendem Wasser getaucht wurde.

Hier lassen wir unsern Botaniker vorläufig sitzen. Wir kurz- und kleinsichtigen Menschen sehen das alles nicht, was er in wenig Stunden erfuhr. Uns scheint die so dicht und üppig bewachsene Haut blaß, leer und öde, und nur deswegen nennen wir sie rein. Hätten die Pflänzchen, zwischen denen unser Gulliver sich bewegte, nicht Eigenschaften, die sie befähigen, furchtbar uns Riesen zu schaden, ja tief in unser Sein und Leben einzugreifen, wir würden ihrer kaum noch achten. Der blaue Bazillus entwickelt, wenn er auf Gelatineplatten

wuchert, eine intensiv blaugrüne Farbe, die sich den Verbandstoffen, so oft er zufällig in sie hineingerät, reichlich mitteilt, so daß die Binden und Kompressen, mit welchen eine eiternde Wunde bedeckt wird, blau gefärbt werden. Der Wundarzt spricht dann von einer blauen Eiterung. Im ganzen hat diese für die Wunde nicht viel zu bedeuten, anders die Vegetation der beiden Coccenarten, welchen wir in den Leisten und Furchen der Haut begegneten. Wenn sie in eine Wunde geraten, zum Beispiel durch eine zufällige Abstreifung vom Finger des verbindenden Arztes, so folgt eine Entzündung, die oft die Neigung hat, weit über die Grenzen der verwundeten Körperstelle fortzuschreiten und manches Mal nicht eher zum Abschlusse kommt, als bis das Leben des Kranken von ihr vernichtet ist. Die so gefürchtete Wundrose ist nichts andres als eine Vermehrung und Wanderung eines durch eine Wunde von der Oberfläche in die Tiefe geratenen Kettencoccus in den Lymphräumen der Haut, in welchen diese Kugelpflanzen auf das allerbeste gedeihen. Die rot entzündete Oberfläche der Haut ist dann mit Milliarden von Mikro-Organismen erfüllt, wie vollgepfropft, und jedes dieser kleinsten Lebewesen produziert ein Gift, eine für unsre Körpergewebe zerstörende Substanz, die Eiter macht und Fieber bringt. Die Ketten und Trauben, welche unser kleiner Botaniker so massenhaft an der von ihm bereisten Fingerspitze vertreten fand, liefern die allerfurchtbarsten Gifte und sind im wahren Sinne des Wortes die verderblichsten Giftpilze. Züchtet man große Mengen von ihnen in flüssigem oder festem Nährmaterial, so läßt sich das Gift extrahieren, sammeln und auf seine Verderblichkeit an Tieren prüfen.

Seitdem das geschehen ist, wissen wir, was die Wunden, die ein böser Zufall schlug oder das Messer des Operateurs absichtlich zufügte, gefährdet und an ihrer Heilung hindert: das Hineingelangen der Coccen und Bazillen, unter ihnen aber besonders der Strepto- und Staphylococcen, in die Wunde, ihre Ansiedelung, Wucherung und Verbreitung über das Wundgebiet hinaus. Es ist Ihnen allen, H. A., sattsam bekannt, daß das Mühen der heutigen Wundärzte darauf gerichtet ist, die Wunde vor diesen mörderischen Schmarotzern zu schützen, und die chirurgische Kunst im aseptischen Operieren und Verbinden schier aufzugehen scheint. Das war früher anders. Auf den Schnitt, auf die schnelle und scharfe Messerführung von der hochgefeierten Hand des Chirurgen kam alles an. „L'operation est faite, Dieu wous guera,“ pflegte Ambroise Paré in seinem Altfranzösisch zu sagen, wenn er geschickt und erfolgreich eine Operation beendet hatte. Die Entzündung, welche den Schnitten folgte, war nicht des Chirurgen, sondern „finsterer Mächte“ Schuld, oder die „gerechte Strafe für die Sünden des Operateurs“. Wenn nur nicht die Wundrose, die Eitervergiftung, der Starrkrampf, diese entsetzlichen Geißeln der Chirurgie, so ganz und gar unabhängig von der Güte des operativen Eingriffs die Verwundeten heimsuchen würden, klagte noch mein Lehrer in der Kriegsheilkunde, der geniale Pirogoff. Und nun wissen wir, daß nicht blinder Zufall das Schicksal der Wunde regiert, sondern die geschickte, aber unreine Hand des Chirurgen das Gift in die Wunde streute, während sie lange und gründlich an ihr schaffte. In die Wunde gelangen die

lebendigen Eiter- und Entzündungserreger aus der Haut am Wundrande, die mit ihnen so reichlich bepflanzt ist, oder das verwundende Werkzeug selbst trug sie hinein, der Dolch, das Beil, der Schläger, die mit ihnen vergiftet waren, desgleichen stammen sie aus der Luft, in deren Staube sie schweben, aus dem Wasser, mit welchem ein eifriger Samariter die Wunde wäscht, aus den Kleidern des Verwundeten, aus den Verbandstücken, auf welche sie vorher gefallen waren oder in denen sie genistet hatten, oder sie sind abgestreift von der Hand des Chirurgen, welcher die Wunde untersuchte, die blutenden Gefäße in ihr unterband, sie nähte und verschloß, kurz am längsten und innigsten mit ihr sich beschäftigte.

Wären alle diese toten oder lebendigen Gegenstände, die mit einer frischen Wunde in Berührung kommen, frei von den giftbringenden Coccen und Bazillen, so würde selbst die schlimmste Wunde einer sicheren Heilung entgegengehen. Da das aber nicht der Fall ist, so ist es unsre Aufgabe, alles, was an eine Wunde treten kann oder während des Akts der Verwundung in sie getreten ist, keimfrei zu machen, ein Verfahren, das man Desinfektion oder Sterilisation nennt. In vollkommenster Weise führen wir es an den Kleidern durch und der Wäsche, an den Verbandstoffen, an den Instrumenten, die wir brauchen, und am Wasser. Ja, diese Ausführung ist so vereinfacht und verbessert worden, daß sie verhältnismäßig nur wenig Mühe macht. Die in der Luft schwebenden und aus ihr auf eine Wunde fallenden Mikroben haben wir nicht viel zu fürchten, aber mit den an des Patienten und an unsrer Haut klebenden können wir noch immer nicht fertig werden. Würden wir unsre Hände so kräftig etwa wie die Baumwolle und das Linnen unsrer Verbandstoffe angreifen, mit strömenden, auf 100 Grad erhitzten Wasserdämpfen, so würden wir das Kind mit dem Bade ausschütten, die Parasiten an unsrer Hand allerdings töten, aber auch unsre Hand selbst verbrühen und verbrennen. Der Garten auf unsrer Haut muß vorsichtiger ausgerodet werden, und das gelingt leider nur schwer und daher oft unvollkommen, denn die pflanzliche Zelle, aus der die Coccen bestehen, leistet äußeren Einwirkungen mehr Widerstand als die zarte tierische Zelle, aus welcher unsre Haut aufgebaut ist.

Unsre Haut von den ihr anhaftenden Schädlichkeiten zu befreien, giebt es immer noch kein andres Mittel als das der Lady Macbeth zum Wegbringen des Fleckens von ihrer kleinen Hand, die nimmer rein werden wollte. Erzeugnisse unsrer Haut sind die Bakterien, die auf ihr sitzen, zwar nicht, sie sind von außen auf sie gelangt, von den Dingen, die unsre Hand anfaßte, an denen sie bei ihren so vielfachen Verrichtungen vorbeistreifte, die sie ergriff und mit denen sie in Berührung kam. Sie entwinden sich der Luft, durch die unsre Hand streift und sich bewegt, sie stecken im Staube, den wir fortwischen und der auf uns fällt, und sie entstammen dem Wasser, das uns die nackte Hand benetzt. Mehr aber als aus allen diesem schlagen sie sich aus den Produkten entzündeter, jauchender und eiternder Wunden auf die Finger des Chirurgen, welche die Verbände lösen und erneuern, nieder. Der thätige Chirurg beladet daher mit ihnen seine Hände ungleich mehr als der, welcher den Krankenzimmern und Operationssälen fern

bleibt. Dadurch macht er seine, die frische Wunde untersuchenden Finger zu bevorzugten Quellen der Gefahr für sie. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, wenn man bekennt, daß in übel beleumundeten Lazaretten die Hand der Aerzte die bösartige Eitervergiftung, oder vielmehr deren Erreger, von einer Wunde zur andern trug, bis die ganze Abteilung nur Todeskandidaten barg. Sie haben dort viel schlimmer als die Pest gehaust! Ein oft von unsern Schülern geübtes Verfahren stützt die grausame Anklage. Wenn die von Bazillen der blauen Eiterung durchwucherte Gelatine in die Hände eines experimentierenden Arztes gerieben wird, so können Tage, selbst Wochen vergehen, und doch wird von den, mit den Mikro-Organismen einst beschickten Handstellen sich eine Aussaat gewinnen lassen, die den blaufärbenden Bazillus auf das reichste wieder auf einer neuen Gelatineplatte aufgehen läßt, selbst wenn in diesen Tagen der Experimentator häufiger noch, als Moses es verordnet hat, seine Hände mit den besten Seifen wusch. Das Experiment ist noch schlagender, wenn man sich die Kultur von einem auf der Haut sonst nicht vorkommenden Bazillus in die Hände reibt und tagelang später trotz fleißigen Waschens und Badens die Fremdlinge bakterioskopisch in der Haut seiner Hände nachweisen kann. Es kleben und haften also die ihr aufgefallenen Mikroben außerordentlich fest unsrer Haut an.

Die Hand des Chirurgen wird nicht rein, selbst wenn er mit allen Wohlgerüchen Arabiens präparierte Seifen anwendet. Er muß mehr thun. Zunächst schon hat er dafür zu sorgen, daß das Waschwasser, welches er benutzt, vorher gekocht worden ist, damit es steril ist, wenn er es braucht, und daß die Schalen, in die er es fließen läßt, gleichfalls keimfrei gemacht worden sind, sonst könnten aus dem Wasser und von der Schale neue Bakterien seine Finger heimsuchen. Sein Waschen fordert also besondere Vorrichtungen, die er am besten in oder neben seinem Operationssaale anbringt. Sie sehen, H. A., daß der Chirurg heute nicht mehr in jedem Hause, nicht einmal in einem Palaste, ohne weiteres operieren darf, sondern nur in seinem eigens für die Desinfektion seiner Hände und die Sterilisation der von ihm gebrauchten Instrumente, Verbandutensilien und so weiter eingerichteten Atelier. Sie verstehen ferner, weshalb klinische Säle, die noch vor zwanzig Jahren, als man die Gefahren, mit welchen unsre vergifteten Hände eine Wunde bedrohen, kaum kannte, für Muster der Vollkommenheit galten, nun niedergerissen werden müssen, um zweckentsprechend wieder aufgebaut zu werden. Ich erinnere mich, von einem berühmten Chirurgen des vorigen Jahrhunderts gelesen zu haben, daß er unsicher, ängstlich und recht ungeschickt operierte, aber seine Patienten zum Neide seiner besser das Messer führenden Kollegen alle durchbrachte. Er benutzte niemals Schwämme, sondern frisch gewaschene und gebügelte Leinwand, welche steril ist, und nur klares, friches Wasser, das eben aus der Quelle geschöpft worden war. Zweifellos hat er auch die Lehre befolgt, welche in der ersten deutsch geschriebenen Anleitung zum Verbinden der Wundarzt Pholspeundt schon im 15. Jahrhundert gegeben hat: „auch szell er seyne hende vor wassen, eher er en bindt“. Vier Jahrhunderte vergingen, ehe ein hochverdienter Frauenarzt, Semmelweiß, es wagte, als Ursache der Wochenbett-

krankheiten unsrer lieben Frauen die Hände der sie behandelnden Aerzte und pflegenden Hebammen zu bezeichnen, die wären es, welche von einer zur andern Frau den Ansteckungsstoff der gefürchteten Krankheit übertrügen.

Wir verlangen heute vom Chirurgen ein wissenschaftliches Waschen seiner Hände, das ist ein Waschen, welches einmal sich auf das Wissen stützt, das wir über Sitz und Ausbreitung der Bakterien an unsrer Haut gewonnen haben, und dann eines, das nach jedem einzelnen Waschakte in seiner Wirkung bakterioskopisch geprüft werden kann, um zu erfahren, wie viel das, was gerade an der Hand geschehen ist, auch für die Vertilgung der wegzuschaffenden Keime geleistet hat.

Zunächst giebt die botanische Forschungsreise auf der Hautoberfläche wichtige Anhaltspunkte für unsre Mohrenwäsche. Auf glatter, weicher Haut sitzen ungleich weniger Giftpilze als auf einer rauhen, rissigen und spröden. Am reichlichsten sind sie in kleinen, durch Ritzungen oder Abschabungen der Oberhaut entstandenen Lücken und unter aufgehobenen Hornhautschuppen vertreten und verborgen. Weiter ist ihr Schlupfwinkel der Unternagelraum, das rauhe Ende des Nagelbettes, und zwar nicht so die untere Nagelfläche als die Haut, welche unter dem freien Nagelrande hervorsieht. Dann folgt die Nagelfalz, an der die über den kleinen weißen Halbmond der Nagelwurzel sich hinaufschiebende Haut so oft Risse und „Nietnägel“ zeigt. Je mehr der Chirurg seine Hände schont und vor den erwähnten Schrunden und Schäden wahrt, mit einem Worte, je besser er sie pflegt, desto vollständiger wird er sie reinigen können. Er darf nicht zu lange Nägel, aber auch nicht zu kurze haben, damit die rauhen Hornpartien der Haut am Rücken der Fingerspitze von ihnen, die wegen ihrer Glätte leichter zu reinigen sind, bedeckt bleiben. Jede, auch die kleinste Verletzung an seiner Hand muß er schnell zur Heilung bringen, damit seine Haut wieder glatt und eben wird und daher leichter rein zu waschen ist. Der allergrößte Teil der Keime, die wir von unsrer Hand fortzubringen trachten, sitzt auf der Oberfläche der Hornschicht, mit der wir alle, nur nicht so massig wie Achilles und Siegfried, überzogen sind. Das erleichtert ungemein die verlangte Reinigung. Allein der kleine Botaniker, den wir an einer unsrer Tastlinien herumspüren ließen, sah sie doch auch in der Tiefe einer Schweißdrüse, und wie dort stecken sie weiter noch in den Talgdrüsen und rücken, wenn uns auch ihre vollkommene Entfernung von der Hautoberfläche gelungen sein sollte, aus der Tiefe wieder nach, neu die Oberfläche besetzend. Dadurch gewinnt die Arbeit an eines Chirurgen Hand Aehnlichkeit mit der des Herkules an der Lernäischen Schlange. Die Köpfe wachsen nach.

Indessen für unlösbar halten wir unsre Aufgabe nicht. Dem Wasser, mit welchem wir die unsichtbaren Feinde von unsrer Oberhaut fortspülen wollen, stellt sich zunächst das Fett entgegen, welches, ein Erzeugnis der Talgdrüsen, die Haut einölt. Wasser und Fett nehmen sich nicht an, das Wasser fließt, ohne in die Tiefe zu dringen, an der Oberfläche ab. Es sind also dem Waschwasser Substanzen zuzumischen, welche die notwendige Entfettung bewerkstelligen. Das besorgt vortrefflich eine Seife, der Marmor- oder Bolusstaub beigemengt wird. Ist die Fettschicht beseitigt, so wirkt das Seifenwasser auf die am oberflächlichsten

gelegenen Hornzellen und macht sie quellen, ein Zustand, in welchem sie durch Abbürsten und Abreiben, also auf rein mechanischem Wege, entfernt werden können. Mit ihnen sind dann aber auch die Mikroben, welche auf ihnen saßen, eliminiert. Die nach solchem Abseifen und Abreiben gut getrocknete Haut prüft man nun bakterioskopisch auf ihren Keimgehalt und stellt fest, daß er bedeutend abgenommen hat, stellenweise sogar ganz geschwunden ist. Gingen vorher auf der Gelatineplatte von der gleich großen Aussaat etwa fünfzig Kolonien auf, so jetzt nur fünf, zum Beweise, daß unser Waschen, Reiben und Trocknen uns dem Ziele bedeutend näher gebracht hat. Indessen keimfrei hat es die Haut unsrer Hände doch nicht gemacht, es muß daher noch mehr geschehen, sie zu entgiften. Wir greifen nach bakterientötenden chemischen Mitteln, obgleich wir wissen, daß alle diese unsre Haut angreifen und schädigen, selbst wenn wir die schwächsten unter ihnen nur in Gebrauch ziehen. Zwei von diesen Mitteln erfreuen sich zurzeit der größten Verbreitung und rechtfertigen das Vertrauen, welches der Arzt auf sie setzte. Es ist die Waschung, und zwar auch hier die mit gründlichem Reiben verbundene, in Alkohol von 70° und darauf in einer Lösung von einem Teil Sublimat in tausend Teilen Wasser. Jetzt wird wieder getrocknet und untersucht, da findet sich denn, daß von der Aussaat in hundert Malen neunzigmal nichts aufgeht, nur in zehn Malen noch hie und da eine Kolonie anwächst. Es gelingt also, in neunzig Prozent der Fälle, durch das geschilderte Verfahren, wenn es minutenlang fortgesetzt wird, die Hände keimfrei zu machen. Wir lassen der Sublimatwaschung und Abtrocknung in sterilen Tüchern noch einmal ein Eintauchen der Hände in Alkohol folgen, ehe wir das Messer in die Hand nehmen. Der Alkohol hat den großen Vorteil, die Zelllager der Hornhaut zu verdichten und dadurch ihr Abstreifen bei Berührung der Wunde mit unsrer Hand zu vermeiden, also den Schutz vor etwa noch zurückgebliebenen Schädlichkeiten zu verstärken. Der Alkohol desinfiziert endlich nicht bloß, solange er flüssig ist, sondern auch während seiner Verdunstung.

Die energische Bearbeitung seiner Hand, welcher sich heute der Chirurg unterwerfen muß, ist für sie nicht gleichgültig. Manche vortrefflich geschulte Hand verträgt die zugemuteten Strapazen nicht, das Reiben und Bürsten ebensowenig als die Einwirkung des Sublimats. Sie erliegt den Reizungen, wird rot, wund und krank. Trotz immer und immer wieder erneuter Versuche gewöhnt sie sich nicht an das chirurgische Waschen, stählt sich nicht, und muß den Beruf, dem sie sich widmen wollte, aufgeben. Andre Male muß sie lange feiern, gepflegt und verbunden werden, nachdem sie durch die Schule der Reinigung gegangen, ehe sie wieder, kaum erholt, der Bürste und dem Frottierlappen verfällt.

Die natürliche Empfindlichkeit der Haut unsrer Hände, mehr aber noch der Umstand, daß trotz größter und rücksichtslosester Mühe doch nicht alle Giftpilze von ihr fortzuwaschen waren, legte es nahe, ihr beim Operieren Handschuhe anzuziehen, oder gar allerlei undurchlässige Ueberzüge, wie Wachs, Lack und Gummilagen, aufzustreichen. Da letztere nicht halten, sondern sehr bald schon sich lösen, sind für die gestellte Aufgabe die Gummihandschuhe am zweckmäßigsten.

Eine Leipziger Fabrik stellt sie in großer Feinheit und Elasticität her. Allein Handschuhe sind, so zart und schmiegsam sie auch sein mögen, ein Harnisch für unser Empfinden. Der Chirurg soll ein Auge in seiner Hand haben, pflegt man zu sagen, um anzudeuten, wie feinfühlig seine Finger bei ihrem Werke sein müssen. Der Ueberzug stört notwendig unsre Tastempfindung, selbst wenn er die Bewegungsfreiheit der Hand nicht beschränken sollte. Nimmt man die Handschuhe aus Zwirn, Baumwolle oder Seide, so nützen sie nichts, denn sowie sie feucht, zum Beispiel durch das Blut aus der Wunde, geworden sind, nehmen sie jeden Keim auf, aus der Hand wie aus der Luft, laden sich förmlich mit ihnen und bringen sie daher leichter und massenhafter in die Wunde, als die nackten Finger thun würden. Der Bakteriengehalt dieser Handschuhe ist, wie man auf den Gelatineplatten zeigen kann, in kurzer Zeit größer als der der bloßen Haut. Es bleiben also für den Gebrauch nur die Handschuhe aus feinstem Gummi. Ihre glatte Oberfläche läßt sich leicht sterilisieren, und ausreichend schützen sie die Wunde vor einer nicht ganz korrekten, das heißt an kleinen Abschürfungen, Rissen und Unregelmäßigkeiten leidenden Haut des Chirurgen. Die Handschuhe können durch stundenlanges Liegen in Sublimatlösung absolut steril gemacht und, nachdem sie angezogen worden sind, auch steril erhalten werden. Das sind unverkennbare Vorteile; wenn sie nur das Tastorgan, das der Chirurg nie fein genug sich wünschen kann, nicht so arg lähmen würden, und wenn sie nicht so leicht zerrissen. An einen Knochenbruch oder Knochenrand, an eine Nadel, die abgebrochen in der Tiefe steckt, kann man sie kaum bringen, ohne daß sie zerreißen und platzen, dadurch aber öffnen sie einer nicht zu unterschätzenden Gefahr die Thür. Ein Gummihandschuh sitzt niemals so genau und dicht der Haut an, daß nicht zwischen ihm und ihrer Oberfläche, namentlich in den Gelenkfalten der Finger, sich ein freier Raum bildete, welcher sich bald mit den Ausschwitzungen (Perspirationsprodukten) der Haut füllt. Diese aber schwemmen die Bakterien der Tiefe an die Oberfläche und häufen sie unter dem nicht durchlassenden Gummiüberzuge in kleinen Lachen an. Ja, bei der enormen Fortpflanzungsgeschwindigkeit der kleinen Pflänzchen mehren sie sich, wie die Beobachtung gezeigt hat, in diesem Brutraume noch weiter, so daß hier ein wahres Bakteriengewimmel herschen kann. Ein Riß im Handschuh würde eine Fülle der gefürchteten Unholde geradezu in die Wunde schütten.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß man die Handschuhe immer besser verfertigen und schmiegsamer und weniger zerreißlich liefern wird, dann wird es notwendig, von der geschickten Hand des Chirurgen zu fordern, daß sie noch mehr sich übt und schult, um durch die Schärfung ihres Tastsinns das Hindernis, welches der Gummistoff bietet, zu überwinden.

Vielleicht auch vervollkommnet sich noch das Waschen, so daß wir die Hand während des Operierens ohne Gummihandschuhe vor den Keimen in der Luft, durch die sie fährt, und vor den aus ihrer Tiefe nachrückenden Mikro-Organismen, zum Beispiel durch ein häufiges Eintauchen und Abreiben in der Sublimatlösung, bewahren können.

Ob gepanzert oder nicht, geschickt zum Operieren und Verbinden ist nur die Hand des Chirurgen, die rein ist und rein bleibt, denn sie erfüllt das Geheiß des alten Hippokrates, „το μη βλαπτεῖν“, das nur nicht schaden.

Daß sie das kann, hat sie bewiesen, denn sie hat sich in wenig Jahren Gebiete erobert, die ihr dauernd entrückt schienen. Ich erinnere bloß an die Entfernungen von Geschwülsten aus der Bauchhöhle, an denen früher alle mit ihnen Behafteten sterben mußten und die jetzt zu Tausenden operiert werden, ohne daß ein einziger Todesfall vorkommt. Das dankt die Welt nicht so der geschickten, als der reinen Hand des Chirurgen.

Wenn früher die Hand des Chirurgen bewundert, gepriesen und beneidet wurde, so befindet sie sich heute, bei größerer Leistung, in schlimmerer Lage. Wer sollte nicht Mitleid mit ihren Qualen haben? Wahrlich, es ist kein Tau der Maienglocken, in dem wir sie baden! Gerieben und gebürstet wird sie, gescheuert und geschrubbt, in ein Gift wie Sublimat getaucht und von Alkohol schmerzhaft zusammengezogen, alles, um sie geschickt zu ihren Verrichtungen zu machen, geschickt, weil rein. Ueber diese Reinheit wacht nicht das unbewaffnete Auge, sondern das Mikroskop und der bakteriologische Versuch, die Wissenschaft, welche unsrer Hände Werk prüft und richtet.



Kamerad Jessen.

Von

Heloise v. Beaulieu.

Ich war auf dem Gute eines alten Regimentskameraden zu Gaste. —

Wie es so geht, — man lebt in der Vergangenheit und stellt häufige Betrachtungen auf, wie dieser Divisionär geworden, dem man nicht einmal ein Regiment zugetraut, und jener, dem man eine glänzende Zukunft prophezeit, gar früh vom Dienst des Regiments, vielleicht auch des Lebens, hatte scheiden müssen. — Besonders des Abends, wenn der Duft von reifendem Korn, Heu und Rosen durch die geöffneten Gartenthüren einströmte. Freund Eberhard hatte eine kleine Bowle kalt stellen lassen, ganz nach dem Rezept von damals. Wie oft wir sie damals gemacht, mochten wir der netten kleinen Frau, die im Anfang tapfer mithielt, gar nicht erzählen; — sündhaft oft war's gewesen!

Nachher ging sie „nach den Kindern sehen“. Eine kleine Gutsfrau, die frisch aus den Federn kommt und den ganzen Tag im Gange ist, hat die Berechtigung, um zehn müde zu sein, wenn's auch der köstlichste Juniabend ist.

Und dann kamen die Erinnerungen! —

Wir hatten eine ganze Weile unsern Gedanken nachgehangen, schweigend und rauchend. Da klang von ferne her, vom Walde, eine Männerstimme und Harmonikabegleitung ... Der Gesang erinnerte mich an einen, von dem wir noch nicht gesprochen.

„Gott, was war der Jessen immer lustig, wenn wir des Abends so zusammensaßen! Und was hatte er für eine hübsche Stimme! Drei Lieder konnte er: ‚Der Graf von Luxemburg‘, ‚Dort draußen vor dem Thore‘ — und was war es noch? — Einen so scharmanten Menschen habe ich nie wieder getroffen! Er ist auch längst abgegangen, was?“

„Hat's nur eben zum Oberleutnant gebracht — Premier hießen wir ja damals noch. Es mußte sein — — “

„Ja — noch keinen sah ich fröhlich enden! Heymann soll ihn nicht gemocht haben. Unser guter alter Horst hätte ihn gehalten!“ —

„Na, na!“ machte Eberhard bedenklich und stieß eine mächtige Rauchwolke zwischen den Zähnen hervor. „Das will ich nun nicht behaupten. Alles thut die persönliche Gesinnung des Obersten auch nicht. Ueber kurz oder lang wär's doch mit Jessen schief gegangen. Er war ja ein guter Reiter und ein reizender Kerl, aber kein richtiger Offizier. Keine Disciplin — weder bei andern noch bei sich selbst. Die da“ — er deutete auf die Bowle — „hat auch schuld gehabt.“

„Ich habe ihn nie betrunken gesehen!“

„Gott, betrunken! Was heißt: betrunken? Er konnte viel vertragen, oder man merkte es nicht so, weil er, auch wenn er etwas zu viel hatte, immer der liebenswürdige Kavalier blieb. Das ist Temperamentssache. Aber, steter Tropfen höhlt den Stein, und auf die Gesellschaft kam es ihm wenig an, solange er bei der Flasche saß.“

„Das muß nach meiner Zeit gewesen sein!“

„Das kann schon sein. Da passierte überhaupt noch manches —“

Wir schwiegen wieder. Die Männerstimme in der Ferne sang: „Ich hatt' einen Kameraden.“

Und ich sah aus dem Dämmer der Vergangenheit die imposante Gestalt des Kameraden aufragen; mit lebensvoller Deutlichkeit sah ich das schöne Rassegesicht, das liebenswürdige, leichtherzige Lächeln, mit dem er sie alle bezauberte, Vorgesetzte und Untergebene, Kameraden und Frauen!

Sie liebten ihn alle ein bißchen, von der stattlichen Frau Oberst bis zu dem mageren fünfzehnjährigen Dinge, das in der Goldnen Krone Gläser spülte. Und er legte es gar nicht drauf ab; seine Liebenswürdigkeit war einfach das nach allen Seiten hin Ausstrahlen eines sonnigen Temperaments. Er war eine reiche Natur. Eine von denen, die immer geben, ohne es zu wissen und zu wollen.

Auch im materiellen Sinne des Worts. Seine Hand war allezeit allen offen, — zu sehr in Anbetracht seiner Lage. Er war für große Verhältnisse geschaffen. Er hatte den Instinkt eines großen Herrn und die nebelhaften Begriffe eines Kindes von Geldeswert.

Er war Hausfreund bei den jungen Ehepaaren des Regiments. Bei Umzügen richtete er die Wohnungen ein; er hatte einen unfehlbaren Blick dafür, wo jedes Möbel stehen mußte. Er hängte die Bilder auf, und zwar ganz accurat. Bei der kleinen Frau v. Rassow, die er in Verzweiflung fand, weil der Tapezier sie im Stich gelassen, steckte er sogar die Gardinen auf, und mit so genialem Fall, daß die andern Damen alle neidisch wurden.

Die Regimentskinder hingen an ihm wie die Kletten. Er nahm aber auch auf Gesellschaften Haufen Konfekt aus den Schalen, als sei er ein kinderreicher Familienvater, und sogar die geizige Gräfin Blotho lächelte nachsichtig.

Alle bezauberte er. Auch die eine, an die kein andrer sich recht heranwagte, das schöne Fräulein v. Lensahn auf Oesterberg, „das Bild ohne Gnade“ genannt von uns jungen Dachsen, die uns ärgerten, daß sie uns so von oben herab behandelte.

Ich sehe sie noch, wie sie die Hubertusjagd mitritt, auf einem köstlichen Fuchswallach. Sie war eine von den ganz seltenen Rasseerscheinungen, die in Reitkleid und Cylinder am schönsten aussehen.

Kurz darauf war der Kostümball, auf dem sie sich verlobten. Sie war als Katharina Cornaro — ganz nach dem Tizianschen Bilde — blendend; und er, als Egmont, als ob er jetzt erst er selbst wäre, und die Uniform nur Verkleidung gewesen sei.

So mußte der schöne Niederländer — Goethes Egmont — gelächelt haben; der Egmont, den das Volk anbetete, der Egmont, der leichtherzig dem Augenblicke lebte, nicht für morgen sorgte und seinem Schicksale arglos entgegenging, wie ein Kind. —

„Für die arme Frau war es doch sehr hart!“ bemerkte Eberhard, der schweigend und rauchend am selben Thema gesponnen hatte, aber auf seine Weise.

Die Reiterin der Hubertusjagd, Katharina Cornaro — die arme Frau!

Mich gewaltsam zurückrufend, sagte ich: „Nun ja! Aber das passiert vielen Frauen, daß der Mann abgeht. Daß er nicht ewig Offizier bleiben würde, war vorauszusehen. Wenn es nichts Schlimmeres ist!“

„Ja, weißt du denn nicht,“ fragte er erstaunt, „daß sie längst auseinander sind?“

„Nein!“ stammelte ich entsetzt. „Sie sind — geschieden?“

„Nein, richtig geschieden glaube ich nicht. Frau v. Jessen würde wohl vor dem Eklat einer gerichtlichen Scheidung zurückschrecken, sie war ja immer ganz Korrektheit. Uebrigens benimmt sie sich famos. Die so verwöhnte Schöne vermietet Zimmer und was sonst noch, um sich und ihre Kinder, die natürlich bei ihr sind, auf anständige Weise durchzuschlagen. Sie wohnt in Eisenach und er in irgend einem ganz kleinen Nest, auch irgendwo in Thüringen. Er ist ja ein Thüringer.“

„Aber um Himmels willen, wie hat es dahin kommen können?“

Eberhard zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht so recht. Er war ja immer ein haltloser Mensch, mit den Jahren hat sich das immer mehr gezeigt.

Seitdem er den Abschied genommen, ist es rasch bergab gegangen mit ihm. So ganz ohne Beschäftigung zu sein, thut auch nicht gut. Er versuchte wohl dies und jenes, aber er konnte ja nicht bei der Stange halten. Wenn er reich genug gewesen wäre, sich ein Gut zu kaufen. Oder noch besser, wenn Jeßnitz ihm gehört hätte. Erinnerst du, wie er an dem Familiengut hing? Er trieb einen förmlichen Kultus damit; das Bild von Jeßnitz hatte immer den Ehrenplatz."

Er hatte noch Liebe zur Scholle und Interesse für Landwirtschaft. Vielleicht hätte er darin seinen wahren Beruf gefunden — vielleicht hätte er sich aber auch im ersten Jahre ruiniert, leichtsinnig, wie er einmal war.

„Uebertrug der Schwiegervater ihm denn nicht das Gut? Helene war doch das einzige Kind!"

„Subhastation!" sagte Eberhard schicksalsschwer. „Der alte Lensahn hatte ja weit über seine Verhältnisse gelebt; — auch so ein Grandseigneur, der es nicht anders konnte, als zum Frühstück echten Champagner zu trinken, und Vollblut zu reiten. Er dachte durchaus nicht zu verschwenden, er ahnte eben gar nicht, daß man anders ein menschenwürdiges Dasein führen könnte. Jessen hat von diesen Verhältnissen wahrscheinlich keine Ahnung gehabt, aber sich auch nicht drum gekümmert. Er hätte es doch gethan."

„Aber zerrüttete Vermögensverhältnisse sind doch noch kein Grund zur Trennung!"

„Das kommt auf die Menschen an. Die Frau hat wohl eingesehen, daß sie mit ihm zusammen niemals Ordnung in die Verhältnisse bekommen würde, was doch der Kinder wegen notwendig war. Uebrigens war da noch ein andrer Grund — eine Liebesaffaire. Erinnerst du dich noch der hübschen kleinen Frau v. Reniczeck — ‚die süße Witwe'? Die war's. Na, man kann's der stolzen Helene nicht verdenken, daß sie da nicht drüber konnte. Ziemlich arg muß es wohl mit Jessen gewesen sein, weil sein eigner Bruder ganz auf seiten der Frau steht. Es wäre ja überhaupt das Beste, der Bruder, Majoratsherr, hätte Jessen irgendwie auf dem Gute beschäftigt, aber er ist ganz auseinander mit ihm. Ich glaube, ohne es verbürgen zu können, Jessen ist unter Kuratel gestellt und bekommt nur einen kleinen Teil der Rente, die ihm vom Gute zusteht — viel wird's überhaupt nicht sein — während die Frau den größeren Anteil direkt bekommt. Er soll ein paar Zeichenstunden geben, er war ja in manchem talentiert."

Mir wurde sehr traurig zu Mute. Katharina Cornaro, die Zimmer vermietet, und Egmont, der Zeichenstunden giebt! Keins der andern Schicksale, die wir durchgesprochen, war mir so nahe gegangen als dieses. Wie es so geht, — lange hatte ich an diese Menschen überhaupt nicht gedacht, andre neue Beziehungen hatten die alten verwischt. Aber nun hatte ihr Schicksal mich gefaßt und ließ mich nicht wieder los, in der ländlichen Ruhe der Nacht, die uns Städtern so unruhevoll erscheint, weil wir in der großen Stille auf einzelne Geräusche schreckhaft horchen. Ein Hund bellt im Dorf, und andre antworten; im

Stalle stampft ein Pferd, klirrt eine Kette, ein Nachtvogel schrillt. Und als die Vögel sangen und die Mägde zum Melken gingen, hatte ich noch kein Auge zugethan.

II.

Die schlaflose Nacht hatte einen Entschluß in mir gereift. Meine Sommerreise ging so wie so nach Thüringen, da wollte ich Jessen aufsuchen. Ob er sich freuen würde, von einem alten Kameraden besucht zu werden, oder ob es ihm peinlich sein werde, das war freilich ungewiß. Daß er jede Korrespondenz mit alten Bekannten abgebrochen, ließ fast auf das letztere schließen.

Meine Reiseroute führte mich zuerst nach Eisenach. Es hatte ursprünglich nicht in meiner Absicht gelegen, Frau v. Jessen aufzusuchen, aber nun fiel mir ein, daß ich ja von ihr den Wohnort ihres Mannes am raschesten erfahren würde. Es hatte mich eine sonderbare Unruhe erfaßt, zu Jessen zu gelangen. Beinahe zwanzig Jahre hatte ich nie das Bedürfnis gefühlt, ihn zu sehen, und nun schienen ein paar Tage Aufschub mir unerträglich.

Ich hatte bei Lensahns viel verkehrt, — wie andre, und für die schöne Helene geschwärmt, auch wie andre. Ich konnte der Baronin wohl meine Aufwartung machen, ohne zudringlich zu scheinen.

Eine stuckverzierte kleine Villa, kahl und sonnig am Bergesrande gelegen, wurde mir gewiesen. Nicht ohne Bänglichkeit stieg ich die vielen steilen Stufen zum Eingange hinauf. Eine schöne Vision zauberte vor mich die kühle, dunkle Ulmenallee, die auf Schloß Oesterberg zu führte, die bemoosten Sandsteinpfeiler mit den verwetterten Wappen. Ein kühler, feudaler Hauch wehte aus der Vergangenheit zu mir herauf, während ich, auf den Bescheid des kleinen Dienstmädchens wartend, in der Sonne briet.

Frau Baronin ließ bitten. Ein heißer, enger Vorraum mit sehr bunt schablonierten Wänden nahm mich auf. Eine steile, aber mit nettem Läufer belegte Treppe führte nach oben, von wo eine unverkennbar englische Stimme ungeduldig rief: „Uo ist mein hottes Uässer?“

Dann ein Zimmer mit prunkendem Ofen, geschmacklosem Plafond, wenig Möbeln.

Die billige Talmi-Eleganz der kleinen Mietsvilla fiel mir beklemmend auf die Brust. In krasser Armut hätte ich mir Helene Lensahn besser vorstellen können als in dieser Umgebung.

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Und für eine Frau! — Und bei ihrem Schicksal! Ich war auf große Veränderung gefaßt.

Dann überraschte es mich, wie sie sich gleich geblieben! Dieselbe schlanke, straffe Figur, ganz in Schwarz von beinahe übertriebener Linienstrenge. Zwar war es kein Reitkleid, in dem sie damals immer am liebsten ging. Dasselbe stolzgetragene Haupt, das wohl an Jugend, aber nicht an Schönheit verloren hatte. Ueber diese regelmäßigen, bis zur Schärfe klar geschnittenen Züge hatte die Zeit nichts vermocht; den flüchtigen Reiz von zwanzig Jahren hatten sie

eigentlich nie besessen. Diese Frau hatte das Schicksal gehärtet, nicht gebrochen. Wie Stahl blickten ihre grauen Augen.

Es gab ein etwas peinliches Mißverständnis zu überwinden. Frau v. Jessen hielt mich für einen pensionsuchenden Sommergast. Ich mußte ihrer Erinnerung an meine bescheidene Person zur Hilfe kommen.

Mit dem sicheren Takt der großen Dame ging sie rasch über den Irrtum hinweg. Sie sprach von den Lebensbedingungen in Eisenach und erkundigte sich nach meinen Verhältnissen — nur aus Höflichkeit, wie wohl durchklang. „Ich habe Eisenach aus mehreren Gesichtspunkten gewählt," sagte sie. „Einesteils der Fremden wegen, und dann ist hier ein gutes Gymnasium. Mein Sohn ist begabt und wird studieren."

Dieses „mein Sohn" frappierte mich ein wenig. Sie war doch keine Witwe. Aber vielleicht sagte man gesprächsweise immer so.

Sie reichte mir von einem Sekretär eine Photographie. „Das ist Hubert." Sie sagte es mit konventionellem Ton, und doch fühlte ich eine Unterströmung von heißem Stolz hindurchzittern.

Als ich das Bild gesehen, fand ich das Wort „mein Sohn" begreiflich. Das war *ihr* Sohn. Dieselbe Kopfhaltung, derselbe ernste, geschlossene Blick, dieselbe kluge Stirn. Nur der Zug um den Mund war bei dem Knaben noch nicht hart, nur fest.

„Ein schöner, vielversprechender Junge," sagte ich aufrichtig.

Von meinem armen Kameraden war noch nicht die Rede gewesen. Sie würde ihn nicht erwähnen. Und ich scheute mich etwas davor. Es war so schwer vor den Stahlaugen dieser Frau.

Indem ich mit mir kämpfte, öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen rief hastig: „Mama, Miß Osmond läßt sagen, sie nähme heute nicht das Diner mit uns!"

„Konnte sie das nicht früher sagen?" fiel es scharf von Frau v. Jessens Lippen. „Komm herein," sagte sie, als das junge Mädchen sich bei meinem Anblick verlegen zurückziehen wollte, „sag guten Tag. Herr v. L. ist ein alter Freund aus der Oesterberger Zeit. Meine Tochter Winfriede," sagte sie vorstellend.

Ich sah auf das junge Geschöpf in grauem Leinenkleide, über dessen Unscheinbarkeit ihre köstliche blonde Jugend noch glorreicher leuchtete, ich sah in ein paar strahlende dunkelblaue Augen, und ich lehnte mich auf gegen das tyrannische, besitzerstolze „meine Tochter".

Das war Winfried Jessens Tochter, ganz und gar! Seine Augen, sein Lächeln. Mochte sie den Sohn immerhin für sich beanspruchen, die Tochter war sein, mit jedem Blutstropfen.

Und ich konnte nicht anders; ich nahm beide Hände des jungen Mädchens und sagte aus tiefstem Herzen: „Gott segne Sie! Wie sehen Sie Ihrem Vater ähnlich!"

Winfriede lächelte mich an, glücklich, doch etwas befangen. „Haben Sie Papa gut gekannt?" fragte sie leise.

Ich nickte, noch ganz verloren in ihren Anblick, in das Bild des Freundes, das ich in ihr wiederfand.

Aber Frau v. Jessen sagte, nicht wie man eine Ansicht äußert, sondern eine Thatsache: „Winfriede ist das völlige Ebenbild ihrer Großmutter mütterlicherseits, wie Bilder beweisen. Winfriede, sorge, daß Miß Osmonds Couvert weggenommen wird.“ Ihr Blick flog, wie unbeabsichtigt, nach der Uhr.

Winfriede ging, und auch ich fühlte mich entlassen. Aber vorher mußte ich die Adresse erfragen. Und die Scheu, die ich vorher empfunden, war verflogen. In mir war eine Opposition aufgestiegen gegen diese hochmütige Frau. Mit einer Unbefangenheit, die ich vorher nicht für möglich gehalten, fragte ich nach dem armen Kameraden.

„Jessen lebt zur Zeit in G. Er ist sehr nervös und konnte die Unruhe mit den Pensionären nicht vertragen, deshalb hat er sich in dem kleinen Waldort eingemietet.“

Sie sagte das so ruhig, daß ich beinahe an Eberhards Mitteilungen zu zweifeln anfing. Aber die vornehme Frau lehnte es natürlich ab, einen Fremden in die Tragödie ihrer Ehe blicken zu lassen, und wie viel hundertmal mochte sie diese Worte wohl schon gesagt haben.

Doch kam's mir vor, als ob ein ganz rascher, mißtrauischer Blick auf mich schösse.

Mich reizte es, den stummen Kampf mit ihr aufzunehmen.

„Aber das ist doch für beide Teile sehr hart,“ bemerkte ich, „das Familienleben so ganz aufzugeben, besonders für die Kinder.“

„Es ist doch nicht zu ändern,“ sagte sie achselzuckend. „Die Einkünfte von Jeßnitz sind nicht mehr, was sie waren. Wir sind auf Pensionäre angewiesen. Und wenn ein Mann so nervös ist wie Jessen, kann auch das Familienleben nicht sein, wie es sollte. Gerade der Kinder wegen ist es besser so. Sie besuchen ihn jedes Jahr. Winfriede geht im Juli hin. Sie bereitet sich fürs Lehrerinnenseminar vor.“

Ganz entsetzt sah ich auf. Das sonnige junge Geschöpf Lehrerin! —

„Eignet sich Winfriede denn dazu?“ entfuhr es mir.

Mit leichtem Achselzucken sagte Frau v. Jessen: „Ich hoffe es. Sie ist zwar nicht besonders begabt, aber es machen manche Unbegabte das Examen durch Fleiß. Ich arbeite vor allem daraufhin, den Charakter meiner Kinder zu stärken. Sie sollen auf eignen Füßen stehen können.“

„Ich glaube, Fräulein Winfriede wird das gar nicht nötig haben,“ warf ich lächelnd ein.

„Ich würde es durchaus nicht für ein besonderes Glück ansehen, wenn meine Tochter heiratete. Es ist der Beruf, in dem die Glücksgarantien am unsichersten sind. Jedenfalls soll sie nicht darauf angewiesen sein, den ersten besten zu nehmen.“

Das waren sehr lobenswerte Grundsätze, und doch war in dem allen für mich etwas Unsympathisches. Ich glaubte, in allem eine versteckte Feindseligkeit zu fühlen gegen den armen Verbannten.

„Haben Sie an Jessen irgend etwas zu bestellen?“ fragte ich im Fortgehen.

Sie bewegte verneinend den Kopf. „Ich danke sehr. Hubert schreibt ihm heute nachmittag. Er bekommt jede Woche Nachricht.“

„Durch die Kinder,“ setzte sie nicht hinzu, aber ich fühlte es: sie schrieb nicht!

Beim Ausgange traf ich Winfriede zufällig. Und ich fragte wieder, die abgebrauchte Redensart: ob etwas zu bestellen sei.

„Sie reisen zu Papa?“ fragte sie und faßte nach meiner Hand mit warmem Druck. Ich fühlte, daß das übertragene Empfindung sei. „Ach — tausend Grüße!“ sagte sie innig und beinahe etwas verschämt, als schicke sie eine Botschaft an einen Geliebten.

Den ganzen Tag noch sah ich vor mir ihr schönes Gesicht in rosiger Glut und hörte den unsäglich zärtlichen Ton der lieben Stimme: „Ach — tausend Grüße!“ —

III.

Nur mit der Post konnte man Winfried Jessens Exil erreichen, wenn man nicht einen zweistündigen Weg zu Fuß gehen wollte. Weil die Nacht ein Gewitter niedergegangen und die Straßen aufgeweicht waren, wählte ich das erstere. Der Wagen hatte außer mir nur einen Insassen, den Lehrer der G.er Schule, wie ich nachher von ihm erfuhr. Es war nicht der typische schlichte Elementarlehrer, sondern ein Mann mit höherer Bildung. Ehe wir ins Gespräch kamen, las er das Berliner Tageblatt. Der junge Mann empfand es, wie sein ironisierender Ton andeutete, als eine Herabwürdigung, daß er Kleinbürgerkinder unterrichten mußte, obwohl er selbst sicher aus demselben Stande hervorgegangen war, und überhaupt als Mord an seiner Individualität, daß er seine Tage in einem Nest wie G. hinzubringen gezwungen war.

„Aber um so mehr schließen die paar gebildeten Menschen sich wohl aneinander an!“ warf ich hin, denn es interessierte mich, mir von dem Milieu meiner Kameraden etwas erzählen zu lassen.

„Ja, hat sich was!“ rief der junge Mann, der mir in seiner überheblichen Bildungsprotzerei gar nicht sympathisch war. „Die Herren vom Amtsgericht und der Forstassessor — na, die dünken sich natürlich hoch erhaben über einen armen Schulmeister — abgesehen davon, daß ihre Trinkgelage und entsprechende Unterhaltung mich auch nicht locken würden. Dann der Pastor, — Gott, das ist der Pastor. Etwas Dunkelmann. Vom Konsistorium eigens in diese etwas gottlose Gegend gesetzt, um die geistliche Zucht zu verbessern. Dann der Arzt, ein ganz aufgeklärter, netter Mann, aber ohne jeden höheren Schwung, ganz verbauert. Wenn er mal eine freie Stunde hat, will er Skat spielen oder Anekdoten hören. Der Oberförster ist noch schlimmer, der intelligenteste und gebildetste ist der Apotheker, aber stocktaub. Dann sind da noch ein paar Pensionäre, entweder ungebildete Leute oder ganz alte Staketenflicker.“

Großer Gott! dachte ich. Das ist der Kreis, in dem Winfried Jessen lebt,

der eleganteste, liebenswürdigste Gesellschafter, dem freundschaftlicher Verkehr ein Bedürfnis war! —

„Lebt nicht in G. ein Herr v. Jessen, Offizier a. D.?“ fragte ich möglichst gleichgültig.

„Ei, jawohl, der Herr Baron!“ rief mein Informant. Der höhnische Ton machte mich stutzen.

„Der ist natürlich auch für einen Lehrer viel zu vornehm, obwohl er gar keine Ursache hat, sich was zu dünken. Aber mit den Förstern sitzt er und kneipt die ganze Nacht durch.“

„Sie sprachen von dem Baron in einem eigentümlichen Ton,“ sagte ich verweisend; „ist irgend etwas mit ihm?“

„Ja, alles mögliche ist mit ihm,“ sagte der junge Mensch giftig. „Er ist ein ganz verkommener Mensch, der von der Familie unter Kuratel gestellt worden ist. Die eigne Frau will nicht mit ihm zusammenleben; sie wohnt in Eisenach und schlägt sich kümmerlich durch — ich bin nämlich selbst aus Eisenach. Er soll sich schwer gegen sie vergangen haben, — grobe Treulosigkeit. Na, was für eine Sorte er ist, haben wir hier ja auch erfahren!“

„Nicht möglich!“ sagte ich, aber mir war sehr übel zu Mut. Ich hätte dem frechen Jungen gern den Ton untersagt, in dem er von Jessen sprach, aber eine furchtbare Traurigkeit lähmte mich. War er am Ende ein Mensch, für den man nicht mehr eintreten konnte?

„Stellen Sie sich die Geschichte vor!“ sagte der Lehrer mit viel Behagen. „Also der Baron wollte sich etwas beschäftigen und bemühte sich um Zeichenstunden, obwohl er natürlich gar nicht systematisch zeichnen kann. Aber ein Baron! Fräulein Gutjahr, die das Pensionat hat, griff mit allen zehn Fingern zu, die jungen Mädchen schwärmten für ihn — er muß mal ein hübscher Kerl gewesen sein, — so weit war alles ganz schön. Da reist eine Pensionärin fort und bringt ihm eine Zeichenvorlage, die er ihr geliehen hatte, zurück. Vielleicht gehörte sich das nicht, aber sie hat ihm zugleich Adieu sagen wollen und sich nichts dabei gedacht. Aber bei dem Herrn Baron war das gerade, als ob ein Schaf in die Wolfshöhle läuft.“

Er machte eine effektvolle Pause.

„Nun?“ sagte ich ungeduldig, zitternd vor Aufregung.

„Es war ein reizendes Mädchen, ein appetitliches blondes Ding, und da — konnte der Herr Baron wohl nicht widerstehen, er hat sie ein bißchen in den Arm genommen. Die Kleine hat es denn nicht bei sich behalten können, und die Pensionsdame hat einen Heidenspektakel gemacht. Mit den Zeichenstunden war es natürlich ein für allemal aus.“

„Diese Auffassung ist einer alten Jungfer würdig,“ sagte ich. „Was ist es denn so Schlimmes, wenn ein älterer Mann, selbst Vater einer erwachsenen Tochter, eine kleine Schülerin zum Abschiede in den Arm nimmt? Es war vielleicht etwas unklug — die Gemeinheit der Welt in Betracht gezogen —, aber schlimm sicher nicht.“

„Nun, so harmlos hat hier niemand die Sache aufgefaßt," sagte der Lehrer geärgert. „Gar so klein war die Schülerin nicht mehr, ein üppiges achtzehnjähriges Mädchen. Ja, wenn es sich um einen andern Menschen handelte! Aber der Baron! Schließlich ist ein Mann von Mitte vierzig doch noch kein ehrwürdiger Greis, und man weiß ja, weshalb die Frau sich von ihm getrennt hat! Nein, die vornehmen Herren wollen immer eine Moral für sich haben, es ist aber ganz gut, wenn man sie nicht immer durchläßt."

„Mich wundert, daß der Baron in diesem Klatschnest geblieben ist," sagte ich.

„Gott — wo man den hin thut, bleibt er sitzen," sagte er verächtlich.

Nach dieser Meinungsverschiedenheit stockte die Unterhaltung. Der Lehrer wollte seinen Geist nicht weiter an einen von niederer Klassenmoral infizierten Menschen verschwenden, und mir war der Mensch jetzt ganz zuwider geworden.

Die Reise war mir überhaupt verleidet. Mich faßte ein Impuls — noch war es ja Zeit — weiterzufahren von G., ohne Jessen aufzusuchen. Schließlich war ich doch nicht sein naher Freund. Er war ein ehemaliger Kamerad wie viele andre. Wenn wir zwanzig Jahre ohne einander fertig geworden waren, wurden wir es auch ferner. Ich sah Unannehmlichkeiten aller Art voraus. Die Versuchung war sehr stark. Ja, ich war ziemlich fest entschlossen, Jessen nicht zu besuchen, — da kam mir die Erinnerung an ein holdes, glühendes Gesicht, und ich hörte eine liebe zärtliche Stimme: „Ach — tausend Grüße!" —

Ich schämte mich meiner feigen Anwandlung und fragte mich, nachdem ich im „Großherzog" abgestiegen, gleich nach Baron Jessens Wohnung hin.

IV.

In einem bäuerlichen aber freundlichen Hause, etwas abseits der Straße, hatte Winfried Jessen sich einquartiert. Geranium und Nelken standen vor den Fenstern. Es fiel mir ein, daß Jessen schon in seiner Leutnantszeit köstliche Nelken zog und sich, wenn wir durch Dörfer ritten, von den Bauersfrauen Blumenableger schenken ließ.

Eine alte Frau empfing mich. Der Herr Baron sei am Nachmittage fortgegangen, aber er müsse nun gleich kommen, und möchte ich nicht in des Herrn Barons Zimmer so lange Platz nehmen?

Ich trat ein. Niedrig und überaus bescheiden war das Zimmer, in dem dieser glänzende Kavalier gestrandet. Der altmodische Hausrat gehörte offenbar den Wirtsleuten. Ob die schönen, teils selbstgeschnitzten Möbel von damals verkauft waren, oder ob ein englischer Pensionär sich in ihnen rekelte?

Trotz der äußersten Dürftigkeit durchwehte den niedrigen Raum ein Behagen, ein Hauch von Schönheitsfreude, den das Empfangszimmer der Eisenacher Villa nicht gehabt. Große Sträuße Waldblumen standen in Thonkrügen umher, wundervolle Farbenarrangements. Auf einfachen Wandbrettern standen Bürgler Krüge und Bauernteller mit primitiver Malerei. Den Lefaucheux flankierten ein Paar Rehgehörne. Dicht am Fenster standen eine Staffelei und eine Schnitzbank, und

auf dem oberen Querholz der ersteren saß, das Köpfchen unter den Flügeln, ein schlafender Dompfaff. Das geöffnete Bauer hing am Fenster, das ein Epheu kranzartig umrahmte, über den Nelkenstöcken.

Dies ist nicht die Umgebung eines verkommenen Menschen, sagte ich mir beruhigt.

Ich suchte nach Erinnerungen an damals. Ueber dem Sofa hing das große Aquarell des Jeßnitzer Herrenhauses, das auch damals den Ehrenplatz in seinem Zimmer einnahm, darunter Gruppenbilder aus dem Kasino, die Mannschaft der Schwadron, bei der Jessen gestanden, Pferde mit und ohne Reiter.

Das kannte ich. Aber was ich nicht kannte, das waren die Kinderbilder, die überall umherstanden. Winfriede und Hubert in allen Lebensaltern, besonders Winfriede. Als dickes Baby, als fünfjährige Elfe mit bloßen Beinen und langen Locken, als Konfirmandin, mit sehr ernsten Augen in dem schmalgewordenen Gesichtchen, mit einem großen Kreuz auf der Brust. Dann als Erwachsene. Dieses Bild stand auf dem primitiven Schreibtische unter einem großen Zweige Heckenrosen. Ich war noch ganz in das Bild vertieft, als die Thür aufging.

„Ich höre, daß ein Bekannter da ist, und eile, was ich eilen kann. Du bist's, Reinhard! Wie mich das freut! Grüß dich Gott, grüß dich Gott!“

Ich hatte mir gesagt, er würde verändert sein, aber nicht so, weiß Gott, nicht so!

Ein alter Mann war er, der Sechsundvierzigjährige. Grau! Grau von Haaren und Haut, und so ungesund aufgeschwemmt; gläsern und trübe die einst so strahlend schönen Augen, und dicke Säcke darunter. Es jammerte mich förmlich; wäre ich ihm an fremdem Orte begegnet, ich hätte ihn nicht erkannt.

Aber er war so herzlich, so froh, so dankbar, daß es mich rührte.

„Du bleibst natürlich heute abend bei mir,“ sagte er eifrig. „Frau Aßmann macht einen Eierkuchen, wie es nicht mal unser Kasinokoch konnte. Ins Gasthaus? — Kein Gedanke. Das würde mich schwer kränken. Hier können wir auch viel gemütlicher von alten Zeiten reden.“

Seinem liebenswürdigen Drängen war nicht zu widerstehen. Im Hintergärtchen, in der Bohnenlaube wurde uns das Essen angerichtet. Hart neben uns rauschte das Flüßchen vorbei.

Jessen machte den liebenswürdigsten Wirt. Die kleine Enkelin der Alten wurde nach dem Essen in einer sehr wichtigen Mission nach dem „Großherzog“ geschickt, und bekam noch eine schriftliche Anweisung mit.

„Ich habe uns ein kleines Getränk bestellt, — nach dem alten Rezept,“ sagte er mit gutmütig-pfiffigem Lächeln zu mir. „Der Abend ist warm.“

Ich machte Einwendungen. Er möchte mir gestatten — wir wollten in den „Großherzog“ hinübergehen.

Mit einer sehr vornehmen Handbewegung wehrte er ab, noch ganz der Grandseigneur von damals. „Das ist meine Sache!“

Der Bauernschinken war salzig gewesen, und der Abend war wirklich ungewöhnlich warm. Die Bowle war ein Labsal. Dazu rauschte das Flüßchen

so träumerisch, und Bohnenblüte und Centifolien dufteten. Vom Hause her hörte man wohl einmal die Stimme der Alten und diskretes Klappern aus der Küche. Ein kleiner schwarzer Spitz saß auf der Hintertreppe, voll aufmerkender Verständigkeit.

Ein Hauch von Sauberkeit und Behagen, von wunschlosem Genügen lag über dieser kleinen Welt. Leidenschaften und Konflikte lagen so weit fern.

Von alten Zeiten sprachen wir. Es war mir seltsam; — vor wenigen Tagen hatte ich auch ländlichen Abendfrieden genossen, dort bei Eberhard, derselbe Bowlenduft hatte die Erinnerungen gelöst, und wie wir hier darüber sprachen, was aus diesem und jenem geworden, hatten wir es dort gethan. Nur daß dort Jessen unter den Beklagten gewesen. — Ich sagte ihm, daß ich bei Eberhard gewesen sei.

„Wirklich?“ sagte er. „Das war ein Mensch, dem man ohne besondere Prophetengabe ein sicheres Prognostikon stellen konnte. Ein guter Mensch. Aber er hatte etwas von überheblicher Pedanterie, die ich nicht mochte. Seine Korrespondenz ordnete er nach dem Alphabet, und für jede Art Ausgabe hatte er eine besondere Kasse. Der geborene Haustyrann und Familienvater. Konventionell bis ins innerste Mark. Aber sonst eine gute Haut. Weißt du noch, wie wir ihn damals neckten?“ —

Und mit Behagen wärmten wir alle unsre kleinen Schnurren von damals wieder auf.

Jessen hatte sich immer gern ein bißchen mokiert, wie fast alle Leute, die scharf beobachten, aber immer in äußerst gutmütiger Weise.

Sein Lächeln hatte noch den alten Zauber. Und nun waren mir auch seine Züge wieder vertraut. Ich fand den unzerstörbaren Adel der Linien wieder unter dem schwammigen Fleisch und der schlaffen Haut. Es waren nicht die kräftigen Formen der Antike, aber wunderbar schön und fein war der Schnitt der Nase, der Lippen, wohl noch schöner als bei Winfriede.

Es war eigen; ich, den bei der Tochter die Aehnlichkeit mit dem Vater gerührt, entdeckte, daß ich jetzt im Gesicht des Vaters nach den Zügen der Tochter spähte.

Nur von der Vergangenheit hatten wir geredet. Ich scheute mich, die Gegenwart zu berühren. Aber jetzt, als ich Winfriedes Züge bei Jessen wiederfand, fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich ja die lieben Grüße noch immer nicht bestellt hatte.

„Habe ich dir eigentlich gesagt, daß ich deine Familie gesehen habe?“ fragte ich möglichst unbefangen. „Ich war in Eisenach.“

„Ja?“ sagte er freudig, aber etwas unfrei. „Du hast meine Kinder gesehen?“

„Deine Frau und Tochter. Der Sohn war nicht da. Mir sind viele Grüße aufgetragen.“ Ich sagte nicht, von der Tochter allein, aber er rief sofort hastig:

„Von Winfriede! Was machte sie? Wie sah sie aus? Was sagte sie? —

Ist sie nicht" — seine Stimme zitterte vor Bewegung — „ein herziges Mädchen?"

„Ein liebes, herrliches Geschöpf," sagte ich mit Wärme. „Und wie sie an dir hängt! Ich war ihr schon willkommen, weil sie wußte, ich sei dein Freund. Ich wollte, daß ich dir's wiederholen könnte, wie sie das sagte: ‚Ach — tausend Grüße!'"

„Meine gute Kleine," murmelte er gerührt. Es schien mir, als ständen Thränen in seinen armen trüben Augen. „Sie hält zu ihrem Vater, durch dick und dünn. Ein braves Kerlchen. Wie sah sie denn aus? Ermüdet — blaß?!" —

„Wie das blühende Leben."

„Wirklich? — Mit Grammatik und Pädagogik und Gott weiß was muß das arme Wurm sich herumschlagen. Diese Seminargeschichte gefällt mir gar nicht! Kannst du dir diesen sonnigen Blondkopf als Schulmeisterin vorstellen? Ich habe die Schulmeister nie leiden können, und nun war ich einer — und meine Tochter soll es werden!"

„Es hat aber doch viel für sich —," begann ich schwach.

„Ja. Jedes Mädchen, jedes arme Mädchen wenigstens, soll etwas lernen, um auf eignen Füßen stehen zu können. Ich weiß ja; — man hört es bis zum Ueberdruß heutzutage. Das ist ja ganz schön, aber für Winfriede paßt es nicht. Sie ist nicht gemacht für den selbständigen Daseinskampf, alle Erziehung hilft da nichts. Sie ist nicht schwach, aber ihre Stärke liegt nicht in den Ellbogen. Wenn ich mir vorstelle, dieses liebe, impulsive Geschöpf Gouvernante bei bigotten Sauertöpfen oder bei rücksichtslosen Protzen — im Auslande vielleicht, in den schwierigsten Verhältnissen! Mir wird heiß und kalt dabei. Sie hat viel von mir. Zu viel. Es ist für einen Mann schlimm, wenn er nicht nein sagen kann. Aber für eine Frau ist es vielleicht noch schlimmer."

„Ach, dazu wird es gar nicht kommen," sagte ich, ähnlich wie gestern. „Winfriedes Liebreiz verbürgt eine andre Carriere."

„Ja, das ist auch meine Hoffnung," sagte er, halb erleichtert. „Das ist's, was ich für mein Herzblatt wünsche, daß ein guter Mann, ein Ehrenmann und einer, dem ihr Herz gehört — denn sonst würde sie todunglücklich —, sie sich holte. Ich wüßte sie so gern geborgen. Nur davor habe ich Angst, daß irgend ein internationaler Glücksritter oder ein trockener Dollarmensch sie wegkapert. Denn wen lernt sie sonst kennen? — und daß sie in ein fremdes Land kommt und mir ganz entrückt wird. Aber das ist selbstsüchtig! Wenn sie nur glücklich wird, dann will ich mich bescheiden —" Ein tiefer Seufzer klang nach.

Die Gegenwart warf ihre Schatten. Die freundliche Vergangenheit verblaßte.

Wir kamen nicht recht wieder in Stimmung. Und nach einiger Zeit brach ich auf. Im Hause war längst alles still.

„Du bleibst doch eine Zeitlang hier?" fragte er beim Gutenacht. Es klang eine solche Dringlichkeit aus seinem Ton, beinahe ein Flehen — offenbar lechzte er nach der Gesellschaft eines sympathisch fühlenden Menschen —, daß ich zusagte. Und in der That fühlte ich die alte Sympathie für meinen armen Kameraden

mit Wärme aufleben. Was er auch verfehlt haben mochte im Leben, am meisten Leid hatte er sich selbst zugefügt. Und gemein war er nicht geworden, das bürgte mir sein Lächeln, aus dem noch das alte Kindergemüt sah, das bürgte mir die Liebe, mit der ein so köstliches Geschöpf wie Winfriede an ihm hing. Ein ganz Unwürdiger konnte es nicht sein, für den das gesagt war: Ach — tausend Grüße! —

(Schluß folgt.)



Preußen und Frankreich im Jahre 1866.

Von

Ludwig Aegidi.

In den fünfziger Jahren waren die Blicke der ganzen Welt auf St. Cloud gerichtet, wo am Neujahrstage das moderne delphische Orakel seinen Spruch fällte. Mit Spannung und nicht ohne Sorge lauschten Europas Fürsten und Völker auf Losung und Feldgeschrei, welche der Kaiser der Franzosen ausgab. Den Ansturm derer, welche dem Präsidenten der Republik seinen Eidbruch nicht verziehen, hatte er beschwichtigt, indem er das verhaßte Rußland angriff und zu Boden warf; den Liberalismus hatte er sich gewonnen, da er, durch Orsinis Bombe gemahnt, seinem als Carbonaro geleisteten Schwur treu blieb und für Italien „frei bis zur Adria", und nur für die Idee[1]) das Schwert zog. Damals bemerkte an dem Koloß niemand die thönernen Füße — außer etwa Victor Hugo, der Verfasser von Napoléon le petit, der seinen Louis Bonaparte kannte und unterschätzte, später Bismarck, der den Kaiser, dessen Allianz mit Preußen er kontra Gerlach für diskutabel hielt, nicht überschätzte. Gegenwärtig ist — vielleicht sogar einer Königin von Saba — der Nimbus dieses Salomo des 19. Jahrhunderts unbegreiflich. Nur darf dabei nicht unerwogen bleiben, daß unter Blinden der Einäugige König ist, wie seinerzeit Metternich, Palmerston, Gortschakow; Felix Schwarzenberg und Beust zählen eher zu den Blinden! —

Die Niederlagen, welche der Politik Napoleons III. im Jahre 1866 Bismarcks Geistesüberlegenheit beibrachte, sind sämtlich von Frankreich provoziert worden.

Den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich ließ sich Napoleon gefallen. Er veranschlagte beide Mächte als nahezu gleich stark. Sein „prophetischer" Geist sah sie in eigensinnigem verzweifeltem Ringkampf beide

---

[1]) Savoyen, Nizza!

verbluten und dann sein Frankreich namens der Menschheit dazwischen treten, um die Gesetze des Friedens zu diktieren. — Gott hatte es anders beschlossen, und Napoleon fügte sich darein.

Die überwältigende Wirkung von Königgrätz machte sich zunächst zu seinen Gunsten fühlbar: Oesterreich trat ihm Venetien ab und half ihm so sein Programm von 1859 zu erfüllen, was Preußen damals mit vier mobilisierten Armeecorps am Rhein vereitelt hatte.

*

Das „unparteiische" Frankreich mit seiner blitzesschnellen Einmischung in Nikolsburg gravitierte ersichtlich nach Oesterreich hin. Da war für Preußen alles daran gelegen, die Verhandlungen möglichst zu beschleunigen und dadurch eine jede Mediation[1]) möglichst gegenstandslos zu machen. Es gelang. Im Widerstreit mit den militärischen Autoritäten hemmte Bismarck den Siegeszug auf Wien, welchen König Wilhelm seinen Braven von Herzen gern vergönnt hätte, eigentlich ihnen schuldig zu sein vermeinte: rasch kam es zum Waffenstillstand. Und als nun der leitende Staatsmann seinem hohen Herrn den Verzicht auf den Gewinn von Oesterreichisch-Schlesien, das heißt die grundsätzliche Wahrung der vollen Integrität des Kaiserstaats abgerungen, da gebrach es dem „Vermittler" an der rechten Handhabe, sich des Besiegten gegen harten Uebermut des Eroberers anzunehmen und schuldigen Dankes sich bleibend zu versichern. Während Bismarcks Politik die Gegenwart mit ihren Forderungen erkannte und beherrschte, hatte er die Zukunft ins Auge gefaßt: Friede schließen galt ihm nicht als „den Streit schlichten", sondern das Einvernehmen der bisherigen Gegner begründen, wenn auch nicht gleich herstellen. Der Verlust seines Schlesien wäre für Oesterreich schwer zu verwinden gewesen; dauernde Verbitterung hätte es in die Arme Frankreichs geführt, was nun einem Beust mißlingen mußte: dem ganzen Volk würde der Einmarsch preußischer Triumphatoren in die liebe Kaiserstadt eine Wunde geschlagen haben, die heute noch offen stünde! — Dürftiges erreichte Benedettis Mittleramt, und von dem wenigen kam österreichischen Interessen nichts zu statten. Zwei Zusätze![2]) Der eine gab einem Bunde der süddeutschen Staaten, wenn

[1]) Die Forderung von „Kompensationen" stand schon als schwarze Wolke am französischen Horizont. Den Zaren umschlichen slawische Einmischungsgelüste, und Alexander II., der sonst den Sohn seiner lieben Mutter in sich nicht verleugnete, war bei aller Anhänglichkeit an den Oheim nicht unzugänglich, vielleicht befangen in der Vorstellung, andern vermittelnden Mächten die Stange zu halten für Preußen. Das neidische England lag auf der Lauer. Und schon waren verhängnisvolle Blicke zwischen London und Petersburg gewechselt. Es ergab sich aber eine „Rechnung ohne den Wirt" — Bismarck.

[2]) In dem schleunigen Bericht des hanseatischen Ministerresidenten, worin der Wortlaut von Nikolsburg zu lesen war, stand der Zusatz von dem internationalen Charakter des geplanten Südbundes. Dr. Geffcken verdankte ihn ersichtlich seinem Gönner Benedetti. Denn als die Präliminarien veröffentlicht wurden, fehlte darin der Zusatz, wogegen derselbe im Prager Definitivfrieden auf Andringen Frankreichs zu Tage trat, freilich nur mit Bismarcks vernichtendem Beisatz von einer rationalen Verbindung des Südens mit dem Norden Deutschlands. In Nikolsburg war also Benedetti noch nicht durchgedrungen, was er seinem jungen Kollegen — bona oder mala fide — aufgebunden.

diese ihn eingehen wollten, „internationales" Dasein: aber Bismarck schaltete ihr Recht auf „nationale" (das heißt staatsrechtliche) Beziehungen zum deutschen Norden ein, — und die süddeutschen Staaten wollten nicht den Südbund. Der andre Zusatz begrenzte die Aufhebung des Kondominats über Schleswig-Holstein durch die Verpflichtung Preußens zu einem Plebiscit in Nordschleswig: Napoleons Köder für Dänemark! Aber Dänemark durfte daraus kein Recht ableiten — eben nur Oesterreich; und als dieses sein Recht aufgab und darüber ein Protokoll aufgenommen war, blieb von der weisen „Klausel" nur der Hauch einer wehmütigen Erinnerung für Dänemark übrig. Riesengroß dagegen sind Bismarcks Errungenschaften von Nikolsburg!

Von vitaler Bedeutung für die Geschicke unsers Vaterlandes war und bleibt, daß Oesterreich seinen Standpunkt in betreff der Bundesauflösung, wonach der Austritt Preußens vom 14. Juni 1866 rechtswidrig und rechtlich nichtig gewesen und Bund und Bundestag trotz der preußischen Erklärung zu Recht bestünden, förmlich verließ und Preußens Auffassung vertragsmäßig übernahm, der gemäß der Friedensbund der deutschen Staaten, der, als unauflöslich 1815 gestiftet, jede Feindseligkeit untereinander ausschloß, am 14. Juni durch Anwendung der Bundesgesetze über Kriege mit dem Ausland auf Preußen (wie die unauflösliche Ehe durch Ehebruch) gebrochen und eben durch Bundesbruch vernichtet worden.[1])

In der Paulskirche 1848 erwuchs die politische Einsicht, daß Deutschland auf Staatseinheit verzichten müßte, wenn nicht Deutsch-Oesterreich ausgeschlossen oder der Kaiserstaat zerrissen werden sollte und dann dessen Trümmer unserm nationalen Gemeinwesen eingegliedert würden.[2]) Auf dieser Einsicht basierten die Aspirationen Friedrich Wilhelms IV., sein Dreikönigsbündnis und sein Radowitz, dessen Politik in Erfurt — an der Seite Manteuffels — Bismarck bekämpfte. Und zu dieser unwiderleglichen Einsicht herangereift, als Mitglied des von Oesterreich galvanisierten, sogenannten „reaktivierten" Bundestags, errang jetzt Bismarck die vertragsmäßige Einwilligung Oesterreichs zu einer Neugestaltung Deutschlands ohne Oesterreich. — So war der Einheit Deutschlands Thor und Thür geöffnet. Die paktierte Zustimmung Oester-

---

[1]) Auf dem preußischen Standpunkt, den die norddeutschen Staaten nach und nach und auch Luxemburg, dann vertragsmäßig Oesterreich und Süddeutschland als den rechten anerkannten, wonach der Deutsche Bund am 14. Juni sein Ende genommen, vermögen noch heute sich namhafte Rechtsgelehrte nicht zurechtzufinden, indem sie von dem allmählichen Austritt aller Bundesglieder die Auflösung des Bundes datieren. Dieselben übersehen beiläufig das allerdings winzige Liechtenstein, dessen „Austritt" sie nicht konstatieren; Einstimmigkeit ist also nicht vorhanden: Wäre sie es, so bliebe doch fraglich, ob der als unauflöslich begründete, ewige Staatenbund einer Nation selbst durch einstimmigen Beschluß der Regierungen von Rechts wegen hätte aufgelöst werden können? Nun, Gott sei Dank, ist der Deutsche Bund am 14. Juni 1866 gebrochen; da sind wir von der ewigen Fessel freigeworden durch den Selbstmord der Spottgeburt von 1815.

[2]) Deutsche Unitarier wollten nicht Trennung von Deutsch-Oesterreich. Das letztere wollte auch integrierender Bestandteil des unversehrten Kaiserstaats bleiben!

reichs! Vergleichen wir damit die Politik des Begründers der italienischen Einheit und deren entscheidende Faktoren: Napoleon III. und Garibaldi.

Aber auch die Wege zum Ziel ebneten die Präliminarien von Nikolsburg. Preußen erhielt darin die volle Verfügung über die deutsche Staatenwelt. Mit einem Vorbehalt, der für Kaiser Franz Josef aller Ehren wert ist. Besiegelt war dadurch das Schicksal von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M., das heißt: die Vertilgung der schlimmsten Widersacher, die Ausmerzung einer unheilbaren Anfeindung der deutschen Einheit, zugleich die Sühnung der Politik Metternich-Talleyrand, die auf dem Wiener Kongreß das Staatsgebiet Preußens als spindeldürren Leib erschuf, dessen Osten und Westen durch zwanzig Staaten außer Zusammenhang gesetzt war, worüber die Entstehung des Zollvereins Zeugnis ablegt. — Der eben erwähnte Vorbehalt band den Sieger an die Erhaltung des Königreichs Sachsen, das dem Besiegten die sächsische Treue glänzend bewährt hatte.[1]) Dieses edeln Vorbehalts und seiner maßvollen Ausführung haben wir alle Ursache uns zu erfreuen. — Die Marschroute der vaterländischen Einigung hat in den Präliminarien von Nikolsburg Bismarck fest und bestimmt verabredet. Oesterreich willigt zum voraus darein, daß Preußen die deutschen Staaten nördlich vom Main zu einem Norddeutschen Bundesstaat vereinige. So waren alle Eventualitäten vorbedacht, und keine hatte einen Einspruch Oesterreichs zu besorgen.[2])

Die Bahn war frei! — Dem Kaiser Napoleon sollten erst später die Augen aufgehen; noch verglich er wohlgefällig das „Siebzigmillionenreich" der Landkarte mit dessen gegenwärtiger Dreiteilung in ein Oesterreich, ein von Preußen projektiertes Norddeutschland und den künftigen Rheinbund.

Aber anders empfanden seine Franzosen: sie schrien nach „Revanche pour Sadowa!" Das Geschrei[3]) machte auf das Nervensystem des Herrschers den

[1]) Liest man den vorsichtig gefaßten Artikel des Prager Friedens über Sachsen mit Aufmerksamkeit, so ersieht man, daß Preußen sich zur Wahrung des Territorialbestandes darin verpflichtete. Es hätte ihm nichts im Wege gestanden, die Bevorzugung der Albertiner durch Karl V. nach dem Schmalkaldischen Kriege rückgängig zu machen. Weimar hatte sich aber als unsicheren Kantonisten erwiesen. Glücklicherweise blieb es dem König Johann, dessen Verhandlungen — wenn auch recht zögernd — doch die erwünschte Uebereinkunft mit Preußen erzielten, und dem Kronprinzen Albert unbenommen, in neuen Proben der sächsischen Treue, unser neues Reich mitzubegründen.

[2]) Es verlohnt sich, an die Kritik der Zeitgenossen zu erinnern: Preußen habe nie die Einheit Deutschlands im Auge gehabt, nur die Verdrängung Oesterreichs und die Vergrößerung der preußischen Macht bis an den Main; die Mainlinie wolle Preußen gar nicht überschreiten. Sollte es indessen sich's einmal gelüsten lassen, nun dann gebe das eine Arbeit, nur für geübte, feine Hände; „Bismarcks starke Fäuste reichen dazu nicht aus;" er will nicht — aber auch kann er nicht — den Main überbrücken. (Argumente des Freiherrn v. R.) Deutsche Fürsten dachten anders: der nachherige Großherzog von Hessen schrieb vor dem Manöver seiner Division 1867 einem alten Lehrer (scherzhaft, doch divinatorisch): „Morgen überbrücke ich den Main! sind Sie mit mir zufrieden?"

[3]) Die Schreier stellen das jedesmalige Frankreich vor; die übrigen Franzosen hüllen sich in Schweigen, sei es, daß den Schreiern gegenüber der Mut des Bekenntnisses fehlt,

Eindruck der Stimme seines Volks, dem er eine „Genugthuung" zu versagen nicht den Mut besaß.

Im Anfang August, bevor die Friedensverhandlungen Preußens mit den süddeutschen Feinden den Anfang genommen, erschien sein Botschafter bei Bismarck und verlangte im Namen des Kaisers zur Herstellung des durch Preußens Machterweiterung gestörten Gleichgewichts — *Kompensationen*. Und zwar: die Pfalz und Rheinhessen mit Mainz! Auf Bismarcks kühlen Einwand, die Pfalz gehöre zu *Bayern*, Rheinhessen zu *Darmstadt*, keines von beiden sei *preußisch*, war Benedetti gefaßt und entgegnete belehrend, es liege in Preußens Hand, bei den noch bevorstehenden Friedensverhandlungen, wobei doch unweigerliche Territorialveränderungen stattfinden würden, die Abtretung der bayrischen Pfalz und Rheinhessens zu fordern und beide Lande an Frankreich zu cedieren. Kopfschüttelnd bemerkte mit Nachdruck Bismarck: „Kein deutsches Dorf soll ans Ausland kommen." Da zischte Benedetti, „das würde casus belli sein." Bismarck erhob sich und entließ den Franzosen kaltblütig mit den Worten: „Dann also casus belli."

Benedetti wußte von seinen Intimen, daß König Wilhelm, der widerwillig das Schwert gezogen gegen Oesterreich, als alter Soldat nun doch Früchte seines Sieges zu ernten wünschte und für recht und billig hielt, jeden seiner Gegner durch Verkleinerung des Gebiets zu strafen, die Niederlage empfinden zu lassen: die Kundschafter verrieten ihm wohl auch, daß Bayern die alten Hohenzollernschen Fürstentümer Onolzbach (Ansbach) und Kulmbach abtreten sollte, denen Benedetti nun die Pfalz und Mainz zu substituieren gedacht.

„Was meinst du dazu," fragte mich in jenen Tagen ein Jugendfreund, der kundig der Lage der Dinge war, „daß vielleicht bald die blau-weißen Fahnen neben unserm schwarz-weißen Banner wehen, daß Preußen und Bayern Schulter an Schulter Krieg führen werden?"

Ich durfte damals und seither annehmen, daß *vor* dem Beginn der Friedensverhandlungen Bismarck *erreicht* hatte, seinen hohen Herrn, der fast immer sich überzeugen ließ und dann der bessern Einsicht nachgab, umzustimmen und ihn, wie zu Nikolsburg für den schweren Verzicht auf den Siegeseinzug in Wien

---

sei es, daß die Erfahrung lehrt, dagegen nicht aufkommen zu können, sei es, daß sie in stumpfer Gleichgültigkeit beiseite stehen oder für die Kraftanstrengungen der Schreier das geduldige, vielleicht neugierige, jedenfalls thatlose Theaterpublikum bilden. Das Bewußtsein hiervon, namentlich von der Mutlosigkeit — um nicht zu sagen: politischen Feigheit —, gereicht zum Verständnis der französischen Revolution seit 1789. Darum macht sich seither nie der Konservatismus geltend, das heißt nicht sein zähes Festhalten am abgestorbenen Alten, vielmehr die *erhaltende Kraft, das eben Errungene, Erkämpfte gegen neuen Ansturm zu verteidigen, das eben erfüllte eigne politische Programm nicht fallen zu lassen*: aber immer sieht man da die Welle, die siegreich vorgedrungen, durch frischen Wogenandrang überfluten, dem der nächste ungestüme Fortschritt den gleichen Untergang bereitet. Und so weiter: — Schreckenherrschaft, Direktorium, Militärdiktatur — nirgend ein Halt, bis der „Fortschritt" vernünftigerweise in ersehntem Rückschritt gesucht und gefunden ist.

und den Erwerb von Oesterreichisch-Schlesien, mit dem gleichen Blick in die Zukunft für einen Abschluß mit den Süddeutschen zu gewinnen, der nicht nur den Streit schlichten, sondern vor allem eine bleibende Annäherung, eine politische Freundschaft, eine Bundesgenossenschaft anzubahnen verbürgen sollte. Nun, dazu hätte unter Bismarcks genialer Handhabung der casus belli des Benedetti förderſam gedient. Zu meiner Annahme berechtigten mich spätere Eröffnungen Bismarcks, die ich für diesen Aufsatz bereits zu verwerten im Begriffe war, als ich die Tagebücher des Grafen Otto v. Bray-Steinburg, des bayrischen zweiten Friedensbevollmächtigten, kennen lernte. Ihr Inhalt ist mit obiger Annahme unvereinbar. Die in frischer Unmittelbarkeit Tag für Tag (Berlin vom 8. bis 22. August) aufgezeichneten Erlebnisse schließen jeden Zweifel aus: so waren sie, nicht anders. Was Bismarck mir anvertraut, ist ebenfalls wahr: aber ein Anachronismus! Dieser ist zurückzuführen auf die schöne Sitte Bismarcks, die, wenn ich, wie jetzt hier, den Hergang durchschaue, mich immer tief bewegt hat: Gegensätze zu seinem geliebten Herrn, Reibungen, Konflikte mit Seiner Majestät geflissentlich unberührt zu lassen, außer wo ein sittliches oder politisches Gebot ihn nötigte. In diesem Fall hat er mir Sieg und Siegesfreude mit Wärme — nicht ohne Humor — geschildert, ist aber über die harten Kämpfe, die er mit den Bayern zu bestehen gehabt, wovon die Tagebücher des Grafen Bray zuverlässige Kunde geben, in seinen Gesprächen mit mir stillschweigend hinweggegangen, um nicht das schmerzliche Ringen mit seinem König mir an den Tag zu legen.[1])

Am Abend des 9. August hatte Bismarck eine erste Unterredung mit dem tags zuvor in Berlin eingetroffenen bayrischen Friedensbevollmächtigten Freiherrn v. d. Pfordten. Da bestätigte sich diesem in verstärktem Maße, was er von Bismarck wußte, der ihm letzthin zu Nikolsburg, da er um einen Waffenstillstand zu erbitten kam, schnöde die Thür gewiesen, freilich dann den Waffenstillstand bewilligt hatte. Die schlimmsten Befürchtungen sah der bayrische Minister überboten durch eine Politik schrankenloser Gewaltthätigkeit des Stärkeren gegen den Mindermächtigen, eine Politik, welche Haß gegen Bayern atmete. Graf Bray-Steinburg verzeichnet darüber: „Exorbitante Forderungen Preußens! Zwanzig Millionen Thaler Kriegsentschädigung, Entschädigung an Hessen-Darmstadt für Oberhessen durch einen gleichen Teil der Pfalz, Abtretung von Kulmbach, Hof und Brückenau, Hammelburg — im ganzen mit einer Bevölkerung von etwa 700000 Einwohnern. In Kulmbach will Preußen

[1]) Bei meinem zweiten Besuch in Varzin, während dessen die Fürstin ins Bad gereist und der Fürst ausschließlich auf mich angewiesen war, besprach er bis in alle Einzelheiten hinein das Widerstreben des hohen Herrn, den alten Königstitel mit der ihm fremden Kaiserwürde zu vertauschen, wogegen Bismarck die Gründe gegen seine Erhebung in den Fürstenstand geltend gemacht. Trotzdem erfuhr ich nichts von dem schmerzlichen Hergang am Tage der Kaiserproklamation von Versailles. Wohl erstaunte ich dann, in den „Gedanken und und Erinnerungen" den Bericht, der mir verschwiegen war, zu finden. Aber freilich die Erinnerungen gehören der Geschichte an, und diese erfordert grausame Vollständigkeit.

eine Festung anlegen.“ Die Bayern verspürten, daß sie es mit dem verruchten Preußen zu thun hatten und nicht mit dem edeln König, dessen mildes Gemüt und verwandtschaftlicher Sinn ein billiges Nachgeben hätte erhoffen lassen: dies Preußen in Person war ihnen Bismarck, dessen ungemessener Ehrgeiz in Herzenshärtigkeit und unbeugsamer Beharrlichkeit seine — nie persönlichen — Ziele und Zwecke mit allen Mitteln zu verfolgen pflegte.

So waren die Eindrücke beim Eintritt in die Friedensverhandlungen, der am 10. August abends stattfand. In dieser Besprechung wiederholte Bismarck zunächst die grausamen Eröffnungen des vorigen Abends, die dem Freiherrn v. d. Pfordten bezeichneten allgemeinen Gesichtspunkte: „Nach einem Kriege, der große Opfer in Anspruch genommen habe und wobei die Existenz des preußischen Staats selbst bedroht gewesen sei, könne von Recht und Billigkeit nicht die Rede sein. Es sei vielmehr das politische Interesse entscheidend. Die preußische Nation habe ein Recht auf Verwertung der errungenen militärischen Erfolge. Je außerordentlicher, wunderbarer diese Erfolge gewesen seien, um so schwieriger werde seine Aufgabe, weil um so höher gespannt die Erwartungen der Armee und der Nation seien. Nun sei Oesterreich durch Frankreich, Sachsen durch beide erstgenannte Mächte gedeckt gewesen, für Baden nötigen die eignen nahen dynastischen Beziehungen, für Württemberg und Hessen-Darmstadt die eifrige Verwendung Rußlands, Rücksichten eintreten zu lassen. Bezüglich Bayerns fallen solche Gründe der Schonung hinweg, nachdem selbst Oesterreich, Bayerns Alliierter, welchem die Vertretung des bayrischen Interesses obgelegen hätte, dasselbe vollständig preisgegeben und sogar bayrische Landesteile an sich zu bringen Gelüste gezeigt hat. Preußen sei deshalb angewiesen, sich an Bayern zu halten. Als Erklärung eines solchen Vorgehens wird — unter Vorlage von Karten Deutschlands und speziell Bayerns aus verschiedenen Epochen — auf die Art hingewiesen, wie Preußen nach Jena behandelt wurde und wie Bayern damals den Sieg ausgebeutet habe.“

Das waren harte Worte aus dem Munde des unversöhnlichen Feindes, mit dem nun Pfordten Frieden schließen sollte! Dazu bemerkte dann Pfordten, es wäre vielleicht besser, Bayern gerade an diese Zeit nicht zu erinnern: das heutige Bayern wünsche, nationale Politik treiben zu können; Preußen möge dies nicht erschweren oder durch tief verletzende Mißhandlung unmöglich machen!

Aus dieser Warnung des bayrischen Ministers erhellt, daß damals Bismarck zwischen zwei Feuern stand: allerdings war das von jeher sein Posten und ihm nichts Neues.

In der Sitzung vom 10. August kam es danach zu einem längeren Gespräch, in dessen Verlauf Bismarck den Anspruch auf Kissingen und Hammelburg fallen ließ und die Cession eines Teils der Pfalz als offene Frage bezeichnete.

Aus diesen überraschenden ersten Zugeständnissen, die ja Bismarck nur mit Bewilligung Seiner Majestät machen konnte (was unwidersprechlich ist!), schöpften

die Bayern die leise Hoffnung, daß die Mildherzigkeit des preußischen Königs einem weiteren Entgegenkommen Preußens trotz Bismarcks Starrsinn nicht unzugänglich sei. Freilich ließ Bismarck gleichzeitig „Velleitäten eines Anspruchs auf Bayreuth durchblicken". Den Bayern kam der Gedanke nicht, daß der König von Preußen zu jenen Konzessionen bewogen worden im Hinblick auf Bayreuth, das dem Hohenzoller Kissingen und so weiter aufwog. Aber eine erste Konzession war gemacht und den Bayern der dunkle Horizont ein wenig geklärt. So tritt dann Bismarck plötzlich im letzten Augenblick (10. August) mit dem Gedanken eines geheimen Bündnisvertrags zwischen Preußen und Bayern hervor. In Beantwortung des noch sehr allgemein gehaltenen preußischen Antrags bemerkte Pfordten, daß Bayern eine nationale Allianz nur wünschen könne und ihr immer den Vorzug einräumen werde, daß hierfür aber schließlich die Bedingungen des Friedens entscheidend sein würden.

Der große Gedanke der Defensiv- und Offensivallianz mit Preußen, den Bismarck hegte und pflegte, war bei König Wilhelm nicht auf Widerspruch gestoßen und hatte bei den bayrischen Bevollmächtigten bedingte Zustimmung gefunden. Aber das Verständnis für eine Verbindung des Siegers mit dem Besiegten eröffnete sich dem König nur allmählich, und andrerseits ward die hohe Bedeutung des preußischen Antrags dem Freiherrn v. d. Pforten und dem Grafen Bray-Steinburg erst in einem bestimmten Zeitpunkt offenbar. Denn, solange bei dem preußischen Könige der Erwerb von bayrischem Gebiet in erster Linie seiner Vorstellungen stand, und da für die bayrischen Friedensbevollmächtigten die Wahrung oder möglichste Wahrung der Integrität Bayerns berufsmäßig die Lebensfrage war, insoweit also Territorialfragen alles beherrschten, blieb die Bündnisfrage im Hintergrund, konnte dagegen nicht aufkommen. Endlich aber, da sie mehr und mehr durchdrang, gewann sie die Wirkung, die Territorialfragen zu entwirren, zu lösen.

Graf Bray-Steinburg bemerkt zum 11. August („keine Konferenz"): „Die Anzeichen eines bevorstehenden ernsten Zerwürfnisses zwischen Preußen und Frankreich mehren sich. Die plötzliche Abreise des französischen Botschafters Benedetti nach Paris ist ohne Zweifel dadurch veranlaßt worden. Es wird versichert, daß er nach Paris nicht gerufen worden, sondern nach einer durch Vorlegen einer französischen Depesche (?) veranlaßten ernsten Besprechung mit Graf Bismarck sich entschlossen hat, dem Kaiser Napoleon persönlich zu referieren. In obiger Depesche (?) soll das Verlangen des Herstellens der Grenze von 1814 zu Gunsten Frankreichs und die Ueberlassung von Mainz und der bayrischen Pfalz gestellt gewesen sein, die preußische Antwort aber dahin gelautet haben, daß Preußen jetzt in die Abtretung nicht eines Dorfes einwilligen könne, nach Konsolidation der neuen deutschen Verhältnisse aber mit Frankreich in Verhandlung treten wolle. Diese Zeichen der Zeit, welche am 11. August Graf Bray-Steinburg in sein Tagebuch aufnahm, brachten ihm und Pfordten den „preußischen Bündnisantrag" in Erinnerung, den sie auch jetzt noch unter dem

Gesichtspunkt der begehrten Machtstärkung Preußens durch Heeresfolge des durch Preußen verkleinerten Bayern ansahen, also als eine Zumutung an die von ihnen selbst betonte deutsche Gesinnung des gegenwärtigen Bayern.

Am 13. und 14., wie Graf Bray-Steinburg notiert, blieben die Verhandlungen stationär: ja die Bayern mußten aus einer Besprechung mit Herrn v. Savigny (dem Adlatus Bismarcks) entnehmen, daß die Forderungen, welche Bismarck in seiner ersten Unterredung angekündigt, in der zweiten aber wenigstens teilweise fallen gelassen hatte, noch immer als bestehend und zum preußischen Programm gehörig angesehen würden. Am 14. besucht Graf Bray die Vorstellung der Oper „Feldlager in Schlesien" und nimmt darin wahr: „Am Schlusse Ovation für den König Wilhelm und die Armee — an einem Ruhmestempel prangen die Namen der im letzten Feldzug gewonnenen Schlachten; es ist keine der gegen die bayrische Armee gelieferten darunter."

Am 15. August, unmittelbar nach einem Kronrat, erschien Bismarck bei v. d. Pfordten und kündigte ihm an, daß auf Gebietsabtretungen in ziemlich ausgedehntem Maße[1]) und auf Kriegskostenentschädigung bestanden werde. Bismarck erklärte übrigens, ein künftiges freundschaftliches Verhältnis zu wünschen und in dem Konseil das bayrische Interesse kräftig vertreten zu haben, selbst seinem Könige gegenüber (wörtlich bei Bray:), welchem er Dinge gesagt habe, wie nie im Beisein andrer: Rätsel auf Rätsel — für die Herren aus Bayern!

Das preußische Territorialverlangen, das in der Konferenz vom 16. August Bismarck vorlegte, betraf ausgedehnte Landabtretungen, schmerzliche Schmälerungen des bayrischen Bestandes. Was von Franken verloren sein sollte, dagegen verwahrte sich mit besonderer Wärme v. d. Pfordten. Es wurden dagegen alle Gründe geltend gemacht, welche das Rechts- und Billigkeitsgefühl, sowie das politische Interesse Preußens selbst darboten, in welchem es liegen müsse, an Bayern für die Zukunft einen treuen Verbündeten zu erwerben.

Bei der Fortsetzung dieser Besprechungen am 17. traten gesteigerte Forderungen Preußens zu Tage. Es ergab ein heißes Ringen! Bismarck hatte am 15. zu Pfordten sich über die Bündnisfrage — wohl nicht ohne Absicht — als fast antiquiert mit Geringschätzung geäußert; jetzt kam Pfordten auf die politische Idee, welche doch Bismarck angeregt, zurück und knüpfte an den Abschluß des Bündnisses die Hoffnung, daß dann auf Gebietsabtretung verzichtet werde. In einer Konferenz am 18. konzedierte Savigny eine namhafte Herabsetzung preußischer Forderungen, hielt aber an wertvollen andern

---

[1]) Hinfällig ist ein Kontrakt, wobei der eine Kontrahent den andern als solchen ansieht, der dabei seinen Vorteil sucht und findet; normal sind diejenigen Verträge, deren Kontrahenten darin beiderseits ihren Vorteil sehen. Befestigend wirkt der Umstand, daß den einen Teil und zwar den mächtigeren der Vertrag besonders befriedigt. Darum war es diesem Vertrage günstig, wenn Graf Bray schrieb: „daß wir diesem, hier gewünschten Bündnisse die beträchtliche Milderung der Friedensbedingungen größtenteils verdanken, ist außer Zweifel."

um so beharrlicher fest. Als die Bündnisfrage berührt wurde, brachte zum erstenmal Savigny die dynastischen Interessen zur Sprache: trotz Allianz bliebe die Idee einer Gebietsminderung in Geltung; für König Wilhelm stünden im Vordergrunde seines Strebens Familienerinnerungen, die sich an die weiland hohenzollernschen fränkischen Fürstentümer knüpfen. Darin liege das „Hauptdhindernis".

Zu einer Zusammenkunft am 20. August, 1 Uhr, hatte Bismarck am Spätabend des 19. die bayrischen Bevollmächtigten einladen lassen, die darin das Endresultat der Unterhandlungen, „das Schicksal ihres Vaterlandes" zur Entscheidung kommen sahen.

Ein Billet von unbekannter Hand, mit Bleistift geschrieben, war am 18. dem Freiherrn v. d. Pfordten abgegeben, des Inhalts: „Empfehlung. Statt aller Gebietsabtretung die volle Kontribution von 25 Millionen Gulden und Bündnis gegen das Ausland anzubieten. Dieses Billet zu vernichten bittet ein Freund." Graf Bray-Steinburg bemerkt dazu: „Wir werden den Wink nicht unbenutzt lassen." Wessen Wink? Jedenfalls eines Freundes.

Die verzagte Stimmung Pfordtens bei seinem Eintritt in die verhängnisvolle Sitzung hat mir Bismarck beschrieben — nur in dem andern Zusammenhang seiner Eröffnungen. — Keinen unfreundlichen Ton schlugen die Worte an, mit denen Bismarck gleich anfänglich Zigarren anbot: „Ich offeriere Ihnen eine Friedenspfeife." — Die Verhandlungen begannen mit den Einzelheiten der mit Savigny besprochenen Friedensbedingungen. Aber alsbald trat Pfordten mit der feierlichen Frage hervor, ob denn nicht, wie die Bayern noch immer hofften, mit Rücksicht auf die abzuschließende Allianz von der Gebietsabtretung abgesehen werden wolle — wenn nötig, unter gleichzeitiger Erhöhung der Kriegskostenentschädigung? Das ergab die große Wendung in der Geschichte der Friedensverhandlungen. Bismarck erklärte, er selbst werde es für gute Politik halten, wenn auf eine solche Lösung eingegangen würde. Und nun eröffnete er, daß er diese Idee dem Könige gegenüber vertreten habe: vor zwei Tagen (an jenem 18.) glaubte er, den König dafür gewonnen zu haben; aber infolge einer Intrigue des Ministers Schleinitz sei man plötzlich auf die Gebietsabtretung von Kulmbach zurückgegangen.

Also die weiland hohenzollernschen Lande! Nicht zu vergessen des eingewurzelten kriegerischen Axioms, daß jeder besiegte Feind seine Niederlage fühlen, seine Unthat büßen müsse! Die beiden Brennpunkte bezeichnete Bismarck an jenem einzigen 20. August mit den scharfen Worten, die Graf Brays Tagebuch wiedergiebt: „Er, Bismarck, habe aber Politik zu treiben, nicht bloßem persönlichen Gefühl und Familienreminiscenzen Rechnung zu tragen, auch liege ihm nicht ob, die Rolle der Nemesis für die gegen Preußen begangenen Sünden zu übernehmen; dazu möge der Monarch sich an seinen Kultusminister wenden." Er beharre deshalb bei seinem Projekt. Nun machte er folgenden Vorschlag: „Bayern bezahlt eine Kriegskostenentschädigung von 30 Millionen und tritt in der Form einer Grenzregulierung die Distrikte Gersfeld und Orb an

Preußen ab; der Ertrag der Orber Walddomänen wird mit 5 % kapitalisiert und an der Kriegskostenentschädigung in Abzug gebracht."

Die bayrischen Bevollmächtigten erklärten sofort ihre Annahme dieses Antrags. Derselbe sollte nun in einem unter Vorsitz des Königs abzuhaltenden Ministerrat am 21. August Seiner Majestät zur Annahme empfohlen werden. Bismarck sprach dabei seinen Entschluß aus, die Entscheidung nötigenfalls zur Kabinettsfrage zu machen.

An demselben 20. August, 6 Uhr abends, als die Bayern noch bei Tisch saßen, kam Bismarck direkt aus dem Ministerium zu v. d. Pfordten und erklärte, daß obiger Vorschlag nach zweistündigem Widerstreben von Seiner Majestät genehmigt worden sei, jedoch mit dem erschwerenden Zusatz, daß ein Abzug für die Domänen nicht stattfinden dürfe, daß vielmehr die 30 Millionen voll bezahlt werden müßten.

Am 21. wurden in längerer Konferenz die Vertragsentwürfe endgültig festgestellt. Ein Vorschlag, welcher den größten Teil der Orber Waldungen für Bayern zu retten bestimmt war, wurde wegen befürchteter Nichtratifikation abgelehnt, und nun mußte noch eine Hälfte des Sortorwaldes abgetreten werden, wobei die andre, schönere, bei Bayern verblieb. Die von kurhessischem Gebiet umschlossene Enclave Caulsdorf wurde gleichfalls an Preußen abgetreten. Die nun festgestellten Verträge wurden nochmals dem König vorgelegt und von Seiner Majestät genehmigt, nämlich: der Friedensvertrag nebst beigefügter Grenzbeschreibung, dann der Allianzvertrag zwischen Preußen und Bayern.

Inhaltlich hier, in der Zeitfolge vorher, hatte Bismarck mit seinen Erzählungen an mich eingesetzt, deren scheinbare Unvereinbarkeit mit den Tagebüchern des Grafen Bray-Steinburg mir in schmerzlicher Weise zu raten gab. Ich mußte darüber bald ins klare kommen. Der Fürst gedachte, mir den Einblick in den Werdegang der deutschen Einigung zu gewähren und mich an dieser Stelle die hohe Bedeutung der Verhandlung mit der Krone Bayern erkennen zu lassen. Er orientierte mich darüber hinreichend und ohne Beimischung der zwar wichtigen, doch nicht ausschlaggebenden Momente, indem er in den großen Grundzügen mir von der Errungenschaft das leuchtende Bild vor die Seele führte. Was verfängt es, daß ich den erschütternden Auftritt des Ausgangs der Friedensverhandlungen, was Bismarcks Darstellung mir nahegelegt, unwillkürlich als Einleitung des gleich harmonischen Zusammenwirkens der bisherigen Widersacher angesehen?! Es war doch eben darauf hinausgekommen: nur so hätte ich nicht Geschichte schreiben dürfen; doch Bismarcks Erzählungen an mich hatten einen andern Zweck.

Fragen wir nicht nach dem Tage jenes erschütternden Auftritts zwischen Pfordten und Bismarck; es ist ein historischer Augenblick, mir durch den Fürsten beglaubigt: Pfordtens verzweifelte Resignation in unausweichliche Schmälerung des bayrischen Länderbestandes, namentlich in das schmerzliche Opfer der fränkischen Fürstentümer! Ihm gegenüber Bismarck in dem sicheren

Bewußtsein, daß Preußen nun auf wesentliche Abtretung von Land und Leuten Verzicht geleistet! „Nichts von den fränkischen Fürstentümern — aber Enclave Caulsdorf!“ Darauf war Pfordten in Ströme von Thränen ausgebrochen; seine stürmische Umarmung ließ sich Bismarck überrascht gefallen: der scherzhafte Ausdruck lautete „ich ertrug es“; aber in tiefster Gemütserregung nahm er den zärtlichen Gruß entgegen!

Denn nun stand er am hohen Ziel. Mit dem ersten deutschen Mittelstaat Frieden zu schließen, hatte er seinen hohen Herrn bewogen, wirklich Frieden, wie es sein Ideal war: nicht bloß Hebung von Feindseligkeiten, Beseitigung einzelner wichtiger Differenzen, Lösung störender, weiterhin drohender Streitpunkte. Nein, Friede im alten deutschen Rechtssinn: Rechtsordnung („ewiger Landfriede“). Solcher Friedensschluß ist denkbar nur in Freudigkeit. Gegenseitiges schrankenloses Vertrauen, volle Hingebung, aufrichtiges Entgegenkommen bilden die unentbehrlichen Voraussetzungen. Zwischen Bayern und Preußen war ihre Erfüllung ins Leben gerufen — Bismarck hatte sie geschaffen.

In neuem Licht erschien den bayrischen Friedensbevollmächtigten das ländergierige, herrschsüchtige, bayernfeindliche Preußen! Es begehrte keine Schmälerung Bayerns, ja, es war vor den Friedensverhandlungen bereit gewesen, für die Erhaltung der Pfalz bei Bayern gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen. Endlich: Bei der nun herrschenden Wärme der Temperatur der Gesinnungen vertiefte sich die politische Anschauung des Bündnisvertrags. Sein Wesen, seine Tragweite offenbarte sich nun in voller Klarheit den bayrischen Bevollmächtigten: er war keine bloße „Allianz“, er überschritt den Bereich völkerrechtlicher Obligationen, auch den einer Offensiv- und Defensivallianz von Fall zu Fall; er gehört dem Personenrecht inter gentes, dem Verbindungsrecht von Staaten und Völkern an. Er begründet nicht ein eigentliches „Bündnis“ (im technischen Sinn des Worts): vielmehr einen völkerrechtlichen Verband von Preußen und Bayern, welcher kündbar, nicht unauflöslich ist. Was sind aber im Vergleich mit ihm Garantieverträge Preußens zu Erhaltung der Pfalz bei Bayern? Dieses „Bündnis“ verbürgt alles, garantiert beiden Verbündeten ihre ganze Machtstellung, den ungeschmälerten Territorialbestand ihrer Staaten, die volle Integrität Preußens und Bayerns (vergl. die Fußnote S. 47).

Auf den 22. August, $10^1/_2$ Uhr, hatte Bismarck die Konferenz zur Unterzeichnung der Verträge anberaumt. Sämtliche Dokumente wurden durch den gleichfalls erschienenen Herrn v. Savigny verlesen und der Gleichlaut mit den genehmigten Entwürfen konstatiert. Hierauf wurden diese von Bismarck und Savigny für Preußen, von Freiherrn v. d. Pfordten und Graf Bray-Steinburg für Bayern unterzeichnet. Die Besprechung verschiedener Nebenfragen geschah in freundlichstem Ton, und die baldige Herstellung der diplomatischen Vertretung in Berlin und München wurde beschlossen. Das Tagebuch des Grafen Bray besagt, daß Bismarck heute noch nicht Abschied nehmen wollte, während die

Bayern, wie er vernahm, am folgenden Tage nach vorgängiger Abschiedsaudienz bei Seiner Majestät dem König Berlin zu verlassen gedachten. Er wollte sie noch bei sich zu Tische sehen und lud sie mit großer Freundlichkeit ein, so daß an eine Ablehnung nicht zu denken war. — Mit dem Schlag 12 Uhr schieden die neuen Alliierten — Pfordten und Bray — mit der Beruhigung, daß, bei schweren Opfern, die ihrem Lande nicht erspart werden konnten, doch Bayerns Integrität, Unabhängigkeit und Machtstellung ungeschmälert aus der großen Gefahr dieses Krieges und des abgeschlossenen Friedens hervorgegangen seien.

Jedem Friedensschluß mit den süddeutschen Gegnern wurde der Bündnisvertrag in gleichlautender Fassung als Anhang hinzugefügt: das waren die „geheimen Artikel" dieser Verträge. Es ist nicht zu sagen, daß es Bayern war, welches voranging. Den ersten Federzug that Varnbüler: am 13. August erfolgte Friedensschluß und Bündnisvertrag mit Württemberg. Beim Ausbruch des Krieges hatte Herr v. Varnbüler den Preußen, die er angesichts der furchtbaren Uebermacht verloren gegeben, sein mitleidvolles „Vae victis!" zugerufen, seither aber eingesehen, daß dieser Sieger zu solcher Wehklage der von ihm Ueberwundenen keinen Anlaß bot. Von der nationalen Richtung der Bismarckschen Politik überzeugt und von der großen Persönlichkeit tief ergriffen, war Varnbüler fortan ein ehrlicher Bewunderer von Bismarck, ein treuer Anhänger seiner Politik, ein eifriger Vorkämpfer der deutschen Sache. In den „Gedanken und Erinnerungen" hat ihm Bismarck ein würdiges Denkmal gesetzt.

In den Friedensverhandlungen kam zur Sprache, daß im Verlauf des Krieges die preußischen Fürstentümer Hohenzollern annektiert und auf der Stammburg die Trikolore des „Deutschen Bundes" gehißt worden. Nach der beliebten Vergeltungstheorie sollte nun Württemberg, wiewohl es an der lächerlichen Annexion fast unbeteiligt gewesen, durch Verlust von Land und Leuten gezüchtigt werden. Bismarck, der die Rolle der Nemesis dem Politiker nicht beimaß, legte sich ins Mittel und hintertrieb die „Wiedervergeltung".[1])

Baden schloß am 17. August Frieden und Bündnisvertrag. Am 22. August erfolgte die Unterzeichnung der Militärkonventionen Preußens mit den Südstaaten. Am 23. August wurde zu Prag der Definitivfriede mit Oesterreich geschlossen.

Dem Gedankengang der Nikolsburger Präliminarien, nunmehr des Prager Friedens, entsprachen in strenger Uebereinstimmung die Friedensverträge mit den Süddeutschen: sie enthielten insgesamt die vertragsmäßige Anerkennung der Auflösung des Deutschen Bundes am 14. Juni 1866, wonach kein Austritt Preußens stattgefunden, vielmehr der Bund durch den an jenem Tage gefaßten

[1]) Die Annexion der hohenzollernschen Fürstentümer war bewirkt durch eine Razzia unter der Leitung eines bayrischen Rechtspraktikanten. Diese Farce ist im kleinen, was im großen die Annexion der südafrikanischen Republiken war.

Beschluß sein rechtliches Dasein selbst vernichtet hat. Sie enthielten ferner die vertragsmäßige Zustimmung zur Wiederherstellung Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs und zunächst zu einer Vereinigung des deutschen Nordens unter Preußens Hegemonie. So war gegenüber der Einigung des Vaterlandes weder von Oesterreich noch von den süddeutschen Staaten ein berechtigter Widerspruch denkbar.

Die Ordnung der norddeutschen Verhältnisse war in den ersten Anfängen begriffen; sie war allseitig vertragsmäßig gesichert; von außen konnten Störungen nicht kommen, aber im Innern waren namhafte Schwierigkeiten noch erst zu überwinden. Daneben aber der welthistorische Abschluß der Schutz- und Trutzverbindung Preußens mit dem gesamten Süddeutschland. Während im Norden Militärkonventionen noch auf Bedenken stießen, war Bismarck mit dem deutschen Süden völlig im reinen. Bei jeder Bedrohung Badens, Hessens steht Preußen zur Abwehr bereit; bei jedem Angriff des Auslands gegen Bayern hat Preußen sein Heer zu entbieten; führt die preußische Politik zur Erkenntnis der Notwendigkeit, den Krieg zu erklären, dann sind die süddeutschen Armeen mobil zu machen. Und mit jeder Mobilmachung treten die Truppen unter das Kommando des Königs von Preußen.

Preußen und Süddeutschland standen mit Ende August 1866 vertragsmäßig in Waffenbrüderschaft! — aber sie war Kabinettsgeheimnis. —

Der französische Kaiser kannte die Schäden in seiner Armee — vielleicht beinahe so, wie der mit Argusaugen sie überwachende Moltke. An Heilung und Hebung ward Hand angelegt. Aber mit Benedettis „casus belli“ wurde nicht Ernst gemacht: Napoleon schlug sich Rheinhessen samt Mainz (!) und die bayrische Pfalz aus dem Sinn, wiewohl er davon überzeugt blieb, daß den höchsten Preis der Popularität (damals!) das linke Rheinufer gewonnen hätte.

Nun gingen die Gedanken Napoleons auf andern Raub aus, um den Heißhunger seiner wilden Tiere nach „Gloire“ zu stillen. Seine Blicke fielen auf Belgien. Mit Belgien gedachte er allein fertig zu werden, vorausgesetzt, daß Preußen nicht dawider wäre. Benedetti bekam seine „Mission en Prusse“, Bismarck hierüber auszuholen. Er stieß auf energischen Widerspruch. [1])

So scheiterte auch dieser zweite Versuch, „Kompensationen“ ausfindig zu machen und „Revanche pour Sadowa“ zu gewinnen.

---

[1]) Das Lügengewebe Benedettis in seiner Schrift „Ma mission en Prusse“ zu entwirren, habe ich mir vorbehalten. Er hat die Frechheit, die Welt glauben machen zu wollen, daß Bismarck der Anstifter eines französischen Attentats auf Belgien gewesen. Einem Auftrag, den ich auszurichten gehabt, verdanke ich diesbezügliche Mitteilung von Aktenstücken, die 1870 unsre Husaren im Schlosse St. Cloud mit den Papieren Rouhers und ungelesenen Berichten Rossels (in geschlossenen Couverts) erbeutet, und mündliche Aufschlüsse Bismarcks über jenes belgisch-französische Possenspiel.

Eine Revanche hatte der Herr der Welt den Franzosen zugedacht —: Gravelotte und Sedan!, die Wiedervergeltung für den Raub von Straßburg, für die Gaunereien der Reunionskammern ihres „Sonnenkönigs", „Ludwig des Großen".

Vinea Domini Freienwalde a. O., den 2. September 1901.



Licht und Kraft.

Von

Prof. Dr. L. Zehnder.

Wie herrlich ist doch die Frühlingszeit! Nach langer Ruhe erwacht die Natur zu neuem Leben. Größer und größer wird der Bogen, den die Sonne am Himmel beschreibt. Der Tag wird länger, die Sonnenwärme wirkt mächtiger, die belebende Kraft der Sonne kommt stärker zur Geltung. Wir atmen auf und freuen uns, daß wiederum nach den vielfachen Mühsalen des Winters ein Sommer im Anzug ist, der uns die reichen Gaben der Natur zu spenden verspricht. Ohne solche Gaben würde unser Leben bald genug verlöschen müssen.

Oft beneiden wir andre Erdenkinder, welche mit keinem Winter zu kämpfen haben, welchen ein immerwährender, nur durch Regenzeiten unterbrochener Sommer stets die Früchte der Natur in reicher Fülle darbietet. Sind solche Gedanken berechtigt? Wissen wir nicht vielmehr, daß Gegensätze zu unserm höchsten Glück das erste Erfordernis sind, daß wir uns nur darum über den Frühling so freuen, weil der harte strenge Winter glücklich überwunden ist?

Ueber das Erscheinen der Sonne freuen wir uns von Tag zu Tag. Hat aber die Sonne mit ihrer Wärme, mit ihrem Licht einen so bedeutenden Einfluß nur auf uns Menschen allein? Gewiß nicht! Wie belebend sie auf die ganze Tierwelt wirkt, können wir jederzeit erkennen. Gar viele Tierarten sind während des ganzen Winters zum Schlafe verurteilt. Sie können sich nicht entwickeln ohne die wärmende Kraft der Sonne. Erwachen sie dennoch im Winter, so hat das häufig genug ihren Tod zur Folge. Die Pflanzenarten vollends gedeihen fast ausschließlich in der wärmeren Jahreszeit. Und sogar auf die kleinsten bekannten Lebewesen, auf die Protisten, denen die Familien der Bakterien angehören, sind vielfache Einwirkungen von Licht und Wärme nachgewiesen worden, so schwierig auch die betreffenden Untersuchungen sein mochten.

Die unbelebte Welt, das große unorganische Reich steht gleichfalls unter dem Einfluß des Sonnenlichts. Die Körper erwärmen sich, wenn sie von der Sonne bestrahlt werden. Im allgemeinen dehnen sie sich dabei aus. Fort-

währende Ausdehnungen und Zusammenziehungen großer zusammenhängender Teile der Erdkugel haben nun im Lauf der Jahrtausende ganz bedeutende Umgestaltungen der Erdoberfläche zur Folge. Denn sie bringen veränderliche Drucke hervor, welche Umkrystallisationen von Gesteinsarten nach sich ziehen, welche überdies ganze Erdteile zu Gebirgen emporheben, während andre Erdteile sich senken müssen.

Doch nicht nur physikalische, auch chemische Umgestaltungen erfolgen unter dem Einfluß des Sonnenlichts. Wir wissen, daß Chlor und Wasserstoff, in gleichen Raumteilen zusammengebracht, zwar im Dunkeln ohne Veränderung nebeneinander als getrennte Gase existieren können, daß sie aber, wenn sie in helles Sonnenlicht gebracht werden, plötzlich miteinander sich vereinigen, unter Explosionserscheinungen. Wir kennen verschiedene chemische Umsetzungen, die bei der Sonnenbestrahlung stattfinden, und wir verwenden dieselben bei der Photographie, bei mannigfachen andern Reproduktionsverfahren. Zahllose chemische und physikalische Veränderungen gehen bei solcher Bestrahlung auf unsrer Erdkugel langsam vor sich, durch Tage, Wochen, Jahre, durch Jahrhunderte hindurch. Wir sind nicht im stande, dieselben alle wahrzunehmen.

Sind wir somit zur Erkenntnis gelangt, daß in zahlreichen Naturvorgängen die Sonnenstrahlung überaus wirkungsvoll eingreift, so verlohnt es sich schon, auf das Wesen solcher Lichtwirkungen näher einzugehen. Wir ziehen zu diesem Zweck die kleinsten wirklich bestehenden Teile in den Kreis unsrer Betrachtungen, die überaus kleinen Molekeln und Atome, aus denen alle Körper, alle Substanzen zusammengesetzt sind. Ueber die Kleinheit dieser Teilchen können wir uns kaum eine richtige Vorstellung machen; denn sie sind etwa in demselben Verhältnis kleiner als eine Billardkugel, wie diese selber kleiner ist als unsre ganze Erdkugel. Die Molekel besteht nun im allgemeinen aus zwei oder mehr Atomen. Die höheren Lebewesen besitzen Substanzen, in denen jede Molekel zum Teil sogar aus mehreren Tausenden von Atomen zusammengesetzt ist. Nur in seltenen Fällen haben wir es mit einatomigen Molekeln zu thun. Die Art der Molekeln bezüglich ihrer Zusammensetzung aus einzelnen Atomen und ihres Aufbaues aus denselben ist es, die die Substanz in ihrem ganzen physikalischen und chemischen Verhalten bestimmt. Eine reine Substanz enthält nur Molekeln einer und derselben Art. Werden daher die Molekeln geändert, dadurch etwa, daß ihnen Atome zugefügt oder entrissen werden, so erhalten wir eine andre Substanz. Oder wenn auch nur die Atome in den Molekeln ihre Plätze vertauschen, in dem Sinne, daß der Aufbau jeder Molekel aus Atomen ein neuer wird, so entsteht eine neue Substanz.

Schon Clausius hat gezeigt, daß die Molekeln und Atome aller Substanzen in steter Bewegung begriffen sind. Die Molekeln mit ihren Atomen verhalten sich dabei wie vollkommen elastische Körper. Sie stoßen fortwährend mit großen Geschwindigkeiten aufeinander, prallen ab, erhalten dadurch neue Bewegungsrichtungen. Sie bewegen sich in den neuen Richtungen weiter, bis sie mit andern Nachbarmolekeln zur Berührung kommen, also bis zu neuem Stoße. Infolge

derartiger heftiger Zusammenstöße müssen auch die Bestandteile der Molekeln, die Atome, in beständiger Bewegung begriffen sein. Die Atome schwingen, etwa gegen den Mittelpunkt ihrer Molekel, hin und her, sie oscillieren. Die Atome können ganze oder teilweise Drehungen um ihre eignen Achsen, sie können Drehungen um die Achsen ihrer Molekel ausführen. Die ganzen Molekeln können um ihre eignen Achsen sich drehen. In fast ungehinderter Weise finden alle diese Bewegungen statt in Gasen und Dämpfen. Wesentlich weniger frei können sich Molekeln und Atome bewegen in Flüssigkeiten. In festen Körpern aber sind die Molekeln insoweit fest an ihre Nachbarn gebunden, daß sie sich — trotz ihrer Bewegungen relativ zu einander — ohne äußere Kräfte nicht voneinander zu trennen vermögen.

Wie ist es aber möglich, daß die beschriebene Molekular- und Atombewegung niemals zur Ruhe kommt? Es ist dies eine ganz berechtigte Frage. Alle Bewegungen im Luftraum, namentlich wenn sie mit Zusammenstößen von Körpern verbunden sind, erlöschen doch mehr oder weniger schnell. Die Körper kommen zur Ruhe. Bei den Stößen wird die den Körpern innewohnende mechanische Energie, ihre Bewegungsenergie, in andre Energie umgewandelt, vorzugsweise in Wärmeenergie. Infolgedessen verlieren jene Körper ihre sichtbare Bewegung. Wenn sich ein Körper scheinbar ganz frei in der Luft bewegt, so büßt er doch von seiner Bewegungsenergie etwas ein. Denn er stößt fortwährend mit Luftteilchen, mit Luftmolekeln zusammen, erteilt diesen größere Geschwindigkeiten und kommt selber dadurch allmählich zur Ruhe, etwa wie ein Pendel ohne fortwährend neuen Antrieb durch eine Uhrfeder oder durch ein Gewicht. Wird es nun den Molekeln bei ihren Zusammenstößen nicht ähnlich ergehen, so daß sie ohne fortwährenden Antrieb von außen zur Ruhe kommen müssen?

Allerdings liegen die Verhältnisse bei der Molekularbewegung etwas anders. Denn die Molekeln bewegen sich, soviel wir bis heute wissen, in einem Medium von äußerster Feinheit und Widerstandslosigkeit, im Aether (Weltäther), der alle Zwischenräume zwischen den Molekeln und Atomen aller Körper erfüllt. Der ganze uns erkennbare große Weltraum wird von solchem Aether erfüllt. So gering ist der Widerstand, den der Aether der Bewegung von Körpern entgegensetzt, daß zum Beispiel unsre Erde durch diesen Widerstand keine merkliche Verzögerung ihrer ungeheuren Geschwindigkeit erfährt. Legt doch diese, wie es scheint seit Jahrtausenden, seit astronomische Messungen angestellt worden sind, in jeder Sekunde ihren Weg von 30 Kilometern im Weltraum zurück! Und doch ist es der Aether, der die gesamte Molekularbewegung hemmt. Denn die Molekeln und ihre Atome stoßen bei ihren Bewegungen aller Art mit den kleinsten Teilchen des Aethers fortwährend zusammen. Sie übertragen dadurch wenigstens einen Teil ihrer Bewegung auf den Aether. Damit verlieren sie zugleich einen Teil ihrer Bewegungsenergie, und sie müssen schließlich zur Ruhe kommen, wenn ihnen nicht andrerseits neue Energie fortwährend zugeführt wird.

Die Molekularbewegung ist nur zum Teil eine ungeordnete, unregelmäßige, zum Teil ist sie eine ganz regelmäßige Bewegung. Vergleichen wir die Molekel

etwa mit einer Stimmgabel. Wenn man einer Stimmgabel ganz unregelmäßig Schläge versetzt, etwa mit einem Hämmerchen, so müssen ihre Zinken regelmäßige Schwingungen ausführen, und von Schlag zu Schlag schwingt die Stimmgabel mit der ihr eignen Schwingungszahl. Sie versetzt die umgebende Luft in Schwingungen. Wir hören, ihrer Schwingungszahl entsprechend, einen bestimmten von der Stimmgabel erzeugten Ton. Durch jeden neuen Schlag wird der bisherige Ton im Augenblick zum Schweigen gebracht, zugleich aber wird derselbe Ton neu erzeugt.

Ganz analoge Erscheinungen treten bei der Molekularbewegung auf. Dabei ist die Bewegung der ganzen Molekeln der unregelmäßige Teil, die Bewegung der Atome im allgemeinen der regelmäßige Teil der Molekularbewegung. Stoßen nämlich die Molekeln in gewissen ganz unregelmäßigen Zeitintervallen aufeinander, wie es der Zufall mit sich bringt, so geraten ihre Bestandteile, ihre Atome und Atomteile, doch immer und immer wieder in regelmäßige Schwingungen — vermöge jedes neuen Stoßes —, und diese Schwingungen entsprechen zum Teil ganz bestimmten Schwingungszahlen, wie bei einer Stimmgabel. Von solchen Schwingungen wird aber der die Molekeln und ihre Atome umgebende Aether beeinflußt. Er wird in gleichartige Schwingungen von gleicher Schwingungszahl versetzt. Mit andern Worten: Die Schwingungen der Atome werden durch den Aether ausgestrahlt, und wir nehmen diese Strahlungen unter Umständen wahr, wenn die Schwingungszahl in den unsrer Beobachtung zugänglichen Grenzen liegt. Diese Strahlung ist das Licht.

Von jeder Molekularbewegung geht eine Lichtstrahlung aus. Ihre Intensität ist aber selbstredend in verschiedenen Fällen ungemein verschieden. Die Strahlung muß in vielen Fällen so gering sein, daß sie unsrer Wahrnehmbarkeit ganz entgeht. Dessenungeachtet ist sie immer vorhanden, bald stärker, bald schwächer. Die von glühenden Körpern ausgesandte Lichtstrahlung können wir ohne besondere Hilfsmittel mit unsern Augen erkennen. Das von der Molekularbewegung auf der Sonne ausgestrahlte Licht ist so intensiv, daß es unsre Augen blendet.

Was geschieht nun, wenn irgend ein Körper von solchem ausgestrahlten Licht getroffen wird? Nach Kirchhoff nimmt jeder Körper am stärksten gerade diejenige Strahlung auf, die er selber auszusenden vermag. Er absorbiert dieselbe. Wird daher ein Körper etwa von der Sonne bestrahlt, so absorbiert er am stärksten alle diejenigen Lichtarten, die seine eignen Atome aussenden, wenn sie durch die molekularen Zusammenstöße in Schwingungen versetzt werden. Unausgesetzt absorbiert er solche Schwingungsarten, die seinen Atomen eigentümlich sind. Daher geraten seine Atome selber in stärkere Eigenschwingungen, so daß sie ihrerseits ihr Eigenlicht auch in verstärktem Maße ausstrahlen. Es ist dies eine Resonanzerscheinung, wie wir derselben auch in der Akustik begegnen: Eine Stimmgabel nimmt die Schwingungen einer genau gleichen Stimmgabel auf, die durch die Luft hindurch auf sie übertragen werden. Sie wird, je länger sie diesem Einfluß unterliegt, um so stärker in ihre Eigenschwingungen versetzt. Um

so stärker sendet sie aber auch ihre Eigenschwingungen aus, und zuletzt gelangt sie in einen Zustand, in dem sie gleichviel Schwingungsenergie aufnimmt, absorbiert und gleichviel nach außen abgiebt, ausstrahlt.

Die mit Licht, etwa mit Sonnenlicht, bestrahlten Molekeln und Atome des Körpers senden daher ihr Eigenlicht in verstärktem Maße aus. Sie leuchten in der ihnen selber beziehungsweise ihrer Substanz eignen Farbe um so stärker, je stärker sie bestrahlt werden. Jeder bestimmten Schwingungszahl des Lichts entspricht ja eine bestimmte Farbe, eine ganz bestimmte Nuance derselben. Die Substanzen absorbieren auch einen Teil des Lichts, das nicht genau den Eigenschwingungszahlen ihrer Molekelbestandteile entspricht. Das aufgenommene Licht wird zum Teil in Wärme, das heißt in verstärkte Molekularbewegung umgewandelt. Denn eine Verstärkung der Atombewegung muß eine Verstärkung der Molekularbewegung zur Folge haben. Auch durch Leitung wird Wärme von außen aufgenommen. Alle aufgenommene Wärme vermehrt die Molekularbewegung der Substanz. Sie vermehrt auch die Eigenlichtstrahlung der Substanz, weil eben die intensivere Molekularbewegung heftigere Zusammenstöße der Molekeln bedingt und damit stärkere Atomschwingungen nach sich zieht. In der durch Strahlung und Leitung von außen zugeführten Wärme finden wir daher die Energiequelle, welche die Molekular- und die Atombewegung niemals zur Ruhe kommen läßt.

Nun sind die Wirkungen solcher Eigenlichtstrahlung im Innern einer Substanz, die eben aus dem flüssigen in den festen Zustand überzugehen im Begriffe steht, von größtem Interesse. Betrachten wir zu besserer Veranschaulichung wieder unsre beiden Stimmgabeln, oder, was bezüglich der Resonanzerscheinung auf dasselbe hinauskommt, zwei einfache, genau gleiche Metallstäbe von länglich rechteckigem Querschnitt, die in gleicher Weise, etwa in einem Schraubstock, parallel nebeneinander fest eingespannt sind. Schlägt man mit einem Hämmerchen gegen die Enden beider Stäbe oder streicht man sie mit einem Violinbogen, so geraten sie in ganz gleiche Schwingungen. Wenn ihre Schwingungszahlen die gleichen sind, hören wir von beiden Stäben wie von gleichen Stimmgabeln den gleichen Ton. Wird nur einer von beiden Stäben mit dem Bogen gestrichen, so ertönt vorerst nur dieser Stab. Aber durch die umgebenden Substanzen hindurch überträgt er vermöge der Resonanz seine Schwingungen auf den andern Stab, und bald schwingen doch beide Stäbe genau synchron. Mit andern Worten: Sie führen genau die gleichen Schwingungen zu gleicher Zeit aus. Da sie gleichartig und parallel eingespannt sind, schwingen sie sogar in den gleichen Augenblicken nach den gleichen Richtungen. Wir denken uns die beiden Stäbe längs der kürzeren Seiten ihrer rechteckigen Querschnitte ganz gleich im Schraubstock festgespannt. Weil solche Stäbe namentlich in der Richtung ihrer kleinsten Dimensionen hin und her schwingen, müssen sie durch entsprechende Anstöße in Schwingungen versetzt werden, die von Stab zu Stab gerichtet sind. Vermöge der Resonanz befinden sie sich in jedem Augenblick in genau gleichem Schwingungszustand. Es läßt sich dann leicht feststellen, entweder experimentell oder auch nur durch Aufzeichnung ihrer verschiedenen aufeinander folgenden Schwingungs-

zustände, daß diese beiden Stäbe fast bis zur Berührung einander sich nähern lassen, ohne daß sie in ihren Schwingungen irgendwie gestört werden. Zwei Stäbe dagegen, die zwar gleichfalls auf denselben Ton abgestimmt sind, die aber gleichzeitig nach entgegengesetzten Richtungen schwingen, oder zwei ungleiche Stäbe, die überhaupt mit ungleichen Schwingungszahlen schwingen, können einander nur dann bis zur Berührung genähert werden, wenn sie zuvor in Ruhe versetzt worden sind, das heißt wenn ihre Schwingungsenergie zuvor vernichtet worden ist, denn ihre schwingenden Enden würden stark gegeneinander schlagen.

Analog wie solche Stimmgabeln oder tönende Stäbe verhalten sich nun die Molekeln, deren Atome gleichfalls Schwingungen mit bestimmten Schwingungszahlen ausführen. Zwei Molekeln, deren Atome in genau gleichen Schwingungen mit gleichen Schwingungsrichtungen begriffen sind, können sich ohne weiteres bis zur Berührung aneinander legen. Je näher sie einander sind, um so mehr wirken sie vermöge ihrer eigenen Strahlung durch Resonanz ausgleichend aufeinander ein. Zwei Molekeln dagegen, deren Atome ungleich schwingen, können nur nach Vernichtung ihrer Schwingungsenergie, sie können erst nach einem gewissen Energieverbrauch, das heißt etwa vermöge einer äußeren Kraft, die beide Molekeln einander nähert, zu dauernder Berührung gebracht werden. Es geht daraus hervor, daß zwei gleichartige Molekeln im allgemeinen leichter sich fest aneinander lagern als zwei ungleichartige und daß diese Aneinanderlagerung, wenn nicht äußere Kräfte störend eingreifen, nur in durchweg genau gleicher Orientierung jener Molekeln erfolgt. Darin liegt das Grundgesetz der Krystallbildung.

Wir haben vorhin erkannt, daß von jeder Molekel, vermöge der Eigenschwingungen ihrer Atome, eine bestimmte Eigenlichtstrahlung ausgeht. Durch Resonanz sucht sie benachbarte Molekeln in gleichen Schwingungszustand zu versetzen. Wenn sich nun zwei oder mehr gleichartige Molekeln bereits in gleicher Orientierung zu einer Molekelgruppe aneinander gelagert haben, so strahlen sie alle dasselbe Eigenlicht aus. Ihre Atome schwingen gleichartig. In ihrer unmittelbaren Umgebung kommt eine verstärkte Strahlung, eine verstärkte Beeinflussung andrer Molekeln durch Resonanz zu stande. Gleichartige benachbarte Molekeln werden in verstärktem Maße in den gleichen Schwingungszustand gezwungen, in dem sie sich besonders leicht an die bereits bestehende Molekelgruppe anlagern können. Die schon gebildete Molekelgruppe sucht sich daher, vermöge ihrer Eigenlichtausstrahlung, durch Anlagerung gleichartiger und gleichorientierter Molekeln zu vergrößern. Wenn diese Eigenlichtstrahlung eine genügend große ist, werden sogar geeignete ungleichartige Molekeln, die doch die gleichartigen Atome — etwa in anderm Aufbau, noch mit ganz andern Atomen verbunden — enthalten, so sehr gestört, daß sie zerfallen. Ihre Atome legen sich dann in neuer passender Orientierung an die ihr Eigenlicht ausstrahlende Molekelgruppe an. Sie schließen sich zu gleichartigen und gleichorientierten Molekeln zusammen. Namentlich sind solche Umwandlungen häufig bei Substanzen, die sich ohnehin

leicht zersetzen, bei leicht dissoziierbaren Substanzen. Wir erkennen in diesen Vorgängen das Grundgesetz der Assimilation.

Nun liegt auch der Einfluß fremden Lichts auf diese Assimilation klar vor uns. Wird eine Substanz von fremdem Licht bestrahlt, so absorbiert jede ihrer Molekeln nach dem Kirchhoffschen Gesetz namentlich diejenigen Lichtarten, die sie selber auszustrahlen vermag, und nach Maßgabe dieser Absorption strahlt sie ihr Eigenlicht in verstärktem Maße aus. Das gleiche Verhalten müssen wir bei den bereits gebildeten Molekelgruppen erwarten. Demnach zwingen die von fremdem Licht bestrahlten Molekelgruppen die ihnen benachbarten Molekeln im allgemeinen zu rascherer Assimilation und Anlagerung. Das unsre Substanz bestrahlende Licht muß eine verstärkte Assimilation zur Folge haben.

Die Sonne, unsre wichtigste und stärkste Lichtquelle, begünstigt die Anlagerung und die Neubildung gleichartiger Substanz, sie begünstigt die Assimilation. Sie ist die belebende Kraft der ganzen organischen Welt. Unter ihrem Einfluß erzeugen bestehende Molekelgruppen neue gleichartige Molekeln, und diese legen sich in gleicher Orientierung an jene. Unter den unendlich vielen möglichen Molekelformen muß es solche geben, die — vermöge ihrer trapezartigen Querschnitte — bei gleich orientierter Anlagerung der Molekeln zur Entstehung molekularer Röhrchen Veranlassung geben. Namentlich müssen derartige Formen möglich sein bei Molekeln organischer Substanzen, weil dieselben oft aus Hunderten und sogar aus Tausenden von fest aneinander gelagerten Atomen aufgebaut sind. Solche molekulare Röhrchen habe ich Fistellen genannt (abgeleitet von fistula, fistella). Durch fortgesetzte Assimilation entstehen aus den Fistellen Membranen, die durch ihre Fistellenhohlräume hindurch einzelne Atome oder ganze Molekeln hindurchlassen. Durch Aufnahme von Atomen oder von Molekeln größerer Querschnitte in ihre Hohlräume hinein müssen sich die Fistellen ausweiten. Daher ist die aus Fistellen aufgebaute Substanz nicht nur durchlässig, sondern auch quellungsfähig und kontraktil. Wir erhalten aus den Fistellen die kontraktile Substanz.

Es läßt sich zeigen, daß die durchlässige Substanz an sich schon für verschiedene Substanzen verschieden durchlässig sein muß, welche Eigenschaft durch Bestrahlung mit fremdem Licht noch verstärkt wird. Namentlich vermittelst der Wirkungen der durchlässigen und kontraktilen Substanzen entstehen vorerst kleinste, auch mit dem Mikroskop noch völlig unsichtbare Wesen. Diese Wesen assimilieren, das heißt sie suchen geeignete ungleichartige Molekeln in gleichartige zu verwandeln und ihren entsprechenden Substanzen anzulagern. Solche Wesen nehmen also Nahrung auf, und wir dürfen sie als die einfachsten Lebewesen bezeichnen.

Viel zu weit würde es uns führen, wollten wir hier auseinandersetzen, wie solche Lebewesen im Kampf ums Dasein nach und nach ihren Lebensbedingungen sich anpassen; wie daher aus ihnen zuerst die nur mikroskopisch sichtbaren Lebewesen, die Protisten, entstanden sind, deren Bakterienfamilien unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen; wie die Zellen und aus diesen die Zellenstaaten,

die Pflanzen und Tiere, sogar die Menschen sich entwickelt haben. Nur so viel sei noch erwähnt, daß die Anpassung ganz ähnlich wie die Assimilation aus den Wirkungen der molekularen Lichtstrahlung hervorgeht. Es sind nämlich die Strahlungen aller umgebenden Molekelarten, die eine Anpassung der Substanz an ihre Umgebung erzwingen. Die Assimilation und die Anpassung spielen in der ganzen organischen Welt die wichtigste Rolle. Unsre Sonne aber begünstigt vermöge ihrer Lichtstrahlung die Anpassung in ganz ähnlicher Weise, wie sie die Assimilation begünstigt. Die Sonne ist in der That unsre alles belebende Kraft.

Die Wirkungen der Sonne auf die Organismen erkennen wir Tag für Tag und ganz besonders ihre Begünstigung der Assimilation im Pflanzenreich. Das Pflanzenreich aber bildet die Grundlage der Existenz des Tierreichs. Ohne das Pflanzenreich würde das Tierreich seine wichtigste Nahrungsquelle verlieren. Ohne das Pflanzenreich hätten wir unsre bedeutenden Kohlenlager nicht gewonnen. Doch muß außer dieser mittelbaren auch eine unmittelbare günstige Einwirkung des Sonnenlichts auf die ganze Tierwelt mehr und mehr zugegeben werden. Kann es daher wundernehmen, wenn von Naturvölkern die Sonne als höchster Gott verehrt worden ist?

Auch wir verehren die Sonne, wir bewundern ihre alles belebende Kraft. Mit Schrecken denken wir an die Zeit, in der ihr Licht verlöschen würde. Unsre Erde verlöre in kürzester Frist alle ihre Lebewesen, sie würde kahl und öde werden. Indessen erhält die Sonne selber gewissermaßen ihre Nahrung. Unzählbare Meteoriten, kleinere und größere Weltkörperchen stürzen unausgesetzt in den Sonnenball, ersetzen fortwährend seinen Licht- und Wärmeverlust. Je nachdem die Sonne durch meteoritenreichere oder meteoritenärmere Welträume fliegt, nimmt ihre Strahlung zu oder ab. Ihre belebende Kraft selber ist Schwankungen unterworfen. Niemals dürfen wir aber wegen solcher Schwankungen der Sonnenstrahlung unsern Mut, unser Vertrauen auf die Zukunft sinken lassen. Ungeheure Vorräte von Substanz sind im Weltall noch verteilt. Ungeheuren Zuwachs an Energie wird unsre Sonne noch erhalten. Sind unsre Kohlenlager, unsre Erdöllager erschöpft, so wird der unermüdliche Menschengeist neue Energiequellen aufzufinden und nutzbar zu machen wissen. Nicht dem Zerfall, sondern weiterer Vervollkommnung geht das Menschengeschlecht entgegen.



Ueber Wechselfieber.

Von

C. Gerhardt.

I.

Schon in den ältesten medizinischen Schriften läßt sich die Beschreibung täglich oder anderttägig oder viertägig wiederkehrender Fieber erkennen. Die Wechselfiebererkrankung ist mindestens so alt, wahrscheinlich viel älter als die Anfänge ärztlicher Erkenntnis. Das mehrtausendjährige Rätsel der Entstehung dieser Krankheit ist in unsern Tagen gelöst worden. Von den früher mit breiter Gelehrsamkeit unterschiedenen zahlreichen Arten des Wechselfiebers (nach täglich doppeltem, ein-, zwei-, drei-, viertägigem, unregelmäßigem Auftreten und so weiter) haben sich nur drei als naturwissenschaftlich begründet erwiesen. Der uralte Glaube, daß der Boden, der Sumpf die Fieberursache erzeuge und die Luft sie dem Menschen zuführe, erwies sich als irrig. Die Arbeit der Natur, die Fortpflanzung und Erhaltung der Art sichert, ergab sich als viel feiner und zusammengesetzter, als daß sie dem Schulbegriffe des Miasmas entspräche, der nunmehr völlig unhaltbar wurde. Nicht nach solchen groben Einteilungen, nur nach der naturwissenschaftlichen Erforschung der Lebens- und Fortpflanzungsbedingungen der kleinsten Lebewesen läßt sich die Entstehungs- und Verbreitungsweise vieler Krankheiten, namentlich vieler Volksseuchen, begreifen. Begreifen heißt hier zugleich mit Erfolg im großen bekämpfen. — Der alte, gute Name des Wechselfiebers kommt neuerdings außer Gebrauch und wird verdrängt durch das klangvolle, internationale Wort Malaria. Damit wird der alte Irrtum, daß diese Fieber durch schlechte Luft entstünden, sprachlich verewigt. Indes mit der fortschreitenden Erkenntnis wird auch ein richtig bezeichnendes Wort zur Geltung kommen. Was die nun gewonnene Erkenntnis der Fieberursache und die Möglichkeit zielbewußter Bekämpfung, ja dereinstiger Ausrottung des Wechselfiebers bedeutet, das kann man nur sich klar machen, wenn man bedenkt, wie große Landstrecken in Südeuropa, zum Beispiel die Campagna, die unteren Donauländer, schwer unter dieser Krankheit leiden, teilweise wirtschaftlich durch sie zu Grunde gerichtet wurden, wie die Pioniere der Kultur, namentlich in Afrika, immer wieder durch sie hinweggerafft wurden, so daß man wohl sagen kann, der größte Feind aller Kolonialbestrebungen ist das Wechselfieber.

II.

Die praktische Heilkunde besitzt wenige sicher eine Krankheit heilende Mittel, keines, das mit gleicher Sicherheit und Zuverlässigkeit wirkt wie das Chinin. Die Wirksamkeit der Chinarinde gegen Wechselfieber wurde 1638 an der in Lima fieberkranken Gräfin del Cinchon auf die Erfahrungen von Eingeborenen hin

erprobt und durch sie in Europa bekannt. Die Bäume, die diese Rinde liefern, nannte Linné Cinchona. Diese Erkenntnis der Heilkraft der Chinarinde bildet den ersten großen Wendepunkt in der Lehre vom Wechselfieber. Sie enthält 5 bis 10 % Alkaloide, unter welchen am wirksamsten und am reichlichsten vertreten ist das 1820 von Pelletier und Caventou entdeckte Chinin. Man lernte bald die leichter löslichen Verbindungen dieses Alkaloides mit Säuren, besonders die salzsaure und schwefelsaure Verbindung, in einzelnen größeren Dosen 4 bis 5 Stunden vor dem Anfalle darreichen. Diese wirksamste Gebrauchsweise kam besonders durch v. Pfeufer zu allgemeiner Kenntnis und Anwendung. Wenn gewöhnlich 1 g schwefelsauren Chinins genügt, um das Fieber eines Menschen zu unterbrechen, das heißt die in seinem Blute vorhandenen Fieberplasmodien größtenteils zu töten, wenigstens so weit, daß frühestens in 2 bis 3 Wochen wieder Nachwuchs genug da ist, um krankmachend zu wirken, so kann dieses Gramm in den circa 5 kg Blut eines 65 kg schweren Mannes günstigstenfalls eine Chininlösung von einem Fünftausendstel Gehalt darstellen. Diese Lösung käme nur zu stande, wenn das Chinin so rasch in das Blut aufgenommen und so langsam ausgeschieden würde, daß die ganze Menge gleichzeitig in Umlauf wäre. Wahrscheinlich ist dies kaum mit der Hälfte der Fall. Chinin ist ein so starkes Gift für die Fieberplasmodien, daß es sie in dieser starken Verdünnung in ein paar Stunden tötet. Ersatzmittel für Chinin wurden im Laufe der Zeit in Menge empfohlen, sie waren alle billiger als Chinin, meist unwirksam, mindestens unsicherer. Nur für jene wenigen Leute, die infolge persönlicher Eigentümlichkeit (Idiosynkrasie) Chinin nicht genießen können, haben die Ersatzmittel noch Bedeutung, so etwa arsenige Säuren und Methylenblau. Chinin ist durch zwei physikalische Eigenschaften ausgezeichnet, durch den noch in dreißigtausendfacher Verdünnung deutlichen bitteren Geschmack und durch blauen Schiller der saueren schwefelsauren Lösung. Der Preis des Chinins war großen Schwankungen ausgesetzt, Kriege steigerten ihn, einmal stieg er gewaltig (um 1876), als durch die Raubwirtschaft des Umhauens der wildwachsenden Cinchonabäume der Reichtum der Hochgebirge des tropischen Amerikas an diesen kostbaren Bäumen nahezu erschöpft war. Die letzten großen Posten waren aufgekauft von Spekulanten. Da kamen zum Glück die ersten in den Hochgebirgen Britisch- und Holländisch-Indiens künstlich gezüchteten Rinden auf den Markt, den sie seitdem ziemlich ausschließlich versorgen. An Versuchen, Chinin synthetisch darzustellen, hat es nicht gefehlt. Sie haben zum Teil andre nützliche Arzneistoffe geliefert, aber noch nie Chinin. Das Mittel tötet die Fieberursache bei Durchgang durch den Körper, der den größten Teil des genossenen Chinins unverändert wieder ausscheidet.

III.

Großen Entdeckungen gehen gewöhnlich kleine Mißgriffe voraus. Verschiedene Pilze, die als Ursachen der Wechselfieber beschrieben wurden, tauchten mit Geräusch auf und verschwanden in aller Stille wieder. Große Entdeckungen werden in der ersten Zeit von fleißigen Arbeitern mit minderer Erfindungskraft bestritten. So

erging es auch, als A. Laveran 1880 in Constantine bei Forschungen, die sich zunächst auf die von H. Meckel beschriebenen schwarzen Farbstoffkörner im Blute Fieberkranker bezogen, in den roten Blutzellen Wechselfieberkranker farblose Körperchen fand, deren einzelne mittels Geisselfäden Eigenbewegungen machten. Damit waren sie als niedere Tierformen (Protozoen) erkannt. Sie haben sich manchen Deutungen als Vakuolen gegenüber ihr Recht erkämpfen müssen. Heute sind sie als Malariaplasmodien allgemein als Ursache des Wechselfiebers anerkannt. Sie erscheinen bei starker Vergrößerung unter dem Mikroskop als farblose Klümpchen in den roten Blutzellen, die Eigenbewegungen machen und mit der Zeit etwas rotes Pigment in ihrem Leibe ansammeln. Sie wachsen heran und füllen das Blutkörperchen völlig an, teilen sich zugleich radiär, bringen schließlich das Blutkörperchen zum Platzen. Nun trennen sich die durch Teilung gebildeten Jungen und wandern zunächst frei weiter, um in Blutzellen einzudringen und auch diese bei ihrem Wachsen und ihrer Teilung zu zerstören. Fortgesetzte Forschung hat festgestellt, daß nur drei Arten dieser Plasmodien zu unterscheiden sind, diejenigen der dreitägigen, der viertägigen und jene der Tropenfieber. Die gewöhnlichen Formen unsrer Fieber, das tägliche und das dreitägige Fieber, werden beide verursacht durch eine Plasmodienform, die sich lebhaft bewegt, fast die ganze rote Blutzelle erfüllt, den Farbstoff in sehr feinen Körnchen enthält und die binnen 48 Stunden sich in 12 bis 20 Junge teilt und zerfällt. Der Parasit des viertägigen Fiebers erreicht das Gleiche erst in 72 Stunden und teilt sich nur in 6 bis 14 junge Lebewesen und führt gröbere Farbstoffkörnchen. Die Tropenfieber, in Italien als dreitägige Sommerherbstfieber bezeichnet, entstehen durch ein Protozoon mit tertiärer, also 2×24 Stunden dauernder Entwicklung von bedeutend geringerem Umfange, so daß das Blutkörperchen nur sehr unvollständig von dem Plasmodium erfüllt wird, von unregelmäßiger, oft der eines Siegelringes ähnlicher Form. Die Teilungsvorgänge entziehen sich hier der Beobachtung, da sie sich nur in Kapillaren innerer Organe, namentlich der Milz und des Knochenmarkes abspielen. Die Anfälle sind länger gezogen, oft bis 1½ Tage (statt 5 bis 6 Stunden bei den andern Formen), kehren später hartnäckig vereinzelt wieder und können sich leicht mit schweren Erscheinungen von Bewußtlosigkeit, Verfall und dergleichen verbinden. Das sind die gefürchteten (perniciösen) Formen der Campagna, Unteritaliens, der Tropen. Hier dauern die das Fieber begleitenden Milzanschwellungen noch lange fort, und es finden sich öfter noch viel später halbmondförmige Gebilde im Blute, die von diesen Plasmodien stammen. Also die täglichen Wechselfieber sind doppelte, dreitägliche (tertiane), nur die nach 3 und 4 Tagen wiederkehrenden und die tropischen Wechselfieber haben ihre eignen Parasitenformen. Dies erweisen auch die Impfungen, bei denen sich diese Parasitenformen jede in ihrer besonderen Form fortpflanzen und wiederfinden.

IV.

Manche Erfahrungen wiesen darauf hin, daß in den Säften Fieberkranker die Fieberursache in übertragbarer Weise enthalten sei, so der Uebergang des

Fiebers von der Schwangeren auf die in ihrem Leibe enthaltene Frucht, von der Amme auf das Kind, das sie stillt. Dagegen steckt nie ein Fieberkranker, der in ein Spital, in eine Familie hereinkommt, seine Nachbarn an. Daraufhin machte ich zuerst im Jahre 1882 und 1883, damals noch unbekannt mit der Entdeckung Laverans, Impfungen mit dem Blute Wechselfieberkranker auf Gesunde unter Verhältnissen, die anderweite Entstehung des Fiebers bei diesen ausschlossen. Eine mehrere Gramm[1]) enthaltende Spritze voll Fieberblut wurde unter die Haut des Gesunden eingespritzt. Der Erfolg bewies, daß die Fieberursache mit dem Blute überimpfbar sei. Solche Impfversuche wurden später noch mehrfach wiederholt, namentlich von Bacelli, Bignami, Celli und andern und zeigten, daß der Parasit und der Fiebertypus bei dem Geimpften derselbe war und blieb wie bei dem Kranken, von dem das eingespritzte Blut stammte. Damit wurde erwiesen: 1. die Fähigkeit der Fieberursache, sich zu vervielfältigen, wie sie nur lebenden Wesen als Krankheitskeim, nicht leblosen Giften zukommt; 2. die Konstanz der Art; 3. das ausschließliche Vorkommen dieser drei Arten; 4. eine Dauer des Zeitraumes zwischen Impfung und Erkrankung (Inkubation) von 7 bis 25 Tagen; 5. Impfung mit Blutserum war erfolglos (Celli). Die Inkubationszeit scheint überhaupt eine sehr wechselnde zu sein. Griesinger fand bei Wechselfieberkranken, die viermal 1 g Chinin erhalten hatten, daß das Fieber meist nach 14 oder nach 21 Tagen wiederkehrte. Schwerer zu erklären sind jene Fälle, in welchen jemand, der im Herbste in einer Fiebergegend war, von da an in fieberfreier Gegend, im nächsten Frühjahr wechselfieberkrank wird. Solche Erfahrungen machte man bei Truppenkörpern, die den Sommer oder Herbst in Fieberorten zugebracht hatten und im nächsten Frühjahr in ihrer alten, fieberfreien Garnison Wechselfieberfälle bekamen. Nach einem Badeaufenthalt in Seebädern auf Nordsee-Inseln erkrankten Leute aus Dresden im nächsten Frühjahr an Wechselfieber. Offenbar kann es verschieden lange dauern, bis die mit Anophelesstichen eingeimpften Plasmodien sich genügend vermehrt haben, um Fieberanfälle zu bewirken.

V.

Wie gelangt dieses zarte Tierchen, das nur ein Klümpchen gallertartigen Stoffes von 1 bis 10 μ, das heißt $^1/_{1000}$ bis $^1/_{100}$ mm Durchmesser darstellt und im Blute bei 37 bis 37,5° C. lebt, aus einem Menschen in den andern? Wo findet sich dies Tierchen außerhalb des menschlichen Körpers in der Natur vor? Das waren die Fragen, die sich nun aufdrängten. Man wußte schon längst, daß eine in heißen Ländern endemische Krankheit, welche durch einen kleinen Wurm, der im menschlichen Blute lebt, verursacht wird (Filaria sanguinis humani), durch die Stiche der Moskitos übertragen wird. Laverans erste Vermutung ging dahin, daß Moskitos die Plasmodien mit dem Blute in ihren Leib aufnähmen, an Sümpfen verendeten und so das Wasser der Sümpfe mit den Plasmodien infizierten. Schon viel früher hatte Boudin auf Schiffserfahrung

[1]) Die erste Angabe, ein Gramm lautend, sei hiermit berichtigt.

hin das Trinkwasser angeschuldigt, die Ansteckung mit Wechselfieber zu verursachen. Aber die eine Zeitlang auf diesen Punkt gerichtete allgemeine Aufmerksamkeit hatte keine Bestätigung für die Trinkwassertheorie finden können. Inzwischen waren ähnliche Blutparasiten bei Vögeln und andern Tieren beschrieben und in Bezug auf ihre Fortpflanzungsvorgänge erforscht worden. Man fand, daß die plasmodienähnlichen Gebilde dieser Tiere (Proteosoma) zweierlei Fortpflanzungsvorgänge aufzuweisen haben, einen durch Teilung im Blute ihres Wirtes, denselben Vorgang, den wir vom menschlichen Plasmodium schon kennen, und einen zweiten, gänzlich andern, in einem Zwischenwirte. R. Roß und später R. Koch haben beobachtet, daß eine Mückenart, Culex nemorosus, die Tierchen mit dem Vogelblute einsaugt, daß in dem Magen der Stechmücke die Protosamen Umwandlungen erleiden und daß sich schließlich an der Außenseite des Magens Kugeln entwickeln, die zahlreiche Sichelkeime enthalten und frei werden lassen, die in die Giftdrüse der Mücken gelangen und, nun wieder einem geeigneten Vogel durch den Stich der Mücke beigebracht, diesen protosamenkrank machen. Aehnliche Studien wurden von einem andern Vogelblutparasiten, Halteridium, von Mac Callum und R. Koch unabhängig voneinander gemacht. Nichts lag näher, als für den Blutparasiten des Menschen ähnliche zwei Fortpflanzungsweisen zu vermuten. Die Untersuchungen von Roß, Grassi und R. Koch haben diese Vermutung zur Gewißheit erhoben. Eine andre Art von Moskito, Mücke oder Schnake ist es, die dem Plasmodium des Menschen als Zwischenwirt dient, mindestens eine Art von Anopheles, A. maculipennis, auch A. claviger benannt. Sie sticht einen Fieberkranken, saugt mit seinem Blute auch Plasmodien enthaltende Blutkörperchen ein. Die Plasmodien zeigen zwei verschiedene Formen, deren eine männliche Organe entwickelt und Funktionen verrichtet, deren andre sich zu großen Kugeln auswächst, die zahlreiche Sichelkeime enthalten und zerfallen. Nun wandern die Sichelkeime in die Giftdrüse der Anopheles und werden von diesen andern Menschen in das Blut gespritzt, wo sie sich zu Plasmodien entwickeln. Nun erklären sich eine Anzahl bekannter Thatsachen: die Larven von Anopheles entwickeln sich in Gräben und Sümpfen, Wechselfieber herrschen in Sumpfgegenden. In den Anopheles brauchen die Plasmodien zu ihrer Entwicklung eine gewisse Temperaturhöhe, mindestens 24° C.; heiße Länder, heiße Monate sind fieberreich. Sumpf- und mückenreiche Gegenden waren fieberfrei, erst der fieberkranke Mensch mußte die Plasmodien einschleppen, dann konnten sie durch Mücken verbreitet werden. So wird zum Beispiel von der Insel Reunion erzählt. Der Volksglaube warnt seit lange davor, abends in Fiebergegenden ans Wasser zu gehen, abends schwirren die unter Tag versteckten Anopheles aus. Die Moskitonetze dienen nicht nur der Verhütung des Schmerzes, sondern auch der Verhütung von Krankheiten.

VI.

Der einzelne kann sich vor Fieber schützen, wenn er Fiebergegenden meidet. Beim Bereisen von Fiebergegenden kann er sich schützen, wenn er Handschuhe

an den Händen, Schleier vor dem Gesichte trägt und nachts unter einem Moskitonetze schläft. Oder wenn er vorsorglich alle paar Tage Chinin einnimmt, doch wird dies meist nach einiger Zeit kaum mehr möglich sein, Widerwille stellt sich ein.

Die Untersuchungen von R. Koch haben erwiesen, daß in schwereren Fiebergegenden die Mehrzahl der erwachsenen Eingeborenen fieberfrei ist, namentlich auch keine Plasmodien im Blute hat, während die Kinder, je jünger, desto zahlreicher fieberleidend oder wenigstens mit Plasmodien im Blute behaftet sich erweisen. Daraus ist gefolgert worden, daß bei den Eingeborenen eine Abnahme der Empfänglichkeit für die Fieberursache nach öfterer Einwirkung bis zur völligen Unempfänglichkeit (Immunität) sich einstelle. Der Volksglaube ging in vielen Fiebergegenden bisher dahin, daß einmalige Erkrankung zu öfterem Befallenwerden geneigt mache. Die Prüfung einer Gegend auf Vorkommen oder Fehlen von Wechselfiebern wird auf diese Erfahrungen hin durch mikroskopische Untersuchung eines Tröpfchens Blut von Kindern, die in den ersten Lebensjahren stehen, vorzunehmen sein.

Die wichtigste Frage ist natürlich die, wie können die Wechselfieber aus der Welt geschafft werden, oder zunächst, wie kann eine Fiebergegend fieberfrei gemacht werden? Drei Wege sind denkbar. Wird jeder Fieberkranke alsbald und dauernd geheilt, so wird die nächste, im nächsten Sommer zu erwartende Generation von Anopheles keine Plasmodien mehr mit dem Blute der Menschen einsaugen und verbreiten können. Wenn jeder Mensch sich schützt gegen die Stiche der Mücken, wird kein Anopheles mehr sich selbst oder einen Menschen infizieren können. Wenn die gefährlichen Anophelesarten zum Aussterben gebracht werden, fällt der Zwischenträger, der seither die Plasmodien aufnahm, in sich vermehrte und wieder Menschen in die Haut einspritzte, hinweg. Thatsächlich sind die meisten Fieberorte Deutschlands fieberfrei geworden, so die Rhein- und Unstrutniederungen, die norddeutschen Küsten, Festungen wie Spandau, Posen, Küstrin. Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sind die Fieber in ganz Deutschland im Rückgange begriffen. Man kann vielerlei mögliche Ursachen dieser Erscheinung in Betracht ziehen. Die Zahl der Festungen, dieser einstigen Brutstätten der Fieber, hat sich sehr vermindert, Flüsse sind gerade gelegt, Sümpfe ausgetrocknet worden, die Bebauung des Landes hat große Fortschritte gemacht. Die Behandlungsmethoden sind besser geworden. Das Chinin ist billiger, der Wohlstand ist größer geworden. Gute Methoden der Chininanwendung gelangten in allgemeinen Gebrauch. Zwei Erfahrungen sprechen für vorwiegenden Einfluß des Chiningebrauchs auf das Abnehmen der Malaria-Erkrankungen in Deutschland: das von R. Koch angegebene, auch von L. Pfeiffer bestätigte fortdauernde Vorkommen großer Mengen von Anopheles in den früher befallenen, jetzt fieberfrei gewordenen Gegenden, ferner die Abnahme des Fiebers, auch wo noch häufig Flußüberschwemmungen auftreten, auch in Festungen mit unveränderten Wassergräben.

Praktisch haben sich bis jetzt zwei Schutzmaßregeln bewährt. R. Koch hat

in Stephansort den Beweis geliefert, daß durch Heilung aller Fieberkranken eines Ortes mit Chinin der Ort auch dauernd fieberfrei gemacht werden kann. Einen andern Weg betrat Grassi, der an einer wegen Malaria verrufenen Bahnstrecke die Beamten gesund erhielt durch das moskitosichere Haus, dessen Fenster, Thüren und Rauchfänge durch feine Drahtgitter gegen das Eindringen der Anopheles geschützt sind. Freilich dürfen die Einwohner das Haus zur Zeit von Sonnenunter- bis Sonnenaufgang nur durch Schleier und Handschuhe geschützt verlassen. Dieses moskitosichere Haus hat auch englische Aerzte, welche in der Campagna Fieberstudien machten, gesund erhalten. Versuche, die Anopheleslarven durch gewisse für sie giftige Stoffe (Gallol, Malachitgrün, Chrysanthemumaufguß) im Wasser zu töten, haben bis jetzt, soviel bekannt, keine nennenswerte Bedeutung erlangt.

So können wir denn mit Stolz sagen, das mehrtausendjährige Rätsel der Wechselfiebererkrankungen ist gelöst durch die sich ergänzende Arbeit von Forschern fast aller Länder. Die Entdeckung des Fiebererregers war entscheidend, die Verbreitungsweise, anders als jemals jemand gedacht, wurde nun erst erkennbar, der Weg zur Vertilgung der Krankheit ist gefunden und steht offen, aber er wird ein weiter sein.



Aus dem Nachlasse Munkacsys.

Von

F. Walther Ilges.

IV.

Munkacsys Frömmigkeit und seine Christusbilder. — Seine Beziehungen zu Makart, F. A. v. Kaulbach und F. v. Uhde. — Leben in Paris und Reisen.

In Munkacsys Salon wurde einmal die bekannte Frage aufgeworfen: „Was ist schön?“ Der Meister selbst hörte eine Zeitlang schweigend zu, dann sagte er in seiner kurzen, etwas stoßweisen Sprechweise: „Alles ist schön, was wahr und Charakter ist.“ Dieses einfache Wort giebt den richtigen Schlüssel zu seiner eignen Kunst, wie sie seit dem Einflusse, den Knaus und Leibl Ende der sechziger Jahre auf ihn ausgeübt hatten, unveränderlich geblieben war. Er wollte nichts in seinen Werken geben als Natur, aber — und das unterscheidet ihn von so manchen Naturalisten — charakteristische Natur. Seine Kunst sollte uns mehr zeigen als ein beliebiges „Stückchen Welt durch ein Temperament gesehen“. Am besten zeigt sich diese Wahrheitsliebe vielleicht bei seinen Christus-

bildern. Er malte nur, was er kannte, was er sah, und nicht, was er sich etwa Uebermenschliches hinzuphantasierte. Ludwig Speidel, der Wiener Kunstkritiker erzählte, Munkacsy habe von der Figur des Heilands in seinem „Christus vor Pilatus“ gesagt: „ich stellte ihn mir als einen guten und intelligenten Menschen vor“, und der Künstler selbst ergänzte diese Worte später dahin: „Ich sagte mir, daß ich allerdings Christus als einen Gott malen sollte, wenn ich — könnte. Ich bin aber ein Mensch und kann keinen Gott machen; so mußte ich einen Menschen schaffen und zwar den besten und weisesten, den ich ersinnen konnte. Das habe ich versucht.“

Wie gläubig, ja wie kindlich gläubig Munkacsy dabei war, geht aus einem Pariser Briefe von ihm an seine Gattin hervor:

„. . . hier giebt's nichts Neues oder wenigstens bemerke ich nichts. Ich bin in meinen Skizzen vergraben, und du weißt, was das sagen will . . . Gestern abend konnte ich vor lauter Gedanken nicht einschlafen. Ich war munter wie ein Fisch und zündete die Kerze wieder an. Plötzlich sehe ich gerade über meinem Kopfe ein kleines Kruzifix an der Wand — was ist denn das?? Man hat mein altes Kruzifix gegen ein andres vertauscht? Warum denn? Wer? Wann? In Colpach war das richtige noch da!

Du mußt etwas davon wissen, meine liebe Cécile, denn ich bin sicher, daß diese Metamorphose nicht ohne dein Zuthun vor sich gegangen ist! Ich bitte dich, bring mein kleines Kruzifix wieder mit. Ich will es durchaus haben. Es hat mich diese letzten Jahre hindurch gut beschirmt, und ich will unter seinem Schutze bleiben. Du kannst ja gut dafür sorgen, aber sollst es nicht fortnehmen. Ach je, ach je — diese Frauen! Jetzt sag mir nur, wozu die Ehe gut ist! Brrrr . . . . . wie kalt es hier ist, da man nur oben im Atelier geheizt hat. So geh' ich denn auch hinauf, um mich am doppelten Feuer des Ofens und meiner Inspirationen zu wärmen, die mich entführen — entführen — entführen —

Also: mein kleines Kruzifix, und der Friede ist geschlossen. Einen herzlichsten Kuß im voraus! . . .“

Trotz seines Glaubens an die Gottheit Christi kennt aber Munkacsy, wie gesagt, in seiner Kunst weder Heiligenschein noch überirdisch verklärte Mienen noch Engelscharen. Vielleicht wirken diese religiösen Bilder Munkacsys gerade deswegen so packend, weil er die Handlung menschlich darstellt und zu ihrem Verständnis nicht die Gläubigkeit des Beschauers in Anspruch nimmt. Ernest Renan, der sich eines Tages zur Besichtigung des „Christus vor Pilatus“ in Munkacsys Atelier einfand, (wobei ihn der Hausmeister wegen seiner etwas saloppen Kleidung durchaus nicht hereinlassen wollte und auf die Dienertreppe, die zur Küche führte, verwies —) Ernest Renan sprach sich denn auch mit fast denselben Worten, die der Maler selbst gebraucht hatte, über den Eindruck des Christus aus, als er sagte, er finde ihn „menschlich erhaben“.

Wie stark auch das zweite Christusbild, die Kreuzigung, durch ihre rein menschliche Dramatik zu ergreifen wußte, dafür legt ein in der Form freilich eigen-

artiger Brief der bekannten Schauspielerin Arnould Plessis an Frau v. Munkacsy Zeugnis ab:

Freitagabend, den 25. April 1884.

Schnell will ich Ihnen danken, glückliche Frau, für die Bewegung, die mich beim Anblick dieses Meisterwerkes ergriffen hat. —

Christus ist schön an seinem Kreuze, ja, er ist schön, und man nimmt teil an der Erschütterung der um ihn Stehenden. Die Komposition des Gemäldes ist großartig — niemals fand ein schmerzlicherer Schrei lauteren Wiederhall! Welche Erhabenheit spricht aus seiner leidenden Haltung —! Kurz, ich finde es über alles Lob!

Gut' Nacht — Danke —

Ohne Zweifel verherrlicht Ihr Gemahl die Gottheit aus Dankbarkeit — sie überhäufte ihn!

Gut' Nacht. Gut' Nacht. Arnould Plessis.

Im Gegensatz zu dieser allerdings überschwenglichen Anerkennung wirkt es dann eigenartig, wenn einzelne Stimmen sich erheben und eine Aenderung von Munkacsys künstlerischer Auffassung verlangen, und zwar aus religiösen Gründen. So entwickelt der französische fromm katholische Schriftsteller Dr. Laverdan in einem langen, langen Briefe an den Künstler die Grundsätze und biblischen Belege, gemäß deren er eine durchgreifende Umgestaltung der Kreuzigungsscene verlangt:

„... Ein Gegengeschenk (für einen Stich des ‚Christus vor Pilatus‘, den Munkacsy ihm gegeben hatte) kann ich Ihnen nicht machen. Ich kann Ihnen nur mit Beharrlichkeit meinen kleinen Rat zur Vergrößerung Ihres Ruhmes anbieten.

Ihr neues Meisterwerk ist das ‚consummatum est‘ ... Hierzu ist das Wort des Hauptmannes (des Centurio): ‚dieser Mensch ist wahrlich der Gerechte, der Sohn Gottes‘ von der größten Bedeutung.

Alle Kritiken haben die unvergleichliche Wahrheit des ‚Christus vor Pilatus‘ gelobt. Es ist wiedererweckte Geschichte. Dieselbe Treue muß aber auch in dem ‚consummatum est‘ glänzen. Sie haben die poetische Freiheit, Judas der Handlung hinzuzufügen, Sie haben aber nicht das Recht, den Centurio fortzulassen. Alle Einsichtigen werden ihn verlangen.

Es steht geschrieben: ‚Der Centurio, der Christus gerade gegenüberstand, wurde von Erstaunen und Entsetzen ergriffen, und er verherrlichte Gott mit den Worten: ‚dieser da war wahrlich der Gerechte, der Heilige, der Sohn Gottes.‘

Sie dürfen sich die poetische Freiheit nehmen, den Centurio sitzend, niedergedrückt, überwältigt von seiner Erregung zu zeigen, aber Sie sind ästhetisch gezwungen, bei ihm eine tiefe Erregung zu zeigen und ihn sein Glaubensbekenntnis sprechen zu lassen ... (Nach Anführung mehrerer Seiten Belege aus den Kirchenvätern fährt Herr Dr. Laverdan fort:) Sie erkennen aus diesen Aeußerungen die Wichtigkeit der Rolle des Centurio. In seinen Bewegungen

und auf seinem Gesichte müssen Sie uns die Vorahnung der Auferstehung Christi und unsrer eignen Auferstehung zeigen, sowie der ewigen Glückseligkeit, die Christus als Prinzip der Gerechtigkeit und des Friedens dem Menschengeschlecht überbringt.

Im ‚Christus vor Pilatus' stellten Sie die Gerechtigkeit dar — geben Sie uns im Consummatum auf einem oder mehreren Gesichtern (des Centurio und des heiligen Johannes) den Eindruck des ewigen Heils, des Trostes.

Wir, die wir Sie so sehr bewundern und lieben, wir verlangen das von Ihnen. Schlagen Sie das nicht ab! Bedenken Sie, daß Sie durch poetische Darstellung des Glaubensbekenntnisses und der Anbetung des Centurio die modernen Völker, die ‚wieder Juden geworden sind', wie es Origenes prophezeite, bekehren werden; Sie werden sie auf dem Fleck zwingen, ihren Heiland und Tröster zu bekennen und anzubeten!

Möge dieser tiefe, fromme, erhabene Herzensgedanke (pensée du cœur!) Sie antreiben, aufrecht erhalten und zur Vollendung Ihres Meisterwerkes in Verzückung versetzen ..."

Mit diesem allgemeinen Rat begnügte sich aber unser bescheidener Dr. Laverdan nicht. Am folgenden Tage fügt er dem Briefe noch eine Nachschrift hinzu:

„Heute ist das Fest des heiligen Thomas. Ich hoffe, daß Ihr lebendiges Werk viele unsrer großen Zweifler zu dem Rufe zwingen wird: ‚Mein Herr und mein Gott!'

Einen Ihrer Freunde hörte ich in dem Atelier sagen: ‚das Pferd ist wunderbar!'

Glauben Sie es nur nicht. Ich habe mich seinerzeit mit einem befreundeten Maler viel in Gestüten aufgehalten. Ich habe viele arabische Pferde gesehen, in Arabien selbst, in Aegypten und in meiner Heimat. Ihres ist ein gewöhnlicher Gaul; sie müssen es vervollkommnen. So wie es ist, wird es keinen großen Eindruck machen. Nur der Reiter ist vortrefflich. Sie sind weit von den lebendigen Pferden eines Rubens, eines Delacroix entfernt. Sie können es besser machen! Ihr Pferd drückt unter dem so ausdrucksvollen Reiter nichts aus! Ein Gegensatz wäre nötig: das Pferd bäumt sich und wird durch die Hand des Reiters gebändigt, oder das Pferd zittert und bebt, erschreckt von dem Aufruhr der Natur. In unsern Tropen sah ich während der großartigen Orkane die Pferde außer sich vor Schrecken, entweder mit gesenktem Kopfe, an allen Gliedern zitternd, unbeweglich stehen bleiben, oder wild, alles zerschlagend, die Seile zerreißend und die Thüren der Ställe (die oft einstürzen) zerbrechend, durchgehen und die ganze Nacht galoppieren ...

Es bleibt jetzt noch die Kreuzigungsgruppe zu vervollkommnen. Die drei Frauen sind schon sehr gut, aber Ihr heiliger Johannes — Kopf wie Kleidung — fehlt noch. In Ihrer Figur entdeckt man weder den Propheten noch den erhabenen Evangelisten, noch selbst den Lieblingsjünger Jesus. Er hängt nicht mit ganzem Herzen an seinem göttlichen Freund. Man versteht es, daß er zu seiner göttlichen Mutter gehört, denn Christus hat gerade zu ihm gesagt: ‚das

ist deine Mutter'. Er ist aber zur Schmerzensmutter nicht ergeben, anhänglich genug. Zweifellos wollten Sie diese feinfühlige Zurückhaltung zeigen, wie große Seelen sie im Angesichte heftigen Schmerzes zeigen. Man könnte diese Zurückhaltung aber leicht für Unentschiedenheit halten. Vielleicht fehlt eine Handbewegung, wie um zu helfen, auf die jungfräuliche Mutter zu. Irgend was fehlt auf alle Fälle.

Bei Ihrer Christusfigur wird die ganze europäische Kunstwelt ausrufen: ‚ah, welch ein Christus!' Ich habe Ihnen nun schon einige Ausstellungen gemacht, ich möchte aber auf zwei Punkte zurückkommen:

Die zurückgebeugte Haltung des Kopfes in so hoher Lage läßt notwendigerweise die Stirne verschwinden. Wie soll man dem abhelfen? Ich glaube, es ist ein Recht des Genies, die mathematische Wahrheitstreue außer acht zu setzen, um die obere Gesichtshälfte besser hervortreten zu lassen. Habe ich unrecht? Dann bliebe also nur übrig, einen solchen Fehler in der Perspektive durch die Erhabenheit des Ausdruckes der Augen und des Mundes in Vergessenheit zu bringen. So wie sie sind, sind sie sehr schön, aber die Entfernung nimmt ihnen die Deutlichkeit. Erhellen Sie das Gesicht besser. Wenn Sie dem sterbenden Gottmenschen keinen Heiligenschein geben, so sorgen Sie wenigstens, daß durch einen genialen, poetischen Kunstgriff mitten in der verdunkelten Natur, das Antlitz des heiligen Märtyrers der Sammelpunkt des Lichtes sei.

Um dies zu erreichen, beten Sie, genialer Mann!"

Munkacsy war leider eigensinnig genug, diesen guten Rat nicht zu befolgen, und blieb bei seiner schlichteren Kunstauffassung. —

Sein Leben ging inzwischen den gewohnten Gang weiter; wie bisher arbeitete und empfing er Besuche, abwechselnd den Winter in Paris, die Sommermonate in Colpach. Dazwischen fielen die jährlichen Reisen ins Bad La Malou und zuweilen ein kürzerer Aufenthalt in Ungarn.

Eine Stelle aus einem Briefe von Frau v. Munkacsy an ihre Eltern vom 12. Mai 1884 lautet:

„... die Zeit vergeht uns außerordentlich schnell. Der Maler Charlemont hat dieser Tage Miskas[1]) Porträt gemalt; es ist sehr ähnlich geworden.

Die Ausstellung des Christus (am Kreuz) ist fortwährend vorzüglich besucht — Tag für Tag durchschnittlich von tausend bis zwölfhundert Personen. Es ist ein großer Erfolg ... Heute abend besuchen wir eine große Soiree bei Frau O.., morgen bei der Prinzessin Mathilde, Montag Diner bei Charlemont, und Dienstagabend verbringen wir mit Graf und Gräfin Hoyos eine Stunde in der Bildergalerie. Mittwoch ist großer Ball bei der Herzogin Pomard, Donnerstag italienische Oper und so weiter. Ihr seht, daß es uns nicht an Zerstreuungen fehlt ..."

[1]) Miska ist der ungarische Kosename für Michael, Munkacsys Vornamen.

Im Oktober desselben Jahres war Makart gestorben. Den Eindruck, den der Tod dieses guten Freundes auf Munkacsy machte, schildert ein Brief des letzteren an seine Frau:

„... Im Laufe des Nachmittages erhielt ich durch Sedelmeyer die Drahtnachricht vom Tode des armen Makart. Du kannst Dir vorstellen, wie mich diese Mitteilung erschütterte und packte; trotzdem ich für die Zukunft des armen Freundes keine großen Hoffnungen mehr hegte, war ich weit davon entfernt, eine so plötzliche und traurige Auflösung zu erwarten. Jetzt wird das ganze Gekläff aufhören, und bald gehört er nur mehr der Geschichte und der Nachwelt an, die ihn für alle Banalitäten des Lebens entschädigen wird.

Und ich —? Das stimmt mich zum Nachdenken — ich werde wohl noch einige Zeit vor mir haben, um mich zu wehren gegen — gegen wen denn? — gegen die Aerzte! — Wir wollen's abwarten ..."

Makart hatte bei seinen verschiedenen Aufenthalten in Paris viel in Munkacsys Haus verkehrt und im Jahre 1878 daselbst auch ein Porträt von Frau v. Munkacsy gemalt. Außer durch ihren Gatten wurde Frau v. Munkacsy ferner durch Thau, Brozick, Berthier und F. A. v. Kaulbach gemalt. Das Porträt Kaulbachs ist nicht nur das charakteristischste unter allen, sondern nach Kaulbachs eigner Aeußerung eins seiner besten. Ueber die Art, wie es zu stande kam, schrieb mir Frau v. Munkacsy:

„... Kaulbach verlebte einen Winter in Paris. Wir sahen ihn viel bei uns, und er hatte sich an Miska angeschlossen, wie ich an seine Gattin. Vor seiner Abreise aus Paris sagte er mir: ‚Ich möchte Ihnen für den liebenswürdigen Empfang in Ihrem Hause eine kleine Erinnerung hinterlassen. Kommen Sie morgen zu mir, und ich mache Ihnen eine Porträtskizze.‘ Er wählte dann das Kleid aus, und ich begab mich am folgenden Morgen in sein Atelier in der Rue de la Rochefoucauld Nr. 64. Er zeichnete mich nun mit großen Strichen; als ich mich aber gegen Mittag von der Estrade erhob, sah ich zu meinem größten Erstaunen ein gemaltes Porträt vor mir. Die Sitzung wurde am Nachmittage und am folgenden Vormittage fortgesetzt, dann war das Porträt fertig. Es wird für eins seiner besten gehalten, und er selbst bestätigte es mir mit den Worten: ‚Es ist ein Genuß für Sachverständige, ungestört zu malen. Ich malte dies Porträt flott, ohne —‘ ich erinnere mich nicht mehr, welches Wort er gebrauchte, er wollte aber ausdrücken: ohne jeden Gedanken, wie dieser oder jener es finden werde, und deshalb gehöre es auch zu seinen besten."

Einen (deutschen) Brief von Kaulbach an Munkacsy geben wir aus dem Nachlasse des letzteren im folgenden wieder:

München, den 3. November 1886.

Verehrter lieber Freund und Meister Munkacsy!

Dein liebes Schreiben hat mich hoch erfreut, und ich sage Dir vielen Dank für die darin ausgesprochene herzliche, schmeichelhafte Gratulation zu meiner

neuen Würde [1]) — Bürde! Nicht minder danke ich Deiner verehrten Gattin, welche mir so liebenswürdig diesen Sommer geschrieben hat, und hierfür aus unverantwortlicher Bummligkeit noch keine Antwort erhalten hat. Sie ist vielleicht so gütig, diese Zeilen als solche auch auf sich zu beziehen? — Auch mir geht's leider so, wie denen, die sich mit jeder edeln Flüssigkeit lieber befassen als mit der Tinte; vielleicht, daß ich mich in meiner neuen Thätigkeit besser damit befreunde. — Ihr werdet Euch nicht wenig gewundert haben, daß man mir diesen Platz anvertraut hat, und nicht minder über mich, der ich, geblendet von dem Licht, hineingeflogen bin, trotzdem ich mich außerhalb sehr gut befand; aber so ist der Mensch; in dem Wahn, Besseres zu finden, läßt er das Gute, was er hat, fahren. Doch jetzt ist mir das Nebensache; vor allem soll sich jetzt, wie ich wünschen möchte, unsre Akademie recht gut dabei befinden, und ich verspreche mir trotz der vielen Schwierigkeiten auch manches Angenehme davon.

Uebrigens soll mich diese Fessel nicht abhalten, hie und da nach Paris zu fahren. Im Gegenteil, ich interessiere mich viel zu sehr für die französische Kunst um nicht jede Gelegenheit zu benutzen, mich von ihren neueren Schöpfungen zu unterrichten. Hoffentlich habe ich im Frühjahr die große Freude, Euch dort zu begrüßen, und bin sehr begierig auch auf all das Neue, was in Deiner Werkstatt entstanden ist! Hoffentlich hast Du Dich den Sommer tüchtig erholt. Hast Du auch wohl wieder gejagt? Ich habe diesen Sommer den Rest meiner Freiheit noch ziemlich damit ausgefüllt und wollte, Ihr könntet mal bei uns sein auf der einsamen Berghütte. Aber jetzt ist das alles aus! —

Zunächst hoffe ich, Euch in Euren Zauberräumen wiederzusehen, und senden meine Frau wie ich viel herzliche Grüße in die Avenue de Villiers 53, wo wir nicht gern vergessen werden möchten.

Stets Dein

F. A. v. Kaulbach.

Auch Fritz v. Uhde verkehrte nicht nur viel in Munkacsys Haus in Paris, sondern er war bekanntlich eine Zeitlang sogar Munkacsys Schüler und arbeitete in seinem Atelier. Schüler freilich in anderm Sinne, als man es gewöhnlich unter dem Begriffe versteht. Ich verweise auf die in meiner Munkacsy-Monographie wiedergegebenen Aeußerungen, die Uhde mir gegenüber über sein Verhältnis zu Munkacsy gemacht hat, und führe nur die Stelle an, wo er sagt: „Munkacsy habe ich von allen Malern am meisten zu verdanken ... überall, wo ich Kollegen um Rat fragte, erhielt ich die stereotype Antwort: ‚Studieren Sie die alten Meister, da werden Sie sehen, wie man es machen muß.‘ Munkacsy zuerst wies mich auf die Natur, das heißt, er lehrte mich die Natur sehen ... korrigiert hat er eigentlich nie — er malte das Falsche lieber gleich von neuem — aber gerade dadurch lernte man, wie es gemacht wurde ...“

---

[1]) Herr Professor F. A. v. Kaulbach wurde damals Direktor der Akademie in München.

Ein von mir in der Munkacsy-Monographie auszugsweise wiedergegebener französischer Brief Uhdes von München, am 25. Mai 1885, lautet in der Uebersetzung vollständig:

Verehrter Herr v. Munkacsy!

Ich danke Ihnen von Herzen für die freundlichen, liebenswürdigen Worte, die Sie mir über mein im Salon ausgestelltes Bild zu schreiben die Güte hatten. Ihr Brief hat mir wirklich außerordentliches Vergnügen bereitet, und ich gestehe Ihnen ein, daß mir Ihre Zustimmung als der größte Erfolg meines Werkes erscheint.

Wenn Sie in der That finden, daß ich Fortschritte gemacht habe, so danke ich es Ihnen vor allem, denn Sie waren der Erste, der meine Aufmerksamkeit auf die Dinge, wie sie sind, (sur les choses réelles) gelenkt hat, auf die Natur, und Sie haben mich gelehrt, daß für einen Künstler die Hauptsache darin besteht, persönlich zu sein. So werde ich mich denn auch stets dankbar und stolz daran erinnern, Ihr Schüler gewesen zu sein, und nur den Wunsch haben, in meiner Kunst mich immer würdiger meines großen und verehrten Meisters zu zeigen.

Gestatten Sie mir, Ihnen nochmals meinen Dank für das große Vergnügen, das Ihr günstiges Urteil mir bereitet hat, zu wiederholen. Indem ich Sie bitte, meine Empfehlungen an Frau v. Munkacsy zu übermitteln, begrüße ich Sie mit der Versicherung meiner freundschaftlichen Verehrung.

Ihr ergebener

F. v. Uhde.

In einem späteren Briefe Uhdes an Frau v. Munkacsy vom 15. Juni 1891 heißt es:

„Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, daß wir alle sehr glücklich sind, die beiden Porträts (Munkacsys) nach Schluß des Pariser Salons zu erhalten, und daß wir ihnen einen dem Ruhme ihres Verfassers entsprechenden Ehrenplatz anweisen werden.

Ich bedauere, in der französischen Sprache nicht geübter zu sein, um Ihnen besser die Freude aussprechen zu können, die ich als Präsident der (Münchener) Ausstellung über den wertvollen Beistand Ihres Herrn Gemahls empfinde . . .“

Gleichfalls von der Bitte, Munkacsy möchte ein Bild zu einer Ausstellung — und zwar in Krakau — überlassen, handelt ein (französischer) Brief des polnischen Malers Henryk v. Rodakowski:

Krakau, den 18. April 1894.

Verehrter Herr!

„Ich möchte Ihre Güte für mich in Anspruch nehmen, und weiß wirklich nicht, womit ich mich bei Ihnen einführen soll, um Sie zu meinen Gunsten zu stimmen. Mit meiner Bewunderung für Ihre Malerei? Es wäre abgedroschen,

denn die ganze Welt teilt meine Begeisterung. Eher will ich Sie an meine Freundschaft mit Verres erinnern, was Ihnen Ihre Jugendzeit ins Gedächtnis zurückrufen wird, eine Zeit, zu der Sie Ihren Lorbeer zwar noch nicht besaßen, wo aber die Sehnsucht und Vorahnung Ihres späteren Ruhmes Ihre Träume beflügelte.

Ebenso erinnere ich Sie an die geschichtliche Freundschaft unsrer beiden Völker, die der Drang nach Unabhängigkeit und Freiheit so oft auf demselben Schlachtfelde vereinigt hat. Was habe ich noch, um Sie meiner Bitte günstig zu stimmen? Mein Freund Ravel wird gleichfalls für mich sprechen.

In meiner Eigenschaft als Präsident der Gesellschaft der Kunstfreunde in Krakau bitte ich Sie um Uebersendung eines Ihrer Bilder. Wir haben eine dauernde Kunstausstellung in Krakau in einem von oben erleuchteten und durchaus anständigen Lokal. Natürlich trägt unsre Gesellschaft auch alle Kosten für Versand, Zoll und Versicherung und wird Ihnen das Gemälde an dem von Ihnen gewünschten Tage zurückschicken.

Wir wären — Künstler wie Publikum — so froh, wenn wir eins Ihrer Bilder hier bewundern könnten! Ueberdies wäre es eine so heilsame Lektion für unsre jüngere Künstlerwelt, der es beweisen würde, daß die wahre große Kunst weder Mode noch Vorliebe kennt, und daß die Velasquez, Tizian und Munkacsy zur gleichen Familie gehören, die zu zeichnen und zu malen versteht . . ."

Wir kehren wieder zu der unterbrochenen Folge von Briefen Munkacsys und seiner Gattin zurück. Einen Begriff von dem Leben in ihrem Pariser Hause giebt zum Beispiel die Beschreibung, welche Frau v. Munkacsy ihren Eltern von einem Feste giebt, das am 21. April 1885 daselbst stattfand, einem Feste, zu welchem 600 Einladungen ergangen und gegen 400 Personen erschienen waren: „. . . wir sind sehr froh, so gut ist alles abgelaufen. Alle Welt war entzückt, und unser Ball bildet jetzt das Tagesgespräch. Miska hatte sein großes Atelier wundervoll hergerichtet. Das große Fenster war zur Hälfte von einem riesigen Spiegel verdeckt, über dem dürre Tropenpflanzen einen ungeheuren Fächer und Büsche bildeten, mit elektrischen Lämpchen durchsetzt. Es war wirklich sehr schön. Von den Anwesenden nenne ich sieben Botschafter mit ihren Damen, sechs Generäle und vier Admiräle, außerdem die größten Künstler von Paris."

Aus dem gleichen Jahre liegen einige Briefe Munkacsys vor, von einer Reise, die ihn über Düsseldorf und München nach Ungarn führte; aus dem ersten sei die Stelle angeführt.

Düsseldorf, den 7. September 1885.

Meine liebe Cécile!

Ich verbringe meine Zeit sehr angenehm und sehr vorsichtig, das heißt ich lasse mich in keiner Weise zu sehr in Anspruch nehmen und mache nur gerade so viel mit, daß es mich nicht ermüdet. Gestern gab man mir im Malkasten eine ‚Kneiperei‘, trotzdem viele Künstler abwesend sind.

Du kennst meine Leidenschaft für Ausstellungen! Ich hab' mir also nicht viel Malerei angesehen. Den Vormittag habe ich dazu benutzt, in den Straßen herumzubummeln, die ich alle noch von früher her kannte, was mir das größte Vergnügen gemacht hat. — Meine gewöhnliche Zerstreutheit hat mir einen sonderbaren Streich gespielt: Gestern abend traf ich im Malkasten einen alten Freund, den ich aber mit einem andern verwechselte. Ohne weiteres nehme ich eine Einladung für heute bei ihm zum Essen an, worauf ich mich aber sofort wütend ärgere, angenommen zu haben, da ich meines Wissens weder seine Frau noch seine Familie kenne. Wie groß ist aber meine Ueberraschung, als ich beim Eintritt in sein Haus in seiner Gattin eine Dame wiederfinde, für die ich früher, als sie junges Mädchen war, geschwärmt habe! Sehr gutes Essen — das originellste war nur, daß ich nicht wußte, bei wem ich es einnahm; bei der Einladung glaubte ich zu Herrn Schlesinger zu gehen, und erst nach Tisch konnte ich aus der Unterschrift eines seiner Gemälde sehen, daß ich bei Herrn Erdmann gespeist hatte. Der Nachmittag, den ich auch bei ihm verbrachte, war sehr gemütlich.

Bei Camphausens war ich erst heute. Ich bedaure es, denn sie waren reizend und wollten mich den Abend dort behalten. Es geht nicht, da ich heute abend nach Köln fahre, um dort zu übernachten und nicht gezwungen zu sein, zu früh aufzustehen. Ich fahre nach München über Heidelberg, wo ich einen sehr berühmten Spezialarzt, von dem man mir hier gesprochen hat, über meinen Fall befragen will. Ich bin neugierig, was er sagen wird ... In einer Stunde fahre ich ab, ganz zufriedengestellt von dem ersten Haltepunkte meiner Reise. Ich schone mich aber auch sehr und lasse nur das Angenehme auf mich wirken. So hoffe ich, wohlbehalten anzukommen ...

Von München berichtet Munkacsy, „die Ausstellung ist wie alle Ausstellungen"; im übrigen schreibt er schon jetzt, wie die Reise ihn ermüdet. Ende des Monats ist er schon wieder in Paris an der Arbeit an seinem neuen großen Werke „Mozart läßt sich in der Sterbestunde sein Requiem vorsingen". Einige seiner Briefe aus dieser Zeit seien angeführt:

Paris, den 30. September 1885.

Meine liebe Cécile!

Ich habe im ‚Café de la Paix' ein stilles Plätzchen gefunden und benutze die Gelegenheit zu einer Antwort auf Deine lieben Zeilen, die ich vor dem Ausgehen zum Essen empfing. Den ganzen Tag bin ich zu Hause geblieben; Herr W. und Charlemont haben mit mir gefrühstückt, und nachher habe ich mit de Neuville an der Einrichtung des Ateliers weitergearbeitet — ich sag' Dir, es wird chic!

Zurzeit beschäftige ich mich damit, das Zimmer für Herrn Mozart (für das Bild) zusammenzustellen, was mir Vergnügen macht. Ich glaube denn auch, daß ich, um wieder in Zug zu kommen, die Arbeit an diesem Bilde fortsetzen werde, das mich fesselt und, wenn es hält, was es verspricht, eins meiner besten

Werke sein wird. Vielleicht heißt das nicht viel, aber man muß sich bescheiden mit dem, was man kann.

Meine übrigen Freunde sind abwesend, und ich lebe ganz für mich. Ich langweile mich dabei nicht, denn ich beginne, mir selbst zu genügen. Kommt das von allzu großer Genügsamkeit, oder ist es der natürliche Lauf der Dinge? Auf alle Fälle fühle ich mich ganz wohl allein — womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß ich mich nicht wohler zu zweien, nach Deiner Ankunft fühlen würde, denn der Haushalt mit Michel (seinem Diener) entbehrt trotz alledem etwas des Reizes. Den ganzen Vormittag bosselt und brät er an seinen beiden Koteletten herum. Na — man muß wenigstens seinen Fleiß anerkennen, wie man ja auch im ‚Salon‘ (der Frühjahrskunstausstellung in Paris) mit der Bezeichnung ‚fleißige Arbeiten‘ alles gesagt hat und je nach Nationalität des Verfassers Belohnungen verleiht. Gut also! Einverstanden mit den Ehrenmedaillen und den Koteletten von Michel ... Morgen gedenke ich die Arbeit (am Mozart) zu beginnen — nein, doch nicht, es fehlt mir noch der große Louis XVI.-Schrank, den ich für das Bild nötig habe, und bevor ich nicht die ganze Zimmereinrichtung beisammen habe, fange ich nicht an.

Ich bekomme Schlaf; übrigens ist es schon 10¼ Uhr, und ich bin immer noch im ‚Café de la Paix‘.

Kellner, zahlen!

Ich mache, wie der Elefant im Cirkus, als ich die Rechnung sehe — brbrrrr. Uebrigens so toll wie bei Bignon ist's nicht, wohin ich auch von morgen ab nicht mehr gehe ...

Kurz darauf schreibt Munkacsy wieder:

„Ich arbeite jetzt mit Vergnügen an meinem Bilde. Jetzt bin ich auf der Suche nach einem Schlafrock für Herrn Mozart. Du siehst also, daß ich völlig von meinem ersten Plane abweiche; wer kann aber die Einfälle des Pinsels zügeln? So verlasse ich Dich denn für heute, denn die Rue Bonaparte, wo ich das Nötige zu finden hoffe, ist weit von hier, und ich möchte beizeiten zu Hause sein, um noch etwas zu malen, wären es auch nur ein paar Pinselstriche.“

Wieder schreibt er dann — ohne Datum — im gleichen Jahre:

„Seit Montag habe ich Dir nicht mehr geschrieben, denn das Bild, das sich jetzt erst seiner Vollendung nähert, hat mich ganz aufgerieben. Ich hab' gut daran gethan, die rosa Figur neu zu malen und zwar in der ursprünglichen Kleidung mit den Spitzen.

Aus der Größe meines Papiers ersiehst Du, daß ich Dir viel schreiben will, indem ich Dir den Verlauf meiner Woche erzähle, so einförmig sie auch war, da ich den Tag hindurch wie ein Neger arbeite und den Abend zubringe, wohin der Zufall mich führt. Zu Hause esse ich übrigens nicht. Mittwoch habe ich mich ins ‚Café Riche‘ gewagt, wo ich eine ganze Bande Maler traf, Heibuth, Détaille, Worms, Leloir und den dicken Vibert. Wir speisten zusammen

und besuchten dann die Ausstellung der Aquarellisten. So viel für Mittwoch. Gestern war ich bei Herrn J . . ., und für heute weiß ich noch nicht, was die Zukunft mir bringt. Ich fürchte aber, den Nachmittag durch Besucher gestört zu werden. Für den Abend habe ich noch nichts vor. Uebrigens suche ich auch nichts, denn ich gehe immer um 10½, spätestens 11 Uhr zu Bett. So schlafe ich auch besser . . ."

Die Hoffnung Munkacsys, den „Mozart" zu seinen besten Werken rechnen zu können, sollte sich erfüllen; wenigstens behauptete er selbst später, „Milton", „Mozart" und sein letztes Christusbild „Ecce homo" bildeten die Höhepunkte seines Schaffens.

Inzwischen vergingen jetzt mehrere Jahre, bevor der Meister ein neues großes Gemälde begann; ausgefüllt werden sie von den zahlreichen kleineren Bildern, die, ohne sich irgendwie über die vielen ähnlichen früheren Werke zu erheben, immer dieselben Scenen zeigen: bechernde Ritter, Mandolinen spielende Damen in Louis XIII.-Interieurs oder auch kleine ungarische Bilder, Pußtaschenken mit Roßhirten und geigenden Zigeunern oder Bauernstuben, wo die Familie um den großen hohen gemauerten Ofen plaudernd herumsitzt. In Paris, in Colpach, ja selbst in La Malou malte Munkacsy an diesen Werken, die meist frisch von der Staffelei weg durch Sedelmeyer nach Amerika verkauft wurden. Ueberhaupt stellte Amerika wohl die zahlungskräftigsten von Munkacsys Bewunderern; der „Verurteilte", sowie „Milton" waren nach Amerika gewandert, die beiden ersten Christusbilder hatte zu einem fabelhaften Preise ein Herr Wanamaker in Philadelphia erstanden, der jetzt auch den Künstler zu einem Besuche der Neuen Welt einlud. Munkacsy nahm die Einladung für Ende 1886 an.

Seine Briefe aus dieser Zeit zeigen stellenweise eine lebensfreudigere Stimmung, sie sprudeln von Witz und Geist. Zeitweilig scheint seine Gesundheit sich etwas gebessert zu haben, leider aber nur, um sich plötzlich wieder zu verschlechtern. Die unausgesetzte Arbeit, sowie die Anforderungen der Gesellschaft, die er nicht aufhörte in fürstlicher Weise bei sich zu empfangen, erschöpften ihn außerordentlich. „Zu unsrer Soiree am 23. März," schreibt Frau v. Munkacsy am 11. März 1886, „laden wir nur zweihundert Personen ein. In diesem Monat sind alle unsre Abende bis auf vier besetzt!" So fühlte sich denn — vielleicht ohne es sich zu gestehen, da er selber stets darauf drängte, ein großes Haus zu führen — Munkacsy am wohlsten, wenn er ein paar Wochen in stiller Zurückgezogenheit in Paris, neugekräftigt durch den Aufenthalt in La Malou, zubringen konnte. Ein köstliches Erlebnis, das ihn 1885 während einer solchen Zeit der Ruhe seine berüchtigte Zerstreutheit erleben ließ, schildert ein humorvoller Brief von ihm an seine Gattin:

Meine liebe Cécile!

Wie neulich, schreibe ich Dir im ‚Café de la Paix'. Zum Nachtisch steht mein kleines Gläschen Cognac vor mir, und während ich daran nippe, will ich

Dir meine Geschicke und Mißgeschicke erzählen. Mißgeschicke, wenn ich meinen unfreiwilligen Ausflug nach Chartres so nennen darf. Na, hör zu — aber nicht lachen, denn sonst sag' ich nichts, und Du kommst um eine reizende kleine Geschichte.

Letzten Donnerstag telegraphierte ich J…, um mich bei ihm für den folgenden Tag — Freitag — zum Gabelfrühstück anzusagen. (Die Wahl eines Freitags hatte ich schwer zu büßen!) Ich nahm meine Fahrkarte und dampfte nach Versailles ab.

Als ich schon über eine Stunde unterwegs war und immer noch nicht ankam, wunderte ich mich und fragte einen Herrn in meinem Abteil, ob dies der Zug nach Versailles wäre.

‚Versailles? Gewiß. Nur ist es längst vorbei —'

Bums —!

‚— und der Zug hält erst wieder in Chartres.'

Ich kann verraten, daß ich nicht ganz zufrieden war. So lag mir denn auch bei meiner Ankunft in Chartres nur ein Gedanke am Herzen, einen Gasthof zu finden, wo ich gut frühstücken könnte.

Der Droschkenkutscher empfahl mir den ‚Großen Monarchen'.

Gut. Gehen wir in den ‚Großen Monarchen'.

Ich komme in einen sauberen, weißen Speisesaal. Trotzdem sehe ich, daß ich nicht so weit vom Kunstzentrum entfernt bin, denn die Füllungen zeigten gar nicht schlecht gemalte Landschaften. Als einziger Gast ein Pfarrer.

Ich frage die gute alte Frau, welche bedient, was es zu essen gebe.

‚O, mein Herr, alles, was Sie wünschen.'

Haben Sie Hammelkoteletts?

‚Gewiß, mein Herr.'

Schön, geben Sie mir zwei Hammelkoteletts mit Kartoffeln.

‚Jawohl, mein Herr.'

Ich warte.

Die gute Frau bringt zwei weiche Eier.

Aber ich habe doch Koteletts bestellt!

‚Jawohl, jawohl, mein Herr, im Augenblick.'

Schön. — Die Eier waren vorzüglich; ich esse sie und warte auf die Koteletts.

Die gute Frau kommt mit einem Fisch.

Aber Frau, haben Sie denn keine Koteletts?

‚Jawohl, mein Herr, im Augenblick.'

Na schön. Versuchen wir inzwischen den Fisch.

Der Fisch war großartig. Ich esse ihn vom Kopf bis zur Schwanzspitze auf — und warte auf meine Koteletts; denn du weißt, wenn ich mir mal was in den Kopf gesetzt habe, so lass' ich nicht so leicht locker. Nicht wahr?

Die gute Frau kam aber leider nochmals mit einem andern Gericht, das sie auf meine wütende Interpellation für Schweinsfüße erklärte.

Schweinsfüße? Niemals —!

‚Aber versuchen Sie sie doch, mein Herr. Sie sind sehr gut.‘

In der That, sie waren wunderbar! Nichts blieb davon übrig. Trotzdem wartete ich weiter auf meine Kotelettes, wenn ich auch nicht mehr wußte, was ich damit anfangen sollte. Sie hatte den schlauen Gedanken, mir nur eins zu bringen, das ganz einfach ein Gedicht war!

Es verschwand, wo die andern verschwunden waren.

Nachdem ich noch einen Pfirsich hinzugefügt hatte, trank ich das letzte Glas des vorzüglichen Bordeauxweines auf die Gesundheit des ‚Großen Monarchen‘, der mir beim Himmel besser gefällt als die dumme Republik.

Dann fragte ich die gute Frau, was man nun nach solchem Frühstück in Chartres anfangen könnte.

‚O mein Herr, besichtigen Sie doch den Dom.‘

Du weißt, wie ich für Dome schwärme —! Ich ging aber trotzdem hin — und war vollständig entzückt, und ich kann sagen, daß ich hier zum erstenmal durch und durch von diesem mystischen und poetischen Zauber der vergangenen Jahrhunderte durchdrungen wurde, diesem Zauber, der einzig und allein in diesen Denkmalen niedergelegt und erhalten ist.

Und von nun an werde ich die Gotik des 13. und 14. Jahrhunderts noch mehr lieben als bisher und die moderne Gotik — zu der leider Gottes unser Pester Abgeordnetenhaus gezählt werden muß — noch mehr verabscheuen.

Ich war so in die Bewunderung des Domes versunken, daß ich den Zug zur Rückfahrt nach Paris verfehlte und einen zweiten abwarten mußte, sehr erfreut im übrigen über mein Abenteuer.

Du kennst mich nicht als solchen Schwätzer? Man ändert sich aber doch alle sieben Jahre, und ich trete gerade, gerade in die sechste ‚Siebenerzeit‘ ein,[1]) also in die sechste Ausgabe von mir selbst, und Gott mag wissen, was mir die siebente aufspart, falls ich sie erreiche.

Augenblicklich geht's mir nicht schlecht. Ich habe endlich meinen Schrank für ‚Mozart‘, den ich heute begonnen habe

Selbst zu humoristischen Versen versteigt sich Munkacsy in dieser Zeit; so beginnt ein französisches Gelegenheitsgedicht, der Dank für den Glückwunsch einer Dame, mit den Worten:

„Riez toujours
Il-y-a de quoi
Quand on regarde
Autour de soi “

---

[1]) Muß wohl siebte „Siebenerzeit“ heißen, da Munkacsy am 20. Februar 1844 geboren ist; aber auch dann stimmt die Berechnung nur dann, wenn man den Geburtstag als den Tag der Vollendung des ersten Jahres zählt. Uebrigens kannte Munkacsy früher seinen Geburtstag nicht bestimmt; auch in allen älteren Kunstgeschichten findet man als solchen den 10. Oktober 1846 angegeben.

Vom Jahre 1886 liegen verschiedene Briefe Munkacsys vor, aus denen einige Bruchstücke wiedergegeben seien.

Paris, (Sommer) 1886.

„Meine liebe Cécile!

Ich erhielt die Drahtnachricht von Deiner glücklichen Ankunft in Weimar und freue mich, Dich im sicheren Hafen zu wissen. Auch ich fahre bald ab, muß aber noch vorher meine ‚Kreuzigung' mit dem Radierer Köpping besichtigen. Morgen wird das Bild ankommen.

Das schöne Wetter hat auch in meine Seele einen Sonnenstrahl der Freude fallen lassen, was ich in diesem Augenblick mit Vergnügen anerkennen will. Ich arbeite, wenn auch recht wenig, da es in meinem Atelier heiß zu werden beginnt. So gedenke ich denn auch diese paar Tage noch zu opfern und mir meinen Arbeitshunger auf Colpach zu versparen."

Paris, den 18. Juni 1886.

„Ich arbeite ein wenig; da ich aber nicht viel Zeit vor mir habe, wage ich nichts Größeres zu unternehmen.

Ich habe übrigens die Absicht, etwas aus meiner Verschlossenheit herauszutreten. Sedelmeyer schlägt mir vor, mit ihm eine Reise nach Amerika zu machen, dort Porträts zu malen und als Millionär zurückzukommen! Die Sache ist zu überlegen. Sedelmeyer grübelt über dem Plan einer Rundreise mit den Christusbildern in Amerika, findet aber keinen Unternehmer dazu und will es nun selbst wagen, — doch das sind alles noch Nachtischgespräche.

Gestern habe ich mir ein kleines Diner in den ‚Ambassadeurs' geleistet und die Chansonnetten dabei angehört; und als ich mich wieder einmal überzeugt hatte, daß diese Unterhaltungen für mich nichts Verführerisches haben, ging ich zu Bett und habe nicht schlecht geschlafen — zum erstenmal seit meiner Rückkehr. Ich habe immer etwas Angst vor einer Krise (der Krankheit); ich fühle, daß sie nahe ist."

Paris, den 29. September 1886.

„Besten Dank für Deine lieben Wünsche, sowie für die gemeinsamen Küsse Deiner Gesellschaft in Virelle, die just als Nachtisch zu meinem kleinen einsamen Essen ankamen. Ja, zu meinem kleinen einsamen Essen, denn mittags und abends speise ich jetzt zu Hause, und diese lieben Küsse kamen zum Nachtisch als Belohnung einer so heroischen Tugend, wie es die Deines Gatten ist, der in dem großen Paris zu seiner Festfeier nichts Besseres findet als den Suppentopf Babettens... Du wunderst Dich, daß ich zu Hause esse? Was willst Du? Man wird alt — außerdem ist jetzt niemand Bekanntes in Paris, und die Wirtschaften liebe ich nicht. Vor allem aber liebe ich jetzt immer mehr die Einsamkeit. — Ich arbeite viel — sonst ist nichts Neues. Von Malern habe ich nur Détaille getroffen, der dick wird und zwar sehr. Die Malerei blüht also. — Desto besser."

Die von Sedelmeyer vorgeschlagene Amerikafahrt kam im November desselben Jahres zu stande; Munkacsy kehrte aber schon am 9. Januar 1887 wieder nach Paris

zurück mit dem feierlichen Schwur, sich nie mehr aufs Meer zu wagen, so schlecht war die Ueberfahrt ihm schon auf der Hinreise bekommen. „Ich habe gestern," schrieb seine Gattin am 28. November 1886 ihren Eltern, „den ersten Brief von Miska erhalten. Er scheint sehr krank gewesen zu sein, und es hat ihn unterwegs oft gereut, die Reise angetreten zu haben. Schon bei dem Gedanken an die Rückreise auf dem Schiff überrieselt es ihn! Berthier schreibt alle Einzelheiten und sagt, daß zwei Schiffe zu Miskas Empfang ihm entgegenkamen; auch brauchte er bei der Landung keinerlei Förmlichkeiten durchzumachen. Man hat ihn, wie es scheint, mit großer Begeisterung an Bord empfangen, und er konnte an einem großen Essen, das man ihm gab, in heiterer Stimmung teilnehmen. Augenblicklich geht's ihm Gott sei Dank gut, und er arbeitet."

In der That hat Munkacsy, entgegen der Erzählung, die ich selber in meiner Monographie gab, in Amerika nicht nur etwas, sondern ziemlich viel gemalt, allerdings nur Porträts. Ueber diese Thätigkeit macht die Zuschrift eines Herrn Dr. Kuehl an mich folgende nähere Angaben:

„... Mag sein, daß Munkacsy in Amerika nichts skizzierte, so war er doch in New York sehr fleißig. Er hat ein — wie es heißt sehr gutes — Porträt des Direktors des Linston College, New Jersey, Dr. Mc Cosh, gemalt, ferner ein solches des bekannten Mäcens Marquart, sowie das der Gattin des Besitzers der Zeitung ‚The World', Mrs. Pulitzer. Herr Pulitzer erzählt mir von der langwierigen Sorgfalt, mit der Munkacsy die Kostüme auswählte, bestimmte, machen ließ, und daß ihm seine Arbeiten nie genügten, so daß er Mrs. Pulitzer im ganzen vielleicht sechsmal porträtierte. Leider sind die Bilder im Anfang des vorigen Jahres bei einem Hausbrande samt allen andern Kunstschätzen Pulitzers von den Flammen verzehrt worden ...."

Im übrigen behagte Munkacsy der Aufenthalt in Amerika keineswegs. Vergebens bot man ihm die größten Preise für weitere Porträts, er nahm keinen Auftrag mehr an; er sehnte sich nach Paris zurück. Interessant war es übrigens für Munkacsy, in Amerika einige seiner früheren besten Werke wiederzusehen; „sie machten auf mich," erzählte er später, „den Eindruck von Töchtern, die in der Fremde verheiratet sind." Der „Milton" überraschte ihn dabei geradezu; er fand, daß dieses Bild durch das Eintrocknen der Farben entschieden gewonnen habe.

(Fortsetzung folgt.)



Die Fortschritte der Waffentechnik müssen die Kriege verschwinden lassen.

Von

Johann v. Bloch.

Im 19. Jahrhundert hat die Wissenschaft nach Umfang und Tiefe die größten Fortschritte gemacht. Die bedeutsamsten wissenschaftlichen Gesetze sind formuliert worden; ein Heer von Arbeitern hatte mit bewunderungswürdiger Ausdauer Millionen von Thatsachen angesammelt, ehe ein Darwin oder Helmholtz erschien, der im stande war, dieselben synthetisch zu verbinden. Täglich wird eine Fülle von Geduld und Intelligenz verwendet, um den Ursprung und die Entwicklung des menschlichen Lebens zu verfolgen und die menschliche Thätigkeit in all ihren Formen zu beschreiben. Geschichte und Naturwissenschaft erfreuen sich der vielseitigsten Pflege, die abgelegensten Gebiete sind emsig aufgehellt worden, das assyrische Recht, die Sitten der Asseln und die Lebensweise der Krustentiere haben für uns keine Geheimnisse mehr. Und doch besteht für eine der wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens eine bedauernswerte Lücke des Studiums. Die folgenschwere Thatsache, daß die bisherige Bedeutung der Kriege in den letzten Jahrzehnten eine Veränderung erfahren hat, ist der Aufmerksamkeit der Gelehrten und Forscher fast ganz entgangen. Die Vervollkommnungen in der Zerstörungskunst sind so weit vorgeschritten, daß von jetzt an ein Krieg zwischen Großmächten einen ganz andern Charakter annehmen und ganz andre Folgen nach sich ziehen muß, als dies bisher der Fall gewesen, und doch hat man es kaum versucht, die Ursachen davon richtig aufzufassen, die praktischen Folgerungen objektiv zu ziehen und, was damit zusammenhängt, auf die modernen Verhältnisse ernsthaft anzuwenden. Nicht einmal die Konsequenzen, welche die nötig gewordenen, tiefgreifenden Modifikationen in der technischen Kriegführung und Zusammensetzung der Heere für das innere Leben der Völker haben werden, sind bis jetzt eingehend geprüft und freimütig dargelegt worden. Es muß doch wundernehmen, daß bis jetzt fast niemand sich der Mühe unterzogen hat, ein für allemal festzustellen, ob der Krieg in seiner neuen, allein möglichen Gestaltung immer noch ein Mittel zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Nationen sein kann, oder ob man sich um andre Mittel und Wege umsehen soll. Mit der Lösung dieser brennenden Frage hängen aber die Lebensinteressen der Kulturvölker zusammen.

Es ist ja begreiflich, wenn auch zu bedauern, daß friedliche, arbeitsame Völker, welche nur leben und leben lassen wollen, Milliarden aufopfern, um im stande zu sein, ihr sauer verdientes Eigentum zu verteidigen. Es wäre aber geradezu thöricht, wenn sie ihre Ersparnisse auf Mittel verschwenden sollten, welche ihre

Wirksamkeit endgültig eingebüßt haben. Und das ist eben der Fall mit den kolossalen Verteidigungsmitteln, deren Notwendigkeit und Nutzen bis jetzt als unantastbares Dogma angesehen wurde. Die kostspieligen Vorbereitungen für einen offensiven Krieg haben ihre Kraft schon verloren, können nicht mehr ihren Zweck erreichen. Und dennoch, um dieser stetig gesteigerten Rüstungen willen, werden die wirtschaftlichen und politischen Kräfte der Völker rücksichtslos verbraucht, ihre kulturellen Anstrengungen lahm gelegt und jeder Fortschritt stark gehemmt. Das sind keine subjektiven Ansichten oder harmlosen Grillen, sondern notwendige Schlußfolgerungen, die auf unleugbaren Thatsachen des Transvaalkriegs fußen. Das Wenigste, das man zu verlangen das Recht hat, ist, daß diese Schlüsse überzeugend widerlegt, daß diese Thatsachen mit Beweisen abgeleugnet werden. Solange dies nicht geschieht, sind die Völker berechtigt, die ungeheuren, jährlich für Kriegszwecke verausgabten Summen für vergeudet zu erklären und zu verlangen, daß die maßgebenden Faktoren zweckentsprechendere Mittel zur Lösung internationaler Streitigkeiten suchen.

I.

Wenige Fachleute haben die Frage der Dauer, der Kosten und der wirtschaftlichen Folgen des Zukunftskrieges eingehend erörtert, und noch wenigere haben die Resultate ihres Studiums offen und mit Darlegung der entscheidenden Momente dargethan. Durch den Präsidenten des Vorstandes der englischen militärischen Gesellschaft (Royal United Service Institution) General Lord Chelmsford eingeladen, für die Mitglieder derselben drei Vorlesungen über die Lehren des Transvaalkrieges und ihre Bedeutung für die zukünftige Organisation der englischen Armee zu halten, habe ich, damit die darauf stattfindenden Diskussionen sich nicht zersplittern und nebensächliche Erörterungen stattfinden, folgende Thesen aufgestellt.

Aus früheren Kriegen herbeigezogene Beispiele sind heute wertlos infolge: a) der Unsichtbarkeit der Verteidiger; b) der Unmöglichkeit der Gewinnung einer Feuerüberlegenheit durch die Angreifer in voraussehbaren Verhältnissen; c) daß jedes Artilleriegefecht bei ungefähr gleichen Kräften mit der Vernichtung der Artillerie des Angreifers enden wird; d) daß die Spatenarbeit nur Belagerungen und keine Schlachten mit Siegen zulassen wird; e) daß die neuen Kampfesmethoden die Unmöglichkeit herbeiführen, genügend große Schlachtfelder zu finden und die Schlacht zu leiten; f) daß jeder Krieg, wenn sogar Siege erreichbar wären, in einen Nationalkrieg ausschlagen wird, und g) die Mittel zur Kriegführung beim Angreifer zu allererst versiegen werden.

An den Diskussionen nahmen zahlreiche Land- und Seeoffiziere teil, aber den durch mich gestellten Thesen wurde sorgfältig aus dem Wege gegangen.[1]) Es mag ein Ausfluß des allgemein zu beobachtenden militärischen esprit de corps

[1]) Die Obersten Sir Howard-Vincent, Hales, Downing, Graves, General Sir Frederick Maurice, die Admirale Bowden, Smith, Sir John Colomb.

sein, welcher es für angezeigt erachtet, an dem Herkömmlichen und Bestehenden wie an etwas Heiligem festzuhalten, und sogar in die Augen springende Unmöglichkeiten der modernen Taktik als geistreiche Einfälle zu preisen. Ich möchte die Thatsache nur feststellen; sie zu bemängeln, habe ich in dieser Arbeit keinen Grund. Sie erinnert mich an den wirklich geistreichen Einfall eines morgenländischen Prälaten, welcher, im Begriff, eine Kirchweihe vorzunehmen, ausglitschte, als er in den Tempel eintrat und platt auf den Boden fiel. Den Priestern, die ihn aufrichten wollten, befahl er, seinem Beispiel flink zu folgen, indem er bemerkte, „das Volk wird es für einen Bestandteil der Zeremonie halten".

Die Fachleute aber, die den Mut gehabt, sich mit der Frage der Wirksamkeit der jetzigen Kriegsmittel zu befassen, billigen entweder die von mir wiederholt ausgesprochene Ansicht oder sehen wenigstens ein, daß sie den neuen Verhältnissen in der Kriegführung einigermaßen Rechnung tragen müssen. Und unter den jetzt herrschenden Umständen ist das ja der erste Schritt.

Unter den Fachleuten, welche ohne Standesvorurteile den durch Verbesserung der Waffentechnik herbeigeführten Umschwung in der Kriegführung gründlich erörtert haben, möchte ich an erster Stelle den früheren russischen Kriegsminister Miliutin nennen. Er ist wahrlich kein Unberufener, kein Unbekannter. Achtzehn Jahre lang stand er an der Spitze der russischen Kriegsleitung; das heutige russische Heer preist ihn als seinen Organisator; der lesenden Welt Rußlands und zweifelsohne Westeuropas ist er als hervorragender Schriftsteller vollauf bekannt. Am 19. Juli 1899 schrieb mir dieser ansehnliche, hervorragende Sachverständige: „Der Hauptzweck Ihres Werkes (‚Der zukünftige Krieg') besteht darin, daß Sie ein richtiges, wenn auch schreckliches Bild dieses Krieges geben, der in einer mehr oder weniger nahen Zukunft, durch Anwendungen der neuesten Erfindungen, Europa ruinieren wird. Darum würde Ihren Untersuchungen eine ungeheure Wichtigkeit innewohnen, wenn Sie auf die leitenden Kreise, auf die Männer, die die Politik der Staaten leiten, und vor allem auf die Delegierten der Haager Konferenz Einfluß üben könnten. Doch leider ist dies nicht zu hoffen, die furchtbaren Folgen der voraussichtlichen Katastrophe sind nicht im stande, die fanatischen Anhänger des Krieges von der Bahn abzulenken, die dieselben wandeln."

II.

Daß in Deutschland die alten Anschauungen in Bezug auf militärische Fragen besonders unter den Diplomaten und Offizieren die überzeugtesten Vertreter besitzen, ist freilich kein Wunder. Nicht nur der echt deutsche Beharrungstrieb, sondern ebenso das starke und tiefe Gefühl der Pietät verklärt die kriegerischen Traditionen, die zu so gewaltigen Siegen und zur Einigung Deutschlands geführt haben, und treibt sie dazu, sie zu pflegen. Aber es ist zu bedauern, daß das Wort des berühmten Heerführers Moritz von Sachsen: „Die Grundlage des militärischen Geistes, die Routine und die mechanische Gewohnheit erzeugen Buchstabendienst und Aberglauben, Töchter der Unwissenheit", öfters in Vergessenheit gerät.

Es ist also keineswegs zu verwundern, wenn ein alter Militär und Generalstabsoffizier, wie ihn die Redaktion dieser Zeitschrift bezeichnet, im Juli-Heft der „Deutschen Revue“ einen Aufsatz veröffentlicht hat unter dem Titel: „Werden die Fortschritte der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen oder seltener machen?“ Dieser interessante Artikel ist für das Verhalten der militärischen Kreise den neuen Erscheinungen gegenüber so kennzeichnend und spiegelt den Geist der großen Mehrheit so vollkommen wider, daß ich nicht umhin kann, auf die darin verfochtenen Ansichten etwas näher einzugehen.

Der Verfasser, man sieht es seiner Arbeit leicht an, gehört zu den wirklich gelehrten und talentvollen Fachmännern, deren Meinung und Methode, man möge sie nun teilen oder mißbilligen, zur Feststellung der Wahrheit beträchtlich beizutragen geeignet sind.

Ich thue ihm gewiß kein Unrecht, indem ich behaupte, daß es ihm hauptsächlich um die Verteidigung des Bestehenden durch alle ihm zur Hand stehenden brauchbaren Mittel zu thun ist. Er führt das Wort zu Gunsten eines Systems, welches er genau kennt und zu welchem er volles Vertrauen hegt. Die durch ihn eingeschlagene Methode kann ich aber unmöglich für sachlich halten.

Verfasser sagt, daß das von mir veröffentlichte „gewaltige Werk von sechs dicken Bänden, in denen das gesamte moderne Heerwesen besprochen wird, den Beweis liefern soll, daß in einem modernen Kriege die Verluste derart sein würden, daß daraus die zwingende Notwendigkeit für die Regierungen sich ergebe, Frieden zu halten, und so die Humanität ganz von selbst zu ihrem Rechte käme. Daß natürlich ein Krieg den wirtschaftlichen Ruin beider Kämpfer nach sich ziehen müsse, wurde ebenso sicher bewiesen, und es schien also kein Zweifel mehr, daß nun der ewige Friede gesichert sei“. Aber der Verfasser behandelt einzig und allein die Frage, ob in einem zukünftigen Kriege, in welchem beide Gegner mit gleichwertigen Waffen kämpfen, die vorauszusetzenden Verluste wirklich so ungeheuer sein werden, daß keine Regierung zu den Waffen zu greifen wagen werde.

Von den in diesen sechs Bänden enthaltenen Folgerungen und faktischen Beweisen von einer nicht weniger großen Bedeutung nimmt aber Verfasser gar keine Notiz, nämlich: 1. daß es den gegenwärtigen Heeren unmöglich sein wird, den in den Zukunftsschlachten entwickelten Zerstörungskräften zu widerstehen, vorausgesetzt, daß der Krieg, wie dies ja früher üblich gewesen, den Zweck hat, das Heer des Gegners durch die Waffen zu vernichten; 2. daß, wenn man die massenhaften Verluste vermeiden will, welche sich ja bis zur vollständigen Vernichtung ganzer Armeecorps erstrecken können, die Feindseligkeiten sich sehr in die Länge werden ziehen müssen, daß aber gerade deshalb die Verluste an Menschenleben die Grenzen des Zweckmäßigen notwendig überschreiten werden und zwar durch Krankheit und Erschöpfung. Noch mehr, die Fortsetzung des Krieges wird infolge des ökonomischen, finanziellen und sozialen Zusammenbruchs, den die lange Dauer zur Folge haben wird, einfach unmöglich werden. Kurz, ich stellte dieselbe Alternative auf, welche General von der Goltz einige

Jahre später in der fünften Auflage seines klassischen Werkes „Das Volk in Waffen" für die einzig mögliche hielt, indem er sagt: „Die ökonomischen Hilfsquellen werden versiegen, ehe die bewaffnete Macht erschöpft sein wird; denn die Operationen müssen in Frankreich notgedrungen einen schleppenden Charakter haben. Ein Krieg mit Rußland wird mehrere Feldzüge erfordern, ehe man zu einem Ergebnis gelangen wird." Und weiter: „Man kann vorhersagen, daß die Kriege nur mit einer vollständigen Vernichtung des einen oder mit der Erschöpfung beider Teile der Kriegführenden enden werden."

Wenn nun ein weltbekannter deutscher, im Amte befindlicher General sich für berechtigt hält, einen derartigen folgenschweren Schluß zu ziehen und durch seine anerkannte Autorität zu verbürgen, muß er von der Wahrheit der Angaben, der Richtigkeit der Beweisführung und dem Ernst der Lage tief überzeugt sein. Ich könnte also die Autorität des bekannten Generals gegen die des unbenannten Stabsoffiziers ausspielen und auf weitere, kaum aber zu erwartende Einwände ruhig warten. In solchen Fragen aber ist die Aussage auch anerkannter Autoritäten ohne genaue Prüfung des Materials, auf dem sie ihre Schlüsse bauen, nicht ausschlaggebend; und da alles für die von General von der Goltz mutig verfochtene Ansicht spricht, habe ich nicht den geringsten Grund, einer eingehenden Erörterung dieser Frage auszuweichen. Der alte Generalstabsoffizier läßt also alles auf die Verluste an Menschenleben ankommen. Wohlan denn, auch ich werde die Grenzen dieser hervorgeholten Fragen nicht überschreiten.

III.

Verfasser glaubt, daß ich die Verluste durch die Wirkung der neuen Waffen übertreibe. Seiner Ansicht nach werden sie sogar viel geringer sein als in der Vergangenheit. Den Grund zu dieser Annahme findet er darin, daß „die Hauptverluste auf weiteren Entfernungen und nicht wie vorher auf den ganz nahen Distanzen eintreffen, demnach hat man das Recht, zu glauben, daß derjenige, der trotz der Verluste im Angriff weiterschreitet, schließlich den Gegner nicht mehr in der Verfassung findet, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Kann jedoch der Angreifer den Angriff nicht fortsetzen, so hat er die Möglichkeit, sich dem früher so wirksamen Verfolgungsfeuer nach abgeschlagenem Angriff unter geringeren Verlusten zu entziehen, als dies früher möglich war".

Er ist überzeugt, daß man „in Zukunft nicht auf eine im Verhältnis erhöhte Verlustziffer rechnen müsse, und dies um so mehr, da die gegen früher gesteigerte Benutzung von Deckungen hinzutritt. Und der Schluß hieraus ist, damit entfalle der Grund, um Regierenden und Regierten den Entschluß zu einem Kriege schwerer zu machen als früher".

Nehmen wir also vorläufig an, der Generalstabsoffizier habe vollkommen recht, und der Verlust an Menschenleben in gelieferten Schlachten werde sich als bedeutend niedriger herausstellen, als ich voraussetzte. Was folgt daraus? Etwa daß meine Hauptthese hinfällig geworden ist? Mit nichten. Schlachtverluste

sind nämlich für die Gesamtverluste eines Kriegs keineswegs maßgebend. Die Schlacht ist ja bekanntlich für den Strategen nur eins der zahlreichen Mittel, deren er sich bedient, um den Feind in eine so ungünstige Lage zu bringen, daß er sich in den Willen des Angreifers zu fügen gezwungen wird. Wenn man also die summa summarum aller Verluste ausfindig machen will, darf man sich nicht auf die eine oder die andre Quelle derselben beschränken. Alle ohne Ausnahme, so an Menschenleben wie Gesundheit und Wohlstand, müssen in Betracht gezogen werden.

So viel für die Beweisführung des Herrn Generalstabsoffiziers, selbst wenn seine Voraussetzung der geringeren Menschenverluste richtig und einleuchtend wäre. Das ist sie aber nicht. Im Gegenteil, eine Fülle von Thatsachen, die jedermann für sich leicht verifizieren und in meinem Werke über den Krieg der Zukunft zusammengestellt und beleuchtet finden kann, sprechen nachdrücklich dagegen. Ich will nur die hauptsächlichsten Momente anführen, welche zu der Vergrößerung der Verluste beitragen sollen.

Der Rauchmangel vergrößert die Treffsicherheit und bildet keinen deckenden Schleier mehr über die Kämpfenden; die Gewehre haben eine zehnmal und die Geschütze eine vierzigmal größere Vernichtungskraft als im Kriege von 1870. Die Soldaten sind außerdem mit einer doppelten Anzahl Patronen und die Geschütze mit einer noch viel imposanteren Kraft von Geschossen versehen.

Die Ausrüstung der Truppen mit Schanzzeug und Drahthindernissen ermöglicht es, jede Ebene in eine Festung umzuwandeln.

Die Tiefengliederung ist wegen drohender Vernichtung ausgeschlossen. Die zersprengte Ordnung macht aber die Leitung der Millionenheere, deren Verpflegung und Unterbringung unmöglich. Die tagelang anhaltenden Schlachten werden eine Hilfeleistung den Verwundeten bis zur Undurchführbarkeit erschweren.

Es ist eine doch allzu starke Zumutung, glauben lassen zu wollen, daß die seit 1870 zur Neubewaffnung der Truppen verausgabten vielen Milliarden unnütz, vollständig unnütz waren, und nur das Resultat erzielen sollen, daß die Verluste im Zukunftskriege verringert werden.

Nach dem Gesagten darf ich wohl die Erklärung abgeben, daß die Behauptungen des Herrn Generalstabsoffiziers stark an Einseitigkeit leiden. Man sollte den Umstand ins Auge fassen, daß die Verluste, denen sich eine Truppe aussetzte, im Verhältnis stehen müssen zu den erzielten Resultaten. Daß der zukünftige Krieg so geführt werden könnte, daß beinahe keine durch Waffen verursachten Verluste an Menschenleben stattzufinden brauchten, läßt sich sehr leicht beweisen. Was gewinnt man aber für die These des Herrn Generalstabsoffiziers durch Feststellung dieser platten Wahrheit? Schlechterdings nichts. Die in Transvaal von General Roberts befolgte Taktik braucht nur weiter ausgedehnt zu werden, und das Resultat ist schon da. Bei noch größerer Zahlenüberlegenheit und Beweglichkeit der angreifenden Truppen hätte man es versuchen können, den Feind durch noch größere Ringe zu umzingeln. In dem Falle aber hätte sich der Krieg, trotz der

Truppenüberlegenheit, noch mehr in die Länge gezogen, daß man gerade die Gefahr, der man ausweichen möchte, herbeigerufen hätte. Aus der Scylla glücklich herausgekommen, wäre man in die Charybdis gefallen. Durch Hunger und zahlreiche Krankheiten nämlich, um von dem durch wirtschaftliche und finanzielle Schwierigkeiten verursachten Elend gänzlich zu schweigen, wären die Verluste an Menschenleben ins Ungeheure gesteigert. Die lebenvernichtende Rolle der Krankheiten in Kriegszeiten ist zu allgemein bekannt, als daß man sich versucht fühlen sollte, sie zu Gunsten irgend einer Theorie zu unterschätzen. Auch der Generalstabsoffizier erkennt sie redlich an; er braucht das Zugeständnis aber als Beweis für seine Behauptung, „daß, wenn man sich vor Opfern im Kriege scheut, man mehr die Krankheiten wie die Waffen zu fürchten hat, und da die Verluste im Verhältnis zur Zahl der Kämpfer durch die gesteigerte Waffenwirkung in Zukunft voraussichtlich nicht höher, sondern eher geringer sein werden als früher, *so ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß die Völker für die Verteidigung ihrer höchsten Interessen nicht auch in Zukunft wie bisher mit dem Blut ihrer Söhne einzutreten bereit sein werden*“.

Diese optimistischen Ansichten, welche die Vergangenheit, nicht aber die Zukunft zur Grundlage haben, lassen sich nur durch die Worte des Generals von der Goltz erklären, der gesagt hat, daß immer noch in der Vorstellung, welche sich die meisten von einem künftigen Feldzuge machen, „auch jetzt noch das Bild reißend fortschreitender Kriegshandlungen lebt, die Ideen von Entscheidungen auf dem Schlachtfelde und von einem damit erzwungenen schnellen und glücklichen Frieden ihre Rolle spielen. So ging es 1866, so 1870. So, hofft man, werde es auch künftighin gehen. Im Jahre 1870 kam uns aber in der ersten Periode des Krieges die Ueberzahl an Streitern, in der zweiten die geringe Schlagfähigkeit der feindlichen Heere außerordentlich zu statten“.

IV.

Im Juni-Hefte dieser Revue habe ich versucht, die Lehren, welche aus dem Transvaalkriege zu ziehen sind und den Behauptungen des Generalstabsoffiziers nachdrücklich widersprechen, in Kürze darzuthun. Die hauptsächlichsten darunter waren, daß in allen künftigen Feldzügen die Defensive die Oberhand über die Offensive gewonnen haben werde, und daß die vom Verfasser gepredigte Gleichgültigkeit gegenüber den vom Kriege geforderten Opfern nur ins Verderben führen kann.

Der Transvaalkrieg nämlich hat die herkömmlichen Prinzipien der Taktik vollständig umgestoßen, und mit deren Hilfe ist nichts mehr auszurichten. Seitdem aber mein Aufsatz erschienen ist, sind neue Erörterungen erschienen, welche Schlüsse aus dem Südafrikanischen Krieg ziehen und die mit Stillschweigen nicht übergangen werden können. Die Unsichtbarkeit infolge der Aufwerfung von Erddeckungen und dem Gebrauche rauchschwachen Pulvers ist das charakteristische

Merkmal und die bedeutendste Erscheinung des Südafrikanischen Kriegs. Die Folgen dieser Erscheinung aber werden aller Wahrscheinlichkeit nach in einem europäischen Feldzug noch viel beträchtlicher werden als in Transvaal. Der deutsche General v. Hauschild nimmt zum Beispiel an, daß die Erschwerung von Erkundung und Beobachtung für den Angreifer in einem europäischen Kriege noch viel intensiver als in Südafrika sich zeigen werde. Die Verteidiger werden von allen möglichen Angriffspunkten, auch vom Fesselballon, Versuche anstellen, um zu erfahren, ob die Verteidigungsanlagen und die Orte der Versteckthaltung der Truppen bis zum Gebrauche durch Maskierungen in der That unsichtbar sind. Wenn aber nach vielen Opfern die Lage der Verteidigungsanlagen vom Angreifer gefunden sein wird, wird denselben nicht beizukommen sein. Die Flachbahngeschütze erweisen sich gegen die Erddeckungen wenig wirksam, und die Haubitzen erfordern einen derartigen Aufwand von Kräften, daß ihre Verwendung nur auf einzelnen Punkten möglich ist.

Die Behauptungen der Anhänger des Ueberlieferten, daß die Mahnungen des Transvaalkriegs für festländische Armeen wie die deutsche nicht maßgebend seien, werden durch die Preußischen militärischen Jahresberichte für das Jahr 1900 mit großer Entschiedenheit zur Seite geschoben. „Man sollte endlich davon zurückkommen, den Schwierigkeiten, welche dem Angriff der Infanterie sich bieten, aus dem Wege zu gehen mit dem Trost, daß die Artillerie Rat schaffen, daß sie den Gegner aus seiner Stellung herausschießen werde. Dieser Ueberschätzung der Artillerie haben doch wohl die Erfahrungen, welche die Engländer in Südafrika gemacht haben, vollständig den Boden entzogen. Sie lehren im Gegenteil, ‚daß bei einer geschickten und zweckentsprechenden Anordnung der Befestigung die Artillerie nicht im stande ist, durch Fernfeuer eine entscheidende Wirkung auf eine befestigte Stellung auszuüben. Die eigentliche Entscheidung liegt nach wie vor im Nahkampfe.‘“ Daß aber in diesem Nahkampf die Aussichten des Angreifers, den Sieg davonzutragen, äußerst schwach, um nicht zu sagen, schier hoffnungslos sind, geht aus den gezogenen Schlüssen des Generals von der Goltz[1]) hervor: „Die Kämpfe am Tugela und Modderriver in Südafrika haben hinlänglich bewiesen, daß dünne Schützenketten, gut gedeckt, reichlich mit Munition versehen und energisch befehligt, mit dem heutigen Gewehr in der Hand, keine Ursache mehr haben, Massenangriffe zu fürchten, welche sich, in übersichtlichem Gelände, rein frontal gegen sie richten.“ Mit der gleichen Offenherzigkeit tritt derselbe General den optimistischen Ansichten entgegen, daß nämlich Frontalangriffe durch Umgehungen allzu oft zu ersetzen sind. Er sagt nämlich: „Von hundert umfassend gedachten Angriffen geraten erfahrungsgemäß achtzig am Ende vor die feindliche Front.[2]) Die Ursache liegt darin, daß die Schußweiten heutzutage das Ansetzen aus verhältnismäßig bedeutender Entfernung erfordern. Die erste Entwicklungslinie wird also, wenn

[1]) Krieg und Heerleitung.

[2]) D. Militärische Jahresbericht für 1900.

man sie sich als ein Stück Kreisbogen denkt und den Feind als Zentrum, meist viel zu ausgedehnt erscheinen. Ein versammelter oder aus einer Richtung anrückender Angreifer muß sich noch dazu wieder trennen, um am Ziele umfassend wirken zu können.

Wie kolossal aber der Kreisbogen sein muß, damit Umgehungen gelingen sollen, hat Lord Roberts aus der Erfahrung gelernt. Er sagt: „Als ich nach Südafrika kam, fand ich, daß im Angriff die Mannschaften sechs Schritt voneinander entfernt vorgingen. Ich vergrößerte diese Entfernung bis auf zehn Schritte. Die vorgenommenen Beobachtungen zwangen mich aber, die Distanz zwischen den Mannschaften noch von zehn auf zwanzig Schritte zu vergrößern."

Aber man braucht nicht Militär zu sein, um zu begreifen, daß Verschanzungen einzunehmen, Drahthindernisse zu beseitigen, Schlachten zu schlagen mit Linien, bei denen Entfernungen zwischen den einzelnen Schützen 20 Schritt betragen, ein Ding der Unmöglichkeit ist, falls nicht angenommen würde, daß die Robertsschen Schützenketten so nahe einander folgten, daß dieselben die ferneren Schützenketten fortreißen würden und zur Entscheidung eine genügend große, nicht aber lächerlich kleine Anzahl Kämpfer vorhanden wäre. Ich wandte mich an Oberst Hendcourt, den Chef des Intelligenzbureaus des Lord Roberts während der Campagne, und erhielt am 17. August folgende Erklärung: Die Schützenlinien in Südafrika folgten sich in der Regel in Entfernungen von 200 bis 400 Yards (182 bis 364 Meter). Anfangs waren die Schützen in einer Entfernung von 5 Schritt voneinander zum Vorgehen postiert. Späterhin wurde die Zwischendistanz unter den vorgehenden Kämpfern auf 10, 15 und 20 Schritt vergrößert, entsprechend den speziellen Aufgaben, wie Rekognoscierungen, Scheinangriffe, Hilfsangriffe und Hauptattacken.

Ist es denn bei einer derartig aufgelösten Ordnung möglich, Millionenheere ins Feld zu führen, die Feuerdisciplin zu bewahren, die Truppen zu leiten und diese ultima ratio des Krieges, den entscheidenden Angriff, auszuführen?

Lord Roberts hat sich veranlaßt gesehen, infolge der vielen Mißdeutungen, welche über seine Taktik verbreitet wurden, eine öffentliche Erklärung abzugeben. Er sagte: „Es würde nur unnütz den Tod suchen heißen, wenn man sich heutzutage in den alten Formationen, von einer bis auf 2200 Meter zu beziffernden Nähe an, gegen feindliche Schützen ungedeckt bewegen wollte; ich war gezwungen, jedem Schützen die Möglichkeit zu geben, Deckung zu suchen und zu feuern."

„Auf größere Entfernungen aber als 140 Meter ist der Kopf eines hinter einer Schanze oder einer Deckung hervor feuernden Schützen nicht mehr gut zu erkennen, darum müssen unsre Leute daran gewöhnt werden, aus nächster Nähe möglichst schnell und gleichzeitig zu feuern und dem Feinde kein Ziel zu geben, und auch daran, nach jedem Schusse schnellstens wieder sorgfältig Deckung zu nehmen."

Das deutsche Reglement erteilt aber Weisungen über die Gefechtsbreiten.

Für eine Compagnie werden durchschnittlich 100 Meter, für eine Brigade zu sechs Bataillonen 1000 bis 1200 Meter Raum angewiesen, es soll also eine Dichtigkeit stattfinden, welche 75 mal größer ist als die, welche durch Lord Roberts für allein zulässig anerkannt worden ist.

Und nun erlaube ich mir, die Frage an den Herrn Verfasser zu stellen: war ich im Rechte, aus den Lehren des Transvaalkrieges für Deutschland den Schluß zu ziehen, daß große europäische Kriege, wie der von 1870, in Zukunft eine Absurdität seien, daß ein entscheidender Erfolg zwischen Großstaaten durch die Waffen unter den gegenwärtigen Bedingungen des Krieges einfach nicht mehr möglich ist, und daß nur die wirtschaftlichen Kräfte den Ausschlag geben werden?

V.

Es wäre Zeit, anzuerkennen, daß das moderne Gewehr und die Rauchlosigkeit des Pulvers die Glaubensformeln der alten Offiziere umgestoßen haben.

Oberst Henderson, Vorsteher des Nachrichtendienstes des Generalstabs von Lord Roberts in Südafrika, stellt in seinem Vorworte zur englischen Uebersetzung von Graf Sternbergs höchst beachtenswertem Buch, welches den Titel führt: „Meine Erlebnisse und Erfahrungen im Burenkriege“, folgende Behauptung auf:

Militärische Schriftsteller auf dem europäischen Kontinent sind so sehr von den Lehren der Kriege von 1870—71 überfüllt, daß sie den Krieg nur einzig und allein von dieser Gattung kennen. Die Theorien, auf denen diese Führung beruht, haben aber keine Grundlage mehr.

Oberst Henderson sagt, daß er mit mehr als Erstaunen wahrnimmt, daß die militärischen Schriftsteller sich hartnäckig weigern, den vollständigen Umschwung anzuerkennen, welcher in der Kriegführung durch die gestreckten Flugbahnen des kleinkalibrigen Gewehres, verbunden mit der Unsichtbarkeit der verschanzten Soldaten, herbeigeführt worden ist. Der Südafrikanische Krieg hat bewiesen, daß die Organisation und die Zusammensetzung der kolossalen jetzigen Volksheere des Kontinents auf veralteten Prinzipien beruhen. Die Taktik dieser Heere ist ebenso entartet und veraltet als die preußische Taktik von 1806. Die Heere des Kontinents leiden zwar an einer Uebersättigung in Manövern, haben aber keine Vorstellung vom Kriege selbst. Reglemente haben den gesunden Menschenverstand ersetzt, und das Exerzierfeld ist zum Götzen geworden.

„Auf dem aber vom Mausergewehr beschossenen Schlachtfelde sind die vorschriftsmäßigen Formen des Manöverfeldes unanwendbar und in Wirklichkeit ein Ding der absoluten Unmöglichkeit.“

Die dichten, geschlossenen Formationen, welche bei den Heeren des Kontinents immer gang und gäbe sind, müssen der Zerstreuung der Mannschaften weichen.

„Der Krieg nach dem System von 1870 ist unmöglich, er würde mehr Leben kosten, als eine Nation liefern oder ein Heer ertragen kann.“

Ganz entgegen der Behauptung zahlreicher Schriftsteller, zu denen auch der Generalstabsoffizier sich stellt, indem er sagt, die unzweckmäßigen Angriffe der Engländer in ihren verschiedenen Angriffsschlachten wird sich niemand zum Vorbild nehmen, und das Fiasko, das sie dort erlitten haben, ist ihnen gerade von Fachleuten, die ihre Taktik kannten, vorher prophezeit worden, giebt Oberst Henderson dem Grafen Sternberg recht, daß, bei der Schwierigkeit des modernen Krieges, ein europäisches Konskriptionsheer, wenn es in Afrika gekämpft hätte, zertrümmert worden wäre.

Der Generalstabsoffizier hofft, daß eine Widerlegung der, wie er behauptet, zahlreich in meinem Aufsatze enthaltenen „Trugschlüsse" zu erwarten ist. Ich hoffe es ebenfalls.

Damit aber nicht wiederum nebensächliche Umstände mit Beiseiteschiebung der wichtigsten Fragen auf den ersten Platz gestellt werden — und statt positiver Thatsachen und Ziffern solche Phrasen als Beweise angeführt werden, wie von der den Ausschlag gebenden Ueberlegenheit des Drills und der Erziehung der deutschen Soldaten, ohne Angabe, in welcher Weise dieselben bei der jetzigen Fechtweite zur Wirkung kommen könnten, ich erlaube mir, konkrete Behauptungen zur Diskussion zu stellen.

Der Transvaalkrieg hat die schon lange vorher durch die namhaftesten militärischen Autoritäten vorhergesagte Widerstandskraft der Truppen in der Defensive infolge ihrer Unsichtbarkeit bewiesen. Die Gewinnung einer Feuerüberlegenheit über verschanzte, mit gleichen Waffen versehene und sogar viel weniger zahlreiche Truppen und eine Entscheidung durch einen oder mehrere Siege herbeizuführen, muß als Utopie bezeichnet werden. Bei Herbeiführung zufälliger Kräfteüberlegenheit durch Manövrierungen werden die Verteidiger ihre Stellungen nach Belieben verlassen und neue Positionen, wie es die Buren thaten, beziehen. Der gesunde Menschenverstand genügt, um zu beweisen, daß der Spaten und die Unmöglichkeit, in Tiefengliederungen vorzugehen, Schlachten in Belagerungen umwandeln muß.

Für die verbreiteten Millionenheere sind keine genügend großen Schlachtfelder vorhanden, und die Leitung und Verpflegung der Armeen, welche lange Zeit unbeweglich werden stehen müssen, wird wegen technischer und ökonomischer Schwierigkeiten zu einem unlösbaren Problem.

Aber selbst bei eintretenden Siegen würde ein jeder Krieg zu einem Nationalkriege ohne Ende, wie es der Burenkrieg ist, werden, und kein Staat würde die Mittel aufbringen können, um den Kampf zu Ende zu führen.

Die Einwendungen, daß die bessere Bewaffnung, besser gedrillte Truppen im Verein mit einem militärischen Genie, welches die strategische und taktische Ueberlegenheit erlangt, indem es auf den richtigen Punkten die nötige Ueberzahl von Kräften vereinigen wird und den Sieg an sich reißen könnte, sind nicht stichhaltig.

Alle Verbesserungen und neuen Erfindungen im Waffenwesen werden immer dem Verteidiger in einem größeren Maße als dem Angreifer zu gute kommen.

Für militärische Genies ist bei den heutigen Grenzbefestigungen, der Möglichkeit der Aufführung von Schanzen und bei den Millionenheeren, welche auf Tausenden von Kilometern zerstreut werden müssen und verhungern würden, falls die Eisenbahnlinien zu verlassen wären, kein Spielraum mehr vorhanden. Aus alledem folgt, daß der Krieg nicht mehr das reine Ergebnis militärischer Operationen sein kann, sondern eine soziale Erscheinung bildet, welche überallhin eingreifen und eine Störung aller Zweige des wirtschaftlichen Lebens herbeiführen wird.

Welche Widerstandskraft aber die verschiedenen Staaten gegen die zersetzenden und zerstörenden finanziellen und wirtschaftlichen Begleiterscheinungen der militärischen Operationen haben werden, ist eine Frage, die die Fachmilitärs am wenigsten entscheiden können.



Die Jakobiner der französischen Revolution.

Fouché.

Von

Prof. Frantz Funck-Brentano (Paris).

Fouché war bisher hauptsächlich als Polizeiminister Napoleons I. bekannt. Er hat als solcher einen legendären Ruf bekommen, der auf Balzac eine starke Wirkung ausübte. Der große Schriftsteller sah in ihm den vollendeten Typus jener grandiosen Bösewichte des Polizeiwesens, deren geheimnisvolle Silhouette sich auf so vielen Seiten seiner Romane abzeichnet. Fouchés Rolle in der Epoche der Revolution war nicht weniger bedeutend und nicht weniger interessant, wiewohl viel weniger bekannt.[1] Und das Interesse an ihm ist in den Augen der Geschichte um so größer, als Fouché, der Präsident des be-

---

[1]) Louis Madelins kürzlich erschienenes Werk „Fouché (1759—1820)“ (Paris, Librairie Plon, 1901, 2 Bände) hat ein neues Licht auf diesen Lebensabschnitt des berühmten Revolutionärs geworfen, der in der Folge einer der ergebensten Diener Napoleons, dann, als die Bourbonen wieder auf den Thron zurückgekehrt waren, des Königs Ludwig XVIII. wurde.

rüchtigten Jakobinerklubs, geradezu den Typus jener unheilstiftenden Politiker darstellt, die einen so großen Einfluß auf die Schicksale nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europas ausübten.

Am 11. November 1781 bekam das Seminar des Oratoriums Jesu einen neuen Zögling: ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, blaß, mager, von schwächlichem Aussehen, mit niedergeschlagenen Augen einhergehend. Es war Joseph Fouché, der Sprößling einer alten Nantaiser Familie — Kapitäne mit langer Fahrt, Handeltreibende und zugleich Korsaren, die eifrig auf die Engländer zwischen Saint-Nazaire und den Antillen Jagd machten und sich durch den Transport von Spezereien, Zucker, Zimmet auf schweren, schwarzgeteerten Schiffen bereicherten. Es ist also ein Irrtum, wenn man aus Fouché einen aus dem Nichts hervorgegangenen Emporkömmling gemacht hat. Wie die meisten seiner Genossen im Konvent, gehörte der zukünftige Revolutionär der Bourgeoisie an.

Die Geschichtschreiber haben einen weiteren Irrtum begangen, indem sie aus Fouché einen Abtrünnigen und aus dem geistlichen Stande ausgetretenen Priester gemacht haben. Als er am 7. Dezember in das Haus des Ordens des Oratoriums in der Rue Saint-Honoré zu Paris eintrat, wurde er allerdings mit der Tonsur versehen: er hatte die niederen Weihen empfangen. Er trug das Gewand des Ordens, aber da er die höheren Weihen nicht erhalten hatte, so stand es ihm frei, von einem Tage zum andern die Soutane abzulegen und zu heiraten, ohne den Kirchenbann zu riskieren. Fouché hat also die höheren Weihen niemals empfangen. Dafür war der junge Oratorianer ein Muster inniger und eifriger Frömmigkeit. Massillons „Petit Carême“ wurde sein Lieblingsbuch, und er prägte es sich so tief ein, daß er noch vierzig Jahre später in seinen Briefen die Maximen seines „Ex-Ordensbruders Massillon“ citierte. Er ging oft zur Beichte und kam häufig, vor der Kommunionbank niederzuknieen. An diesen Tagen, wenn er sich über das Tuch des Tisches des Herrn neigte, war sein abgezehrtes Gesicht von einer leichenhaften Blässe und durchsichtig wie eine Geistererscheinung.

Beim Austritt aus dem Seminar schlug der junge Mann die Lehrer carriere ein: fünfte Klasse, vierte Klasse, hundertundzwanzig Livres Gehalt, magere Kost und der Zwang, sich in der Anstalt aufzuhalten. So kam er nacheinander an die Gymnasien in Niort, Saumur und Vendôme. Der spärliche Gehalt reichte kaum aus, sein Leben zu fristen. Am 3. Juni 1785 sehen wir ihn sich nach den Ferien sehnen, um sich bei seiner Familie in Le Pellerin zu erholen. „Sobald ich von meinen Lehrpflichten befreit bin,“ schreibt er, „werde ich auf ein Mittel bedacht sein, meinen Leib oder vielmehr meine zerbrechliche Laterne nach Le Pellerin zu bringen. Sie haben mich noch nie so mager gesehen. Meine Knochen werden nächstens meine Kleider durchbohren. Ich brauche zwei Monate, um mich zu erholen. Sagen Sie, bitte, meiner Tante, daß ich mich auf ihren Eifer bei der Sorge um die Bedeckung meiner dürren Knochen verlasse.“

In Vendôme blieb er zwei Jahre. 1787 wird er zur Stellvertretung nach Juilly berufen. Die Revolution findet ihn als Leiter des Gymnasiums in Nantes. Das Rollen des Donners der neuen Zeit fand sofort ein Echo in ihm. Er übersah auf den ersten Blick das weite Feld, auf dem sein Ehrgeiz sich bethätigen konnte, jener Ehrgeiz, den er so große Mühe hatte zurückzuhalten. Die Soutane wird in die Nesseln geworfen. Im September 1792 wird er zum Vertreter des Departements Loire-Inférieure beim Nationalkonvent gewählt. Einige Tage darauf heiratet er in der Kirche Saint-Nicolas de Nantes Bonne-Jeanne Coiquaud, die Tochter des Distriktsverwaltungspräsidenten. Die Oratorianer- und Professorenlaufbahn des angehenden Geistlichen Joseph Fouché von Rouzerolles ist zu Ende. Er erscheint von jetzt an unter dem demokratischen Konventsnamen Fouché von Nantes, der später so gefürchtet wird. Wer hätte diese von Blut und Grausamkeiten erfüllte Zukunft geahnt, wenn der schmächtige und unscheinbare Professor vor der Wählerversammlung der Loire-Inférieure sprach! Er entwickelte das gemäßigste, konservativste Programm und erklärte, daß er in der Assemblee auf der rechten Seite Platz nehmen werde. Und thatsächlich saß er in den ersten Zeiten auf den Bänken der Rechten.

Ein Zug tritt im Laufe seines Lebens deutlich hervor. Es ist die Beharrlichkeit der geistlichen Tendenzen: sittliche Reinheit und sittlicher Ernst, und zwar so ausgesprochen, daß Freunde und Feinde über diesen Punkt einer Meinung sind; ein gewisser Puritanismus, der aus ihm nicht nur einen guten Gatten und Vater, sondern auch einen oft strengen Zensor der Sitten andrer macht. Er beobachtet immer Mäßigkeit und Nüchternheit und behält sogar jene ernste und düstere Tracht bei, die verursacht, daß er selbst in der Epoche, wo er zu den hervorragendsten Würden gelangt ist, in den Salons des Kaisers für irgend einen Seminar- oder Gymnasiallehrer gehalten wird, der sich an den Hof verirrt hat.

Im Konvent findet Fouché mit seinem feinen und sicheren Spürsinn sehr bald heraus, daß die Zukunft nicht den Gemäßigten, unter denen Platz zu nehmen er versprochen hat, sondern den Ungestümen gehört. Die Gironde hat weder die Energie noch die Kühnheit, die zum Kampf gegen die Bergpartei erforderlich sind. Sofort ist sein Entschluß gefaßt: Fouché will Mitglied der Bergpartei werden.

Es bot sich ihm bald eine schöne Gelegenheit, diese Entwicklung nach außen hin kundzugeben: die Abstimmung über die Verurteilung des Königs. Noch am Tage vorher hatte er laut erklärt, daß er gegen das Todesurteil stimmen werde. Er erscheint auf der Tribüne und spricht das einfache Wort: „Den Tod!" Zwischen seiner Vergangenheit und seiner Zukunft hat sich der Blutstrom ergossen.

Die revolutionäre Geschichte Fouchés, die Madelin so trefflich erforscht hat, ist von großem Interesse. Fouché ist der Typus des Jakobiners. Unter den Jakobinern ist er der intelligenteste, der thätigste, der hervorragendste. Vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn war er der vollendete Jakobiner. Er war der erste, der ihr Programm formulierte, in präzisen, energischen Aus-

drücken, und versuchte, es zur Durchführung zu bringen. Und an diesem Programm haben die Abkömmlinge, die sich heutzutage so geräuschvoll auf die großen Vorfahren berufen, nichts geändert. Sie haben nicht einmal irgend einen Zug hinzugefügt.

Kaum war Fouché in das Komitee des öffentlichen Unterrichts im Konvent eingetreten, als er für das Unterrichtswesen das Staatsmonopol verlangte. „Die Existenzfrage der Revolution," sagte er, „ist die Gründung des Reiches der Vernunft. Die Bildung allein kann uns zu diesem Ziele führen. Wir sind damit beschäftigt, in allen Teilen der Republik Elementarschulen zu errichten. Die rasche Organisation dieser Schulen muß das dauernde Bestehen der Prinzipien der Revolution sichern. Aber vor allem müssen die Schulen des Vorurteils und des Aberglaubens ausgerottet werden. Sie müssen erstickt werden. Nichts ist wünschenswerter, wesentlicher für das Leben einer Nation als die Einheit der Prinzipien." Der fromme Oratorianer schloß: „Nur der auf der Basis des Monopols organisierte, vom revolutionären und rein philosophischen Geist inspirierte öffentliche Unterricht kann dem abscheulichen Einfluß der Religion die Wage halten." Der zweite Artikel ist natürlich der Antiklerikalismus. Der dritte, mit einer besonderen Energie und einem prophetischen Scharfblick formulierte, ist die Zerstörung des Reichtums. Der hochmütige Bourgeois, sagt Fouché, soll sich nicht über den nützlichen Arbeiter erhaben dünken. Es muß verhindert werden, daß die kapitalistische Bourgeoisie sich an die Stelle der Geburtsaristokratie setzt. Um dahin zu gelangen, muß man die vollständige Revolution realisieren. Fouché hofft noch, daß die Reichen genug gesunden Menschenverstand und Edelmut haben werden, um selbst zu Gunsten der Armen Verzicht zu leisten. Wenn sie es nicht thun, sagt Fouché, hat die Republik das Recht, sich ihrer Güter zu bemächtigen. Es genügt für einen Republikaner, fügt er hinzü, zweihundert Franken Rente zu haben. War es in Befolgung dieser Grundsätze, daß Fouché seinen Kindern ein Vermögen von fünfzehn Millionen hinterließ?

Der letzte Punkt des Programms ist der Krieg gegen die Gemäßigten, die ohne weiteres mit dem Namen Verdächtige belegt werden. Sie sind keine Republikaner, sagt er. Gegen die Gemäßigten, erklärt er, ist die Revolution noch zu machen. Diese Verdächtigen müssen vom sozialen Verkehr ausgeschlossen werden. „Den der Lauheit Verdächtigen muß das Bajonett durch den Leib gerannt werden." Ihm selber freilich wird man nicht den Vorwurf der Lauheit machen. Als Vertreter des Konvents geht er jetzt in den zentralen Provinzen, in Nivernais und Bourbonnais, ans Werk.

Bei seiner Ankunft in Nevers war Fouchés erste Sorge natürlich, „den Fanatismus zu Boden zu werfen". Er läßt die äußeren Zeichen der Gottesverehrung, Kreuze, Statuen und Stationen der Kalvarienberge zertrümmern. Er plündert die Sakristeien. Auf einem freien Platz in Bercy werden Meßgewänder, Chorröcke und andre geweihte Kirchenschmuckgegenstände, ja sogar Nonnenschleier, auf einen Haufen geworfen, während eine lustige Schar, die

unsern Ex-Oratorianer selbst zum Dirigenten hat, einen tollen Rundtanz um das Flitterwerk des Aberglaubens ausführt.

Er untersagt das Tragen der Soutane. Der Priester darf sie nur noch im Innern seiner Kirche tragen. Die Begräbnisse sollen von Laien abgehalten werden. Man muß die Artikel des von dem Vertreter des Konvents veröffentlichten Dekrets lesen:

I. In jeder Gemeinde sollen alle gestorbenen Bürger, welcher Sekte sie auch angehören, mit einem Bahrtuch bedeckt, auf dem der Schlaf abgebildet ist, von einem Staatsbeamten begleitet und von ihren in Trauergewänder gekleideten Freunden sowie von einer Abteilung ihrer Waffenbrüder umgeben ... an den zur allgemeinen Grabstätte bestimmten Platz gebracht werden.

II. Der gemeinschaftliche Platz, wo ihre Asche ruhen wird, soll von jeder Wohnstätte gesondert und mit Bäumen bepflanzt sein, in deren Schatten sich eine den Schlaf darstellende Statue erheben soll. Alle andern Kennzeichen sollen zerstört werden.

III. Auf dem Thor zu dieser aus religiöser Ehrfurcht den Manen der Toten geweihten Stätte soll die Inschrift zu lesen sein: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“

„Die Priester und ihre Götzenbilder,“ schreibt Fouché an den Konvent, „sind in ihre Tempel zurückgekehrt; das Auge des Republikaners wird nicht mehr von ihnen beleidigt.“

In der Erwägung, daß das Cölibat der Priester etwas Ungehöriges sei, beschloß Fouché außerdem, daß sie in Zukunft nicht nur die Erlaubnis zum Heiraten bekommen, sondern daß sie in Monatsfrist dazu verpflichtet sein sollten. Es handelt sich für alle Geistlichen darum, wohl oder übel und ohne Verzug eine Frau zu nehmen. „Es ist Zeit,“ sagte der Prokonsul, „daß diese hochmütige Kaste zu der Reinheit der Grundsätze der primitiven Kirche zurückgebracht wird, wieder in die Klasse der Bürger eintritt und einem der Natur hohnsprechenden, die Sittenverderbnis begünstigenden Leben entsagt.“ So kam es, daß Fouché kurze Zeit darauf an seinen Paten Chaumette schreiben konnte: „Die Dinge sind auf dem Punkt, daß das Land, wo es den meisten Aberglauben gab, dem Reisenden kein einziges Zeichen darbietet, das an eine herrschende Religion erinnert. Der Fanatismus ist zu Boden geschmettert!“

Nach den Geistlichen kommen die Soldaten. Seinen Behauptungen nach ging alles beim Generalstab schlecht. Die Langsamkeit der Generale brachte ihn zur Verzweiflung. Er schreibt an den Konvent, daß er schlimme Gerüchte über die Generale und über den Marineminister gehört habe, der, wenn nicht ein schwacher Mensch, ein Verräter sei. Er denunziert alle diese Militärs dem Wohlfahrtsausschuß.

Dann geht er zu den Beamten über. Er verlangt ihre Läuterung. Schon hat er einige Verhaftungen vorgenommen, „die die glücklichsten Wirkungen hervorgebracht haben“. Er hält in Moulins eine Sitzung der Société populaire,

speziell um die Denunziationen gegen diejenigen unter den Beamten zu hören, die gemäßigter Gesinnung schuldig scheinen könnten, und um nötigenfalls ihre Rechtfertigung entgegenzunehmen. Er setzt die Mitglieder des Gemeinderats und mehrere hohe Beamte des Departements ab und ein.

Dann kommt die Reihe an die Industriellen und Unternehmer. Als verdächtig werden erklärt alle diejenigen, welche nicht dafür sorgen, daß gearbeitet wird, und als Hochverräter „der Unternehmer, der nicht für den Lebensunterhalt seiner Arbeiter sorgt". „Die Administratoren sollen dazu angehalten werden, auf Kosten der Unternehmer die Werkstätten bauen zu lassen, die als notwendig erachtet werden, um die Arbeiter in die regste Thätigkeit zu versetzen." Verdächtig ist auch derjenige, welcher nicht das ganze Ackerland bebaut hat, das er für gewöhnlich bebaut. Seine Felder sollen auf seine Kosten durch die Armen besät werden, die die Ernte zu ihren eignen Gunsten einheimsen sollen. Die Fabriken sollen den verdächtigen Besitzern weggenommen werden, die Aecker den Landwirten, die sich mißliebig machen.

Mit der größten Heftigkeit zieht Fouché gegen „die reichen Egoisten" los. Jedes Individuum, sagt er, hat ein Recht darauf, auf Kosten der Gesellschaft unterhalten zu werden. Er verbietet den Bäckern, das beste Mehl beiseite zu thun, um daraus das Brot der Reichen herzustellen, und aus dem Kleienmehl das Brot der Armen zu backen. Alle sollen dasselbe Brot essen, „das Brot der Gleichheit". Die Reichtümer in den Händen der Partikuliers, sagt er, sind nur ein Depot, über das die Nation das Recht hat zu verfügen. Und der Vertreter des Konvents dekretierte, daß alle Bürger, die gemünztes Gold oder Silber besitzen, gehalten sein sollen, es ebenso wie Silberzeug oder Kleinodien dem Ueberwachungskomitee ihres Bezirks zu bringen.

Um alle diese Maßregeln durchzuführen, setzt Fouché die „philanthropischen Komitees" ein. Der Name paßte vortrefflich. Diese Komitees werden mit dem Recht ausgestattet, den Bürgersinn der Beamten zu überwachen und über das größere oder geringere Vertrauen, das diese verdienten, ihre Untergebenen auszufragen, ferner Besuche in den Häusern zu machen, Hab und Gut zu sequestrieren, Nachforschungen in den Schlössern zu halten, um das wiederzufinden, was die Reichen und Vornehmen versteckt haben konnten, das Eigentum zu revidieren, die durch Monopole oder Spekulationen erworbenen Vermögen der Republik wieder zurückerstatten zu lassen, und endlich die Abgaben „reicher Egoisten" nach einem stark progressiven Besteuerungsmodus festzusetzen und sie einzuziehen. Und da manche Bürger genügend mit gemäßigter Gesinnung befleckt sein konnten, um sich den Befehlen dieser Komitees nicht unverzüglich zu beugen, so stellte Fouché diesen die Revolutionsarmee zur Verfügung.

Gold und Kostbarkeiten, alles wurde nach Paris geschleppt. Oeffentliche Kassen, Geldschränke der Reichen, Schatullen aus Schlössern, Kirchenschätze wurden in Eile eingepackt. Am Fuße der Tribüne des Konvents wurden unter dem Beifall der Abgeordneten die mit Gold, Silber, Silbergeräten, Kelchen, Krummstäben voll alter Familienkleinodien, Silbergeschirr und so weiter gefüllten

Kisten geöffnet. Es funkelte alles nur so. An einer dieser Sendungen macht Fouché besonders auf die goldenen Bischofsstäbe und eine Herzogskrone, gleichfalls von Gold, aufmerksam. Plötzlich trat ein Mitglied der Assemblee, die Herzogskrone bemerkend, mit dem Fuße darauf und zertrümmerte sie. Ein Brausen ging durch die Assemblee. Es war eine schöne Gebärde.

„Ein unbedachtsamer Prokonsul," bemerkt Madelin, „der bei diesen uneigennützigen Sendungen nicht einmal die herzogliche Krone in Verwahrung zu nehmen wußte, die fünfzehn Jahre später der Kaiser seinem Polizeiminister, dem zum Herzog von Otranto erhobenen Grafen Fouché, aufs Haupt setzen sollte!"

Von Nevers wurde der Vertreter des Konvents nach Lyon geschickt.

Die Stadt war eben, am 9. Oktober 1793, von dem Revolutionsgeneral Dubois-Crancé genommen worden. Collot d'Herbois legte das berüchtigte Dekret vor: „Lyon hat gegen die Republik gekämpft, Lyon ist nicht mehr."

Am 30. Oktober wurden die Bürger Collot d'Herbois und Fouché beauftragt, sich als Vertreter des Konvents nach „Ville-Affranchie" [1]) zu begeben. Dieser Collot d'Herbois, ein ehemaliger Schauspieler, trank und aß und amüsierte sich in gemeiner Weise. Immer betrunken, bald Alkoholiker, liebte er als wohlerfahrener Theaterfreund ein feines Mahl nach einer großen Scene und den durch starke Weine erzeugten Rausch, der sich mit dem des beifallrufenden der Parterres vermischte. Fouché bildete einen starken Gegensatz zu ihm. Während sein Kollege Collot die Straßen ablief, wo er die unordentlich gekleideten Mädchen ansprach, ging Fouché mit Seelenruhe und Sanftmut von der Guillotine zu einer kleinen Wiege.

Nach der Ankunft in Lyon war es das erste, was Fouché that, daß er, von einer mit Haken und Lanzen bewaffneten Menge gefolgt, die Stadt durcheilte und, wie in Nevers und Moulins, Kreuze und Statuen zerschmetterte und die Sakristeien plünderte. Die Burschen riefen: „Nieder mit den Aristos! Es lebe die Republik! Es lebe die Guillotine!" Sie trugen geweihte Gefäße, Becher und Speisekelche, die sie aus den Sakristeien geraubt hatten. Sie trieben einen mit einem goldgestickten Chorrock bekleideten und auf dem Kopfe eine Mitra tragenden Esel vor sich her. Am Schweife des Esels waren ein Kruzifix, die Bibel und das Evangelium befestigt. Auf einem Platze wurde Halt gemacht und ein Feuer angezündet. Das Kruzifix und das Evangelium wurden darin verbrannt, während man den Esel aus dem Kelch trinken ließ und sich bemühte, ihn zum Verzehren von Hostien zu bewegen; aber das Tier fand sie nicht nach seinem Geschmack. Um den offiziellen Charakter des Vorgangs feierlich kund zu thun, weihten ihn die drei Vertreter des Konvents, Collot, Laporte und Fouché, durch ihre Anwesenheit.

Das waren die ersten Thaten, aber Fouché meldete dem Konvent sofort, daß man sich mit diesen platonischen Genugthuungen nicht zufrieden geben werde.

---

[1]) Diesen Namen hatte der Konvent der Stadt Lyon gegeben, nachdem die Erhebung derselben gegen die Regierung der Revolution unterdrückt worden war.

„Wir schwören es," rief er in einer schönen Wallung der Beredsamkeit aus, „das Volk soll gerächt werden. Unser rücksichtsloser Mut wird seiner berechtigten Ungeduld entsprechen. Der Boden, der von dem Blut der Patrioten gerötet worden ist, soll umgegraben werden. Alles, was das Laster und das Verbrechen errichtet hatten, soll vernichtet werden, und auf den Trümmern dieser hochmütigen und aufrührerischen Stadt, die verderbt genug war, nach einem Herrscher zu verlangen, wird der Reisende mit Befriedigung einige einfache zum Gedächtnis der Freunde der Freiheit errichtete Denkmäler und verstreute Hütten erblicken, die zu beziehen sich die Freunde der Gleichheit beeilen werden, um darin beglückt von den Wohlthaten der Natur zu leben."

Das Erscheinen dieses glücklichen Tages zu beschleunigen, beginnt Fouché, so ganz im Einklang mit den sanftesten Geboten der Rousseauschen Philosophie, mit Unterstützung seines würdigen Genossen das Niederreißen. Der Klang der Hacken erscholl von den Steinen; aber der Prokonsul bemerkte bald, daß es mit den Hacken nicht schnell genug ging. „Das Niederreißen geht zu langsam," schrieb er an den Konvent, „die Ungeduld der Republikaner erfordert raschere Mittel. Nur die explodierende Mine und die verzehrende Thätigkeit des Feuers können die volle Macht des Volkes ausdrücken. Sein Wille kann nicht wie der der Tyrannen aufgehalten werden. Er muß die Wirkung des Donners haben." Kraft dieser offenkundig richtigen Grundsätze wurden die Häuser, die das Feuer nicht verzehrt hatte, in die Luft gesprengt.

Hierauf dekretiert Fouché, wie in Nevers und Moulins, die Konfiskation alles Reichtums. Es ist die Ausrottung der Plutokratie, sagte er. Und um zu verhindern, daß sie sich nach dieser heilsamen Operation nicht wieder bilde, führt er ein schönes System progressiver Steuern und Abgaben ein, die dem vorbeugen sollen. „Es darf nicht sein," bemerkt er — und hier zeigt er Scharfblick —, „daß an die Stelle der vernichteten früheren Aristokratie sich eine andre, die des Reichtums, setzt, statt des Adels die Bourgeoisie." Alle kranken Bürger sollen auf Kosten ihrer Mitbürger Wohnung, Nahrung und Unterhalt bekommen, ebenso wie die Greise, die Waisen und die Armen. Allen gesunden Bürgern soll Arbeit und die ihnen notwendigen Werkzeuge und Instrumente gegeben werden.

Die ledernen Schuhe werden als aristokratisch verboten. Alle Welt soll Holzschuhe tragen. Fouché untersagt auch das Tragen von blauem Tuch.

Die Krönung des Werkes waren die Mitrailladen.

Was verrucht erscheint, ist nicht so sehr, daß diese Männer gemordet und geraubt haben, als die gleißnerischen Formen. Collot und Fouché setzten also einen ständigen Gerichtshof ein, der aus sorgfältig ausgesuchten Mitgliedern bestand und dessen Vorsitzender eine ihrer Kreaturen, ein gewisser Parein, war. Die Mitglieder dieses Gerichtshofes hatten die Aufgabe, ihre Mitbürger auf gesetzlichem Wege in den Tod zu schicken. Der Beschluß, der sie in ihr Amt einsetzte, schrieb ihnen deutlich ihr Verhalten vor. „Im Namen der Menschlichkeit — die, welche vor ihnen erschienen, standen außerhalb des Gesetzes." Der

Beschluß enthielt unter anderm die Bemerkung, daß es sich darum handle, die Gefängnisse zu „säubern“. Es war eine energische Säuberung.

Das Guillotinieren begann. Aber alle diese Köpfe, die einer nach dem andern abgeschlagen werden mußten, kosteten viel Zeit. Die Freiheit und die Menschlichkeit verlangten ein rascheres Verfahren. Das Schauspiel nahm einen größeren Umfang an und wurde in Wahrheit der Revolution würdig.

Es ist der 14. Frimaire. Auf der Brotteauxebene werden vierundsechzig junge Leute zwischen zwei parallelen Gräben, in denen sie sofort eingescharrt werden können, gefesselt und zu zwei und zwei aufgestellt. Ihnen gegenüber stehen die Kanonen der Revolutionsarmee. Die jungen Leute haben den Tod vor Augen und singen Méhuls herrlichen, erhabenen „Chant du Départ“. Sie singen ihn, wie Vergniaud in dem Augenblick, wo die Guillotine ihn ihm in der Kehle abschnitt. Auf das Zeichen von der Tribüne her, wo ernst und feierlich unsre drei Konventsvertreter präsidieren, wird Feuer gegeben. Wie die Windsbraut das Getreide niedermäht, so wirft der Kartätschenhagel den Menschenhaufen zu Boden. Tödlich verwundet und röchelnd sangen einige noch mit erlöschender Stimme den „Chant du Départ“. Die Soldaten gaben ihnen mit Kolbenschlägen und Bajonettstichen den Rest.

Es war, wie Collot sagte, nur eine „Probe“; aber er fand als Theaterkenner, daß sie vorzüglich gegangen war, und beschloß, im Verein mit Fouché, wirkliche Vorstellungen zu geben. Und so rollten auf der Brotteauxebene Scharen von 200—300 Opfern in wirrem Durcheinander in die blutigen Gräben.

Die Vertreter schicken an den Konvent ihre triumphierenden Berichte: sie preisen die „heilige“, die „mutige Proskription“. „Ein heilsamer Schrecken,“ bemerkt Fouché, „ist hier an der Tagesordnung.“ „Das Guillotinieren und Füsilieren geht nicht schlecht,“ schreibt am 24. Frimaire der Lyoner Sansculotte Pilot an seinen Freund Gravier. „Sechzig, achtzig, zweihundert auf einmal werden täglich füsiliert. Man sorgt so viel wie möglich dafür, jeden Tag neue Verhaftungen vorzunehmen, um die Gefängnisse nicht leer zu lassen.“

In Anbetracht der hervorragenden Art und Weise, in der Fouché sich seiner Aufträge erledigt hatte, wurde er am 8. Prairial des Jahres II zum Präsidenten der Jakobiner gewählt. Er war in der That der beste und größte unter ihnen. Die Jakobiner ließen ihm nur Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn auf den Ehrenplatz stellten.

Fouché witterte das nahende Ende der revolutionären Aera und richtete sofort seine Augen auf den aufgehenden Stern des ersten Konsuls. Am 18. Brumaire war er bereits Polizeiminister. Er begünstigte den Triumph des zukünftigen Kaisers mit seiner ganzen Macht; er ließ die Stadtthore schließen, die Abfahrt der Kuriere verhindern, eine Proklamation anschlagen und die republikanischen Gemeindebehörden suspendieren.

Bonaparte behielt Fouché als Polizeiminister, und man weiß, welche Dienste der gewandte Mann Napoleon I. leistete. Dieser überhäufte ihn mit

Gold und Würden, er machte ihn zum Senator und zum Herzog von Otranto. Er gab ihm ungeheure Summen. Fouché erwarb die Domäne und das Schloß von Ferrières, das heute Eigentum des Barons Rothschild ist. Der ehemalige Jakobiner wählte für sein Wappen: „Blaues Feld mit goldner Säule, um die sich eine gleichfalls goldne Schlange ringelt, nebst fünf Hermelinflecken, zu zwei, zwei und eins angeordnet; auf dem roten Schildhaupt silberne Sterne. Herzogshut und -mantel."

Nach der Katastrophe von Waterloo handelte Fouché wiederum mit der größten Gewandtheit. Die Abgeordnetenkammer ernannte am 23. Juni 1815 eine provisorische Regierung, an deren Spitze sie den Herzog von Otranto stellte. In diesem Augenblick befand sich der ehemalige kleine Professor an der höchsten Stelle Frankreichs. Doch er hatte noch immer seine verschmitzte demütige und ruhige Miene. Er war auf dem Gipfel seiner Wünsche. Wenn er hätte wählen können, hätte er ohne Zweifel den Orléans den Vorzug gegeben. Den Bourbonen gegenüber waren seine revolutionären Erklärungen und seine Mitrailladen immerhin dazu angethan, ihn ein wenig verlegen zu machen. Aber sowie er merkte, daß der Wind zu den Bourbonen wehte, lenkte er schnell seine Barke dorthin. Und Ludwig XVIII. übertrug ihm wieder das Polizeiministerium. Polizeiminister des Bruders Ludwigs XVI. — das war die glorreiche Krönung der Laufbahn, die der intelligenteste der Jakobiner zurückgelegt hatte.

Der Jakobinismus scheint in unsern Tagen wieder aufleben zu sollen; wir sehen, welche Früchte er bringen muß.



Verdirbt die Schule den Stil?

Von

Geh. Oberschulrat Professor Dr. H. **Schiller**, Leipzig.

Diese Frage wird manchen Leser befremden; denn er wird in der Regel geneigt sein, sie zu verneinen, ja als überflüssig zu betrachten. Die Schule läßt doch Aufsätze und andre Arbeiten machen, die den Stil der Schüler bilden sollen; wie kann sie also den Stil verderben? Vielleicht ist es aber doch nicht überflüssig, der Sache einmal in aller Kürze etwas weiter nachzugehen; denn möglicherweise ergiebt sich, daß sie für die höhere Schule, die bei weitem die Mehrzahl der schreibenden Individuen vorbildet, doch nicht so unberechtigt ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

Daß die Schule überhaupt darauf Anspruch erhebt, den deutschen Stil zu

bilden, ist neueren Datums, und erst seit etwas mehr als einem halben Jahrhundert hat man begonnen, über die Art und Weise, wie dies geschehen könne, ernsthaft nachzudenken und in der Litteratur diese Frage zu behandeln. Zu einem abschließenden, feststehenden, unumstrittenen Ergebnisse ist man noch nicht gelangt; wird ja sogar noch mannigfach die Ansicht festgehalten, daß man die Lösung der Frage am besten den Schülern selbst überlasse.

Aber die Schulgesetzgebung muß sich auf einen andern Standpunkt stellen: sie fordert, daß der Aufsatz als reiffste Frucht aus dem Unterrichte erwachse. Zweifellos stünde es besser mit dem deutschen Stil unsrer Schüler, wenn diese verständige Ansicht auch die allgemeine Durchführung erringen könnte, selbst auf die Gefahr hin, daß sie diese erzwingen müßte. Allein dafür ist die Aussicht einstweilen noch nicht groß.

Zwei Extreme werden bei der Aufsatz- und Stilbildungsfrage besonders schädlich. Die einen — es sind in der Regel die nach Wissen und Geist am höchsten stehenden Lehrer — finden die Aufgaben, die „aus dem Unterrichte erwachsen“ sollen, die also in der Hauptsache nur wiedergeben, was im Unterrichte behandelt wurde, also reproduzieren, zu niedrig; sie wollen ihre Schüler zu selbständigen Schöpfungen (Produktion) bringen. Wenn das mit Maß und Ziel geschieht, das heißt, wenn die Schüler dazu erzogen werden, in der Schule oder aus einer unter einem neuen Gesichtspunkte ihnen empfohlenen häuslichen Lektüre oder sonstwie aufgenommenen Stoff selbständig anzuordnen, innerlich zu verarbeiten, und im sprachlichen Ausdrucke immer selbständiger zu gestalten, so ist dagegen nichts einzuwenden. Ganz anders aber, wenn, wie es leider meist der Fall ist, ganz abstrakte Themen teils ästhetischer Art (zum Beispiel über das philosophische Element in Schillers ganzer Poesie oder über die Fortschritte in der Weltanschauung Schillers), teils in Form von Sprichwörtern und Aussprüchen großer Männer gestellt werden, für die den Schülern nicht nur die Uebung im geeigneten, zum Ziele führenden Denken, sondern vor allem jede Erfahrung fehlt. Was können sie in solchen Fällen anders machen als, da die Gedanken fehlen, Worte an deren Stelle setzen? Da entsteht dann jene hohle, heuchlerische, ja verlogene Phrasenmacherei und ein Prunken und Spielen mit nicht vorhandenen Empfindungen und Gefühlen, die nicht nur den Stil, sondern obenein auch noch den Charakter verderben, und das alles nur, um die von dem Lehrer geforderte Seitenzahl zu füllen. Die Examinatoren der Staatsprüfungen wissen davon ein gar wunderbares, aber nicht erfreuliches Lied zu singen.

Ebenso schädlich wirkt das andre Extrem. Es sind die Bequemen und Ungeschickten, auch Unfähigen, die nicht im stande sind, etwas Rechtes aus dem Unterrichte herauswachsen zu lassen, und die dann zu den beliebten Aufsatzsammlungen greifen, die natürlich auch in den Händen der Schüler sind, was jedoch gleich dem Besitze der Uebersetzungen und sonstigen Hilfsmittel ignoriert wird. Da findet man, was man braucht, Disposition und Einkleidung; die Thätigkeit des Schülers besteht in diesem Falle in einer kleinen, meist nicht besseren Ab-

änderung seiner öfters schlechten Vorlage. Gelernt wird dabei für den Stil mindestens nichts. In gleicher Richtung wirken die aus der alten Rhetorenschule überlieferten Hilfen, vor allem die Chrie, diese hohlste und geistloseste aller Schablonen; ein Pedant des neunzehnten Jahrhunderts wollte sie, „das Hauptstück der alten Schultechnik", sogar allen Ernstes zu dem der modernen machen, und er zählt heute leider noch viele Anhänger. Auch für diese platten Machwerke liefern die Aufsatzsammlungen das entsprechend triviale Material, und die bekannten Einleitungen der Schüleraufsätze, in denen das jedesmal zur Behandlung gegebene Werk eines Dichters „das geistvollste", „vollendetste", „tiefste", „erhabenste„ „Meisterwerk" des betreffenden „Dichterheros" genannt wird, und der betreffende Dichter jedesmal „zu den größten Dichtergenies" gehört, sind die Früchte dieser Schablonenarbeit. Von irgend einem inneren Zusammenhang der Gedanken ist meist keine Rede.

Auf die äußeren Erfordernisse des Stils, Wortvorrat, Satzbildung, Abwechslung wirkt vor allem der fremdsprachige Unterricht sehr nachteilig. Er müßte es ja nicht, im Gegenteil, er könnte gerade förderlich eintreten, wenn er nicht seine besten Mittel unbenutzt ließe. In unserm altsprachlichen Unterrichte steht es damit am schlimmsten, ohne daß damit gesagt werden soll, daß es im neusprachlichen gut bestellt sei. Hauptsächlich, um zu kontrollieren, ob der Schüler selbständig gearbeitet hat, aber auch, um ihm „die formale Bildung" zu sichern, läßt man ihn lange Zeit jeden Satz der fremden Sprache konstruieren und verlangt dessen wörtliche, natürlich ganz undeutsche Uebersetzung. Die Wirkung dieser Einrichtung wird bedeutend überschätzt; aber wenn nun einmal die Seligkeit davon abhängen soll, obgleich auch hier gedruckte wortgetreue Uebersetzungen dem Schüler die selbständige Arbeit ersparen, so müßte doch wenigstens gefordert und erreicht werden, daß der Schüler schließlich nur wirkliches Deutsch in seiner Uebertragung anwendete. Aber wie viel fehlt dazu! Sogar die schriftlichen Uebersetzungen aus den Fremdsprachen fördern meist einen Mischmasch von Fremdem und Heimischem zu Tage, vor dem man erschrickt. Erst wenn wir einmal dahin gelangen, daß unsre Schüler, wie Engländer und Franzosen, die fremden Gedanken aus ihrem Gewande herauslösen und sie in ein deutsches kleiden, können diese Uebersetzungsübungen großen Wert für die Stilbildung erlangen. Zurzeit gewöhnt sich hier der Schüler die wortarme Darstellung in seinen Aufsätzen an und jene entsetzlichen Perioden, über denen dem Leser der Atem ausgeht, und für die Cäsar, Cicero und Livius die Muster sind.

Aber nicht genug, man giebt ihm auch noch Uebersetzungsbücher in das Lateinische in die Hand, deren Deutsch schon eher eine Satire auf unsre Schulverhältnisse ist. Man nehme das früher so verbreitete Seyffertsche Uebungsbuch für Sekunda zur Hand, und Perioden, in denen sechs bis acht Nebensätze unentwirrbar ineinander geschachtelt sind, finden sich fast auf jeder Seite; dasselbe gilt von den Süpfleschen Büchern, die einige und zwanzig Auflagen erlebten: „man wollte dadurch dem Schüler die Bildung der lateinischen Perioden er-

leichtern.“ Und die allerneueste Aera führt diese Bücher des lateinischen Drills wegen wieder in die Schule ein, aus der sie seit fünfundzwanzig Jahren mehr und mehr verschwunden waren. Und das nennt sich Schulreform!

In unsern Primaneraufsätzen fällt dem Kenner außer den bandwurmartigen Perioden namentlich der Mangel an Abwechslung und die Armut an synonymen Begriffen auf. Beides erklärt sich daraus, daß nicht systematisch darauf ausgegangen wird, aus jedem deutschen Lesestücke eine Reihe von neuen Ausdrucksweisen zum Eigentum der Schüler zu machen. Dies kann schon im dritten Schuljahre, also mit Kindern von acht bis neun Jahren mit bestem Erfolge geschehen, und es ist geradezu verblüffend, welchen Schatz von Synonymen diese Kleinen, wenn sie erst darauf achten gelernt haben, in einem Jahre erwerben. In unsern höheren Schulen geschieht in dieser Richtung meist so gut wie nichts.

Und immer hört man wieder den Schülern empfehlen, recht viel zu lesen. Als ob sie dies nicht ohnedies schon thäten. Die Schule muß sich endlich von diesen überlieferten Irrtümern losmachen. Es ist falsch, daß junge Menschen — es gilt dies aber auch von sehr vielen alten — in ihrem Stile förderlich beeinflußt werden durch das Lesen vieler, selbst guter Schriften. Dies kann nur geschehen, wenn sie eine Schrift recht oft wieder lesen, wie durch Experimente festgestellt ist. Die Erziehung zum langsamen, verweilenden, nachdenkenden und beobachtenden Lesen ist eine der wichtigsten Pflichten der Schule und ein wertvolles Bildungsmittel des Stils; leider erfolgt aber auch sie nur sehr vereinzelt.

Also die Schule verdirbt in der That den Stil teils durch das, was sie in unrichtiger Weise thut, teils durch das, was sie unterläßt. Es wäre noch viel schlimmer, wenn nicht in vielen Fällen die Eltern das leisteten, was die Schule nicht zu leisten vermag. Das Elternhaus giebt auch hier, und hier ganz besonders, weil es sich um die Muttersprache handelt, seinen Kindern die beste Mitgabe für das, was sie später vermögen, und das ist wenigstens ein, wenn auch ein schwacher Trost.



Auf dem Wege zum Pol.

Von

Marquis v. Nadaillac.

I.

Die letzten Jahre des eben abgelaufenen Jahrhunderts haben in der Geschichte der Menschheit einen Ruhmesplatz erhalten. Die Fortschritte, die sich über alle Gebiete der Wissenschaft erstrecken, und zu denen alle Völker beitragen, sind ungeheuer. Wenn dieser fruchtbare Wetteifer doch an Stelle der immer wieder entstehenden Zwietracht treten könnte, an Stelle des unversöhnlichen Hasses, der Zerstörung und Ruinen! Ohne Zweifel wäre das das nützlichste Werk der Wissenschaft und ihr höchster Triumph.

Die geographischen Wissenschaften haben schon reichlichen Tribut dazu beigetragen. Asien, Afrika wurden in ihrer ganzen Ausdehnung durchzogen; die unwirtlichen Wüsten Australiens, das eisige Sibirien, wie die glühende Tropenhitze halten die Forscher nicht mehr zurück. Ja, Europäer lassen sich sogar als Herren in diesen weiten Ländern nieder, wo bald die Bildung die Barbarei verdrängen wird.

Wenn aber viel geleistet wurde, so bleibt andrerseits auch viel noch zu leisten übrig. Noch ist der Mensch 238 Seemeilen vom Nordpol,[1]) 772 Seemeilen vom Südpol entfernt, und heute, zu Anfang des 20. Jahrhunderts, sind noch mehr als sieben Millionen Flächenmeilen terra incognita. — Durch diese Lücke in unsrer Erkenntnis wurden Unzählige bewogen, sich der Wissenschaft ganz zu weihen, zahlreiche Schiffe sind verschollen, zahlreiche edle Menschenleben wurden geopfert. Wenn wir auch mit unsrer berechtigten Bewunderung, die jene verdienen, gewiß nicht kargen wollen, so empfinden wir dabei doch ein Gefühl des Bedauerns über den Verlust so thatkräftiger und kühner Männer, vor allem, da sie bei Versuchen untergingen, welche selbst im Falle des Gelingens keinen genügenden Gegenwert hätten bieten können. Werden doch die Polgegenden stets unbewohnbar bleiben, und sind doch selbst die wissenschaftlichen Ergebnisse nicht mit Sicherheit in Aussicht zu stellen. Und doch rückt der Mensch dem so heiß ersehnten Ziele langsam näher. Kane war bis zur Rensselaer Bucht, 78° 37′ gekommen, Hudson vom Jahre 1607 an bis 80° 23′, Phipps bis 80° 48′, Scoresby bis 81° 12′, Hayes bis 81° 35′, Payer am 12. April 1873 bis 82°, Parry, der große Pionier der arktischen Zone, bis 82° 45′, Nares auf dem „Alert" bis 82° 48′, Aldrich bis 83° 7′, Markham bis 83° 20′.

Die Ehre, den höchsten Breitegrad erreicht zu haben, gebührte dem Leutnant

---

[1]) Nach Nansens Berechnung vom 83. Grad wäre er 483 Seemeilen entfernt. Farthest North. Band I, Seite 381.

Lockwood von der Expedition Greely. Nach einer Schlittenfahrt, deren Anstrengungen und Gefahren man nur schwer übertreiben könnte, gelangte er zur Insel Murray, 83° 19′, dann 83° 23′ 8″ nördlicher Breite zu einer andern Insel, der man dann seinen Namen gab und das mit Recht.[1]) Dort erst, im Angesicht unübersteiglicher Hindernisse, mußte er umkehren, nachdem er am 12. Mai 1882 auf diesem entferntesten Punkte, zu dem je ein Mensch bis dahin vorgedrungen war, das Sternenbanner aufgepflanzt hatte. In unsern Tagen freilich geht alles mit Riesenschritten vorwärts. So wurde denn auch — um das Modewort zu gebrauchen — dieser „Rekord“ schon gebrochen. Wie wir sehen werden, erreichte Nansen nach einem in der Geschichte der Polarfahrten berühmt gewordenen Marsche einen vom Endziele nur noch 418 Kilometer entfernten Punkt, 86° 10′,[2]) und Kapitän Cagni von der „Stella Polare“, die vom Herzog der Abruzzen, einem Prinzen des savoyischen Hauses, geführt wurde, drang am 26. April 1900 bis 86° 33′ vor, also noch 35 Kilometer weiter als Nansen.

Eine wichtige Thatsache ist heute festgestellt: In längstvergangenen geologischen Zeitaltern breitete sich das Leben frei bis zum Pol aus. Gemäß Herrn v. Lapparent dauerte die völlige Gleichartigkeit der Flora von den Polen bis zum Aequator unzählige Jahrhunderte hindurch. Diese Gleichartigkeit hielt während der ganzen Primär- und eines großen Teiles der Sekundärzeit an; sie erklärt sich nach Angaben des genannten großen Gelehrten durch die damals noch fehlende völlige Zusammenziehung der Sonnenmasse. Die Strahlen waren zahlreicher und näher und gaben infolge dessen eine verhältnismäßig weniger intensive, dafür aber gleichmäßigere Wärme an alle Punkte des Sphäroids der Erde ab.

Die fortschreitende Erkaltung der nördlichen Halbkugel läßt sich Tag für Tag besser nachweisen. Weite Steinkohlenlager erstrecken sich von der Insel Disko über die westliche Küste Grönlands bis zur Patricksinsel. Wandert man am Mackenzie aufwärts, so stößt man auf ein Kohlenflötz. Die Baumstämme, welche die oberen Schichten bilden, sind in wagrechter Lage angehäuft und ohne Zweifel durch Stürme umgeworfen worden. Einbettungen von Formerthon zwischen Braunkohlenlagern enthalten Bernsteinstückchen mit zarten Blätterabdrücken von Eiben, Ahorn, Johannisbeersträuchern, Linden und Haselnußsträuchern. Die Braunkohle scheint dagegen aus Nadelhölzern entstanden zu sein, die somit im Laufe von Jahrhunderten dem Laubholz vorangegangen sind und es dann ersetzt haben. Greely sah in Grinnells-Land kohlenhaltige Flötze, die bis drei Meter stark waren,[3]) Nares ähnliche Lager am Kap Murchison,[4]) Payer auf Spitzbergen und derVäreninsel. Jackson brachte von Franz Joseph-Land Felsstückchen mit versteinerten Pflanzenabdrücken mit, die Nathorst der oberen Juraschicht zu-

---

[1]) Das Thermometer hatte zwischen — 35° und — 49° geschwankt.
[2]) Am 8. April 1896. Farthest North. Band II, Seite 27.
[3]) Dans les glaces arctiques. Französische Uebersetzung. Seite 235.
[4]) Un voyage à la mer polaire. Französische Uebersetzung.

schreibt.[1]) Zur Zeit der Bildung dieser Flötze bedeckte ein üppiger Waldwuchs die Polarländer.

Nordenskjöld entdeckte im Jahre 1870 nicht weit von der Diskobay eine vollständige auf Kreideboden gewachsene Flora, bestehend aus Sagopalmen, Farren, Sequoia, Pappeln, Feigen- und Tulpenbäumen und baumartigen Hülsengewächsen. Ihre vorzüglich erhaltenen Abdrücke gestatten, sie ohne Schwierigkeit zu klassifizieren.[2]) Auf der Banksinsel ragen die Baumstämme und Zweige aus dem sie umschließenden Thon heraus. Sie sind auf derselben Stelle, wo sie gelebt hatten, abgestorben und vom Eise begraben worden, und eine große Zahl von Eicheln und Tannenzapfen, die man dort findet, beweist, daß daselbst vor einer nicht abschätzbaren Zeit ein heute verschwundener Wald gestanden haben muß.

Die Mitteltertiärperiode Grönlands zeigt zahlreiche, der castanea pumila verwandte Kastanienarten; Herr v. Toll hat kürzlich dazu auf den sibirischen Inseln eine Ablagerung versteinerter Pflanzen vom Ende der Tertiärperiode gefunden. Noch um jene Zeit war eine üppige Pappel- und Nadelholzvegetation auf diesem jetzt verödeten Lande.

Von der Kreideperiode ab beginnt die Temperatur notwendigerweise zu sinken. In der Tertiärzeit beträgt der mittlere Durchschnitt noch 12°, und die von Nathorst aus Spitzbergen zurückgebrachte Sammlung beweist, welche reiche Vegetation daselbst noch um diese Zeit herrschte. Diese Flora der tertiären Ablagerungen zeigt kaum eine Verschiedenheit gegenüber der Vegetation, wie sie in den fast senkrechten Lagen des oberen Plateaus des Nordenskjöld-Berges zu erkennen ist. Man muß hieraus den Schluß ziehen, daß auch die klimatischen Bedingungen fast gleich geblieben sind. Sogar später noch wuchsen Bäume am Kap Baird, auf dem 82. Grad nördlicher Breite, und die arktische Flora umfaßt 762 blütentragende Pflanzen und 965 Kryptogamen. Auch die in einem wirren Durcheinander von Kieselsteinen, Felsblöcken und Eis begrabene Fauna legt Zeugnis von einer bemerkenswerten Lebenskraft jener Periode und von einer an den verschiedenen Arten reichen Tierwelt ab. Sir E. Belcher fand auf der Insel Exmouth die Reste eines Ichthyosaurus, während Mr. Jackson vor zwei Jahren vom Franz Joseph-Archipel eine Sammlung Ammoniten und Belemniten nach England brachte. Entfernen wir uns vom äußersten Norden, so kommen wir zu demselben Schluß einer fortschreitenden Erkaltung. Grönland erscheint uns heute in herber Schönheit; seine breiten Thäler, seine tiefen Schluchten, seine nackten Felsen und die düstere Einsamkeit ergreifen den Seemann in eigenartiger Weise. Trotzdem dieses Land auf keinem höheren Breitegrad liegt als Shetland oder der Norden Schwedens, herrscht ewiger Winter dort, das Gras kann nicht mehr wachsen, und Moos bildet die einzige Vegetation. Im 12. Jahr-

---

[1]) Quart. journ. of the geol. soc. of London. Band LIII, Seite 477.

[2]) O. Heer: Flora fossilis arctica. Nouv. Dict. de Géogr. Band V, Régions arctiques.

hundert unsrer Zeitrechnung war Grönland bewohnt, das Land bebaut, und die heute so unwirtlichen Küsten waren der Sitz blühender Ansiedlungen. Mit der Ausbreitung des Eises ist diese Kultur verschwunden, und als im Jahre 1721 der berühmte dänische Missionar Hans Egede Grönland besuchte, fand er nicht einmal mehr Spuren der Niederlassungen seiner Mitbürger. Nur einige Grabsteine auf der Insel Jan Mayen erinnerten an sie.

Island liegt in einer gemäßigteren Zone; trotzdem trifft man auch hier auf keine Bäume mehr, während einst dichte Wälder die Insel bedeckten und heute noch die Baumtrümmer den Wanderer wie eine Vision der Vergangenheit anmuten.

Die zunehmende Erkaltung erstreckt sich auch auf unsre Gegenden. Arago war der Ansicht, die Rebe sei noch in geschichtlicher Zeit in England angepflanzt worden[1]), und in Belgien fand man versteinerte Rebhölzer. Heute werden die Trauben in keinem dieser Länder mehr reif. In Frankreich ist der Weinbau seit Beginn unsrer Geschichte immer mehr zurückgegangen. Im 17. Jahrhundert wuchsen Zitronen- und Orangenbäume im Freien in der Languedoc und die Dattelpalme in der Provence.[2]) Alles beweist uns, daß sich die Zone des ewigen Eises immer weiter nach Süden ausdehnt. Die Menschheit weicht vor dieser Gefahr, die all ihre Anstrengungen nicht beschwören können, zurück. Wenn die Sonne einmal ihren Lauf beendigt hat, wird Vegetation und Leben auf unserm Globus stillstehen und die Erde dann als unnützes Gestirn sich im Aether weiterdrehen, ohne ein Zeugnis ihrer ruhmreichen Geschichte und vergangenen Thätigkeit zu hinterlassen.

Die wechselnden Bilder, wie sie lange Monate, ja selbst Jahre hindurch vor dem Auge des Seemannes vorüberziehen, verdienen beschrieben zu werden. Solange die Sonne über dem Horizont steht, entbehren sie keineswegs der Großartigkeit — die nach Zusammensetzung und Größe so verschiedenen Eisberge zeigen die bizarrsten Formen, die Luftspiegelungen und die wunderbaren Tinten von Meer und Eis machen auf den Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck. Wenn aber die Polarnacht, eine Nacht von vier Monaten, beginnt, kann nichts einen Begriff von der Trostlosigkeit und der Eintönigkeit des Lebens geben, das den Gefangenen in dem furchtbarsten aller Kerker erwartet, nichts vermag das Entsetzen zu schildern, das ihn packt, wenn er nicht einmal mehr die drohenden Gefahren sehen kann. Alles verzerrt sich ins Ungeheure, die Felsenklippen steigen vor ihm auf und erheben ihre schwarzen Häupter; hie und da schimmern die Bergspitzen in der klaren Luft und zeichnen in den Himmel ihre kahlen Gipfel ab, auf denen sich der Schnee von Jahrhunderten angehäuft hat.[3]) Eingefrorene Flüsse von 40—50 Meilen Länge auf 9—10 Breite ziehen dem Meere zu und bilden an ihrer Mündung funkelnde Eisberge. Die Luft ist fast immer klar

---

[1]) Annales du Bureau des Longitudes. 1834.

[2]) Fuster, Des changements dans le climat de la France.

[3]) Hayes, La mer libre du pôle.

und von wunderbarer Durchsichtigkeit. Zuweilen erfüllt sie der Mond mit bleichem, zerstreutem Lichte, und die wandernden Sterne gleiten durch den Raum, den sie einen Augenblick mit ihrer zarten Flamme erhellen. Kane ist begeistert:[1] „Das arktische Himmelsgewölbe," sagt er, „hat unbeschreibliche Schönheiten; es scheint unsern Häuptern näher zu sein; die Sterne zeigen einen in unsern Gegenden unbekannten Strahlenreichtum und die Planeten ein Flimmern, das alle Berechnungen der Astronomen zu Schanden macht."

Wie aber außer diesen erhebenden Augenblicken die Niedergeschlagenheit, welche eine stets mit Nebel und Schnee erfüllte Luft hervorruft, bekämpfen? Wie das Gefühl der Angst ausdrücken, die das Herz umfängt, wenn die Sonne, der Freund der Unglücklichen, untergeht? Greely zählt vom 14. Oktober bis zum 28. Februar 127 lichtlose Tage. „Am 24. Oktober," schreibt Payer, „war die Helligkeit der Sonne so schwach, daß außer der Stunde zwischen zwei und drei Uhr nachmittags alle unsre Lampen angezündet bleiben mußten." Vier Tage später fügt er hinzu: „Die Sonne nimmt Abschied von uns. Welch gewaltigen Eindruck macht die Polarnacht auf unsre Seele!"

Die starke, während dieser langen Nacht herrschende Kälte ist für den Europäer aber ein noch gefährlicherer Feind. Die durch sie verursachten Leiden sind schrecklich, und dennoch wissen die Seeleute sie standhaft zu ertragen und bleiben im allgemeinen gesund; wenigstens melden die Berichte über Polarexpeditionen nur selten von Seuchen oder schweren Krankheitsfällen.

Die Temperaturmessungen werden sorgfältig notiert, doch friert das Quecksilber schon bei — 38°; so erzählt zum Beispiel auch Mac Clintock, daß es während eines seiner Streifzüge andauernd gefroren geblieben sei. Natürlich ergeben sich hieraus unvermeidliche Fehler, ebenso mögen einige nicht ganz genaue Ablesungen vorgekommen sein, wie denn auch die Temperatur bei den verschiedenen Expeditionen Abweichungen gezeigt haben kann. Unter diesem Vorbehalt führe ich einige Zahlen an: Mac Clure sagt, die von ihm 1851 beobachtete niedrigste Temperatur habe — 44° betragen, während 1852 das Thermometer bis — 54° fiel; Hayes spricht von — 45°, Nordenskjöld von — 47,07°, Payer von — 50°,[2] Nares am 4. März 1876 von — 59°, Whisky, den man aufs Eis stellte, war im Augenblick gefroren. Die englische Expedition, welche sich am Fort Raë beim großen Sklavensee niedergelassen hatte, hatte eine Kälte von — 60° auszustehen. Die Mannschaften der im Eise des Karasees westlich der Meerenge von Waygatz eingefrorenen „Dymphna" und „Varna" sahen das Thermometer bis — 65° fallen. Während seiner so unglücklich ausgegangenen Expedition notiert Greely in der Discovery-Bay — 66°, und Inglefield beschreibt einen furchtbaren Sturm, bei dem die auf Deck des Schiffes aufschlagenden Wogen sofort gefroren.

Wer könnte da seine lebhafte Bewunderung Männern versagen, die, wie

---

[1] Arctic Explorations. Band II, Seite 423.

[2] Die Temperatur war, wie Payer erzählt, so kalt, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln die Vorräte im Schiff einfroren.

Franklin mit den Schiffen „Erebus„ und „Terror", Belcher mit fünf Schiffen der königlichen Marine, Mac Clure mit dem „Investigator", Greely, Payer und so viele andre, deren Namen die Geschichte für immer vermerkt hat, zwei und selbst drei aufeinanderfolgende Winter in diesen schauerlichen Gegenden gelebt haben! Wer könnte sie versagen, wenn er Männer von unsrer Rasse ohne Murren in solcher Kälte ausharren sieht, während der Eskimo, der doch von Jugend auf daran gewöhnt ist, kaum über den 78. Grad hinauswandert, — während Renntier und Walroß sogar nicht einmal diesen Breitegrad erreichen, während Schwertfisch und Narval diese Eismeere nicht mehr besuchen und die Vögel bei den ersten Anzeichen des herannahenden Winters auswandern. Die Erdfauna beschränkt sich auf Eisbären, Schneefüchse und Moschusochsen, die aber immer seltner werden. Abgesehen davon, umgiebt den Forscher nur die Einsamkeit und das Schweigen des Todes!

Ist aber das Leben auf der Oberfläche erstorben, so regt es sich dafür in den Tiefen des Ozeans. Im Meer bei Spitzbergen hat die Sonde ein Krustentier aus einer Tiefe von 2620 Metern heraufgebracht; Sir F. Roß fing in der Baffinbay aus Tiefen zwischen 200 und 1960 Metern Ringelwürmer und Stachelhäuter (Echinodermen); Nares sah mehrfach seine Schwabber[1]) mit Asteroiden und Meerigeln bedeckt. Im Oktober 1895 fischte Nansen im Karameer Seesterne, Asteroiden, Medusen, Würmer, Schwämme und Krustentiere. Es ist dabei sogar bemerkenswert, in wie zahlreichen Arten die Meeresfauna dieser Breitegrade vertreten ist.

Zu dieser entsetzlichen Kälte kommen dann noch die Entbehrungen, die Trostlosigkeit und überdies die Langeweile, die fürchterliche Langeweile. Um sie zu überwinden, zeigen die Seeleute einen Mut, eine Ausdauer und Thatkraft, die wahrhaft heroisch zu nennen sind. Das stolze Gefühl eines Kampfes gegen die Elemente berauscht sie; die Hoffnung, ein großes Werk zu vollenden, und mehr noch vielleicht ihr Vertrauen zu Gott und seiner Hilfe hält sie aufrecht. So schreibt Hayes am Heiligen Abend, dem 24. Dezember, in sein Tagebuch: „Welcher Reiz, welche Zauberkraft liegt allein in diesen zwei Worten! Welch glückliche Erinnerungen steigen bei ihrem Klange in dem kranken Herzen, in dem ermüdeten Geiste auf! Ein Lichtstrahl fällt auf unser armes Schiff, das die Nacht gefangen hält; er läßt uns den milden Glanz der versprochenen Morgenröte ahnen. Ihr Kommen erwarten wir mit jenem gläubigen Gemüte, das einst die Hirten aus Judäa beim Anblick des am Himmel erschienenen Sterns beseelte." — „Vertrauen wir," schreibt Mac Clure, „zu Ihm, von dem geschrieben steht: Oeffne Ihm dein Herz und lege Ihm Zeugnis ab von deinem Thun, Er wird dich führen." Ebenso drückt sich Greely aus: „Meine Seele strömt über vor heißem Dank bei Beginn des neuen Jahres, und ich preise die Vorsehung, die mich behütet."

Der Leser würde mir nicht gestatten, hier Couch, einen Leutnant Franklins,

---

[1]) Schwabber sind die Schiffsbesen aus ausgefaselten Seilen.

zu vergessen, der als einer der letzten in Staravation Love starb; sein Skelett hielt noch das bei den Gebeten für Sterbende geöffnete Gebetbuch in der Hand. Ebenso seien die rührenden letzten Seiten aus dem Tagebuch des unglücklichen Kommandanten der Jeannette angeführt: „Ich lasse Lee suchen, der sich in den Schnee gelegt hatte, um den Tod zu erwarten. Abends vereinigen wir uns alle, um das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis zu beten.“ Zwei Tage später, am 127. dieses fürchterlichen Aufenthaltes, schreibt er wieder: „Alexy (ein Eskimo) ist am Sterben. Der Arzt tauft ihn und liest ihm die Sterbegebete vor.“ Es waren die letzten von Long noch mit zittriger Hand niedergeschriebenen Worte. Einige Stunden später war er tot.[1])

Die Sonntagsheiligung wird streng durchgeführt. Da ein Kaplan fehlt, hält der Schiffskommandant den Gottesdienst ab; und die Leute wiederholen im Chor die Hymnen. Heiße Gebete steigen zum Himmel, um bei Ihm, der alles kann, um glücklichen Erfolg der Fahrt und mehr noch, um eine glückliche Rückkehr zu flehen. Nach Beendigung des Gottesdienstes ist der Mannschaft zu ihrer Zerstreuung nur die Lektüre und der Spaziergang erlaubt. Arbeiten und Spiele sind dagegen untersagt. So entschuldigt sich Greely in seinem Tagebuch sogar, Sonntags die Jagd gestattet zu haben, wenn der Mangel an frischem Fleisch zu fühlbar geworden war.

Der endlosen Nacht folgt der endlose Tag. Fortwährend steht die Sonne über dem Horizont. Die dauernde Rückstrahlung ermüdet die nicht mehr an Licht gewöhnten Augen, und man klagt über ihren Glanz. So ist der Mensch — selbst das Glück ermüdet ihn!

Mit der Sonne kehrt auch das Leben in die erstorbene Natur zurück. Scharen von Vögeln — hauptsächlich Enten — kommen an; ihre Zahl ist ungeheuer; so weit man sehen kann, ziehen sie in dichten Wolken vorüber. Nansen erkannte unter ihnen die Roßsche Seemöwe mit ihrer glänzenden rosa Brust.[2])

Der Felsenptarmigan[3]) überwintert oft auf Grinells Land. Mit Aprilanfang kommen die Harfange und gleichzeitig eine Adlerart und die isländische Seemöwe (der Goëland).

Die Zeit der Liebe beginnt. Die Vögel bauen ihre Nester in Felsenritzen, auf Eisbergen und selbst auf Eisschollen. Die tollkühnen Seeleute klettern bis auf die Bergspitzen, um sie dort zu überraschen, da ihr Fleisch und ihre Eier wertvolle Nahrungsmittel bilden.

---

[1]) Die Jeannette war ein amerikanisches Schiff und auf Kosten von Gordon Benett ausgerüstet worden. Es war vom Eise zerdrückt worden, und die Besatzung mußte auf drei Booten, die sie bei dem Unglück gerettet hatte, weiterfahren. Nur ein ganz kleiner Teil dieser Seeleute sah ihr Vaterland wieder; sie hatten bei den Jakuten Zuflucht gefunden. — Die Jeannette war im Angesichte der sibirischen Inseln zu Grunde gegangen; ihre Trümmer wurden später an der Südostküste Grönlands gefunden — für die arktische Schiffahrt eine der wichtigsten Thatsachen.

[2]) Farthest North. Band I, Seite 306.

[3]) Lagopus rupestris.

Die Kälte ist im übrigen auch jetzt noch heftig. Während der Monate März und April schwankt das Thermometer fortwährend zwischen — 20° bis — 40°. Man muß Juli abwarten, um es über den Gefrierpunkt steigen und eine Höhe von + 10° bis + 12° erreichen zu sehen. „Während des Monates Mai," schreibt Greely, „sah ich das Thermometer nur einmal über Null steigen und das nur eine Stunde lang." Dennoch zeigt sich die erste Blume am 4. Juni, und drei Tage später erscheinen die Weidenkätzchen.

Die Vegetation schießt schnell auf, als wollte sich die Natur für ihren langen Schlaf entschädigen. Moos breitet sich über die feuchten Felsen aus, über das vom Meer angeschwemmte Holz, in den Thälern, die der gefürchtete Nordwind nicht bestreicht, kurz, überall, wohin die Sonnenstrahlen dringen. Die Berghänge bedecken Gräser; Individuen derselben Pflanzengattung scharen sich zusammen, denn nur vereint vermögen diese zarten Lebewesen den Kampf um ihr Dasein zu führen. Die Flora zeigt ihren vergänglichen Reichtum: blaue, weiße, rosa Blumen mischen ihre Farbentöne mit rotem Mohn, Hahnenfuß und gelben Anemonen.[1]) Mr. Markham, der Vorsitzende der Königlichen geographischen Gesellschaft zu London, sah in der arktischen Zone Steinbrech, Enzian und Vergißmeinnicht. Nares erwähnt eine Enzianart von 0,20 bis 0,25 Meter Höhe und Mac Clintock Blumen, die ihn an die Bergflora seiner Heimat erinnerten. Die Sonne leuchtete um diese Zeit, die Temperatur stieg bis zu — 3° im Schatten und bis + 32°, wenn die Strahlen das Thermometer direkt trafen. In reicher Fülle sprießt der bei Skorbut so heilsame Sauerampfer, während die niedrigen, verkrüppelten Weidenbüsche alle übrigen Pflanzen noch mit ihrem mageren Blattwerk in den Schatten stellen.

II.

Die Leiden der in den Eismeeren der Pole gefangenen Seeleute sind fürchterlich; noch schrecklicher freilich ist die Ungewißheit über ihr Schicksal. Wenn sie dann aber abends nach vollbrachter Arbeit an Bord zurückkehren, finden sie Licht und Wärme, Lebensmittel in Ueberfluß und selbst frisches Fleisch, falls die Jagd erfolgreich war.

Wie anders ist dagegen das Los derer, die im Schlitten auf weitere Entdeckungsfahrten ausgehen. Wie oft erheben sich dann plötzliche Stürme, der Wind bläst aus Norden oder Nordwesten, treibt ihnen den Schnee ins Gesicht, blendet die Männer und verzögert ihr Vordringen. Die Schneekörner dringen in die Haut ein, die Decken überziehen sich mit einer gefrorenen Eiskruste und können nachtsüber kaum benutzt werden. Filz, von dem man sich gute Dienste versprach, klebt zusammen und läßt sich nicht auseinandernehmen. Die von vorhergehenden Märschen noch nassen Strümpfe und Gamaschen haften so fest an den Stiefeln, daß man sie entweder herunterschneiden oder die Nacht hindurch anbehalten muß. Der feuchte Atem bildet um den Bart herum Eisfransen.[2])

---

[1]) Ranunculis nivalis, Papaver nudicaula.

[2]) Nares, a. a. O. Seite 127, 132, 133. — Greely, a. a. O. Seite 203, 268 u. a.

Selten nur werden zu diesen Fahrten Zelte mitgenommen, da sie zu schwer wiegen würden. Bei 45°, ja bei 50° Kälte graben die Leute Höhlen in den Schnee[1]) oder strecken sich in pelzgefütterten Schlafsäcken, die sofort so hart wie Eisenblech werden, auf dem Eise aus.

Die magere Kost wurde über einem Spiritusbrenner zubereitet, worauf dann jeder in seinen Sack schlüpfte, um die ermüdeten Glieder auszustrecken. Unter solchen Bedingungen brachte die Nacht dann freilich auch kaum Schlaf, der doch zur Erholung nach den ungeheuren Anstrengungen des Tages so nötig gewesen wäre. Dabei ging es am folgenden Morgen weiter; es hieß marschieren, immer marschieren; verwundet, krank und matt mußten sie den Weg fortsetzen. Trotz sparsamster Verteilung nahmen die Lebensmittel ab, verdarben unter den fortwährenden Stößen auf dem harten und holprigen Eise, oder fielen in Schneelöcher; so war man gezwungen, die schon ohnehin kaum ausreichenden Rationen noch zu verkleinern.

Das durch die Frühlingssonne für einige Stunden verursachte Tauwetter war dabei schlimmer als die Winterkälte. Halbgefrorene Sümpfe, Bäche, die lawinenartig von den kleinsten Hügeln niederstürzten, mußten durchwatet werden. Die Schneedecke verlor ihre Festigkeit und gab unter dem Eindruck der Stiefel und der Schlitten nach, so daß die Forscher bis zu den Knieen einsanken, sich nur mit Mühe herausarbeiten konnten und sehnsüchtig ihr festes Wintereis sich zurückwünschten. Man lese den Bericht einer Expedition, auf der die Seeleute bei — 45° in zehn Tagen einen Marsch von 135 Meilen zurücklegten; freilich ist dies eine sehr hohe Ziffer, die nur im Falle äußerster Eile erreicht werden konnte. Oft genug gelingt es der kleinen Truppe nur, eine oder zwei Meilen im Tage zurückzulegen.

Der Zug Markhams, des zweiten Offiziers des Kapitäns Nares, gehört zu den dramatischten. Von vierundzwanzig Mann, die unter seinem Befehle standen, erlagen acht, und darunter ein Offizier, der Kälte und mußten unter großen Schwierigkeiten zurückgeschafft werden. Bei ihrer Ankunft an Bord war man gezwungen, drei von ihnen zu amputieren. Alle wären sogar umgekommen, wenn sich nicht Leutnant Parr für sie aufgeopfert hätte. In einem Eilmarsch von 22 Stunden erreichte er ohne auszuruhen den „Alert“ und kam mit Lebensmitteln und den nötigen Medikamenten zu seinen Kameraden wieder zurück. Unter fast ähnlichen Bedingungen unternahm auch Sir G. Mac Clintock Expeditionen von 80, 100 und selbst 105 Tagen Dauer. Voll Erstaunen sehen wir, wie viel die gebrechliche, zarte Maschine des menschlichen Körpers aushalten kann, und blicken voll Bewunderung zu den Männern auf, die selbst vor so furchtbaren Prüfungen nicht zurückweichen. Vielleicht darf man aber doch behaupten, daß die Begeisterung, die sich bei der Abfahrt so stürmisch zu zeigen pflegt, bei der Rückkehr etwas gedämpft ist. Haben doch, nach den Angaben von Nares, die Leute bei der

---

[1]) Hayes berichtet, im Innern dieser Höhlen habe eine Temperatur von — 16° geherrscht, während die Temperatur draußen — 36° betrug.

Mitnahme eines Bootes 200 Pfund pro Mann zu ziehen. Diese bedeutende Last erschwert besonders das Schlittenfahren. Bei letzterem finden wir die wunderbaren Eskimohunde als wertvolle Hilfe. Ihr Instinkt ist überraschend; sie wittern die Gefahren, die von bröckligem oder morschem Eise drohen, und wissen sie zu umgehen. Ebenso nützlich zeigen sie sich aber auch im Kampfe gegen Eisbären und Wölfe, die sie mit unglaublicher Kühnheit und Kraft angreifen. Ihr Nutzen ist so allgemein anerkannt, daß kein Schiffer, der den Weg zum Pol antreten will, es versäumt, den Eskimos mehrere Hundegespanne abzukaufen. Unglücklicherweise ertragen aber diese Hunde Anstrengungen, sowie ungenügende Nahrung schlechter als der Mensch und sterben dann leicht. Ein andrer Uebelstand besteht bei ihnen darin, daß sie bei besonders unangenehmen Hindernissen, wenn die Eisdecke zu holprig oder morsch ist, sich hartnäckig weigern, weiterzugehen; weder Schläge noch Liebkosungen bringen sie mehr vorwärts, so daß man endlich gezwungen ist, sie auszuspannen und die Männer ihre Stelle einnehmen zu lassen. Diese müssen die Schlitten alsdann mit ihrer Arme Kraft auf die Eisberge, auf schroffe Felsen und Klippen, die bei jedem Schritte dem Vorwärtsdringen im Wege stehen, hinaufwinden.[1])

Aber eine noch schrecklichere Gefahr bedroht fortwährend die kühnen Pioniere der Polarmeere. Dante vermochte in seiner Hölle keine grausameren Martern zu ersinnen, als es die sind, deren Beschreibung wir jetzt folgen wollen. Das Schiff wird zwischen hohen Eismauern eingeschlossen — Eismauern, die Tag für Tag, Stunde für Stunde es zu zermalmen drohen. Erfolglos erschöpft man alle Kräfte, sie zu zerstören, die stärksten Dynamitladungen erschüttern sie kaum. Wohl vermehren sich die Anzeichen der offenen See, aber immer noch erscheint sie nicht, sie, die letzte Hoffnung der Gefangenen. So vergehen Monate, Jahre in dieser mißlichen Lage; die Lebensmittel nehmen ab — man darf nicht länger zögern, einen energischen Entschluß zu fassen: man muß das Schiff verlassen, das Heim langer Tage, wo die Träume dem Seemann gelächelt und seinen gesunkenen Mut wieder belebt hatten, seine Zufluchtstätte, wo die Ruhe ihm gegönnt war, solange nicht die Eisberge allzu drohend vorrückten und dumpfes Krachen die Endkatastrophe ansagte. So bereitet die Mannschaft jetzt die Boote und Schlitten vor, die unerläßlichen Gegenstände werden zusammengelegt und die notwendigsten Lebensmittel für den Marsch eingepackt, dessen Dauer niemand voraussehen kann. Endlich wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben; jeder wirft noch einen langen, traurigen Blick auf das verlassene Schiff zurück und begiebt sich dann auf den ihm anvertrauten Posten. Der lange, schwierige Rückzug beginnt. Es würde zu weit führen, hier alle derartigen Rückzüge und ihren

---

[1]) Diese Hundekoppeln erkennen Anführer an, die kraft ihrer Stärke herrschen. Da diesen aber oft genug ungeduldige Nebenbuhler erstehen, müssen sie ihre Vorrechte in immer und immer wiederholten Kämpfen verteidigen und den Besiegten einen heilsamen Schrecken einjagen. Die Untergebenen schlafen im Kreise um ihren Führer herum und die Lieblingssultanin zu seinen Füßen. Auch sie genießt die gleichen Vorrechte wie ihr Herr und Meister, und keiner der andern Hunde darf ihr nahen, ohne sich grausamen Bissen auszusetzen.

Verlauf zu erzählen. Wir wollen denn auch nur die Geschichte der „Polaris“ erwähnen, da ihre Absonderlichkeit ein kürzeres Verweilen verdient.

Die „Polaris“ war von der Regierung der Vereinigten Staaten zu einer wissenschaftlichen Forschungsreise bestimmt worden und verließ unter dem Kommando des Kapitäns Hall, eines geschickten und biederen Seemannes, den letzten amerikanischen Hafen New London am 3. Juli 1871.[1]) Die Ausrüstung ließ nichts zu wünschen übrig, dagegen war die Besatzung schlecht ausgesucht und unterwarf sich nur widerwillig der vom Kapitän verlangten strengen Manneszucht. Die Gelehrten beanspruchten dazu, die Expedition ausschließlich in Rücksicht auf ihre Beobachtungen zu leiten, und um das Unglück voll zu machen, starb Hall plötzlich, und zwar, wie seine Biographen erzählen, durch Vergiftung mit einer Tasse Kaffee. Die „Polaris“ lag zu dieser Zeit rings von Eis umgeben in Höhe des Kap Rensselaer, und man mußte den Frühling abwarten, um einen Entschluß zu fassen: entweder vorzudringen oder die arktischen Meere zu verlassen. Am 16. Oktober birst während eines entsetzlichen Sturmes das Eis, und das Schiff kommt in Bewegung. Der Druck ist fürchterlich, und das Krachen läßt auch die Mutigsten erzittern. Gleichzeitig beginnt die Polarnacht; niemand vermag mehr die Größe der Gefahr zu überschauen. Der Maschinenmeister stürzt auf die Steuerbrücke: „Das Schiff ist leck, die Pumpen wirken nicht mehr!“ Buddington, der nach Halls Tod das Kommando übernommen hatte, verliert gleichfalls den Kopf und schreit, man soll alles aufs Eis werfen. Der Befehl wird sofort ausgeführt; Decken, Lebensmittel, Werkzeuge aller Art fliegen aufs Geratewohl hinaus. Der energische zweite Offizier der „Polaris“, Tyson, war mit einigen Matrosen auf das Eis hinausgeklettert, um etwas Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Sie erkannten bald den Irrtum des Maschinenmeisters und wollten nur den Tagesanbruch erwarten, um wieder an Bord zu gehen. Am Morgen aber war die „Polaris“ verschwunden; der Wind war nach Südost umgesprungen und hatte das Schiff weitergetrieben. Vergebens blickten die geängstigten Leute nach allen Richtungen aus — der Horizont war leer. Die Scholle, auf der sich Tyson nun befand, maß ungefähr 6 Kilometer im Umfang bei 3—12 Meter Dicke und trieb ihrerseits mit Wind und Strömung weiter. Die Unglücklichen sollten auf ihrer langen Irrfahrt durch die Eismeere von Smith Sound bis zur Hudsonstraße das Schiff nicht mehr wiedersehen.

Hall hatte zwei Eskimos als Führer und Dolmetscher mitgenommen; auch ihre Frauen und Kinder befanden sich auf dem Schiff, da der gute Hall es nicht übers Herz brachte, das zu trennen, was Gott der Herr vereinigt hatte. Diese Eskimos befanden sich jetzt gleichfalls auf der Eisscholle, wurden aber von den Amerikanern scheel angesehen, da sie in ihren Augen nur unnütze Esser waren. Und doch hatten diesen verachteten, ja häufig mißhandelten Leuten die übrigen ihre Rettung zu verdanken. Dank ihrer wunderbaren Geschicklichkeit vermochten

[1]) Arctic experiences and Captain Tyson's Ventures. New York 1874. — Fonvielle: Le Glaçon du Polaris. Paris 1877. — Le tour du monde. Band XXX, Nr. 766, 767, 768.

Hans Hendrik und Joë die Gefährten ihrer Gefangenschaft mit dem Ergebnis ihrer Fischerei und Jagd zu ernähren. Robben bildeten gewöhnlich die Hauptnahrung. Ihr Fleisch ist schwarz und zähe, und doch wurde es mit Heißhunger verschlungen. Der Thran diente zum Kochen wie zur Beleuchtung während der langen Nächte. Aus leeren Konservenbüchsen stellte man Lampen, Tiegel, Teller und Becher her.

Aber Tyson und seine Leute sollten noch nicht am Ende ihrer Leiden sein. Am 11. März 1872 gerät ihre Eisinsel in einen neuen Sturm. Die Scholle wird umhergeworfen und widerstandslos zerrieben, bis sie endlich unter donnerndem Krachen birst und zwar 20 Meter neben den „Igloß“, den Eishütten, welche die Eskimos die Amerikaner zu bauen gelehrt hatten. Wäre der Sprung noch näher gewesen, so hätten alle umkommen müssen.

War die Scholle dadurch auch kleiner geworden, so diente sie doch noch als Floß. Vielleicht trieb sie jetzt sogar, der südlichen Strömung folgend, schneller und brachte die Schiffbrüchigen in die Nähe bewohnter Länder. Doch selbst auf diesen Trost mußten sie verzichten, da ihnen jedes Mittel, die Richtung einzuhalten und ihre Lage festzustellen, fehlte. Disciplinlosigkeit, Ungehorsam, brutale Selbstsucht und frecher Diebstahl erschwerten noch die ohnehin schon verzweifelte Situation. Doch Tysons Thatkraft, sein Gottvertrauen und die Treue seiner Eskimos hielten ihn aufrecht und ließen ihn über die fortwährend neu erstehenden Hindernisse triumphieren. Einmal freilich war er nahe daran zu verzweifeln: Walfischfahrer segelten nicht weit von ihnen vorüber, sahen aber weder ihre Zeichen, noch hörten ihr Rufen und Schießen. Einmal antworteten Stimmen und Schüsse aus der Ferne. Das ist die Rettung! ... Leider nicht! Es war nur das Echo, das ihnen spottend antwortete!

Trotzdem waren sie jetzt der Befreiung nahe. Am 29. April kommt ein Dampfschiff, die „Tigresse“, in Sicht. Hans gelingt es in einem Kayak, den er sich mühsam verfertigt hatte, es zu erreichen. Mit seinen paar erlernten englischen Brocken und verzweifelten Zeichen erzählt er die herzzerreißende Geschichte. Boote stoßen ab, erreichen die Eisscholle, und wenige Augenblicke später befinden sich unsre Unglücklichen an Bord. 196 Tage, von denen 93 auf die lange Polarnacht fielen, waren sie auf ihrem eigenartigen Floß gewesen. Bis zu den Küsten von Labrador, wo man sie auffand, waren sie 2780 Kilometer weit getrieben.[1]

(Schluß folgt.)

[1]) Die auf der „Polaris“ zurückgebliebenen dreizehn Seeleute scheinen sich um das Schicksal ihrer Genossen keine großen Sorgen gemacht zu haben. Sie überwinterten auf dem Festlande im Angesichte des von neuem vom Eise eingeschlossenen Schiffes. Die „Polaris“ zerschellte dort während eines Sturmes und ging vor ihren Augen unter. Aus ihren Trümmern baute der Schiffszimmermeister zwei Schaluppen, mittels deren Buddington am 2. Juli das Lager verließ. Ein schottischer Walfischfahrer nahm ihn dann in der Melville-Bay auf.



Ein Brief des Generals Lopez Dominguez.

In letzter Zeit wurde öfters die Frage eines Bündnisses zwischen Spanien und Frankreich erörtert. Die künftige Gestaltung Marokkos gab den Anlaß zu diesen Erörterungen. Man glaubte, daß sich Frankreich mit Spanien über die Zukunft Marokkos verständigt und eine entente cordiale England gegenüber abgeschlossen hätte.

Der nachstehende Auszug aus einem Briefe eines der hervorragendsten Staatsmänner und Generale Spaniens widerspricht den Gerüchten von einer spanisch-französischen Allianz, zeigt aber eine gewisse Verstimmung gegen England, welche in Spanien vorherrschend zu sein scheint.

Die neuen Befestigungen Gibraltars, sowie frühere englische Flottenbewegungen an der spanischen Küste haben Mißstimmung und Beunruhigung im spanischen Volke hervorgerufen. Für England liegt aber die Notwendigkeit vor, den Weg durch das Mittelmeer für seine Flotte offen zu halten und zu sichern. Eine Gewaltpolitik Englands Spanien gegenüber ist wohl kaum zu befürchten.

Es ist deshalb sehr richtig, wenn General Lopez Dominguez die vollste Neutralität Spaniens allen Mächten gegenüber zu wahren sucht.

Die Redaktion.

*

An den Herrn Direktor der „Deutschen Revue“.

Indem ich von den verschiedenen Fragen, über welche Sie meine Ansicht hören möchten, absehen muß, übersende ich Ihnen nachstehende Zeilen, damit Sie erfahren, was ich hinsichtlich der Haltung denke, welche Spanien gegenüber den großen Problemen einnehmen muß, die gegenwärtig Europa bewegen. Es handelt sich in der That um Fragen, welche Gefahren für den Weltfrieden in sich schließen. Noch frische Unglücksfälle fordern von meinem Vaterlande eine ebenso kluge wie wohl überlegte internationale Politik. Wenn ein Volk große Krisen zu bestehen hat, Krisen, welche seine Kräfte und sein Ansehen den übrigen Völkern gegenüber schwächen, so ist das erste und fühlbarste Bedürfnis, dahin zu streben, das Verlorene wieder gut zu machen. Dazu gehört vor allen Dingen eine kluge und zielbewußte Politik im Innern, welche sich energisch mit der Förderung der produktiven Kräfte beschäftigt, das heißt mit der beständigen und sicheren Entwicklung der vaterländischen Industrie und des Handels. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit muß für die Zahlung der Staatsschulden gesorgt werden. Die Bildung des Volkes muß erweitert und gehoben, sowie allen Bürgern des Landes ein patriotisches Vertrauen eingeflößt werden. Man muß den öffentlichen Kredit verbessern und gleichzeitig die Verwaltung in allen ihren Zweigen reformieren. Heer und Marine sind dabei in besonderer Weise zu berücksichtigen, indem man für diese Einrichtungen, sowie für die Landesverteidigung die größten Opfer bringt, welche die Mittel des Volkes zulassen.

Und welches muß während dieser unerläßlichen Arbeit die Haltung Spaniens bei seinen Beziehungen zu andern Mächten sein? Es muß eine ehrliche und gewissenhafte Neutralität beobachten, während es gleichzeitig über seine Interessen,

besonders sorgfältig über diejenigen wacht, welche mit den Problemen, die Europa erregen können, in Verbindung stehen und für die Ehre und Zukunft Spaniens von Bedeutung sind. Allein standen wir da, als eine übermächtige Nation alle Rechte mit Füßen trat, indem sie die geheiligte Unverletzlichkeit unsrer Gebiete angriff! Allein befanden sich die südafrikanischen Republiken und andre kleine Völker den unerträglichen Kränkungen gegenüber seitens jener Macht, welche sich in heuchlerischer Weise auf die Verteidigung ihrer Rechte berief, um nichts andres zu thun, als mit leeren, hochtönenden Redensarten die Ungerechtigkeit, Willkür und Gewaltthätigkeit ihres Vorgehens zu beschönigen. Also verkündigte sie mit offener Unverschämtheit den abscheulichen Spruch: „Gewalt vor Recht.“ Sie dehnte ihn aus auf Kranke, Frauen und Kinder! Und solche neuen, wahnwitzigen Rechte verkündet man am Anfange eines Jahrhunderts, in welchem die Gerechtigkeit und das heilige Recht aller Völker triumphieren sollten, zu einer Zeit, wo das willkürliche Gesetz der Einmischung der Starken in die Angelegenheiten der Schwachen für immer von der Tafel gestrichen sein müßte.

Gewalt vor Recht! Das ist ein schmachvoller Grundsatz, der nicht bestehen darf!

Wie dem auch sei, Spanien muß sich die würdigste und redlichste Neutralität zur Richtschnur nehmen, welche so lange dauert wie unsre innere Reorganisation, damit, wenn wir wieder stark sind und unsern Wert verstehen, wir uns nach solchen Bündnissen umsehen können, die den vaterländischen Interessen im Konzerte der Nationen vollkommen entsprechen. Alsdann kann Spanien wieder mit Stolz seine Flagge in der Welt zeigen, eine Flagge, deren geschichtlicher Ruhm besiegelt ist.

Vielleicht war ich hinsichtlich des Gegenstandes, welcher die Leser ihrer geschätzten Revue interessieren kann, zu weitschweifig. In diesem Falle wollen Sie gütigst entschuldigen, wenn meine Feder sich durch die Begeisterung meines Gemütes hinreißen ließ.

Indem ich Ihrem liebenswürdigen Ersuchen Folge leistete, geschah es mit der ganzen Aufrichtigkeit eines alten Soldaten, der sein Vaterland über alles liebt.

Mit Dankbarkeit und besonderer Hochachtung grüßt Sie

Lopez Dominguez,

Generalkapitän in der spanischen Armee.

Madrid, den 28. August 1901.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kolonialwesen.

Geschichtliche Streiflichter auf germanische Kolonisation.

Kein Volk ist so unstet über die ganze Erde gewandert wie der germanische Völkerstamm.

Germanische Völkerwogen durchfluteten Asien und Europa in vorgeschichtlichen Zeiten, aus denen wenig mehr als sagenhafte Berichte zu uns hereinklingen. Mit einem Wanderzuge führen sich die Germanen in die Weltgeschichte ein. Im Jahre 113 v. Chr. erschienen ungezählte Scharen an der Donau und pochten an die Thore des Römer-

reiches. Es waren nordische Völker, die mit Weib und Kind und aller Habe ausgezogen waren, andre Wohnplätze sich zu suchen. Und neue Wanderzüge branden stets aufs neue gegen den immer morscher werdenden Wall des Cäsarenreiches an, jahrhundertelang; verschlagen Goten und Vandalen über das Mittelmeer bis an die Gestade Afrikas. Welchen Stammes sind die Massen, die in der Sturmflut der Völkerwanderung ganz Europa überschwemmen und hin und her wogend überziehen? Weitaus zum größten Teil Germanen.

Zwei Ursachen sind es, die unsre Ahnen von der heimischen Scholle in die weite Welt hinausführten: einmal die tief eingewurzelte „uralt germanische Wanderlust", dann die Uebervölkerung.

Und man könnte fast zur Ansicht kommen, jener Wandertrieb sei ein gütiges Geschenk der Natur, um sich leichter von der gewiß dem Germanen auch wieder so teuern Heimat losreißen zu können.

Die Stämme sind seßhaft geworden in den neuen Sitzen; erhöhte Bodenbewirtschaftung gestattete auch größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Doch der Wandertrieb ruht nicht. Er treibt die Wikinger hinaus auf die See, über das Meer in ihren Drachen. An den Küsten des Mittelmeeres tauchen normannische Scharen auf und gründen neue Reiche.

Aber ein weiterer Beweggrund, die Heimat zu verlassen, tritt nunmehr hervor neben und über dem unsteten Zug, der diese nordische Weltmeerritterschaft hinausgeführt hat: religiöse Ueberzeugungstreue, gepaart allerdings mit trotzigem Unabhängigkeitssinn. Das Kreuz ward aufgerichtet, die Götter Walhalls erblichen vor ihm. Doch lange wollte das Volk nicht vom Glauben der Väter lassen — lieber vom heimatlichen Boden.

„Seht, hart vor dem Bug uns der Balken schwimmt,
Mein Firſt einſt im Hofe zu Leimath.
Wo er landet, empfängt uns götterbestimmt
Die Scholle der neuen Heimat.

Wo er antreibt, bau' ich des Freihofs Wehr
Aus Norges trotzigen Eichen:
Laß sehen, ob über das weite Meer
König Haralds Arm wird reichen.

Und den Giebel schmück' ich, wie Thor gebeut,
Mit dem Hammer und mit zwei Lanzen:
Laß sehn, ob der Pfaff' das Christenkreuz
Wird über das Haupt uns pflanzen."

„Sie brachten," sagt Scherr, „Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar Odins gestanden, sie brachten auch die Hochsitzsäulen ihres väterlichen Hauses an Bord der Drachen und steuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletscherspalten rotglühende Lavaströme brechen und unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegefilden hoch in die Lüfte steigen lassen."

Und gleich bei diesem ersten, geschichtlich verbürgten Auszug von — nehmen wir immerhin das moderne Wort — Kolonisten germanischen Stammes tritt uns entgegen, was sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte deutscher Kolonisation zieht: Kaum haben sie den Fuß auf den fremden Boden gesetzt, so ist ihr erstes, sich im neuen Land eine neue, zweite Heimat zu gründen, Sitten und Kultur des Vaterlandes in sie zu verpflanzen und fortzubilden.

Die alte Wanderlust lebte in diesen kühnen Seefahrern fort. Die hat bald ihre Nachkommen von Island nach Grönland getrieben und nach Amerika. 500 Jahre früher als der Genueser Kolon auf Guanahani landete, hat Björn Hergulfsson das amerikanische Fest-

land betreten. Unter seinen Schiffsgesellen befand sich ein Südmann, das heißt ein Deutscher. (Südmänner hießen die Nordmänner ihre deutschen Stammesvettern.) Und so war ein Deutscher, Tyrker (auch der Name ist uns überkommen), mit dabei, als die ersten Europäer den Kontinent von Amerika betraten.

Die Kunde von dem fernen Festland im Westen war längst verschollen; über ein Jahrhundert bereits war es aufs neue aus den Fluten aufgetaucht, und Schiff auf Schiff sandten Spanien und Portugal hinüber, und auf goldbeladenen Galeonen und Silberflotten führten die Romanen die Schätze der neuen Welt nach Hause —: da ging am Morgen des 9. November 1620 in der hinter Kap Kod liegenden Bai ein englisches Schiff vor Anker, die „Maiblume“. Sie trug 120 puritanische Auswanderer, die glaubenstreu lieber übers Weltmeer zogen, als sich unter den ihnen verhaßten Papismus zu beugen — wie vor Jahrhunderten die trotzigen Islandfahrer! Die ersten Kolonisten Nordamerikas waren germanischen Stammes. Schwere Kämpfe mit den Urbewohnern hatte die junge Unternehmung zu bestehen.

Und merkwürdiges Zusammentreffen: an der gleichen Stelle, wo sie an Land gingen, hatten einst Björn und Tyrker ihren Fuß auf Amerikas Boden gesetzt.

Das großartigste Beispiel germanischer, ganz eigentlich deutscher Kolonisationsthätigkeit bietet aber die Geschichte der Verdeutschung von Kurland, Livland und Preußen durch den Ritterorden der Schwertbrüder und den Deutschherrenorden.

Friedlich ist auch dies Werk nicht vor sich gegangen. Von 1199 an, in welchem Jahr das erste Ordensheer in Livland eindrang, bis 1283, in dem der Hochmeister Konrad v. Thierberg die letzten Reste der für ihren Glauben, ihre Freiheit und ihr Land kämpfenden Preußen niederwarf und den Grundstein zur Hochveste Marienburg legte, herrschte Kampf, erbitterter Kampf zwischen Deutschtum und Slaventum.

Dem hochherzigen Ureinwohnervolk hier, den eingeborenen Stämmen Nordamerikas dort wird nie die Bewunderung ihres Heldenmutes, das Mitleid mit ihrem unabwendbaren Geschick versagt bleiben. Aber höher steht die Kultur! Und die hat das Deutschtum in die Ostmark gebracht: über den umgestürzten Göttereichen und den Gräbern eines tapfern Volkes erhob sich ein neues Geschlecht mit deutscher Sprache und Sitte, baute sich auf eine deutsche Kolonie.

Dreier Mittel hatte sich bisher das weltenlenkende Geschick bedient, das Germanentum zur Durchführung seiner kulturellen Aufgabe zu bestimmen: des innewohnenden Wandertriebes, der Uebervölkerung, der Glaubensfestigkeit und -Wärme. Nun fügte es ein neues hinzu. Nicht plötzlich warf es dasselbe in das Völkerleben — es giebt in der Kultur wie in der Natur keine Sprünge.

Schon von den ältesten Zeiten an waren die Beziehungen der Völker zu einander, wenn sie auf friedlichem Gebiet sich bewegten, solche des Handels. Eine führende Stellung nahm jahrhundertelang das germanische Element in ihm ein.

Und als nun der neue Abschnitt in der Weltgeschichte sich aufgethan hatte, als das Zeitalter der Entdeckungen angebrochen war, da war auch der Zeitpunkt gekommen, wo das vorbereitete, erstarkte, nach neuen, weiteren Grenzen sich sehnende, vierte Mittel einsetzen konnte: der Handel und mit ihm Erwerb überseeischer Gebiete. Die tolle Jagd nach Gold, die einen Kortez, einen Pizarro die alten Kulturreiche der Azteken und der Inkas zertrümmern ließ, ohne aufzubauen, hat kein germanischer Stamm mitgemacht. Dagegen besaßen zwei derselben den weitschauenden Blick und waren auch in der Lage, jetzt bei der Aufteilung der neuen Länder auf den Plan zu treten. Der konnte nur der Ozean sein. Ihn zu beschreiten bedurfte es einer Flotte. England und die Niederlande, insbesondere die letzteren, nahmen thatkräftig die Besitzergreifung überseeischer Länder auf. Deutschland gestatteten die inneren Wirren des Reiches keine Anteilnahme. Die einst so meergewaltige Hansa und damit die deutsche Seefahrt waren schon von ihrer Höhe herabgesunken.

Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, bis ein deutscher Fürst die außerordentlichen Vorteile, welche ein überseeischer Handel, Kolonien und eine tüchtige Flotte dem Lande bieten, erkannte, zugleich aber stark und entschlossen genug war, sie seinem Volke zu verschaffen.

1640 bestieg Friedrich Wilhelm, nachmals der Große Kurfürst genannt, den brandenburgischen Thron. Er hatte einen großen Teil seiner Jugendzeit in Holland zugebracht und offenen Auges den Aufschwung dieses Landes, als aus seinen überseeischen Unternehmungen herrührend, erkannt. Der Schiffsreeder Raule lenkte seinen Blick auf Guinea und Angola an der Westküste Afrikas, und 1680 bittet er den Kurfürsten, „baldt einen habilen Ingenieur zu schicken, umb dort zu versuchen, ob man allda künftig Jar nicht ein Fort machen undt Kriegsvolk ans Land bringen könne“. 1682 erfolgte die Errichtung der „Afrikanischen Compagnie“, und es wurde eine Expedition unter Major Friedrich v. d. Gröben ausgesandt, auf dem durch Vertrag erworbenen Landstrich am „Kap der drey Spitzen“ eine „Forteresse“ anzulegen (Großfriedrichsburg).

Doch der Große Kurfürst starb; immer erbitterter traten die eifersüchtigen Holländer den deutschen Kolonialbestrebungen entgegen. König Friedrich I. war noch der Politik seines großen Vaters treu geblieben, aber Friedrich Wilhelm I., der 1713 den preußischen Thron bestieg, war kolonialen Gedanken abgeneigt. Durch Vertrag vom 22. November 1717 gingen die brandenburgischen Erwerbungen an der Westküste Afrikas in den Besitz der Holländisch-westindischen Compagnie über.

Nach dem Aufgeben überseeischer Kolonisation seitens Preußens verhinderten die bald ausbrechenden Kriege in Deutschland jeden ernsten Gedanken deutscher Staaten an derartige Unternehmungen.

Aber so weit das deutsche Volk beim praktischen Wettbewerb der Nationen um unbekannte Gebiete in fernen Weltgegenden zurückstand, so sehr stand es in vorderster Reihe bei der *geistigen* Erschließung. Forscher auf Forscher zog hinaus, von Martin Böheim, der im 15. Jahrhundert zuerst mit Diego Cao die Mündung des Kongo entdeckte, von Philipp v. Hutten an, der von 1535 bis 1538 in Südamerika als erster Europäer wissensdurstig ins Innere vordrang, bis zu Alexander v. Humboldt, bis zu Nachtigal, der über ungeheure, bislang gänzlich unbekannte Gebiete im zentralen Afrika die erste und zugleich sicherste Kunde brachte. Und fast gleich groß ist die Zahl derer, die mit dem Leben den kühnen Wissensdrang gebüßt haben: am Amazonenstrom, im fernsten Osten, im ewigen Eis, in den Sandwüsten und Urwäldern Afrikas müssen wir ihre Gräber suchen.

Die Schätze der Forschung, die sie heimgebracht, wurden emsig gesammelt, gesichtet, verwertet in deutschen Gelehrtenstuben und haben doch auch ihr gut Teil beigetragen, den kolonialen Gedanken zu wecken und zu stärken. Freilich haben wir Deutsche nur allzu oft und allzu lange nur *gedacht*, während die Völker um uns *handelten*. In diesem Sinne ist der bittere Spott Heines für seine Zeit berechtigt:

„Franzosen und Russen gehört das Land,
Das Meer beherrschen die Briten;
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
Die Herrschaft unbestritten.“

Unterdessen wuchs die Bevölkerung immer mehr an, und der Beweggrund, der vordem germanische Stämme ihre Sitze verlassen ließ, machte sich aufs neue geltend, unterstützt von dem nie erloschenen Wandertrieb. Es begann die Auswanderung.

Die ersten großen Züge gingen 1817 hinaus; Nordamerika, Brasilien, Mexiko, Kanada, Australien, Rußland (dies bereits seit Katharinas II. Zeit), das waren die Länder, denen sie zustrebte. Fast ausnahmslos war sie gleichbedeutend mit vollständigem Aufgehen in die aufgesuchten Nationen.

Auch der Handel, der am Anfang dieses Jahrhunderts tief daniedergelegen war, hob sich nicht nur zur alten Höhe wieder, er stieg zu noch nie dagewesener Bedeutung.

Da kam das Jahr 1870/71. Es brachte den Deutschen ein neugeeintes Vaterland. Alle Beweggründe, die seit dem Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte in den verschiedenen Zeitabschnitten als Triebfedern zu kolonisierender Thätigkeit gewirkt haben, erstarkten damit zu neuem Leben in dem wiederergrünten Sprossen des germanischen Völkerbaumes.

Mit der wachsenden Auswanderung, dem Erblühen der aus ihr hervorgegangenen deutschen Kolonien in Ländern andrer Nationalität, dem Aufschwung des Handels, der Schiffahrt und der Industrie, der Vergrößerung der Flotte hatte sich erst leise, dann weiter um sich greifend und Boden gewinnend der Wunsch geregt, eigne Kolonien zu besitzen. Die Berichte der Glaubensboten, die Ergebnisse der Forschung traten noch hinzu. Und zu tiefst in des Volkes Seele drinnen gab guten Klang dazu die alte germanische Wanderlust.

Ein Anstoß von außen brachte die Kolonialbewegung in Fluß, und das Reich nahm nunmehr die Leitung in die Hand: die Kolonialfrage ward Kolonialpolitik. „Deutschland gewährt seinen Schutz auf Nachsuchen überall, wo deutsche Niederlassungen auf bisher von einer andern Macht nicht besetztem Gebiet begründet sind oder werden und den deutschen Rechten gültige, die Rechte dritter nicht verletzende Verträge zur Seite stehen." Mit dieser Erklärung bekundete Deutschland im Jahre 1884 seinen Entschluß, die aktive Kolonialpolitik fortan aufzunehmen.

An der Westküste Afrikas hatte bereits seit 1852 ein Kaufhaus aus der Hansastadt Hamburg, C. Woermann, eigne Niederlassungen und Faktoreien. Jetzt wandte es sich an die Reichsregierung mit dem Ansuchen, den Küstenstrich in der Bai von Biafra von Bimbia bis Benito für Deutschland in Besitz zu nehmen. Dem westafrikanischen Handel Deutschlands diesen Schutz zu gewähren, ward als Reichskommissär der Generalkonsul Dr. Gustav Nachtigal mit dem Kanonenboot „Möwe" dorthin beordert. Am 14. Juli 1884 ging am Kamerunflusse die deutsche Kriegsflagge hoch und erklärte Nachtigal, daß er dieses Gebiet kraft seiner Vollmacht unter Schutz und Oberhoheit des Deutschen Kaisers stelle.

Im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste, war vor 200 Jahren das brandenburgische Banner über der ersten preußischen Kolonie hochgegangen — gar bald mußte es sich wieder senken, weil Volk und Fürsten noch nicht reif waren, dem weitschauenden Blick des großen Hohenzollernherrschers zu folgen. Im Golf von Guinea an Afrikas Westküste stieg es zuerst in fernen Landen wieder in die Höhe, aber nicht mehr in den märkischen Farben. Der Fürst, der es aufs neue unter der Sonne der Tropen entfalten ließ, war wohl auch ein Markgraf von Brandenburg, jetzt aber zugleich Kaiser von Deutschland.

Die erste überseeische deutsche Kolonie war geschaffen.



Litterarische Berichte.

Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform. Von Professor E. Dahn. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1900. 164 Seiten.

Gegen den Verbalismus, gegen das Festhalten an den alten Sprachen, gegen die Unterdrückung der individuellen Anlage, gegen die Ueberbürdung der Lehrer wie der Schüler und gegen sehr viel andres noch wendet sich diese temperamentvolle Schrift. Vieles darin ließe sich angreifen, vielem könnte man bedingungslos zustimmen, aber für beides ist hier kein Raum; nur das verlangt die Gerechtigkeit noch zu sagen, daß das Buch auf einem hohen nationalen Standpunkt steht, und daß es eine Reihe neuer Gedanken enthält, die den Rahmen ähnlicher Reformschriften geschickt erweitern. H. Z.

Die Hohenzollern als Volkserzieher. Von D. Dr. Robert Bosse. Berlin 1901. Herausgegeben vom Vaterlandsverein. 30 Pfg.

Auf Veranlassung des „Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke" zu Berlin hielt der frühere preußische Kultminister R. Bosse am 14. Januar d. J. einen Vortrag über vorstehendes Thema. Dem „Vaterlandsverein" Berlin, gegründet, um eine patriotische Agitation zu unterhalten und gegenüber der Verbreitung von sozialdemokratischen Broschüren, Flugblättern und Kalendern eine entsprechende Verbreitung von patriotischen Broschüren ꝛc. ins Werk zu setzen, überließ er seinen Vortrag zur Veröffentlichung. B. nahm, wie bekannt, einen entschieden evangelisch-christlichen Standpunkt ein. Das tritt hier ganz besonders hervor. „Nach Gottes Fügung," heißt es in der Einleitung, „kommt ein wesentlicher, vielleicht der größte menschliche Anteil an dem, was unser Volk geworden ist, seinen führenden Herrschern zu. Die Hohenzollern haben ihr Volk erzogen." Diese „weltgeschichtliche Thatsache" wird in großen Zügen an der Geschichte der preußischen Regentenfamilie nachgewiesen. Es wird gezeigt, wie die Hohenzollern in zielbewußter Weise ihre Aufgabe als Regenten erfaßten und verfolgten. Sie trachteten vor allem ihr Volk mit dem Staatsgedanken zu erfüllen. Dieses Grundmotiv war der Kernpunkt aller Hohenzollernpolitik. Zu dem großen Erfolg trug wesentlich das Pflichtbewußtsein der Regenten bei, die mit gutem Beispiel ihrem Volk vorangingen. Alle ihre Gedanken waren von dem praktischen Christentum getragen, das den Kernpunkt ihrer Kulturarbeit bildete. Dabei ergriffen sie immer die lebensvollen Motive der neuen Zeit mit staatskluger Besonnenheit und verwirklichten sie. Daraus erklärt sich nicht zum geringsten Teil das Geheimnis ihrer volkserziehlichen Erfolge, aber auch das Geheimnis ihres stetigen Vorwärtskommens. Das Geschlecht der Hohenzollern und die planmäßige Erziehung ihres Volkes bewegt sich ununterbrochen in aufsteigender Linie. Nie findet ein weltgeschichtlicher Rückschritt statt. Die Hohenzollernpolitik war stets deutsch, sogar auf Kosten ihrer preußischen Gefühle und Interessen. Ihre größten Machtfaktoren waren das preußische Heer, das preußische Beamtentum und die preußische Schule. Auf die Entwicklung und Ausbildung dieser Faktoren verwendeten die preußischen Regenten alle Sorgfalt. Auch auf religiösem Gebiete beherrschte der Staatsgedanke ihre Politik. Duldsame Schonung ist stets ihr Grundsatz gewesen. Darin liegt zugleich der natürliche Quellpunkt des preußischen Unionsgedankens, der sich als Friedensgesinnung erweist. Schließlich sind auch die Schatten in dem Bild der volkserziehlichen Thätigkeit der Hohenzollern nicht vergessen. Ein Gedanke beherrscht den ganzen Vortrag: der Glaube an die göttliche Führung. Ueberall erkennt B. die allwaltende Hand des lebendigen Gottes, der die Geschicke der Völker lenkt, lenkt durch einzelne Menschen. Es ist eine wahre Freude, zu lesen, wie B. in allem die göttliche Leitung nachweist. Darum sei die treffliche Schrift den Freunden und ebenso den Feinden des preußischen Staates zur Lektüre bestens empfohlen. Niemand wird sie ohne Gewinn lesen. E. M.

Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preußen. Von Conrad Bornhak. Berlin, Georg Reimer, 1901. 102 Seiten. Preis M. 2.40.

Auf Grund authentischer Quellen und ministerieller Akten entwickelt der Verfasser, nachdem er einen geschichtlichen Rückblick gegeben hat, die Rechts- und Pflichtverhältnisse der Professoren, Privatdozenten, Assistenten und Lektoren an den Universitäten sowohl wie an den Technischen Hochschulen des preußischen Staates. Das Buch, das neben den vorhandenen Gesetzen und Statuten besonders auch die Ergebnisse der Verwaltungspraxis benutzt, giebt in lichtvoller Darstellung wertvolle Aufschlüsse und wird vor allem für die Habilitation unentbehrlich sein. Br.

Freundesgaben für Karl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburtstag, 6. Juli 1900. Von P. v. Bojanowski, O. Francke, K. Kehrbach, F. Sandvoß, A. Sauer, E. Schmidt, C. Schüddekopf, B. Seuffert, J. Trefftz, H. Weber, G. Weisstein, R. M. Werner. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, 1900. M. 5.—

Nicht weniger als zwölf befreundete Gelehrte von wissenschaftlichem Namen haben sich vereinigt, um dem hochverdienten Direktor des Weimarschen Staatsarchivs, Dr. Burkhardt, eine litterarische Festgabe zu überreichen. Ihre Arbeiten, in denen vielfach ganz unbekanntes Material veröffentlicht ist, beschäftigen sich zum größten Teil mit der klassischen Periode unsrer Litteratur. Wohl selten ist ein litterarisches Geschenk von so hohem Wert, wie dieses es ist, einem Gelehrten dargebracht worden. E. M.

A. Halot, l'évolution des partis politiques en Belgique. Extrait de la Revue politique et parlamentaire. Paris 1899. 8°. 19 S.

Im Novemberheft des letzten Jahrgangs der Pariser Revue politique et parlamentaire hat Dr. A. Halot in Brüssel eine interessante Studie über die politischen Parteien in Belgien veröffentlicht, in der er namentlich auf die Strömungen innerhalb der großen katholischen Partei eingeht, die im vorigen Sommer infolge des Ueberwiegens

der extremen Richtung Belgien beinahe einer Revolution ausgesetzt hätte. Der Leser erinnert sich der turbulenten Scenen im Parlament und in den Straßen von Brüssel, die nach der Meinung des Autors wohl vermieden worden wären, wenn die katholische Partei noch unter der gemäßigten Führung Beernaerts gestanden hätte, anstatt der extremen Leitung Woestes sich unterzuordnen. Bekanntlich wurde diese auf die Straße übergepflanzte parlamentarische Bewegung veranlaßt durch die Einbringung einer zwischen verschiedenen Prinzipien schwankenden Wahlrechtsreform, und es ist inzwischen durch einen Ministerwechsel und ein neues, einheitlich durchgeführtes Listenskrutinium Wandel geschaffen worden. Inwieweit die augenblickliche Situation auf das Parteileben Belgiens zurückwirken wird, bleibt abzuwarten. Das allgemeine Interesse, das die belgischen Vorgänge darbieten, liegt in der auch in ihnen sich kundgebenden eigentümlichen Ironie der parlamentarischen Entwicklung, daß an Stelle des Wechselspiels von zwei sich gegenseitig in der Herrschaft abwechselnden Parteien immer mehr die Notwendigkeit hervortritt, die Extreme der Parteiherrschaft durch die Bildung mindestens einer dritten einflußreichen Partei zu mildern. Wenn auch Wahlrechtsfragen heute viel von ihrem ursprünglichen Reiz verloren haben, so sind doch die belgischen Bestrebungen einer vernünftigen Durchführung des Proportionalsystems mit der Möglichkeit einer einigermaßen zureichenden Vertretung der Minoritätsparteien auch für uns von großem Interesse. Endlich bieten bei der Aehnlichkeit des katholischen Programms diesseits und jenseits des Rheins die Katholiken Belgiens mit ihrer interessanten Zuneigung zu vorgeschrittenster Demokratie bei striktester Bewahrung der kirchlichen Traditionen ein sehr lehrreiches Studienobjekt. Wir können nur wünschen, daß in ähnlicher Weise, wie im ganz katholischen Belgien nach des Verfassers Meinung, eine national empfindende, nicht zu extreme katholische Partei im Einklang mit den nicht zu progressistischen liberalen Elementen eine feste Majorität für eine gesunde Regierungspolitik dauernd darbieten würde, so auch bei uns derjenige Flügel des Zentrums, der von nationaler Grundlage aus mit den konservativen Parteien und den gemäßigten Liberalen Hand in Hand geht, sich in dauernder Wirksamkeit gegen den demokratischen Flügel behaupten möge.

Dr. G. K. Anton.

Kritisches Skizzenbuch. Von Richard Specht. Wiener Verlag 1900. Buchhandlung L. Rosner. 206 Seiten.

Der bekannte Wiener Dichter und Kritiker veröffentlicht hier eine Anzahl Skizzen, die er in den letzten Jahren verfaßt hat. Es sind insgesamt zwanzig kleinere Aufsätze, die sich mit der Litteratur oder Kunst beschäftigen. Wir heben von diesen anregenden Essays folgende besonders hervor: Roswitha, Arnold Böcklin, Die versunkene Glocke, Medaillons, Figaros Hochzeit.

E. M.

In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen von Dr. Carolo Cardini. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals übersetzt von M. Rumbauer. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Das in Italien mit überaus großem Beifall aufgenommene Buch verdient den ihm gewordenen Vorzug durchaus. Der Verfasser hat in die Form einer Reisebeschreibung seine Erfahrungen und Beobachtungen aus fünf verschiedenen Besuchen Nordamerikas zusammengefaßt, und sein Urteil ist auch dadurch von besonderer Bedeutung, weil er auch die meisten Länder Europas kennt und zum Vergleiche heranziehen kann. Die Beschreibung ist äußerst anschaulich und durch vielfache Einzelheiten belebt. Auch die statistischen und andern Zahlenangaben sind geschickt verwendet und tragen zur Veranschaulichung und Belebung wesentlich bei, ohne trocken zu werden; nur hätten die Maße, wie Acres, Meilen und Gallonen, ins Deutsche übertragen werden sollen, wie das mit den Geldangaben vielfach geschehen ist. Dem Uebersetzer fehlen vielfach sprachliche und technische Kenntnisse, was zu gelegentlichen kleinen Fehlern geführt hat.

K. F.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman von Emile Zola. Mit Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer und dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1901.

Der französische Originaltext von Zolas berühmtem Werk La Débâcle ist längst auch mit Illustrationen ausgestattet worden. Dagegen hat es bis jetzt, soviel Referent bekannt, an einer illustrierten deutschen Ausgabe des Buchs gefehlt. Daher ist diese erste Ausgabe mit Freuden zu begrüßen. Die Illustrationen tragen in der That, so klar auch der Text ist, zum genußreicheren Verständnis in ihrem Teil bei. Sie erhöhen das Interesse und sind ein treffliches Mittel für das Gedächtnis. Es sind Hunderte von Abbildungen, teils im Text, teils besonders eingeschaltet. Sie zeichnen sich durch Schärfe der Auffassung und treffliche realistische Darstellung aus. Es ist ein Prachtwerk deutscher Kunst und deutscher Künstler, das uns hier geboten wird. Der Text selbst ist der alte bewährte, der jetzt in der dreibändigen Ausgabe bereits in 15. Auflage vorliegt

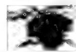
(Deutsche Verlags-Anstalt). Zolas Buch sollte jeder lesen, der die Geschichte von 1870/71 auch in der Beleuchtung eines Franzosen kennen lernen will. Will man sich ein klares Urteil über den Verlauf und Erfolg des Kriegs bilden, so ist das unbedingt nötig. Dazu ist aber im allgemeinen wohl kein französisches Werk geeigneter als das Zolas, welcher mit der Geschichte einen Roman aufs engste verknüpft hat. Dadurch wird die Lektüre angenehmer und unterhaltender. Der Eindruck, den Zolas Buch macht, ist ganz überwältigend. Das ist das allgemeine Urteil, zumal solcher, die den Krieg mitgemacht haben. Referent, der erst jetzt zum erstenmal das Werk gelesen hat, war von Zolas Darstellung aufs tiefste ergriffen. Auch gesteht er gerne, daß die Illustrationen, die in einem gewissen Sinne dem Auge die Wirklichkeit vorzaubern, ihm bei der Lektüre sehr willkommen waren.
E. M.

75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Eines Malermannes letzte Skizze. Von Carl Emil Doepler dem Aelteren. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1900. Zeitgenössische Selbstbiographien. Band III.

Zu den beiden früher erschienenen Bänden der schönen und eigenartigen Sammlung, Hermann v. Lingg, „Meine Lebensreise“, und Ernst Wichert, „Richter und Dichter“, gesellt sich als dritter die Selbstbiographie eines Malers, der durch sein besonders auf dem Gebiet der Kostümkunde bahnbrechendes Schaffen sowohl als durch seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit zu den anziehendsten Erscheinungen unsrer Zeit gehört. Wir können auf den Inhalt des stattlichen, wie alle Werke des Verlages vorzüglich ausgestatteten Bandes hier nicht näher eingehen; nur das sei erwähnt, daß wir überzeugt sind, die Lektüre des Buches, das von vortrefflicher Beobachtungs- und Darstellungsgabe zeugt, so daß es nirgends Ermüdung aufkommen läßt, wird jeden Leser von Anfang bis zu Ende in gleichem Maße fesseln.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Italienisches Skizzenbuch. Von Dr. Fr. Noack. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.

Eine Sammlung von Plaudereien, die der Verfasser während seines achtjährigen italienischen Aufenthalts in der Sonntagsbeilage der Kölnischen Zeitung veröffentlicht hat. Der erste Band beschäftigt sich mit den Verhältnissen der Stadt Rom; er leidet unter der Schwierigkeit, von der ewigen Stadt etwas Neues zu sagen, und ergeht sich, besonders zu Anfang, in Aufzählungen, die für ein Feuilleton zu trocken, für ein statistisches Werk nicht tief und übersichtlich genug sind; aber je weiter man liest, desto freier und frischer wird die Erzählung, und der zweite Band, der sich mit Ausflügen auf das Land, die Inseln und Tunis beschäftigt, bringt einzelne Bilder von geradezu spannendem Interesse, und im ganzen genommen bietet das Buch sehr wertvolle Beiträge zur Kenntnis des italienischen Landes und Volkes. K. F.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft 6. Monatlich ein Heft mit circa 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 26. Bändchen: Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. Mit einer Weltkarte. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Biedenkapp, Dr. Georg, Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann als Politiker. Göttingen, Franz Wunder. M. 1.—

Björnson, Björnstjerne, Absalons Haar. Band 40 der „Kleinen Bibliothek Langen“. München, Alb. Langen. M. 1.—

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Dritter Band. Mit 40 Tafeln, 16 Karten und Plänen und 250 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Busse, Hans H., Der Tod des Sonnensuchers. Nr. VI/VII von „Erde!“ Ein Cyklus moderner Lyrik. München, Karl Schüler. M. 1.—

Dähnhardt, Oskar, Heimatklänge aus deutschen Gauen. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Rob. Engels. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.50.

Darwinistische Vorträge und Abhandlungen, Gemeinverständliche. Herausgegeben von Dr. W. Breitenbach. Heft 1: Die Abstammungslehre. Von Prof. Dr. L. Plate. M. 1.—; Heft 2: Die Biologie im 19. Jahrhundert. Von Dr. Wilh. Breitenbach. 75 Pfg. Odenkirchen, Verlag von Dr. W. Breitenbach.

Erhard, Emile, Onkel Hermann. Novelle. 3. Auflage.

Nr. 4 der Romansammlung „Deva“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 8 bis 10. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Frizenschaf, Johannes, Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller. Leipzig, Walther Fiedler.

Göl, Hermann, Eine Orientreise. Mit 250 Textabbildungen und 8 farbigen Tafeln. Leipzig, E. A. Seemann. M. 7.—

Gugitz, Gustav, Leben! Eine Wiener Geschichte. Minden, J. C. C. Brun's Verlag. M. 1.75.

Harnack, Adolf, Die Aufgabe der theologischen Facultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. 5. verbesserte Auflage. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Hilm, Carl, Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Wilh. Braumüller. M. 2.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. IV. Quartal, Nr. 10 und 11; Juli und August 1901. Vierteljährlich M. 6.— inkl. Einbanddecke. Einzelpreis der Monatsnummer M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler.

Lee, Heinrich, Rosen-Rosel. Ein Roman aus der Reichshauptstadt. Berlin, Carl Dunckers Verlag. M. 2.—

Maupassant, Guy de, Unser Herz. Roman. 4. Auflage. Uebersetzt von M. zur Megede. Nr. 7 der Romansammlung „Deva“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Mombert, Alfred, Der Denker. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.

Natürliche Heilweise, Die. Von Dr. med. C. Sturm. Ratgeber für gesunde und kranke Menschen. Mit vielen Abbildungen und erklärenden Tafeln, sowie zerlegbaren Modellen des männlichen und weiblichen Körpers und einer Ergänzung „Die naturgemäßen Behandlungsmethoden der Krankheiten von Dr. G. Lehnert. Erscheint in 50 Lieferungen à 30 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Paquet, Alfons, Schutzmann Mentrup und Anderes. Köln, J. G. Schmitz'sche Buch- und Kunsthandlung. M. 1.—

Paulsen, Prof. Friedr., Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Revue de Paris, La. 8e Année. Nr. 15. 1er Août 1901. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Römer, Alexander, Treue. Roman. Nr. 8/9 der Romansammlung „Deva“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Doppelband M. 1.—

Rosenthal-Bonin, Hugo, Der Heiratsvermittler und andre humoristische Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant geheftet M. 1.—

Rosenthal-Bonin, Hugo, Die scharfe Ecke und andre humoristische Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant geheftet M. 1.—

Rosenthal Bonin, Hugo, Dittas Zopf und andre humoristische Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant geheftet M. 1.—

Schiller, Dr. Herman, Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch. Dritter Band: Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Erscheint 1. in 80 Lieferungen à 40 Pf.; 2. in 16 Abteilungen à M. 2.—; 3. in 4 broschierten Bänden à M. 8.—; 4. in 4 gebundenen Bänden à M. 10.— Berlin, W. Spemann.

Schlaf, Johannes, Jesus und Mirjam. — Der Tod des Antichrist. Zwei Erzählungen. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag. M. 1.75.

Schlicht, Freiherr v., Der nervöse Leutnant und andere Militärhumoresken. Band 41 der „Kleinen Bibliothek Langen“. München, Alb. Langen. M. 1.—

Schneidewin, Max, Der Sternhimmel und seine Verkleinerer. Eine Streitschrift an Ed. v. Hartmann. Berlin, Georg Reimer. 80 Pf.

Schönfelder, Bruno, Um den Schreckenstein. Eine Dichtung aus der Hussitenzeit. Mit Buchschmuck von Rud. Müller. Varel i. O., Ad. Allmers.

Seidl, Arthur, Wagneriana. Erster Band: Richard Wagner-Credo. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 5.—

Spitta, Dr. Heinrich, Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung. Unmoderne Rezepte. Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 13. bis 15. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Thieme, Friedrich, Der Fall Gembalsky. Kriminalroman. Nr. 5/6 der Romansammlung „Deva“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Doppelband M. 1.—

Tierleben der Erde, Das. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Lieferung 1 bis 3. Vollständig in 40 Lieferungen à M. 1.—. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Berlin, Martin Oldenburg.

Volkmann, F., Null und Unendlich. Berlin, Fritz Rühe.

Wissenschaftliche Lösung, Die, der Socialen Frage. Jedem Bürger ein jährliches Minimal-Einkommen von einer Million Mark. 2. Auflage. Wiesbaden, Buchdruckerei S. Schabel.

Zapp, Arthur, Ein sensationeller Fall. Kriminalroman. Berlin, Carl Duncker's Verlag. M. 3.50.

Zola, Emile, Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen. Band 42 der „Kleinen Bibliothek Langen“. München, Albert Langen. M. 1.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

Von

Generaloberst Freiherrn v. Loë.

II.

Von der Geschichte des zweiten Kaiserreichs sind bis jetzt fünf Bände erschienen. Der fünfte Band schließt mit der Beschreibung des inneren Verfalls, welcher dem Kriege 1870/71 vorausging und der eine Hauptursache des Untergangs war.

Die Geschichte des deutsch-französischen Krieges steht also noch aus.

Herr Pierre de la Gorce hat in einer meisterhaft geschriebenen Vorrede zum ersten Bande die Schwierigkeiten und Hindernisse geschildert, welche sich der befriedigenden Lösung seiner Aufgabe sine ira et studio entgegenstellen.

Der Verfasser bezeichnet als größtes Hindernis den Mangel an zuverlässigen französischen Dokumenten. Die Korrespondenzen und Aufzeichnungen der einflußreichen Männer jener Zeit sind nach Ansicht des Verfassers nur mit Vorsicht zu benutzen, weil selbst die vertrautesten Ratgeber des Herrschers entweder in seine geheimsten Gedanken nicht eingeweiht waren oder weil ihre persönlichen Interessen sie abhielten, die Wahrheit zu sagen. Um so ergiebiger ist das auswärtige Material — die Aufzeichnungen leitender Staatsmänner, hervorragender Generale und Diplomaten derjenigen Länder, welche vom Kaiser Napoleon entweder als Gegner oder als Verbündete in Mitleidenschaft gezogen wurden. Diese außerfranzösischen Quellen sind vom Verfasser fleißig benutzt worden.

Die Hauptschwierigkeit für den Geschichtschreiber jener Zeit ist aber das für Anhänger und Gegner gleich unfaßbare Charakterbild des merkwürdigen Mannes, welcher achtzehn Jahre seiner Regierung den Stempel seiner rätselhaften Persönlichkeit aufgedrückt hat.

Herr de la Gorce unterläßt in seiner Vorrede nicht, diese Schwierigkeit nach ihrer vollen Bedeutung zu würdigen, aber gleichzeitig überwindet er dieselbe

durch die meisterhafte Zeichnung, welche er mit wenigen markigen Strichen von Napoleon III. entwirft.

In dem Bilde ist nichts vergessen, was die Aehnlichkeit auf die höchste erreichbare Stufe erheben kann. Der Geschichtschreiber faßt sein Urteil in dem Schlußsatze zusammen, daß der Kaiser ungewöhnliche Eigenschaften besaß und nach idealen Zielen strebte, daß ihm aber der praktische Sinn fehlte, um seine Ziele zu beschränken, und die weise Voraussicht, um sie zu erreichen.

Mit Recht spricht Herr de la Gorce im ersten Satz seiner Vorrede aus, daß das bisherige Urteil über die Regierung Napoleons III. zwischen Schmeichelei und Haß schwankt. Es ist ihm gelungen, in seinem Geschichtswerke beide Klippen zu vermeiden. Er verdankt den Erfolg seinem außergewöhnlichen Talente für sein Fach, seinem politischen Verständnisse für die Zeit, welche er schildert, vor allem seinem Rechtsgefühl und seinem vornehmen Takte, durch welche er zu einem klareren, gerechteren Urteile über Napoleon III. gelangt, als es den leidenschaftlich erregten französischen Zeitgenossen des Kaisers bis jetzt möglich war.

Gewiß ist die französische Nation berechtigt, Napoleon III., nachdem er durch einen Gewaltstreich die Herrschaft an sich gerissen und von derselben jahrelang einen unumschränkten Gebrauch gemacht, für Frankreichs Unglück verantwortlich zu machen, aber Frankreich darf gerechterweise nicht vergessen, daß es durch seine chauvinistische Richtung einen mächtigen Einfluß auf die Entschlüsse des Kaisers ausgeübt, und daß das Volk für die unheilvollen Folgen kaiserlicher Politik mitverantwortlich ist.

Daher berührt das gerechte Urteil des Herrn de la Gorce die noch lebenden unparteiischen Zeitgenossen des Kaisers wohlthuend — namentlich diejenigen, welche jahrelang den Vorzug seines persönlichen Verkehrs genossen haben. Zu letzteren darf ich mich rechnen und daher wohl überzeugt sein, daß Herr de la Gorce es mir nicht als Anmaßung auslegen wird, wenn ich mir gestatte, seinem Urteile einiges hinzuzufügen.

Unvergessen in aller Erinnerung ist die Gutmütigkeit, das humane Wesen, die persönliche Liebenswürdigkeit, welches hervorragende Eigenschaften des Kaisers waren.

Er half gern, wo er konnte. Er spendete seine Wohlthaten häufig über seine Kräfte, über das Verdienst, ja über die Würdigkeit der Empfänger hinaus. Für erlittene persönliche Kränkungen hatte er kein Gedächtnis, leider auch nicht für die Fehler derjenigen Personen, welche sich seines Vertrauens unwert gezeigt hatten. Seine weitgehende Nachsicht ist ihm vielfach als Charakterschwäche, als Mangel an strengem moralischen Gefühl ausgelegt worden. Letztgenannter Punkt war für seine Gegner eine um so bequemere Handhabe der Angriffe, als sein eignes Leben bezüglich strenger Moralität nicht völlig tadellos war. Die Stärke des Willens und der Arbeitskraft war nicht gleichwertig mit seiner geistigen Begabung. Eine Auffassung des Dienstes, wie sie den Hohenzollern eigen, war ihm fremd.

Die Charakterschwäche und die Unentschlossenheit nahmen beim Kaiser

mit dem Alter und mit den Fortschritten seiner Krankheit zu. Daraus ergaben sich die Schwankungen seiner Staatskunst, welche es seinen vertrautesten, treuesten und bestbefähigten Gehilfen unmöglich machten, die gehorsamen Werkzeuge des kaiserlichen Willens zu sein, weil sein Wille in den Augenblicken entscheidender Krisen am wenigsten erkennbar war.

Von der Verschwörerbeschäftigung, welche seine Jugend ausfüllte, war dem Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht immer eine gewisse Neigung für heimliche Diplomatie hinter dem Rücken seiner verantwortlichen Ratgeber geblieben.

Die nationalen Eigenschaften seines Volkes richtig erkennend, benützte er sein schauspielerisches Talent, um seinen oft genialen Regierungsmaßregeln einen den Parisern gefälligen theatralischen Anstrich zu geben.

Es ist dem Gründer des zweiten Kaiserreiches ein ungewöhnliches Maß von Begabung, um Frankreich zu beherrschen, nicht abzusprechen. Mittels eines Gewaltstreichs zur Herrschaft gelangt, entschädigte er das Land durch zunehmenden Wohlstand und durch die Wiederherstellung äußeren Glanzes für den Verlust politischer Freiheit.

Sowohl auf nationalökonomischem wie auf politischem Gebiete entwickelte er einen Ideenreichtum, dessen unversiegbare Quelle seine träumerische Natur war. Aber seinen Träumen fehlte für ihre praktische Verwirklichung der Rückhalt weiser Voraussicht und starker Willenskraft. Nachdem später der letzte Rest seines Willens durch körperliches Siechtum geschwunden, zerplatzten seine hochfliegenden Pläne wie Seifenblasen. So trat allmählich bei seinen Würdenträgern an Stelle des Vertrauens auf die kaiserliche Herrschaft eine bedenkliche Unsicherheit, und in der Nation griff eine Unruhe und Unzufriedenheit um sich, welche das Fundament der Dynastie untergrub. Der Zusammenbruch war unvermeidlich, sobald Kaiser Napoleon durch das Scheitern aller seiner Pläne zum Kampfe mit einer Macht gezwungen wurde, deren unwiderstehlichem Anpralle das morsche Gebäude veralteter Staatskunst und überlebter Wehrverfassung nicht mehr zu widerstehen vermochte.

Das zweite Kaiserreich begrub unter seinen Trümmern das Herrschergeschlecht und für lange Zeit Frankreichs Machtstellung. Das tragische Ende des Reiches bei Sedan wurde durch die langjährigen Fehler und Schwächen des Herrschers herbeigeführt und war wohlverdient — aber ungerecht und unverdient ist der Vorwurf persönlicher Feigheit, welche die Masse seiner erbitterten Landsleute in dem schmachvollen Worte capitulard zusammenfaßt. Es ist mit unserm Pflichtbegriffe des Kriegsherrn unvereinbar, daß der Souverän, welcher sich beim Heere befindet, auf jede Ausübung der Kommandogewalt verzichtet, aber nachdem der Kaiser im Bewußtsein seiner Schwäche sich dieser traurigen Folge der Niederlagen einmal unterzogen, hat er am Schlachttage nichts gethan, was den Vorwurf der Feigheit rechtfertigt.

Mir haben französische, mir nah befreundete Offiziere aus eigner Anschauung bestätigt, daß der Kaiser sich während der Schlacht inmitten seiner Truppen dem stärksten Feuer ausgesetzt hat. Es ist begreiflich, daß er den Tod

gesucht; aber der Tod hat auf dem Schlachtfelde seine Launen. Nicht immer zeigt er sich denjenigen willfährig, die ihn suchen. Was aber den Befehl des Kaisers anbetrifft, in Sedan die weiße Flagge aufzuziehen, so war derselbe ein Akt der Menschlichkeit auf eigne Verantwortung, der ihn ehrt.

Nachdem der Rückzug auf Mézières durch den Fehler des Oberkommandos versäumt, nachdem der kühne Reiterangriff des Generals Gallifet — des für alle Armeen vorbildlichen Kavallerieführers — an dem wohlgezielten Feuer der kaltblütigen preußischen Infanterie zerschellt war, nachdem der Durchbruch über Bazeilles gescheitert, befand sich die Armee in den Feuerkreis der deutschen Artillerie eingeschlossen. Es blieb ihr in ihrer Verfassung, da alle Bande der Disciplin aufgelöst waren, nichts übrig, als sich wehrlos niederschießen zu lassen. Diesem Schlachten hat Kaiser Napoleon vorgebeugt. König Wilhelm — der beste Richter über Soldatenehre — hat den besiegten Gegner, als letzterer ihm seinen Degen übergab, achtungsvoll behandelt, und dieser Akt wiegt das Schimpfwort capitulard hundertmal auf.

Herr de la Gorce berührt in den Anfangssätzen seiner Vorrede noch einen wichtigen Punkt — die Frage, ob der jetzige Zeitpunkt den Ereignissen nicht zu nahe liege, um die Geschichte des zweiten Kaiserreichs unparteiisch zu schreiben. Er hat sich von solchen Bedenken mit Recht nicht abhalten lassen, sein Werk zu beginnen.

Ein Menschenalter ist verstrichen, seitdem auf dem Schlachtfelde von Sedan sich das Schicksal des Mannes vollzog, welcher Europa so lange den Einfluß seines Willens fühlen ließ.

Dem Vater ist der kaiserliche Prinz — der Thronerbe —, ein hoffnungsvoller Jüngling, in das Grab gefolgt. Er fiel seinem Thatendrang im Kampfe gegen eine wilde Völkerschaft auf fremder Erde zum Opfer. Die vereinsamte Mutter trägt mit Würde ihr herbes Geschick. Von den Männern des zweiten Kaiserreiches — den einstigen Stützen der Dynastie — ist keiner mehr am Leben. Nach menschlicher Schätzung scheint in Frankreich die Aussicht auf eine dritte Wiederherstellung der napoleonischen Herrschaft verschwunden zu sein.

An die Stelle des früheren Hasses ist bei der Mehrzahl der jetzigen Generation Gleichgültigkeit getreten, durch die weitverbreitete Ueberzeugung hervorgerufen, daß der Bonapartismus der Zukunft Frankreichs nicht mehr gefährlich werden kann.

Wenn in einzelnen Kreisen Anhänglichkeit an die wenigen Nachkommen der Familie, Hoffnung auf ihre Wiederkehr wahrnehmbar ist, wenn namentlich die Legenden des ersten Napoleon im Volksmunde, in der Litteratur und auf der Bühne fortleben, so erklärt sich die erstgenannte Erscheinung vielfach durch persönliche Beziehungen, während der altnapoleonische Kultus durch die Vorliebe der Franzosen für das Wunderbare gepflegt wird.

Herr de la Gorce hat sich augenscheinlich in der Wahl des Zeitpunktes nicht getäuscht, als er 1899 den ersten Band seines Werkes veröffentlichte.

Derselbe enthält im ersten Abschnitte die Geschichte des Staatsstreiches und der Diktatur. Der Verfasser schildert zuerst die Machtstellung Louis Napoleons,

die Schwäche der Nationalversammlung, die Stimmung in der Armee und der Bevölkerung, den Zustand der Republik am Jahresschlusse 1851, alles Momente, welche den Präsidenten zum Staatsstreiche drängten. Die Ursachen des Erfolges werden anschaulich dargestellt, der Scharfblick Louis Napoleons bei der Auswahl seiner Gehilfen und des Zeitpunktes, seine umsichtige Anordnung der Vorbereitungsmaßregeln, die strenge Geheimhaltung derselben bis zum Losschlagen, die Geschicklichkeit seiner Taktik vor und während des Kampfes, — alle diese schwer ins Gewicht fallenden Umstände werden gebührend gewürdigt.

Der Waffenerfolg des Prätendenten wurde von ihm sofort als Fundament für die Einrichtung der Diktatur benützt. Louis Napoleon wollte in seinem Musterstaate eine starke Regierungsgewalt auf breitester demokratischer Grundlage errichten. Dieser Gedanke war der Ausgangspunkt aller staatlichen Einrichtungen und Maßregeln, welche der Prätendent nach dem Siege traf.

Nachdem er die bestehende Verfassung durch eine klug geleitete Militärverschwörung umgestürzt hatte, ließ er sofort den Gewaltstreich durch eine Massenabstimmung der ruhebedürftigen Bevölkerung gutheißen. Dieser Erfolg war die erste Etappe auf dem Wege zum demokratischen Kaisertum. Mit der Macht fiel nach Jahresfrist auch die Würde dem Erben des großen Soldatenkaisers zu. Das Glück belohnte im reichen Maße die Zähigkeit und kluge Mäßigung des Prätendenten. Der Stern der Napoleoniden erschien im hellen Aufgange, als Kaiser Napoleon III., von der französischen Nation proklamiert, vom Auslande anerkannt, seinem Vertrauen in den Bestand seiner Dynastie mutvollen Ausdruck gab, indem er anstatt einer Prinzessin aus altsouveränem Geschlecht Eugenia Montijo zur Kaiserin erhob.

In den folgenden Abschnitten beschreibt Herr de la Gorce die Anfänge der kaiserlichen Regierung und ihre Bethätigung auf innerpolitischem, parlamentarischem, nationalökonomischem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet. Er schildert die rastlose Thätigkeit des Herrschers, welcher im Bewußtsein seiner Macht, aber ohne praktische Erfahrung den Versuch machte, seine in langjähriger Einsamkeit ersonnenen Theorien zu verwirklichen.

Die Zeitgenossen wurden damals durch den genialen Schein mancher Regierungsmaßregeln geblendet, aber die Sucht, auf allen Gebieten des Staatswesens ohne Unterlaß zu experimentieren, war von Anfang bis zu Ende der charakteristische Zug des autokratischen Regimentes. Der Mangel an Stetigkeit in der Regierung kennzeichnet jede Epoche, erklärt den ununterbrochenen jähen Wechsel zwischen glänzenden Triumphen und ängstlichen Verlegenheiten, bis letztere die Oberhand gewannen und den Untergang herbeiführten. Zweimal in verschiedenen Zeitabschnitten Augenzeuge der Regierung, habe ich jedesmal den Eindruck gehabt, mich in einem Zauberstück mit schnell wechselnden Bildern zu befinden. Der letzte Akt des napoleonischen Stückes, welcher sich vor meinen Augen abspielte, war tief tragischer Natur. Es war die Waffenstreckung der tapferen Metzer Armee am 27. Oktober 1870. Als die braven Regimenter, die ein besseres Schicksal verdient hatten, ohne Waffen, aber meist in soldatischer

Haltung an uns vorüberzogen, da erinnerte ich mich der glänzenden Paraden in Paris, der militärischen Schauspiele in Chalons, denen ich wenige Jahre vorher beigewohnt hatte.

Wer damals der ruhmvollen französischen Armee das Schicksal, welches wir später erlebt haben, prophezeit hätte, der wäre wohl in Gefahr gewesen, nach Charenton gebracht zu werden. Und doch waren für ein scharfblickendes Auge schon damals unter der glänzenden Außenseite die Zeichen abnehmender Kriegstüchtigkeit erkennbar.

Die Zeit, welche Herr de la Gorce in den ersten drei Büchern seines ersten Bandes schildert, ist mir aus meinem damaligen Aufenthalte in Paris genau erinnerlich.

Das vierte Buch beginnt mit den Anfängen der orientalischen Frage und dem Krimkriege. Prachtvoll ist das Charakterbild des Kaisers Nikolaus, welcher, verblendet durch seine Macht und die Stärke des heiligen Rußland, den Krieg gegen die Westmächte entzündete.

Die Geschichte des Krimkrieges giebt zum ersten Male Herrn de la Gorce Gelegenheit, große kriegerische Ereignisse zu schildern. Er zeigt auf diesem Gebiet die gleiche Begabung wie bei der Klarlegung der vorhergegangenen diplomatischen Verhandlungen. Der Krimfeldzug ist nach meiner Empfindung die glänzendste Ruhmesepoche der französischen Armee während des zweiten Kaiserreichs.

Der Verfasser hat die kriegerischen Tugenden der drei Heere, die hervorragenden Eigenschaften ihrer Führer, die Beharrlichkeit der Belagerer, den Todesmut der Verteidiger, die glänzende Erstürmung der Festung und den glorreichen Rückzug der Besiegten mit unparteiischer Anerkennung beschrieben; aber der Leser empfindet wohlthuend, daß die Begeisterung des Verfassers mit seinen Landsleuten ist. Kein Soldat, in dessen Herzen das kriegerische Feuer nicht erloschen, wird diese Beschreibung des Krimfeldzuges ohne Bewegung aus der Hand legen.

Der Inhalt des sechsten und achten Buches, welche die Verhandlungen während des Krieges, den Pariser Kongreß und den Friedensschluß enthalten, ist ja lehrreich und interessant; aber er erwärmt das Herz nicht wie die Erzählung der Kriegsthaten auf beiden Seiten. Franzosen, Engländer und Russen, alle haben mit derselben Tapferkeit und Hingebung gekämpft. Alle verdienen denselben Lorbeer, denn die Vaterlandsliebe ist bei allen die gleiche.

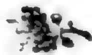
Im achten Buche erzählt der Verfasser die Einstellung der Feindseligkeiten, den Umfang der Verluste, die Stimmung der Armeen angesichts der eroberten Festung, die Pläne der kriegführenden Mächte nach dem Falle von Sebastopol, die öffentliche Meinung in den beteiligten Ländern; hieran knüpft er die Vorgeschichte des Kongresses, dessen Verlauf und Ergebnisse. Unter letzteren erwähnt er als bemerkenswertes Vorzeichen der Zukunftspolitik den Versuch des sardinischen Ministers Grafen Cavour, die Aufmerksamkeit der Kongreßmächte auf Italiens innere Zustände zu lenken. Hatte doch der weitblickende Staatsmann seinem

kleinen Lande durch Beteiligung am Krimkriege Sitz und Stimme auf dem Kongresse gewonnen.

Der Schluß des achten Buches ist besonders interessant. Herr de la Gorce schildert mit gerechter Anerkennung für den Kaiser, mit warmer patriotischer Befriedigung die günstige Stellung Frankreichs in Europa nach dem Krimkriege. Er bezeichnet mit Recht diese Epoche als den Höhepunkt des napoleonischen Glückes. Wäre es Napoleon gelungen, die mit dem Pariser Kongresse eingeschlagene Bahn der Mäßigung, der Friedensliebe, der weisen Fürsorge für Frankreichs Interessen innezuhalten, so hätte seine Regierung eine segensreiche Aera des Glückes und der Größe für sein Land eingeleitet. Der Staatsstreich wäre dann in Wirklichkeit zur rettenden That geworden.

Aber der aufrichtige Beifall des Verfassers ist wiederum nicht frei von einer leisen Ahnung des bevorstehenden Niederganges. Seine Ahnung deutet auf Italien, und als den Störenfried des kaiserlichen Glückes bezeichnet er Cavour.

(Fortsetzung folgt.)



Deutschland, England und die Vereinigten Staaten.

Von

Poultney Bigelow, M. A.

Verfasser von „History of the German Struggle for Liberty“.

Als Robert Blum, der später als Märtyrer für die Einheit und konstitutionelle Freiheit Deutschlands fiel, im Jahre 1828 zum erstenmal nach Berlin kam, geschah dies zum Zwecke der Einführung der damals noch neuen Gasbeleuchtung in die preußische Hauptstadt. Wenn indes Madame Piozzi eine glaubwürdige Zeugin ist, erfreute sich London bereits im Jahre 1817 einer verhältnismäßig glänzenden Beleuchtung. Im Eisenbahnverkehr war der Gegensatz nicht minder überraschend. England baute im Jahre 1825 eine Linie von Stockton nach Darlington zu einer Zeit, da Norddeutschland sich mit dem Problem der Herstellung makadamisierter Straßen für Postkutschen abmühte, die sechs bis sieben englische Meilen in der Stunde zurücklegten. Eisenbahnen widerstrebten dem Geiste der preußischen Aristokratie und selbst dem höheren Beamtentum oder der Bureaukratie. Noch 1830 belief sich der ganze Schiffsverkehr unter preußischer Flagge auf nur 75 000 Tonnen. Heute haben zwei deutsche Linien allein mehr als eine Million Tonnenzahl (Norddeutsche Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie). Erst im Jahre 1822 kam ein Dampfschiff, und dazu noch ein holländisches, den Rhein heraufgefahren,

aber bereits im Jahre 1807 war an den Ufern des Hudson ein Dampferverkehr eingerichtet, und einem Yankee war es vorbehalten, als erster die Segelschiffe vom Atlantischen Ozean zu verdrängen. Erst im Jahre 1827 wurde Bremerhaven von Bremen erworben. Zu der gleichen Zeit, da England als Pflanzschule für die Pioniere des mechanischen Wissens, als Vorkämpfer der geknechteten Menschheit und als Zufluchtsort für die Unterdrückten aller Völker glänzte, trat Deutschland im Gegensatze dazu fast nur als ein Land unerquicklichen Despotentums hervor, auf dessen Universitäten nebelhafte Theorien ausgebrütet wurden, und dessen Festungen mit Leuten besetzt waren, die sich in ihren wissenschaftlichen Arbeiten vermaßen, in die kraft göttlichen Rechtes den Steuereinnehmern und Polizeibeamten eines absoluten Monarchen vorbehaltenen Gebiete einzudringen. Alles das hat sich geändert. Heutzutage kommt kein Deutscher nach England, um etwas Neues in der Mechanik und dem Maschinenwesen zu lernen; im Gegenteil, gerade der Engländer lernt in den Laboratorien von Charlottenburg, Freiburg und Stuttgart, wie er der Natur ihre Schätze abzuringen hat. Nicht nach Oxford oder Cambridge richtet die Welt ihren Blick, um Leute von wirklich wissenschaftlicher Bedeutung ausfindig zu machen — ja, wir können uns kaum einen einzigen Geschäftszweig, einen einzigen Beruf oder eine einzige Profession vorstellen, in der man einem jungen Manne raten könnte, Unterweisung unter englischen Auspizien zu suchen. Vor dreißig Jahren galt es als selbstverständlich, daß die jungen Leute aus Amerika sich wegen ihrer technischen Ausbildung nach Europa wandten. Heutzutage finden in Instituten wie der „Technology“ in Boston und den technischen oder realen Abteilungen von Universitäten, wie sie in der Yale-, Columbia- und der Princeton-University vorhanden sind, nicht nur Amerikaner alles das, was sie zu ihrer Unterweisung in den angewandten Wissenschaften bedürfen, sondern es wird dort auch den jungen Leuten aus Europa wie nicht minder aus dem fernen Osten eine Ausbildung zu teil, wie sie ihnen besser nicht gewährt werden kann.

Wenn der Amerikaner es für nötig erachtet, sich in dem, was er zu Hause gelernt, weiter auszubilden, so geht er nicht nach England, sondern nach Deutschland, zumal wenn es sich um Chemie, Naturwissenschaften und Medizin handelt.

Die Ursache dieses gründlichen und raschen Umschwungs ist in der eigentümlichen Periode deutscher Entwicklung zu suchen, die den napoleonischen Kriegen folgte und zu der Revolution von 1848 und durch diese zu dem konstitutionellen Reiche von 1871 führte. Das Preußen dieser ersten Tage war, soweit das Publikum in Betracht kam, hauptsächlich darauf erpicht, Fälle „liberaler Gesinnung“ ausfindig zu machen und alle diejenigen in das Gefängnis oder die Verbannung zu schicken, die nach einer Verfassung verlangten (die Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1815 versprochen hatte). Doch es vollzog sich noch eine andre, nicht weniger von der Regierung geförderte Bewegung, die der Grund zu der außergewöhnlichen kommerziellen Thätigkeit, um nicht zu sagen, der Vorherrschaft in Handelsdingen war, die heutzutage den Gesamtnamen Deutschland charakterisiert.

Ich sage „Gesamtnamen“, weil viel von der dermaligen Lage Deutschlands

nicht das Ergebnis seiner im Innern entfalteten militärischen und diplomatischen Kräfte, seiner Dampfersubventionen und Kolonien ist, sondern aus der Zusammenscharung von Tausenden entsteht, die in trüber oder gar verbitterter Stimmung ihr Heimatland verlassen haben, um der polizeilichen Verfolgung und dem unerträglichen Steuerdruck zu entgehen, und deren Nachkommen heutzutage den Volkswohlstand der Vereinigten Staaten, Brasiliens und Südafrikas mehren helfen, ganz abgesehen von den mehr modern emanzipierten Deutschen, die lediglich als Händler in den Vertragshäfen Chinas leben; ich wüßte in der That keinen der von mir besuchten Häfen namhaft zu machen, in dem ich nicht prosperierende Deutsche getroffen hätte, die auf das beredteste darthaten, daß wenigstens in ihrem Falle der Handel nicht „der Flagge folgte“.

Nach Beendigung der napoleonischen Kriege fand sich Preußen an Bevölkerungszahl und Gebietsumfang auf das Doppelte desjenigen gebracht, was es vor der Schlacht von Jena besessen hatte. Anstatt eines Ostseestaates mit Berlin als dem Mittelpunkte eines kleinen protestantischen Königreichs war es nunmehr berufen, über eine Art von Reich zu herrschen, das sich aus acht, über die Landkarte Europas zerstreuten Provinzen zusammensetzte, von der Rheinmündung bis zu den Grenzen Rußlands — ein Reich, von dessen verschiedenen Provinzen einige französisch, andre polnisch und noch andre wendisch sprachen; dazu waren von diesen Provinzen zwei Fünftel römisch-katholisch, und in ihnen herrschten die verschiedensten Gesetzsysteme, vom Code Napoleon in Köln bis zum patriarchalischen Feudalismus in Ostpreußen; es war unendlich schwierig und in einheitlicher Weise gar nicht möglich, auf diesem so verschiedenartig zusammengesetzten Gebiete die Staatsabgaben zu erheben; die Provinzen waren durch lokale Zollschranken getrennt, sie hatten ihre besondere Geldwährung und ebenso gesonderte Maß- und Gewichtssysteme. In den Jahren 1816 und 1817 kamen am Rhein die Leute vor Hunger um, während an der Weichsel und der Elbe die Scheuern der glücklichen Pächter die Last des Getreides nicht zu fassen vermochten.

Aber es gab keine Straßen, welche die entgegengesetzten Enden dieses zusammengeflickten Preußens verbunden hätten — es war unmöglich, von einem Teile des Staates zu einem andern zu gelangen, ohne die Gebiete eifersüchtiger und oft feindlicher Nachbarn zu kreuzen. Der Preis eines Malters Weizen schwankte damals zwischen zwei Provinzen Preußens mehr, als heutzutage zwischen Chicago und Schanghai. Allgemeine Unzufriedenheit war das natürliche Ergebnis allgemeinen Elends, und so kam es, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ein König, der die öffentliche Meinung nicht kannte, der die Monroedoktrin als einen Frevel und ein Parlament als eine Erfindung des Teufels betrachtete, lediglich aus Rücksicht auf die finanzielle Notwendigkeit dazu gezwungen wurde, die Rolle eines Pioniers des Freihandels und des Vaters der deutschen konstitutionellen Freiheit zu übernehmen.

Friedrich Wilhelm brauchte Geld so nötig zum bloßen Zusammenhalte seines Königreichs, daß er willig jedem Ratgeber Gehör schenkte, der ihm eine Mehrung

des Staatsschatzes in Aussicht stellte. Zur richtigen Zeit stellte der richtige Mann sich ein; der König pflichtete ihm bei, und Preußen erklärte sich fast in demselben Atemzuge, in dem es seine Zustimmung zu dem verdammenswerten Karlsbader Progamm gab (1819), für Freihandel in Deutschland und ging mit einem Beispiel voran, das von England erst eine Generation später befolgt wurde. Friedrich Wilhelm war ein Fürst, der rechnete, und wir möchten wohl annehmen, daß er seine Unterdrückung der Freiheit in Deutschland dadurch wieder aufzuwiegen suchte, daß er dem heranwachsenden Geschlechte bessere Mittel zur Fristung seines Lebensunterhaltes gab, als sie jemals unter irgend einem seiner Vorgänger dargeboten worden waren.

Der Freihandel wurde in dem weitgestreckten Länderzuge der preußischen Provinzen proklamiert, und der vortreffliche Finanzminister Motze bewies nach und nach, daß es im Interesse der Nachbarn Preußens liege, dem gemeinsamen Bunde oder dem Zollverein beizutreten, obwohl eine Regierung von der Art der Friedrich Wilhelms große Schwierigkeiten hatte, irgend jemand davon zu überzeugen, daß sie eines uneigennützigen Schrittes fähig sei. Zugleich wurden die militärischen Ausgaben eingeschränkt und alles Erreichbare für die Herstellung großer nationaler Straßen gethan, nicht nur durch Preußen selbst, sondern bis zu den Grenzen Deutschlands. Es wurden Gewerbeschulen gegründet, und das Unterrichtswesen erhielt damals den breiten demokratischen Charakter, den es in England immer noch entbehrt, und dessen es sich in Amerika nur bis zu einem gewissen Grade erfreut. England hat allerdings die sogenannten Board Schools und Institute, die sich pomphaft „Polytechnische Hochschulen“ nennen und auf Kosten der Steuerzahler erhalten werden, allein die Board Schools geben denen, die sich mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen sollen, nur den oberflächlichen Schein der wirklichen Bildung, und es mag wahr sein, was man von ihnen sagt, daß sie gute Handwerker und Dienstmädchen verderben, und was die Polytechnischen Hochschulen anlangt, so werden sie so sehr von dem Geiste der Gewerkschaften beherrscht und nach so falschen Grundsätzen geleitet, daß man sie als kostspielige Spielplätze für diejenigen bezeichnen kann, die nichts zu thun haben.

In den Vereinigten Staaten wird eine besondere Steuer dafür erhoben, daß jedes Kind Unterricht in den Elementarschulfächern erhält, aber für die Kinder derjenigen, die ein höheres Ziel im Auge haben, hört der Unterricht der Volksschule da auf, wo er mit Rücksicht auf praktische Lebensziele erst ernstlich zu beginnen hätte. Die Söhne der Reichen können die Universitäten besuchen, wo — dank der reichen und überreichen Privatzuwendungen — Lateinisch, Griechisch und noch viel andres von dem blüht, was zur Luxusbildung gehört. Was die Heranbildung des Rechtsanwalts, des Theologieprofessors, des Arztes und des Millionärs anlangt, so hat es damit in Amerika keine Not. Aber die amerikanischen Staatsmänner erachten es noch nicht als in den Bereich ihrer Pflichten fallend, denjenigen, die Maschinenbauer, Dekorateure, Bildhauer oder Landwirte werden wollen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Bildung zu geben.

Deutschland thut das.

Während England und Amerika in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kein Mittelglied zwischen den Elementarschulen für das gewöhnliche Volk und den Schulen halb geistlichen Zuschnitts für diejenigen besaß, die einen gelehrten Beruf verfolgen wollten, hat Deutschland in dieser Zeit Fachleute herangebildet, von denen jetzt der Ruhm der deutschen Chemie, des deutschen Berg- und Hüttenwesens, des deutschen Forstwesens, der deutschen Landwirtschaft und des deutschen Handels ausgeht.

Deutschland hat den Grund zu seiner Ueberlegenheit in Handelsdingen durch einen klaren und vorurteilslosen Einblick in das gelegt, was der Industrie not thut. Unsre Gesetzgebung hat sich damit begnügt, diejenigen zu beschützen, die Eigentum besitzen. Wir thun wenig zur Förderung derjenigen, die durch die Arbeit ihrer Hände Werte erzeugen wollen. Unsre Landeigentümer und Arbeitgeber haben bei jedem Schritte den Rechtsanwalt zur Seite, und gerade das hat unsre Arbeiter dazu getrieben, den haltlosen Schutz des Gewerkschaftswesens oder Tradunionismus aufzusuchen und die Politik des Streikens zu ergreifen, die im günstigsten Falle ein gefährliches Hilfsmittel ist.

In Amerika hat der Streik jetzt die Verhältnisse des Bürgerkriegs erreicht. Das Interesse der einen Gewerkschaft wird zu dem Interesse aller; und das, was vor einem Menschenalter lediglich die Bedeutung hatte, daß vor den Thoren einer einzigen Fabrik einige wenige Hände feierten, läuft jetzt auf ein Ausblasen des Feuers auf allen Lokomotiven auf dem gesamten nordamerikanischen Kontinente hinaus, auf eine Hemmung des Postdienstes, auf ein Einstellen der Arbeit auf Kriegsschiffen, auf die Unterbrechung des elektrischen Straßenbahnverkehrs, kurz auf ein derartiges Lahmlegen aller Produktion, daß es einem Kriege ohne eine einzige der erhebenden Begleiterscheinungen desselben gleichkommt.

Deutschland ist einstweilen noch kein Land ohne Streiks, und es fehlt in ihm auch nicht an einer großen politischen Partei sogenannter „Sozialisten“, die sich zu verschiedenen industriellen Idealen bekennt. Hervorragende deutsche Staatsbeamte haben kein Bedenken getragen, öffentlich von ihren Mitbürgern als „vaterlandslosen Gesellen“ zu sprechen, von kosmopolitischen Vagabunden, oder sich bezüglich ihrer in ähnlichen schmeichelhaften Ausdrücken zu ergehen. Allein von unserm Standpunkte aus ist die Thatsache, daß Deutschland heutzutage eine Partei von so großem Umfange wie die sozialistische besitzt, und daß sie im großen und ganzen die Erreichung politischer Ziele mit verfassungsmäßigen und noch nicht mit gewaltsamen Mitteln anstrebt, an sich schon ein Beweis dafür, daß man der deutschen Regierung die Absicht zuschreibt, im guten oder bösen Sinne die Verhältnisse der Industrie zum Gegenstande ernstlicher Untersuchungen zu machen.

England und Amerika müssen notgedrungen nach irgend einer Form des obligatorischen Schiedsgerichts zur Behandlung der Streiks suchen. Neu-Seeland besitzt einen derartigen Gerichtshof, der jetzt fünf Jahre in Thätigkeit ist und,

was immer seine Gegner davon sagen mögen, im ganzen günstig gewirkt hat. Deutschland ist in dieser Hinsicht niemals soweit gegangen wie Neu-Seeland, allein durch seine Gesetze über die Unfallversicherung und Altersversorgung der Arbeiter hat es Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gefördert, die eine vortreffliche Grundlage für einen späteren Ausbau nach der Richtung schiedsgerichtlichen Austrags abgeben.

Die Hauptgefahr für den amerikanischen Handel liegt augenblicklich in der Möglichkeit des Mißbrauchs der Gewalt durch große finanzielle Gruppen, sogenannte Trusts, und in einer ähnlichen Ausbeutung der Machtstellung der Arbeiterführer. Die Entscheidung über Krieg oder Frieden steht jederzeit nicht bei einem Kongresse von Volksvertretern, sondern bei einer Einzelpersönlichkeit, deren Name vielleicht nicht über einen kleinen Kreis von Eingeweihten hinaus bekannt ist. Dieser Mann verfügt über eine Gewalt, die zur Ausübung zu bringen selbst der Präsident Bedenken tragen würde. Ein derartiger Mann stellt einem Arbeitgeber oder einer Gruppe von Arbeitgebern ein Ultimatum, und die Nation hängt mit Bangen an dem Ergebnis einer persönlichen Begegnung in Wall Street, bei der ein einziges voreiliges Wort, ein Mißverständnis, eine aus persönlichem Interesse gemachte falsche Angabe, kurz eine bloße Kleinigkeit einen Krieg heraufbeschwören kann, dessen ausgesprochener Zweck es ist, den Niedergang des industriellen und kommerziellen Wertes des gesamten Landes herbeizuführen, und das nur, damit die eine oder andre Seite sich des Sieges rühmen kann.

Das ist schlimm — in moralischer und ökonomischer Hinsicht. Es ist zugleich aber auch lächerlich.

Die Gegenwart erfordert andre Lösungen als die Laissez faire-Doktrinen Herbert Spencers und Adam Smiths. Die Philosophie dieser Männer entsprach den industriellen Verhältnissen, unter denen sie ihre Systeme ausarbeiteten, für uns aber ist sie eine Quelle des Unglücks. Heutzutage leben wir unter ökonomischen Verhältnissen, wie sie greifbar von Henry George in seinem Werke „Progress and Poverty“ dargestellt worden sind, in einem Buche, das, wie immer man sich zu seinen Schlußfolgerungen stellen mag, von jedem amerikanischen Finanzmann und Politiker mit Nutzen gelesen werden kann. Heutzutage scheinen die Vereinigten Staaten infolge eines gewissen ungewöhnlichen Zusammenwirkens von Boden, Klima, Gebietsausdehnung, Mineralreichtum, moralischer Energie und Erfindergeist die Märkte der Welt zu beherrschen. Allein alle diese Vorteile können neutralisiert oder gar vernichtet werden durch politische Leidenschaften, welche ein ganzes Volk gegen seine wahren Interessen blind zu machen im stande sind. Während industrielle Probleme uns bedrängen, verschwendet der Kongreß kostbare Zeit damit, daß er vor allem an die Parteipolitik denkt. Unsre gesetzgeberischen Versammlungen fabrizieren maschinenmäßig Gesetze zu Dutzenden, aber unsre Beamten haben nicht den Mut, darauf zu sehen, daß diese Gesetze streng befolgt werden. Wir verkündigen die menschliche Freiheit von jedem Hausdach, aber unsre Zeitungen veröffentlichen pflichtschuldigst

beängstigend lange Listen von Negern, die gelyncht, von Chinesen, die vom Pöbel mißhandelt, von Indianern, die betrogen worden sind. Unsre Landstraßen werden von Vagabunden so unsicher gemacht, daß Farmersfrauen den Himmel um eine Landesstraßenpolizei anflehen. Die Ausdehnung des Rowdytums in der Umgebung der amerikanischen Städte beweist unwiderleglich, daß Gesetzgebung nur ein dürftiger Ersatz für eine anständige Verwaltung ist.

Deutschland ist andrerseits in materieller Hinsicht im Vergleich zu den Vereinigten Staaten sehr arm. Es hat keinen einzigen Hafen erster Klasse, seine Kohlen- und Eisenvorräte wollen nichts besagen gegen das, was Amerika auf diesem Gebiete leistet; der Gebietsausdehnung und der Bevölkerungszahl nach steht es unter unsrer Republik, und doch, was für Wunder hat es seit 1871 vollbracht! Welche Erfindung der Neuzeit hat Deutschland sich nicht sofort angeeignet, ausgebeutet und womöglich noch verbessert! Die Elektrizität war in der Umgebung von Berlin allgemein verbreitet, als in England kaum noch die Hauptstadtteile Londons beleuchtet waren, und heutzutage überflügelt es in der Straßenbeleuchtung New York. Die deutschen Dampfer stehen gegenwärtig denen Englands und der Vereinigten Staaten völlig gleich und übertreffen sie sogar in mancher Hinsicht, namentlich was Ordnung und Bequemlichkeit anlangt. Heutzutage fahren Amerikaner und Engländer in deutschen Schiffen über den Atlantischen Ozean wegen der technischen Schulung, die in Deutschland nach der Schlacht von Waterloo aufgekommen ist, und die mehr als irgend etwas andres den deutschen Handel groß gemacht hat. Wir mögen große und starke Boote bauen, Deutschland aber wird fortfahren, die ruhigen, nüchternen und gut geschulten Seeleute, Ingenieure und Schiffsaufwärter zu liefern, die unter sonst gleichen Bedingungen den Ausschlag für die Entscheidung der Frage geben werden, ob ein nicht voreingenommener Reisender unter deutscher, englischer oder amerikanischer Flagge fahren will.

Bei einem gewissen Teile unsers Volkes ist das Gefühl verbreitet, daß auch wir alles das machen können, was Deutschland macht, wenn wir einige seiner Methoden annehmen, wenigstens soweit, daß auch wir unsre Ozeandampfer stark subventionieren. Alles in allem genommen, ist das jedoch nur ein protektionistisches Mittel, eine Kriegserklärung gegen fremde Schiffahrt, ein Krieg der Geldbeutel. Die Regierung kann sich unrentabler Unternehmungen annehmen und sie zu rentabeln machen, indem sie Dividenden aus den von der ganzen Bevölkerung erhobenen Steuern zahlt. Wenn wir es uns genug Geld kosten lassen, können wir, wenigstens eine Zeitlang, der deutschen Schiffahrt Abbruch thun, indem wir sie zwingen, sich zu billigeren Fahrpreisen zu verstehen, oder indem wir die deutsche Regierung nötigen, ihre Dampfersubventionen zu erhöhen. Vergessen wir aber nicht, daß Deutschland, wenn es jetzt auch dank der kurzsichtigen Handelspolitik Bismarcks ein schutzzöllnerisches Land ist und seine herrschende Aristokratie den Ausschluß der amerikanischen Nahrungsmittel begünstigt und für ein System der Ausfuhrprämien und Subventionierungen eintritt, daß, sagen wir, Deutschland im Aufblühen begriffen ist, nicht wegen einer derartigen

Gesetzgebung, sondern trotz ihr. Wenn Deutschland heutzutage alle die künstlichen Hilfsmittelchen, durch die dem Handel aufgeholfen werden soll, über Bord würfe, würde es doch noch eine Vorherrschaft über die ganze übrige Welt ausüben, die wirksamer wäre als das komplizierteste Hochschutzzollsystem; ich verweise dafür nur auf die ganze große Masse gründlich ausgebildeter Arbeiter von dem Gelehrten an, der in seinem Laboratorium experimentiert, bis zu den Bergleuten in der tiefsten Tiefe des Schachts, von dem General, der im Armeecorps kommandiert, bis zu dem geringsten ländlichen Arbeiter in Ostpreußen. Vom Wirbel bis zur Zehe ist Deutschland ein intelligenter industrieller Organismus — innerhalb seiner Grenzen giebt es keinen Raum für Nichtsthuer und verderbte Millionäre. Die Landstraßen sind sicher für Frauen und Kinder — ich kann von Königsberg bis Köln gehen und bekomme dabei weniger Elend und Laster zu Gesicht als zwischen Chicago und New York, oder zwischen zwei beliebigen englischen Städten. Deutschland betrachtet die industrielle und soziale Lage seiner untersten Volksklasse als eine Sache von allerhöchster Wichtigkeit, und seine Gesetzgebung hat, wenn sie auch nicht radikal kommunistisch ist, vieles an sich, was wir Angelsachsen als gefährlich für eine kommende Zeit betrachten. Der Deutsche dagegen wird unliebsam berührt, wenn ihm zuerst der Pauperismus und die Trunkenheit entgegentreten, wie sie in England lange schon chronisch sind, und wie sie es in Amerika zu werden drohen. Seine militärische Verwaltung erscheint ihm in viel milderem Lichte, wenn er sieht, wie in England und Amerika das Volk für die Unterhaltung des Lasters und des Pauperismus zu zahlen hat, eine Steuerlast, die genau so schwer ist wie diejenige, die Deutschland zum Unterhalt einer schlagfertigen Armee zu tragen hat.

In Deutschland betrachtet die Regierung jeden Müßiggänger als eine Bedrohung für die Allgemeinheit. Die Regierung hält jeden landstreichenden Gesellen an und fragt ihn, wie es um ihn stehe. Der Landstreicher sagt, er habe keine Arbeit. In unserm Lande hält man das für vollständig ausreichend, und der besagte Landstreicher zieht seines Wegs, Hühnerställe plündernd und die Bauernweiber in Schrecken versetzend. In Deutschland aber gilt eine derartige Ausrede nicht.

„Komm mit,“ sagt die Straßenpolizei, „ich werde dir Arbeit geben, so viel du begehrst.“

Und so geschieht es.

Die Polizei bringt den Landstreicher in eine ländliche Arbeiterkolonie, sichert ihm eine kleine Tageszahlung zu, giebt ihm schwere Arbeit und das in ausreichendstem Maße, und nach Verlauf einiger Wochen sendet sie ihn in die Welt zurück, wieder einmal anständig gekleidet und mit einem kleinen Geldbetrag in der Tasche. Dieser Landstreicher wird es wahrscheinlich nicht ein zweites Mal auf eine Anhaltung ankommen lassen, denn er weiß, daß ihn in einem derartigen Falle nicht nur eine ganz schwere Arbeit erwartet, sondern daß er sich auch nach mancher andern Richtung hin einer Disciplin unterwerfen muß, im Vergleich zu der eine anständige Beschäftigung ihm als das Wünschenswertere erscheint.

In Dingen dieser Art liegt der Grund der industriellen Ueberlegenheit Deutschlands — seiner gewaltigen Konkurrenzfähigkeit. Vergeuden wir keine Zeit mit den Studien seines Bismarckschen Schutzzollsystems, seiner von agrarischer Selbstsucht eingegebenen Ausfuhrprämien und Subventionierungen und seiner aus falschem Missionseifer veranlaßten chinesischen Aufwendungen. Die wirklichen Siege Deutschlands stehen in Verbindung mit der Schulbank, der Heranbildung tüchtiger Handwerker, der wirksamen Beaufsichtigung der Bergwerke und Fabriken, der Obsorge für alte und kranke Arbeiter, der Bekämpfung der Straßenunsicherheit, der Entmutigung des Lasters und der Trunkenheit — kurz mit der Durchführung so mancher kleineren Maßregeln, von denen wir Angelsachsen träumen, oder die wir als tote Buchstaben in dem Aktenmaterial unsrer Legislative ruhen lassen.



Kamerad Jessen.

Von

Heloise v. Beaulieu.

(Schluß.)

V.

Als ich Jessen am nächsten Vormittag besuchte, erschrak ich zuerst wieder, so alt, so verhäßlicht, so abgewirtschaftet fand ich ihn aussehen.

Es kam heraus, daß er eine sehr schlechte Nacht hinter sich hatte.

„Es ist doch blamabel," spottete er, „solch ein harmloses Bowlchen nicht mehr vertragen zu können. Das kommt davon, wenn man gar nichts mehr gewohnt ist, dann wirft eine Kleinigkeit einen um."

Ich schlug vor, ob wir am Nachmittage einen tüchtigen Weg machen wollten, zu einem bekannten Aussichtspunkte.

„Bei der Hitze," sagte er, und seine Augen nahmen einen ängstlichen Ausdruck an.

„Im Gehen empfindet man sie nicht so, wie im Sitzen, und oben wird es herrlich kühl sein."

„Ja, so ein schlanker Jüngling wie du!" sagte er verlegen lachend. „Aber sieh mich an! Ich kann wahrhaftig nicht gut mehr steigen, mir ist gleich die Puste weg. Aber einen gemäßigten Spaziergang auf ebenem Wege sehr gern. Uebrigens genier dich ja nicht um mich in deinen Dispositionen."

Wir machten den gemäßigten Spaziergang, aber selbst der kostete Jessen sichtliche Anstrengung. Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn, und ich hörte, wie sein Atem keuchend ging.

Ich bemerkte es mitleidig und doch etwas mit der Verachtung des hageren Bergläufers gegen bequeme Korpulenz. Wie mußte der Mensch sich haben gehen lassen! „Du bist aus der Uebung, du müßtest jeden Tag sechs Stunden laufen,“ sagte ich.

Er nickte melancholisch. „Ja, aus der Uebung. Man wird bequem und gleichgültig und unfähig. Mit dem Unterrichten würde es doch nicht mehr gehen. Du wohnst ja im Großherzog, — hat dir am Ende schon jemand von der Geschichte erzählt?“

Ich wußte, was er meinte. „Ich fuhr in der Post mit dem Lehrer. Die Leute klatschen zu gern —“

„Ah, der treffliche Haferkorn! Da bist du an die beste Quelle geraten.“

„Der junge Mensch schien eine Animosität gegen dich zu haben.“

„Sehr einfach, mein Lieber: die Stunde, die ich gab, wollte er geben. Ich nahm ihm das Brot — oder die Butter — das er für sein hielt. Außerdem habe ich ihn einmal zurechtgewiesen, — ich kann Protzerei nun mal nicht leiden, auf keinem Gebiet.“

„Ja, du hast es mit Herrn Haferkorn offenbar verdorben,“ sagte ich lachend. „Man merkte ihm die Gehässigkeit zu deutlich an, um so weniger Wert habe ich auf sein Gerede gelegt.“

„Ach, wenn es doch nur Gerede wäre!“ sagte er verzweifelt. „Aber es ist ja etwas daran, — nur die Deutung ist natürlich G.er Original. Siehst du, es war ja grenzenlos dumm von mir, ich hätt' es nicht thun dürfen. Aber die Kleine hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit Winfriede, — da überkam mich's, ich konnte nicht anders. Und wie konnte ich denn auch ahnen! Wie gemein die Menschen sind, begreift man niemals ganz. Aber der Teufel war los; die Pensionsmädchen machen noch jetzt einen Bogen um mich, als wäre ich ein wüster Don Juan, und der Pastor soll von der Kanzel gedonnert haben gegen die Lüste des Fleisches, nur habe gerade ich es nicht gehört. Der fromme Teil der Bevölkerung sieht mich an wie einen Gezeichneten.“

„Aber warum bleibst du denn in diesem elenden Nest!“ rief ich empört. „Solche Orte giebt's ja zu Dutzenden. Soll ich dir einen suchen?“

Er schüttelte trübsinnig den Kopf. „Ich mag nicht mehr weiterziehen, und ich habe ja mit den Menschen hier so wenig zu thun.“

Ich dachte an des Lehrers Wort: ‚Wo man den hinthut, bleibt er sitzen.‘

„Ich hatte nie viel Initiative, weißt du, und jetzt ist's ganz aus damit. Ich habe mich hier eingewohnt, das Zimmer ist behaglich, Frau Aßmann sorgt gut für mich, und“ — er stockte in leichter Verlegenheit — „an der Bahnstrecke liegt Jeßnitz. Du mußt es auch gesehen haben auf der Fahrt; das Mausoleum sieht man sogar ganz deutlich. Wenn ich einmal reiste — wohin es auch sei — immer würde ich dort vorbeikommen.“

„Kommst du denn gar nicht mehr nach Jeßnitz?“ fragte ich, erschüttert von der verschämten Aeußerung so tiefer Heimatliebe.

Er schüttelte bekümmert den Kopf. „Mein Bruder und ich sind ganz auseinander. Ich bin ein Verbannter.“

So grau und kummergebeugt sah er aus. Ich mußte an den verbannten Douglas denken. Nur daß keine Ellen Douglas meines armen Freundes Exil teilte, und thäte es doch so gern.

„Deine Tochter wird dich besuchen!“ sagte ich, um ihn etwas aufzuheitern.

„Ja,“ sagte er strahlend, „und ganz bald. In etwa acht Tagen. Im vorigen Jahre war sie auch hier, aber nur ein paar Tage. Es gefiel ihr gut hier. Wenn sie sich in längerer Zeit nur nicht langweilen wird. Ich habe gar keinen Verkehr für sie, keine Zerstreuungen, wie ein junges Mädel sie liebt.“

„Ich bin ganz sicher, daß sie sich nicht langweilen wird.“

„Meinst du? Ich muß doch wieder einen Anlauf nehmen zum Bergsteigen, damit ich mit Winfriede Fußtouren machen kann. Ich sage dir, es ist eine Freude, mit ihr zu gehen. Sie merkt auf alles, kennt die Vögel und ihre Stimmen. Ich unterhalte mich gern mit ihr. Sie ist nicht geistreich, gar nicht, so wenig wie ich. Aber so verständig, so voll Interesse für alles. Doch ich amüsiere dich gewiß mit meinen Dithyramben über meinen Liebling? Vielleicht bin ich parteiisch, väterlich blind.“

„Das hast du gar nicht nötig,“ sagte ich herzlich.

Er sah mich dankbar an. „Nicht, sie hat es dir auch ein bißchen angethan? Und hast sie doch nur so kurz gesehen! Wenn du sie erst besser kenntest, — ich sage dir, ein goldenes kleines Herz.“

Wieder zu Hause, sagte Jessen etwas verschämt zu mir: „Komm mal mit nach oben, ich möchte dir etwas zeigen!“

Etwas verwundert folgte ich ihm die schmale Stiege zum Oberstock hinauf, der nur wenige Kammern enthielt. Von den Balken hingen Schinken in weißen Säcken und Büschel Kräuter.

Er schloß eine Thür auf. „Hier soll Winfriede logieren.“

Sehr niedrig war das Zimmerchen, aber so reizend, daß mir ein Ausruf entzückten Staunens entfuhr.

Die niedrigen Fenster waren mit durchsichtigem Stoff umhängt, den rosablütige Ranken durchmusterten; derselbe Stoff dekorierte das Kopfende des Bettes und den Toilettentisch. Um die weißgetünchte Wand zog sich ein Fries von flott hingeworfenen Heckenrosen, und ein Heckenrosenmotiv dekorierte die graugrün gestrichenen Holzmöbel. Auf einem schön geschnitzten Wandbrett standen und lagen ein paar Bücher.

Jessen weidete sich an meiner Bewunderung. „Alles selbst gemacht,“ sagte er mit berechtigtem Stolz. „Die Wäschetruhe ist eine Butterkiste, und der Toilettentisch ein Apfelweinfaß. Du weißt, ich mochte immer gern herumbasteln, da habe ich dies im Laufe des Frühlings so gemacht. Das Bücherbort hatte ich selbst unten; ich habe mir vom Assessor ein paar Bücher geliehen, die für ein junges Mädchen passend wären — sieh sie aber lieber mal nach,“ sagte er ängstlich. „Nachher kommen noch meine schönsten Nelken herauf; die fleisch-

farbene muß in acht Tagen aufbrechen, ich habe sie im Frühjahr absichtlich zurückgehalten. Was meinst du, wird ein junges Mädchen sich hier gefallen?"

„Aber sie wird außer sich geraten vor Entzücken," sagte ich. „Dies ist die reine Poesie. Dieser Stoff ist ja feenhaft."

„Und ganz billiges Zeug," sagte er hastig. „Es ist ja alles nichts an Wert, nur mit Liebe und Freude gemacht. Ich wollte noch ein paar kleine Aquarelle machen zur Belebung der Wand, aber ich weiß nicht, was das mit meinen Augen ist. Die wollen in der letzten Zeit nicht mehr recht. Es ist gewiß Blutandrang nach dem Kopfe; ich muß mal irgend 'ne kleine Kur mit mir vornehmen."

Er schloß die Kammer mit beinahe eifersüchtiger Sorgfalt ab; den Blick, den er noch im Scheiden hineinwarf von Stolz, Zärtlichkeit, Rührung werde ich nie vergessen.

VI.

Ich war nun fünf Tage in G. Jessens Stimmung war im ganzen heiter; nur dann und wann zeigte sich eine trübe Depression. Ich vermutete, daß die letztere sonst sein vorherrschender Gemütszustand sei, und nur die etwas ablenkende Gesellschaft eines alten Kameraden und Winfriedes bevorstehender Besuch ihn aufheiterten. Das letztere weit mehr. Er sprach so gern davon, wie es sein würde, was man unternehmen könnte, wenn Winfriede erst da wäre. Auch ich war in diese Pläne einbegriffen. Ich sollte durchaus länger bleiben, um Winfriede näher kennen zu lernen. „Schon, weil du mir einen so großen Gefallen thätest," sagte er. „Die weiteren Touren könntest du dann mit ihr machen, denn ich — ich komme auf die Berge doch nicht mehr 'rauf. Ueberdies wäre es dann unterhaltsamer für sie. So ein Vater ist egoistisch, was?"

Ich sagte ihm, ich bliebe gern, und es war so.

Von seinen Familienverhältnissen sprach er nicht, das heißt er sprach sich nicht aus. Aber soweit ihre Erwähnung im Gespräch unvermeidlich war, that er es, als ob er annähme, ich wüßte von allem. Ich widersprach dieser Annahme nicht und that keine Fragen. So brauchte es weder peinliches Sichherumdrücken, noch schmerzvolle Auseinandersetzungen.

Seine Frau zu erwähnen, vermied er.

Eine nervöse Unruhe trat mehr hervor mit jedem Tage, der Winfriedes Besuch näherte. Ich wünschte, sie wäre erst da.

Einen Nachmittag saß ich bei Jessen im Zimmer, als der Postbote einen Brief ins Fenster reichte. Ich saß dem Fenster zunächst und nahm den Brief hin. Unwillkürlich fiel mein Blick auf die Adresse. Es war eine Damenhand, aber eine sehr ausgeschriebene, energische, ich möchte beinahe sagen, es lag etwas Feindseliges in den steilen, eckigen Buchstaben.

So konnte Winfriede nicht schreiben. Mich erfaßte ein unbehagliches Gefühl — wie Ahnung von kommendem Unheil.

Es war natürlich nur ein Moment, daß ich auf den Brief sah, dann hielt Jessen ihn in der Hand.

Er wurde dunkelrot und starrte zuerst ganz fassungslos die Aufschrift an.

„Du gestattest?“ fragte er mit der ihm eignen Courtoisie, und griff nach einem Brieföffner.

Ich sah, daß seine Hände vor Aufregung flogen und das Couvert ungeschickt zerrissen.

In einer mir selbst kaum erklärlichen Spannung hielt ich den Blick auf Jessen geheftet, während er las.

Die Wirkung des Briefes war fürchterlich. Die Augen sprangen ihm fast aus den Höhlen, seine Gestalt spannte sich empor, bis er ganz aufsprang und den Brief auf den Tisch schleuderte, in einem jener Anfälle sinnloser Wut, die man sich früher von dem liebenswürdigen Menschen wie eine böse Mythe scheu erzählte. Ich hatte ihn nie so gesehen.

Es dauerte nur ganz kurz, dann sank er wieder auf den Stuhl, seine Stirn fiel vornüber auf die Hände, und ein dumpfes Stöhnen, wie das Uebermaß von Seelenqual es erpreßt, drang aus seiner Brust.

Ich ließ ihn gewähren. Erst nach einer ganzen Weile, als er ruhiger geworden war, wagte ich es, ihm teilnehmend die Hand auf die Schulter zu legen und zu sagen: „Mein armer Junge, würde es dich nicht erleichtern, zu sprechen? Ist von deinen Lieben jemand krank?“

Er schüttelte den Kopf. Dann sagte er mühsam: „Nein ... Es ist nur ... sie kommt nicht!“

„Kommt nicht?“ echote ich entsetzt.

„Nein. Man hat diese Erbärmlichkeit gegen mich aufgemutzt — ich bin nicht würdig, daß meine Tochter mich besucht — ein liederlicher Kerl, wie ich bin. Ah!“ Der Ekel verzerrte sein Gesicht. „Du hast dies nun doch einmal mit erlebt, — da lies nur“ — er machte eine krampfhafte Armbewegung, „lies nur den Brief meiner Gemahlin.“

Ich widerstrebte, aber weil ihn das reizte, nahm ich das zerknitterte Blatt.

Ohne Anrede, ohne Einleitung schrieb Frau v. Jessen ihrem Manne, daß sie, nach dem, was sie von seinem Treiben in G. gehört habe, Winfriede unmöglich jetzt gerade zu ihm reisen lassen könne. Das junge Mädchen käme in eine peinliche Situation, würde schief angesehen werden. Sie könne Micheli kommen, wenn bis dahin keine neuen kleinen Abenteuer vorgefallen seien, die es unmöglich machten.

Die Perfidie dieses Satzes entlockte mir einen Empörungslaut. Jessen sah auf mit unendlich gramvollem, bitterem Lächeln. „Das sitzt, was? Scharf und schneidig. O, ich sage dir, gegen die Grausamkeit einer Frau sind wir gutmütige Tölpel. So können wir's einfach gar nicht.

„Das wirst du dir doch nicht gefallen lassen?“ sagte ich empört.

Er ließ den Kopf hängen und schoß einen scheuen, gedemütigten Blick unter den schweren Lidern hervor. Keine Spur von Würde mehr; etwas wie ein geprügelter Hund.

„Sie glaubt mir ja nicht!“ kam es schamvoll heraus. „Und sie hat ja ein

Recht, mir zu mißtrauen. Ich habe sie betrogen, beleidigt. Sie hat recht. Sie hat überhaupt immer recht gehabt. Aber wie hat sie mich's fühlen lassen. — Du weißt natürlich von der Geschichte von damals?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich war der Schuldige. Ich will mich nicht rechtfertigen, nur etwas erklären, denn es begreift sich ja sonst gar nicht. Du hast doch damals auch ein bißchen für Helene geschwärmt. Du weißt, wie schön sie war, wie klug, charaktervoll, hundert andre aufwiegend. Es ist kaum zu fassen, daß der Mann einer solchen Frau andre überhaupt angucken kann, nicht wahr? Und ich hätte auch wohl keine andre angeguckt, wenn — ja, wie soll ich dies erklären? Ich möchte sie um Gottes willen nicht anklagen, um mich rein zu waschen. Sie hatte, wie ich schon sagte, viele seltene Vorzüge, nur irgend etwas fehlte, und ich glaube gerade das, was allen andern Vorzügen erst Wert giebt. Verstehst du das? — Ich habe neben ihr gehungert und gedürstet. Ja, gedürstet, das ist das richtige Wort. Ich war wie ein durstiger Wanderer, der neben einem krystallnen Wasser geht, aber das Wasser ist gefroren. Ihre Eigenschaften waren nicht flüssig. Ihr fehlte das Sonnige, das Beglückende.

„Und, denke dir — sie hatte keinen Schönheitssinn! Das habe ich immer so entbehrt. Es ist sonderbar bei jemand, der selbst so schön ist. Aber es ging ihr völlig ab. Man denkt, das ist nebensächlich. Aber es ist eine große Sache im Zusammenleben. Sie fand immer alles Luxus, nicht unsern Verhältnissen entsprechend. Gott, und sie hatte ja recht. Aber auch, wo es sich nicht um den Kostenpunkt handelte. Sie war für Einfachheit aus Prinzip. Wie habe ich zum Beispiel" — er deutete auf Winfriedes Kinderbild — „für diese Locken kämpfen müssen! Sie wollte dem Kinde ein steifes Zöpfchen machen; es war ganz entstellt — zum Weinen. Und das empfand sie gar nicht. Es wäre viel besser, dann werden Kinder nicht eitel, meinte sie. Solches Denken macht das Leben so nüchtern, so arm.

„Und denke dir, es klingt ja absurd," — es genierte ihn sichtlich, es zu sagen — „diese stolze Schönheit, der alles zu Füßen lag, die sich herabließ, als sie mich nahm, war — eifersüchtig auf mich! Auf mich, den sie geistig übersah, und den sie nicht einmal liebte, so wie andre Frauen lieben. Eifersüchtig, und in einer Weise, die uns beide erniedrigte. Ich weiß nicht, wie es mit ihrem stolzen, kühlen Temperament vereinbar sein kann, es ist mir immer unbegreiflich gewesen. Ich habe sie geliebt mit Seele und Sinnen, aber ich war niemals eifersüchtig. Ich freute mich, wenn ihr recht die Cour gemacht wurde.

„Die Welt hat es, glaube ich, nie gemerkt, aber ich habe fürchterlich darunter gelitten. Ein Mensch, wie ich, immer unter dem Bewußtsein, beobachtet, kontrolliert, beargwöhnt zu werden! Ich wurde unfrei und mißgestimmt.

„Nachher haben die Ereignisse freilich ihrem Mißtrauen scheinbar krasse Rechtfertigung gebracht. Aber das kann ich beschwören vor Gottes Thron, wenn sie nur ein kleines bißchen duldsam, etwas verstehend hätte sein wollen — nein, sein können, nie hätte eine andre für mich existiert. Es war nicht Leidenschaft, es war einfach der Hunger nach ein bißchen Sympathie, nach einem liebevollen,

weichen Wesen, danach ein bißchen gestreichelt zu werden. Ich hatte es so nötig. Ich war auch verwöhnt; ich habe das früher immer gehabt. Zuerst war's die Mutter, dann — andre. Nur bei meiner Frau mußte ich immer gerade sitzen. Und in ihren strengen Blicken las ich Mißbilligung, wo die andern verzeihend gelächelt hatten.

„Und auch ihre fortwährende, unbegründete Eifersucht trieb mich hinein. Wenn sie mir doch mißtraute, was hatte ich denn von meiner Treue. Das sind laxe Ideen, was? Die klare Idee hatte ich natürlich nicht, aber unbewußt mag es mich beeinflußt haben. Wie immer gescholtene Kinder schließlich unartig werden.

„Nun, wie es dann kam, kannst du dir denken. Wir trennten uns nicht gleich, sie wollte vor der Welt nicht eingestehen, daß sie betrogen war, dazu war sie viel zu hochmütig. Aber nachher war es mir recht; denn ich ertrage es nicht, neben einem Menschen herzugehen, in dessen Auge ich täglich und stündlich Verachtung lese. Und dann ewig die Geldangelegenheit! Du weißt, daß das Geld sich nie recht bei mir einnisten wollte. Ich hätte natürlich sparsam werden müssen, als ich Frau und Kinder hatte. Ich wollte es ja auch. Aber es ist so schwer. Und ich weiß nicht, die Leute wollten immer was von mir haben. Und ich kann nicht gut nein sagen.

„Nach dem Abschied wurde es noch schlimmer. Nun sollte man sich einrichten. Ich hatte nichts Rechtes zu thun. Und immer empfand ich Helenens stummen Vorwurf, daß ich es zu nichts gebracht. Frauen sind so ehrgeizig! Ach, wenn ich auf Jeßnitz hätte leben können, als Verwalter, als Inspektor. Auf dem Heimatboden fühlte ich mich immer am wohlsten, und auch am tüchtigsten. Manche kennen dieses Gefühl nicht, aber ich bin ein Antäos der heimatlichen Scholle.

„Es konnte nicht sein. Der Rest ist in drei Worten gesagt: ich ging bergab.

„Das Verhältnis zwischen Helene und mir wurde immer kälter. Ich war Luft für sie. Auch der Junge... An äußerer Ehrerbietung ließ er es nie fehlen, aber ich fing oft einen Blick von ihm auf, der mich verwarf. Er hat Helenens Augen.

„Nur Winfriede hielt treulich zu mir. Aber das Kind kam in eine peinliche Lage, so zwischen zwei Parteien, und ihr weiches Gemüt mußte drunter leiden. Und ich — ich scheute mich manchmal, mein Herzblatt in den Arm zu nehmen, weil ich das Gefühl hatte, daß es mir verargt wurde. Ein Vater, der die Küsse seines Kindes heimlich abstehlen muß, — ist das nicht eine grausame Verzerrung? Deshalb wurde mir die Trennung so schwer nicht. Ich wußte, von Besuchen, kurzem, aber unbeeinträchtigtem Beisammensein, würden wir mehr haben, als von so peinvollem Zusammenleben. Ach Gott!“ stöhnte er auf, sich wieder an den neuen, gegenwärtigen Kummer erinnernd, „nun ist auch das vorbei!“

„Das brauchst du aber nicht zu dulden,“ sagte ich, tief erschüttert von der Beichte meines armen Kameraden. „Schreibe, du verlangtest Winfriedes Kommen.“

Er schüttelte trübsinnig den Kopf. „Hat ein armer Teufel, der unter Kuratel steht, überhaupt etwas zu verlangen? Und ich würde es nicht wollen. Ich will das arme Kind nicht in Konflikte bringen. Na, das ist nun nicht —"

Er machte eine Bewegung, als wollte er sagen: abgethan! Und er schien leidlich gefaßt den Rest des Tages. Aber ich merkte, daß es an ihm fraß, die schreckliche Enttäuschung und die bittre Kränkung.

Er hatte mir ein Buch versprochen. Ich erinnerte ihn daran, um ihn von dem Zwange der Unterhaltung mit mir zu befreien.

„Es ist oben," sagte er, den Schlüssel herausziehend. „Möchtest du es dir selbst holen? Ich bin ein bißchen lahm."

Oben war Winfriedes Zimmer. Ich verstand. Er ertrug es nicht, jetzt den Raum zu betreten, mit dessen Ausschmückung er so viel Freude und Hoffen verbunden.

Und ich trat ganz leise auf. Mir war weh zu Mut in dem rosigen Zimmerchen.

Es wurde mir schwer, ihn zu verlassen den Abend. ‚Wie wird er die Nacht verbringen,' dachte ich, ‚allein mit seinem Gram!'

Er that mir grenzenlos leid. Immer grübelte ich über sein Schicksal nach. Dieser gute, liebenswürdige Mensch, so geschaffen, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und nun hatte es so kommen müssen!

Zu helfen war ihm nicht. Aber konnte man ihm nicht eine kleine Erleichterung schaffen, nur für den Augenblick?

Sonderbar, alle die Leiden, die seine Worte mir enthüllt, hatten mir nicht so ans Herz gegriffen, wie das, — daß das rosa Mädchenzimmer umsonst „zusammengebastelt" war.

Die kleinen Dinge, die haben's.

Ich dachte, an Winfriede zu schreiben, wie enttäuscht und bekümmert ihr Vater sei, und leidend. Ja, er war leidend, wenn nicht krank. Die Konsequenz dieser Mitteilung zu ziehen, wollte ich ihr überlassen. Wie ich sie beurteilte, würde sie kommen, wenn es auch Kämpfe kostete, schlimmstenfalls ohne der Mutter Einwilligung.

Aber dann wurde ich wieder wankend. Das war ja gerade, was Jessen nicht wollte, das Kind in einen Konflikt drängen. Und die Folgen? Möglicherweise verursachte ich Winfriedes völlige Entfremdung von der Mutter. Das konnte ich nicht verantworten.

Ich bin so ein Grübler, der die Dinge hin und her wendet, jede Seite erwägt, und deshalb in fast jedem Falle Gewissensqualen leiden muß.

Noch nie waren mir so die weittragenden Folgen der zerrütteten Ehe zum Bewußtsein gekommen. „Es ist auch für die Kinder besser so," hatte die hochmütige Frau gesagt. Vielleicht war Trennung besser als das andre. Aber eben das andre, das sollte nicht sein. — Es ist grausam, aber es ist so: Eltern sind nicht mehr Menschen schlechthin, mit individuellen Rechten. Sie stehen auf

einem Standpunkt mit weitem Ausblick, aber beschränkter Bewegungsfreiheit. Und jedes Außerachtlassen dieses Standpunktes rächt sich.

VII.

Ich frühstückte immer, ehe ich zu Jessen ging, der ein Spätaufsteher war im „Großherzog“. Dort hatte ich schon ein paarmal den Arzt getroffen, einen angenehmen Mann, mit dem klugen, scharfen Blick, dem frischen, humanen Wesen, das man oft bei Aerzten mit großer Landpraxis findet. Auch heute morgen kamen wir ins Gespräch.

„Nicht wahr, Sie sind ein guter Freund des Barons?“ fragte er.

Ich bejahte. Seit gestern war ich's.

„Dann möchte ich Sie bitten, eine Mission zu übernehmen, die ich mir selber nicht so gut zutraue. Herr v. Jessen steht nicht gut mit seiner Frau, nicht wahr? Doch glaube ich, daß es Pflicht wäre, die Familie zu benachrichtigen —“

Ich fühlte mich unbehaglich kalt werden.

„Daß des Barons Herzleiden rapide fortschreitet, und daß es, wenn er eine heftige Erregung hat, oder sonst unvorsichtig ist, ganz plötzlich mit ihm zu Ende sein kann. Wußten Sie denn nicht, daß er krank ist?“ fragte er, als er meine Erschütterung sah.

„Er kam mir krank vor. Aber so —, das ahnte ich nicht.“

„Es thut mir leid, daß ich Sie erschreckt habe. Es kann ja auch noch ein Jahr oder länger mit ihm dauern, aber ich weiß nicht, ob man es ihm wünschen soll. Er wird noch viel zu leiden haben. Aber finden Sie nicht auch, daß die Familie es wissen müßte?“

„Aber natürlich. Ich werde der Tochter sofort schreiben,“ sagte ich, froh, daß ich nicht nur berechtigt, sondern gezwungen war, mich mit Winfriede in Verbindung zu setzen.

„Sollte die Tochter nicht sowieso in diesen Tagen kommen?“

„Ja, aber es ist aufgeschoben zum Herbst,“ sagte ich verlegen. Und dann, von des Doktors klugem, guten Blick beeinflußt, platzte ich heraus: „Herr Doktor, Sie wissen natürlich auch die alberne Klatschgeschichte, die sich an meinen armen Freund geheftet. Was halten Sie davon? Sie glauben doch wohl nicht —“

„Ach bewahre, kein vernünftiger Mensch glaubt daran,“ polterte der Doktor. „Aber die vernünftigen Menschen sind hier leider, wie überall, recht dünn gesät, noch etwas dünner möcht' ich sagen. Denken Sie sich, welch ein Fressen für die guten G.er, die so wenig Unterhaltungsstoff haben, und sich so langweilen. Welche Gelegenheit, sich wohlgefällig an die Brust zu schlagen: Herrgott, ich danke dir! Na, und die Pensionstanten! Ich habe mir die Zunge aus dem Halse geredet, sie zu besänftigen, umsonst. So alte Jungfern, die selber nie im Leben einen Kuß bekommen haben, die zetern schon aus lauter Mißgunst. Und dann kam der Pastor ihnen noch zur Hilfe! Es war zum aus der Haut fahren! Na, sie haben sich aufgeregt und regen sich auch wohl wieder ab. Ehe ich meine Tour antrete, will ich mal bei dem Baron vorgehen.“

Mich drängte es, zuerst an Winfriede zu schreiben, dann ging auch ich zu Jessen.

Am Hauseingange traf ich den Doktor. „Sie haben schon geschrieben? Das ist gut," sagte er sehr ernst.

„Ist was mit Jessen?"

„Es ist eine Komplikation eingetreten, es kann jetzt sehr rasch gehen. Möglich ist auch, daß er es durchhält, seine Natur ist stark. Aber wünschen thu ich's ihm nicht. Hat er eine Aufregung gehabt?"

„Ja, durch einen Brief seiner Frau. Eben die Geschichte, von der wir sprachen."

Er schüttelte erzürnt den Kopf. „Wenn sie 's verantworten kann."

Jessen lag im Bett, aber den Oberkörper ganz hoch gelegt. Er lächelte mir zu, wie um Entschuldigung bittend. „Ein trauriger Kunde bin ich, was? Wer hätte das gedacht auf unsern Distanzritten. So kommt man herunter. Du triffst es ungünstig, aber morgen bin ich wieder hoch. Das Unangenehmste sind die Augen."

Er hatte quälende Beklemmungen. Ich bat ihn, nicht zu sprechen, und las ihm etwas vor.

„Er amüsierte sich über den Dompfaffen, der sich zutraulich auf meine Schulter setzte. „Hansel, — die Leibmelodie!" stieß er hervor.

Und Hansel begann: „Ich hatt' einen Kameraden."

„Jetzt kann er es auf einmal! So lange hab' ich mich gequält," rief er erfreut.

Ich wandte mich ab. —

Sollte ich ihm sagen, daß Winfriede kam? Denn kommen würde sie doch gewiß. Aber das würde ihn sicher aufregen. Denn wann kam sie, wann?

Ich rechnete mir aus, daß sie im günstigsten Falle am andern Abend kommen konnte. Im allergünstigsten. Hätte ich es noch dringender machen, diese letzte Verschlimmerung zum Akuten berichten müssen? Gott, wenn sie nun nicht kam! —

Die Stunden krochen. Der Kranke warf sich unruhig hin und her. Er forderte immerfort zu trinken.

„Du darfst nicht so viel trinken," mahnte ich. „Das ist nicht gut bei deiner Konstitution."

„Ich soll mich schonen? Für wen?" fragte er schneidend. — „Ich könnte ihr ja gar keinen größeren Gefallen thun, als krepieren. Ich existiere ja so schon nicht mehr für sie, aber es ist doch immer peinlich, so ein lebendes Gespenst."

Von diesem Ausbruch abgesehen, war er rührend sanft und geduldig, voller Rücksicht auf mich.

Ich war fast noch unruhiger als er. Dieser Junitag war endlos. Ach, und wenn es Abend war, dann im besten Falle noch vierundzwanzig Stunden!

Gegen Abend hielt ich es nicht mehr aus, und da Jessen mich drängte, etwas hinauszugehen, gab ich nach.

Ich rannte ein paar Kilometer Chaussee, und dann trieb dieselbe Unruhe, die mich fortgejagt, mich wieder nach Hause.

In Jessens Zimmer wurde gesprochen. Ob der Doktor da war? Ich trat leise ein. Die letzten Sonnenstrahlen schimmerten hell auf einem goldnen Haupte, das sich über Jessen neigte.

Gott sei gelobt! jubelte es in mir. Ich wunderte mich nicht einmal, daß sie so wie hergezaubert da war. Ich hatte sie schon so lange erwartet!

Sie stand auf und gab mir stumm die Hand.

„Was sagst du nun? Da ist das Kind! Wie vom Himmel gefallen! Und nun trifft sie's so schlecht! Liebling, morgen stehe ich auf — oder übermorgen. Aber laufen können werde ich nicht viel. Na, der Reinhard geht mit dir. Nicht, Reinhard? O, ich sage dir, dieses junge Fräulein läuft dich tot. Die kann's."

Er strahlte. Die Freude belebte ihn so, daß ich dachte, unsre Befürchtungen seien doch wohl übertrieben gewesen.

„Nun kann ich dich nicht in dein Zimmer bringen! Reinhard, willst du sie hinaufführen?"

„Aber Papa, das thut doch nicht nötig," sagte Winfriede lächelnd.

„Nein, er geleitet dich. Was, Reinhard?" Er zwinkerte mir listig zu. Ich verstand. Ich sollte die Wirkung auf Winfriede beobachten. Der Arme! Er hatte sich so darauf gefreut, ihr das kleine Reich zu übergeben! —

„Nicht wahr, Papa ist sehr krank?" fragte Winfriede mit zitternder Stimme und ängstlichen Augen, als wir auf dem kleinen Flur standen.

„Er ist krank. Aber, daß er es ist, habe ich selbst erst heute morgen vom Arzt erfahren, und Ihnen sofort geschrieben. Aber — wie kommt es denn, daß Sie schon hier sind, der Brief ist ja noch unterwegs."

„Aber das ist so einfach," sagte sie. „Ich mußte kommen. Ich wußte, daß Papa enttäuscht und bekümmert sein würde, weil ich nicht kommen sollte. Was Mama ihm geschrieben hat, wußte ich nicht genau, aber —" Sie brach verlegen ab.

„Sie können offen zu mir reden," sagte ich. „Ich weiß manches." Sie sah errötend zum Boden. Dann sagte sie leise, wie in Pein: „Mama schreibt ihm sonst nie. Ich sah, daß sie erregt war. Und dann bekam ich solche Angst. Ich mußte zu Papa. Und weil ich wußte, daß Mama mich nicht lassen würde, bin ich heimlich gereist und habe nur einen Zettel zurückgelassen."

„Sie tapfere Kleine!" rief ich bewundernd, „kostete es Sie denn nicht einen schweren Kampf?"

„Nein," sagte sie mit einem schönen, überzeugten Lächeln.

„Wenn irgend etwas mein inneres Fühlen angeht, bin ich immer ganz entschieden. Dann spricht in mir ganz deutlich eine Stimme, der gar nicht zu widerstreben ist. Ich fühlte, daß ich reisen mußte. Und ist es denn etwas Schlimmes? Ich habe doch ein Recht dazu! Er ist ja mein Vater!"

„Gewiß. Sie haben ganz recht gethan," sagte ich. „Wenn Sie wüßten, wie er sich auf Sie gefreut hat! Sie werden gleich einen Beweis davon sehen."

Wir stiegen hinauf, und ich schloß die Thür auf. Der letzte Tagesschein gab dem Stübchen eine noch zauberhaftere Poesie.

„Dies hat er alles selbst gemacht, für Sie!“ sagte ich.

Winfriede stand ganz still, wie in einem Bann, die Hände unbewußt gefaltet. Dann fingen ihre Lippen an zu zittern; sie schlug die Hände vors Gesicht, lehnte sich an die Wand und schluchzte bitterlich. —

„Nun?“ fragte Jessen erwartungsvoll. „Was sagte sie? Freute sie sich? Das ist recht! — Sieh doch mal zu, blüht die Nelke auf? Laß sie, bitte, morgen früh hinaussetzen, und die roten auch — und die Myrte!“

Es gab einen kleinen Kampf darum, wer die Nacht bei Jessen wachen sollte. Er protestierte überhaupt dagegen. Winfriede sagte, es sei ihre Sache. „Ich bin doch die Tochter! Wozu bin ich sonst da?“

Ich sagte, sie hätte die Reise hinter sich und sei ruhebedürftig. Ich dagegen würde die Nacht doch nicht schlafen.

Endlich entschied Jessen, indem er sagte: „Laß Reinhard bleiben, wenn er es durchaus will, Kind. Er kann besser auf dem Sofa schlafen wie du. Und — ich möchte so gern, daß du die erste Nacht in dem Zimmer oben schliefest, unter Rosen. Die nächste Nacht wachst du dann bei mir!“

Die Nacht war böse. Der Kranke konnte keinen Augenblick Ruhe finden. Furchtbare Beklemmungen quälten ihn. Sein Herz klopfte beinahe hörbar.

Ich setzte mich neben ihn, legte ihm oft frisches Eis auf und stützte ihn mit meiner Schulter, was ihn etwas beruhigte.

In allen seinen Qualen entschuldigte er sich noch, daß er mir Last mache. „Aber du bist ein guter, treuer Freund. Du thust es gern. Und, nicht wahr — das Kind mußte seinen Schlaf haben?“

VIII.

Ich suchte den Doktor allein zu sprechen, als er am nächsten Morgen fortging. Ich fand Jessen etwas besser, ohne Beschwerden, und so klar von Geist.

„Sei'n Sie aufs Schlimmste gefaßt,“ sagte er.

Winfriede war gegangen, einiges zu besorgen, und ich holte etwas von meinen Sachen aus dem Gasthause. Als ich zurückkam, sagte die alte Wirtsfrau, die mir in der Hausthür entgegenkam, geheimnisvoll zu mir: „Der Pastor ist bei ihm.“

„Mein Gott,“ sagte ich entsetzt, „wenn ich doch hier gewesen wäre.“ Ich trat eilig bei Jessen ein, — zu spät, ich hörte nur noch die letzten Worte einer orthodoxen Bußpredigt.

Ich sah mit Angst auf Jessen. Aber der hörte mit einem so guten, sanften, nur ein ganz wenig ironischem Lächeln zu.

„Herr Pastor, das ist einem Kranken zu viel zugemutet!“ rief ich erzürnt. „Sie sind hier eingedrungen.“

„Eingedrungen?“ sagte der junge Geistliche, und maß mich von oben bis unten, als wollte er sagen: „Du Kind der Welt, was unterfängst du dich?“

Er hatte ein fanatisches, aber nicht unedles Gesicht. Von denen, die Entsagung predigen und heimlich schwelgen, war er sicher keiner.

„Nein, Reinhard, Herr Pastor hat ganz recht," sagte Jessen begütigend. „Wie es des Arztes Pflicht ist, dem Kranken Pillen zu schlucken zu geben, so ist es auch Pflicht des Geistlichen. Aber," er lächelte ganz wenig, „Sie geben starke Dosen, Herr Pastor." Ich habe Sie nicht unterbrochen, aber lassen Sie mich jetzt, bitte, auch ein paar Worte sagen.

„Sie sind noch jung, Herr Pastor, und sehr strenge. Auch Ihr Gott ist sehr strenge. Er ist etwas, der alte eifersüchtige Rachegott Jahwe, — aber wir sind doch keine alten Ebräer. Ich kenne einen viel freundlicheren Gott. Ja, Herr Pastor, Sie haben mir gepredigt, ich solle Gott suchen gehen, in der letzten Stunde zu ihm zurückkehren, aber — ich habe ihn immer gehabt. Und ich möchte meinen Gott nicht gegen Ihren Gott vertauschen. Vielleicht halten Sie mich für gottlos, weil ich nicht zur Kirche gehe. Aber in Jeßnitz bin ich immer zur Kirche gegangen; der Pastor dort war ein milder, gütiger Mann, den ich verstand, der mir meinen Gott nicht nahm. Denn das ist bei mir, — und glauben Sie mir, bei vielen der Grund, weshalb sie nicht zur Kirche gehen: sie wollen sich ihren Gott nicht nehmen lassen. Ich habe nie den Glauben an ein höchstes, sehr weises, sehr gütiges Wesen verloren, das über unsern Geschicken wacht. Aber ich glaube nicht, daß Gott so viel von uns verlangt, wie Sie sagen. Da er allwissend ist, weiß er auch, wie das Leben uns armen Menschen schwer gemacht wird. Er wird schon ein Auge zudrücken.

„Sie haben mich ermahnt, ich solle meinen Feinden vergeben. Ich thue es von Herzen, wenn ich welche habe. Aber ich kenne nur einen Feind, der mir geschadet, mein Leben ruiniert hat."

„Nun — so vergeben Sie ihm," sagte der Pastor feierlich.

„Herr Pastor, dieser Feind bin ich mir selbst gewesen," sagte Jessen, und ein ganz klein wenig wehmütige Schalkhaftigkeit zuckte um seine Lippen. „Ob ich ihm ganz vergeben darf, weiß ich deshalb nicht, aber vielleicht thut es der Allgütige droben, dem von seinem hohen Standpunkt unsre Sünden gar nicht so gewaltig vorkommen werden, als uns. Nichts für ungut, Herr Pastor. Sie haben es gut gemeint, und ich danke Ihnen."

Er streckte seine Hand aus, und der Priester nahm sie stumm.

„Du brauchst dich nicht zu kränken, Reinhard," sagte er, als wir allein waren. „Ich wußte es ja schon, und — es ist das beste. Nur daß das Kind nicht dabei war, war mir lieb."

Nach kurzer Zeit kam Winfriede zurück, und nahm den Platz an Jessens Bett ein, den sie den Tag nicht wieder verließ. Die Ruhe des Vormittags war nur eine trügerische Pause gewesen. Nachher kamen wieder Beklemmungen und eine so furchtbare Unruhe.

Immerfort sah er umher, fragte nach der Zeit und seufzte und stöhnte.

Und wir wurden von seiner Unruhe mit ergriffen. Die Zeit schlich. Wie gestern, als ich Winfriede erwartete. Es war sinnlos, aber immerfort sah ich

nach der Uhr, und atmete erleichtert auf, wenn der träge Zeiger wieder eine halbe Stunde zurückgelegt hatte. Es war eine beängstigende Spannung in der Luft. Vielleicht lag es auch am Wetter; es war drückend heiß.

Wenn's doch erst Abend würde! war mein Stoßgebet.

Die Stunden krochen und der Kranke ächzte.

Ich wollte Winfriede überreden, mir ihren Platz einzuräumen, aber sie schüttelte nur verneinend den Kopf.

Sie sah blaß und abgespannt aus. Ich glaube, sie empfand die immer enger werdenden Kreise des düstern Gastes, der über uns schwebte.

Da, gegen acht, rollte ein Wagen heran.

Wir alle fuhren auf. Der Kranke straffte sich in die Höhe, höchste Erregung in den krampfhaft gespannten Zügen.

Ich stürzte hinaus. Eine schlanke schwarzgekleidete Dame sprang aus dem Wagen.

Eine unendliche Erleichterung, beinahe ein Aufjubeln kam mich an. Ich wußte jetzt erst, daß dies das war, worauf wir alle mit qualvollem Bangen gewartet hatten.

„Gnädige Frau, Sie kommen wie ein Erlösungsengel," sagte ich tiefbewegt. Aller Haß, den ich gegen die Frau genährt, war verschwunden.

„Doch hätte mich niemand gerufen, und ich wäre nicht hier, wenn ich nicht Ihren Brief an Winfriede geöffnet hätte," sagte sie bitter. Die neulich so kalten Augen flammten in leidenschaftlicher Erregung. „Aber — so war es ja immer! Seit Winfriedes frühester Kindheit!"

Dieser Ausruf gab mir den Schlüssel zu manchem ...

Ich empfand es jetzt auch als unverantwortliches Versäumnis, daß ich nicht an die Frau telegraphiert hatte, und senkte die Augen vor ihrem Vorwurfsblick.

Wir traten ein. Winfriede stand auf. Aber Frau v. Jessen nahm ihren Platz nicht. Sie lag auf den Knieen vor dem Krankenlager, ihre Stirn auf seiner Hand.

„Helene!" sagte er erschüttert, glückselig, verlegen. Seine freie Hand tastete unbehilflich, scheu liebkosend nach ihrem Haar. „Du bist gekommen!"

„Und du hättest mich nicht gerufen!" rief sie in leidenschaftlichem Vorwurf.

„Ich wußte doch nicht — ob du — würdest kommen wollen," sagte er schamvoll leise.

„Ach — dies habe ich verdient!" rief die starke Frau gebrochen. Ich führte Winfriede hinaus, in das Hintergärtchen.

„Gott hat es doch gut mit ihm gemeint," sagte ich leise. „Er ist glücklich."

„Ja, es ist gut so." Aber dann rief sie in ausbrechendem Schmerz: „Ich bin nun ganz überflüssig!" Und in ihrem fassungslosen Kummer weinte sie an meiner Schulter.

Ich ließ sie weinen, ohne sie zu stören.

Schließlich faßte sie sich und trocknete ihre Thränen. „Ach, es kann ja niemand wissen, was er mir gewesen ist! Viel mehr, als sonst ein Vater. Er

war ja so gut zu mir. Aber das ist's nicht allein. Ich glaube, am meisten — weil ich so viele Sorgen um ihn hatte. Es wird mir nachher sein, als hätte mein Dasein gar keinen Halt mehr, keinen Zweck. Mama hat Hubert, — wer braucht mich noch?"

„Teure Winfriede," sagte ich tiefbewegt, „es giebt einen Menschen, der Ihre sorgende Liebe als das Glück seines Lebens segnen würde. Aber ich will Sie nicht überstürzen, nicht Ihr Kummer, nicht, daß ich Ihres Vaters Freund bin, darf Sie beeinflussen. Gehen Sie ganz ruhig mit sich zu Rate und seien Sie sich bewußt, daß, wie Ihre Entscheidung auch ausfallen möge, ich immer Ihr bester, treuester Freund bleibe."

Ich ließ sie allein in der Bohnenlaube, am rauschenden Flüßchen, allein mit dem Sturm in ihrer jungen Mädchenseele.

Als ich am späten Abend noch einmal vom „Großherzog" herüberkam, Jessen zum letztenmal Gutenacht zu wünschen, sagte er, meine Hand lange und fest in seiner haltend: „Winfriede hat mir etwas gesagt, was mich sehr glücklich macht. Nun kann ich ruhig sterben. Gott ist doch gut — sehr gut zu mir armem Schächer!"

Am andern Morgen, auf der Grenze von Nacht und Tag, — die Vögel fingen eben an zu singen, und der Dompfaff stimmte leise und verträumt an: „Ich hatt' einen Kameraden" — da starb Winfried Jessen.

Als ich im hellen Morgensonnenschein eintrat, hielt seine Frau immer noch seine Hand in ihrer, wo sie die ganze Nacht geruht, und es hielt schwer, sie zu trennen.



Joseph Lewinsky über Theaterzensur.

An den Herrn Herausgeber.

Hochverehrter Herr und Freund!

Sie beehren mich als einen mit dem Theater innig Verwachsenen mit der Frage nach meiner Meinung über die Theaterzensur und deren Berechtigung, nachdem sich schon so viele beachtenswerte, geltende Stimmen teils in Artikeln der Berliner Tagespresse, sowie in andern großen Zeitungen darüber vernehmen ließen, welche zum geringen Teil für, zum weit größeren Teil aber gegen das Amt der Zensur eintraten.

Ich kann mir nicht im entferntesten nach so viel Verständigem, das wir gelesen, ein letztes, entscheidendes Wort anmaßen, einen das ganze Thema umfassenden Aufsatz bieten, der den Gegenstand geradezu erschöpfte und als um-

widersprechlich bestimmend angesehen werden müßte. Aber wenn ich solches auch vermöchte, bliebe in unsrem Falle meine Weisheit völlig akademisch, denn es stünde mir ja nicht die Macht zur Seite, dieselbe ins Leben zu rufen, und die betreffenden Ressortbeamten würden mich wie die andern auslachen. Ein Bureaukrat gehorcht einem Machtbefehl, aber keiner außer seinem Kreise entstandenen Ueberzeugung. Erlauben Sie mir daher, für meine Antwort die bescheidenere Form des Briefes zu wählen. Das ist die Mitteilung einer persönlichen Meinung ad personam und kann keinen Anstoß erregen. Ich habe eine zu hohe Meinung von der Bedeutung der Schaubühne, von der ihr zugehörenden Stellung im Staat, um nicht mit der Anschauung vieler meiner jüngeren Zeitgenossen im Widerspruch zu stehen und von jedem Assessor belächelt zu werden. Darum lassen Sie mich mit Ihnen über dies wichtige Thema nur vertraulich plaudern.

Es ereignet sich, wenn ich nicht irre, seit der Wiedererstehung des Reiches zum drittenmal, daß die Vertreter und Gesetzgeber des deutschen Volkes die bildenden Künste, die Dichtkunst und Schauspielkunst als integrierende Faktoren im Kultur- und Staatsleben der Gegenwart ins Auge faßten, ihren Meinungen zum Teil auch gesetzlichen Ausdruck gaben.

Bald nach der Gründung des Reiches erklärten sie die Theaterfreiheit, das heißt: jede Stadt kann so viel Theater bauen, als ihr beliebt, und jeder, dessen Dokumente gewissen bescheidenen, gesetzlichen Bedingungen entsprechen, (wenn er nur noch nicht im Zuchthaus gesessen) kann dieselben dirigieren. „Freie Konkurrenz! Dabei wird die Litteratur und die Kunst nur gewinnen!“ Diesen Jubelruf habe ich damals in vielen Blättern gelesen. Also ein „freies Gewerbe“ mit Theaterstücken. Zur genaueren Einreihung hätte der Reichstag damals gleich verfügen sollen: das Theater gehört in die Rubrik: „Gemischte Warenhandlung“, wie man bei uns in Oesterreich so häufig lesen kann.

In richtiger Konsequenz solcher Anschauung reihten die Volksvertreter einige Jahre später das Theater in die Gewerbeordnung ein, und die bureaukratische Welt, darunter ein Minister Herr v. Köller, wunderte sich und beklagte im Landtag, daß die Früchte der „freien Konkurrenz“ nicht so wohlschmeckend waren, als man in seinen Kreisen erwartet hatte.

Endlich, da sie bei den zeitweiligen Abwegen der dramatischen Litteratur, bei den bedenklichen Strömungen in der Wahl der Stoffe die Geister nicht mehr bannen können, die sie selbst gerufen, verlangen sie nach größerer Strenge und Erweiterung in der Handhabung des uralten Mittels „der Zensur“ natürlich in der Hand von Polizeibeamten.

Ich habe schon früher in dieser Zeitschrift Gelegenheit zu der Bemerkung gehabt, daß keine der gesetzgebenden oder Exekutivmächte im Staat das Recht hat, sich zu beklagen, da ja nach Anschauung derselben „die Kunst“ ein Artikel des Gewerbes ist — das gilt namentlich von der dramatischen Poesie und Darstellung. Ein kleiner Bruchteil der Nation mag diese Anschauung bedauern, aber die Mehrzahl ist offenbar für die sogenannte „Freiheit der Kunst“.

Dieselben Klagen, welche im Februar dieses Jahres im Parlament laut wurden und die Notwendigkeit einer Zensur erwiesen, sind vor sechs Jahren (21. Februar 1895) im preußischen Landtag erhoben worden.

Stimmführer der rückwärts Steuernden war damals Freiherr v. Heersmann; er richtete im Namen seiner Gesinnungsgenossen an den Minister v. Köller die Bitte: den theatralischen Aufführungen, welche Angriffe auf Religion, Sitte oder andre staatlich bedenkliche Tendenzen enthalten, schärfer entgegenzutreten als bisher; man gestatte, warf er der Regierung vor, die Verhöhnung in Religion, Ehe und Sitte, wie nie früher in Deutschland zulässig gewesen. Unser Theater sei herabgesunken von einer Stätte höherer Bildung zu einer Stätte der Darstellung der Unsitte. Es würden stellenweise auch Gedanken in der Bevölkerung angeregt, die auf den Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung gehen.

Der Herr Minister v. Köller gab damals zu, daß die Theater das, was sie sein sollten: „die Bildungsstätte zur Förderung der Sitte, alles Guten und Edlen“, schon lange nicht mehr sind.

Worin das seinen Grund hat, habe ich mir damals erlaubt, in dieser Zeitschrift darzulegen.

Heute lassen sich dieselben Klagen, und zwar in der gesetzgebenden Versammlung, vernehmen.

Ich stimme völlig mit den konservativen Herren überein, was die sittliche Seite vieler heutiger Theater betrifft, will sagen, alles das, was bezüglich der geschlechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft dort dargestellt und vorgetragen wird.

Wir ersehen aus der einschlägigen Litteratur, daß die Schamlosigkeit der Stücke und der Darsteller schon in der römischen Kaiserzeit nicht nur zuweilen entehrende Strafen im Gefolge hatte, sondern die Verachtung der gesamten guten Gesellschaft auf sich zog und anständige Frauen das Theater nicht besuchten. Man sagt, sie seien heutzutage weniger streng, wenigstens zuweilen. Der Staat war damals noch nicht darauf bedacht, seine Unterthanen im Theater moralisch zu erziehen, sondern die Gesellschaft selbst übte die wirksamste Zensur, indem sie derartige Schaustellungen für die Oeffentlichkeit als untauglich, abstoßend und edlerer Menschen unwürdig von sich wies und das Theater als ein unanständiges Haus nicht besuchte. Jedenfalls war die Zahl derer, die solche Meinung nicht teilten, eine genügende, um die ungeheuren Räume der damaligen Theater zu füllen.

Verfuhren aber anständige Menschen der heidnischen Welt in so strenger Art, so ist es nicht verwunderlich, daß die emporkommende römische Kirche ihren Gläubigen den Besuch des Theaters, als eines sittlich verworfenen Ortes, streng verbot und durch ihre Stimmführer, unter vielfacher Berufung auf Aussprüche der Kirchenväter, ein weithin tönendes Verdammungsurteil über das Theater aussprach.

Nach und nach wurde der Begriff des „Theaters“ mit solchen Ausschreitungen

auf sexuellem Gebiet derart verquickt, daß die Vorstellung eines schandvollen Ortes mit demselben verbunden blieb, selbst als das römische Reich verschwunden war und die römische Kirche die Weltherrschaft antrat. Dieser Stempel bleibt aller dramatischen Darstellung so fest aufgedrückt, daß nach jahrhundertelangem Verschwinden derselben im letzten Dritteil des Mittelalters das Vorurteil gegen dieselben auflebt, als sie sich heiliger Gegenstände bemächtigt. Es war ja natürlich, daß im Schoß der Kirche selbst der Gedanke aufkam, welch außerordentlichen Eindruck die lebendige Darstellung so vieler Ereignisse in der heiligen Geschichte auf die gläubigen Seelen hervorbringen müßte, und die Diener der Kirche selbst wurden die ersten Darsteller solcher Stoffe im Raum der Gotteshäuser.

Nachdem aber infolge der tiefen Wirkung die geistlichen Spiele, textlich sehr erweitert, eine große Anzahl spielender Personen erforderten, Profane herbeigezogen, der Schauplatz auf den offenen Markt verlegt werden mußte, und dadurch Tausende von Zuschauern teilnehmen konnten, stieg in beschränkten geistlichen Köpfen das alte Vorurteil gegen diese Kunstform wieder auf, sie eiferten gegen eine solche Art der Vermittlung und nannten dieselbe Profanierung der Geheimnisse der Religion. Diese eifernden Einwände verschwanden aber, als die klugen Jesuiten sich dieses Mittels bedienten, um Episoden der heiligen Geschichte lebendig und wirksam im Bewußtsein der Gläubigen zu erhalten.

Als nach dem Ausgang des Mittelalters die Monarchie emporkam, den Klerus, den Adel, den Richterstand, das Bürgertum als integrierende, doch immer als Teile des Staates, demselben untergeordnet, in ihren Kreis einschloß und das Theater, welches in Form reisender Gesellschaften der Unterhaltung der mächtigen Reichsbarone gedient hatte, endlich als festgefügte Institution dem Glanz königlicher Hofhaltung dienen mußte, änderte sich die Stellung des Theaters. Erst waren freilich aus Spanien und Italien obscöne, aber auch scharf satyrische Darstellungen auf die französische Bühne gekommen. Sie wurden von den Franzosen mit Freuden aufgenommen, von dem lebhaften Naturell und einer Sprache, die auch das Unmögliche an Lascivität durch Form, Geist und Klang schmackhaft zu machen weiß, auf das Theater gebracht. Das Volk johlte und die feine Gesellschaft, welche in den Umgangsformen das Muster Europas geworden war, sittlich aber immer tiefer sank, vergnügte sich nach ihrem angebornen Sinn der Leichtfertigkeit und Rücksichtslosigkeit.

In zahlreichen Schriften predigte die Geistlichkeit gegen die Verführung der Jugend, die von der Bühne ausgeht, und darin hatte sie recht. Unrecht hatte sie nur darin, daß sie stets den Versucher anklagte, ohne dem verführten Volk ihrerseits eine geistige und sittliche Bildung zu geben, welche es gegen diesen verderblichen Einfluß weniger empfänglich machen konnte.

Solche Stärkung schöpft ein Volk aber nicht aus der Fastenpredigt. Immer ist aber in diesen Klagen der Geistlichen nur von dem Sexuellen die Rede.

Die Monarchie steigt im 16. und 17. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. zur höchsten Macht empor. Inzwischen hat aber auch die Reformation den ganzen

Boden Europas umgeackert, die tiefe, mittelalterliche Finsternis in den Köpfen gelichtet, die Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit in religiösen und ethischen Dingen aufgerüttelt. Die Talente der Franzosen und Italiener brachen in den Satiren und Farces hervor. Da wurde es ernst. Durch Spott und scharfes Urteil, durch beißenden Witz in den wundesten Punkten getroffen, schnellten die Stände empor. Die angesehenen Mitglieder der Kirche schrieen über Verhöhnung der „Religion“. Bei diesem Kunstgriff, die oft sehr materiellen Interessen der Kirche und der Geistlichen „Religion“ zu nennen, sind sie bis zum heutigen Tage geblieben, weil die überwiegende Mehrzahl unwissender und beschränkter Menschen dadurch sehr erschreckt wird.

Das Königtum und seine jeweilige hohe Bureaukratie schrie ebenfalls, denn der Beamte und Adelige hielten sich ja für von Gott und der Natur bevorrechtete Stände und konnten eine Kritik ihres Treibens, ihrer angeblichen Vorrechte nicht dulden, denn kein herrschender Stand blieb in den Farces ungeschoren. Die Zeiten hatten sich aber schon insoweit gebessert, daß man die dramatischen Frevler an der Kirche oder dem geheiligten Königtum nicht öffentlich verbrennen, höchstens henken konnte; doch hatten sie ihre Gefängnisse, und die Korrektion unbequemer Aeußerung in Schrift oder Wort sah damals noch sehr brutal aus. Das war die Zensur nach dem Geschmack und den Machtverhältnissen der damaligen Zeit. Sie erwacht mit der ersten freien Aeußerung der Geister, und ihre Erscheinung ist furchtbar und zermalmend. Dennoch hieben die Farces des 16. und 17. Jahrhunderts blutige Streiche. Kein Stand entkam ihnen. Die Priester, die Adeligen, die Magistrate, die Bürger, die Bauern, ja selbst die Herrscher mußten diese Geißel kosten. Dann fuhr einmal das Parlament dazwischen und verfolgte die Schreiber und Komödianten mit Rutenstreichen, Gefängnis und Verbannung. In der Zeit, da das Königtum auf den Gipfel seiner Macht gekommen war, gewährt es einen drolligen Anblick, zu sehen, wie sich der König zuweilen ergötzt, wenn sein Beamten- und Richterstand gezaust wird, und wie er dieselben ruhig geißeln läßt. Das pikanteste Denkzeichen dieser Zeit ist jedenfalls das Vorspiel zur Aufführung des Tartuffe, das die Frommen in Staat und Hof spielten, und das geistvolle Wortspiel Molières gelegentlich dieses Verbots, Monsieur le Président ne veut pas, qu'on le joue.

Das 18. Jahrhundert bringt in der ersten Hälfte wieder viele Klagen von Geistlichen wie Laien gegen das Theater. Geradezu kleinlich, kindisch, unbegreiflich ist die Schrift, welche Rousseau gegen dasselbe richtet. Er bekundet darin einen völligen Mangel an künstlerischem Sinn und Verständnis; ohne den verbürgten berühmten Namen des Verfassers würde man in dem Autor einen beschränkten Landpfarrer vermuten. Marmontel hat das Theater gegen dessen Angriffe verteidigt, eine Aufgabe, die ihm allerdings bei so albernen Anwürfen nicht schwer war. Wir finden aber noch keine tiefen Ideen, die sich auf dem Theater kundgeben, und ungefähr bis zum Jahr 1770 liegt der Hauptvorwurf der Gegenschriften noch immer auf sexuellem Gebiete, wozu freilich auch die liederliche Lebensführung vieler Schauspieler beitrug, deren Abglanz den Charakter der

Bühne beschmutzte. Die bedeutenden Werke des französischen Theaters beschäftigten sich noch mit Helden und romantischen Rittern einerseits, mit sentimentalen bürgerlichen Verhältnissen andrerseits, in welche starke komische Elemente verflochten sind. Nach und nach kommen ernstere Angelegenheiten zur Sprache, es erscheinen die ersten Vorboten der Revolution, welche in der herrschenden Gesellschaft noch nicht verstanden oder mit frivolem Gelächter aufgenommen werden. Das wankende Königtum besaß nicht mehr Macht genug, die politischen Aeußerungen, die von der Bühne wie Zündraketen in das Volk fielen, zu unterdrücken. Aber bis zum Ende dieses Königtums bleibt in Frankreich die Gewalt der Unterdrückung geistiger Regungen in den Händen der großen Herren, der Minister und höchsten Staatsbeamten.

Unter Napoleon kommt sie in die Hände der Polizei. In Oesterreich war schon nach dem Tode des großen Kaisers Joseph die Polizei zu einer Großmacht erhoben und derselben alles überantwortet worden, was nur entfernt nach Geist aussah — da hatte die Zensur schon die erste Heimat gefunden. Nach der Niederwerfung Napoleons tauchte in den deutschen Kleinstaaten wie in Oesterreich, gleich einem Schreckgespenst, die Furcht empor: die Ideen der Revolution könnten sich ansteckend in den Köpfen der Deutschen fortpflanzen. Diese Angst verließ die großen wie die kleinen Monarchen nimmermehr, namentlich, seitdem sie sich des eigentümlichen Dankes bewußt bleiben mußten, den sie den deutschen Völkerschaften gezollt hatten für ihr Verbluten, ihre enthusiastische Aufopferung auf den napoleonischen Schlachtfeldern. Der gute Michel nannte diese Kriege die Freiheitskriege. Er wurde aber hinterher belehrt, daß er sich darunter die Freiheit seiner Fürsten, nicht aber andres Ungebührliches zu denken habe.

Grillparzer hat diese Fürsten in seinem unvergänglichen Gedichte: „Napoleon“ gezeichnet, indem er dem Cäsar seinen Wert zugestanden und diejenigen, die ihn bekämpft haben, ebenfalls unauslöschlich gewertet hat.

Aber in auserlesenen neuen Geistern, wie Lessing, Goethe, Schiller, tauchten in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts aus deutschem Boden Ideen empor, die weit über die politische Freiheit hinausgingen, die ein Ideal der Menschheit aufstellten, das zu erreichen wohl einer unabsehbar langen Zeit für unser Volk wie für die Menschheit bedürfen wird, dem nur einzelne Menschen in Gedanken, That und Selbsterziehung nachkommen können. Diese Art von Freiheit und Hoheit war den damaligen Herrschern noch fürchterlicher, denn gegen solche Ideen ist die Polizei ohnmächtig.

Solange Verhältnisse in Europa bestanden, unter denen die Kirche oder das Königtum ungescheut eine ihnen unpassende Meinung oder gar ein öffentliches, tadelndes Urteil auf dem Scheiterhaufen, durch den Henker oder in Kerkermauern vernichten, an weiterer Verbreitung hindern konnten, haben diese beiden obersten Mächte von der ihnen zustehenden Gewalt ausgiebigen Gebrauch gemacht. Aber um den Beginn des 19. Jahrhunderts war solche Bequemlichkeit fortschreitend weniger möglich; gegen die stille Macht der Zeit giebt es eben

keine Gewalt; jedes gute Buch, jede kleine, humane That der Aufklärung wirkt unmerklich, aber allmächtig fort im Reiche der Ideen, welche endlich doch die eigentlichen Herrscher sind.

Im dunkeln, unbehaglichen Gefühl solcher Wahrheit schufen die herrschenden Mächte unter andern freundlichen Schöpfungen, welche die „Heilige Allianz" zu stande gebracht hat, nach berühmten Mustern auch die „Zensur" und übten dieselbe in jedem Bereich geistiger Thätigkeit, in welchem sich den Mitlebenden ein suchendes, prüfendes Fortschreiten der Zeit kundgeben konnte. Die nächste und wichtigste Aufgabe war das Verbot unbequemer Bücher, wovon aber hier nicht die Rede ist.

Wir haben nur das Theater zu betrachten, und wie sich dieser alte Bohrwurm Zensur auch im neuen deutschen Kaiserreich das Leben erhalten hat, aber leider fast immer an den unrichtigen Stellen nagt. Sittlich faule Stellen läßt er oft unbeachtet, aber wo er geistiges Kernholz spürt, da zernagt er, so scharf er eben noch kann.

Nach den Freiheitskriegen ahmten die drei Dutzend Herrscher deutscher Vaterländchen dem imponierenden Beispiel Metternichs nach, und jede geistige Regung, die sich in Wort oder Schrift kundgab, wurde der Polizei überantwortet. In Oesterreich war das ein Leichtes. Da herrschte seit der Gegenreformation tiefes Dunkel, das nur durch das Lichtmeteor Josephs II. kurze Zeit unterbrochen war, sodann aber wieder hereinbrach und seinen Umkreis noch erweiterte.

Aber in Deutschland blieben nicht nur manche Strecken Landes religiös gesund, protestantisch, sondern es blieben auch bedenkliche Herde des Lichtes die Hexenküchen der Universitäten, in welchen immer neue geistige Tränke gebraut wurden, bei denen die Fackelträger deutschen Geistes: Lessing, Goethe, Schiller und andre leuchteten. Diese Bollwerke der forschenden Geister waren selbst für die so mächtige römische Kirche und für die Dunkelmänner der evangelischen Kirche zu fest, und ihnen allein haben, neben vielen andern, die Vaterländchen zu danken, daß sie am Leben blieben und endlich ein Vaterland werden konnten.

Aus den Verhandlungen des Reichstags über die Zensur (Februar 1901), die für den mit diesem Stoffe Vertrauten so belehrend waren, können Sie, verehrter Freund, gar deutlich entnehmen, daß ich nicht übertreibe.

Da sagt uns unter anderm der Herr Abgeordnete Müller-Meiningen: „In einer katholischen Litteraturgeschichte heißt es: ‚Ich kann mir keine entnervendere Lektüre denken als Goethes Hermann und Dorothea.'"

Beachten Sie nur, daß dies der Standpunkt des Zentrums zur Poesie, zu einem der edelsten und kostbarsten Schätze ist, welche der deutsche Genius hervorgebracht hat. Nun denken Sie sich diesen vielköpfigen Schergen Roms mit einem begabten Oberhaupt, wie es Windthorst war, als unbestrittenen Herrscher des deutschen Volkes. Die Folgen kann sich jeder leicht vorstellen; und wenn er einen greifbaren Beweis braucht, so mag er auf das heutige Spanien schauen.

Vielleicht könnte man aus diesen Betrachtungen auch den Schluß ziehen,

daß ich rufe: „Fort mit jeder Zensur!“ — Keineswegs! — Hier giebt's zu unterscheiden.

Im deutschen Reichstag ruft einmal ein Sozialdemokrat: „Wir fordern Freiheit des dichterischen Schaffens. Es wird der Polizei nicht gelingen, den freien Menschengeist auf die Dauer zu zügeln!“ — Das ist so eine rechte Musterphrase, bei der sich Freund wie Feind alles mögliche denken können, mit der man nicht das geringste, Ersprießliche, Praktische leisten kann, die aber den Massen im Ohre gellt, die ihnen gar nichts nützt, der sie aber zujohlen können.

Ich weiß dem Herrn Sozialdemokraten ein andres, ebenso unangreifbares Wort und ebenso zweideutig aus dem Lager der Gegenpartei zuzurufen. Goethe läßt den Henkersknecht der Inquisition, den Herzog von Alba, zu Egmont äußern: „Freiheit! Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu thun? — Und daran wird sie der König nicht hindern.“

Kann es einen ehrlichen, besonnenen Mann geben, der diesen Worten nicht seinen vollen Beifall zollen müßte? Und nun bedenke man, was dieses Wort in diesem Munde bedeutet? — Ja, mein wertester Herr Sozialdemokrat, für einen denkenden Menschen ist Ihr Wort von dem „freien Menschengeist“ gerade so zuverlässig, als das des Herzogs von Alba.

Aber es wurde ja auch eine Autorität in Sachen der dramatischen Kunst aufgerufen, Herr Baron Berger, der jetzige Direktor des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg. Derselbe schreibt:

„Die Mißstände im Theaterwesen können nur durch völlige Aufhebung der Zensur gehoben werden. Die Zensur ist eine heute längst überlebte Institution, die sich aus jener alten Zeit noch herübergerettet hat, da die Schauspieler noch als ehrlos galten. Erst wenn die Zensur aufgehoben wird, wird das Theater wirklich ehrlich gesprochen sein.“

Was? — Klingt das?!

Baron Berger ist mir seit vielen Jahren eine Autorität, deren Ansichten und Einsichten in die dramatische Kunst ich so hoch schätze, als die unsrer tiefsten Kunstkenner in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Aber ich frage: Was versteht er hier unter „das Theater“, welches ehrlich gesprochen werden soll? Was ist das für ein Theater?

Hier ist der Punkt, der die Urteile der Laien in solche Verwirrung bringt.

Jeder Raum von einer bestimmten, ihnen geläufigen Form, die einer erhöhten Schaustelle (Scene) zustrebt, auf welcher irgend welche Vorgänge aufgeführt werden, gilt auch für ein „Theater“, gleichgültig, ob auf demselben Goethes Iphigenie oder die obscönsten Vorgänge in dürftigster Bekleidung erscheinen, da man den Raum mit dem Zweck verwechselt. Nach dieser Anschauung stehen also die königliche Bühne und das Deutsche Theater in Berlin auf gleicher Rangstufe mit dem „Residenztheater“ derselben Stadt.

Oscar Blumenthal schreibt aber über diesen letzteren Schauplatz folgendes: „Die Entkleidungsscenen sind an dieser Bühne zur Tradition geworden, denn

man hält hier an der Annahme fest, daß die Vorschrift: ‚Man bittet, die Kleider in der Anstalt zu ordnen,‘ sich auf ein Kunstinstitut nicht beziehen soll. In Fernandes Ehekontrakt wechselt der vom Ehemann verfolgte Liebhaber auf der Bühne die Hosen.“

Der Polizeileutnant räumte das Theater, heißt es im Berichte dieses Abends. Das war aber etwas spät, Herr Leutnant. Das hätte Ihr Chef schon bei der Lektüre dieses lustigen Stückes merken sollen. Zudem treibt ja der Direktor ein „Gewerbe“, und es ist kein Zweifel, daß derselbe richtig gerechnet und auch nicht mit gefälschter Ware gehandelt, sondern mit so echter, als die Natur selbe nur gewähren kann.

In Preußen beansprucht die Polizei auch das Recht, aus sittenpolizeilichen Gründen eine Aufführung zu verbieten. Da die preußischen Beamten fast berühmt sind wegen ihres Diensteifers, so scheinen sie sehr nachsichtig zu sein in einer gewissen Beziehung, denn die Herren Abgeordneten erzählen von Aufführungen in den verschiedenen dramatischen „Gewerben“, welche nur die gänzliche Abwesenheit oder die Billigung der betreffenden Behörde annehmen lassen.

Es zeigt sich, wie das auch in Oesterreich durch das ganze 19. Jahrhundert der Fall war, daß die Polizei im Punkte des Sexuellen von einer so freien Anschauung ist, daß auch die Schwärmer für die gesetzliche freie Liebe sich damit ganz zufrieden geben können. Die herrschenden Stände in der Gesellschaft hüben wie drüben denken: ‚Der Tiermensch unterhält sich, er ist befriedigt; der geistige Mensch wird also in dem guten Staatsbürger nicht so bald erwachen und auf beunruhigende Gedanken kommen.‘

Was ist's denn also, was die Besten im Staat an der Zensur so empört? — Daß sie mit ihren täppischen Händen sich an „Kunstwerken“ vergreift, daß die Polizei in solche Schöpfungen des Geistes greift, die sich mit schweren Fragen und Konflikten im Gebiete der Religion, des Staates, der sozialen Kämpfe befassen. Hier greift sie ein als gehorsamer Diener der Kirche, der Beamten, der Junker, der Geldmacher unter der pomphaften Devise und amtlichen Parole:

„Das Stück richtet sich gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung.“

Die Darstellung der geistigen Kämpfe der Gegenwart, die künstlerischen dramatischen Werke, die den Konflikt des einzelnen Individuums mit den heutigen zahllosen, sich durchkreuzenden Interessen darstellen — kurz das ganze Gebiet geistiger und seelischer Kämpfe muß frei sein; es ist eine Entehrung der geistigen Arbeit des Volkes, dieselbe von der Polizei beurteilen zu lassen. Alles was obscön ist, sei streng vom Theater verbannt, es werde behördlich verboten; wo dagegen gehandelt wird, mag die Polizei eingreifen, als exekutives, nicht als beurteilendes Organ.

„Die Götter wohnen bis zum Gürtel nur,
Was drunter ist Hölle, Pestgeruch, Verwesung.“

Vom Gürtel aufwärts hat die fürsorgliche Behörde gar nichts zu thun, sie soll zur sittlichen Gesundheit des Staates ihren Blick nach unten wenden. Aber nie beurteilend. Es ist nicht erstaunlich, daß ein Polizeikommissar, dem

ich Tolstojs „Macht der Finsternis“ vorlege, sich einbildet, er habe ein unsittliches Buch in der Hand. Der Mann ist ja gar nicht verpflichtet, das furchtbare Gericht zu verstehen, das der Dichter vollzieht.

Das zu beurteilen, müßte ein geistiger Gerichtshof existieren, zusammengesetzt aus bedeutenden wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Persönlichkeiten des Volkes, eine Ratsversammlung, welche vom Staate besoldet wird, wie die Beamten eines Ministeriums für Kultus und Unterricht. Von diesem Rate müßte abhängig sein, was überhaupt im ganzen Umfang des Reiches zur Aufführung geeignet ist. Derselbe hätte natürlich nicht über den künstlerischen Wert einer Arbeit, sondern nur über deren Zulässigkeit zu entscheiden und sein „Genehmigt“ beizusetzen. Kein Stück dürfte bei einer Schaubühne eingereicht werden, ohne den vorhergegangenen amtlichen Beisatz.

Doch all das, verehrter Freund, sind fromme Wünsche, die ich Ihnen nur als solche, wenn gleich wohl überdacht, ausspreche.

Das ist eine Kulturfrage.

Wollte einer mit solchem Vorschlag vor eine heutige Regierung treten, so würde ihm ein lächelndes „Sonderbarer Schwärmer“ entgegen tönen. So weit sind wir noch nicht in der Kultur, daß in unserm Staatsleben die Seele des Bürgers eben so hoch geschätzt würde, als seine Tauglichkeit zum Kriegsdienst oder sein Wohl als Kaufmann. Das ist eine Angelegenheit der Zukunft, deren Entscheidung nur aus dem Volke kommen kann.

Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo der sittliche Wert des Menschen als Bürger so hoch geschätzt wird, als seine geistige Begabung oder seine Geldkraft, und wo die Kunst vom Staat als ein hohes Kulturmittel wie Kulturzweck erkannt wird, wie dies längst unsre größten Dichter und Denker anerkannt haben.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

Joseph Lewinsky.



Ueber Lavoisier und die Reformatoren in der Chemie.

Von

Prof. Dr. Fittica in Marburg i. H.

Wie die Reformatoren andrer Wissenschaften und die Reformatoren überhaupt, haben auch diejenigen der Chemie durchaus kein glänzendes irdisches Los gehabt. Nicht nur wurden sie überall verdächtigt, beneidet und verkleinert, sondern haben sich auch des Erfolges ihrer Lehren nur mäßig

erfreuen können, da das Epigonentum bekanntlich dem äußeren Glanz, nicht aber der Wahrheit und Tüchtigkeit sich zugesellt. Besonders gilt dies von Lavoisier, einem der größten Reformatoren in der Chemie, der selbst über ein halbes Jahrhundert (1870) nach seinem Tode (1794) noch einen Angriff von seiten eines deutschen Forschers: Volhard erfuhr. Dieser wollte ihn nicht einmal als Chemiker gelten lassen, geschweige denn als Reformator, vielmehr versuchte er nachzuweisen, daß ihm das Verständnis für eine richtige Interpretation chemischer Thatsachen, wie es namentlich bei Scheele (einem großen schwedischen Chemiker und Zeitgenossen Lavoisiers) zu finden sei, und welches auch Stahl (derjenige, gegen dessen Lehren Lavoisier zu Felde zog) durchaus besessen habe, völlig abgegangen sei. Mehr durch Zufall als experimentelle Begabung oder Ueberlegung habe er die richtige Erklärung vor allem für die Verbrennungserscheinungen gefunden, und die Chemie habe sich im Zeitalter seines Lebens und Wirkens bereits auf so hoher Stufe befunden, daß, wenn nicht Lavoisier, irgend ein andrer namenloser Chemiker notwendig zur richtigen Erklärung der Verbrennungserscheinungen (um diese handelte es sich damals) hätte kommen müssen. Vielmehr habe er, Lavoisier, sich gerade als Dilettant, der von den herrschenden Lehren unberührt geblieben sei, vorzüglich zu einem richtigen, vorurteilslosen Interpreten chemischer Thatsachen geeignet.

Zur Erklärung dieses Urteils, welches übrigens auch von deutscher Seite bald erheblich angefochten wurde, sei zunächst bemerkt, daß es wesentlich hervorgerufen wurde durch eine im Jahre 1868 von einem französischen Forscher (Wurtz) herausgegebene Schrift (Geschichte der chemischen Theorien), in welcher mit einer bodenlosen Dreistigkeit behauptet wurde: „Die Chemie ist eine französische Wissenschaft; sie wurde von Lavoisier unsterblichen Andenkens begründet.“ Diese, jeden Deutschen wahrhaft empörende Aussage verdiente allerdings eine energische Zurückweisung, da die Deutschen mindestens so viel, wenn nicht mehr, an der Ausbildung der Chemie Anteil haben als die Franzosen, und man weder von einer französischen, noch deutschen, noch auch englischen oder italienischen, höchstens von einer ägyptischen Chemie zu reden vermag, da in Aegypten nachweislich die Wiege unsrer jetzigen Wissenschaft gestanden hat. Andrerseits ist indes zu bemerken, daß nichts falscher ist, als Lavoisiers Ruhm deshalb schmälern zu wollen, weil er „zufällig“ derjenige gewesen sei, welcher das Wesen der Verbrennungserscheinungen gegenüber den früheren Lehren dahin erkannt habe, daß dieselben nicht in einer Zersetzung, sondern im Gegenteil in einer Vereinigung (mit Sauerstoff oder sauerstoffähnlichen Körpern) der verbrennlichen Stoffe ihren Grund habe. Vor allem bei großen Umwälzungen in Wissenschaft und Kunst spielt der Zufall eine höchst untergeordnete Rolle. Es giebt in der Geschichte, man kann sagen jeglicher Wissenschaften, keinen einzigen Fall, welcher nicht darthäte, daß eine neue Zeitperiode stets durch die Entdeckungen und Lehren der früheren vorbereitet würde. Eine neue, bahnbrechende Anschauung entspringt niemals ohne geschichtliche Entwicklung dem Gehirn eines einzelnen Mannes, aber es ist genug für die Reform, wenn dieser eine den neuen Zeitgeist begreift

und ihn zum Ausdruck bringt. Speziell in der Geschichte der Chemie läßt sich dies überall darthun.

Im 16. Jahrhundert war es Paracelsus (Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, 1493—1541), welcher die Chemie zur Medizin lenkte derart, daß er auf den Schultern des vor ihm wirkenden Alchimisten Basilius Valentinus (ein wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Erfurt lebender Mönch, genauere Daten fehlen) die medizinischen Kenntnisse und Lehren desselben erweiterte und vervollkommnete. Aber nicht aus diesem Grunde gilt er als Reformator der Chemie, respektive als Vater der „medizinischen Chemie", sondern weil er die Meinung vertrat, daß die gesamten Vorgänge des organischen Lebens rein chemische seien, und daß es infolgedessen die Aufgabe der Chemie sei, nicht (gegenüber der Alchimie) Metallverwandlung zu erwirken, sondern, in höherer Art, die Vorgänge des menschlichen und tierischen Lebens chemisch zu erforschen, zu erklären, sowie entsprechende Heilmittel zu ergründen. Speziell aber in dieser Forschung hat Paracelsus wenig geleistet, vor allem gegenüber Basilius Valentinus, welcher nicht nur als Forscher zuverlässiger und tüchtiger, sondern auch als Lehrer kenntnisreicher und hervorragender war. Ja, man kann sogar des weiteren behaupten, daß Paracelsus, welcher Hochschullehrer in Basel war und selten anders als betrunken aufs Katheder kam, seine Reformbestrebungen mit Schwindeleien paarte, demnach das Gegenteil eines ruhigen, besonnenen Forschers war und das Beispiel dafür bot, daß ein Teil seiner Schüler in Trunkenheit, Prahlerei, Lug und Betrug sich erging. Nichtsdestoweniger ist er mit Recht deshalb ein Reformator der Chemie zu nennen, weil er für seine Idee der medizinisch-chemischen Anschauungen, der Jatrochemie, kämpfte und wirkte. Es ist eben eine leider nicht wegzuleugnende Thatsache, daß eine Anzahl unsrer großen Reformatoren, und zwar nicht nur in Chemie und Naturwissenschaft, ihre hervorragenden Geistesgaben mit den traurigsten Charaktereigenschaften Hand in Hand gehen ließen, in Uebereinstimmung mit Dichtern und Künstlern, von welchen letzteren selbst die bedeutendsten kaum eine Ausnahme machten und machen.

Die Vorgänger sodann von Stahl, demselben, welchen Lavoisier bekämpfte, waren Becher und Kunkel. Stahl, ein 1660 in Ansbach geborener, später als Professor der Medizin in Halle wirkender Chemiker, respektive Jatrochemiker, war der erste, welcher eine rein chemische Theorie aufstellte, gegenüber den älteren Lehren der Alchimisten und des Paracelsus: die sogenannte Phlogistontheorie. Diese sagte aus, daß die Verbrennung in der Ausstoßung einer unwägbaren Substanz, des Phlogiston, bestehe, sowie daß sämtliche verbrennliche Körper Phlogiston enthielten. Diese Lehre wurde indes bereits von einem Manne des medizinischen (Paracelsischen) Zeitalters Namens Becher vorbereitet, welcher aus Speier (1635) stammte, später in Mainz an der damaligen Hochschule lehrte, sodann nach München, von hier nach Wien ging, endlich aber Deutschland verließ und nach vorübergehendem Aufenthalt in Holland in England starb (1682). Dieser Mann nahm gegenüber den alchimistischen Lehren, welche Schwefel als

wesentlichen Bestandteil sämtlicher verbrennlichen Körper ansahen, bereits in solchen Stoffen das Vorkommen einer besonderen, von ihm nicht näher definierten, allgemein als Erde bezeichneten Substanz an. Allein der erste, welcher das allgemeine Vorkommen von Schwefel in verbrennlichen oder auch oxydierbaren (zum Beispiel rostenden) Körpern bestritt, war Kunkel (1630—1702), ein im wesentlichen als Alchimist bei verschiedenen Fürsten beschäftigter, holsteinischer Chemiker, der Entdecker des Phosphors. Dieser war an Scharfsinn der Untersuchung bei weitem Becher überlegen, letzterer aber wiederum Stahl; indes gilt trotzdem weder Kunkel noch Becher, sondern vielmehr Stahl mit Recht als Begründer der Phlogistontheorie deshalb, weil er das Wort hierfür ergriff und sie systematisch durchbildete. Auch Stahls experimentelle Leistungen sind wie diejenigen Lavoisiers nicht groß und mannigfaltig im Vergleich zu denjenigen seiner Zeitgenossen und den eben genannten Vorgängern; ja, es ist Thatsache, daß beide sich in der Untersuchung vieler Gegenstände unzuverlässig und kenntnisschwach gezeigt haben; diejenigen Arbeiten indes, welche sie im Geiste ihrer Reform durchführten, waren durchaus zuverlässig und genau.

Aber es sind zu allen Zeiten große Reformen stets ausgegangen von Männern, die sich durch eine glückliche Kombination eines sichtenden und ordnenden Geistes auszeichneten, wofür als vaterländisches Beispiel Alexander v. Humboldt gelten kann. Auch dessen experimentelle Leistungen waren nur dürftig, manchmal unrichtig, seine theoretischen Lehren hingegen äußerst fruchtbringend, und dessen Verdienst rücksichtlich Lavoisier ist es, daß er noch zu dessen Lebzeiten (1793) für die Annahme der antiphlogistischen Lehren sich aussprach. Ein Mann, welcher durch umfassende Geistesgaben ausgezeichnet ist, pflegt auf kleinen Gebieten nicht besonders hervorragend zu sein. Lavoisier hatte entschieden geringes experimentelles Talent, namentlich gegenüber seinem oben bereits genannten, schwedischen Zeitgenossen Scheele (1742—1786), ein um so größeres besaß er dagegen in der richtigen Deutung der von ihm und andern aufgefundenen Thatsachen, sowie in der Kombination einzelner Beobachtungen.

Sein Leben bietet uns insbesondere wiederum dafür ein Beispiel, daß hervorragende Männer häufig Autodidakten sind. Er war 1743 in Paris als Sohn eines Kaufmanns geboren, welch letzterer ihm allerdings eine sorgfältige Erziehung, auch in der Naturwissenschaft, zu teil werden ließ; allein sein Lehrer hierin, G. F. Rouelle, war durchaus kein Naturforscher ersten Ranges. Wenn er (Lavoisier) auch hin und wieder mit solchen in Berührung kam, zum Beispiel Priestley (1733—1804), einem englischen Chemiker, unter anderm der Entdecker des Sauerstoffs, so haben diese dennoch auf ihn als Forscher nur wenig einwirken können, letzterer vor allem deshalb, weil er, Priestley, in der Nähe von Leeds zu Hause war, mithin mit seinem Pariser Kollegen damals nicht in wissenschaftlichem Verkehr stehen konnte. Wurde ferner Lavoisier auch bereits in seinem 25. Jahre (1768) Mitglied der Pariser Akademie, so hat er doch Zeit seines Lebens keine chemische oder naturwissenschaftliche Professur bekleidet, sondern lediglich staatliche Verwaltungsämter. Im Jahre seiner Verheiratung, 1771,

seinem 28. Jahre, in welchem er ein 13jähriges Mädchen heimführte, das später, nach dem Tode ihres Mannes, längere Zeit den geistigen Mittelpunkt von Paris bildete, erhielt er eine Anstellung als Generalpächter; 1776 wurde er an die Spitze der Verwaltung für Salpeter- und Pulverfabrikation berufen; 1787 trat er als Mitglied der Provinzialversammlung von Orleans auf, 1788 war er Administrator der Pariser Diskontokasse, 1790 ferner als Mitglied der Kommission für die Regulierung des Maß- und Gewichtssystems thätig. Endlich traf ihn das Geschick vieler bedeutender Geister, daß er in seinem Vaterlande nicht bei Lebzeiten zur Anerkennung kam, allerdings teilweise verursacht durch die Pariser Schreckensherrschaft unter Robespierre. Von diesem wurde er 1794 in den Anklagezustand versetzt, auf eine nichtige Beschuldigung hin, daß er sich als Generalpächter Erpressungen erlaubt habe, und starb er demgemäß im gleichen Jahre auf dem Schafott.

Seine wissenschaftlichen Leistungen sind gegenüber denen seiner Zeitgenossen, respektive der Anhänger der Phlogistonlehre, wesentlich in der wissenschaftlich-klaren Sprache seiner Abhandlungen zu suchen, sowie in der Forderung, statt einer Anzahl regelloser Versuche eine auf ein bestimmtes Ziel ausgehende methodische Untersuchung eines chemischen Gegenstandes anzustellen. Diese Forderung war zu jener Zeit von großer Bedeutung, als man überhaupt erst anfing, die Chemie frei von Nebenabsichten, ihrer selbst willen, zu fördern, respektive sie als Naturwissenschaft im höheren Sinne zu behandeln, durch welche die Zusammensetzung der uns umgebenden Stoffe zu erforschen war. Wenn auch, wie oben gesagt, Stahl derjenige war, welcher in seiner Phlogistonlehre uns die erste chemische Theorie gab, so waren seine Schüler und Anhänger doch allgemein weit davon entfernt, hierin methodisch vorzugehen. Aber selbst die Ausnahmen hiervon, die im Sinne ihres Meisters lediglich wissenschaftlich arbeiten wollten, waren deshalb hierzu nicht in der Lage, weil die Grundlage jener Theorie falsch war, das heißt die Verbrennung nicht in der Ausstoßung einer Substanz (Phlogiston), sondern vielmehr in der Aufnahme einer solchen (Sauerstoff) bestand und besteht. Die hierfür mit Schwefel, Phosphor und einigen Metallen seitens Lavoisier angestellten Versuche waren auf das sorgfältigste zur Ausführung gebracht.

Wenn indes von französischer Seite, und zwar von dem in Paris von Anfang bis Ende des 19. Jahrhunderts lebenden und wirkenden Chemiker Dumas, behauptet wurde, daß jene Versuche von Lavoisier mit dem vollen Bewußtsein eines Reformators bereits von Anfang an begonnen worden seien, so beruht eine solche Anschauung einfach auf einem völligen Verkennen allgemeiner geschichtlicher Thatsachen. Selbst von Luther läßt sich dergleichen nicht behaupten, der anfangs tief in den Irrlehren des Mönchswesens befangen war, viel weniger von Lavoisier, dessen Reformgebiet verhältnismäßig klein war. Allein andrerseits ist es, gemäß den Behauptungen von Volhard, ebenso falsch, zu sagen, Lavoisier habe sich deshalb nicht zur Phlogistonlehre bekennen können, weil er kein schulgerecht ausgebildeter Chemiker gewesen sei. Im Gegenteil

kennt man von ihm eine Reihe von Aussprüchen, die er in seinem 22. und selbst 29. Lebensjahre seinen Abhandlungen einverleibte, wonach er um diese Zeit völlig auf dem Standpunkt der Phlogistiker sich befand.

Erst im Jahre 1776, also im Alter von 33 Jahren, legte unser Reformator seine neue Lehre über die Verbrennung der Pariser Akademie vor, wonach die Körper nur in atmosphärischer oder in „dephlogistierter“ Luft (das heißt Sauerstoff) verbrennen oder oxydiert werden konnten. Allein diese Lehre fand zunächst sehr wenig Beachtung; erst längere Zeit nach seinem Tode kam Lavoisier, wie es auch für eine Reihe andrer bedeutender Männer gilt, zu allgemeiner Anerkennung sowohl seiner Ansichten als seiner Arbeiten.



Gespräche mit Don Lorenzo Perosi.

Von

Benno Geiger.

Die Nachricht, daß Don Lorenzo in Venedig und mich morgens um neun bei sich erwarte, kam mir als die Erfüllung einer langen Sehnsucht, Auflösung eines lang vorgehaltenen Accordes. Zur angegebenen Stunde befand ich mich denn auch auf der breiten Marmortreppe des Patriarchates, ein weißes, grelles Gebäude, das störend den Bewunderer der Markuskirche blendet.

„Ist der Maestro zu Hause?“ fragte ich eine schlichte Frau, die mir nach wiederholtem Schellen öffnete. „Empfängt er? Er ließ mir sagen, daß ich ihn heute um diese Stunde finden würde.“

„Bitte einzutreten,“ erwiderte sie mir; „soeben hat Don Lorenzo die Messe gelesen und ist beim Frühstück.“

Doch währenddessen kam Perosi, der meine Stimme erkannt, mir schon entgegen, wohlgemut, wie immer, lebhaft in seinem schwarzen Gewande.

„Ein Jahr ist es her, denken Sie nur, ein rundes Jahr und mehr noch!“ rief ich ihm freudig-grollend entgegen.

Er nahm mich fragend unter den Arm:

„Wirklich?“ und lächelte dabei sein schelmisches Lächeln.

„Kommen Sie, wir wollen in die Kirche. Von oben, auf dem Gange. Ich liebe sie so, meine Kirche!“

Man sieht: ganz wie in seiner Musik, so auch im Leben. Der Anfang — ohne Anfang; ein sanftes Fortlaufen eines in der Tiefe unbekannt verbliebenen Vorspieles.

Wir traten in die Wohnzimmer des Patriarchen. Gemach auf Gemach folgten sich in irrgänglicher Folge, Korridore und wieder andre Gemächer. Ueberall Heiligen- und Madonnenbilder und Kruzifixe an den Wänden, hie und da eine brennende Lampe und ein mit einem „o, Maestro!“ vorbeihuschender Priester; die Privatkapelle des Patriarchen: ein lichtes, freundlich unberedtes Zimmer in weißem Kleide; eine Wandthür; ein goldener, unendlicher Schimmer; die Kirche und in ihr die Offenbarung einer vielsamen Welt.

Ich weiß nicht, wie wenige oben auf den schmalen, ungleichen, von hohen Säulen getragenen Gängen der Markuskirche gewesen, und wer von da aus jene Welt betrachtet, wer die tiefen Mosaikgrotten und all das schimmernde Gold sah, und den Verfall des Marmors in der Verherrlichung seiner entfärbten Töne, die Spur zehn malender Jahrhunderte; auch weiß ich nicht, wie wenige fähig sind, jene selbst entstandene Kunst zu genießen, jenes tausendfältige und doch einzige Um-dich —, denn es gehören Jahre dazu, Jahre der Liebe und andachtsvollen Betrachtung, des liebevollsten Sichhineinlebens. Doch wer ihn sah, jenen Schimmer, der wird verstehen, dem wird gewahr, was uns bei jenem Eintritt umgürtete.

Wir sprachen wenig miteinander. Kaum entsinne ich mich heute dessen, was unten herum geschehen, und wie die Menge sich wallend gemehrt und wie der Chor zu dem Gebete erklungen. Wir sind stehen geblieben, gleich da bei dem Eintritt, in ferner Ecke, bei jenem Stammbaume der Jungfrau Maria. Es ist mir so um das Herz gewesen, als ob von jenem Golde, von jener Ruhe und jenem außerweltlichen Dufte, dem allerheimlichsten Gedanken des mir zur Seite stehenden Künstlers sich mir ein Flitter löse, ein nie geschauter, als ob der Künstler mir etwas sage, leise, leise, in den Schimmer hinein, den unendlichen, etwas Tiefes, etwas, das so muß gelautet haben:

„Wie klein erscheinen mir alle Ehrbezeigungen der Menschen gegenüber den allmächtigen Erzeugnissen einer unbewußten Kunst; die Litaneien der Priester, die von Buß- und Reuezeichen unterbrochenen Klänge der stimmlosen Sänger gegenüber der gewaltigen Stimme einer Kunst, die ihren Gesang bildet aus Schatten und Nacht und der Absonderung von der Menschheit.

„Ich möchte die Menschen vergessen in dem Orte, der gebaut ward, um die Menschen zu Besserem hinzugeleiten, zu anderm entstand. Ist denn nicht schon das Bessere und die Unendlichkeit im Orte selbst und den Gefühlen, die er in mir erweckt, mehr als in der Hoffnung eines fernsten Zieles?

„Genügsamkeit! Wer dich erfaßte, dem entstehen ringsum die Offenbarungen jenes fernsten Zieles, dem wird ein Gott in der Nähe.

„Das Ferne, Allzuferne liebe ich nicht. Um dich ist alles, du kannst es fassen.

„Um dich sind ja die fernsten Welten deiner Gedankenwelt, das Unbestimmte, das dir spricht eine Sprache der liebenden Töne. Gehe ein in dieses Heiligtum des Um-dichs, es zeigt dir ein Zeichen der mildesten Kraft.“

„Und doch ist schön,“ muß ich wohl dann erwidert haben, „und doch ist schön

der Wahn des Fernsten in der Umgebung der allernächsten Pracht. In jenem Gegensatze entsteht mir eben ein Gefühl der wollenden Bescheidenheit und der bestimmten Demut, das manchen schon zu etwas Höherem verholfen.

„Denn: auch wer ‚vorübergeht‘ wird finden. Sonst wäre das Leben kein Trost.

„Und viele, die wir ehren als die Größten, waren oft nur solche ‚Vorübergänger‘ an dem wirklichen Ziele und ihre Kunst eine Kunst des Wiederscheines und der Ferne.

„Ja, schön erscheint mir eben auch ein Vorübergehen und dieser Unverstand so vieler; ein Schaum, der schäumt und an der Sonne zergeht, trotz der funkelnden Fläche.“

„Du wähnst,“ hat mir die Stimme des Dichters zugeflüstert, leise, leise, in den Schimmer hinein, den unendlichen. „Verleumdet ist, wer unwissend, wie diese Tausende da unter uns, an seinem Ziele vorüberzieht und nicht erkennt das Wort der Wahrheit, noch um sich greift, sondern fahndet in unfaßbaren Welten.

„Greif um dich. Da findest du das wahrhaft Unverlogene und nicht den Schaum deiner zergehenden Täuschung, das offen redet und nicht durch Dünste einer geilen Sucht; das wahrhaft Ferne, das zu dir spricht eine Sprache der liebenden Töne und dir zeigt ein Zeichen der mildesten Kraft.

„Noch ist sie fern, jene Ferne, und wenige wissen ihren geheimen Gang. Bald naht sie wie die Welle, die uns bringt das Wort einer tönenden Zukunft.“

Und wer ihn sah, jenen Schimmer, der wird verstehen.

Wir traten durch die Wandthür in den Palast des Patriarchen zurück.

„Das Kyrie war schön,“ sagte mir Don Lorenzo, „ein alter Meister. Nur nicht breit genug; das Kyrie muß breit einherschreiten, ampiamente, gleich einer Apotheose.“

Und dann:

„Sonderbar, daß der Klang der Orgel sich in San Marco nicht recht verteilt; im Mittelschiff hört man zwar besser, doch wo wir standen so dumpf, so entfernt, obgleich die Orgel in unmittelbarer Nähe, gleich links um die Ecke.“

Und wir verließen das Haus.

Vor der Markuskirche bleibt Don Lorenzo stehen.

„Che bella chiesa!“ ruft er mit dem Entzücken, das nur dem Eingeweihten eigen, und will nochmals hinein.

Wir setzen uns auf eine rotsteinerne Bank im rechten Schiff der Kirche. Drei Heilige in byzantinischer Umfassung bewohnen steif jene Verborgenheit. Perosi liebt offenbar das „Occulte“: allein wäre mir nie die Sehnsucht jenes Platzes geworden. Ein kühler Zug weht durch die Gitter, verteilt sich in dem Baptisterium, schwebt auf dem Grabe des letzten in San Marco ruhenden Dogen, zieht vorüber zur Kirche. Das Licht ist milde, sanft umflutend, gedämpft. Im Hintergrunde tönt leise die Orgel. Langsam schwinden die Beter, langsam ziehen

andre zu der Thür. Etwas Gewesenes drängt sich aus jenem Leben, das kommt, das geht, dahinzieht; aus uns.

Er sagt:

„Fünf Jahre war ich Maestro di Cappella in San Marco. Habe hier still gearbeitet, das ganze Repertorium der Kapelle hergestellt: allein über zwanzig Messen; meine drei ersten Oratorien außerdem. Ganz allein kam ich des Abends in die Kirche und phantasierte auf der Orgel, fand in der kirchlichen Abendstille das Beste meiner Eingebungen, meine glücklichsten Melodien. Von Zeit zu Zeit ließ ich mein altes Pianino mir in die Kirche bringen, dort durch die Wandthür — wohl sicherlich das einzige, das San Marco sah —, an jene selbe Stelle, an der wir vorhin standen, und spielte, so vor mich hin, stundenlang, nächtelang ... denken Sie sich die Wirkung! Etwas ganz unbeschreiblich Schönes der Schall eines Klaviers in einer marmornen, an Orgeltöne gewöhnten Kirche!

„Fünf Jahre. Eine lange Zeit: die schönste meines Entsinnens. Ich denke oft an jene Zeit zurück, lebe oft in Erinnerungen ..."

„Ach, Maestro," fiel ich ihm rasch in das Wort, „das haben Sie doch nicht nötig!"

Und er:

„O! mehr als viele andre. Es waren eben doch meine schönsten Jahre. Ich versetze mich zurück in jene Zeit, als ich hier ruhig und still, geliebt von meinen Chorburschen und unbekannt den meisten, von niemand bekriegt, von niemand beneidet, meinen sorgenfreien Weg ging. Und jene Erinnerung thut mir wohl in den ewigen Anfeindungen meiner jetzigen Lage. Jene Stille ist mir Vergangenheit und zugleich Ziel meiner innigsten Hoffnung."

Wir verließen die Kirche. Don Lorenzo trat durch die linke Seitenthür ins Freie. Ein nur zu heller Sonnenschein überströmte den Platz. Um das Auge an die Helligkeit zu gewöhnen, sah er in den blassen Goldschimmer der Kirche zurück. Das maurisch-gotische Thor, das nie eröffnete, schien insbesondere in seiner Stilabwechslung ihn zu fesseln.

„Meine Musik ist wie die Architektur dieser Kirche," sagte mir plötzlich Don Lorenzo, dem die erdachte Analogie ungemein zu gefallen schien; „wie die Architektur dieser Kirche: sanft, ursprünglich entstanden; keine Wiederholungen kommen in ihr vor, eines läuft in das andre in ewig sich erneuernden Formen; das Motiv ist vollständig in sich selbst."

Und wiederum kam mir bei diesem tiefwahren Ausspruch, als ein gewaltiger Gegensatz zu der Musik des „Barbarischen Schöpfers", jener Gedanke von der „Musik des Südens", den ich schon einmal der ahnenden Seele Friedrich Nietzsches in vollster Inbrunst nachgedacht.

„Wie die Architektur dieser Kirche!"

Wer San Marco kennt, wird wissen, was Perosi damit meinte.

Beim nächsten „Traghetto", jener malerischen, so oft verbildlichten Anlegestelle der Fähren am Ende der Calle del Ridotto — ein mit bunten Butzen-

scheiben geschmückter Marienständer in venetianischem Stile waltet in grünfarbigem Schein über die Schar der vermoderten Pfosten — nahmen wir eine Gondel und fuhren bald darauf an dem mit Porphyr und Serpentin reich inkrustierten Palaste der Darios vorbei. Ich machte Don Lorenzo auf jenen Liebling der lombardischen Bauart aufmerksam, als weibliches Gegenstück zu dem männlich gedachten San Roccobau, den schon allein die „Kreuzigung" von Tintoretto zu einem ewig angeschauten Denkmal machen würde und hundert andre Farbenstücke von demselben Meister zu dem schönsten Mausoleum seiner Kunst erheben.

„Wahrhaft herrlicher Musik habe ich diesen Winter im Palazzo Dario beigewohnt," rief ich erinnernd; „Kammermusik im idealsten Sinne! Septett von Beethoven, die Kreutzer-Sonate, Quartett Op. 95: in einem Saale, wo der Geist schwebt von vergangenen Zeiten und blasse Farben und verblaßtes Gold neben durchsichtigem Alabaster schimmert und sich windet ins Dunkle, ein braun geschnitzter Chor. Schumanns Quintett, das herrliche ..."

„Schumann ist auch mein Lieblingsvertoner unter den deutschen Meistern der nachbeethovenschen Zeit," sagte mir Don Lorenzo, und seine Stimme schien einen Ton der wärmsten Sympathie und Verehrung auszudrücken; „der einzige, von dem ich ein Bild über meinem Klavier in Rom habe. Er ist immer so ganz er selbst, so ein Stück Seele, so aufrichtig trotz seiner phantasiösen Poesie, immer so edel. Denken Sie nur an ‚Warum?', diese Perle aller Klavierkompositionen, an ‚Vogel als Prophet'. Dieser poetisch-wahre Naturlaut ... dieses Säuseln der Winde in den Blättern des Waldes ...

„Ich liebe Schumann mehr als Schubert. Schubert ist mir oft zu kompakt, ein falscher Beethoven. Schumann durchsichtig und duftig wie ein Hauch der Blumen, nur Seele und Rhythmus, Andeutung der gewollten Stimmung; derselbe von den ‚ABEGG-Variationen', dem ‚Schmetterling', den ‚Studien' bis zu den letzten Vokalwerken mit Orchester, in denen seine Seele wie einst Beethoven in den Chören der ‚Neunten' einen weiteren Ausdruck seiner tiefsten und mächtigsten Gefühle suchte.

„Sehen Sie: lieber ein Stück von so viel Eigenem (und er deutete auf die Spitze des Zeigefingers), als ein ganzes Tonstück von zweideutiger Persönlichkeit, wo einem neben dem Eigenen noch ein unbestimmtes Gefühl des Nichteigenen entsteht."

„Maestro!" fiel ich ihm in das Wort, „Sie vergessen seine Lieder. Schubert hat doch Großes darin geleistet."

Er, willfährig:

„Unendlich Großes: die musikalische Litteratur eines vollständigen Volkes — mir aber nicht so Sympathisches, so intim Persönliches wie Schumann. Es ist Geschmacksache; ein jeder nach seinem eigensten Gefühl!

„Alle Stimmungen waren Schumann zu eigen, für alle Herzen hat sein Herz gepocht und die unendliche Geschichte ihrer Freuden und ihrer Leiden begriffen, gehegt, in tausend Formen geäußert. Schubert beharrt mir zu sehr in einem Kreise, seine Grenzen sind eng gezogen; nie überspringt er sie mit dem

Mut des freudigen Entdeckers; was er sagt ist schön, oft die Schönheit zu lang — und Länge ermüdet. In Schumanns Musik endigen die Melodien, wenn sie zu Ende, herzhaft schreitet er vor, vergißt, findet Neues und immer Neues, wenn auch die Grundlinien, der Hauptgedanke, festbleiben, über dem Ganzen wie Schutzgeister schweben."

Langsam einhergondelnd waren wir bis vor dem Hause angelangt, wo mir gesagt wurde, daß einst Lord Byron lebte. Von Schumann, von Byron wanderte mein Gedanke langsam zu ihrem „Manfred". Dann ... langsam ... zu dem andern, der alighierischen Vision. Ich sah die Fläche von Grandella, die Brücke von Benevent; den steinernen Haufen, den die Gezahlten des „Hirten von Cosenza" am Fuße jener Brücke ein jeder nach dem andern auf den „blonden, schönen, freundlichen" Jüngling gehäuft; den Staub, zerstreut an den Ufern des Verde, und die gelöschten umgekippten Fackeln und Clemens' Haß — und das fast göttliche Mitgefühl des Göttlichen, der in der Comedia uns sein Herz gab und trotzte dem Haß der Päpste mit erlösender Hand.

Perosi schwieg. Sanft änderte das Boot seine Richtung. Und es entschwand uns das Haus.

Nach einer Weile nahm Don Lorenzo das Wort wieder auf.

„Ich habe im ‚Moses' etwas Neues gewagt," sagte er mir und ließ die Hand über dem Wasser hängen, so daß die Wellen sie ihm umspielten. „Sie sollen sehen: ich spiele Ihnen heute einiges daraus vor, so gut es geht; es ist alles so instrumental gedacht und unausführbar auf dem Pianoforte. Es ist dramatisch-malerische, dichterisch-wahre Musik, die ich da in dem Oratorium gewagt; ein Oratorium in meinem Sinne ...

„Was man in Deutschland wohl dazu sagen wird?! Sie wollen dort nicht verstehen, daß auch das Oratorium notwendigerweise mit dem Fortschritte aller übrigen Gattungen Schritt halten muß. Die Oper ändert sich, evolutioniert bis zu Wagner; die Symphonie gelangt von Haydn stufenweise bis zu den Dichtungen Franz Liszts und Richard Strauß'; nur das Oratorium soll stillstehen, daran darf keiner rühren, weil Bach und Händel lebten und in gewisse, bisher treu gefolgte Formen es gestaltet! Das Oratorium allein soll zum unzersetzbaren Krystalle werden!

„‚Perosi ... nach Bach!' heißt es dann immer mit spöttischem Lächeln — ‚für Deutschland zwar ist dieser Italiener anderthalb Jahrhunderte zu spät geboren' — ‚wir, angesichts unsrer mächtigen deutschen Kunst' und so weiter; ‚wir, die wir an dem unerschöpflichen Born deutscher, ursprünglicher Größe sitzen dürfen' und so weiter; und abermals: ‚Perosi ... nach Bach!' Warum nicht auch: Franz Liszt ... nach Beethoven?! Warum nicht: Richard Strauß ... nach Wagner, Liszt?! Lenbach ... nach Tizian, Rembrandt, Tintoretto?! mit einer gleichen Dose von Spott.

„Meine Musik wurde in Deutschland nicht verstanden. Sie will vor allem mit dem Herzen beurteilt werden, mit einem offenen, empfänglichen Gemüte mehr als mit einem an komplizierten Schwierigkeiten sich gefallenden Verständnis. Man

hat sie formlos genannt. Ein wahres Wort — für heute: ich selbst kenne nicht die Form meiner Oratorien. Man wird sie finden!"

Und es war dieses ein in ihm selten stolzbewußtes Wort.

„Sonderbar, sonderbar, daß die Welt nie klüger wird und die Erfahrung ein ewig zu erlernendes Ding der menschlichen Kenntnisse!" sagte ich, mehr noch zu mir als zu ihm hingewendet. Und mein Gedanke und mein Wort gingen auf den „ehemalig blind gewordenen Kantor an der Thomasschule" und auf den „tauben, in Wien ruhenden Kapellmeister", zuletzt auch auf den Einsiedler, der zwischen Italiens Stranden und der Schweiz schneebedeckten Bergen in steter Sehnsucht und Verlassenheit sein Leben teilte, traurig zurück.

Zur Abendstunde jenes selben Tages sah ich Perosi ein zweites Mal. Wie er versprochen, war er gekommen, mir seinen „Moses" vorzuspielen.

Diese Musik zu schildern, der ich, versunken, aus ursprünglichster Quelle vorgetragen, lauschte, wäre jetzt nicht mehr möglich, überhaupt nicht in so einfacher Gestaltung. Auch weiß ich nicht, was damals in mir größer: das Interesse, das mich an jene Wiedergabe fesselte, mich spannte auf all die Erstauffassungen, denen ich später nachzukommen hätte versuchen wollen, auf den Eintritt der verschiedenen Motive und ihre Durchführung und Bedeutung, auf die Neuheit der kontrapunktischen Werte, auf die Bemerkungen, die hie und da der Meister seinem Spiele hinzufügte — oder ob größer das musikalische Glück jener ersten Audition. Gleich jenen paradiesischen Gestalten, die Dante im ersten Himmel seiner dritten Fahrt durch einen Schleier überirdischer Verdichtung sah — wer kennt nicht jenen gottvollen Vergleich, Piccardas liebebrennende Antwort, ihr singendes Verschwinden? —, sehe ich die mehrfachen Teile des Oratoriums in ihren Grundzügen noch vor mir. Das Einzelne ist mir entschwunden, insofern es nicht Grundstoff des Ganzen ist, vom Einzelnen sich zur Gesamtheit nicht emporschwingt.

So weiß ich noch, daß der Prolog und erste Teil — Moses unter den Midianitischen Hirten — ein Pastorale Malinconico, in dem ein sonderbar prägnantes, dringendes Motiv — wieder und immer wieder blasen die Hörner und die Fagotte ihre langwährende Quinte, wieder und immer wieder kämpft dazwischen die standhafte None die Auflösung zu der Decime an! — zu dreifacher Wiederholung kommt. Eines jener Motive, die wie musikalische Präformationen vorliegen in der Unendlichkeit der musikalischen Unerforschtheit, vom Komponisten nicht erfunden — eher noch aufgedeckt, gewonnen sind. Das Ganze ist einfach in seiner Färbung und scheint auf Kommendes fragend hinzudeuten.

Dann weiß ich, daß im zweiten Teile — feurig wie der Busch, den er begreift — eine in breiten Intervallen emporsteigende, in ein vermindertes Verhältnis sich auflösende, später von einem herrlichen Eintritte der Streicher überragte Phrase mir auf das überraschendste eine Welt von unbestimmten Stimmungen eröffnete. Wer kennt nicht Glucks „Iphigenia in Aulis"? Jenes in zwei Oktaven hineingreifende c-g-c-as wirkt eine gleichwertige Wirkung.

Der dritte Teil bringt uns den Aufschluß der zwei ersten, eine harmonische Auflösung der zwei ersten Accorde. Denn — man verzeihe mir die Bemerkung — jede Musik hat ihren Accord in der Menge aller andern Accorde, den Massenaccord der ausgeübten Stimmung. In dramatisch-symphonischer Leidenschaftlichkeit ist in diesem Teile das unstete Wühlen menschlicher Leiden dargestellt: sieben Plagen in sieben Bildern leidenden Schmerzes.

Und schließlich: der Aegypter Untergang im Roten Meere; der Kulminationsausbruch aller dynamischen Effekte. So wie im zweiten Teil der „Auferstehung Christi" Lorenzo Perosi in jenem Freudenschrei: „Rabboni! Rabboni!" der wiedererkennenden Maria den herzpackendsten Freudenschrei, den je die Tonkunst zu thun vermochte, erfunden, so hier den Schmerzensschrei, den Wutschrei eines in den Wellen versinkenden Volkes. Man wird ihn hören, jenen Schrei mit Furcht und Entsetzen, er wird gehen durch Bein und Mark wie ein Eisschauer und wie ein feuriges Fieber. Man wird hören die Welle, wie sie über tausend Köpfen zugeht und gurgelnd braust in Unheimlichkeit, wie dumpfes Geheul der Versunkenen wiederschallt aus der Ferne; dann alles Tod und Nacht. Fürwahr, nie ist der Tod so gemalt worden, der Tod, der in den Wellen versinkt. Von symbolischer Bedeutung und Naturtreue zugleich — knapp behandelt — kurz vorübereilend und in der Kürze schrecklich, scheint mir Perosi hier wieder ein Meisterstück an dramatischer Konzision, einen neuen Beweis seines künstlerischen Geschmackes, der sich nicht im Verweilen auf dem schaurigen Moment behagt, sondern raschen Schrittes vorbeieilt, einen Blick nur darauf werfend, genügend, um das Herz mit Mitleid zu erfüllen, es zu erschüttern, ohne mit diesen Gefühlen Mißbrauch zu treiben, in der weisen Beschränkung des Ausdrucks einer dramatischen Situation dargebracht zu haben. Es ist ein Gegenstück zu den „Smanie dell' Ossesso", der „Trasfigurazione", nur großartiger im Verhältnis zu der Handlung.

Den Schluß dieses vokal-symphonischen Poems bildet ein Chor der Juden außerhalb der Handlung: Cantemus Domino und so weiter. — Perosi sagte mir, er hätte gern einen altjüdischen Gesang angebracht, er hätte sie alle durchgenommen, doch keiner wäre authentisch gewesen.

„Sind die Motive in ‚Moses' alle von Ihnen?" fragte ich den Maestro, fast unlustig ob meines Befragertones.

Und er:

„Ja, alle; ein gregorianischer Gesang ausgenommen, der im zweiten Teile als Motiv des ‚feurigen Busches' dient. Er paßte gut in mein Oratorium hinein, da er sonst in den Responsorien auf die Worte: In Exitu Israël de Aegypto gesungen wird. Der sogenannte T o n u s P e r e g r i n u s kommt auch in dem ‚Moses' vor. Alle andern Motive sind ausschließlich meine Erfindung."

Und dann:

„Auch Bach gebraucht zuweilen den Tonus Peregrinus, in dem Magnifikat zum Beispiel . . .

„Bach ist für mich der Inbegriff alles andern vor und nach ihm Gewesenen, das A und das O der musikalischen Thätigkeit der Menschen: keiner größer als er, keiner ein noch so unerforschtes Mysterium in unsrer Kunst, keiner, der zugleich so viel schöpferisches Wissen mit so viel Herz vereint."

Don Lorenzo hub an, mir einiges aus der Bachschen Matthäus-Passion vorzuspielen. Wie er alles, was er liebt, in sich verseelt hat, spielt er auch diese frei aus dem Gedächtnis. Das „Recitativ vom Golgatha" fesselte ihn insbesondere in seiner edlen Diktion. Dann andres als: „Ich bin's, ich sollte büßen", „Kommt, ihr Töchter", „Blute nur", „Mein Jesu, gute Nacht"; und alles dichterisch und alles herzvoll, entzückend, und alles milde, versöhnend, weich, wohlthuend auf Ohr und Geist.

„Wie herrlich ist nicht der Eintritt des zweiten Chores: ‚Herr, bin ich's?' mi piace tanto l'attacco, der Ansatz gefällt mir so sehr;" rief er mit einfacher Begeisterung.

„Ich hörte, Sie arbeiten an einem neuen Oratorium, der ‚Apokalypse'" fragte ich Don Lorenzo in nicht zu scharfer Betonung.

„Vorläufig nicht mit vorgefaßtem Ziele," erwiderte er rasch. „Erst muß ich die Wirkung des ‚Moses' mir vergegenwärtigen. Auch werde ich erst noch ‚Mosis Tod' vertonen. Ich komponiere ... immer ..., weil ich nicht anders kann; an ein gegebenes Sujet habe ich mich noch nicht gebunden. Mein Letztes ist ein Stabat mater und eine Fuge, mit der ich eben noch beschäftigt. Ein chromatisches ‚Soggetto', an dessen Herstellung ich gar viele Sorgfalt verwendet, giebt mir Gelegenheit zur Lösung einiger recht schwieriger kontrapunktischer Probleme."

Er spielte die Anfangstakte daraus vor.

„Es erinnert an die ‚Malattia di Lazzaro' an Ihre Fuge über Lazarus' Krankheit," erlaubte ich mir zu sagen. Und er, lächelnd:

„Sie haben recht! Dasselbe mitleidig chromatische Motiv ... Bei der Komposition einer Fuge," fuhr er fort, „ist meine größte Sorge die Wahl des Fugenthemas, die ricerca del soggetto. Es muß, wie meine Melodien, vollständig in sich selbst sein, sich in melodisch bedeutsamer Fortschreitung runden. Doch an der Herstellung eines solchen Fugenthemas kann man oft tagelang suchen und feilen, es sind Poemen an sich, und alles andre, was bei den sogenannten ‚gegebenen' die Hauptsache, hier eine logische Folge. Doch ‚geben' lassen sie sich nicht, man hat sie im Blute! Sehen Sie nur die Fugen von Bach, wie da jedes Thema vollendet, bedeutsam, vollständig dasteht, in den Orgelfugen zum Beispiel. Es sind Meisterstücke von edelster Dichtung, von einer Verschiedenheit, die erstaunlich in einem Manne.

Auch ich habe seinerzeit kistenvoll Scholastik geschrieben — man fängt immer damit an. — Den Ausdruck hineinzubringen, die musikalische Idee, die Linie, die Linie vor allem, das ist jetzt mein alleiniges Trachten. Scholastik ist nicht Kunst, nicht Musik; das thut so weh, ist kalt ... so kalt!"

Er schüttelte sich fast wie im Frost und spielte mit der linken Hand, ohne auf die Tasten zu sehen, das Gesicht mir zugewandt, einige Fugenthemas, Dur

und Comes, in regelrechter, steifer, konventioneller Manier — hölzerne Themas — gut gemachte, aber so herz- und gemütlos.

„Sì, lei ha data un, anima alle fughe," sagte ich ihm. („Sie haben eine Seele den Fugen gegeben!")

Fast um den Eindruck des Hölzernen zu verscheuchen, nahm Don Lorenzo seine vorhin angedeutete Fuge wieder auf.

Das schöne, komplizierte, abwechslungsreiche Thema in chromatisierendem Genre gefiel mir besser als das erste Mal. Perosi gewinnt bei Wiederholung. Die Gegenstimme in motu contrario und sehr künstliche Sequenzen geben der Fuge einen besonderen Reiz.

„Voglio le fughe sentite," sagte mir Don Lorenzo in unübersetzbarem Italienisch. Und vieles andre noch, bis die Sonne zum Niedergang hinter den bläulichen Bergen, meinem dolomit-wilden Cadore, neigte und schlummerte, tief die Lagune zwischen dem Festlande und uns.

Don Lorenzo war aufgestanden, war an das Fenster gegangen, hatte es selbst geöffnet. In stummem Entzücken besah er sich jenes tagtägliche Wunder.

„Wie sind Sie glücklich in dieser Stadt der poetischen Sammlung, des umflutenden Geistes einer mystischen Welt," schien sein Blick mir zu sagen.

Und ich:

„Glücklich, mein Lehrer? — Kein Glück, solang die Unzulänglichkeit ein Begriff des Daseins, eine Notwendigkeit der Welt."

Und auch er, der schon vieles erlangt hatte, mußte schweigen.

Doch alles zu erzählen, was Perosi mir an jenem Tage über sich und seine Kunst sagte, alle die kleinen Züge aufzuzeichnen, die sein Leben, das Wesen seiner Kunst charakterisieren, die tausend Begebenheiten und kleinen Thaten, die er mir sagend und schweigend schilderte, alles das, was einem in kurzer Zeit des persönlichen Umganges mit einer höheren Natur eine vollständige Welt der Aufschlüsse über dieselbe giebt oder in leichter Verständlichkeit andeutet, erscheint mir trotzdem ein Ding der Unmöglichkeit.

Eines aber sage ich euch:

Gehet ein in die Sprache seiner Töne, jener liebenden Töne, wie er sie mir zu nennen schien. Versteht das Zeichen jener mildesten Kraft. Die Kunst dieses einfachen Mannes wird jetzt und fürderhin ein Trost sein in Zeiten unbefriedigter Neigung und des erschlaffenden Mutes, ein Fahrwind im Leben, welches zittert und wagt.



Ueber die Notwendigkeit der Errichtung von Heilstätten für Herzkranke.[1]

Von

Dr. med. Martin Mendelsohn,

Universitätsprofessor in Berlin.

„Bilde, Künstler, rede nicht!“
Goethe.

Wenn der Fortschritt, welcher die moderne praktische Medizin vor derjenigen früherer Zeiten auszeichnet, hervorgehoben werden soll, so beruht er wohl auf der nunmehr vollzogenen Erkenntnis, daß die Behandlung innerlicher Krankheiten, insbesondere chronischer Zustände, nicht mehr wie früher nur mit einem einzigen Mittel, mit Arzneien etwa, geschehen könne, sondern daß vielmehr in demselben Maße, wie durch die chemischen Einwirkungen der Arzneimittel, eine große Reihe andersartiger Einflüsse auf den erkrankten Körper heilsame Reize ausüben können. Wir haben allmählich gelernt, diese Reize zu gruppieren, sie für die therapeutische Verwendung als einzelne sogenannte Heilmethoden voneinander zu sondern, und wir bedienen uns ihrer als Hydrotherapie und Balneotherapie, als Bewegungstherapie, Uebungstherapie, Massage, als Lichttherapie, Elektrotherapie und Thermotherapie, besonders auch als Ernährungstherapie und als Hypurgie, der nach wissenschaftlichen Grundsätzen angewendeten und thatsächliche Heilfaktoren in sich bergenden Krankenpflege; und selbst die vom Arzte ausgehenden und bewußt angewendeten seelischen Einwirkungen auf den Kranken beginnen nunmehr als Psychotherapie und Beschäftigungstherapie feste Formen zu gewinnen. In dieser Fülle der Hilfsmittel und in ihrer systematischen kombinierten gleichzeitigen Anwendung, liegt die Stärke der modernen Medizin: denn ohne daß die eine oder die andre dieser Einwirkungen etwa ein spezifisches Heilvermögen gegenüber den einzelnen Krankheiten besäße, vermag die gleichzeitige, kombinierte, systematische Anwendung dieser mannigfachen Heileinwirkungen eine ganze Reihe von Erkrankungen, die gemeinhin als unheilbar gelten, in gewissem Sinne heilbar zu machen. Und das ist ein sehr glücklicher und bedeutsamer Fortschritt unsrer heutigen Medizin.

*

Es kann nie und nimmer die Aufgabe der inneren Medizin sein, eine vorhandene und ausgebildete körperliche Veränderung im Organismus durch direkte therapeutische Einwirkung auf sie zur Norm zurückzuführen, die

[1] Vortrag, gehalten in der Sitzung der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege vom 13. Mai 1901.

anatomische Erkrankung also etwa als solche zu heilen. Bei allen Erkrankungen, welche wie die Herzkrankheiten als chronische verlaufen, sind die entstandenen Veränderungen an den Organen irreparable, und keinerlei Hilfsmittel der internen Medizin, wie immer geartet es auch sein mag, besitzt das Vermögen, derartige thatsächliche Substanzveränderungen zurückzubilden. Eine Herzklappe, welche durch abgelaufene krankhafte Prozesse schlußunfähig geworden ist, kann keine ärztliche Kunst der Welt wieder schlußfähig machen. Aber, vergegenwärtigen wir uns genau: das ist auch gar nicht die Aufgabe. Wollten wir nur dieses, jetzt und immerdar ganz sicher unerreichbare Ziel zu verfolgen bestrebt sein, so würden wir unsern Kranken wenig oder gar nichts zu nützen vermögen. Nein, die innere Medizin hat hier vielmehr dafür Sorge zu tragen, daß trotz der Schlußunfähigkeit der Herzklappen und bei deren vollem unveränderbaren Weiterbestehen das Herz dennoch in die Lage gesetzt wird, den Blutkreislauf bis zum siebzigsten Jahre und, wenn es hochkommt, bis zum achtzigsten genügend zu unterhalten und zu leisten. Denn nur die für den Bestand des Organismus ausreichende Funktionsleistung der einzelnen Organe während der vollen, schließlich ja doch begrenzten, menschlichen Lebenszeit zu gewährleisten, ist die Aufgabe der internen Medizin; wenn sie während dieser Zeit den Organismus bei leiblicher Leistungsfähigkeit und bei ausreichender Freiheit von Beschwerden hält, so hat sie alles geleistet, was überhaupt von ihr beansprucht werden kann, und alles, über das sie ihrem ganzen Wesen nach nie und nimmer wird hinausgelangen können. Sie hat dann in einem möglichen Umfange den Kranken thatsächlich „geheilt", gleichviel ob seine einzelnen Organe hinterher dem pathologischen Anatomen noch krankhafte Veränderungen aufweisen oder nicht.

Diese ihre große und schöne und dankbare Aufgabe zu erfüllen ist nun die Medizin eben nur durch die planmäßige und gleichzeitige Anwendung aller der verschiedenartigen ihr heute zur Verfügung stehenden Heileinwirkungen in der Lage. Da es keine Arzneimittel giebt, welche für sich allein eine Krankheit heilen können, so müssen wir das Werk der Heileinwirkung auf den Organismus durch die gleichzeitige Verwendung der verschiedensten Heilmittel in Angriff nehmen, deren kein einziges allein für sich ausreichend wirksam ist, um den notwendigen Gesamteffekt zu erzielen, die jedoch in ihrer Gesamtheit sich zu solcher Wirkung summieren, daß sie für den angestrebten Heileffekt ausreichen. Es ist eben ein Arbeiten mit vereinten Kräften; wie auch im Leben vieles, das der einzelne, da es über seine Kraft hinausgeht, nicht zu vollbringen vermag, von einer Gesamtheit, von einer größeren Anzahl gleichstrebender Kräfte wohl geleistet werden kann, so hier. Eine solche Vielzahl von Kräften aber muß, wenn sie etwas vollbringen will, harmonisch funktionieren, muß einer einheitlichen Leistung unterstehen, muß während ihrer ganzen Thätigkeit unter Aufsicht und Kontrolle sein; denn immer wieder muß der Lenker die einzelnen Kräfte anders verwenden, die eine in den Vordergrund rücken, die andre mäßigen, muß er zeitweilig diese und jene ruhen lassen,

um sie danach wieder vorübergehend zu einem besonders hohen Maße von Kraftentfaltung anzuspornen. Und so ist es auch mit der kombinierten Anwendung der einzelnen verschiedenartigen Heilfaktoren, so ist es besonders, worauf mit Nachdruck hinzuweisen meine heutige Aufgabe ist, mit ihrer Verwendung bei den Herzkrankheiten. Wenn früher der Arzt sich hier auf die Verordnung eines Medikaments beschränken konnte, so war dies mit dem Niederschreiben eines Rezeptes schnell genug geschehen; die einfache Vornahme der Arzneieinverleibung konnte der Kranke für sich allein wohl vollziehen. Wenn wir jetzt dagegen vor der Aufgabe stehen, wesentlich weittragendere therapeutische Wirkungen durch eine sorgsame und immer wieder andersartig kombinierte methodische Verwendung verschiedenartiger Heilfaktoren zu erzielen, so ergiebt sich schon von vornherein, daß das *nur unter den eignen Augen des Arztes, nur unter seiner ständigen und persönlichen Aufsicht und Leitung* geschehen kann, mit einem Worte: daß *die thatsächliche Erzielung dieser Heileffekte nur in eignen Heilanstalten* möglich ist. Und ganz besonders ist die *Wiederherstellung eines Herzkranken ein Kunstwerk*; wie der Bildhauer Monate hindurch an seinem Thon modelt, hier Kleinigkeiten fortnimmt, dort sie hinzufügt, wie er immer und immer wieder geringfügige, dem Laienauge oft kaum erkennbare Einwirkungen ausübt, bis schließlich das Kunstwerk vollendet dasteht, so ist auch die Heilung eines Herzkranken ein ebensolches allmähliches und systematisches Umwandeln seines kranken Körpers zum Zustande der relativen Gesundheit, so ist das Endziel hierbei ein ebensolches, allmählich entstehendes und sich entwickelndes Kunstwerk. *Ein Kunstwerk aber kann nur in einem Atelier hergestellt werden, welches über alle notwendigen technischen Hilfsmittel und alle zweckmäßigen äußeren Bedingungen verfügt.*

Wenn wir Aerzte einen Herzkranken, der sich uns anvertraut, nicht nur *beraten*, sondern auch zweckmäßig und mit dem größtmöglichen Nutzeffekt thatsächlich *behandeln* sollen, so entsteht für uns also die Notwendigkeit, die Summe aller hierfür erforderlichen Maßnahmen längere Zeit hindurch in ihrer vollen Kombination auf den kranken Organismus wirken zu lassen. Da stehen wir aber noch vor einer von jedem von uns, dem Herzkranke häufiger sich anvertrauen, tief empfundenen Lücke. Denn in vollem Maße ist die heute notwendige, umfassende Behandlung eines Herzkranken in der That *nur möglich durch einen Aufenthalt in einer diesem speziellen Zwecke dienenden und mit allen für die Allgemeinbehandlung der Herzkranken notwendigen Hilfsmitteln ausgerüsteten Heilanstalt.* Die innere Medizin wendet sich ja überhaupt immer mehr und mehr, und das mit vollem Rechte, der Richtung zu, ganze Gruppen von Erkrankungen mit Erfolg dort zu behandeln, wo die notwendigen verschiedenartigen therapeutischen Einwirkungen in ihrem vollen Umfange gleichzeitige Anwendung finden können und die unerläßlichen Hilfsmittel hierzu sämtlich und vollständig vertreten sind; der ganze große Erfolg der Lungenheilstätten beruht nur hierauf, in denen gewissermaßen, ebenso wie der Künstler in seinem Atelier durch eigne, persönliche Bethätigung sein Kunstwerk

bis zur Vollendung modelt und gestaltet, der Arzt das volle Maß von kombinierter Einflußnahme auf den Organismus nicht etwa nur in der wohlfeilen Form guter Ratschläge anordnet, sondern sie selbst in ihrer thatsächlichen Durchführung dauernd überwacht oder vielmehr durch eignes Handanlegen persönlich in die That umsetzt. Ebenso wie Faust die Maxime: „im Anfang war das Wort“ verwirft und dafür setzen will: „im Anfang war die That“, ebenso muß es der erste Grundsatz für jedes in der inneren Medizin Erfolge erstrebende Handeln sein, die eigne That dem Kranken so weit als möglich zu teil werden zu lassen und nicht nur einmalige, vorübergehende Ratschläge zu erteilen, die doch vergessen oder vernachlässigt werden. „Bilde, Künstler, rede nicht!“ — der Goethesche Grundsatz hat auch für den Arzt vollste Geltung, und seine Durchführung in der Medizin würde zudem, worauf ich schon vor Jahren hingewiesen habe,[1]) die manchmal mißliche Lage der Aerzte in jeglichem Betracht zum Vorteil umwandeln und gestalten.

*

Alles ärzliche Handeln an einem Herzkranken läßt sich nach den zwei Gesichtspunkten ordnen: das Herabsinken der Herzkraft, das Insuffizientwerden des Herzens, wie wir es nennen, entweder zu verhüten oder zu beseitigen. Wie schon dargelegt, ist die eigentliche Ursache für den schließlichen Eintritt eines solchen Absinkens der Herzkraft, der Klappenfehler oder die krankhafte Veränderung des Herzmuskelfleisches einer unmittelbaren therapeutischen Einwirkung nicht zugänglich, bildet sie selbst nicht den Gegenstand der Behandlung; diese ist vielmehr immer und ausschließlich nur auf die Hebung der Herzkraft gerichtet, gleichviel aus welchen Ursachen sie bedroht oder erschüttert ist. Es versteht sich, daß dort, wo bereits stärkere Störungen sich geltend machen, deren unmittelbare und alsbaldige Beseitigung dringlich ist, andre, gewichtigere Heilmaßnahmen zur Anwendung gelangen, als in denjenigen Zuständen, wo infolge der krankhaften Veränderung die spätere Abnahme der Herzkraft nur droht, aber noch nicht eingetreten ist, wo die noch ausreichend vorhandene Herzkraft nur gewahrt und erhalten werden soll. Beide Aufgaben, die Wiederherstellung der gesunkenen und die Erhaltung der bedrohten Herzkraft, würden in Herzheilstätten ihre Erfüllung finden; und sie würden hier in so vollkommenem Maße erfüllt werden, wie das auf andern Wegen niemals möglich ist.

Ob bei einem Kranken das Muskelfleisch des Herzens selbst erkrankt ist, oder aber der Ventilapparat der Herzklappen, oder ob beides der Fall ist, oder ob schließlich nervöse Einflüsse die Herzthätigkeit verändern, — will man bei einem Herzkranken welcher Art auch immer die Herzkraft aufrecht erhalten oder sie steigern, so läßt sich diese Aufgabe gleichzeitig von zwei verschiedenen Enden

---

[1]) Prof. Dr. Martin Mendelsohn: Aerztliche Kunst und medizinische Wissenschaft. Zweite Auflage. Wiesbaden. J. F. Bergmann, 1895.

her auffassen. Man kann und muß auf der einen Seite alle Hilfsmittel anwenden, welche auf das Herz selbst einwirken und seine Kraft zu erhöhen vermögen; und auf der andern Seite kommt es darauf an, alle Ansprüche an eine gesteigerte Mehrarbeit dem Herzen nach Möglichkeit aus dem Wege zu räumen. Nicht nur wenn man die Kraft des Herzens stärkt, gleichermaßen auch wenn man einem nicht voll leistungsfähigen Herzen dauernd so viel Arbeit zu ersparen vermag, daß es den noch übrig bleibenden Anforderungen ausreichend genügen kann, leistet man eine wesentliche und heilsame Therapie.

In der großen Gruppe aller derjenigen Fälle nun, in denen die Herzerkrankung bereits zu deutlichen und unmittelbare Abhilfe erfordernden Störungen vorgeschritten ist, ist die Behandlung zunächst und in erster Linie die Herzkraft durch direkte Einwirkung auf das Herz selbst zu heben bestrebt, allerdings ohne deshalb darauf zu verzichten, alle möglichen Erleichterungen der Herzaufgaben gleichzeitig herbeizuführen. Zum Glück besitzen wir einige medikamentöse Heilmittel von außerordentlicher, wenn auch vorübergehender Einwirkung auf die Steigerung der Herzkraft, Arzneimittel, die wir niemals werden entbehren können und ohne die man nicht Arzt sein möchte. Aber bei aller ihrer oft wunderbaren Wirkung, — die Zeiten, wo man sich begnügen durfte, einem solchen Kranken Digitalis zu verschreiben und ihn im übrigen sich selbst zu überlassen, sind für immer dahin. Eine ganze Summe von Heilmaßnahmen gilt es, wie schon eingangs dargelegt, gleichzeitig an dem Kranken zur Einwirkung zu bringen und durch ihre Summation Heileffekte zu erzielen, wie sie jeder einzelnen Maßnahme an sich zu erzielen nie möglich sind; und wenn es auch nicht die Aufgabe dieser meiner Erörterungen sein kann, alle die vielfachen Heilmethoden, welche der Behandlung der Herzkranken heute dienstbar gemacht sind, im einzelnen hier aufzuführen, so muß doch besonders auf die kohlensauren Soolbäder hingewiesen werden, die einen der wesentlichen Faktoren in dem Ensemble von Arzneieinwirkung, Bädern, Widerstandsgymnastik, Ernährung, Massage und vielen andern Maßnahmen bilden, aus denen sich die moderne Behandlung der Herzkrankheiten zusammensetzt. Alle diese eingreifenden und stark wirkenden Heilmaßnahmen lassen sich aber in ihrer Vielfältigkeit nur unter den Augen des Arztes und nur unter der steten und unmittelbaren Anwendung durch ihn selbst mit Erfolg verwerten; denn täglich sind diese Einwirkungen zu modifizieren, täglich sind Aenderungen und Abweichungen in den Vornahmen nötig, nichts läßt sich hier nach einem Schema, nach einer bindenden Regel vorschreiben, sondern in der ganzen, oft langgestreckten Zeitdauer der Behandlung erfordert jeder Tag, ja nicht selten jede Stunde, neue Entschlüsse und neue Anordnungen, die erst aus der Beobachtung des Zustandes und der erzielten Effekte des vorhergehenden Tages, der eben abgelaufenen Stunde dem kundigen Arzte sich ergeben. Und darum muß dieser, will

er dem Kranken wirklich nützen, ihn stets bei sich haben, muß er die Möglichkeit erhalten, an Orten diese sorgsame und stetige, aber auch dankbare und erfolgreiche Behandlung vorzunehmen, an welchen alle Voraussetzungen und Erfordernisse für sie erfüllt und zur Verfügung sind: in Herzheilanstalten.

So würden die Herzheilanstalten, wenn sie erst einmal ins Leben gerufen sind, in der Behandlung der Störungen der Herzthätigkeit, in der Wiederherstellung der geschwächten Herzkraft Herzkranker Großes leisten. Noch Größeres aber zu leisten wäre ihnen möglich — und nur ihnen allein, keinem andern Hilfsmittel ärztlicher Therapie — in der Bewahrung und Erhaltung der Herzkraft, in der Verhütung und Hinausschiebung des Eintrittes von Störungen der Herzkraft überhaupt. Denn hier würden die Herzkranken zweckmäßig leben lernen. Gerade der Hauptwert einer systematischen Anstaltsbehandlung liegt, wie bei allen Zuständen chronischer Erkrankungen so insbesondere bei Herzkranken, in ihrem erzieherischen Einfluß. Alle diese Erkrankungen erfordern von den Patienten ein großes Maß von zweckmäßiger Lebensführung; sie lassen erfahrungsgemäß die Kranken um so länger bei ausreichendem Wohlbefinden, je zweckentsprechender und je mehr dem vorliegenden Krankheitszustande angepaßt ihre Lebensweise ist. Eine solche zweckentsprechende Lebensführung lernen die Kranken fast unbewußt in den Anstalten; die Gepflogenheiten, welche sie bei ihrem Anstaltsaufenthalt annehmen, behalten sie ebenso in ihrem späteren Leben bei, wie jedermann aus den Gepflogenheiten seiner militärischen Dienstjahre die Vorteile der Haltung, des Ganges, der Sauberkeit für das spätere Leben mit sich nimmt. Die gewohnheitsmäßige und durch die Gewöhnung schließlich selbstverständliche richtige Lebensführung ist aber für die Kranken um so wichtiger, als erfahrungsgemäß die meisten Unzweckmäßigkeiten und Schädigungen nur durch Unkenntnis des Richtigen zu geschehen pflegen. Ein Herzkranker, der richtig leben lernt, hat für die Erhaltung seiner Herzkraft außerordentliche Vorteile gewonnen.

Denn bei keiner andern Erkrankung besteht ein solches weitgehendes Abhängigkeitsverhältnis des erkrankten Organs von allen den vielfachen Einflüssen der Außenwelt, wie sie Bethätigung, Lebensweise, Beruf in unerschöpflicher Fülle auf den Organismus einströmen lassen; bei keiner andern Erkrankung ist der Zustand des gesamten Organismus, die Kraft und Leistungsfähigkeit des Körpers, das Allgemeinbefinden, ja die gesamte Lebensdauer in solchem Maße von dem Zustande des erkrankten Organs abhängig, wie beim Herzen. Darum sind gerade für Herzkranke die vielfachen kleinen Einwirkungen auf den Körper, wenn sie richtig und zweckmäßig gestaltet werden, so ausnehmend wichtig, so ausschlaggebend für die Erhaltung von Wohlbefinden und Leben, daß es dringendes Erfordernis ist, die „Politik der kleinen Mittel" einem jeden Herzkranken in einer Herzheilanstalt so intensiv und eindringlich zu übermitteln, daß sie für die ganze Lebenszeit beigehalten werden. Jede einzelne dieser Maßnahmen ist anscheinend so geringfügig, daß sie, wollte man sie dem Kranken von vornherein selber überlassen,

niemals genügende Beachtung und richtige Anwendung wird finden können; kommen sie jedoch insgesamt in richtig abgestimmtem Verhältnis, dem Kranken halb unbewußt, zur dauernden und selbstverständlichen Verwendung, so vermögen sie sehr wohl das große Ziel jeglicher Therapie der Herzkrankheiten zu erfüllen: ein Insuffizientwerden des Herzens zu verhüten, die Herzkraft für die Lebensdauer ausreichend aufrecht zu erhalten.

Wie sehr die äußeren Einwirkungen des Lebens, welche die Herzkranken in den Herzheilanstalten richtig zu gestalten lernen sollen, die Herzkraft in Anspruch nehmen und sie unter Umständen vorzeitig erschöpfen, läßt sich bei der Fülle der hier wirksamen Einflüsse in dem engbemessenen Rahmen eines Vortrages in einer annähernden Ausführlichkeit kaum andeuten. So muß ich mich darauf beschränken, einige der allgemeinen Grundsätze, nach denen eine Schonung der Herzkraft geschehen kann, in Kürze darzulegen.

Bei einem jeden Herzen, bei einem gesunden sowohl als insbesondere bei einem solchen, welches durch eine bestehende Herzkrankheit der Gefahr, insuffizient zu werden, in besonderem Maße ausgesetzt ist, besteht ein individuelles Maximum von möglicher Gesamtleistung; wird dieses nicht überschritten, so erfolgt eine Schädigung für das Herz aus seiner Arbeit nicht. Die Arbeit des Herzens ist bei uns allen eine stetig wechselnde, jeder Reiz, der die Körperoberfläche trifft, jeder Lebensvorgang, der im Innern des Organismus sich abspielt, nimmt auf sie Einfluß und verändert sie; und sie ist relativ am geringfügigsten, wenn, wie nachts im Schlaf, die Mehrzahl aller sekundären Reize ausgeschaltet und in Fortfall gekommen ist. Von dem Gesamtmaximum an Leistungsfähigkeit des Herzens nimmt die unerläßliche Arbeit zur einfachen, unbeeinflußten Aufrechthaltung des Kreislaufes, die „vegetative“, die „endosomatische“ Herzarbeit, einen bestimmten, mehr oder minder großen Anteil ein. Je weniger leistungsfähig das Herz wird, einen desto größeren Teil seines Gesamtvermögens muß es für diese innere, dauernd und unumgänglich notwendige Arbeit aufwenden, ein desto kleinerer bleibt für die sonst an das Organ herantretenden, wechselnden Ansprüche übrig. Es läßt sich das Verhältnis vielleicht annähernd in dem sozialökonomischen Vergleiche zum Ausdruck bringen: wenn die allgemeinen Lebensverhältnisse eine Steigerung erfahren, wenn eine Erhöhung der Preise und eine allgemeine Teuerung eintritt, so muß jemand, der ein für allemal im Jahre eine bestimmte Summe auszugeben hat, einen erheblich größeren Teil dieser Summe für die dauernden und unerläßlichen Ausgaben, für Wohnung, Kleidung, Nahrung aufwenden, und es bleibt dann nur ein relativ kleiner Bruchteil für die „Luxuskonsumtion“ übrig. Solange jedoch ein bonus pater familias diese letztere nach dem Maße der noch vorhandenen Leistungsfähigkeit einzuschränken vermag, so lange bleibt die Bilanz immer noch eine ungestörte. So verbraucht auch das Herz, wenn es in seiner Leistungsfähigkeit im ganzen gesunken ist, für den wesentlichen, den stets unumgänglich nötigen Teil seiner

Arbeitsleistung einen relativ hohen Bruchteil seines Gesamtarbeitsvermögens; und es entsteht daher bei allen diesen Kranken die ausnehmend wichtige Aufgabe, das Herz davor zu bewahren, den kleinen übrig bleibenden Bruchteil an Arbeitsvermögen übermäßig in Anspruch zu nehmen, um die Bilanz nicht zu stören.

Wie groß bei einem jeden einzelnen dieser Kranken der ihm zur Verfügung bleibende Ueberschuß an Herzkraft ist, läßt sich nicht in absoluten Zahlen berechnen und vorhersagen; das müssen eben Arzt und Kranker in gemeinsamer Erprobung und Beobachtung praktisch feststellen, und das können sie nur in einer Herzheilanstalt. Denn wie ein jeder einzelne optische Apparat eines Auges ein verschiedenes individuelles Berechnungsvermögen besitzt, wie jeder Armbeugemuskel bei den einzelnen Personen eine verschiedene individuelle Leistungsfähigkeit hat, so hat ein jedes Herz sein persönliches individuelles Gesamtmaß von Leistungsfähigkeit, gleichviel, ob diese Differenzen in der Leistungsfähigkeit von Hause aus als eine individuelle Eigentümlichkeit da sind, oder ob sie aus den Einwirkungen des Lebens, oder aber ob sie aus den Rückwirkungen von Störungen in der Muskulatur und dem Klappenapparat des Herzens sich herausgebildet haben. Diese individuelle Größe zunächst feststellen und sodann den Kranken mit ihr haushälterisch wirtschaften lassen, das ist die große Leistung, welche die Herzheilanstalten vollbringen werden.

Von allen diesen vielfachen Regelungen der Lebensweise und der Bethätigung nun, welche zur Verhütung eines vorzeitigen Insuffizientwerdens des Herzens infolge zu großer Inanspruchnahme stattzufinden haben, nimmt die erste Stelle das Maß der gesamten körperlichen Arbeit des Individuums ein, dasjenige Maß der Ruhe und der Bethätigung, das der einzelne in der Lebensweise zur Geltung zu bringen haben wird. Da eben von dem Gesamtleistungsvermögen eines jeden Herzens nur ein stets gleichbleibender Teil dauernd und ununterbrochen zur „vegetativen“ Herzarbeit, zum einfachen Betriebe des Blutumlaufes verwendet wird, die Größe des andern, überschießenden, dauernd wechselnden Teiles der Herzarbeit aber von der Größe aller der ununterbrochen auf den Organismus von außen oder innen her einwirkenden Reize abhängt, welche auf dem Umwege über den durch sie veranlaßten Stoffverbrauch und die Regulation durch besondere Nervenzentren die Größe der jeweiligen Herzarbeit bestimmen; da ferner die körperliche Bethätigung den wirksamsten und häufigsten Faktor in der Summe dieser Reize darstellt; — so ist die Feststellung des Maßes der von ihm ohne Schaden seinem Herzen zuzumutenden körperlichen Bethätigung für jeden, dessen Herzkraft bedroht ist, von der größten Bedeutung. Ein solches Herz verbraucht einen sehr großen Teil seiner Reservekräfte, die sonst dem Herzgesunden für die Steigerung der Herzarbeit aus der körperlichen und geistigen Bethätigung und aus den andersartigen Einflüssen des Lebens zur Verfügung bleiben, schon allein für die Aufrechterhaltung des unerschwerten Blutumlaufs;

ich habe es daher stets für einen jeden meiner Kranken geradezu als eine Lebensfrage erachtet, das mögliche Maß einer Steigerung der Herzansprüche so genau als erreichbar zu kennen. Und das würde in den Herzheilstätten sich unschwer erzielen lassen. Die „funktionelle Herzdiagnostik", welche die Leistungsfähigkeit des Herzens und nicht nur seinen anatomischen Zustand zu erkennen bestrebt ist, entwickelt sich von Tag zu Tag mehr; ich habe selbst erst neuerdings auf Grund zahlreicher Feststellungen an Herzkranken die Erholungsfähigkeit des Herzens nach dosierter Arbeit als einen brauchbaren Maßstab der vorhandenen Herzkraft angegeben.[1]) Mit diesem und mit andern Hilfsmitteln kann der Arzt ermitteln — allerdings nicht in einer oder in einigen Untersuchungen in der Sprechstunde, sondern durch systematische und andauernde Beobachtung in einer Herzheilanstalt — wieviel Gesamtsteigerung das unbeeinflußt und ruhig arbeitende Herz durch Bethätigung noch erfahren darf, und kann daraus Anhaltspunkte und Fingerzeige entnehmen, wieviel körperliche Bethätigung der betreffende Kranke, unter Würdigung der andersartigen bei ihm vorkommenden Einwirkungen auf die Herzthätigkeit, sich gestatten kann. Die so gefundene Bethätigungsgröße würde in der Heilanstalt eine gewisse Zeit hindurch unter den Augen des Arztes praktisch zur Ausübung kommen können und von diesem unter dauernder Beobachtung stetig umgestaltet werden, bis sie das zweckmäßigste Maß erreicht hat. Dem Kranken würde sie hier durch die immer wiederholte Anwendung so sehr in Fleisch und Blut übergehen, daß er auch im späteren Leben sie unbewußt beibehält und durchführt.

Nicht mindere Wichtigkeit hat die psychische Ruhe, die Fernhaltung allzugroßer Steigerung der Herzthätigkeit durch psychische Reize. Daß seelische Reize, ebenso wie die somatischen, die Herzthätigkeit steigern, ist bekannt. Auch hier tritt, wenn auch weniger unmittelbar ersichtlich, die großartige Regulationseinrichtung des Organismus in die Erscheinung, nach welcher von überall her, wo im Körper ein stärkerer Stoffumsatz vor sich geht, unter Mitwirkung der nervösen, die Herzbewegung regelnden Bahnen sogleich eine entsprechende Steigerung der Herzthätigkeit erfolgt: in der teleologischen Absicht, dabei den Stoffverbrauch so schleunig als möglich zu ersetzen. Ebenso wie alle stärkere Körperanstrengung ist es demnach hier geboten, je nach dem Maße der im Einzelfalle vorhandenen Herzkraft, intensive geistige Thätigkeit entsprechend einzuschränken; denn anstrengende Geistesarbeit wirkt hier gerade so wie körperliche Ueberanstrengung. Insbesondere die Lektüre bedarf einer sorgfältigen Regelung, nach der qualitativen wie nach der quantitativen Seite hin; sie ist naturgemäß diejenige Ablenkung und Zerstreuung, welche Personen, deren Herzzustand sie an ernsterer Thätigkeit verhindert, leicht im Uebermaße sich zumuten. Noch sorg-

---

[1]) Prof. Dr. Martin Mendelsohn: Die Erholung des Herzens als Maß der Herzfunktion. Verhandlungen des XIX. Kongresses für innere Medizin, gehalten zu Berlin vom 16. bis 19. April 1901.

samere Anteilnahme erheischt, neben der gleichförmigen und andauernden Anspannung der Psyche, die andere Form geistiger Reizeinwirkung: die plötzliche Erregung. Herzkranke sind, soweit die unvollkommenen Einrichtungen jeglichen Menschendaseins das ermöglichen, so sehr als nur thunlich von allem fernzuhalten, was ihnen Schreck, Zorn, Aufregung, Kummer, Sorge bereiten kann. Das läßt sich natürlich leichter sagen als thun; aber auch hier kann gerade die systematische Uebung und Gestaltung aller dieser Dinge, wie sie unter ständiger Aufsicht und bei ununterbrochener Beeinflussung durch den Arzt in einer Herzheilanstalt geschehen kann, schließlich so weit gesteigert werden, daß sie auch eine genügende Direktive für das spätere Leben abgiebt. Insbesondere bedarf dabei einer Gestaltung die subjektive Auffassung, welche der Kranke selbst sich über seine „Herzkrankheit“ und über die Erscheinungen, welche sie hervorruft, gebildet hat und hegt. Hier kann der Arzt seinem Schutzbefohlenen, dessen Herzzustand ihm anvertraut ist, außerordentlich viel Günstiges erweisen. Gerade Herzkranke, und mehr noch „solche, die es werden wollen“, achten ängstlich auf jede mit ihrer Herzthätigkeit zusammenhängende Erscheinung und sind nur allzu geneigt, alle, auch die unbedeutendsten und natürlichsten Erscheinungen hierbei als üble und bedrohliche Symptome anzusehen. Daß die psychische Rückwirkung hiervon eine äußerst schädliche ist, versteht sich. In der Heilanstalt, mit ihrer steten Beziehung zwischen Kranken und Arzt, kann man sie lehren, daß nicht alles, was sie beobachten, von Bedeutung ist; aber das läßt sich eben nur in längerem ständigen Verkehr zwischen Arzt und Patienten durchführen. Noch immer wird in weiten und auch in hochstehenden und gebildeten Kreisen des Publikums die Thatsache eines Herzfehlers oder einer Herzkrankheit für gleichbedeutend mit einem bald zur Vollstreckung gelangenden Todesurteile angesehen; — eine für die bei weitem zahlreichsten Fälle durchaus irrige Meinung, wenn nur alle die zur Verfügung stehenden Heilmaßnahmen mit Sorgfalt und Ernst zur Durchführung gelangen. Die aus solcher fehlerhafter Ansicht hervorgehende tiefe Gemütsverstimmung lastet aber mit aller ihrer schädlichen Rückwirkung dauernd auf dem Kranken; und ihn hiervon thatsächlich zu befreien, vermag eben nur ein Arzt, der das vollste und unerschütterlichste, das über jeden Zweifel erhabene Vertrauen seines Schutzbefohlenen besitzt. Und andrerseits hängen wieder alle diese psychischen Einwirkungen in ihrer zweckmäßigen Gestaltung ganz von Charakter und Temperament der einzelnen Kranken ab; und diese zu erkennen ist nichts geeigneter, als die unmittelbare Beobachtung in einer Herzheilanstalt.

Ich muß es mir versagen, auf die vielen andern Momente, auf die Ernährung, die Flüssigkeitseinnahme, die Kleidung und was sonst noch immer in der allgemeinen Gestaltung der Lebensweise der Herzkranken für sie von Bedeutung ist, des näheren einzugehen; die beiden Faktoren der körperlichen Ruhe und Bethätigung und der psychischen Einwirkungen mögen als Beispiele genügen, um darzuthun, von welcher außerordentlichen Bedeutung es für einen Herzkranken ist, daß er richtig leben lernt, daß er alle Dinge der

Lebensweise und der äußeren Umgebung so zu gestalten weiß, daß seine Herzkraft dabei möglichst lange ausreichend erhalten bleibt. Lernen kann er das aber nur in einer Herzheilanstalt. Hier würde er auch für die spätere Zeit, wenn er wieder in das Leben und in den Beruf zurückkehren muß, einen wahren und wirklichen Schutz von vorzeitiger Erschöpfung als dauernden Gewinn mit sich nehmen, einen Schutz, der nicht auf wesenlose Vorschriften und Lehren sich gründet, sondern der durch die eigne That und die lang gewohnte Ausübung ihm persönlich zu eigen und unverlierbar geworden.

*

Wenn so Herzheilanstalten notwendig und ihre Schaffung unerläßlich ist, so entsteht die Frage: wo sollen diese eingerichtet werden? Die Antwort ist: Ueberall. Auch die Lungenheilstätten bestehen in der heutigen Ausdehnung und in der allgemeinen Anerkennung erst seit ganz kurzer Zeit, seit wenigen Jahren. Als im Anbeginn Lungenheilanstalten erbaut wurden, die erste bekanntlich in Görbersdorf, ging man von der Idee aus, daß zur Heilung der Lungenkranken ein besonderes, günstiges Klima nötig sei, wie ja auch früher diese Kranken allgemein nach Nizza, nach Italien, nach Aegypten geschickt wurden. Heute hat man erkannt, daß die für ihre Wiederherstellung notwendigen Heilmaßnahmen überall sich anwenden lassen, daß an einem jeden Orte, der nur die allgemeinsten gesundheitsgemäßen Bedingungen besitzt, Heilanstalten für Lungenkranke errichtet werden können. Das Gleiche wird, so hoffe ich, in der nahen Zukunft sich in der Behandlung der Herzkrankheiten vollziehen. Die Bäder von Nauheim bilden in der Zahl der Heilfaktoren, welche gleichzeitig und kombiniert für die Heilung notwendig sind, ein wichtiges Glied in der Kette, allerdings nur ein einzelnes Glied; sie sind für die Herzkranken gewissermaßen das, was für die Lungenkranken das südliche Klima ist, oder vielmehr: war. Es ist nur naturgemäß, daß zunächst, im ersten Anfange der Entwicklung, gerade in Nauheim, wie ehedem in Görbersdorf, die systematische Behandlung der Herzkranken sich entwickelt hat und am intensivsten zur Durchführung gekommen ist; aber das hat seinen Grund nicht darin, daß die dortigen natürlichen kohlensauren Thermal-Soolbäder etwa spezifische Heilwirkungen hätten und spezifische Heilmittel darstellten, welche anderwärts nicht in gleich wirksamer Weise zu ersetzen wären, sondern der Grund liegt darin, daß ganz naturgemäß in der Entwicklung der letzten Jahre die Nauheimer Aerzte insgesamt zu Spezialisten für Herzkranke geworden sind. Die Mineralbäder, welche in der Behandlung der Herzkranken nicht entbehrt werden können, lassen sich, ob künstlich oder natürlich, in annähernd gleicher Wirksamkeit einer jeden Herzheilstätte, wo immer diese auch erstehen mag, einfügen; und sie werden in dem Ensemble der Heilmaßnahmen einer Herzheilanstalt überall die ausreichende Wirkung ausüben, geradeso, wie heute nicht jeder Lungenkranke mehr die Luft

der Riviera einatmet, sondern diejenige vor den Thoren Berlins oder Münchens, und doch geheilt wird. Damit ist natürlich die hohe Bedeutung Nauheims für die Behandlung der Herzkrankheiten auch nicht zum kleinsten Teile in ihrem Werte herabgedrückt; dieses bedeutsame Zentrum für die Therapie der Herzkrankheiten ist unentbehrlich und unantastbar; aber bei seiner naturgemäßen Einschränkung durch Jahreszeit, durch soziale Ansprüche, durch lokale Entfernung kann es, ein wie großer weiterer Aufschwung ihm auch sicherlich noch beschieden ist, niemals auch nur zum kleinsten Teile das enorme und immer dringender werdende Bedürfnis einer zweckmäßigen Versorgung der Herzkranken decken; und die Forderung nach weiteren Herzheilstätten macht sich für uns Aerzte, die wir Herzkranke zu beraten, zu behandeln und zu — heilen haben, dringend und zwingend geltend.

Darum ist, ich wiederhole es immer wieder, die Schaffung von Heilanstalten für Herzkranke ein Erfordernis, dem sich unsre Zeit nicht wird entziehen können. Und zwar besteht die Notwendigkeit, Heilanstalten für Herzkranke zu schaffen, in weitem Maße: nicht nur für die wohlsituierten Mitglieder der Gesellschaft, sondern nicht minder auch für die breiten Klassen der Bevölkerung. In ihnen würden die nicht mehr voll Leistungsfähigen zum Teil wieder, und auf geraume Zeit hinaus, arbeitsfähig werden; in ihnen würden die durch krankhafte Veranlagung in ihrer Herzkraft Bedrohten lernen, ihren persönlichen Verhältnissen entsprechend möglichst lange arbeitsfähig zu bleiben. Dazu aber ist noch bei weitem mehr als bisher der berühmte „Tropfen sozialen Oeles" in der Medizin notwendig. Der Staat und die Gesellschaft haben die Aufgabe, für die großen Gruppen ihrer aus körperlicher Minderwertigkeit nicht ganz und voll leistungsfähigen Mitglieder soziale Verhältnisse und Einrichtungen, in allererster Linie Arbeitsgelegenheiten und Berufsthätigkeiten, zu schaffen, denen diese Persönlichkeiten, trotzdem sie körperlich nicht mehr intakt sind, dennoch ausreichend zu genügen vermögen. Es ist vom Standpunkte der Staatsökonomie aus geradezu unsinnig, daß Hunderte von Herzleidenden, weil sich niemand darum kümmert, als Steinträger oder Schlosser eine mühselige und von vielfachen Unterbrechungen durch Krankheit immer wieder gestörte, übermäßig verkürzte Existenz führen, während ebenso viele andre Personen mit robustem Körper von Berufs wegen die leichtesten Thätigkeiten, Gartenbau etwa oder Bureaudienste, verrichten. Auch hierin würden mit ihrer fortschreitenden Entwicklung die Herzheilstätten von größtem Nutzen sein, wenn an sie sich Einrichtungen und Organisationen anschließen, welche den aus den Heilanstalten zurückkehrenden Personen Daseinsbedingungen, wenigstens in annähernder Zweckmäßigkeit, schaffen, unter welchen diese die in der Heilanstalt festgestellten und gewohnt gewordenen Formen zweckentsprechender Lebensweise auch thatsächlich durchzuführen vermögen. Herzheilanstalten schaffen ist das erste Erfordernis; und Einrichtungen begründen, um den in ihnen gestärkten und geschulten Personen weiterhin angemessene Lebensbedingungen zu ermöglichen, das zweite.

Denn durch ärztliche Vorschriften allein, wie eingehend diese auch gegeben werden mögen, wird es nur selten möglich sein, eine ausreichende Erhaltung des Einzelnen zu bewirken; und darum ist die Aufgabe, welche hier die Medizin und die Staatsgemeinschaften zu lösen haben werden, die Schaffung von Heilstätten für Herzkranke.



Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp.

Von

Staatsminister a. D. Jansen.

Die Beziehungen Herders zu dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp bilden zwar in seinem Leben nur eine kurze vorübergehende Episode, sind aber auf die Gestaltung desselben insofern von entscheidendem Einfluß gewesen, als sie durch den Aufenthalt in Straßburg die Bekanntschaft Herders und Goethes vermittelten und dadurch zugleich die Brücke bauten für die spätere Berufung Herders nach Weimar. Auch sonst reihen sich an dem Faden dieser Beziehungen bedeutsame Vorgänge in Herders Leben — zunächst auf der Reise nach Eutin während des Aufenthaltes in Hamburg die persönliche Anknüpfung mit Lessing und Matthias Claudius, sodann während des Besuches des Prinzen am Darmstädter Hof die Bekanntschaft und Verlobung mit Karoline Flachsland. Man kann deshalb nicht sagen, daß das Anerbieten des Fürstbischofs Friedrich August, die Erziehung und Reisebegleitung seines Sohnes zu übernehmen, welches an Herder während seines Aufenthaltes in Paris herantrat und von ihm angenommen ward, in seinen Folgen ohne bedeutende Einwirkung wie auf sein geistiges Leben, so auch auf seinen äußern Lebensgang geblieben sei, und so darf vielleicht ein Teil des Interesses, welches sich für Herder an diese Folgen knüpfte, auch für seinen unglücklichen fürstlichen Zögling in Anspruch genommen werden, dem er selbst bis zu seiner traurigen Katastrophe treu zugethan blieb.

Es ist bekannt, daß das Verhältnis Herders zum Eutiner Hofe schon bald nach der Ankunft in Straßburg ein jähes Ende fand infolge von Zwistigkeiten, welche sich zwischen ihm und dem Hofmeister des Prinzen, dem Geheimen Rat v. Cappelmann, schon seit dem Beginne der Reise vorbereitet hatten. Daß in diesen Konflikten die wesentliche Schuld auf seiten des letzteren lag, wird auch daraus gefolgert werden mögen, daß der Sturz desselben aus seiner einfluß-

reichen Stellung am bischöflichen Hofe fast unmittelbar nach der Rückkehr von der Reise erfolgte. Dem Prinzen ging offenbar der nicht ohne Unwillen ertragene Abschied von Herder nahe, und er blieb mit ihm sowohl während der Reise wie in den darauf folgenden Jahren ununterbrochen in Briefwechsel. Auch als während Herders Bückeburger Zeit von Eutin aus der Versuch gemacht wurde, ihn für die Stelle eines dortigen Hofpredigers zu gewinnen, ward ihm dieser Wunsch durch die Versicherung der fürstlichen Eltern nahegelegt, daß er der einzige Mensch sei, welcher auf den Prinzen Einfluß habe. Zuletzt noch in der unseligen Darmstädter Katastrophe ward dieser Einfluß vom Herzog Friedrich August angerufen und von Herder, wenn auch erfolglos, zu bethätigen versucht.

Für das Verhältnis Herders zu dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm bezeichnend und auch für die Charakteristik des berühmten Mannes wohl nicht ohne Wert ist eine Anzahl von Briefen, welche Herder in den Jahren 1771 bis 1773 von Bückeburg aus an seinen früheren Zögling richtete — Herder, der Siebenundzwanzigjährige, an den achtzehnjährigen Prinzen —, und welche im folgenden zum ersten Male mitgeteilt werden sollen, nachdem zur Orientierung ein kurzer Ueberblick über die Persönlichkeit und die Lebensschicksale des Prinzen, an welchen sie gerichtet sind, vorausgeschickt sein wird.

Prinz Peter Friedrich Wilhelm war am 3. Januar 1754 geboren als einziger Sohn des Fürstbischofs von Lübeck, Herzog Friedrich August von Holstein-Gottorp, und der Herzogin Ulrike Friederike Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Hessen-Kassel; seine Schwester, Hedwig Elisabeth Charlotte, die spätere Herzogin von Südermanland und als Gemahlin Karls XIII. Königin von Schweden, war fünf Jahre jünger als er. Ueber seine Erziehung während der Kinderjahre wissen wir nur, daß sie von einem aus Hessen stammenden Rat Coriarius in wie es scheint ziemlich pedantischer Weise geleitet wurde. Fünfzehn Jahre alt, bezog der Prinz unter der Leitung des Anhalt-Zerbstischen Geheimen Rats Johann Zacharias v. Cappelmann, welcher — früher Regierungspräsident in Jever — nach einem Zerwürfnis mit der Zerbstischen Regierung nach Holstein gekommen war, die Universität Kiel und verblieb dort reichlich ein Jahr (April 1769 bis Juni 1770). Daran sollte sich zu seiner weiteren Ausbildung eine, einschließlich eines Studienaufenthalts in Straßburg, auf eine Zeitdauer von drei Jahren berechnete Reise durch die wichtigsten Länder Europas anschließen. Für die Begleitung des Prinzen auf dieser Reise ward Herder gewonnen. Was die Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich August auf Herder gelenkt haben mag, der durch seine litterarischen Arbeiten aus der Rigaer Zeit (Kritische Wälder ꝛc.) schon damals eines geachteten Namens in der wissenschaftlichen Welt genoß, ist unbekannt geblieben; die Verhandlungen mit ihm wurden durch den angesehenen Kopenhagener Theologen Resewitz geführt. Für die Annahme des Rufes war bei Herder entscheidend, daß die Stellung beim Prinzen seinem Herzenswunsch, fremde Länder, und vor allem Italien kennen zu lernen, Erfüllung zu verheißen schien. So traf er denn gegen Mitte März 1770 zur Uebernahme seines Amtes als Informator und Reiseprediger des Prinzen in Kiel ein und folgte diesem

zunächst an das Hoflager des Fürstbischofs Friedrich August nach Eutin, wo seine Persönlichkeit und Art den Beifall der fürstlichen Herrschaften in vollem Maße gewann und er mancherlei Auszeichnung erfuhr. Von Eutin aus ward dann am 17. Juli die Reise nach Straßburg angetreten, wo nach längerem Aufenthalt in Hamburg, Hannover, Kassel, Darmstadt und Karlsruhe am 4. September eingetroffen ward; in der Begleitung des Prinzen befanden sich Herr v. Cappelmann, der Landrat Freiherr v. Qualen und Herder. In Straßburg kam es schon im September zu einem Konflikt des letztern mit Herrn v. Cappelmann, welcher zur Folge hatte, daß auf Herders dringenden Wunsch das Verhältnis mit Zustimmung des Fürstbischofs Anfang Oktober gelöst wurde. Der Prinz blieb mit seiner Begleitung bis zum 8. März 1771 in Straßburg und setzte dann die Reise zunächst nach Paris fort, wo er unter anderm den Feierlichkeiten der Vermählung des Grafen von Provence am Hofe Ludwigs XV. in Versailles beiwohnte; Herder ward durch sein Augenleiden in Straßburg zurückgehalten und konnte dem an ihn ergangenen Ruf nach Bückeburg erst etwa um dieselbe Zeit folgen.

Die geistige Veranlagung des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm war nach allen vorliegenden Zeugnissen eine äußerst dürftige. Des schwachen Verstandes hatte sich schon früh eine starke Neigung zu religiösen Grübeleien und seltsamen Gewissensbedenken bemächtigt, welche später allmählich die Form religiösen Wahnsinns annahmen; Starrheit des Charakters, eigensinniges Festhalten vorgefaßter Meinungen, völliger Mangel an Gemüt erschwerten jede Einwirkung von außen. Es scheint, daß ihm in Herder zum ersten Male eine Persönlichkeit entgegengetreten war, welche, wie auch die fürstlichen Eltern erkannten, geistig und gemütlich Einfluß auf ihn zu üben vermochte und ein Gefühl der Anhänglichkeit in ihm erweckte. Seiner Betrübnis über die Trennung von Herder lieh er selbst in seinen Reiseaufzeichnungen so gefühlvollen Ausdruck, wie ihm gegeben war — je me sentais véritablement de la douleur de quitter mes amis de Strasbourg et surtout le départ de Mr. Herder me chagrinait — und sowohl während der Reise wie nach der Rückkehr nach Eutin blieb er in Verbindung mit Herder, dem er alles anvertraute, was ihn in seinem Seelenleben bedrückte. In wie rührender und schonender, aber auch zugleich eindringlicher Weise Herder darauf einzugehen verstand, zeigen die hier mitzuteilenden Erwiderungen auf die Briefe des Prinzen.

Schon während der Reisen in Frankreich und England machten sich in seinen Briefen nach Eutin die eigentümlichen Ideen des Prinzen, namentlich seine fast fanatische Hinneigung zur katholischen Kirche in besorgniserregender Weise bemerkbar; der alte Herzog Friedrich August, der es im ganzen liebte, die Sorgen des Lebens, an denen es ihm wahrlich nicht gefehlt, von sich fern zu halten, ist trotz aller Bequemlichkeit gewissenhaft bemüht, in seinen Antworten die beunruhigenden Seltsamkeiten seines Sohnes zu berichtigen und ihn zu nüchternerer Auffassung der Dinge dieser Welt zu ermahnen, aber ohne merklichen Erfolg. Mögen es diese betrübenden Wahrnehmungen, mag es das schlechte Verhältnis

zwischen dem Prinzen und seinem leitenden Begleiter Herrn v. Cappelmann gewesen sein — genug, die auf drei Jahre berechnete Reise mußte vorzeitig abgebrochen werden, und der Prinz kehrte schon im Herbst 1771 nach Eutin zurück. Gleichwohl blieben die Besorgnisse, welche das Betragen des Prinzen gelegentlich hervorrief, vorerst noch mehr oder weniger ein Geheimnis des fürstlichen Familienkreises und der nächsten Umgebung. Im Jahre 1773 erwählte das Domkapitel in Lübeck den Prinzen noch zum Koadjutor des Hochstiftes; im Dezember desselben Jahres nahm der „junge, blaß und kränklich aussehende Prinz“, wie ihn gleichzeitige Oldenburgische Berichte schildern, an dem Einzuge in dem neu erworbenen Oldenburg und den dortigen Festlichkeiten teil.

Als der Prinz das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, begannen die Eltern an eine angemessene Vermählung für ihn zu denken. Als künftiger Bischof von Lübeck, als Erbe des neugeschaffenen Herzogtums Oldenburg, als Schützling der großen russischen Kaiserin durfte er für eine gute Partie gelten. Offenbar hoffte man von einer Verheiratung auch auf eine günstige Einwirkung auf seine Gemütsart und seinen Charakter; aber die Aufgabe war nicht leicht; denn neben seinen religiösen Wahnideen war auch eine gewisse Abneigung gegen das „ewig Weibliche“, eine fast unüberwindliche Scheu vor dem Verkehr mit Damen bei ihm unverkennbar. Man richtete sein Augenmerk auf die dem herzoglichen Hause verwandte junge Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt, eine Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm, Bruders des regierenden Landgrafen Ludwig IX., welcher das berühmte große Exerzierhaus in Pirmasens erbaute, während seine Gemahlin, die „große Landgräfin“ Karoline, Klopstocks Oden sammelte. Die junge Prinzessin war als das dritte von acht Geschwistern in anspruchslosen Verhältnissen einfach erzogen, und man glaubte deshalb wohl auf einige Rücksichtnahme rechnen zu dürfen. Zudem lebte am Hofe zu Darmstadt die alte achtzigjährige Großmutter des Prinzen mütterlicherseits, die verwitwete Landgräfin von Hessen-Kassel, die an Ort und Stelle manches vermitteln und ausgleichen konnte. War also die Sache irgendwo zu wagen, so war das nach menschlicher Voraussicht hier der Fall. Nach einer Korrespondenz beider Höfe wurde demnach die Reise nach Darmstadt am 8. November 1774 unternommen; den Prinzen begleitete der dänische Oberst Peter Gustav v. Golowin, nicht als Gouverneur, sondern, wie die Instruktion sagt, „als treuer und zélierter Freund“, der Kammerjunker Graf v. Schmettau und der als Lekteur und Reisekassenführer dem Prinzen beigegebene Justizrat Johann Konrad Georg. Daß die fürstlichen Eltern dem Verlauf dieser Brautfahrt, so sehr daran ihre Wünsche und Hoffnungen hingen, doch nicht mit sonderlicher Zuversicht entgegensahen, geht daraus hervor, daß sie den Prinzen bei der Abreise eindringlich ermahnten, nicht sonderbar zu sein und sich nicht lächerlich zu machen. Ihre Befürchtungen waren nur zu begründet.

Der Prinz blieb den Winter über in Darmstadt. Mit der Bewerbung scheint es anfangs nicht vorwärts gekommen zu sein; wenigstens mußte der Vater von Eutin aus wiederholt zu dem entscheidenden Schritt ermutigen. Endlich schreibt der Prinz, wohl mehr dem häuslichen Drängen nachgebend als dem Zuge des

Herzens folgend, in seiner kargen und trockenen Weise, daß er sich entschlossen habe, um die Hand der Prinzessin Charlotte anzuhalten. Es muß dies eine ziemlich frostige Prozedur gewesen sein, denn offenbar blieb das Verhältnis des Prinzen zu der jungen Prinzessin, deren persönlicher Liebenswürdigkeit und Begabung von allen Seiten ein günstiges Zeugnis ausgestellt wird — Oberst Golowin meint qu'il faudrait avoir un cœur d'acier pour résister à tant de grâces, nennt sie douce, gaie, spirituelle et modeste dans tout ce qu'elle fait — ein ganz konventionelles und für beide Teile, nachdem einmal die Verlobung proklamiert war, unter der Kontrolle des beobachtenden Hofes gleich wenig behagliches. Die alten Eltern in Eutin sind um so glücklicher und wähnen den Sohn über die Hauptschwierigkeit hinweg. Nur die Dürftigkeit seiner Mitteilungen und der völlige Mangel an Enthusiasmus eines jugendlichen Bräutigams beunruhigt sie. Der alte Herzog bittet deshalb den Prinzen, ihm etwas Näheres über die Braut zu schreiben, und erhält darauf, charakteristisch genug, folgende Antwort: „Je devais Vous faire le portrait de la Princesse Charlotte. Voici quelque chose. Elle est grande, il me semble un peu moins que Mademoiselle Biedenfeldt (eine Eutiner Hofdame), avec cela mince. Elle est fort blanche, pas toujours beaucoup de couleur; elle a de fort grands yeux; comme je ne suis pas fort habile en déscriptions, je me borne pour cette fois à ceci.

Indessen gingen die Verhandlungen über die Feststellung des Heiratskontraktes ihren gewöhnlichen Gang, dessen feierliche Vollziehung am 25. April 1775 in Darmstadt stattfand. Oldenburgischer Kommissar war Oberst Golowin, Bevollmächtigter des Landgrafen der berühmte Friedrich Karl v. Moser, der Verfasser des Buches „Der Herr und der Diener", damals Hessen-Darmstädtischer Präsident und Kanzler. So war denn in den Akten alles in Ordnung; nur die Herzen des jungen Brautpaares waren sich noch nicht näher gekommen.

In dieser Beziehung hoffte man das Beste oder gab sich wenigstens den Anschein, es zu hoffen, von einer Reise, welche der junge Prinz im Frühjahr mit seinem Gefolge um sich zu zerstreuen und an neuen Eindrücken zu erfrischen, in die Schweiz unternehmen sollte, und auf welche er sich mehr zu freuen schien, als seinem stumpfen Naturell sonst gewöhnlich war. Unterwegs stellten sich die wirklichen Gründe dieser lebhafteren Stimmung indessen bald heraus. Auf der Reise, auf welcher man zugleich den berühmten Naturdoktor Michel Schuppach in Langenau bei Bern konsultieren wollte, da man für die Wunderlichkeiten des Prinzen noch immer nach körperlichen Gründen suchte, hoffte er sich der Ueberwachung seiner Begleiter leichter entziehen und hinter ihrem Rücken seinen Uebertritt zur katholischen Kirche — das in größter Starrheit festgehaltene Ziel seiner religiösen Wahnvorstellungen — bewerkstelligen zu können. Obgleich man alle Vorsichtsmaßregeln anwandte und ihn in den Gasthöfen stets in den obern Stockwerken wohnen ließ, während die Herren seines Gefolges sich unter ihm postierten, machte er doch zu verschiedenen Malen den Versuch, zu entweichen; in Murten ließ er sich an zusammengebundenen Bettlaken aus dem Fenster hinunter, wurde aber von dem unter ihm wohnenden Kavalier unterwegs angehalten. In Straß-

burg scheint es ihm wirklich gelungen zu sein, mit den Damen des Klosters St. Barbe über seinen Bekehrungswunsch in Verbindung zu treten. Nur mit genauer Not brachte man ihn nach Darmstadt zurück, wo unterdessen alle Vorbereitungen für die Vermählung getroffen waren. Aber die Katastrophe ließ nicht auf sich warten. Die Festsetzung des Vermählungstages, welcher er seine Zustimmung nicht versagen konnte, beunruhigte den Prinzen innerlich so, daß er aus dem Schloß in Darmstadt einen neuen nächtlichen Fluchtversuch unternahm, der diesmal besser gelang; erst am folgenden Tage fand man ihn, wie es heißt, in der Verkleidung als Arbeitsmann in einem Weggraben versteckt wieder. Natürlich erregte dieser Vorgang, dessen Bekanntwerden nicht unterdrückt werden konnte, in Darmstadt das größte Aufsehen, und die Situation war beim besten Willen nicht mehr haltbar; der Prinz selbst klärte dieselbe noch weiter durch unartiges Auftreten gegen seine Braut und deren Eltern. Seine Entweichung suchte er später durch die Aeußerung, er habe „zu Jesus gehen“ wollen, zu rechtfertigen; die Prinzessin Charlotte sei ihm immer gleichgültig gewesen, und er habe sie nur heiraten wollen, weil seine Eltern dies durchaus gewünscht hätten.

Der Herzog Friedrich August hielt damals in Oldenburg Hof. Als die Schreckensnachricht von den Darmstädter Vorgängen dort eintraf, sendete er sofort seinen Minister, den Freiherrn (spätern Grafen) v. Holmer nach Darmstadt, um, wenn möglich, noch einen Rettungsversuch zu machen. Dieser erkannte indessen sofort, daß die Sache nach dem Vorgefallenen unwiederbringlich verloren sei; den Prinzen fand er völlig starr und unzugänglich; weder des herbeigerufenen Herder noch des zufällig in Darmstadt anwesenden Leibarztes Zimmermann aus Hannover Zureden — „die eindringlichste Sanftmut und die dreisteste Kraft“, wie Zimmermann sich ausdrückt — hatte irgend etwas über ihn vermocht. „Auch mein Herzensfreund, der Herr Konsistorialrat Herder,“ schreibt Zimmermann, „that von seiner Seite alles Menschenmögliche. Aber am Ende standen wir doch alle an der Wand und erwarteten mit dem Prinzen-Koadjutor Licht von oben“. So konnte es sich denn nur noch darum handeln, den Prinzen mit einigermaßen schicklicher Manier fortzubringen. Mit Mühe erlangte Holmer, daß der Darmstädter Hof die Verlobung nicht sofort aufhob, sondern mit Rücksicht auf die fürstbischöfliche Familie für den Fall der Genesung des Prinzen, die man übrigens von keiner Seite voraussetzte, noch eine fest bemessene Frist ließ. Für diese Rücksicht mußte sich der Fürstbischof auch anderweitig dankbar beweisen. Nach heutigen Begriffen hätte man denken sollen, daß die Prinzessin-Braut und ihre Eltern die Rückgängigmachung der Verlobung mit dem unglücklichen Prinzen als eine Erlösung, als eine Abwendung lebenslänglichen Unglücks hätte empfinden müssen; aber das war doch nur in sehr bedingtem Maße der Fall, denn man verlangte für die Auflösung des Heiratskontraktes ein Schmerzensgeld von hunderttausend Gulden, welches der alte Herzog Friedrich August sich „als ein fürstväterliches Geschenk zu ewigem Andenken“ zu zahlen endlich entschließen mußte. Die Abreise des Prinzen aus Darmstadt erfolgte nach achtmonatlichem Aufenthalt und völligstem Fiasko am 15. Juli 1775. Durch einen Erlaß des

Herzogs Friedrich August an den Präsidenten v. Wedderkop war dafür gesorgt, daß die Ankunft in Eutin auf das geräuschloseste vor sich ging. Dem Prinzen wurde alsdann, da sein Verbleiben am Hofe für unmöglich galt, das Herrenhaus in Stendorf — anderthalb Meilen von Eutin in herrlichem Park an waldumkränztem See gelegen — als Aufenthalt angewiesen, wo er mit seinem Gefolge etabliert ward, bevor der Herzog und die Herzogin aus Oldenburg nach Eutin zurückkehrten.

Die junge Prinzessin Charlotte, welche in diesem unerquicklichen Familiendrama die Rolle des Opferlammes zu spielen berufen war, vermählte sich einige Jahre später mit dem Witwer ihrer älteren Schwester Karoline, dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, und ward durch diese Ehe die Stiefmutter der späteren Königin Luise von Preußen. Sie starb, noch nicht dreißigjährig, im Wochenbett schon im Jahre 1785.

Am Hofe zu Darmstadt gab es nach den trostlosen Erlebnissen des Sommers 1775 bald wieder Sonnenschein. Noch in demselben Jahre erschien dort — nach seinen ersten Begegnungen mit Goethe und Klopstock — der junge Erbprinz Karl August von Weimar und führte die jüngste Tochter des Landgrafen Ludwig, die Prinzessin Luise, als seine Gemahlin heim.

Die thatsächliche Gefangenschaft, in welcher sich der Erbprinz Peter Friedrich Wilhelm bei scheinbar freier Bewegung, aber unter stetiger Kontrolle seines Gefolges, des Obersten Golowin, des Kammerjunkers v. Schmettau und des Justizrats Georg in Stendorf befand, dauerte fast anderthalb Jahre; über sein Befinden und Verhalten berichtet in fast täglichen Bulletins der Kammerjunker v. Schmettau oder der Justizrat Georg nach Eutin. Der alte Herzog Friedrich August war über das Betragen seines Sohnes aufs äußerste aufgebracht und konnte sich lange nicht dazu verstehen, ihn wiederzusehen; die Herzogin beurteilte die traurigen Vorgänge nachsichtiger und vertrat lebhaft die Ansicht, daß man in der Behandlung des Prinzen mit Liebe und Milde weiter komme als mit Strenge. So war man denn auch über die Frage, ob der Prinz nach seinem Gemütszustand als zur Regierungsnachfolge unbedingt unfähig anzusehen sei, in der herzoglichen Familie anscheinend geteilter Meinung. Auch unter den am Eutiner Hof beglaubigten Diplomaten spiegelten diese Verschiedenheiten der Beurteilung sich wieder. Der dänische Gesandte, Graf Moltke, neigte anscheinend mehr der Auffassung des Herzogs, der russische Gesandte v. Meßmacher, dessen Frau auch unter Umständen ein kräftiges Wort dareinredete — der Erbprinz nennt sie une grande folle qui fera mille malheurs par ses impétuosités ridicules — mehr der milderen der Herzogin zu. Der Minister v. Holmer war zwischen zwei Feuern, und es gab der peinlichen Erörterungen genug, bis man endlich die Formel fand, die an den Austauschverträgen von 1767 und 1773 beteiligten Mächte — Dänemark und Rußland — um Einleitung einer unparteiischen Untersuchung über den Geisteszustand und die Regierungsfähigkeit des Prinzen zu ersuchen. Dänemark entsendete den Oberpräsidenten von Altona, Geheimen Rat v. Gähler, Rußland den Großfürstlichen Geheimen Rat v. Rumohr nach Sten-

dorf, welche als ärztliche Autoritäten den Leibarzt Zimmermann in Hannover und den berühmten Hamburger Arzt Reimarus zuzogen. Bei Tafel und auf Fahrten verkehrte man ungezwungen mit dem Prinzen, welcher bisweilen ganz vernünftig und zugänglich, sogar heiter war, dann aber wieder völlig in seinem Katholisierungs-Fanatismus aufging und Vorübergehenden Briefe an den katholischen Domherrn v. Elmendorf in Lübeck, an die Priorin des Klosters St. Barbe in Straßburg, sogar an den Papst zuzustecken versuchte, die jetzt ruhig in den Archivakten schlummern, ohne je an ihre Adresse gelangt zu sein. Auch andre Gäste gingen in Stendorf ab und zu, unter ihnen Graf Friedrich Leopold Stolberg, auf dessen Wegen, wenn auch in höherem Sinne als auf denjenigen des Prinzen, ebenfalls das Verhältnis zur katholischen Kirche als ein dunkles Verhängnis lag. Für die Kommissarien der Mächte bedurfte es nur eines Zusammenseins von einigen Wochen mit dem Prinzen, um bei ihnen die in einem weitläufigen Gutachten niedergelegte Ueberzeugung zu begründen, daß derselbe als vollständig geisteskrank und jedenfalls regierungsunfähig zu bezeichnen sei. So fand diese trostlose Angelegenheit, welche nach der so hoffnungsreich begrüßten Erhebung seines Hauses durch die Austauschverträge die letzten Lebensjahre des Herzogs Friedrich August verdüsterte, ihre Erledigung, und der die thatsächliche Ausschließung des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von der Regierungsnachfolge feststellende Akt wurde in Stendorf am 14. Februar 1777 vollzogen. Damit war nach dem am 6. Juli 1785 erfolgten Tode des Herzogs Friedrich August die Thronfolge einem Fürsten, dessen vierundvierzigjährige Regierung in den Oldenburgischen Landen noch heute in leuchtendem Andenken steht, dem Herzog Peter Friedrich Ludwig, eröffnet.

Das alte Herrenhaus in Stendorf, welches der Schauplatz dieser traurigen, aber für die Geschichte des Oldenburgischen Hauses und Landes so bedeutungsvollen Vorgänge war, ist erst in den achtziger Jahren abgebrochen worden. Wie man sagt, war es die Pietät des fürstlichen Landesherrn, welche es so lange erhielt, bis es in sich zusammenzustürzen drohte. Der altfranzösische Park mit seinen breiten Laubengängen im Rokokostil und seinen herrlichen Eichen- und Fichtengruppen ist unberührt geblieben. Seitwärts auf einer Höhe über dem See, aber in Verbindung mit der alten Parkanlage erhebt sich jetzt das neue Stendorfer Herrenhaus an einem der landschaftlich schönsten Punkte des gesegneten Ostholstein.

Der unglückliche Prinz Peter Friedrich Wilhelm führte noch 46 Jahre lang — den Seinigen völlig entfremdet und von seinen Wahnvorstellungen, die erst mit zunehmendem Alter eine mildere Form annahmen, beherrscht — eine weltabgeschiedene Existenz auf dem ihm vom König von Dänemark angewiesenen Schlosse zu Plön. Auf seine wunderliche Gemütsart hatten seine Erlebnisse nicht reinigend gewirkt. „Eine bleierne Seele“, so nennt ihn Zimmermann. Er starb im Alter von 69 Jahren am 2. Juli 1823. —

Wir lassen nun die den Jahren 1771—1773 angehörigen Briefe Herders an den Prinzen, so weit sie unsres Wissens sich erhalten haben — sieben an

der Zahl[1]) — folgen. Die Briefe bilden insofern ein Ganzes, als sie in der Hauptsache sämtlich der Aufgabe gewidmet sind, verkehrte Ideen des Prinzen erzieherisch zu berichtigen und nach mehrfach gebrauchtem Ausdruck auf Erhellung seiner Seele hinzuwirken. Der erste Brief ist die Erwiderung auf ein Schreiben, welches der Prinz offenbar schon bald nach der verfrühten Rückkehr nach Eutin an Herder gerichtet hatte.

Bückeburg, den 9. November 1771.

Durchlauchtigster Prinz!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ich glaube des Zutrauens Euer Durchlaucht nicht füglicher Dero Absicht nach würdig werden zu können, als wenn ich sogleich meine Gedanken über die beiden vorgelegten Puncte eröffne.

Zuerst. Der Spruch Jacobi ist ganz aus seinem Zusammenhange gerissen, und ärger mißverstanden, als wenn man Ein Wort aus einer Gesellschaft behorcht, und daraus einen Sinn für sich erzwingen will. Der Zusammenhang vom 13ten Vers[2]) an ist der: Ist Jemand krank, der rufe die Aeltesten von der Gemeine zu sich, lasse sie beten, mit Oel im Namen des Herrn salben: alsdann wird ein solches gläubiges Gebet dem Kranken helfen: der Herr wird ihn von seinem Siechthum aufrichten, und zugleich werden, wo er vorher sich versündigt hätte, jetzt auf sein gläubiges Gebet die Sünden ihm vergeben sein. Auf solche Art also gestehe einer dem andern seine Fehler, und betet für einander auf dem Krankenbette, daß Ihr gesund werdet; denn ich sage Euch noch einmal, des Gerechten Gebet vermag in solchem Fall viel, wenn es ernstlich ist. Elias

---

[1]) Die Originalbriefe befinden sich im Besitz der Nachkommen des oben erwähnten Justizrats Johann Konrad Georg (in den Dienst des Herzogs Friedrich August getreten 1771, als Vizedirektor des Regierungskollegiums in Oldenburg gestorben 1807). Der Justizrat Georg war verheiratet mit einer Tochter der Geheimen Rats Hesse in Darmstadt, welche er während seines dortigen Aufenthalts mit dem Prinzen 1775 kennen gelernt hatte; deren Mutter war eine ältere Schwester der Karoline Flachsland, Herders Gattin. Die Briefe werden nach dem Tode des Herzogs Peter Friedrich Wilhelm (1823) bei der Regelung des Nachlasses an die Familie Georg in Oldenburg als (für die Plöner Hofverwaltung auf diesem Wege am nächsten erreichbare) Herdersche Verwandte zurückgegeben sein. — Die Briefe des Prinzen an Herder scheinen sich erhalten zu haben, und einer derselben (aus Brüssel vom 5. Juni 1771) ist auch gedruckt und wird im Zusammenhang mit dem Herderschen Brief Nr. 2 in einer Note mitgeteilt. Vergl. R. Haym, Herder Band I, Seite 710, Note 1.

[2]) Die Verse Kap. 5. 13—17 der Epistel St. Jacobi lauten: 13. Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Muts, der singe Psalmen. 14. Ist jemand krank, der rufe zu sich die Aeltesten von der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Oel in dem Namen des Herrn. 15. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben sein. 16. Bekenne einer dem andern seine Sünden, und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. 17. Elias war ein Mensch, gleich wie wir, und er betete ein Gebet, daß es nicht regnen sollte; und es regnete nicht auf Erden drei Jahre und sechs Monate.

war ein Mensch u. s. w. — Nun lesen Ew. Durchlaucht weiter, betrachten Sie die Worte im Zusammenhang, und ich glaube der Grund ist durchaus verschwunden, wo Ihre Frage auch nur keimen könnte. Vom Kranken ist hier die Rede: von Aeltesten aus der Gemeine die Rede: von Betern die Rede, die, wie Elias, würdig sind, Wundergebete zu thun; und alsdann ist vom Bekennen der Sünden, der Fehler, die uns hier noch, vielleicht voraus unerforscht und vernachlässigt auf dem Todbette drücken, der Fehler, die ich nun eigentlich Gott abbitten will, weil aber das Gebet meiner solchen Freunde sich rings um mein Bette mit dem Meinigen vereinigt, weil ich sehe, daß sie, wie Elias, eifrig sind, um Gott vor die Gesundheit meines Leibes zu beten — „Freunde, so kann ich Euch das nicht verschweigen, was mir eben noch die Gesundheit meiner Seele stört: betet mit mir auch dafür, ihr Diener Gottes!" Und solch Gebet, sagt Jacobus, wird dem Kranken helfen; und so er hat Sünde gethan, wird sie ihm vergeben sein. Nun überlegen Euer Durchl., wo bleibt Ihr allgemeiner, so herausgerissener, so unbestimmter Zweifel?

Ich habe noch Eins aus der Sprache hinzuzusetzen, die diese und andre Stellen beträfe. Bei uns wird das Wort Sünde von Jugend auf nur von Kanzel und Beichtstuhl gehört und hat also einen gewissen heiligen Klang, den das Wort in allen Stellen der Ursprache nie hat. Sünde und Fehler, und Schwachheit und Krankheit haben in der Sprache des alten und neuen Testaments ein beständiges Gegenspiel zu einander, daß sich in der Bedeutung alle diese Farben allemal aus und nebeneinander brechen. Er hat unsre Sünde auf sich genommen, und unsre Krankheit getragen, unsre Sünde liegt auf ihm und unsre Schwachheit. Jes. 53. Christus half vielen Kranken, die mit Sünde beladen waren. Marc. 1. Stehe auf, Dir sind Deine Sünden vergeben, mithin Deine Krankheit geheilet. Matth. 9, und in unzähligen Stellen mehr ist immer Eins ein Bild des Andern, und diese Denkart und Sprechart war den Hebräern so gewohnt, daß sie fast keins ohne einander dachten, Sünde ohne Krankheit, Krankheit ohne Sünde: wir sind dessen in unsrer Sprache fremd und uns wird also die Nuance härter. Lesen Ew. Durchlaucht aber nur die vornehmsten Stellen anderweit selbst, und die Verbindung der Ideen wird Ihnen geläufiger, und also auch alle die Sprüche schöner werden, da von Krankheit, Gebrechen, als Sünden des Leibes unmittelbare Vorstellung genommen wird auf Gebrechen der Seele zu denken. Sehe zu! Du bist gesund worden, sündige nicht mehr! Bekenne einer dem andern seine Sünde und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Sucht in eurem vorigen Leben vielleicht den Grund der Krankheit, und bittet ihn Gott ab: verhehlet euch eure Gebrechen nicht, sagt, was euch fehlt, wie einer, der dem andern seine Sünde bekennt, so treulich, und dann betet — das ist der ursprüngliche Zusammenhang Jacobus!

Aber die Sache allgemeiner betrachtet, so belieben Euer Durchlaucht sich nun zu erinnern, daß von einem dergleichen einzelnen Fall unter solchen Umständen, in der ersten brüderlichen Kirche, an die Aeltesten der Gemeine, zur Genesung

vom Tode, eine Deutung ohne alles das, die ärgste Mißdeutung sein müsse. Gott sollen wir unsre Sünde bekennen ist die Regel, die Hauptregel der Religion. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Sünde bekennen, da vergabst Du mir die Missethat meiner Sünden, und so, o Gott, werden Dich auch alle Heiligen anrufen u. s. w. Ps. 32. 5. Geruhen Euer Durchlaucht diesen und alle andre Bußpsalmen zu lesen. Sie werden finden, wem das wahre Bekenntniß der Sünden unserer Herzen zuströmen soll!

Das heißt nun nicht, daß ich dem Nächsten, den ich beleidigt, die Sünde nicht abbitten könnte und sollte — allerdings! aber dem Nächsten, den ich beleidigt, den ich durch mein Bekenntniß nicht noch mehr beleidige, dem ich Denkart zutrauen kann, daß er mein Bekenntniß theils verstehen, theils gut aufnehmen kann, und gleichsam auf dasselbe als Christ nur wartet. Sind diese Sachen nicht; bedenken Euer Durchlaucht, wie ich durch mein Bekenntniß aufs neue sündigen, und eine Reue von bösen Folgen aussäen kann? Ich kann dem andern Gelegenheit zu neuem Spott, zu neuer Versündigung geben: ich kann wichtigeren Beziehungen und Erfordernissen meiner selbst vergeben; ich kann sogar, dadurch, daß ich Beleidigungen verrathe, die er vielleicht nicht wußte, nicht argwohnte, die ich also allein mir selbst und Gott abzubitten hatte, durch mein Bekenntniß den Samen zu ewiger Bitterkeit und Feindschaft ausstreuen, und indem ich ihm Bekenntnisse thue, die ihn gar nicht angehen, gleichsam fortsündigen, indem ich bekenne. In allen solchen Fällen sagt Salomo wohl hundertmal: der Weise nimmts zu Herzen, aber der Thor spricht heraus; der Weise bessert sich in seiner Seele, aber der Thor wäschet vor andern Leuten. Ueberhaupt ist jede Sünde, jede Vergehung Gräuel: man verdeckt sie vor andern, wo man sie kann; nur nicht vor Gott und seinem Herzen: und oft ists eine grosse Wohlthat Gottes, eine der unerkanntesten väterlichen Wohlthaten, daß Er Sünden verdeckt, daß er uns bessert, ehe wir damit vor andern offenbar werden und vielleicht zeitlebens Schande tragen. Und da ists alsdann für den Reuigen gewiß eine süße Versprechung: ich will deine Sünde bedecken, ihrer soll nicht gedacht werden; ich will sie in die Tiefe des Meeres werfen, und wenn Gott sie dahin wirft und ihr da Platz zuerkennt: was sollen wir den Wust hervorziehen und zur Schau stellen? wo es nicht, obgedachter maassen, die Christliche Liebe will, und die edle Großmuth, oder billige Gerechtigkeit erfordert.

II. Bei der zweiten Frage kann ichs, gnädiger Herr, nicht bergen, wie äusserst betroffen ich bin nicht über die Sache, sondern über den leidigen, nichtigen Grund, auf dem die Sache stehen soll. Ich habe die Gespräche Eugens und Arist nicht gelesen: es müssten die vom Vater Bouhours[1]) sein, und die habe ich zwar mit ihrem guten und erbärmlichen Zeuge gelesen, aber längst vergessen. Sagen Sie mir doch aber, guter gnädiger Prinz! was macht das Zeitalter, in welchem man lebt, auf Wahrheit oder Falschheit einer Lehre? auf Göttlichkeit

---

[1]) Le père Dominique Bouhours (1628—1702 — Jesuit). Entretiens d'Eugène et d'Ariste. 1671.

oder Unwürde einer Religion? Ich begreife noch Nichts! Lassen Sie uns die Sache von Grund aus heben!

Daß viele grosse Leute manchmal zusammen, zu Einer Zeit gelebt haben, ist historisch wahr und lässt sich auch ebenso leicht historisch und menschlich erklären. Der Stoß, den ein Paar wirksame Geister geben, setzt andre in Bewegung mit: Vorbild, Nacheiferung, Umgang, lebendiges Beispiel, was so mächtig ist, daß wir gewiß drei viertheil von dem, wie wir denken, dem Spiegel derer zuzuschreiben haben, die rings um uns denken — das Alles wirkt! Meistens sind äussere Bequemlichkeiten, Unterstützungen und Fördernisse, die dazu kommen! Eins theilt dem andern Bewegung mit: jeder übertrifft sich in seiner Art; und so wird alsdann das, was die Franzosen siècle, Epoche, was die Dichter goldene Zeit nennen und was niedrigere Nachkommen, die alles nur durch die Dämmerung einer Zwischenzeit, durch Schleier, mit knechtischem Nachahmungsgeist, der niemals übertrifft, weil er immer nachspricht, ich sage, die alles nur so ansehen, und wie glänzend erscheint ihnen alsdann Alles. Da lesen Sie, gn. Herr, alsdann die übertriebenen Mährchen vom Zeitalter in Athen, in Aegypten, unter August, unter Leo, unter Ludwig XIV. und wenn Sie wollen, unter Friedrich dem Großen! die grossen Leute in ihnen sind alle Colosse, oder mit solchen Farben geschmiert, als Russische Heiligen. — Nun aber geruhen Euer Durchlaucht, die Sache etwas näher zu sehen und sie kehrt sich fast gerade um; nämlich die grössesten Männer lebten immer in den finstersten Zeiten, die nämlich, die den wahren Namen, grosse Männer! verdienten; ja das war eben mit der grösste Erweis ihrer Größe, daß sie einzige Sonnen an ihrem Himmel waren, und alle kleine Sterne auslöschten! daß sie sich eben in der dicksten Nacht, als Fackeln, erhuben und durch eigene Größe grösser waren als ihre Zeit.

Moses, Einer der grössten Männer, die gelebt: er bildete sich in der Wüste Arabien; in Aegypten war das goldene Zeitalter längst vorüber: er musste sich ein ganz neues Volk schaffen; er musste selbst, wie die Bibel sagt, seines Bruders Aaron Gott werden, und sehen Sie, so war er Moses! — David bildete sich in einer verwilderten Zeit, bei der Heerde, auf zehnjähriger Flucht, in der Wüste, seine schönsten Jahre durch verfolgt: die Retter und Helden alle erstanden ihrem Volk in der bedrängtesten Zeit — ja was brauche ich solche kleine Beispiele? Das größte von Allen, Christus. Könnte ich Ihnen, gn. P., die Zeit schildern, in der er lebte: die Unwissenheit, Pfaffensprache, Religionsspötterei, Aberglauben, niedrigste Pöbelknechtschaft, Zerrüttung und Verfallenheit seines Volks, seines Landes, seines Jahrhunderts — und siehe: das war die erfüllte Zeit, da Gott sandte seinen Sohn!

Euer Durchlaucht sehen also, daß das Zeitalter eigentlich zu dem Nichts beitrage, als erste Ursache, oder erstes Hinderniß, was Gott in ihm will geschehen lassen. In allen Fächern, vom Heldenthum bis zur Gelehrsamkeit, zeigt alle Geschichte das völlige Gegentheil. Rom hatte die grössten Männer, da es ein uncultivirtes Rom war: die Brutus und Scipionen wurden nicht an den Tafeln Augusts gebildet; die Orpheus und Homere nicht vom König Ptolemäus

bezahlt; Kanzler Baco lebte in den schlechtesten Schulzeiten und keiner kannte ihn; Roger Baco verstand alles, was 200 Jahre später erfunden wurde, und hatte Nichts davon, als daß er ein Zauberer hieß: und unser Deutscher Kepler erfand Newton und Leibnitz alles vor, obgleich er Hungers sterben musste. In allem solchen Fall ists eben umgekehrt. Die wahren grossen Leute denken, handeln und schweigen; die minder grossen erhaschen jener Gedanken, und erfinden bloß Sprache. Das fällt aber ins Ohr; sie ziehen Lehrlinge: jedermann schwatzt nach: sie werden berühmt, machen Schule, Epoche; sind das aber große Männer? Euer Durchl. haben selbst zu viel Gefühl von schweigender wahrer Größe, als daß ich noch weiter reden dürfte. — Aber nun auf Luthern! Ohne ihn im mindesten zu messen, wie groß oder klein er gewesen? ob die Leute, die um ihn standen, groß oder klein waren? lassen Sie uns erst fragen, wozu das soll? und da muß ich verwundernd die Frage wiederholen: was thut das Zeitalter, ob wir mit großen oder kleinen zusammenleben, zur Wahrheit, zur Göttlichkeit einer Lehre?

Kein vernünftiger Mensch hält Luther für einen Christus, oder für einen begeisterten göttlichen Propheten wie die in der heiligen Schrift — kein Mensch in der Welt hält ihn dafür. Er war ein Mann wie ich und jeder Dritte, hatte Gutes und Fehler, Stärke und schwache Seiten. Von dem Allen ist nicht die Rede — genug, wir wollen nicht den Mann, sondern die Lehre. War die Lehre, die er gereinigt, wirkliche Reinigung, Verbesserung (denn das heißt Reformation!), befreite sie sein Vaterland von Aberglauben, Irrthümern, Sclaverei, Abscheulichkeit, kam sie der Lehre Christi näher, war sie die Lehre Christi selbst — Luther sei groß oder klein gewesen: wenn ich Wahrheit und Freiheit und wahre Tugend schätze, wenn ich Aberglauben, Irrthum und insonderheit die Sclaverei menschlicher Seelen und Gewissen als Teufelswerk hasse, wenn ich redlich gegen die Offenbarung Gottes und gegen das selbstverkündigte Wort Jesu bin — und finde das Alles in dieser Lehre: o so nehme ich, wie ich sie heiße und ihr Name heiße, theuerer an, als Gold und Silber.

Und nun, mein gnädiger Prinz, ist also nur Ein Weg, Bibel und unsre Religion selbst gegeneinander zu prüfen. Christ werden Sie doch wohl sein wollen: Christus, werden Sie doch wohl glauben, muß der gewesen sein, der seine Religion wusste. Wohlan! nun halten Sie sich an ihn: lassen Sie Paulus an der einen und Luther an der andern Seite stehen, und suchen Sie sich bloß die Reden Christi auf: bei Matthäus und Johannes! finden Sie darin das Pabstthum, den Pfaffenkram, den Gewissenszwang, die Messe, das Fegfeuer, die Ablässe, die Abkaufungen der Sünden, die 7 Sacramente, die verdienstliche Abgötterei an Totenbeinen, die Drangsale an jemand in dieser Welt, um in der andern seine Seele zu retten, und hundert abscheuliches Zeug mehr, wofür der Menschheit grauet und einem guten Herzen eckeln muß: so wählen Sie. Für mich, weiß ich, daß wenn ich 10 Jahre an der Religion gezweifelt, ich käme endlich in ein Gewölbe, und fände auf 3 Blättern Nichts, als die 3 Kap. Matthäi, die wir die Bergpredigt Christi nennen, Kap. 5—7. und ich hätte Aufrichtigkeit

genug, mir aus diesem Wenigen den Geist der Religion zu bilden, den dieser Mann predigte — welch andre Vollkommenheit der Menschen? Zug vor Zug welch andrer Zweck der Menschen in der Welt, als den zu Reliquien zu wallfahrten? Vollkommen zu sein wie Gott, Gott auf keinem Berge, sondern im Geist und in der Wahrheit anbeten, reinen Herzens sein, mit keinem guten Werk vor Menschen prangen, stille und kurz zu Gott in der Kammer beten, ohne mit 100 Cermonien und Posaunen Herr! Herr! zu rufen — sehen Sie, gn. Herr, den Geist der Religion Christi, und ich wiederhole es, daß doch Christus seine Religion gekannt haben muß. Lesen Sie also z. E. diese einzige Rede, wie wenn Sie sie zu ihrer gegenwärtigen Richtung in einem Heiligthum fänden — ich habe, so lang ich hier bin, fast über Nichts als über sie gepredigt, und wenn ich nie die Christliche und meine Religion geliebt hätte — so würde ich sie jetzt lieben! Hier ist mehr als Plato und alle Weisen!

Und der Mann lebte doch in so dunkler Zeit? Eben, als wenn das nun nicht um so grösserer Triumph wäre, daß ein Mann in so dunkler Zeit so predigen konnte? — Und sehen Euer Durchlaucht, das ist der Fall mit Luther. Luther, der ehrliche Mönch aus Deutschland, freilich nicht so polirt als der ganze Hof Leo des Zehnten, nicht so verschlagen, nicht so fein — aber redlich. Er kam nach Rom, und sah Rom! sah, wozu das Geld in Deutschland den armen Seelen und noch knechtischeren Gewissen abgezwungen wurde, sah, was für ein Ungeheuer der Pabst in der Nähe war, der von fern so verehrt ward, sah all den Greuel — freilich sah ers, weil er nicht so poli war, als Pabst und Hofgesindel: der Mönch aus Thüringen konnte die S. Peterskirche, und die schöne Geschichte des Jupiters und der Leda auf der Thür dieser Kirche, als Kunst nicht schätzen — der arme barbarische Mönch begriff nur das, daß alle die Drangsale des Gewissens einer solchen Leda aufzuopfern (und 100 Lastern mehr) abscheulich wäre, und reformierte. War das Schande oder Ehre? Handelte er groß oder klein, daß er nicht wie ein Comödiant des Pabsts, sondern als Christ dachte? Und war nicht eben hier seine Barbarei das Mittel der Providenz Gottes, was jeder gesittete, feine Cardinal nicht sein konnte. Und so hieß es auch hier: nicht das Edle von der Welt, das Feine und Gelehrte 1. Cor. 1—17—28. Lesen Euer Durchlaucht diese 10 Verse, und sie sind die ganze Widerlegung Ihrer Hypothese, ohne daß ich im geringsten Luthern mehr zu retten, oder als den großen Mann zu zeigen brauche, der er doch wahrhaftig in seinem dunklen Jahrhundert war. Wir haben aber nicht seine Person, als grosser Mann im grossen Jahrhundert, sondern seine Lehre, als wieder erneuerte Lehre Christi, und würden E. Durchl. nicht schamroth werden, eine mathematische Wahrheit oder Beweis deswegen zu verachten, weil er nicht auf Goldpapier gedruckt wäre?

Aber nun, gnädiger H., lassen Sie uns noch etwas näher auf den dunklen Grund der Seele kommen, aus dem das Alles quillt. Sie wissen vielleicht noch, wie manche halbe Tage ich vor Ihnen, wie ein Maler vor seinem Bilde, gesessen, um Ihnen aus dem grossen, dunkeln Abgrunde in Ihnen hie und da

Einen Zug zu erhaschen, und wie oft ich endlich nach solcher schweren, dunkeln Aeusserung verwundert ausgerufen, „sonderbare Seele!“ Aber, gnädiger Herr, wollen Sie den Rath eines Menschen annehmen, den Nichts in der Welt mehr, als Aufrichtigkeit und wahre Ergebenheit an Sie knüpfet, so machen Sie's, um Gottes und Ihrer selbst willen, etwas in dieser dunkeln Seele licht. Was kann in der Welt daraus werden, wenn Sie fortfahren, bloß nach einer Menge dunkler Eindrücke zu handeln, die so stark, so lebhaft sind, Sie so hinreißen und unaufhörlich beschäftigen, oder vielmehr unaufhörlich betäuben und erfüllen, und von denen Sie nichts in Wort bringen, von denen Sie über Nichts sich und Andern Rechenschaft geben können, wenn Sie auch wollen. Glauben Sie, gnädigster Herr, es ist jetzt die höchste Zeit, daß Sie Ihrer Seele andern Ton geben: Sie erliegen unter dem dumpfen Geräusche sonst, was Ihnen Ihre schönsten Tage nimmt, und Sie auf lebenslang stumpf macht. Ich weiß es noch zu gut, wie unbeschreiblich sonderbar Sie auf Dinge gleichsam hinzugewallet sind, die Ihnen ich weiß nicht welche dunkle Eindrücke aufregten; wenn es auch die jämmerlichsten Fratzen und Reliquien gewesen wären! mit welcher dunkeln Abgötterei sie über Kirchen gebaut, Sie vor Maria gesessen, beim Abendmal auf dunkle Zweifel gehorchet — überlegen Sie's, was je aus einer Seele von der Art werden kann, wenn Sie ihr nicht bei Zeiten andern Ton geben. Aus welcher Seele z. E. kann ein solcher Zweifel gegen die Religion kommen, als Sie aus dem Zeitalter schöpfen? Und wie viel, viel anderes inneres verworrenes Gewebe setzt das zum voraus? — denken Sie, wie unglücklich Sie werden müssen, wenn Sie das im Dunkeln fortweben und sich immer mehr verwickeln lassen, und den fetten ungebauten Acker, der jetzt nichts als in Dorn und Disteln aufschiesst, immer so verwachsen lassen. Darf ich Ihre Geduld mißbrauchen, um noch eine Seite anzulegen und Ihnen wenigstens noch Einen Rath zu geben, den, wie mich dünkt, Ihr gegenwärtiger einsamer Zustand so sehr fordert?

Euer Durchlaucht haben nun eine Reise geendigt, die Ihnen in allem Betracht nicht anders als verderblich werden kann, wenn Sie, meinem Rathe zufolge, nicht jetzt gleichsam neugeboren sich Mühe geben wollen, Ihre Seele zu erhellen. Durch Länder durchgejagt, und an die weißen Britischen Küsten kaum hinangeleckt, das große Schauspiel einer andern Nation und Religion so flüchtig übersehen — Euer Durchlaucht sind zu durchdringend, als daß Sie nicht zugeben sollten, was das für verzogene Striche und Gemälde geben müsse, wenn man sie nicht in Ordnung bringt. Alle die unförmlichen Eindrücke fliessen, wie auf Löschpapier, zusammen und wird — ein grosser Fleck!

Euer Durchlaucht haben gegenwärtig nur Ein Mittel dagegen, daß Sie mit sich selbst gleichsam einen Bund machen, sich ausser sich selbst zu beschäftigen: denn das haben Sie, mein gn. Pr., fast nie gethan. Gehen Sie zurück, ob Sie sich je an Eine Beschäftigung haben heften (attachiren) und sie ausführen können. Ich schreibe frei, aber ich glaube, ich schreibe wahr. Ihre Seele hat schon zu sehr die Gewohnheit an sich, eine neue Idee, einen neuen Vorsatz, plötzlich so hitzig zu umarmen, sie alsdann so lange in Gedanken wie

ein Lieblingskind zu zärteln, bis die schöne Idee in Ihrem Arm erdrückt wird und erstirbt. Sie ermatten, vereckeln sich, und das Werk fällt unvollendet zu Ihren Füssen nieder. Seien Sie gegen sich selbst aufrichtig, gnädiger Herr, ob das nicht die Geschichte Ihrer Seele und fast Ihres Lebens ist (wo Sie nämlich sich nicht bloß mechanisch beschäftigen) und nun denken Sie, wenn das fortgeht, wenn das ganzes Leben wird, was muß das geben? Die trägste Langeweile von aussen, und von innen die wildesten Spekulationen müssen sich Ihrer bemeistern, und wie der Geier des Prometheus ewig nagen.

Also die erste, beste Beschäftigung, die vor Ihnen liegt, gnädiger Herr! Die nehmen Sie vor mit dem festen Vorsatz sie auszuführen, sie mit Lust zu Ende zu bringen, und alle Ihre Ehre und Selbststärke dabei zu Pfande zu setzen. — Nur muß die Beschäftigung nicht phantastisch sein, vor Ihnen liegen, und ausführbar sein — das wird, Eins nach dem Andern, Ihre Seele mehr in Ruhe setzen, allmählich aufhellen, Ihnen thätlichen Zweck zu leben geben, und gleichsam die Drehbank sein, an welcher sich Ihre Natur erholt, indem sie lernt das Ende einer Arbeit schmecken. Was aber die Beschäftigung sei, darüber sind Euer Durchlaucht sich selbst der beste Rathgeber.

Ich schäme mich selbst über meinen langen Brief, und muß mich mit jenem Römer entschuldigen, daß ich nicht Zeit gehabt ihn kürzer fassen zu können. Wie wünschte ich statt solches langen Schreibens bei Euer Durchlaucht die Augenblicke persönlich sein zu können; da lässt sich durch Eine Wendung mehr sagen, als hier auf Seiten. Sollten Euer Durchlaucht die Gnade und das Zutrauen haben wollen, sich über das, worüber ich Ihnen kein Genüge gethan und über Mehreres sich mit mir einzulassen, wie gerne bin ich zu Euer Durchlaucht Diensten! Und wenn Ihnen das Deutsche Schreiben zur Last würde, so dürfte ja das nicht hindern, da ich einen französischen Brief zu Deutsch beantworten kann. Um alles in der Welt aber wünschte ich hiemit den Schein aller Zudringlichkeit zum Cabinet und Briefwechsel eines Prinzen zu vermeiden; so wie ich auch bei diesem Brief es unterthänigst verbitte, wo ich etwa den Prinzen vergessen und nur die Sache im Auge gehabt. Wie armselig wäre die Achtung, die ich Ihnen, gnädigster Herr! bloß in solchen Formular-Breloken bewiese; und wie vielmehr wünsche ich die Achtung und Ergebenheit irgendwodurch beweisen zu können, die mein Herz lebenslang gegen einen Prinzen erfüllen wird, mit dessen Lebensbahn sich die Meinige freilich nur sehr schmal hat durchschneiden sollen. Ich bin mit aller Unterwerfung

Euer Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Herder.

(Schluß folgt.)



Aus dem Nachlasse Munkacsys.

Von

F. Walther Ilges.

(Schluß.)

Große Werke, das Deckengemälde und Arpad. — Munkacsys letztes Werk. — Sein Tod.

Das Pariser Leben ging auch in den folgenden Jahren seinen gewohnten Gang weiter: „Tag für Tag," schreibt Frau v. Munkacsy im März 1887 an ihre Eltern, „Tag für Tag sind wir mit Einladungen überhäuft. Morgen Essen bei Lesseps — es wird jetzt nach seiner Rückkehr von Berlin interessant werden —, später gehen wir dann zur Gräfin Molitor. Freitag Abendessen bei H..., Sonntag bei der Prinzessin Mathilde, Montag Essen bei Frau B... und Soiree auf der deutschen Botschaft, Dienstag Soiree bei G..., Mittwoch bei H..., Donnerstag große Soiree auf der russischen Botschaft, Freitag bei D... und so weiter. Ihr seht, daß man Gelegenheit hat, Kleider zu verbrauchen und sich zu zerstreuen. Ich gehe überall hin, komme aber früh wieder nach Hause, spätestens um Mitternacht, und das ermüdet mich gar nicht. Natürlich hat man mich während des Briefes sechsmal gestört, auch schreibe ich wie eine Katze, so sehr wünschte ich alles mit den wenigsten Worten zu erzählen."

Munkacsy freilich ermüdete dieses Leben mehr als seine Gattin; trotzdem ihn aber von Zeit zu Zeit ein Anfall seiner (Rückenmarks)Krankheit niederwarf, that er keinen Schritt, um sich den Anstrengungen etwas zu entziehen. Wenn er dann abgearbeitet und körperlich wie geistig erschöpft seine jährliche Badereise nach La Malou antrat und hier — nach seinem eignen Ausspruche — „das Bild seiner eignen Zukunft" in der verschiedensten Stufenfolge bei seinen Leidensgefährten vor Augen sah, überkam ihn der Ekel vor dem Dasein, und er erging sich in düsteren Vorstellungen seines gegenwärtigen wie zukünftigen Schicksals. In solchen Augenblicken verließ ihn dann selbst der Trost, den er sonst in seiner Kunst fand. „Sprich mir nicht mehr von dem Deckengemälde," schrieb er von La Malou aus am 27. Mai 1887 seiner Gattin mit Bezug auf das von ihm inzwischen in Angriff genommene 100 Flächenmeter große Deckengemälde für das Treppenhaus des Wiener kunstgeschichtlichen Museums, „quäle mich nicht damit. Glaubst Du, ich hätte nur diese Sorge? Ich habe öfters schwierigere Aufgaben zu lösen gehabt — der Gedanke läßt mich also nicht verstummen! Ich habe Dir oft von dem gesprochen, was in mir vorgeht... Bald wirst Du es vielleicht selbst bemerken. — Hier giebt's nichts Neues. Keine Erholung. Ich gehe zu Bett. Gut' Nacht —"

Am 9. Juli desselben Jahres schreibt er ganz verzweifelt: „Ah, wahrlich, das Dasein in dieser niederen Welt ist kein großes Vergnügen!" Nach Paris

zurückgekehrt, findet Munkacsy das Gleichgewicht seiner Stimmung bald wieder: „Ich habe mich etwas erholt,“ schreibt er seiner Frau, „trotz der jetzigen Hitze, die mich übrigens augenblicklich nicht behindert; ich beginne imAteliersalon (dem kleineren seiner beiden Ateliers) zu arbeiten, wo es weniger warm ist. Bei meiner Rückkehr fand ich eine Masse Karten und Einladungen vor, von denen ich verflixt wenig Gebrauch machen werde. Ich esse mittags zu Hause und verlasse den ganzen Tag über kaum unsre frischen Räume. Es ist doch angenehm, Zimmer zu haben, die nach Norden liegen. Das schützt gegen die Hitze — nur leider nicht gegen die langweiligen Besuche.“ Später schreibt Frau v. Munkacsy ihren Eltern: „Der große Erfolg seines ausgestellten Werkes (vielleicht der Ausstellung des ‚Mozart‘?) hat auch zur Besserung von Miskas Befinden beigetragen. Er hatte sich überarbeitet. Jetzt arbeitet er oben im großen Atelier und hat Gregoire (ein Modell), sowie ein weibliches Modell, um das in Colpach begonnene Bild mit zwei Figuren zu beendigen. Danach kommt das mit vier Figuren an die Reihe. Die Arbeit zerstreut ihn, seitdem es ihm besser geht. Heute abend haben wir ein paar Freunde zum Essen geladen, was ihm gefallen wird. Er ist jetzt sehr gesprächig mit mir. Nur von mir nimmt er seine Medizin, und nur ich allein pflege ihn.“

Ende Mai 1888 treffen wir Munkacsy, der inzwischen schon die Arbeit am Deckengemälde „Apotheose der Renaissance(kunst)“ stramm begonnen hatte, wieder in La Malou. Er schreibt:

„Meine liebe Cécile!

Zu dieser Stunde amüsiert Ihr Euch, vor allem, wenn das Wetter dem Ausflug günstig ist. Ihr thut gut daran. Auch ich will mich amüsieren und im Freien einen netten kleinen Winkel, den ich einige Minuten vom Gasthof entdeckt habe, malen. Man muß die Zeit herumbringen. Ich bin erst in der Mitte meiner Kur, da ich zwanzig Bäder nehmen will, womit ich meine Abreise auf Samstag in acht Tagen, also auf den 7. Juni verschiebe. Ich bin am Tage des Grand Prix wieder in Paris.

Du machst Dir zu viel Sorgen über das, was ‚man‘ über meine Ausstellung sagt. Nun, und wenn ich dabei Geld herausschlage? Schlagen die Dramatiker denn kein Geld heraus, wenn sie Erfolg mit ihren Stücken haben? Wenn es mir wenigstens gelingt, große Geldstücke herauszuschlagen!!

Mir geht's gut. Nur ist eine völlige Heilung durchaus ausgeschlossen. Ich muß das elende Leben bis zum Ende schleppen.“

Am 18. November d. J. schreibt er von Paris:

„Mit mir ist immer dasselbe. Ich arbeite an meinem Karton (für das Deckengemälde). Gestern war ich bei Brozick zum Essen und heute im Café de la Paix, wo ich Wolf[1]) traf. Wir setzten uns an den gleichen Tisch, wo

[1]) Den in Köln am Rhein geborenen jüdischen Kunstkritiker des „Figaro“.

ich feststellen konnte, daß er wirklich und wahrhaftig sehr häßlich ist. Mein Gott, wie häßlich er ist! — Ich bin zurückgekehrt, um Dir zu schreiben, da ich morgen keine Zeit dazu habe. Seit dem Morgen habe ich drei Modelle im Atelier und will davon profitieren."

Die schmerzlosen Zwischenzeiten werden von jetzt an bei Munkacsy immer seltener. „Ich pflege mich," schreibt er noch in demselben Jahre seiner Gattin, „ich pflege mich inzwischen, denn in der letzten Zeit bin ich nur in Intervallen wohl. Ich habe meine guten Tage und meine schlechten, und doch führe ich ein Dasein, das eines besseren Loses wert wäre." Sobald allerdings die „Saison" der Pariser Gesellschaft wieder beginnt, sind auch Munkacsy und seine Gattin auf dem ihnen eingeräumten Platze. „Jeden Abend," schreibt sie ihren Eltern am 31. März 1889, „besuchen wir eine, zwei oder drei Soireen... Miska arbeitet stramm, und augenblicklich sitzt ihm einer der berühmtesten Maler, J. P. Laurens, für seinen Michelangelo im Deckengemälde." Im Oktober berichtet sie dann freilich auch wieder von einer starken Krankheitskrise.

Eines der großartigsten Feste, die überhaupt in Munkacsys Haus in Paris gefeiert wurden, fiel in dieses Jahr 1889. Ein viele hundert Mann starker Ausschuß ungarischer Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, Rechtsanwälte — von diesen allein 120! — und so weiter hatte in etwas theatralischer Weise Kossuth nach Turin vaterländische Erde überbracht und kehrte nun über Paris zurück, um den französischen Besuch vom Jahre 1879 zu erwidern. Ihnen zu Ehren gab Munkacsy einen ungarischen Abend in seinem Hause, Zigeunerkapellen spielten, ein Büffett von zehn Metern Länge war für die achthundert Gäste errichtet und über und über mit Blumen in den ungarischen Farben geschmückt — allerdings nur sehr kurze Zeit, denn die „Andenkensammelwut" brachte es fertig, daß die Tische geradezu gestürmt und im Handumdrehen kahler gerupft waren, als es eine ganze Herde Wiederkäuer fertig gebracht hätte.

Ende Januar 1890 war das Riesendeckengemälde für Wien fertig; es hatte Munkacsy, abgesehen von den umfangreichen Vorstudien, anderthalb Jahre Zeit gekostet, während deren allerdings auch andre, kleinere Werke vollendet wurden. Ein kaum glaublicher, aufregender Vorfall trug sich bei der Ablieferung des Gemäldes zu. Munkacsy erhielt nämlich von Wien die ebenso kurze wie unverständliche Drahtnachricht: „Plafond un mètre trop grand." Das konnte gerade so gut heißen, das Deckenbild sei in Länge und Breite einen Meter zu groß, wie auch die Decke sei zu groß, das heißt also das Bild zu klein. Munkacsy war in Verzweiflung; wenn sein Bild zu groß war, hatte die ganze Arbeit überhaupt keinen Wert, denn abschneiden ließ sich nichts davon. Glücklicherweise stellte aber auf seine Anfrage die Museumsbauleitung die Auskunft dahin richtig, daß das Gemälde zu klein sei; durch wessen Versehen die unrichtigen Maße angegeben worden waren, ist meines Wissens nicht herausgekommen. Munkacsy war nun gezwungen, die Komposition nach jeder Ausdehnung hin um einen einen Meter breiten Rand zu vergrößern und fuhr zu diesem Zwecke selbst nach Wien. Von hier schrieb er dann am 17. September 1890 seiner Gattin:

14*

„Ich habe Dir eine Depesche geschickt, welche Dir meine Abreise für heute abend meldet. Ich habe die notwendigen Umänderungen am Deckengemälde vorgenommen. So bleibt mir nichts mehr zu thun. Ich habe nur Dosey und Angeli gesehen; Herr v. Hasenauer (der Erbauer des Museums) ist auch zurückgekehrt und mit dem Bilde, das er noch nicht an Ort und Stelle gesehen hatte, sehr zufrieden. In der That nimmt es sich gut aus, und alle unsre Befürchtungen von wegen Perspektive und Architektur werden zu nichte. Auch Angeli, der das Bild in Paris gesehen hatte, gesteht ein, daß er früher Angst für den Eindruck der Architektur hatte; jetzt ist er aber ganz zufriedengestellt und gesteht, daß ich mich nicht getäuscht habe. Mögen doch jetzt die (Pariser) Kritikaster kommen, welche von Erdbeben und Sündflut (im Hinblick auf die bei Betrachtung aus der Nähe scheinbar umstürzenden Säulen und Figuren des Deckenbildes!) sprachen und sehen, ob sie so fest auf den Beinen stehen, wie meine Säulen und Kerlchen da oben. — Kurz, ich hoffe, daß es ein Erfolg sein wird und ich mich nicht umsonst gequält habe."

Schon im Oktober desselben Jahres sollte Munkacsy einer früheren Anregung näher treten: Ungarn bestellte jetzt fest das Bild für sein im Bau begriffenes Abgeordnetenhaus in Pest,[1]) das Bild: „Arpad nimmt die Huldigung der unterworfenen Völker entgegen", von dem schon im Jahre 1882 bei Munkacsys damaliger Anwesenheit in seiner Heimat viel die Rede war. Es war eine Riesenaufgabe! Eine Leinwand von sechzehn Metern Breite und sechs Metern Höhe sollte mit Figuren bedeckt werden! Ohne Zögern machte sich aber Munkacsy an die Arbeit. Im gleichen Monat noch schrieb mir seine Gattin: „Miska entwirft schon Skizzen und ist mit Lust und Liebe dabei. Er arbeitet ungeheuer und befindet sich wohl." Freilich berichtet sie schon am 8. Januar 1891 ihren Eltern: „Miska ist sehr nervös; er arbeitet zu viel."

Im Februar 1891 empfing Munkacsy zum zweitenmal die Kaiserin Friedrich, die diesmal nicht inkognito reiste, in seinem Atelier. Zur Frühjahrs-Kunstausstellung fuhr er dann mit Wauters nach Berlin, wo er vom Kaiser zum Essen zusammen mit unserm A. Menzel geladen wurde. Auch das gesellschaftliche Leben wurde über der Arbeit nicht vergessen: „Niemals," schreibt Frau v. Munkacsy im Februar, „niemals wurden wir so viel eingeladen, niemals kam man so viel zu uns wie jetzt."

Ende September 1891 fuhr der Künstler wieder nach Ungarn, um umfangreiche Studien zum „Arpad" vorzunehmen. Aus den Briefen, die er von hier aus an seine Gattin schrieb, seien einige — auszugsweise schon in meiner Monographie veröffentlichte — wiedergegeben:

Budapest, den 2. Oktober 1891.

„. . . ich hoffe sobald wie möglich meine Wanderung durch das Land zur Aufsuchung ungarischer Modelle beginnen zu können . . ."

---

[1]) Wie ich höre, ist das Bild später doch nicht in das Abgeordnetenhaus, für das es bestimmt war, gekommen, sondern bildet das Hauptstück des Munkacsy-Saales im Pester Nationalmuseum.

Den 4. Oktober 1891.

„Meine liebe Cécile!

Ich schreibe Dir diese Linien vom Schlosse Kovácsy beim Grafen Tisza. Eben haben wir teils zu Wagen, teils zu Fuß eine hübsche Promenade durch den Wald gemacht.

Gestern morgen, in Pest, bin ich erschrocken, denn beim Aufstehen hatte ich Schmerzen in den Beinen; es hielt den ganzen Tag an, scheint aber glücklicherweise heute wieder zu verschwinden. Meine Skizze (des Arpad) findet man als Sujet sehr gut, ich muß also nur noch typische Modelle (bonnes types) zur Ausführung finden. In den ersten Tagen der Woche fahre ich nach Czentes zu Tisza und werde von da aus andre Ausflüge machen."

*

Czentes, den 9. Oktober 1891.

„Ich schreibe Dir von Czentes aus. Ich bin gesund, aber recht ermüdet, da wir die halbe Stadt mit Herrn E... photographiert haben, der so liebenswürdig ist, mich überall hin zu begleiten und seine Kunst zu meiner Verfügung zu stellen. Ich hoffe, daß sich unter der Masse von Aufnahmen, die wir auf den Platten fixiert haben, einiges finden wird, das ich gebrauchen kann. Bis zum zwölften bleibe ich hier und werde dann über Szegedin andre Gegenden aufsuchen — welche, weiß ich noch nicht, aber ich werde mich auf alle Fälle bemühen, meine Wanderungen sobald wie möglich zu beenden, da es mich sehr ermüdet. Du brauchst es nicht zu bereuen, mich diesmal nicht begleitet zu haben, denn überall, wohin ich komme, würdest Du Dich nicht wohl fühlen. Es ist genau wie in Czaba! Allerdings war der Empfang der gleiche wie sonst: die Stadt beflaggt, abends ein Ständchen und so weiter. Ich habe aber gebeten, keine Veranstaltungen zu machen, und komme so mit einem Festessen für morgen abend davon. Den ganzen Tag haben wir dann zum Photographieren in der Stadt und der Umgebung vor uns."

*

Budapest (ohne Zeitangabe).

„Eben komme ich von meiner Rundreise aus dem Lande zurück. Bei Czentes habe ich sie angefangen und dann Tag für Tag, wie die reinste Primadonna, fortgesetzt. Ich hatte Angst vor der Reise, da ich ermüdet abgefahren war, doch man könnte meinen, daß mir dieses thätige Leben gut bekommt, denn ich bin, vorläufig wenigstens, ganz gesund zurückgekehrt, trotzdem ich die letzte Nacht unterwegs war.

Um Dir einen Begriff von meinem Dasein zu geben, lasse ich eine Probe folgen:

Ankunft in Czentes abends 5 Uhr. Rundfahrt durch die Stadt zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. Abendessen in kleinem Kreise. Geschlafen. Morgens um 8 Uhr wieder auf dem Platze, gegen 30 Aufnahmen gemacht, um 11 Uhr im Wagen nach Csongrad, halb 2 kurzes Mittagessen, bis 4 Uhr photo-

graphiert, dann wieder nach Czentes zurück, um 7 Uhr Theater und um halb 9 ein Bankett, das bis 1 Uhr morgens dauerte. Dann Fahrt über Szolnok nach Klausenburg, Ankunft 6 Uhr früh. Ohne zu schlafen den ganzen Tag photographiert. Es war gerade Markt. Allgemeine Ueberraschung! Mittags war die Neuigkeit allgemein bekannt — Abordnung, Einladung, Interview inmitten der Bauern in einem Hofe. Ich habe Ankäufe gemacht, alte Hüte und Kostüme erstanden. Abends Abfahrt nach Hunyad. Bei einem Magnaten gespeist. Um 11 Uhr zu Bett, um 8 Uhr aufgestanden; wieder photographiert und Kostüme gekauft bis mittags; schnell gegessen, dann zurück nach Klausenburg im Vierspänner, vier Stunden lang durch herrliche Gegend. Um 6 Uhr Ankunft, um 7 Uhr Vorstellung von Leuten, um halb 9 Bankett. Abfahrt um 11 Uhr und Ankunft in Pest morgens halb 8.

So bin ich denn hier, niemand ahnt es noch. Das ist meine Existenz. Und doch bekommt es mir bis jetzt gut. Es sind gerade acht Tage, daß ich keinen einzigen Augenblick mehr Ruhe habe außer der Nacht, und auch die habe ich mehrfach im Eisenbahnwagen zugebracht. Um 2 Uhr fahre ich nach Tisza Dob, Terebes, komme über Miskolcz hierher zurück, um dann noch einige Tage hier zu bleiben und gegen Ende des Monats (Oktober) zurückzukehren."

*

Im November finden wir denn auch Munkacsy in Paris wieder in voller Thätigkeit, trotzdem die ungewohnten, außerordentlichen Anstrengungen der Reise sich bald in unangenehmer Weise fühlbar machten. „Der arme Miska hat eben eine starke Krise durchzumachen gehabt," schreibt Frau v. Munkacsy am 25. November ihren Eltern, „gerade erst ist sie zu Ende. Wir haben (den berühmten Nervenarzt) Charcot hinzugezogen, der sagte, daß es von einer Uebermüdung und geistigen Ueberanstrengung käme, daß aber sein Zustand im übrigen sich nicht verschlimmert habe. Miska fühlt sich jetzt besser, aber nichts vermag ihn zu bewegen, seine Arbeit an dem großen Bilde, wäre es auch nur für wenige Tage, auszusetzen. Fünfhundert Figuren wird es haben."

Außerdem laufen aber auch zahlreiche kleinere Arbeiten an Genrebildern und Porträts nebenher. Seine Gattin schreibt in einem andern Briefe: „Miska erhält Aufträge über Aufträge. Er hat für sechs Jahre Arbeit daran. Niemals hatte er soviel zu thun!"

Bis Mitte Januar 1892 beschäftigte sich Munkacsy in Einzelstudien und größeren wie kleineren Entwürfen mit seinem „Arpad". Dann erst wurde die Riesenleinwand in seinem eigens dazu erbauten Atelier in der Vorstadt Neuilly aufgespannt. „Heute," schreibt Frau v. Munkacsy am 14. Januar 1892, „ist Miska zum erstenmal in sein Atelier in Neuilly zum Arbeiten gegangen. Er wird einige Tage dort malen und dann wieder hierher (in sein Haus) zurückkehren, um hier noch etwas zu arbeiten und in einem Monat endgültig überſiedeln.[1])

[1]) Natürlich nur tagsüber. Abends mit Anbruch der Dämmerung kehrte er nach einem Spaziergang in sein Haus in der Avenue de Villiers zurück.

Der Plan macht Fortschritte. Kostüme und Zuthaten sind ausgesucht und angefertigt und viele Modelle gefunden. Das ist die Hauptsache. Das Aufzeichnen geht dann schnell von der Hand."

Wieder, am 25. April 1892, schreibt sie:

„Miska arbeitet von 8 Uhr morgens bis zur Dunkelheit. Abends ist er ganz erschöpft. Ich mache ihm Vorwürfe, denn ich habe Angst, daß er krank wird. Er befindet sich übrigens wohl. In Paris wird er noch bis gegen den 15. oder 20. Juni bleiben, geht dann nach La Malou und wird kaum vor Ende Juli in Colpach sein. Wir haben außerordentlich viele Einladungen."

Munkacsy war aber gezwungen, seine Arbeit schon früher zu unterbrechen. Schon am 10. Mai finden wir ihn in La Malou, von wo er einer Dame der Pariser Gesellschaft halb humoristisch, halb wehmütig für die Einladung zu einer Soiree dankt:

„Vielen Dank, verehrte gnädige Frau, für Ihre liebenswürdigen Zeilen, die ich soeben in diesem schönen Lande erhalte, dessen anziehendes Bild (ein schlechtes Cliché des Gasthofs in La Malou!) meinen Briefkopf ziert und Ihnen Zeugnis von der Entfernung geben mag, die mich von Ihrer reizenden Behausung trennt, wohin Sie mich so liebenswürdig einladen und wo Sie inmitten so vieler Schönen als Schönste herrschen.

Ich bin leider fern, und zu der Stunde, wenn die Zigeunerweisen, die ich so liebe, die poetischen Eckchen Ihres Heims und die nicht minder poetischen Herzen der Schönen durchdringen, kämpfe ich gegen die Schlaflosigkeit, die mir die Erinnerungen glücklicherer Augenblicke vor dem Auge vorüberziehen läßt, glücklicherer Augenblicke, die sich vor mir ausbreiten, wie die Rechnung eines Gasthausessens, die man bezahlen soll.

Ich habe teuer zu zahlen, gnädige Frau! Aber das Schicksal, dieser große Wirt, hätte mir die Rechnung zu einer andern Zeit vorlegen können, wo ich nicht durch mein Fernbleiben von Ihrem Feste doppelt zu zahlen hätte!

Mit dem Ausdrucke meines Bedauerns verbinde ich nochmals die ergebenste Danksagung, daß Sie an den armen Miska gedacht haben, der Sie bittet, seiner ehrfurchtsvollen Huldigung und seiner Anhänglichkeit eines treuen Hundes versichert zu sein.

M. v. Munkacsy.

Werden Sie meine Schrift lesen können? Verzeihung für meine Indianerrechtschreibung!"

Dieser echt französisch gedachte Brief, der uns in seiner deutschen Uebersetzung vielleicht etwas schwülstig anmutet, zeigt, wie Munkacsy sich trotz seiner Sorgen zwang, den gesellschaftlichen Pflichten in liebenswürdiger Weise nachzukommen. Auch im persönlichen Verkehr ließ er sich nichts von der trüben Gemütsstimmung, in der er sich zu dieser Zeit so oft befand, merken, es sei denn, daß man sein immer stiller, schweigsamer werdendes Wesen dahin ausgelegt hätte. Seine Krankheit machte sich immer störender bemerkbar. Im Winter 1892/93 unterbrach er seine Arbeit an dem „Arpad" nochmals, um La Malou aufzusuchen.

„Die Pastellstifte habe ich noch nicht angerührt," schreibt er am 3. Januar von dort seiner Gattin, „nichts zieht mich zur Arbeit. — Ich pflege mich, denn das ist kein Leben mehr, immer so zu leiden!"

Wie Munkacsy mit der ersten Ausarbeitung des „Arpad", der im Frühjahrssalon 1893 in Paris ausgestellt wurde, einen völligen Mißerfolg erlebte, habe ich in meiner Monographie genau dargelegt; die Kritik lehnte das Werk ab, und Munkacsy überzeugte sich in dem Augenblick, als er sein Bild in dem Ausstellungssaal vor sich sah, daß er sich in der Behandlungsart vergriffen hatte. Nach einigen Wochen begann er sofort eine durchgreifende Umarbeitung und vollständige Uebermalung des ganzen Werkes. Zur „Erholung" vollendete er inzwischen einige früher begonnene kleinere Bilder. Frau v. Munkacsy schreibt im Mai 1893 ihren Eltern: „Miska hat seine in Colpach begonnenen Bilder fertiggestellt und liefert sie in diesem Augenblick ab. Er steht in Unterhandlung, um außer den drei bestellten Gemälden einen Christus im Prätorium oder besser gesagt einen ‚Ecce homo' zu malen. Ich hoffe, daß sich Miska in La Malou erholen wird, denn er sieht sehr schlecht aus. Er hat zu viel gearbeitet und arbeitet geistig immer noch weiter." Ende Mai berichtet sie dann über ein Fest in ihrem Hause: „Wie Ihr es wohl im ‚Figaro' gelesen haben werdet, ist unsre Soiree glänzend verlaufen. Ueber 400 Personen der besten Gesellschaft sind in unsern Salons vorbeidefiliert. Das Konzert fand im Atelier statt. So haben wir unsre Empfangssaison auf würdige Weise geschlossen."

Im folgenden Monat ist Munkacsy schon an der Umarbeitung des „Arpad" beschäftigt. Am 30. Juni schreibt er von Paris aus seiner Gattin:

„Meine liebe Cécile!

In dem geistigen Marasmus, in dem ich mich befinde, bin ich nicht zum Schreiben aufgelegt. Ich will Dir nur mitteilen, daß ich sofort, nachdem mein Bild wieder an Ort und Stelle (im Atelier) ist, abzureisen gedenke. Ich habe die Skizze (zum ‚Arpad') übermalt, sie macht sich jetzt gut, trotzdem ich an der Komposition fast nichts geändert habe. Ich bin jetzt überzeugt, daß alles in der Ausführung und in der Farbe liegt; in dieser Richtung muß ich mich also bewegen. Ich weiß überhaupt noch nicht, wohin es mich führen wird, glaube aber gern, daß ein Teil des Winters draufgehen wird. Ich würde mit Lust daran arbeiten, wenn mich keine andern Sorgen störten. Hier giebt's nichts Neues. Heute morgen haben wir die Skizzen photographiert.

Noch nie fühlte ich meinen Kopf so leer, wie bei dieser abscheulichen Hitze. Glücklicherweise ist's im oberen Salon etwas kühler, so daß ich arbeiten kann."

„Arpad" wurde denn auch im folgenden Winter endgültig fertig. Munkacsy hatte ihm sattere Farben gegeben und mehr Leben in die Darstellung gebracht.

Als Graf Tisza nach Paris kam, um das Bild zu besichtigen und für die ungarische Regierung abzunehmen, sollte er in eigenartiger Weise von der Kraft der Munkacsyschen Kunst überzeugt werden. Durch ein Mißverständnis kam er allein in Munkacsys Atelier in Neuilly an, während der Maler ihn in

der Avenue de Villiers erwartete. Tisza klopfte an, erhielt keine Antwort und trat in das Atelier ein, dessen eine Wand das Riesengemälde bedeckte. Vor der Leinwand sah nun Tisza einen Mann bewegungslos in gebückter Haltung stehen; er hielt ihn für einen Diener oder ein Modell, räusperte sich, hustete, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, und erst als er näher trat, bemerkte er, daß es eine Figur des Bildes war, die er gerade ansprechen wollte!

Der Plan eines dritten Christusbildes, des oben erwähnten „Ecce homo“, hatte Munkacsy schon seit langem beschäftigt, und schon 1892 stand eine Studie dazu in seinem Atelier. Ernstlich begann er die Arbeit aber erst 1893. Am 7. Januar 1894 schreibt seine Gattin: „Miska ist nicht gerade in düsterer Stimmung, aber auch nicht heiter. Er ist mit seiner Skizze zum ‚Ecce homo‘ sehr beschäftigt.“

Außer kleineren Werken vollendete er 1894 den „Streik“, ein modernes Arbeiterbild, welches aber nur zeigt, daß auch er sich zuweilen in der Wahl seiner Stoffe vergreifen konnte. In seinen kleinen ungarischen Bauernbildern mochte er immer noch von den Erinnerungen seiner Jugendzeit inspiriert sein; zur Darstellung moderner, großstädtischer Arbeiterverhältnisse fehlte ihm jetzt jede Kenntnis der Verhältnisse, eine Kenntnis, die auch nicht durch gelegentliche Studienbesuche in Arbeiterkneipen ersetzt werden konnte. Das günstige Urteil der Kritik war in diesem Falle wohl nicht ganz richtig. Frau v. Munkacsy schreibt am 9. Dezember 1894 darüber:

„Der ‚Streik‘ hat einen außerordentlichen Erfolg. Alle Welt findet, daß sich hier Miskas Talent in seiner ganzen Stärke zeigt.

Jetzt arbeitet er an der Komposition des ‚Ecce homo‘, der ihm hoffentlich Anerkennung einbringt. Das würde ihn etwas aufheitern, denn augenblicklich ist er sehr beschäftigt und infolgedessen stumm . . . er grübelt und arbeitet vom Morgen bis zum Abend und selbst nachts nach dem Essen.“

Das Werk sollte ihn bis zum Beginn des Jahres 1896 beschäftigen. Inzwischen trat aber die ungarische Regierung mit Vorschlägen an ihn heran, die seine Uebersiedelung nach seiner Heimat möglich machen sollten. Es war ein alter Lieblingsgedanke Munkacsys, einmal später nach Ungarn zurückzukehren und die Kunst seines Vaterlandes zu heben.

Ueber die Verhandlungen mit einem Abgesandten der ungarischen Regierung berichtet er[1]) am 16. November 1895 seiner Frau:

„Meine liebe Cécile!

Wie Du siehst, finde ich stets vor dem Essen einige Minuten, um Dir zu schreiben. Deinen traurigen Brief erhielt ich, hoffe aber, daß er sich mit meinem gekreuzt hat, der Dich beruhigt haben wird. Trotz allem, was die Zeitungen und ganz Ungarn gesagt haben mögen, habe ich noch nichts Bestimmtes beschlossen.

---

[1]) Einen Teil dieses Briefes habe ich in meiner Munkacsy-Monographie veröffentlicht.

Heute erst wird Herr Fittler, der mit mir speist, mich etwas offiziell sondieren. Während des Essens und nachher werden wir darüber plaudern. — Aha: ‚Es ist serviert‘. —

Nach Tisch. Ich bin zu Hause, und vor dem Schlafengehen will ich Dir einen Abriß der diplomatischen Unterredung mit meinem hohen Abgesandten geben. Er begann damit, mich schüchtern zu fragen, was mich in der Heimat glücklich machen könnte; man spräche von dem Titel eines Inspektors der schönen Künste mit allen Ehren und dem Gehalte eines Ministers, Einrichtung eines Harems, um den Ruhm des Genies zu besingen, seinen Schlaf zu versüßen und — um keinen Preis der Welt wolle man irgend einen Verwaltungsdienst von ihm verlangen, der seine künstlerischen Eingebungen stören und ihn aus seinem geliebten Asphalt herausreißen könnte. — Nicht wahr, welche Zukunft! Ich aber habe den schönen Traum kurz unterbrochen und ihm gesagt, man möge mir eine Akademie geben, wo ich der Herr wäre und die ich so leiten könnte, daß die Ueberflutung des Impressionismus abgeschnitten oder wenigstens gehemmt würde. Ich habe meine Gedanken darüber etwas entwickelt und meinem Pseudogesandten gesagt, er möge sie an gehörigem Orte verbreiten.

So steht es augenblicklich. Inzwischen werde ich vom Argus de la Presse (einem Zeitungsinstitut) mit Zeitungsausschnitten überschwemmt, die in allen Sprachen der Welt melden, daß der große ungarische Künstler Munkacsy von der Regierung seines Vaterlandes zum Inspektor der schönen Künste mit einem Ministergehalt ernannt worden sei; man wisse aber noch nicht, ob der Meister die Stellung annehmen werde. So geht's in einem fort. Dazu kommen noch die Spediteure von ganz Budapest, deren Pariser Vertreter sich vor meiner Thür prügeln, um mir ihre Dienste zum Umzug anzubieten.

Das ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Ich hoffe aber, daß etwas dabei herauskommt."

Zu Anfang des Jahres 1896 hatte sich Munkacsy so ziemlich entschlossen, die angebotene Stelle anzunehmen, hatte den Vertrag aber noch nicht unterzeichnet. Sein Plan war, den Fuß vorläufig noch nicht ganz aus Paris herauszuziehen, sondern immer noch einige Monate im Jahre in der französischen Hauptstadt zuzubringen. Später hätte er sich dann genau das gleiche Haus wie in Paris in Pest bauen lassen. Es sollte zu der Uebersiedelung nicht mehr kommen. Der Ausbruch seiner Krankheit warf ihn nieder. Es kam plötzlich, aber ihm selber nicht mehr unerwartet. Am 24. Februar 1896 schrieb Frau v. Munkacsy ihren Eltern: „Miska ist heute nicht wohl. Er hat wiederum zu viel gearbeitet. Jetzt arbeitet er nicht. Sein Bild (‚Ecce homo‘) ist fast fertig. Er wird erst dann besser werden, wenn dieses Werk aus seinem Atelier heraus ist. Ruhe thut ihm not."

In weniger als einem Monat war das Bild trotzdem vollendet. Bevor es aber nach Pest auf die Millenniumausstellung abging, erlaubte Munkacsy dem Pariser Publikum, es — natürlich frei — in seinem Atelier zu besichtigen. Am

Karfreitage schreibt seine Gattin ihren Eltern: „Ganz Paris ist vor dem ‚Ecce homo‘ vorbeigezogen, siebentausend Personen in fünf Tagen! Vier Tage lang habe ich die Gesellschaft empfangen. Miska ist gestern nach Biarritz abgefahren, um sich — man kann wirklich sagen, auf seinen Lorbeeren — auszuruhen. Er hat frische Luft und Erholung nötig, und Biarritz ist um diese Zeit herrlich und sehr belebt. In Colpach, sagt er, könnte er sich doch nicht enthalten zu malen. Er erhielt Aufträge für 140000 Franken, die er im nächsten Winter hier ausführen wird.“

Er sollte keinen Pinsel mehr anrühren. Biarritz hatte ihn nicht erholt. Statt nun, wie sonst jedes Jahr, La Malou auf mehrere Wochen aufzusuchen, beging Munkacsy die Unvorsichtigkeit, trotz seiner Nervenüberreizung die Einladung zu den Ausstellungsfestlichkeiten in Pest anzunehmen. Der Jubel und die Begeisterung, mit denen seine Landsleute ihm huldigten, waren unbeschreiblich. Es war zu viel für den kranken Mann, der Nacht für Nacht sich schlaflos auf seinem Lager wälzte. Auch in Baden-Baden, wohin er sich von Pest begab, fand er keine Ruhe, keine Erholung.

Hier sah ich ihn im Sommer wieder. Wie war er in den letzten drei Jahren gealtert! Haar und Bart schneeweiß. Die hohe Stirn tief gefurcht, die Augen unter den düster zusammengezogenen Brauen fast verborgen. Jetzt schon sprach er es aus, daß er für sich keine Hoffnung mehr hege.

In Colpach, dann in Godesberg verbrachte er die nächsten Monate. Dort legte man ihm einen Vertrag mit der Stadt Szegedin vor, durch den er sich verpflichten sollte, ein von der Stadt gekauftes Bild — eine große Studie des „Arpad“ — zu vollenden. „Ich unterzeichne nicht,“ erwiderte er müde, „ich würde es doch nicht ausführen können. Niemals, niemals mehr werde ich wieder arbeiten können.“

In der Nervenheilanstalt zu Endenich bei Bonn verbrachte er die letzten Tage seines Lebens.

Am 1. Mai 1900, nachmittags 1 Uhr, verschied Munkacsy hier im Alter von 56 Jahren. Seinem letzten Wunsche gemäß wurde die Leiche nach Ungarn überführt, um in seiner Heimat beerdigt zu werden.

Vor dem Künstlerhause in Pest war ein großer Katafalk errichtet worden, hierhin wurde am 6. Mai nachts der Sarg Munkacsys vom Bahnhof durch vierhundert Fackelträger begleitet. Am 9. Mai wurde er auf dem Kerepeser Friedhofe in fürstlicher Pracht auf Staatskosten beigesetzt. Die ganze Stadt war in Trauer. Militär und Schulkinder bilden Spalier auf dem Wege, auf dem der Trauerzug vorüberziehen soll; die mit schwarzem Flor umwundenen Laternen brennen; schwarze lange Fahnen hängen vor jedem Hause, und eine dichte schweigende Menge wartet, um dem toten Meister den letzten Gruß zu geben.

Vor dem Zuge schreiten fünfzig schwarzgekleidete Jungfrauen, ganz verhüllt in lange, wehende Trauerschleier. Dann hinter langen Reihen von Künstlern, Vereinsabordnungen, Handwerkern und Städteausschüssen folgt eine Gruppe zu Pferde, Männer in langen schwarzen Talaren, das Gesicht durch schwarzseidene

Kapuzenmasken verhüllt, aus denen nur die Augen herausstarren. Die schwarzen Reiter sind noch mit schwarzem Flor überdeckt und sitzen auf schwarzgesattelten Pferden mit langen schwarzen Schabracken. Dann folgt hinter der Geistlichkeit, den Bischöfen und Aebten der achtspännige Leichenwagen, mit Tulpen und lila Seidendraperien geschmückt. Auf jedem Sattelpferde sitzt ein schwarzer, vermummter Reiter.

So hat Ungarn seinen größten Künstler zu Grabe gebracht.



Auf dem Wege zum Pol.

Von

Marquis v. Nadaillac.

(Schluß.)

III.

All diese getäuschten Hoffnungen, Mißerfolge und unnützen Ausgaben hatten endlich auch die Eifrigsten entmutigt und die Ueberzeugung begründet, daß der Seeweg zum Pole unzugänglich sei, da das Eis hier überall eine unübersteigliche Schranke entgegensetzt. Doch der Mensch will sich nicht für besiegt erklären, er will kämpfen. Ist das Meer ihm verschlossen, so verlangt er von der Erde die Lösung der seit fast vier Jahrhunderten gestellten Aufgabe.

So viel ich weiß, war Greely der erste, der mit Unterstützung der nordamerikanischen Regierung diesen Pfad betrat.[1]) Am 7. Juli 1881 setzte ihn der „Proteus" auf Grinnells Land, 81° 44′ nördlicher Breite, an Land. Greely beeilte sich, das aus Amerika mitgebrachte Holz auszuschiffen und ein pompös auf den Namen „Fort Conger" getauftes vollständiges Gebäude aufzuführen. Der „Proteus" fuhr ab. Im folgenden Jahre sollte er zurückkehren, um Greely und seine Genossen aufs neue mit Lebensmitteln zu versehen oder wieder an Bord zu nehmen, falls sie ihre Aufgabe erfüllt zu haben glaubten. Sie sollten aber das Schiff nie wiedersehen, denn dieses sank bei seinem zweiten Versuch, Grinnells Land zu erreichen, und sein Geleitschiff überließ die Landsleute ihrem Schicksal und kehrte eiligst nach Grönland zurück.

Im Jahre 1883 vermochte auch der „Neptun" seine Aufgabe nicht zu erfüllen, da es ihm nicht gelang, Fort Conger und dessen tapfere Besatzung aufzufinden.

---

[1]) Greely, Hand Book of Arctic Discoveries.

Greely, dem diese Zwischenfälle unbekannt blieben, verbrachte die Jahre in tödlicher Ungewißheit. Seine Genossen unternahmen einen Forschungszug nach dem andern; auf einem derselben wurde, wie wir oben gesehen haben, das amerikanische Banner auf dem weitesten Punkte, bis zu dem sich ein Mensch dem Pole genähert hatte, aufgepflanzt.

Die Lebensmittel fingen an auszugehen. Man konnte sie durch einige Moschusochsen [1]) ergänzen, welche auf Grinnells Land spärliches Futter fanden, doch war dies nur eine schwache Hilfsquelle, auf die man nicht zählen konnte. So hieß es denn, dem unerbittlichen Geschick nachgeben und auf die so lange liebevoll gehegten Hoffnungen verzichten.

Am 9. August 1883 verließ Greely mit seinen 26 Kameraden das Fort Conger. [2]) Die Leiden ihres Rückzuges wollen wir nicht aufzählen, wie ihre Schaluppe zerschellte und sie gleich der Mannschaft der „Polaris" sich auf eine Scholle von einem Hektar Oberfläche bei 10—12 Meter Dicke flüchten mußten. Die Strömung trieb sie dann an eine unbekannte Küste, gegen 400 Seemeilen vom Fort Conger entfernt.

Die Freude war unbeschreiblich, da die Schiffbrüchigen gefürchtet hatten, sie würden nach der Baffinsbai abtreiben, was ihren sicheren, baldigen Tod bedeutet hätte! Doch dies mit Jubelrufen begrüßte Land war eine einsame Insel! Hier verbrachten sie ihren dritten Winter. Ein Bär und getötete Robben sicherten ihnen Nahrung für einige Tage; bald aber waren sie auf Moos und Krabben, die sie von den Felsen ablasen, angewiesen. „Hungertod" vermerkte der Arzt Tag für Tag im Schiffstagebuch. Glücklicherweise bemerkte ein englisches Schiff „Thetis" die flatternde Fahne, die auf dem Steinhügel aufgepflanzt war. Seine Boote brachten Lebens- und Arzneimittel ans Land, und bald erhielten die sieben Ueberlebenden an Bord der „Thetis" die herzlichste Pflege.

Greely befand sich unter ihnen. „Wir leben, weil wir leben wollen!" sind die letzten Worte seines Tagebuchs. Wer hätte es noch vor einigen Jahren für möglich gehalten, daß Männer der weißen Rasse, wie Tyson und Greely, über sechs Monate lang auf den nordischen Meeren mit einer Eisscholle statt eines Schiffes fahren könnten, oder daß andre, wie die gleich zu erwähnenden Jackson und Peary, freiwillig sich lange Winter hindurch in diesen unwirtlichen Gegenden aufhalten würden?

Das Franz Josephs-Land [3]) wurde für den günstigsten Ausgangspunkt

[1]) Der Moschusochse (Ovibos moschatus) lebt in Herden. Die im Monat Juli getöteten Tiere hatten ein Gewicht von 132 Kilo, während die vom November ab getöteten immer magerer wurden und im Frühling nur noch 90 Kilo wogen. Das Gewicht der Bären schwankt zwischen 200 und 400 Kilo, das der Robben zwischen 50 und 70. Die Kappenrobben (Cystophora cristata, die „Ouziouks" der Eskimos) erreichen ein Gewicht von 300 Kilo. Das schwerste Säugetier der Polarländer ist das Walroß. Die Jäger der „Jeannette" töteten eines, das man auf dem Platze zerstückeln mußte. Es wog 1270 Kilo.

[2]) Greely, a. a. O., Seite 327 u. ff.

[3]) Dieses Land wurde von dem österreichischen Schiffe „Tegetthoff" entdeckt, worauf ihm dessen Kapitän Weyprecht den Namen seines Souveräns beilegte.

zur Erreichung des Poles auf dem Landwege gehalten. Jackson hatte sich nach eingehenden Studien in den Polargegenden dieser Meinung angeschlossen[1]) und bereitete nach seiner Rückkehr nach England mit Hilfe des Herrn Harmsworth, seines ebenso eifrigen wie freigebigen Gönners, eine Expedition vor. Am 12. Juli 1894 verließ er die Themse auf einem Dampfschiff, dem Walfischfahrer „Windward“.[2]) In Archangel schiffte er Ponys ein, in Haborowa Schlittenhunde und am 27. August, sechs Wochen nach der Abfahrt von England, kam er am Kap Flora, 79°21′ nördlicher Breite, auf dem Franz Josephs-Lande an.[3])

Kaum lag das Schiff vor Anker, als unser Forscher sich schon an den Bau des für die beabsichtigten langen Ueberwinterungen erforderlichen Hauses und der Nebengebäude machte. Er fügte sogar ein besonderes Observatorium mit allen nötigen Instrumenten hinzu, um die meteorologischen und astronomischen Beobachtungen, auf die so viel ankommt, mit größter Genauigkeit vornehmen zu können. Alle diese Bauten wurden gleich denen der norwegischen Bauern aus Knüppeln von einem Fuß Durchmesser aufgeführt und die Zwischenräume mit Moos ausgefüllt. Das Haus bedeckte eine Oberfläche von zwanzig Fuß im Quadrat, Mauern und Fußboden waren mit dicken Filzteppichen bedeckt. Der große Saal hatte vier Doppelfenster; für Heizung und Beleuchtung war aufs beste gesorgt. Tische und Fachkasten waren mit Karten, Büchern, Stichen und Lichtbildern bedeckt und erinnerten in Elmwood an den ganzen englischen Komfort. Zweimal kam der „Windward“ zurück, um Jackson und seine Gefährten zu besuchen und ihre Vorräte zu erneuern, indem er ihnen lebende Hammel und sogar Renntiergespanne brachte. Ihre Freunde vergaßen sie nicht: „We have been housed in comfort and lived in luxury,“ schreibt Dr. Armitage.

Trotzdem scheinen die Erfolge dieser Expedition, deren Luxus gegenüber den Leiden und Entbehrungen der arktischen Pioniere so seltsam absticht, nicht ganz den gehegten Erwartungen entsprochen zu haben. Das für ein Festland gehaltene Franz Josephs-Land ist eine Vereinigung von Inseln, die mit ewigem Eis bedeckt sind und nur hier und da von Basaltgipfeln überragt werden. Weiter nach Norden zu erstreckt sich eine große Wasserfläche, voraussichtlich das nördlichste aller Meere, dem unser loyaler Engländer den Namen der Königin Viktoria gegeben hat.[4])

Jackson brachte es fertig, genaue Karten der nördlichen und westlichen Inselgruppen bis zu den von ihm Mary Harmsworth und Fridtjof Nansen getauften Kaps aufzustellen. Die früheren Karten enthielten die größten Fehler;

---

[1]) Im Jahre 1893 blieb Jackson in dem samojedischen Orte Haborowa; er legte ungefähr 2500 Seemeilen über die eis- und schneebedeckten Tundras zurück. The Great Frozen Land.

[2]) Der „Windward“ wurde vom Eise eingeschlossen und konnte erst im folgenden Juli weiterfahren.

[3]) Arthur Montefiore, The Jackson-Harmsworth Polar Expedition. Manchester Geogr. Soc. 1897.

[4]) April 1895.

auf ihnen gab es weder ein König Oskar-Land noch Gillies-Land, ja man könnte fast dasselbe von Petersmanns-Land behaupten. Künftige Forscher werden die Arbeit vor allem nach Osten hin zu vervollständigen haben. Seine größten Erfolge hatte Jackson dagegen den Eisbären und Walrossen gegenüber zu verzeichnen. Die Bären, denen das Licht in dem Hause in die Augen stach, kamen, zuweilen sogar truppweise, um es sich von nahem zu besehen. Sie rieben ihre Schnauze an den Fensterscheiben, versuchten aber nie, diese mit den Tatzen einzudrücken, was ihnen ein leichtes gewesen wäre.

Wenn die Bären nicht ausgehungert oder verwundet sind, so greifen sie den Menschen nicht an. Trotzdem hatte Jackson mit einem von ihnen ein Abenteuer zu bestehen, aus dem er nur dank seiner großen Geistesgegenwart heil hervorging. Am 7. Februar, erzählt er,[1] kam er gegen 5 Uhr morgens von einer ergebnislosen Jagd zurück und wollte sich eben schlafen legen, als er in einer Entfernung von vier Seemeilen von Elmwood das wütende Gebell seiner Hunde, untermischt mit dem Brüllen eines Bären, hörte. Schnell eilte er hin und gab einen Schuß auf ihn ab; daß dieser getroffen hatte, zeigte das über den weißen Pelz strömende Blut. Der Bär sprang ins Wasser; als Jackson sah, wie seine Beute Miene machte, ihm zu entkommen, schoß er zum zweitenmal, fehlte aber. In seiner Uebereilung hatte er vergessen, daß er nur drei Kartuschen bei sich führte, sein letzter Schuß durfte also um keinen Preis fehl gehen. Entschlossen rückte er dem Tier auf den Leib. Als er nur noch einige Meter von dem Bären entfernt war, stürzte dieser auf ihn zu. Jackson legte die Flinte an; er glaubte seiner Sache sicher zu sein, doch im Augenblick, als er losdrückte, richtete das Tier sich auf, und die Kugel ging zwischen den Beinen durch. In der nächsten Sekunde war der Bär an ihm. Jackson hatte als Waffe nur das abgeschossene Gewehr, doch mit größter Kaltblütigkeit stieß er es dem Tier mit voller, durch die Gefahr verdoppelter Kraft in den aufgerissenen Rachen. Er wollte schon zu einem zweiten Stoß ausholen, als der Bär, dem dieser etwas brutale Empfang nicht gefallen mochte, schimpflich die Flucht ergriff und den Engländer in größerer Erregung über den Verlust des Wildes als über die ausgestandene Gefahr zurückließ.

Jackson ist der Ueberzeugung, daß man von Franz Josephs-Land aus nur mit größter Schwierigkeit den Pol erreichen könnte. Er zweifelt dabei aber keineswegs am Schlußerfolge und bereitet, wie es heißt, schon wieder eine neue Expedition vor.

IV.

Fridtjof Nansens anerkannte Thatkraft, die Art, wie er seine Forschungsreise vorbereitete und ausführte, und seine dramatische Begegnung mit Jackson haben ihm einen noch höheren Platz als den übrigen Pionieren der arktischen Zone angewiesen. Dabei waren weder sein Mut noch die von ihm zu erduldenden Leiden

---

[1] Brief Jacksons, den das Reuter-Bureau veröffentlichte.

größer als die seiner Vorgänger, und als er die beiden Bände „Farthest North“ [1]) veröffentlichte, stimmte sogar der Titel nicht mehr ganz, denn inzwischen hatte sich Kapitän Cagni noch weiter als er dem Pol genähert.

„Warum sind die früheren Expeditionen mißglückt?“ frug Nansen schon vor zehn Jahren in der geographischen Gesellschaft zu Manchester.[2]) Die Antwort ist einfach. Alle wurden durch Eisschollen aufgehalten, welche mit schwindeliger Schnelligkeit durch die von Norden kommenden Strömungen nach Süden treiben. Ein Schiff kann in Mitte dieser Schollen nicht fahren, und sie auf Schlitten zu durchqueren, wäre ein Unterfangen, vor dem auch der Tollkühnste zurückschrecken würde. Vielleicht erleichtert ein Festland den Zugang zum Pol; in diesem Falle böte dieser Landweg keine größeren Hindernisse als der Marsch durch Grönland. Doch ein derartiger Zugang ist unbekannt, und selbst wenn er bestände, beschränkten uns unsre heutigen Kenntnisse nur auf den Seeweg, trotz dessen Gefahren und Klippen. Es ist nun die Frage aufzuwerfen: „Sind die Gegenströmungen die einzigen, die man antrifft? Giebt es keine günstigen Strömungen, die man benützen könnte? Die Aufgabe besteht darin, solche zu finden.“

Eine eigenartige Thatsache kam dieser Hypothese zur Unterstützung. Die „Jeannette“ war am 12. Juni 1881 nördlich der sibirischen Inseln, 77° 15′ nördl. Breite, gescheitert. Ihre Trümmer wurden dann 1100 Tage nach dem Untergange des Schiffes an der südöstlichen Küste Grönlands aufgefunden; sie hatten so, nach Nansens Berechnungen, einen Weg von 2900 geographischen Meilen zurückgelegt. Sie konnten dorthin nur auf Eisschollen von günstigen Winden durch ein offenes Meer getrieben worden sein.[3]) Nansen hoffte denn auch, daß ein Schiff, welches stark genug gebaut wäre, um dem fürchterlichen Druck der Schollen und Eisberge zu widerstehen, sich einen Durchgang bis in das freie Meer erzwingen würde, und daß alsdann die Aufgabe, die er stellte, gelöst sein würde.

Wenn Holzstücke eine solche Fahrt zurückzulegen vermochten, so folgt daraus gewiß noch nicht, daß ein Schiff ihnen folgen kann. Das war die Meinung der meisten Sachverständigen auf dem Gebiete der Polarfahrten,[4]) und Nansen selbst scheint etwas Aehnliches vorauszuahnen, denn er kündigt an, daß er im Falle eines Mißerfolges mit dem „Fram“ die Absicht habe, auf einem Schlitten mit Eskimohunden, deren Wert er kannte, nach Norden vorzudringen.

So entstand der „Fram“ (= Vorwärts). Nansen gab die Pläne dazu, schuf ein neues Modell, und überwachte die Ausführung und die Einrichtung bis in die zahllosen, notwendigen, kleinsten Einzelheiten hinein. Was nur die menschliche Wissenschaft leisten konnte, stand zu seiner Verfügung. Niemals fuhr ein besser ausgerüstetes Schiff den Polarmeeren zu.

---

[1]) London 1898. 2 Bände. 8°.
[2]) Proceedings. Band VIII. Manchester 1893.
[3]) Naturen. 1900.
[4]) Nansen zählt sie einzeln auf. Band I, Seite 40.

Und doch versagte es, wie so viele vor ihm versagt hatten. Es giebt Hindernisse, die der Mensch nicht zu überwinden vermag.

Am 24. Juni 1893 fuhr der „Fram“ ab, am 28. Juli begegnete er in Höhe von Nowaja Semlja den ersten Eisbergen, und schon hatten die Seeleute Bekanntschaft mit den auf diesen Breitengraden so gefährlichen Nebeln gemacht. Ein strenger Winter kündigte sich an, vom 25. September ab verdickte sich das Eis, Eisberge häuften sich an, und am 26. Oktober begann die Polarnacht.

Ich will diese trostlose Fahrt nicht eingehend beschreiben, eine Fahrt, deren Trostlosigkeit durch die vier Monate lange Nacht noch besonders vermehrt wurde. Alles Leben ist erloschen, die Kälte wird immer stärker, am Horizonte erheben sich Eisberge, deren Form allein wechselt, und rings, so weit man sehen kann, liegt das unbewegliche, vereiste Meer. Einige von Hunger herangetriebene Bären und die Hunde, die untereinander sich blutige Schlachten liefern, unterbrechen die Eintönigkeit der langen Tage. Oft genug läßt Nansen den Mut sinken.[1]) Er sah während einiger Stunden Nordwind allen in tagelanger, wochenlanger unaufhörlicher Arbeit erzielten Fortschritt wieder zerstört. In einem dieser Augenblicke schreibt er den bezeichnenden Satz in sein Tagebuch: „I suppose the desire to reach the North Pole is only a piece of Vanity.“

In andern Augenblicken ergiebt er sich mit mehr Philosophie in seine Lage: „Ich lese,“ schreibt er, „von den fürchterlichen Leiden der ersten Polarmeerforscher und empfinde tiefe Verachtung für uns, die warm und behaglich eingerichtet sind, lesen, schreiben und rauchen können, während der Sturm uns umheult und das Meer nur noch eine einzige Masse wirbelnden Schnees bildet.“

Nansen hatte sich seinen Genossen gegenüber völlig auf gleichen Fuß gestellt; er nahm auch an allen Arbeiten, selbst an den unangenehmsten, die an Bord vorgenommen wurden, teil. Spiele, Schach, Domino, Kartenspiele, Whist, Tanz und Lektüre, die eine auserwählte Bücherei erleichterte, halfen die Zeit vertreiben. Jeder der zahlreichen Geburtstage wurde durch ein Fest gefeiert, dessen appetitliche Speisefolgen das Tagebuch uns bewahrt hat. Bei dieser gesunden Lebensweise hielt sich alles wohl, und die jeden Monat gewogenen Leute wurden zusehens fetter.

Monate, Jahre vergingen, doch die Zeit verstrich nicht nutzlos. Sobald das Schiff einmal im „Packeis“, den zusammengebackenen Schollen, festsaß, ließ es sich von der der Hauptwindrichtung folgenden Strömung treiben. Im Verlaufe von achtzehn Monaten hatte es so mehr als 1000 Kilometer nach Westen zurückgelegt. In diesem Augenblick trennten es nur noch 640 Kilometer vom Pol, während die Entfernung bei Beginn des Einfrierens mehr als das Doppelte betragen hatte.[2])

Damit war aber das Ziel noch nicht erreicht. Nansen beschloß, ihm im

---

[1]) A. a. O., Seite 242, 259, 262, 356 und anderswo gelegentlich.

[2]) Lapparent, Vers les Pôles. Correspondant 10. März 1901.

Schlitten näher zu kommen. Schon seit langem hatte er diesen Plan im Sinn und alle Vorbereitungen dazu getroffen. So verließ er am 14. März 1895 den „Fram“, um ins gefährliche Unbekannte vorzudringen. Er nahm einen jungen norwegischen Offizier, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, mit sich; ferner 28 Hunde und 2500 Kilo Lebensmittel, Vorräte und andre notwendige Gegenstände.

Das Unbekannte war in der That gefährlich; man lese nur die ergreifenden Schilderungen Nansens, um es einzusehen! Rücksichtslos verbannte er alles, was er unter dem „Komfort“ des Lebens an Bord verstand, und hatte jetzt auch keinen Grund mehr, die früheren Forscher zu beneiden. Der fast plötzlich eintretende Temperaturwechsel erhöhte noch die Schwierigkeiten des Unternehmens: am 30. März stand das Thermometer auf — 43° C., am folgenden Tage nur noch auf — 30° C. Das Eis wurde von Tag zu Tag schlechter und für Schlitten unwegsamer. Unser Norweger hatte die Absicht, 50 Tage lang auf den Pol zu zu marschieren; die für Menschen und Hunde mitgenommenen Vorräte waren denn auch für diese Zeit berechnet. Aber schon vom 8. April an sah Nansen die Notwendigkeit der Rückkehr nach dem Süden ein. In diesem Augenblick befand er sich auf dem 86.° 10.′ 32.″, oder, gemäß seiner späteren genaueren Berechnung, auf dem 86.° 13.′ 6.″ nördl. Breite.[1])

Am 9. April begann der so schwierige Rückzug.

Das zu erreichende Ziel war das Franz Josephs-Land. „I long for it,“ schreibt Nansen beklommen, aber keinerlei Anzeichen verraten seine Nähe, und erst am 24. Juli sollten ihre Kayaks sie auf dem ersehnten Lande absetzen. Später erfuhren sie, daß sie sich auf der Kronprinz Rudolph-Insel befanden.

Nach einem außerordentlich beschwerlichen Marsche entschlossen sie sich am 22. September, zu überwintern und für die langen Monate, während deren jedes Weiterziehen unmöglich war, sich einen halb unterirdischen Zufluchtsort zu bauen. Ein zugespitzter Pfahl diente als Spitzhaue, das Schulterblatt eines Walrosses als Schaufel; aus Steinen von einem nahen Berge wurden die Mauern aufgeführt, ein vom Meer angeschwemmtes Stück Holz bildete das Dach, Walroßhäute die Verschalung und die Thür und Eisbärfelle endlich das gesamte Mobiliar.

Die Lebensmittel waren größtenteils aufgezehrt, die Hunde getötet worden — die einen, weil sie schwächlich und krank wurden, die andern, weil man essen mußte! Der letzte, Kaifas, leckte Johannsen noch die Hand, als dieser das Messer ansetzte, um es ihm ins Herz zu stoßen. Als sie sich an Land befanden, fehlte es ihnen nicht mehr an Fleisch; elf getötete Bären und mehrere Walrosse lagen um ihre Behausung herum aufgeschichtet und gefroren sofort, so daß das Fleisch sich hielt. Die ungeheuer schweren Walrosse waren bedeutend gefährlicher als die Eisbären, und Nansen wie Johannsen waren zwanzigmal nahe daran, durch sie ums Leben zu kommen. Nicht nur bemühten sie sich, ihre Kayaks zu zer-

[1]) Lapparent spricht a. a. O. von 86° 14′.

schmettern, sondern tauchten auch plötzlich unter Wasser, um unter dem leichten Fahrzeug wieder emporzusteigen und so ihren Angriff zu erneuern. Glücklicherweise trug stets der menschliche Verstand den Sieg über die brutale Kraft davon.

Im Monat Oktober begann die Nacht mit ihrer Totenstille, nur zuweilen unterbrochen von fürchterlichen Böen und die Augen blendenden Schneestürmen. Sogar die Gedanken erloschen mangels geistiger Nahrung. Der Schlummer kam ihnen zu Hilfe; sie brachten es dahin, 20 Stunden von den 24 zu schlafen! Abwechselnd besorgten sie die Küche und reinigten die Wohnung. Der Speisezettel war einfach: morgens Bärensuppe und abends geröstete Bärenfleischschnitten. Sie beleuchteten, heizten und kochten mit Walroßfett.

Die Kälte hatte selbst die Eisbären und Walrosse vertrieben, und die Vögel waren lange schon nach Süden geflogen; nur die Füchse streiften noch um ihre „Clen", wie es die Norweger nennen, und stahlen alles, was sie fanden, — sogar ein Thermometer, trotzdem man es außerhalb ihres Bereiches aufgehängt zu haben meinte! Dabei wagten die Männer nicht, auf die Füchse zu schießen, aus Furcht, ihre Munition — ihre letzte Hoffnung! — zu vergeuden. Am 19. Mai traten sie ihren Weg, und zwar das letzte Stück desselben, an. Sie spannten sich selbst vor ihren Schlitten, den sie mit einem Segel versehen hatten, um sich das schwere Ziehen etwas zu erleichtern.

An Abenteuern fehlte es nicht: Nansen fällt in ein von Schnee überdecktes Loch und vermag sich nur mit großer Mühe wieder herauszuarbeiten; zweimal wird der Kayak von Walrossen angegriffen, das zweite Mal sind die von ihren Stoßzähnen verursachten Risse an dem Boot über einen Meter groß, so daß dieses sich mit Wasser füllt; glücklicherweise befinden sie sich nahe der Küste, und Nansen kann das Fahrzeug noch rechtzeitig auf den Sand auflaufen lassen. Rache ist süß — am folgenden Morgen tötet unser Norweger zwei kleine Walrosse, doch die Mutterliebe ist noch stärker als die Rache: die Mutter nimmt ihre beiden Kleinen und verschwindet mit ihnen unter dem Eise, wo sie für die Norweger verloren waren. Ein andres Mal treiben die unklugerweise allein gelassenen Boote ab, und man muß längere Zeit ihnen zwischen den Eisbergen nachschwimmen, um sie wieder zu erlangen.

Jeder Tag ist durch irgend ein Unglück bezeichnet. Das größte ist das Stehenbleiben ihrer Uhren, das sie in die Unmöglichkeit versetzt, den Längegrad und den Ort, wo sie sich befinden, zu berechnen. Um dieselbe Zeit verschwinden die Eisbären und dann auch die Walrosse, und ihre Vorratskammer läuft Gefahr, leer zu werden. „How long is this going to last," sagt Nansen, „if we do not soon reach open sea again, where there may be game to be had, things will not look very pleasant."

Glücklicherweise sollte sich alles zum besten wenden. Am 22. Juni glaubte Nansen einen Schuß zu hören, verwarf aber die Illusion als Traumvorstellung eines kranken Hirns. Am folgenden Morgen ertönt, während er gerade das letzte Säckchen Maismehl in die Suppe, die er zubereitete, schüttet, Hundegebell in der Ferne. Diesmal ist nicht daran zu zweifeln, denn das Bellen wiederholt

sich klar und deutlich. Nansen antwortet mit einem Schuß und läuft dann über Eisberge und Schollen auf den Schall zu. Welcher Glücksfall! Jackson kommt ihm entgegen. Was die Norweger in diesem Augenblick empfanden, läßt sich nicht schildern. Sie hatten den Hungertod vor Augen gehabt und fanden nun die herzlichste Gastfreundschaft und allen englischen Komfort.

Nansen und Johannsen blieben bis zum 26. Juli in Elmwood, bis der „Windward" sie an Bord nahm. Am 12. August 1896 sahen sie endlich Norwegen wieder, das sie am 24. Juni 1893 verlassen hatten.[1])

Der „Fram" hatte den Erwartungen von Nansen entsprochen. Durch seine Form und seinen kräftigen Bau hatte er drei Winter hindurch dem intensiven Druck von Eisbergen bis zu 25 Fuß Höhe widerstanden. Trotz dieser Hindernisse trieb die Strömung das Schiff nach Norden; nur noch einige dreißig Kilometer weiter, und es wäre unter der Leitung seines Kapitäns Sverdrup gerade so nahe wie Nansen an den Pol herangekommen.[2])

Die niedrigste Temperatur, welche die Mannschaft während dieses letzten Winters zu erdulden hatte, herrschte am 15. Januar 1896, als das Thermometer zwischen — 50° und — 55° C. schwankte. Die Leiden und Aufregungen der langen Unternehmung beeinflußten im übrigen die Gesundheit der Leute nicht. Wenige Tage nach Nansen kehrten alle in ihr Vaterland zurück; keiner von ihnen war ernstlich krank gewesen.

V.

Es bleibt uns noch die Aufgabe, einige Worte über die Expedition des Herzogs der Abruzzen, des Neffen von König Humbert, zu sagen.[3]) Der Prinz hatte sich schon durch seine bemerkenswerte Besteigung des St. Eliasberges in Alaska, den niemand vor ihm zu erklettern versucht hatte, einen Namen gemacht. Seine energische Natur schreckte vor keinem Hindernis zurück.

„Das größte geographische Ereignis des Jahres ist die Rückkehr des Herzogs der Abruzzen," sagte Sir Clemens Markham im November des letzten Jahres in der Geographischen Gesellschaft zu London, „Seiner Königlichen Hoheit gebührt das Verdienst, die arktische Expedition persönlich organisiert zu haben; er hat die nördlichen Grenzen von Franz Josephs-Land bestimmt und das schon von Nansen behauptete Bestehen eines tiefen Meeres im äußersten Norden bestätigt, während Kapitän Cagni den nördlichsten Breitegrad, bis zu dem ein Mensch bisher vorgedrungen ist, überschritten hat."

Mit welchen Leiden aber diese Ergebnisse erkauft wurden, sei jetzt geschildert.

Am 12. Juni 1899 verließ der Prinz Christiania auf einem Walfischfahrer „Jason", den er in „Stella Polare" umgetauft hatte. Trotzdem das Schiff in

---

[1]) Die niedrigste Temperatur, welche sie während ihrer Schlittenfahrt auszustehen hatten, betrug — 43° (F.).

[2]) Lapparent, Vers les Pôles, Correspondant 10. März 1901.

[3]) Spedizione Italiana nel mare artico, sulla Stella Polare. Conferenza di S. A. R. il Duca degli Abruzzi, Roma 14 Gennaio 1901. — Lapparent, a. a. O., Seite 867, 868.

seinem Bau verstärkt worden war, genügte, wie wir sehen werden, seine Konstruktion nicht, um dem ungeheuren Eisdruck zu widerstehen. In Archangel nahm er 120 für die Expedition zusammengebrachte Hunde an Bord. Man muß lesen, welches Lob er diesen treuen Tieren spendet, die sich mit einer kleinen Ration „Pemmikan" [1]) und als Getränk mit etwas Schnee begnügen und dabei große Lasten ziehen! Sie schliefen auf dem Eise, und oft fand man sie morgens mit Schnee zugedeckt oder mit dem Schwanze an ein Eisstück festgefroren, so daß es der größten Anstrengungen bedurfte, um sie wieder loszumachen. „Ohne diese Hunde," fügt der Prinz hinzu, „ist jede Expedition unmöglich."

Die „Stella Polare" kam ans Kap Flora. Das Haus von Jackson stand noch unversehrt; auf dem Tische lagen Pakete von Briefen für Andrée. Sein schreckliches Ende, dessen Geheimnis voraussichtlich niemals gelüftet werden wird, senkte Trauer auf alle Gemüter nieder.

Diesen trüben Vorzeichen sollte bald die Wirklichkeit entsprechen. Am 6. September lag das Schiff in der Teplitzbai (Kronprinz Rudolph-Insel) vor Anker, als sich durch den Druck des Eises ein Leck bildet und die „Stella Polare" auf dem Punkte steht, zu kentern. Eiligst werden Hunde, Lebensmittel, Instrumente und Kohlen ausgeladen, und alles bereitet sich auf eine lange Ueberwinterung vor. Dank der aufopfernden Thätigkeit der Zimmerleute und Mechaniker und ihrer angestrengten Arbeit gelingt es, den Schaden auszubessern, so daß, wenn das Schiff auch von nun an nicht mehr im stande war, sich dem Pol zu nähern, man doch hoffen konnte, es zur Rückreise nach Europa zu benutzen.

Die Kälte begann empfindlich zu werden, und der Aufenthalt in den aus Schiffssegeln aufgeschlagenen Zelten machte sie noch ganz besonders fühlbar. Trotzdem man sich bemühte, die Behausungen durch Petroleumöfen zu heizen, war es nicht selten, daß die Matrosen beim Aufwachen ihre Stiefel gefroren fanden.

Um sich auf die große geplante Expedition vorzubereiten, wurden in dem Maße, wie die Tage länger wurden und wie auf diesem elenden Erdenwinkel die Helligkeit wieder zunahm, kleinere Ausflüge in die nähere Umgebung des Lagers unternommen. Bei einer dieser Fahrten schlug der Schlitten, in welchem der Herzog saß, so unglücklich um, daß ihm die Finger erfroren. Trotz größter Sorgfalt, mit der man ihn behandelte, wurde das Uebel immer schlimmer, und die Amputation von zwei Fingern stellte sich als unerläßlich heraus. So mußte er denn zu seinem größten Leidwesen dem Kapitän Cagni die Führung der Expedition überlassen. Am 21. Februar trat die Karawane ihren Marsch bei einer Kälte von — 43° C. an. Cagni hatte unter seinem Kommando neun Leute, die in drei Trupps geteilt waren, mit der Bestimmung, daß ein Trupp nach dem andern zum Lager zurückkehren sollte. Jeder Trupp hatte die gleiche Anzahl Hunde und so viel Lebensmittel, als für die Dauer seiner Abwesenheit für nötig erachtet wurde. Die Hunde sollten in dem Maße, wie die Erleichterung

---

[1]) Gemisch aus Mehl und getrocknetem Fleisch.

der Schlitten sie überflüssig machte, zur Ernährung der andern getötet werden. Die Leiden waren fürchterlich, und nach Cagnis Bericht scheint es dabei, daß der weniger standhafte Mut der Italiener sie die Beschwerden nicht immer mit dem gleichen Stoicismus, wie ihn die Norweger und Engländer zeigten, ertragen ließ. Unbegründeter Hoffnungsfreudigkeit folgte tiefste Niedergeschlagenheit.

Gemäß seinen Instruktionen sandte Cagni am 22. März den Schiffsleutnant Guerini, einen trefflichen Offizier der italienischen Marine, den Alpenführer Ollier und den Mechaniker Stokken zum Lager zurück. Ollier waren zu verschiedenen Malen die Glieder erfroren. War er schuld an dem Unglück durch die von ihm verursachte Verzögerung beim Marsche? Niemand kann es sagen, denn die Unglücklichen sind verschollen.[1]) Sie hatten zehn Hunde und nur für dreißig Tage Lebensmittel bei sich, was in Anbetracht des Zufalls, der bei Märschen über das Eis eine so große Rolle spielt, ungenügend war.

Am 31. März folgte der zweite Trupp unter Führung des Dr. Cavalli. In zwanzig Tagen erreichten sie das Schiff mit ihren Kameraden und konnten diesen von den stets wachsenden Schwierigkeiten des Marsches nach vorwärts berichten.

Die Pioniere rückten in der That nur langsam vor. Bald war der Schnee so weich, daß Männer, Hunde und Schlitten einsanken, bald setzte die Kälte wieder ein, und das Thermometer fiel bis auf — 40° und selbst — 50°. Das Eis wurde holperig; bei dem fortwährenden Aufstoßen zerbrachen die Schlitten, und die Zeit, deren Minuten schon so kostbar waren, verging über dem Ausbessern. Die Lebensmittel nahmen ab; sie waren zu peinlich ihnen zugemessen worden. Bald mußten die Rationen für die Menschen wie für die Hunde verkleinert werden. Einige getötete Eisbären ergänzten noch in letzter Stunde die Nahrung. Cagni hatte jetzt nur noch zwei Alpenführer und einen Italiener bei sich, die alle vor Begierde brannten, nicht ohne einen Erfolg zurückzukehren.

Und dieser wohlverdiente Erfolg blieb auch nicht aus. Am 26. April befanden sich die Italiener auf dem 86.° 33.′ 49.″ und pflanzten hier unter dem wiederholten Rufe: „Viva il Re!“ „Viva l'Italia!“ ihr Banner auf. In diesem Augenblick besaßen sie nur noch Lebensmittel für 30 Tage, sowie 400 Pfund Pemmikan für die Hunde, deren sie noch 34 hatten. So wurde die Rückkehr erforderlich. Sie war sehr mühselig und wurde fortwährend unterbrochen, da sie auf abtreibenden Schollen bis zur Erasmus Ommaney-Insel südöstlich der Teplitzbai verschlagen wurden, von wo sie 15 Tage zur Rückkehr nach dem Lager bedurften. Sie kamen daselbst am 23. Juni, nach 104 Tagen Abwesenheit, an. Während mehr als 30 Tagen hatten sie nur von Hundefleisch gelebt.

Der Zustand, in dem sich die „Stella Polare“ bei ihrer Rückkehr in den Hafen von Hammerfest befand, bezeugt die Größe der Gefahr, welche das Schiff

---

[1]) Der Prinz sandte sofort nach seiner Rückkehr ein Schiff zur Auffindung seiner Gefährten aus. Bis jetzt hat man aber noch keinerlei Nachricht von ihnen, und es ist zu befürchten, daß sie elend umgekommen sind.

und mit ihm der Prinz und seine Gefährten gelaufen waren. Es war wunderbar, daß es ihnen gelungen war, ihr zu entgehen.

Es würde zu weit führen, die Liste der Märtyrer fortzusetzen, doch wäre es schwer, unter ihnen nicht des amerikanischen Leutnants Peary zu gedenken. Ich kenne kaum fürchterlichere Leiden, als er sie, teilweise in Gesellschaft seiner ebenso heroischen Frau, durchgemacht hat: er bricht das Bein, die Knöchel erfrieren ihm und müssen amputiert werden, aber kaum ist er geheilt, als er sich wieder zu neuen, ebenso erfolglosen Versuchen aufmacht. Unglücklicherweise erschöpfen sich aber die Mittel der Gesellschaft, die ihn unterstützt, und er muß, wie so viele andre, auf seine Hoffnungen Verzicht leisten. Der „Eric" ist abgefahren, um ihn nach Amerika zurückzubringen.

Doch die Amerikaner gehören zu einer hartnäckigen Rasse; sie kennen keine Entmutigung und wollen ihr Banner als erstes auf dem Pol flattern sehen. Herr Baldwin, ein ausgezeichneter Meteorologe, der schon an verschiedenen arktischen Reisen teilgenommen hatte, ist am vergangenen 16. Juli von Tromsoe auf der „Amerika", einem Walfischfahrer von 466 Tonnen, abgefahren. Die Expedition wurde auf Kosten eines Herrn Ziegler ausgerüstet, eines dieser amerikanischen Millionäre, die in ihrem demokratischen Lande Verzeihung für ihren Reichtum durch Dienste, welche sie der Wissenschaft leisten, suchen. Niemals wurde eine Expedition mit ähnlichem Luxus ausgestattet: Baldwin führt 30 Leute mit sich, 400 Eskimohunde, 15 sibirische Ponys, Renntiere und sogar einen Decauville-Petroleummotor von fünf Pferdekräften, der bestimmt ist, auf dem Eise zu fahren, wenn es eine genügend glatte Oberfläche darbietet, die seine Verwendung gestattet. Ein norwegisches Schiff „Fridtjof" begleitet Baldwin mit Lebensmitteln und Lagergeräten bis zum Franz Josephs-Archipel; ein zweites Schiff ist schon bestimmt, um seine Vorräte im nächsten Jahre zu erneuern. Baldwin zählt darauf, die Aufgabe von Jackson zu beendigen, die von jenem nicht besuchten Inseln zu erforschen und mit der Kronprinz Rudolph-Insel als Ausgangspunkt nach dem Pol vorzudringen, von wo er dann über Grönland zurückkehren will. Sein Vertrauen zu dem Erfolge ist so stark, daß die „Belgica", das Schiff, welches Herrn v. Gerlache in die antarktischen Regionen geführt hat, schon abfahren soll, um an verschiedenen Punkten der östlichen Küste Lebensmittel für seine dort zu erwartende Rückkehr zu hinterlegen.

Auch Kanada bereitet eine arktische Expedition unter der Führung des Kapitäns Bernier aus Quebec vor. Bernier, den der verhältnismäßig gute Erfolg des „Fram" ermutigte, hat den Plan, sich vom Packeis bis zum Pol treiben zu lassen, doch beabsichtigt er, den Weg Nansens insofern zu verlassen, als er weiter nach Osten halten will. Er gedenkt den Nordküsten Sibiriens zu folgen, wo er während des Sommers ziemlich sicher ist, offene See zu finden. Bei einem zwischen dem 165. und 170.° östl. Länge liegenden Punkte soll das Schiff sich vom Eise einschließen und mit ihm treiben lassen. Ziemlich genaue Beobachtungen gestatten den Schluß, daß das Packeis in einer gekrümmten Linie vom sibirischen bis zum grönländischen Meere treibt. So soll das Schiff mit

ihm treiben, falls es seetüchtig bleibt und dem Eisdruck widerstehen kann. Dieser Weg kann ungefähr drei Jahre dauern. Bernier wird hundert Meilen vom Pol entfernt mit seinen Hunden, Ponys und Schlitten vordringen. Wird es Land oder Meer sein, was er finden wird? Niemand vermag es zu sagen. Im Falle des Gelingens gedenkt unser Kanadier über den Franz Joseph-Archipel zurückzukehren, um Petermanns-Land zu besuchen, welches Payer nur von weitem gesehen hatte. Für den Fall des Mißlingens hat er starke Eichstämme aushöhlen und mit langen Stahlspitzen versehen lassen. Ins Eis eingetrieben, sollen sie ihm für den Rückweg als Merkzeichen dienen. Der ganze Plan beruht auf Hypothesen und vermag nur wenig Vertrauen einzuflößen.

Die Russen gehen auf originellere Weise vor. Sie beabsichtigen, sich mittels des nach den Plänen des Admirals Makaroff gebauten großen Eisbrechers „Ermak“ einen Durchgang zu öffnen. Der „Ermak“ wurde im Frühjahr 1899 vollendet und hat seitdem zahlreiche Versuche an den Küsten von Spitzbergen, und zwar in ziemlich zufriedenstellender Weise, gemacht. Unter Volldampf fahrend, vermochte er sich durch Eisdecken von einer Stärke bis zu 4 Fuß und durch Eisberge, die bis zu einer Tiefe von 25 Fuß ins Meer tauchten, einen Weg zu bahnen. Auf diese Versuche hin beabsichtigt die russische Regierung eine größere Unternehmung, von deren glücklichem Ausgange der Erfinder fest überzeugt ist.

Der „Ermak“ ist vollständig aus Stahl gebaut. Er mißt 305 Fuß Länge, 71 Fuß Breite und $42\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe, hat eine Wasserverdrängung von 8000 Tonnen und kann mit seinen Maschinen 10000 Pferdekräfte entwickeln. Sein Wert beim Angriff der Eisdecke ist unbestreitbar, doch wagen selbst die russischen Ingenieure von der Riesenaufgabe, die ihm bevorsteht, nicht zu hoffen, daß er als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird.

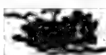
Neben diesen ernsten Plänen, die ich dargelegt habe, fehlen aber auch die phantastischen nicht. Dies ist wenigstens der einzige Ausdruck, den man gegenüber dem Unterseeboot des österreichischen Ingenieurs Anschütz-Kämpfe anwenden kann. Dieser behauptet, mit seinem Schiffe, das außerordentlich haltbar und fähig sei, dem stärksten Eisdruck zu widerstehen, zum Pol gelangen zu können. Er will unter dem Eise fahren und nur an den zahlreichen Stellen, wo das Meer offen ist, zur Lufterneuerung an der Oberfläche erscheinen, was seine Dampfmaschine ihm gestatten würde.

Das Schiff hat eine Eiform und enthält riesige Behälter mit Preßluft. Die Passagiere werden also keinerlei Luftmangel während der 15 Stunden, die das Tauchen dauern kann, zu erleiden haben. Während dieser Zeit wird es elektrisch getrieben und bringt es auf eine Geschwindigkeit von $3\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde. Diese Angaben werden zur Kennzeichnung des Projektes genügen, dessen ich überhaupt keine Erwähnung gethan hätte, wenn es nicht unter den Auspizien der Kaiserlichen geographischen Gesellschaft in Wien vor die Oeffentlichkeit getreten wäre. Ich vergaß noch einen besonders sonderbaren Punkt bei diesem Projekt, an dem alles sonderbar ist: das Schiff ist an seinem Vorderteile

mit einer Vorrichtung versehen, um das Eis an den Stellen schnell zu durchschneiden, wo seine Dicke dem Laufe des Schiffes ein unübersteigliches Hindernis entgegensetzt.

Bewegt folgen wir diesem wahren internationalen Wettlaufe auf dem Wege zum Pol. Werden die unerschrockenen Schiffer besseren Erfolg haben als ihre Vorgänger? Die ungeheuren Fortschritte der Wissenschaft, die angehäuften Vermögen geben ihnen heute ganz andre Mittel an die Hand als ihren Vorläufern — und doch vermag angesichts der riesigen Hindernisse niemand einen Erfolg in sichere Aussicht zu stellen. Ein Erfolg würde zweifellos den, der ihn erränge, mit Ehren überschütten, aber, wie ich im Anfang gesagt habe und hier wiederhole, dieser mit so viel Mühen erkaufte Erfolg würde nichts zum Fortschritt oder der Glückseligkeit der Menschheit beitragen, denn diese Gegenden werden stets unbewohnbar und für die, die sich den Zugang nicht um den Preis schwerster Opfer erschließen, auch unzugänglich bleiben.

Rougemont, am 23. Juli 1901.



Die Lage auf der Balkanhalbinsel.

Von einem Staatsmann.

Belgrad, im Oktober 1901.

Sie glauben trotz meiner serbischen Nationalität in mir einen „Europäer" gefunden zu haben, von dem Sie eine zutreffende Darstellung der Lage auf der Balkanhalbinsel erwarten können. Sie gedenken in verbindlicher Weise meiner Vergangenheit und meinen, ich wäre um so eher berufen, die Vorgänge in unserm Lande und unsrer Nachbarschaft, welche die öffentliche Meinung und die politische Welt seit längerer Zeit so lebhaft beschäftigen, richtig abzuschätzen, weil ich persönlich nunmehr unbeteiligt und doch unmittelbar von ihrem Wellenschlage berührt, dem Auf- und Abwogen der Begebenheiten folgen kann.

Eine sehr schmeichelhafte Voraussetzung, welche die Aufgabe, die Sie mir stellen, erschwert und erleichtert. Erschwert, weil sich gerade der Kenner der Balkanverhältnisse stets vor Augen hält, daß sich bei der Unberechenbarkeit gewisser, oft auch imponderabiler und doch mitbestimmender Faktoren die Wirkung und Tragweite einzelner Vorkommnisse nicht ermessen läßt — erleichtert, weil sie den Europäer, an den Sie in mir appellieren, verpflichten, die für die allgemeine internationale Lage maßgebenden Gesichtspunkte festzuhalten, ohne Rücksicht auf die oft Parteizwecken oder Sensationsbedürfnissen des Publikums Rechnung tragende Darstellung der Journale, ohne Ueberschätzung einzelner Vorfälle, die als Symptome gewiß ihre Bedeutung haben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die friedliche Richtung der Entwicklung der Dinge in Ostasien den Anschein einer gewissen Gleichzeitigkeit mit dem Wachsen der unruhigen Bewegung auf der Balkanhalbinsel gewonnen hat. Bei der wichtigen Rolle, die Rußland da und dort spielt, liegt nichts näher als die Annahme, daß die russische Politik, nachdem sie sich in der chinesischen Campagne reichlichen Gewinn gesichert hat, ihr Augenmerk wieder

schärfer auf den europäischen Orient richtet und daselbst ihre traditionellen Tendenzen energisch zu verfolgen beginnt.

Man begegnet dieser Auffassung sehr häufig in der europäischen Presse, und es ist nur verwunderlich, daß bei den Erörterungen jener Ereignisse, auf welchen diese Annahme beruht, stets vergessen wird, daß sie weit früher vor sich gegangen sind, als die Dinge in Ostasien eine friedliche Gestaltung anzunehmen begannen.

Auch mir muß es, da es mir als Serbe am nächsten liegt, gestattet sein, zuvörderst und zunächst bei dem allgemein besprochenen, in seiner Art wirklich merkwürdigen Falle der Heirat des jungen serbischen Königs, besonders aber bei dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters zu verweilen. Ich möchte Milans auch gedenken, weil viele Schilderungen seines persönlich wenig sympathischen Charakters die politischen Züge ignorieren, welche seiner Gestalt ein eminent staatsmännisches Gepräge verleihen. Sein Tod und die Heirat König Alexanders waren von der eingreifendsten Bedeutung, namentlich für die innere Politik Serbiens. Ich wiederhole: für die innere Politik, denn trotz der oft zu keinen andern als zu Reklamezwecken den Tagesblättern zugesendeten politischen Momentaufnahmen und kolorierten Ansichtskarten besteht für jeden politisch Denkenden kein Zweifel darüber, daß die auswärtige Politik Serbiens unverrückbar bestimmt wird durch das Verhältnis seiner leider nicht bedeutenden Kräfte, durch seine geographische Lage und durch seine wirtschaftlichen Existenzfragen, welche uns unbedingt auf die benachbarte österreichisch-ungarische Monarchie anweisen.

König Milan war sich darüber als praktischer Politiker jederzeit klar und hat daran trotz anscheinender, durch Taktik im Interesse seines Landes gebotener Abweichungen bis zu seinem einsamen Lebensende festgehalten. Er vermochte dem eignen und dem heißen Temperamente seines auf vergangenen Ruhm stolzen Volkes nicht immer Halt zu gebieten, war aber redlich bestrebt, jederzeit mit den Thatsachen zu rechnen, über das Vergangene nicht die Gegenwart, über rein historische Traditionen nicht die aktuelle Geschichte und ihre natürlichen Konsequenzen zu vergessen.

Er hielt die Größe und das Gewicht der unmittelbar benachbarten Machtfaktoren nur vor Augen, um sie seinem heißgeliebten Vaterlande nutzbar zu machen, und Serbien hatte, wie der Berliner Kongreß, besonders aber die Haltung Oesterreich-Ungarns auf demselben und sein Einschreiten nach Slivnitza gezeigt haben, eine solche Einrichtung seines Verhältnisses zur benachbarten Großmacht nicht zu beklagen. Milan war klug und aus Patriotismus bescheiden genug, dessen eingedenk zu bleiben. Die Utopien eines großserbischen Reiches und einer Föderation der Balkanstaaten waren eigentlich niemals nach seinem durchaus realistischen Geschmack. Die richtige Wertschätzung der politischen und militärischen Stellung Oesterreich-Ungarns in den occupierten Provinzen und der Verläßlichkeit der kleinen Nachbarn Serbiens, auf welche die neuliche Veröffentlichung der Memoiren Ristic so interessante Streiflichter geworfen hat, hielten ihn davon ab. In seiner persönlichen Lebensführung leichtsinnig, verschwenderisch und der denkbar schlechteste Wirt, der einer Laune oder Phantasie oft Unsummen opferte, die das Land bezahlen mußte, war er von einer diese Nachteile weitaus überwiegenden, merkwürdig nüchternen Gewissenhaftigkeit, wenn es galt, für die Existenzbedürfnisse seines Landes und für das Gedeihen desselben zu sorgen. Als einträgliches Absatzgebiet der Produkte serbischer Viehzucht erschien ihm die österreichisch-ungarische Monarchie auch für die Hebung des Kulturniveaus seines Landes weit wertvoller als der gewiß schätzbare geistige Zusammenhang mit dem Zarenreiche, und diese rationellen Beweggründe waren ausschlaggebend für die Richtung seiner Politik, die stets eine national serbische blieb. Ihr Leitmotiv bildeten die wohlerwogenen auf Kenntnis des Landes und seiner Bevölkerung und der Stellung Serbiens in der europäischen Staatengruppierung beruhenden Bedingungen einer selbständigen gesunden Entwicklung des jungen Königreiches. Ein Glück für Serbien, daß diese Bedingungen nicht von heute auf morgen wechseln können, wie persönliche Neigungen oder Launen jeweiliger Herrscher und Parteien.

Aus diesen maßgebenden Gesichtspunkten betrachtet, erscheint die Geschichte der Verheiratung des jungen Königs samt allen mit ihr zusammenhängenden Wandlungen lediglich als eine vorübergehende pikante Episode, die einen momentanen Rückschritt in der inneren Politik Serbiens bedeutet. König Milan wollte im Interesse der Befestigung seiner Dynastie und des wirtschaftlichen Gedeihens des Landes, den von panslavistischer Seite genährten Radikalismus und Chauvinismus lahm legen, für den sich in dunkeln und politisch unreifen Individuen stets bereitwillige Werkzeuge finden. In den Balkanländern folgt ihnen überall ein Troß, der es für bequemer hält, sich vagabundierend und großsprecherisch mit nationaler Politik als im Schweiße seines Angesichtes mit der Pflege der heimatlichen Scholle zu beschäftigen. Die Paralysierung des unfruchtbaren Parteigetriebes durch eine über den Parteien stehende konservierende und konsolidierende Verwaltung bildeten Milans Ziel. Es ist unmöglich, alle Mittel gut zu heißen, die er anwendete, um dieses Ziel zu erreichen, aber man wird, wenn man dasselbe im Auge hält, auch nicht leugnen können, daß sich Serbien, solange sein Einfluß bestand, im ganzen und großen auf dem richtigen Wege zur Festigung seines Staatswesens befand. Der Fluß der Entwicklung des Landes war in ein geregelteres Bett gelenkt, die radikale Strömung zum toten Arm geworden. Der plötzliche Uebergang des jungen Königs zur schrankenlosen Selbständigkeit rief die größte Unzufriedenheit der besonneneren Elemente hervor, die Radikalen begannen sich wieder zu fühlen und laut zu regen, ihr Lärm aber erschien dem jungen Königspaare nicht unwillkommen, um die Aufmerksamkeit Europas von der Hof- und Familiengeschichte abzuwenden, kurz, der Radikalismus und Chauvinismus mit all ihren verwirrenden und störenden Erscheinungen gewannen augenblicklich wieder die Oberhand, und ein günstiger Wind blähte ihre Segel, denn die einer Förderung gleichkommende Duldung, welche die Umtriebe und Unthaten des macedonischen Komitees seitens der bulgarischen Machthaber fanden, schien plötzlich wieder alle exaltierten Geister auf der Balkanhalbinsel zu erwecken und Gelegenheit zum Fischen im Trüben zu bieten.

Die Not und die mit ihr erwachende Erkenntnis haben dem Könige Alexander zwar bald wieder eine Niederhaltung der extremen Elemente geboten, aber es bleibt trotz des nicht ungünstig erscheinenden Ergebnisses der jüngsten serbischen Skuptschinawahlen abzuwarten, ob der neugeschaffene Senat und die Verbindung der Fortschrittspartei mit den gemäßigten Radikalen den angestrebten Zweck zu erreichen im stande sein werden.

Am wenigsten geeignet sind die neuesten Palastgeschichten, eine Beruhigung des Landes und gerade jener Stände und Kreise hervorzurufen, die in einem normalen europäischen Staatswesen die Bürgschaften eines allmählichen ungestörten Fortschrittes zu bilden pflegen. Man wundert sich seit dem Regime der Königin Draga über nichts mehr und wäre daher nicht einmal überrascht, wenn der jüngste Obrenovic eine Dynastie Lunjevica proklamieren würde. Männer von der gewaltsamen Art des Königs Alexander werden oft am ehesten in zarte Fäden weiblicher Intriguen verstrickt, und die gereifte Erfahrung der Königin Draga weiß solche Fäden ebenso fein als fest zu spinnen. Ueberdies stehen verschiedene autokratische Akte des jungen Königs, besonders seine famose mit der Verhaftung der Regenten Ristic und Protic verknüpfte Großjährigkeitserklärung, in so lebhafter Erinnerung, daß auch ernste Politiker an das offene Geheimnis glauben, König Alexander habe die Absicht kundgegeben, hinsichtlich der Thronfolge die Wünsche der Königin zu erfüllen, obgleich eine Proklamierung ihres Bruders zum Thronerben auch im Widerspruche mit den bezüglichen Bestimmungen der neuen Verfassung stünde. Glücklicherweise ist diese auch in der auswärtigen Presse viel ventilierte Frage noch nicht akut und von so vielen schwer ins Gewicht fallenden Umständen abhängig, daß vernünftige Erwägungen noch rechtzeitig Gehör gefunden zu haben scheinen, und somit auch diese neueste Episode nur in das Kapitel jener Sensationen gehört, die zum tiefen Leidwesen jedes ehrlichen Patrioten während der letzten Jahre in der inneren Politik Serbiens an der Tagesordnung sind.

Um an den für den Europäer maßgebenden Gesichtspunkten festzuhalten, müssen wir

hier einen Augenblick stehen bleiben und konstatieren, daß sich die besprochenen Phasen mit Ausnahme der neuesten weit früher entwickelt und ergeben haben als die beruhigende Wendung der Dinge in Ostasien. Die von panslavistischer Seite begünstigte Auffassung, als hätte bei all diesen Vorkommnissen Rußland die Hand im Spiel gehabt, als wären sie lediglich auf diese Hand zurückzuführen, die sich durch das Uebereinkommen mit Oesterreich-Ungarn nur für die Zeit ihrer Aktionen in Asien gebunden erachtet hätte, ist somit von allem andern abgesehen auch ein Anachronismus.

Weit richtiger wird man die Sachlage auffassen und beurteilen, wenn man feststellt, daß die panslavistische Strömung in Rußland durch die russischen Engagements in Asien nicht aufgehoben, ja kaum aufgehalten worden ist. Ihre unermüdlichen Führer benützen jede Gelegenheit, um Fortschritte in den Balkanländern zu machen. Diese Gelegenheit findet sich um so leichter, je unkonsolidierter die innern Verhältnisse der einzelnen Balkanstaaten sind, und die destruktiven panslavistischen Tendenzen können sich keinen thätigeren und besseren Bundesgenossen wünschen als die sträfliche bis zur Selbstmordmanie gehende Passivität der Türkei.

Während auf der einen Seite die panslavistische und orthodoxe Propaganda, der Expansionstrieb der befreiten Balkanvölker, der Ehrgeiz ihrer Machthaber und hinwieder das Friedensbedürfnis der kulturell entwickelteren Völker des Westens, die Einsicht ihrer Herrscher und Regierungen fortwährend agierend und retardierend wirken, bildet der Islam mit seinem Fatalismus einen schier unüberwindlichen toten Punkt. Sein vermeintlicher passiver Widerstand fördert, indem er sich den unausweichlichen Reformen hartnäckig verschließt, nur die destruktiven Elemente in den Balkanländern und den Zersetzungsprozeß des türkischen Reiches. Die europäischen Verträge, das unausgesetzte Drängen der Großmächte auf Reformen bilden keinen genügenden Schutz gegen diese verhängnisvolle Haltung der Türkei, und die Pforte ist zum großen Teile auch für die Beunruhigung verantwortlich, welche im östlichen und westlichen Europa erweckt wurde, durch das allen Begriffen von Recht, Gesetz und Humanität hohnsprechende anarchistische und terroristische Vorgehen der macedonischen Komitees. Ihr zunächst aber die bulgarische Regierung. Den Fürsten Ferdinand und seine Minister mögen das Bewußtsein der geringen Popularität des Herrschers, der Wunsch, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von der bedrängten Finanzlage des Landes irgendwie abzulenken und die mit schrankenloser Ambition stets verknüpfte Selbsttäuschung dazu bewogen haben, dieses Treiben in der Annahme zu dulden, daß Rußland demselben unter der Einwirkung panslavistischer Einflüsse nur scheinbar widerstrebe, bis ihnen endlich ein unzweideutiges, entschiedenes Wort des Zaren den Standpunkt völlig klar machte.

Der vielfach erörterte Besuch des Großfürsten Alexander Michailowitsch in Bulgarien steht mit dieser den friedlichen und konservativen Tendenzen des Kaisers Nikolaus entsprechenden Haltung der russischen Regierung wahrscheinlich ebensowenig im Widerspruche als das neuliche Verweilen der russischen Eskadra in den Häfen des türkischen Vasallenstaates.

Selbst wenn man annimmt, daß die Reise des russischen Prinzen hauptsächlich den Bulgaren gegolten hätte, kann man aus den Umständen, unter denen sie vor sich ging, ebensogut auf eine Mißbilligung wie auf eine Ermunterung der Ambitionen schließen, von denen sanguinische Politiker des begehrlichen Fürstentums erfüllt sind.

Ihre Hoffnung und ihr Wunsch, daß der Großfürst die Hauptstadt durch seinen Aufenthalt in derselben auszeichnen möge, ist unerfüllt geblieben, dagegen haben die Aufmerksamkeiten, welche der russische Prinz dem rumänischen Königreich erwiesen hat, die Konnivenz, die Rußland gleichzeitig gegenüber der Pforte an den Tag legte, deutlich kundgegeben, daß Rußland den Bulgaren Achtung des bestehenden Reichszustandes, Respektierung ihrer Nachbarn und ihrer etwaigen Empfindlichkeiten jedenfalls aber jene Mäßigung ihrer unbegründeten Aspirationen empfehlen wollte, deren das unausgesetzt mit finanziellen Nöten kämpfende, an zersetzenden Parteigetrieben krankende Land dringend bedarf, um sich innerlich zu festigen und im Auslande einen Teil des Kredites wiederzugewinnen, den es genossen hat, als

sich die Zügel seiner Regierung in kraftvollen, energischen Händen befanden. Die klugen Politiker Rußlands haben die antirussische Bewegung in Bulgarien vielleicht mehr im Auge, als die russophile, und mancher taktische Zug zeigt, daß sie mit ihr rechnen.

Auch in dem gewiß das Wohlwollen Rußlands gegenüber dem Fürstentum dokumentierenden Anlehen, welches die russische Regierung Bulgarien gewährt hat, braucht man keine Prämie jener chauvinistischen Politiker des Vasallenstaates 'zu erblicken, die sich an Rußland herandrängen, weil sie die Förderung ihrer zumeist persönlichen, aber stets mit einer patriotischen Vignette geschmückten Wünsche und Pläne von ihm erwarten.

Daß sich Rußland die Förderung seines Einflusses in den Balkanstaaten gerne gefallen läßt, ist erklärlich, auch liegt es nahe, seine Rücksichtnahme auf die panslavistische Strömung und seine mitunter weitgehende Duldung, um nicht zu sagen Unterstützung derselben, auf Gründe der inneren russischen Politik zurückzuführen. Sicherlich aber geht man ebenso wie bezüglich Bulgariens auch bezüglich andrer Balkanländer zu weit, wenn man darin eine dem Geiste der 1897er Konvention Rußlands mit Oesterreich-Ungarn entgegengesetzte Stellungnahme der russischen Regierung oder ein Aufgeben ihrer die Erhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel verfolgenden Tendenzen erblicken will. Die gespannte Aufmerksamkeit und das rege Mißtrauen, mit welchem alle diese Erscheinungen namentlich von einem Teile der Presse im benachbarten Ungarlande begleitet wurden, schien in der jüngsten Zeit eine Rechtfertigung zu erfahren durch Meldungen über russische Truppenkonzentrierungen am Pruth und durch ein mit den Bestimmungen des Berliner Vertrages kaum vereinbarliches Vordringen russischer Torpedoschiffe bis Galatz. Die Nachrichten über diese nicht leicht auf ihren genauen Thatbestand prüfbaren Vorgänge und die Alarmrufe, welche ernste ungarische Journale an ihre bezüglichen Berichte knüpften, haben auch in hiesigen politischen Kreisen Aufsehen erregt, bis jetzt aber wenig Beunruhigung bei den Freunden der seit 1897 bestehenden Konstellation hervorgerufen, da man annimmt, daß die Antwort der russischen Regierung auf die gegen sie erhobenen Anschuldigungen nicht ausbleiben werde, und sich auch voraussetzen läßt, daß es die maßgebenden Kreise Oesterreich-Ungarns, wenn es sich thatsächlich um eine Bedrohung österreichisch-ungarischer Interessen oder des status quo auf der Balkanhalbinsel handeln sollte, es nicht dabei bewenden lassen würden. Gewiß ist, daß man von der wachsenden Einflußnahme Rußlands sehr viel hört, und daß die russischen Politiker gerne mit einem gewissen äußeren Effekt für die Balkanchristen eintreten. Ich habe leider keinen Einblick in die innere Werkstätte der maßgebenden Orientpolitiker Oesterreich-Ungarns, aber es will mir scheinen, daß die Regierung des benachbarten Donaureiches die diplomatischen Schritte, welche sie im Interesse der christlichen Bevölkerung unternimmt, nicht in dem Maße affichiert, wie Rußland, möglicherweise auch mehr überlegt. Beispielsweise hat das neulich vermeintlich energische Vorgehen Rußlands in der Kolaschinaffaire jedenfalls den Albanesen mehr in die Hände gearbeitet, als der von ihnen gequälten serbischen Bevölkerung, und Sinovieff hatte gewiß Ursache, diese Uebereilung dadurch gut zu machen, daß er sich, wie in den Journalen verlautete, mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter Baron Calice ins Einvernehmen setzte, höchstwahrscheinlich zum Zwecke der Erwägung einer einverständlichen Haltung. Es mag sein, daß Oesterreich-Ungarn vermöge seiner sicheren Position in Bosnien und der Herzegowina gerne Rücksichten auf die Türkei nimmt und seinerseits alles vermeiden will, was den ihm konsequent expansive Bestrebungen unterschiebenden Ausstreuungen seiner Feinde auch nur einen Schein von Berechtigung zu verleihen vermöchte, aber man wird diese Rücksicht aus Gesichtspunkten der Ruhe auf dem Balkan nur dann gutheißen können, wenn sie dem nachdrücklichen Eintreten der österreichisch-ungarischen Staatsmänner für die von ihnen oft betonte Notwendigkeit der Reformen im türkischen Reiche nicht im Wege steht.

Mit dem Kolaschinfalle und mit den Albanesen in Altserbien bin ich wieder auf die Aspirationen meiner chauvinistischen serbischen Landsleute zurückgekommen und gelange nun du ridicule au sublime, zur sogenannten albanischen Frage. Unter den heutigen un-

geklärten und unkonsolidierten Verhältnissen Serbiens eine territoriale Ausbreitung des Königreiches anzustreben, hat thatsächlich einen lächerlichen Beigeschmack, während die sogenannte albanische Frage, wenn sie wirklich bestände, als ein ernstes, besondere dramatische Wendungen bergendes Problem der im ganzen mehr episch verlaufenden Evolutionen auf der Balkanhalbinsel erschiene. Auch die Entwicklung dieses Problems hängt übrigens von ganz ähnlichen Faktoren und Umständen ab wie die Wendungen der andern Balkanfragen. Besteht, wie nach den vielfachen und immer wiederholten Versicherungen von maßgebender italienischer und österreichisch-ungarischer Seite schwer bezweifelt werden kann, ein ähnliches Einverständnis zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn wie zwischen dem letzteren und Rußland, geht, wie es durch zahlreiche Beweise demonstriert wird, das Bestreben der kontinentalen Mächte thatsächlich dahin, die das Gleichgewicht und den status quo auf der Balkanhalbinsel sichernden Verträge einig und kraftvoll aufrechtzuerhalten und ihnen auch gegenüber der Pforte nachdrücklich Geltung zu verschaffen, dann werden die einzelnen Episoden im Südosten Europas, die natürlich viel mehr bekannt werden, als das Vorgehen der Kabinette, wahrscheinlich noch lange Zeit hindurch nicht über die Bedeutung von Mahnrufen hinausgehen, die an die gesteigerte Pflicht erinnern, mit aller Energie mäßigend und zurückhaltend auf die gärenden Geister zu wirken und sich so einzurichten, daß man ihrer Herr werden kann.

Es erleidet keinen Zweifel, daß die bunte Verteilung der Nationalitäten auf der Balkanhalbinsel, die Verschiedenheit ihres Entwicklungsganges und ihrer Interessen dem revolutionären Panslavismus und seiner Wühlarbeit die Thüren offenhalten. Aber andrerseits stehen diesen revolutionären Bestrebungen gerade in der Verschiedenheit der Balkannationalitäten und in den einander oft paralysierenden Aspirationen der slavischen Balkanvölker und Länder so erhebliche Hindernisse im Wege, daß der Panslavismus wohl stets eine beunruhigende und die Entwicklung geordneter Staatswesen verzögernde Wirkung bethätigen, aber in absehbarer Zeit schwerlich eine Aenderung der bestehenden territorialen Verhältnisse herbeizuführen, geschweige denn Neues zu schaffen oder gar eine einigende Kraft zu erweisen vermögen wird. Man muß hoffen, daß patriotische Männer und der trotz der langen Unterjochung durch die Türkei immer mehr fortschreitende Geist der westlichen Aufklärung dies allmählich den breiteren Schichten der Balkanvölker zum Bewußtsein bringen werden. Sobald sie sich über diese Sachlage und über das Maß ihrer Kräfte klar sind, wird sie weder der geblendete und nur in der Wahl seiner Werkzeuge scharfsichtige Ehrgeiz panslavistischer Führer noch sonst jemand als Spielball seiner Wünsche zu benützen vermögen. Jedes einzelne der Balkanvölker wird zur Erkenntnis der Weisheit und des Wohlwollens gelangen, welches in jener Politik der Mächte liegt, die in einer selbständigen Entwicklung der Balkanländer und -Völker auch aus dem Grunde die Erstarkung derselben und des europäischen Friedens erblickt, weil sie nach und nach den unheilvollen Einfluß der Nachbarschaft der Türkei aufheben muß.

An Lehren und Beispielen, welche die Balkanvölker bewegen könnten, sich zu bescheiden, ihre Kräfte zu sammeln und eine Stütze derselben in jenen Freunden zu suchen, welche sie dazu ermahnen, hat es auch in der jüngsten Zeit nicht gefehlt. Der griechisch-türkische Krieg, die Erfolglosigkeit der ungeduldigen kretensischen Ansprüche, die Begegnung der Könige von Griechenland und Rumänien in Abbazia sind für jeden nüchternen Balkanpolitiker denkwürdige Wahrzeichen und deutliche Fingerzeige.

Rumänien wird mit gutem Grunde seit langem als ein Element der Ordnung und des gemäßigten Fortschrittes auf der Balkanhalbinsel gepriesen und in Europa hochgeachtet. Griechenland manifestiert seine Stellungnahme gegen die panslavistische Strömung durch sichtbare Zeichen seiner Harmonie mit Rumänien, und alle Freunde der Förderung des Gleichgewichtes der nationalen Kräfte auf der Balkanhalbinsel, der Erhaltung des status quo im Südosten freuen sich dieser Kundgebungen, die auch eine Förderung der auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichteten Bestrebungen der Großmächte bilden.

Ich bin zu Ende mit meiner die Lage auf der Balkanhalbinsel aus europäischen Gesichtspunkten ins Auge fassenden Betrachtung. Sie läßt sich in Kürze dahin resümieren, daß sich die mit gutem Grunde aufmerksam beobachteten Vorgänge in diesem Teile Europas unabhängig von der Aktion der Mächte in Ostasien vollzogen haben und vollziehen, daß nach wie vor hauptsächlich der panslavistische Geist und der Fatalismus der Türkei die revolutionären Elemente bilden. Ihnen stehen vor allem in dem Dreibunde und den Freunden seiner Prinzipien, ferner in den die Tendenzen des Zweibundes unzweifelhaft in friedlicher Richtung beeinflussenden edeln Absichten des Zaren die konservativen Kräfte entgegen, und alles hängt davon ab, ob sie ihnen die Wage halten.



Naturwissenschaftliche Revue.

Energie oder Arbeit des elektr. Stromes. — Theoretische Chemie. — Fortschritte der Physik. — Wüllners Lehrbuch der Physik. — Physik in gemeinfaßlicher Darstellung. — Drudes Optik. — Entwicklung der Physik im 19. Jahrhundert. — Faraday und die englische Schule der Elektriker. — Verflüssigung der Gase. — Gasanalytische Methode. — Schönbein, wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. — Wechselströme. — Wechselstromerzeuger. — Galvanische Elemente. — Photographie. — Geschichte des Eisens. — Lehrbuch der Mechanik. — Allgemeine Flächentheorie. — Physikalisch-chemische Propädeutik. — Bewegung im Weltraum. — Erdströme. — Handwörterbuch der Astronomie. — Photographie im Dienste der Himmelskunde. — Außennebel der Plejaden. — Trias in Schwaben. — Ausgestorbene Riesenvögel. — Fauna der Kieler Föhrde. — Taschenbuch für Vogelfreunde. — Formenkreis von Falco Hiero falco. — Schleierschwänze. — Handwörterbuch der Zoologie. — Vögel Mitteldeutschlands. — Praktische Pflanzenkunde. — Wiesengräser. — Winterschutz. — Einfluß der Wälder. — Pflanzen der Kunstbestände. — Wetterkunde. — Bilder aus Südafrika. — Südafrika. — Im Osten Asiens. — Bosnisches Skizzenbuch. — Deutsche Ostseeküste. — Schweizerische Landschaft sonst und jetzt. — Tropisches Südamerika. — Sprache der Affen.

Unsre heutige Revue steht unter dem Zeichen der exakten Wissenschaften. Während deren beide Hauptvertreter Physik und Chemie früher getrennt marschierten, haben sich bereits seit vielen Jahren ihre beiden Flügel zu einer gemeinschaftlichen Disziplin, der physikalischen Chemie, vereinigt. Das für beide gleich wichtige Prinzip der Erhaltung der Energie hat F. Kohlrausch[1]) in meisterhafter Weise gemeinverständlich auseinandergesetzt, hauptsächlich insoweit es die Anwendungen des elektrischen Stromes bedingt. Seine Darstellung soll insbesondere der Gesetzgebung Mittel an die Hand geben, den Diebstahl von Elektrizität belangen zu können; sie schließt mit dem Hinweis darauf, daß die die tropischen Länder treffende Sonnenwärme einmal herangezogen werden könne, um den Ausfall der Energie der Kohle zu decken. Die Wichtigkeit des Prinzips für die Chemie erhellt aus Nernsts grundlegendem Werke über die theoretische Chemie,[2]) das nun in 3. Auflage vorliegt, während 1893 die erste erschien. Daß auch der 55. Jahrgang der Fortschritte

---

[1]) Die Energie oder Arbeit und die Anwendungen des elektrischen Stromes. Leipzig, Duncker und Humblot. 2,40 Mark.

[2]) Stuttgart, F. Enke.

der Physik,[1]) dessen erste die Physik des Aethers behandelnde Abteilung von Börnstein, dessen zweite die Arbeiten über kosmische Physik enthaltende von Aßmann zusammengestellt ist, in der Lage ist, oft darauf zurückkommen müssen, versteht sich wohl von selbst. Das Prinzip läßt auf die Einheit zwischen Wärme, Licht und Elektrizität schließen, wie sie von Maxwell, auf Faradays Arbeiten gestützt, längst gefolgert worden war, als Hertz auch die Bestätigung durch den Versuch gelang. Seitdem hat man das Licht als einen speziellen Fall der Elektrizität zu betrachten, und der Leser weiß, daß dies der Grund gewesen ist, um dessentwillen Wüllner in der 5. Auflage seines großen Lehrbuches der Experimentalphysik[2]) die Optik als Lehre von der Strahlung an den Schluß des Werkes setzte, wenn er sie auch als einen Teil der Elektrizitätslehre noch nicht behandelt hat. Ebenso verfährt Reesen in seiner Physik in gemeinfaßlicher Darstellung;[3]) hätten doch die Abschnitte über Röntgenstrahlen, radioaktive Strahlen und elektrische Schwingungen ebensogut einen Anhang zur Elektrizitätslehre abgeben können, wie sie nun ein solcher zur Optik sind. Sehr erwünscht kommt deshalb das Lehrbuch der Optik[4]) von Drude, weil es in trefflicher Darstellung wirklich die elektromagnetische Theorie des Lichtes durchführt. Allerdings setzt es die Kenntnis der höheren Mathematik voraus. In der Erkenntnis der Wesengleichheit aller Strahlungserscheinungen und der Zusammenfassung aller Naturerscheinungen durch das Gesetz von der Erhaltung der Energie sieht auch Heydweiller in seiner Schilderung der Entwicklung der Physik im 19. Jahrhundert[5]) die hauptsächlichste in diesem gemachte Errungenschaft auf physikalischem Gebiete, als größten Fortschritt aber mit Kirchhoff die richtige Würdigung der Erkenntnis, daß unsre Theorien nur den Zweck haben, die Thatsachen auf möglichst einfache Weise zu beschreiben. Daß wir diese Erkenntnis hauptsächlich Faraday und der von seinen Arbeiten ausgehenden englischen Schule der Elektriker[6]) zu danken haben, hat vor kurzem Thompson in einem in der Urania in Berlin gehaltenen lichtvollen Vortrag in überzeugender Weise dargethan.

Ein ähnliches Aufsehen, wie die den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Licht beweisenden Forschungsergebnisse erregten die Versuche, die zur Verflüssigung der Gase[7]) führten. Ihre geschichtliche Entwicklung hat Harting einem größeren Leserkreise vorgeführt, und die gute Uebersetzung seines Werkes durch Traube ist wohl geeignet, das größte Interesse nicht zum mindesten auch um deswillen zu erregen, daß auch die Versuche mit den höchst erreichbaren Kältegraden geschildert werden. Haben sie doch die Fähigkeit der Bakterien, solchen zu widerstehen, bewiesen, und so einen der schwerwiegendsten Gründe gegen die Annahme, daß die ersten Keime des organischen Lebens durch Meteoriten der Erde zugeführt seien, entkräftet.

Neben der Erforschung der physikalischen Eigenschaften der Gase ist die ihrer chemischen von Wichtigkeit. Die sie ermöglichenden gasanalytischen Methoden[8]) sind von Hempel ausgebildet und beschrieben, und aus der Thatsache, daß seit 1889 drei Auflagen seines Buches nötig wurden, möchte man den Beweis entnehmen, daß er eine zeitgemäße Aufgabe in Angriff genommen und in trefflicher Weise gelöst hat. Bindend freilich ist dieser Beweis nicht. Wie oft ist es vorgekommen, daß Arbeiten, die später bahnbrechend werden sollten, anfangs nicht verstanden wurden. Ein Beispiel dafür hat unsre heutige

---

[1]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 34 und 20 Mark.
[2]) Leipzig, B. G. Teubner. 14 Mark.
[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.
[4]) Leipzig, S. Hirzel. 10 Mark.
[5]) Berlin, Paul Parey.
[6]) Halle a. S., W. Knapp.
[7]) Stuttgart, F. Enke. 6 Mark.
[8]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 11 Mark.

Revue in Schönbeins[1]) Arbeiten anzuführen, dessen Leben und Wirken gelegentlich seines hundertjährigen Geburtstages in besonderer Feier geschildert wurde, und der wohl als Vorläufer der Elektrochemiker der Jetztzeit zu nennen ist.

Aber nicht nur durch die Bedeutung ihrer Ergebnisse, auch darin unterscheidet sich das gegenwärtige Zeitalter der Naturwissenschaften von seinen Vorgängern, daß es im Vergleich zu diesen große Mengen der wichtigsten technischen Anwendungen gezeitigt hat. Ueber die wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit[2]) giebt uns die zweite Auflage einer kleinen Schrift von Wichelhaus Kunde; einige Anwendungen der Elektrizität sind erschöpfend und mit großer Klarheit dargestellt in Kopps Wechselströmen,[3]) Niethammers Wechselstromerzeuger[4]) und Zacharias' galvanischen Elementen,[5]) drei Arbeiten, die jedem, der sich für den betreffenden Gegenstand interessiert, dringend empfohlen werden müssen. Namentlich die beiden ersten dieser Werke behandeln eines der schwierigsten Kapitel der Elektrotechnik, und es trifft sich günstig, daß das Niethammersche Buch, obgleich der vierte Band des großangelegten Handbuches der Elektrotechnik, vor den drei ersten erschienen ist. Hieran reihen sich sogleich die Anzeige der neuen Bearbeitung von Vogels kurzem Lehrbuch der Photographie,[6]) das wohl kaum noch besonders wird empfohlen werden müssen, wenn man den Namen des Verfassers und der Verlagsbuchhandlung gelesen hat und bedenkt, welche Ausbreitung namentlich die Liebhaberphotographie nahm, und die Mitteilung, daß Becks Geschichte des Eisens[7]) sich ihrer Vollendung mehr und mehr nähert, indem die 1. und 2. Lieferung der 5. Abteilung, welche das 19. Jahrhundert behandelt, die Entwicklung der Eisenbereitung von 1861 bis 1870 beendigen und die einleitenden Abschnitte über sie von 1870 bis 1900 beginnen.

Die Verwendung des vom Hüttenmann gelieferten Materials durch den Ingenieur setzt eine große Menge mechanischer Kenntnisse voraus, welche in jedem Umfange auf den technischen Hochschulen überliefert werden, früher in geringerer, doch für die einfacheren Aufgaben ausreichender Weise auch auf den Gewerbeschulen gelehrt wurden. Für diese hatte Ad. Wernicke ein Lehrbuch der Mechanik[8]) verfaßt, welches seinen Zweck in musterhafter Weise erfüllte. Da die Schulen nicht mehr bestehen, so ist es in den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechender, den dermaligen Standpunkt der Wissenschaft voll berücksichtigender Weise von Ad. Wernicke und R. Vater neu bearbeitet. Die Mechanik der flüssigen und der erste Teil der Mechanik der festen Körper liegen schön ausgestattet in der Neubearbeitung bereits vor. Auch die für den Mathematiker in hohem Grade wichtige allgemeine Flächentheorie[9]) von Gauß, die in Nummer 5 von Ostwalds Klassikern erschienen war, ist in neuer Auflage herausgegeben und wird dem Mathematiker sehr willkommen sein, da sich mit der in ihr verwendeten Methode eine Menge neuer Sätze finden lassen.

Als ein Werk, welches übersichtlich und ausführlich die augenblicklich geltenden physikalischen und chemischen Anschauungen auch für den diesen Wissenschaften ferner Stehenden, namentlich den Mediziner, darstellt, haben wir bereits mehrfach Griesebachs physikalisch-chemische Propädeutik[10]) hervorheben können. Heute können wir berichten,

---

[1]) Basel, Georg u. Co.

[2]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 80 Pfennig.

[3]) Leipzig, O. Leiner. 2,75 Mark.

[4]) Leipzig, S. Hirzel.

[5]) Halle, W. Knapp. 6 Mark.

[6]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 2,50 Mark.

[7]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. à 5 Mark.

[8]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 5 und 4 Mark.

[9]) Leipzig, W. Engelmann. 80 Pfennig.

[10]) Leipzig, W. Engelmann. 10 Mark.

daß in einer 3. Lieferung sein erster Band beendet, sein zweiter begonnen ist. Ihr Inhalt, der die Wärme, die Gravitation und den Schall als besondere Formen der Energie umfaßt, hält sich auf der Höhe der früheren Lieferungen, nur sind die eingestreuten geschichtlichen Bemerkungen nicht immer zuverlässig, ja das über die Erfindung des Aräometers Gesagte ist ganz falsch.

Auch aus diesem schönen Werk tritt klar hervor, daß es bis jetzt unmöglich ist, die Gravitation in ähnlicher Weise mechanisch zu erklären, wie die übrigen Formen der Energie. Wie schwer dies empfunden wird, beweist die Thatsache, daß Rethwischs Schrift, die die Bewegung im Weltraum[1]) behandelt, in dritter Auflage erschien, obwohl die sie enthaltenden Annahmen völlig willkürlich sind und schwerlich sich eignen möchten, um das wahre Wesen der Schwerkraft zu enthüllen. Wie wenig zur Erklärung der Richtung der Magnetnadel Rethwischs Annahmen beizutragen taugen, ergiebt sich aus der Zusammenstellung Weinsteins über die Erdströme im deutschen Telegraphengebiete und ihren Zusammenhang mit den magnetischen Erscheinungen,[2]) dem ein sehr gut ausgestatteter Atlas beigegeben ist. Macht dieselbe wahrscheinlich, daß in den Erdströmen die Ursache der Variationen des Magnetismus zu suchen ist und daß in der Sonne und nicht nur in der Stellung der Erde zur Sonne beide ihren Grund haben, so zeigen sie auch, wie wenig ausreichend unsre Kenntnis jener Ströme bis jetzt ist, um nur mit einiger Sicherheit über diese Annahme und, wenn sie zutrifft, über ihre in der Sonne vorhandene Ursache entscheiden zu können.

Damit sind wir auf astronomisches Gebiet gelangt und können zunächst Kunde geben, daß vom Handwörterbuch der Astronomie[3]) die 21., 22. und 23. Lieferung vollendet sind, in denen Valentiner die Sternbilder beendet, dann sich über Sternhaufen und Nebelflecken, sowie über Sternkarten verbreitet, während die Artikel Sternkataloge und -Karten von Ristenpart, die Strahlenbrechung von Oppolzer bearbeitet worden sind. Die Bedeutung der Photographie im Dienste der Himmelskunde[4]) findet der Leser in einer interessanten Schrift dargestellt, welche wir Kostersitz verdanken und die für die Errichtung einer Sternwarte auf dem Schneeberge bei Wien eintritt. Beigefügte Heliogravüren zeigen die Leistungsfähigkeit der Lichtwirkung der Himmelskörper auf die photographische Platte, die vielleicht in noch höherem Maße aus der von Wolf in den Abhandlungen der Münchener Akademie mitgeteilten Photographie und Beschreibung der Außennebel der Plejaden[5]) zu entnehmen ist. Unvergleichlich viel mehr läßt uns die Photographie erkennen, wie es dem auch mit dem stärksten Fernrohr bewaffneten Auge möglich ist.

Ob diese Nebel noch Veränderungen unterworfen sind, ob wir es dort mit sich bildenden Fixsternsystemen zu thun haben, wer vermag es zu sagen! Daß man sich unsre Sonne mit ihren Planeten aus solchen Nebeln entstanden denkt, ist dem Leser wohlbekannt. Langsame Verdichtungsvorgänge waren es demnach, denen unsre Erdfeste ihre Entstehung und ihren jetzigen Zustand verdankt. Aus dem Wasser schieden sich die Gesteine, die einen Teil der Erdkruste bildeten, langsam ab, das sie von den Höhen in mehr oder weniger fein verteiltem Zustande herabschwemmte, durch Schrumpfung hervorgerufene seitliche Drucke brachten sie aus ihrer Lage, und da derartige Vorgänge eine unendliche Mannigfaltigkeit zuließen, so ist jeder Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Formation einer eng begrenzten Gegend von Interesse. Sie zu erläutern hat man an Wänden oder in Pyramiden die Gesteine solcher bestimmten Gegenden in geologischer Reihenfolge aufgestellt, und an einer derartigen Pyramide, die von Blenzinger auf der Wilhelmshöhe bei Crailsheim errichtet

---

[1]) Berlin, F. Schneider u. Co.

[2]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 4 Mark.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Wien, Carl Gerolds Sohn. 1,40 Mark.

[5]) München, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth).

worden ist, hat E. Fraas die Verhältnisse zur Zeit der Trias in Schwaben[1]) auseinandergesetzt. Das war die Zeit, wo die Seelilien, die Ammoniten und die großen Amphibien hauptsächlich vertreten waren. Aber auch in späterer Zeit hat die Gegend hervorragendes Interesse gehabt: hier wurde ja 764 der einzig historisch bekannte Riesenhirsch (Elch) erlegt, und zur Erinnerung daran das Kloster Elchenfanc (Elwangen) gegründet. In andern Ländern, die der allgewaltige Mensch erst viel später betrat, haben sich die Riesentiere der Vorzeit länger gehalten. Die zuletzt vernichteten waren die Riesenvögel[2]) Neuseelands und Madagaskars, die ein lehrreicher Vortrag Wolterstorffs uns schildert. Erforschungen des Tierlebens im Meere haben uns wiederum gezeigt, daß Geschöpfe, die wir zu den fossilen zu zählen gewohnt waren, doch noch leben, und so hat jede dahin gehende Forschung, auch wenn sie wie die biologischen Studien über die Fauna der Kieler Föhrde[3]) Buerkels nur bescheidenere Ergebnisse liefert, ihre Berechtigung, da sie uns über die Lebensweise der betreffenden Tiere einige Aufschlüsse zu geben immer geeignet ist. Zum Schutz der noch vorhandenen wiederum ladet uns Hoffmanns Taschenbuch für Vogelfreunde[4]) ein, welches gute Abbildungen und Beschreibungen dieser der Schonung so sehr bedürfenden Geschöpfe bringt. Abänderungen rezenter Formen, welche endlich die Festigung neuer Arten zur Folge haben können, führt uns für frei lebende Tiere Kleinschmidts Schilderung des Formenkreises Falco Hiero falco,[5]) des Jagdfalken, vor, die von der ungarischen ornithologischen Zentrale in deutscher und ungarischer Sprache herausgegeben ist und die Arteinheit dieses in verschiedenen Gegenden so verschieden gefärbten stattlichen Vogels erweist, während die Beschreibung des Schleierschwanzes und Teleskopschleierschwanzes,[6]) die wir Bade verdanken, auch den Vorteil gewährt, zur Zucht des prächtigen Fisches anzuleiten. Alle derartige Fragen zu wissenschaftlicher Benutzung zusammengestellt, giebt das Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie,[7]) dessen 38. Lieferung von Yedina bis Zwitter reicht und das große Werk bis auf einen noch zu erwartenden Nachtragsband abschließt. Den hervorragendsten Platz unter diesen Veröffentlichungen nimmt die Neuauflage von Neumanns Vögeln Mitteldeutschlands[8]) ein, sowohl der unübertroffenen Abbildungen als auch des mustergültigen Textes wegen. Mußte auf diesen stets zurückgegangen werden, wo es sich um die gefiederten Bewohner unsrer Heimat handelte, so haben die Bearbeiter der neuen Auflage dafür gesorgt, daß dies künftig in erhöhtem Maße der Fall sein wird. Die Abbildungen dieses Bandes, der die Rabenvögel und Verwandte, also Vögel zum Inhalt hat, welche teils das eintönig schwarze Gefieder mit dem so schwer darzustellenden Farbenglanze, teils, wie der Eichelhäher, der Eisvogel, die bunteste Farbenpracht aufweisen, waren besonders schwierig zu geben, und doch wird der Leser gerade in ihm eine Reihe wahrer Kabinettstücke, wie die Abbildung des Pirols, des Nußhähers, des Immenwolfs und der Blaurake, finden.

Die dieser Revue vorliegenden botanischen Werke sind mehr den für die Benutzung des Menschen wichtigen Gewächsen und ihrer Erhaltung gewidmet. Müllers praktische Pflanzenkunde[9]) stellt sie nach dem Gesichtspunkte ihrer Brauchbarkeit zusammen und unterstützt den Gebrauch seines Buches durch gute farbige Abbildungen, während Strecker[10])

[1]) Ravensburg, O. Maier. 1,20 Mark.
[2]) Stuttgart, E. Nägele. 60 Pfennig.
[3]) Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 5 Mark.
[4]) Stuttgart, Verlag für Naturkunde. 4,50 Mark.
[5]) Budapest, Ungarische ornithologische Zentrale.
[6]) Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. 75 Pfennig.
[7]) Breslau, E. Trewendt.
[8]) Gera, Unterm Haus, G. Köhler.
[9]) Regensburg, L. Stahls Verlagsbuchhandlung.
[10]) Berlin, Paul Parey.

dem Wiesenbauer durch Beschreibung der so schwer zu bestimmenden Gräser bei Anlage ertragsfähiger Wiesen den schätzbarsten Rat giebt. Beide Werke haben sich bereits bewährt, denn das erste liegt nunmehr in 2., das zweite in 3. Auflage vor. Der oft so schwierige Winterschutz[1]) nicht einheimischer Gewächse wird mittels der von Barfuß gegebenen Anweisungen sicher gelingen; in wie naher Beziehung aber die Pflanzenkunde zur Meteorologie und zur Landes- und Volkskunde steht, beweist die Schrift Ebermayers, die den Einfluß der Wälder auf die Bodenfeuchtigkeit, auf das Grundwasser und auf die Ergiebigkeit der Quellen[2]) an der Hand einer großen Zahl von Untersuchungen, welche zu diesem Zweck angestellt wurden, vor Augen führt, und die Arbeit Hoeckers, der durch Zusammenstellung der Pflanzen der Kunstbestände[3]) und zwar hauptsächlich der Unkräuter die interessantesten Schlüsse auf die Verkehrsverhältnisse Deutschlands in den verschiedenen Zeitaltern zieht. Allgemein behandelt Börnstein die Wetterkunde,[4]) geht aber auch insbesondere auf Wetterprognose und Witterungsdienst ein. Zum besonderen Schmuck gereichen dem Werk eine Reihe selten schöner Wolkenabbildungen.

Ueber Südafrika ist soviel geschrieben, daß es kaum thunlich erscheint, neue Werke darüber besonders zu empfehlen. Doch aber wird den Leser die Lektüre der Bilder aus Südafrika von Bryce,[5]) die nach der 3. englischen Ausgabe von Kleinschmidt übersetzt worden ist, und Blasts Südafrika[6]) mit hoher Befriedigung erfüllen. Beide Schriften behandeln die Geschichte und Zukunft des jetzt so heiß umstrittenen Gebietes, beide schildern selbst Gesehenes, das eine aber vom Standpunkt eines vorurteilsfreien Engländers, das andre von dem des unparteiischen Deutschen. Beide sind gut zu lesen und tragen nicht wenig zum Verständnis der verworrenen Verhältnisse bei. Dasselbe gilt von Ehlers' Buch: Im Osten Asiens,[7]) das, wenngleich in 4. Auflage vorliegend, augenblicklich noch das höchste Interesse hat. Auch das Bosnische Skizzenbuch[8]) von M. Preindlsberger-Mrazović wird jeden erfreuen; denn wenn auch die Verfasserin oft in einen etwas trockenen Ton verfällt, so giebt sie doch auch die volle Erklärung, warum die Besetzung durch die Oesterreicher so rasch und leicht die Ruhe in den vielgeprüften Gebieten herstellen konnte. Näher liegen uns freilich die Gegenden, die Wegner und Brückner zu Gegenständen lebendiger Schilderungen machen. Behandelt doch jener die deutsche Ostseeküste,[9]) wie sie war und ist, dieser die schweizerische Landschaft einst und jetzt.[10]) Unvergleichlich viel mehr Neues erfahren wir aber aus Bürgers Beschreibung einer Reise im tropischen Südamerika.[11]) Den Magdalenenstrom und Meta hinauf, den Orinoko hinab führte den Göttinger Professor sein Weg, und man lauscht mit Spannung, wenn er uns von den Menschen, Tieren und Gewächsen jenes fernen Westens, von dessen wundervollen Scenerie, aber auch von den nicht geringen Beschwerden seiner Reise berichtet.

Wo aber sollte Garners die Sprache der Affen[12]) behandelnde Schrift ihren Platz finden, die Marshall übersetzt und mit Anmerkungen versehen hat? Zoologisch ist sie

---

[1]) Berlin, H. Friedrich. 2 Mark.
[2]) Stuttgart, F. Enke. 2,80 Mark.
[3]) Stuttgart, J. Engelhorn. 2,40 Mark.
[4]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 5 Mark.
[5]) Hannover, Gebr. Jänecke. 6 Mark.
[6]) Berlin, A. Schall. 3,50 Mark.
[7]) Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.
[8]) Dresden und Leipzig, E. Pierson. 6 Mark.
[9]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 4 Mark.
[10]) Bern, Schmidt u. Francke. 80 Pfennig.
[11]) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher. 7,60 Mark.
[12]) Leipzig, H. Seemanns Nachfolger.

nicht, aber auch nicht anthropologisch, immerhin jedoch in einer naturwissenschaftlichen Revue am Platze. So mag sie eine Sonderstellung erhalten, wie denn auch ihre Methode einzig und ganz neu ist. Hat doch Garner zum ersten Male den Phonographen zum Festhalten tierischer Laute benutzt und so deren Bedeutung zu entziffern versucht. Wie interessant nun auch diese Methode ist, wie merkwürdige Ergebnisse mit ihr erhalten wurden, so hat sich ihr Schöpfer doch allgemeiner Anerkennung deshalb nicht zu erfreuen gehabt, weil er seine Folgerungen nicht in den richtigen Grenzen hielt. Sei dem indessen wie ihm sei. Genuß wird dem Leser die eigenartige Lektüre doch bereiten.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Ist der Krebs eine parasitäre Krankheit?

Das Problem des Krebses gehört gegenwärtig zu den aktuellsten in der gesamten Medizin, und insbesondere ist es die obige Frage, die, den Brennpunkt des Interesses bildend, die wissenschaftliche Welt zurzeit ständig in Atem hält.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, was sich bei dieser Krankheit im Organismus abspielt, so weit es mit groben Sinnen wahrzunehmen ist: An irgend einer Stelle des Körpers bildet sich eine Verdickung, eine Verhärtung, eine Geschwulst. Der Krebs ist in erster Reihe also eine Geschwulst. Die Geschwulst verrät schon von vornherein eine gewisse Bösartigkeit, indem sie das Gewebe, in dessen Mitte sie entsteht, nicht bloß verdrängt, beiseite schiebt, sondern es direkt zerstört, vernichtet, sich an seine Stelle setzt, seine Struktur gleichwie seine Funktion vollkommen auslöschend. Und nicht genug damit! Nach einiger Zeit zeigen auch die Lymphdrüsen, in welche die Saftbahnen des den Sitz der ursprünglichen Geschwulst bildenden Organs einmünden, gewisse Veränderungen: sie schwellen an, sie wachsen, sie werden gleichfalls der Sitz einer Geschwulstbildung, ja sie wandeln sich direkt in Geschwülste um. Und schließlich treten auch an ganz entfernten Körperstellen, inmitten innerer, lebenswichtiger Organe, vereinzelt oder auch in großer Zahl, genau die gleichen Bildungen auf, auch sie werden größer, wachsen heran, bilden Geschwülste und zerstören gleichfalls unaufhaltsam wuchernd dort, wo sie entstehen, das vorhandene Gewebe. Es ist klar, daß auf solche Weise die Verrichtungen der verschiedensten Organe zerstört oder gänzlich aufgehoben werden müssen; und diese Funktionsstörungen sind es, die oft genug schon an und für sich das tödliche Ende herbeiführen, wenn dieses nicht schon vorher durch die hochgradige Schwäche und Kräfteabnahme, die sich frühzeitig bemerkbar zu machen pflegt und bis zu einem gewissen Grade für das Leiden charakteristisch ist, veranlaßt wird. Nur das Messer des Chirurgen vermag, indem es alles Krankhafte mit Stumpf und Stiel ausrottet, im ersten Beginn resp. solange eine radikale Entfernung überhaupt noch technisch ausführbar ist, das Verhängnis abzuwenden.

So weit das Thatsächliche, wie es schon von alters her bekannt ist. Was aber bedeuten jene geschwulstartigen Bildungen? Es verdient vermerkt zu werden, daß sie in früherer Zeit durch die ganze Art, wie sie heranwachsen, den Organismus zerstören, an seinem Lebensmarke gleichsam saugen, derart den Eindruck des Schmarotzerhaften machten, daß man sie selbst allgemein geradezu als Parasiten ansprach. Diese Auffassung mußte

freilich weichen, als man nach der Entdeckung der Zelle mit Hilfe des Mikroskops den gesunden und kranken Körper auf das sorgfältigste zu durchforschen begann. Da erkannte man, daß der Krebs in der Hauptsache aus nichts weiter besteht, als aus Zellen, und zwar aus Zellen, die unmittelbar von Zellen des Körpers selbst abstammten. Zellen beginnen sich zu vermehren, sie bilden neue Zellen, die neuen bilden wieder neue und so fort. Diese Vermehrung ist meist eine sehr rasche, lebhafte, unaufhaltsam fortschreitende, wobei die neugebildeten Zellen in die alten Gewebe, sie vernichtend, sprossenförmig hineinwachsen. Mit einem Worte: es handelt sich beim Krebs um eine Wucherung, die von Zellen des menschlichen Körpers selbst ihren Ausgang nimmt, um eine Neubildung, die im Grunde nichts Fremdartiges, sondern sozusagen Fleisch von unserm Fleische und Blut von unserm Blute ist. Und weiterhin ließ sich ermitteln, daß jene späteren Krankheitsherde, mochten sie an dieser oder jener Stelle auftauchen, regelmäßig in ihrem feineren Bau und ihrem ganzen Verhalten Uebereinstimmung zeigten mit dem ursprünglichen Herde. So gelangte man zu der Annahme, daß die späteren Herde in der Weise entstehen, daß sich von dem ursprünglichen einzelne der neugebildeten Zellen loslösen, in die Saft- oder Blutbahnen des Organismus und mit dem Saft- oder Blutstrom nach entfernteren Orten gelangen, um hier festgehalten zu werden, sich zu vermehren und zu neuen Geschwülsten auszuwachsen, die aber den ursprünglichen Boden, dem sie entstammen, noch deutlich verraten.

Noch eine weitere Feststellung ward alsbald gemacht, die von grundlegender Bedeutung wurde, indem sie die krebsigen Gebilde von äußerlich ähnlichen abgrenzen und in ihrer spezifischen Eigenart genauer charakterisieren lehrte. Nicht jede beliebige Körperzelle, so fand sich, vermag der Ausgangspunkt eines Krebses zu werden; es sind vielmehr ganz bestimmte Zellen, die einzig und allein hierzu befähigt sind, es sind Zellen, die schon aus der frühesten Zeit der Entwicklung, aus der Embryonalzeit her zusammengehören, es sind die Abkömmlinge der äußeren Keimschicht, die Deck- und die Drüsenzellen, jene Zellen, aus denen die Bedeckungen der äußeren und der inneren Oberflächen des Körpers, der Haut und der Schleimhäute bestehen, und ferner jene Zellen, die den funktionierenden Bestandteil der absondernden drüsigen Gebilde und Organe ausmachen.

So wertvoll diese Erkenntnis war, für das Verständnis der Frage nach der letzten Ursache der Krebskrankheit war damit freilich nur wenig gewonnen. Nur eine schärfere Formulierung war jetzt möglich. Die Frage lautete jetzt: Was veranlaßt Zellen der erwähnten Art, plötzlich sich zu vermehren und zu wuchern, plötzlich sich ihres Charakters völlig zu entkleiden; was veranlaßt sie, anstatt wie bisher in Reihe und Glied dem Organismus zu dienen, sich auf einmal gegen ihn gleichsam zu empören, destruktive Tendenzen an den Tag zu legen und ihn durch maßlose Wucherung zu Grunde zu richten? Hielt man sich bloß an die Erscheinung der ungeheuren Zellenvermehrung, des intensiven Wachstums, das hier nicht selten binnen kurzer Frist zur Produktion von kolossalen Bildungen führt, so war eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem Wachstum, wie es im physiologischen Leben in der frühesten Entwicklungszeit statthat, zu jener Periode, da aus der mikroskopischen Eizelle innerhalb von Monaten ein ganzes Menschenkind sich entwickelt, unverkennbar. Dort wie hier der gleiche intensive Trieb nach immer erneuter Erzeugung von Elementen, der gleiche, ungestüme Drang nach Vermehrung und Vergrößerung. Zwar sind die Unterschiede nicht minder offenkundig: dort ein planmäßiges, auf ein bestimmtes Ziel gerichtetes Wachstum, hier ein Wachstum ohne ersichtlichen Zweck, ohne erkennbare Richtung; dort ein von wunderbarer Harmonie erfülltes Wachstum, hier ein von keinem Ordnungsgesetz beherrschtes wüstes und wirres Wachstum, dort ein Wachstum, das dem Aufbau, der Gestaltung und Entfaltung dient, hier ein solches, das zur Vernichtung des Bestehenden, zum Niedergang, zur Zerstörung führt. Immerhin veranlaßte besagte Analogie die Aufstellung jener Hypothese, wonach im Ueberschuß gebildete und zum Aufbau der Organe nicht verwandte embryonale Zellen den Ausgang der Krebsbildung darstellen sollen. Jene Zellen sollten bis ins spätere Leben hinein in ihrem Jugendzustande beharren, um dann auf irgend einen Anlaß hin,

wie Stoß, Druck, Fall, oder einen Entzündungsreiz — Umstände, die thatsächlich bei der Entstehung des Krebses oft als auslösende Momente nachweisbar sind — dem ihnen innewohnenden und bisher nur schlummernden starken Wachstumstriebe mit einem Male die Zügel schießen zu lassen, wobei er eben in jener unheimlichen, maß- und schrankenlosen Weise, wie es die krebsige Wucherung zeigt, zur Aeußerung käme. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß für einzelne Fälle von Krebsbildungen diese Theorie in der That in Betracht kommt; für die große Mehrzahl vermag sie eine befriedigende Erklärung nicht zu liefern. Und ähnlich wie mit dieser steht es mit den meisten andern „Krebshypothesen".

Es war wohl nicht zum mindesten das Unzureichende der bisherigen Erklärungsversuche, was mehr und mehr die Frage aufwerfen ließ, ob die eigentliche Ursache des Krebses nicht belebter Natur, ob der Krebs nicht am Ende eine parasitäre Krankheit wäre. In diesem Sinne wurde denn auch in neuerer Zeit das Krebsstudium von zahlreichen Forschern aufgenommen und mit Vorliebe gepflegt, ungeheuer viel Mühe und Fleiß wurde hier aufgewendet, auf den mannigfaltigsten Wegen suchte man sich dem Problem zu nähern; trotz alldem ist, wie sogleich bemerkt werden muß, bis zum heutigen Tage der Erreger des Krebses noch unentdeckt, ja selbst die prinzipielle Frage, ob und wie weit überhaupt ein belebter Krebserreger anzunehmen ist, noch keineswegs endgültig erledigt. Vermag somit der gegenwärtige Stand der Forschung auch in keiner Weise zu befriedigen, so verlohnt es sich immerhin, die Wege, die sie bisher gegangen, zu betrachten und zu verfolgen; bieten sie doch dessen ungeachtet genug des Interessanten und Bemerkenswerten!

Die erste Gruppe von Lebewesen, unter denen man den Krebserreger zu finden hoffte, waren die Bakterien. Cholera, Typhus, Diphtherie, Tuberkulose, Pest und manche andre der furchtbarsten und verheerendsten Volksseuchen waren in unsern Tagen als Bakterienkrankheiten erkannt worden; warum sollte da nicht am Ende auch der Krebs hier einzureihen sein? Der Schluß schien um so berechtigter, als nicht wenige solcher bakterieller Krankheiten gleichfalls mit der Bildung von Knötchen, von Wucherungen einhergehen. Beim Aussatz, beim Milzbrand, beim Rotz, bei der Tuberkulose sieht man bald kleinere, bald größere geschwulstartige Gebilde entstehen, und innerhalb dieser Krankheitsprodukte finden sich, nicht selten in ungeheurer Zahl, die betreffenden Bazillen. So fahndete man denn auch innerhalb der Krebsknoten nach Bakterien, und thatsächlich ward hier alsbald ein Bazillus entdeckt und als der Erzeuger des Krebses proklamiert. Aber er vermochte nicht eben lange diese Stellung zu behaupten; schon nach kurzem war er als ein banaler, harmloser Schmarotzer der menschlichen Haut entlarvt. Neuerdings hat das Suchen nach Krebsbazillen aufgehört. Und wohl mit Recht; denn nach allem, was wir über Bakterienkrankheiten bisher wissen, ist es nicht eben sehr wahrscheinlich, daß der Krebs dieser Krankheitsgruppe angehören sollte. Jene erwähnte Aehnlichkeit ist nämlich nur eine oberflächliche; bei genauerem Zusehen ergeben sich hier fundamentale Unterschiede. Vergleicht man zum Beispiel den Krebs mit der durch den Kochschen Bazillus hervorgerufenen Tuberkulose, so hat man es zwar auch bei dieser oftmals zu Beginn mit einem primären Herde zu thun; auch hier pflegen demnach die benachbarten Lymphdrüsen zu erkranken; auch hier erfolgt dann eine Verbreitung des Leidens auf dem Wege der Saft- und Blutbahnen, ein Aufschießen neuer Herde, neuer Knötchen, Tuberkel, an entfernt gelegenen Körperstellen. Indessen das tuberkulöse Produkt ist wie jedes auf bakterielle Reize hin entstandene in der Hauptsache ein entzündliches, das tuberkulöse Knötchen ist das Ergebnis einer durch den Tuberkelbazillus angefachten eigenartigen Entzündung; es setzt sich daher auch aus solchen Gewebselementen zusammen, welche sich bei den entzündlichen Vorgängen zu beteiligen pflegen, seine Zellen sind Abkömmlinge der Zellen des Binde- und Stützgewebes oder ausgewanderter Blutzellen, während die beim Krebs neugebildeten Elemente, wie erwähnt, stets aus Deck- und Drüsenzellen hervorgehen, biologisch mithin völlig anders geartet sind. Die Bildung sekundärer Herde neuer Knötchen an entlegenen Körpergegenden erfolgt bei der Tuberkulose infolge der Verschleppung der Tuberkelbazillen, die ihrerseits überall, wo sie hingelangen, die dort befindlichen Gewebe

zu der eigentümlichen Wucherung, deren Produkt die Tuberkel ist, anregen; beim Krebs hingegen haben wir allen Grund, anzunehmen, daß es vom Mutterherde losgerissene Krebszellen selbst sind, die an entfernter Stelle fortwuchernd aus sich heraus die Tochterknoten erzeugen.

Schon mit mehr Berechtigung versuchte man eine zweite Gruppe von Lebewesen in ursächlichen Zusammenhang mit der Krebsbildung zu bringen, nämlich die auf der niedersten Stufe des Tierreichs stehenden einzelligen Protozoen. Erfahrungen verschiedener Art wirkten hier anregend. Daß tierische Parasiten überhaupt im stande sind, Geschwülste hervorzurufen, dafür liegen bereits aus der Pflanzenpathologie Beobachtungen vor. Die Pflanzengallen zum Beispiel sind Pflanzengewebswucherungen, die durch Gallwespen und andre Insekten entstehen. Was nun die Protozoen anlangt, so wurde gerade erst in jüngster Zeit die Bedeutung, die ihnen überhaupt als Erregern mannigfacher Krankheiten der höheren Tiere und des Menschen zukommt, in das rechte Licht gesetzt. Es braucht nur auf die Feststellung hingewiesen zu werden, daß das Wechselfieber, die Malaria, durch ein derartiges, im Blute und speziell im Innern der roten Blutzellen hausendes Protozoon entsteht. Ueberhaupt stellte sich dabei heraus, daß die Protozoen oft Zellschmarotzer sind, das heißt im Innern tierischer Zellen sich mit Vorliebe einnisten. Daß aber zwischen Zellparasitismus und Geschwulstbildung ein Zusammenhang existiert, lehrt unter anderm das Beispiel der „Kohlhernie", einer Krankheit der Kohlpflanze, wobei sich eine Geschwulst bildet, die durch einen im Innern der Wurzelzellen befindlichen Pilz entsteht. Des weiteren lernte man Protozoenarten kennen, die mit Vorliebe im Innern jener Zellen schmarotzen, die wir als Ausgangsstätten der Krebswucherungen kennen lernten, im Innern von Deck- und Drüsenzellen, von sogenannten Epithelzellen. Ganz hervorragendes Interesse bot schließlich das Studium der Coccidienkrankheit der Kaninchen, einer Krankheit, die durch ein ganz bestimmtes, zur Gruppe der Coccidien gehöriges Protozoon, durch das Coccidium oviforme, hervorgerufen wird. Dieser wohlcharakterisierte Parasit dringt in die Zellen des Darmes der Kaninchen, aber auch in die der größeren Gallenwege ein und bringt hier durch seine Anwesenheit die Gallengangswandungen zur Wucherung; auf diese Weise entstehen oft in großer Zahl in der Kaninchenleber echte Geschwülste, Neubildungen, die freilich bei näherer Betrachtung keine veritablen Krebse darstellen, die aber immerhin darthun, daß die Anwesenheit von Protozoen im Innern von Drüsenzellen höherer Tiere eine Vermehrung und Wucherung dieser Zellen auszulösen im stande ist. Hiermit war aber die Frage außerordentlich nahe gerückt: beruht am Ende die krebsige Wucherung beim Menschen gleichfalls auf einem Eindringen von Protozoen in die Deck- und Drüsenzellen, ist am Ende der Krebs auch nichts weiter als eine Protozoenkrankheit?

Wenn diese Frage bis zum heutigen Tage unentschieden ist, so liegt das nicht zum mindesten an der Unvollkommenheit unsrer bisherigen Untersuchungsmethoden, soweit sie sich auf das Studium der Protozoen beziehen. Während wir nämlich wohl im stande sind, Bakterien aus dem menschlichen Körper zu isolieren und sie außerhalb desselben auf künstlichen Nährböden zu kultivieren, was ihre Erforschung in hohem Grade erleichtert, sind wir bei den Protozoen nicht in der gleichen glücklichen Lage. Wir kennen keine Methoden, sie in Reinkulturen auf einem toten Nährsubstrat zu züchten, wir sind daher genötigt, sie lediglich an Ort und Stelle, wo sie in der Natur angetroffen werden, mittels des Mikroskopes zu studieren und aus dem Nebeneinander der einzelnen Befunde das Nacheinander der Entwicklung zu konstruieren. Es leuchtet ein, daß bei einer derartigen lediglich morphologischen Betrachtung, zumal an toten Objekten, der persönlichen Auffassung in der Deutung der Befunde ein weiter Spielraum offen bleibt. An Stelle der Beobachtung tritt hier die Auslegung, an Stelle der sinnlichen Wahrnehmung die Deduktion. Einzelne Enthusiasten der Protozoentheorie versliegen sich so weit, die Krebszelle selbst als den tierischen Parasiten, als den Krankheitserreger, den Krebs mithin als gar keine Gewebsgeschwulst, sondern als ein Konglomerat von niederen Organismen zu erklären. Die Auffassung hat freilich wenig

Anhängerschaft gefunden; die Lehre, daß die Krebszellen Abkömmlinge der Körperzellen seien, ist denn doch zu sicher begründet, als daß sie so leichter Hand gestürzt werden könnte. Die meisten gingen darauf aus, im Innern der Krebszellen die Schmarotzer zu ermitteln, und anscheinend war dieses Bemühen auch von Erfolg gekrönt, das heißt es fanden sich im Innern der Zellen eigentümliche, rundliche, doppelt konturierte Gebilde, die, gewissen Protozoenformen nicht unähnlich, nunmehr als solche angesprochen wurden; und indem man ihre verschiedene Form, Gestalt und Größe miteinander verglich und mit der besser bekannter Protozoen in Parallele setzte, gelangte man dazu, sich bereits ein völliges Bild von der Lebens- und Entwicklungsgeschichte des Krebserregers, seinem Wachsen und seiner Vermehrung im Gewebe zu konstruieren. Thatsache ist nun, daß die fraglichen Gebilde, die sogenannten „Zelleinschlüsse", existieren; ihre Deutung hingegen ist viel umstritten. Im Gegensatz zu jenen nämlich, die in ihnen parasitäre Eindringlinge erblicken, werden sie von andrer Seite, und nicht ohne Grund, lediglich als Bestandteile der Krebszellen selbst gedeutet, als Absonderungsprodukte, als Entartungs- oder Rückbildungszustände derselben, als Veränderungen des Zellkernes und dergleichen mehr. Und schließlich bleibt noch die Möglichkeit, daß gewisse Einschlüsse parasitärer und andre nicht parasitärer Natur sind. Letztere Auffassung ist selbst für jene noch annehmbar, die im übrigen den parasitären Charakter der krebsigen Bildungen ableugnen; denn die bloße Anwesenheit von Protozoen beweist ja noch immer nichts für deren ursächliche Bedeutung für die Krebsentstehung; es wäre dann immer noch denkbar, daß sie erst nachträglich in die Krebswucherungen hineingelangen und im übrigen hier eine harmlose Rolle spielen.

Noch eine dritte Kategorie von Lebewesen ist in den letzten Jahren in den Verdacht geraten, zu der Entstehung bösartiger Wucherungen, speziell auch der Krebse, in Beziehung zu stehen, es sind das die Hefen. Zur Stütze der Auffassung, daß der Krebs eine Hefekrankheit sein möge, wurden zum Teil die nämlichen Befunde herangezogen, die von andrer Seite zu Gunsten der Protozoentheorie ins Treffen geführt worden waren. Die nämlichen Zelleinschlüsse, die die einen als Coccidien ansahen, wurden von den andern als Hefen angesprochen. Hingelenkt aber wurde die Aufmerksamkeit auf die Hefen durch die auf alle Fälle bemerkenswerte Entdeckung, daß es in der That Hefearten giebt, die für Mensch und Tier krankheiterregende Eigenschaften besitzen. Beim Menschen ganz vereinzelt, etwas häufiger schon bei Tieren wurden neuerdings Krankheitszustände beobachtet, bei denen es zur Bildung geschwulstartiger oder geschwüriger Krankheitsprodukte kam, in deren Innerm massenhaft Sproßpilze anzutreffen waren. Es gelang weiterhin, aus solchen Herden diese Hefearten zu isolieren und mit denselben bei Versuchstieren analoge Erkrankungen hervorzurufen. Auch sonst hat man Hefepilzarten aufgefunden, die, in den Tierkörper gebracht, Krankheiten erzeugen. Hierbei kommt es nun freilich auch zur Entwicklung von geschwulstartigen Bildungen, und insofern existiert allerdings eine gewisse Aehnlichkeit; allein diese durch Hefen experimentell erzeugten Geschwülste zeigen sich in ihrem feineren Aufbau doch wiederum verschieden von den bösartigen Geschwülsten, insbesondere von den Krebsen; sie bestehen nämlich außer aus üppig sich vermehrenden Hefenzellen lediglich aus entzündlichen Gewebselementen; sie sind also nur Produkte einer entzündlichen, nicht aber einer krebsartigen Wucherung.

Neben diesen Versuchen des direkten Nachweises lebender Krankheitserreger, hat es auch nicht an Bestrebungen gefehlt, auf mehr indirektem Wege, nämlich einmal auf dem der künstlichen Erfahrung, das heißt des Experiments, und ein andermal auf dem der natürlichen Erfahrung, das heißt der Beobachtung am Krankenbette, dem Problem des Krebsparasitismus näher zu kommen. Die Frage, die hier vor allem interessiert, lautet: Ist der Krebs übertragbar oder nicht? Zwar ist nicht alles, was übertragbar ist, parasitärer Natur, und umgekehrt ist nicht alles, was parasitären Charakter hat, deshalb auch schon ohne weiteres übertragbar; immerhin besteht doch unstreitig sehr oft zwischen beiderlei Prozessen ein inniger Zusammenhang. Bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts unternahm

ein bekannter französischer Arzt den kühnen Versuch, sich und drei Studenten den Saft, den er aus dem Brustkrebs einer Frau gewonnen, unter die Haut zu spritzen; außer örtlichen Reizwirkungen erfolgte nichts. In späterer Zeit und bis in die jüngste Zeit hinein hat man wiederholt Versuche angestellt, Tieren Säfte oder Partikeln von menschlichen Krebsgeschwülsten in verschiedenster Weise einzuverleiben; aber niemals gelang es einwandsfrei, auf diesem Wege experimentell eine Krebsbildung zu erzeugen. War nun auch die Uebertragung vom Menschen auf Tiere mißlungen, so blieb immerhin noch die Möglichkeit einer Ueberimpfbarkeit von einem Individuum auf ein solches der gleichen Gattung offen, also vom Menschen auf den Menschen, oder von einem Tier auf ein solches der gleichen Spezies. An Tieren, bei denen Krebs spontan nicht selten vorkommt, wurden zahlreiche Versuche dieser Art angestellt. Die meisten mißglückten, die Uebertragung gelang nicht; in einzelnen kam es aber in der That gelegentlich zu einer Uebertragung, und zwar von Hund auf Hund, von Ratte auf Ratte, von Maus auf Maus, das heißt bei den Versuchstieren kam es nach Einverleibung von Krebsstückchen zur Bildung zahlreicher großer Krebsgeschwülste im ganzen Körper, die mitunter sogar den Untergang der Tiere herbeiführten. Sind diese Versuche für die parasitäre Krebsnatur mit Bestimmtheit beweisend? Keineswegs. Was nämlich hier vor sich ging, war nicht etwa, daß infolge der Impfung die Körperzellen des Versuchstieres selbständig in krebsartige Wucherung gerieten; vielmehr war es nur das übertragene Krebsgewebe, das im Innern des Versuchstieres selbständig so weiter wucherte, als ob es sich noch in jenem Organismus, dem es entstammte, befände. Die Versuche beweisen mithin nur, daß die Krebszellen eine außerordentliche Lebensfähigkeit und Wucherungstendenz besitzen, sie beweisen wohl die Ueberpflanzbarkeit, aber nicht die Ansteckungsfähigkeit des Krebses, und immer bleibt ihnen gegenüber die Frage noch offen: Beruht jene Wucherungstendenz auf der Anwesenheit von Parasiten oder auf andern Ursachen?

In gleicher Weise, nämlich im Sinne einer Ueberpflanzung von Geschwulstzellen und nicht in dem einer Uebertragung etwaiger Geschwulstparasiten lassen sich eventuell auch mancherlei auffällige Beobachtungen, die man gelegentlich an Krebskranken anstellen konnte, deuten; daß beispielsweise im Anschluß an eine Krebswucherung auf der Unterlippe an der gegenüberliegenden Stelle der Oberlippe, oder im Anschluß an eine Krebsbildung auf der Zunge an dem anstoßenden Teile der Wangenschleimhaut sich analoge krebsige Prozesse etablierten. Man hat hier direkt von Abklatschkrebsen gesprochen. Hierher gehören auch die Fälle, in denen nach der Entfernung einer Krebsgeschwulst durch Operation in der Hautwunde neue Knoten auftreten, so daß man annehmen muß, das Messer oder die Hand des Chirurgen habe Krebszellen an die Wunde herangebracht, die hier selbständig weiter wucherten. Immerhin lassen sich solche Beobachtungen auch bereits zu Gunsten der parasitären Theorie anführen. Es giebt aber Erfahrungen, die noch weit mehr zu einer solchen Auffassung Berechtigung geben und den Gedanken an eine Ansteckungsmöglichkeit doch recht nahe legen. Zwar spricht nichts dafür, daß der Krebs der Regel nach von Mensch zu Mensch ohne weiteres überwandert, in ähnlicher Weise wie etwa die typischen ansteckenden Krankheiten Masern, Scharlach, Diphtherie und so weiter, obwohl es Zeiten gab, in denen der Glaube an eine solche Ansteckungsfähigkeit sehr verbreitet war. Wenn der Krebs in gewissen Familien besonders häufig auftritt, wie das ja feststeht, so ist man zunächst nur berechtigt, eine erbliche Anlage, eine angeborene Disposition anzunehmen. Man hat aber auch mitunter Leute kürzere oder auch längere Zeit hintereinander erkranken sehen, die nicht blutsverwandt waren, aber in enger Gemeinschaft wohnten. Cancer à deux, Krebs zu zweien, nennen es die Franzosen. Es handelt sich um Personen, die einen gemeinsamen Haushalt hatten, besonders oft um Mann und Frau, gelegentlich auch um Pfleger respektive Pflegerinnen Krebskranker. Mögen die Fälle auch selten sein, sie geben immerhin zu denken. Ebenso bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Krebssterblichkeit in gewissen lokal abgegrenzten Bezirken, Häusern, Straßen, Ortschaften, eine besonders hohe ist. Man beginnt

geradezu von Krebshäusern, Krebsgassen zu sprechen. So giebt es in Thüringen einige Dörfer, die in dieser Beziehung auffallen, in Süddeutschland haben einzelne Pfarrhäuser katholischer Geistlicher die Aufmerksamkeit erregt. In Ludau, einem kleinen Orte in der Mark, fand man eine so starke Häufung der Krebserkrankungen, daß dort bereits auf neun Todesfälle einer an Krebs erfolgte, während das Verhältnis für ganz Preußen 40:1 betrug; dabei waren einzelne Stadtviertel und Straßen hauptsächlich beteiligt. Solche Thatsachen erwecken natürlich den Verdacht, daß den Erkrankungen eine gemeinschaftliche, vielleicht in der Umgebung der Betreffenden befindliche Ursache zu Grunde liege, und, was deren Natur anlangt, so ist hier wiederum der Gedanke an einen belebten Krankheitskeim der nächstliegende. Im Speziellen beginnt man sein Augenmerk zu richten auf gleiche oder ähnliche Krankheiten bei den Haustieren in der Umgebung, oder bei Pflanzen und Bäumen, auf die Beschaffenheit des Trinkwassers oder gewisser Nahrungsmittel, ohne aber bisher irgend welchen bestimmten oder auch nur wahrscheinlichen Anhalt nach dieser oder jener Richtung hin zu besitzen.

Das Geheimnis, welches Entstehung und Wesen der krebsigen Gewächse umgiebt, ist, wir müssen es zum Schluß gestehen, noch keineswegs gelüftet; von den vielen weisen Forschern, die sich auf diesem Felde abmühten, hat bisher noch ein jeder an sich die Wahrheit jener Worte eines bekannten Pathologen erfahren müssen, daß bei der Beschäftigung mit diesem Problem „die Sphinx auf jeden schweifenden Geist lauere und mit dem Sturze in den Abgrund der Vergessenheit drohe“. Alle sonstigen Erklärungsversuche, wie etwa der, daß der Krebs eine Alterskrankheit sei, und ähnliche können nicht befriedigen; die Möglichkeit, daß hier, sei es regelmäßig, sei es in gewissen Fällen, ein eigenartiger Parasitismus vorliege, ist nicht völlig zu leugnen, zum Teil sogar sehr naheliegend; sichere und vollgültige Beweise dafür stehen aber noch aus, und vollends über die Natur der hypothetischen Krankheitserreger kann man nicht mehr als Vermutungen hegen. Das Problem selbst aber bleibt, ungeachtet aller bisherigen Mißerfolge, wie nur irgend eines des Schweißes und der Mühe wert. Denn wie schon in alten Zeiten, so zehrt auch heute noch in ungeschwächter Kraft dieses traurige Leiden am Marke der Menschheit, es verschont weder reich noch arm, weder hoch noch niedrig und rafft oft genug gerade die Besten vorzeitig hinweg. Ja, wie die Statistik lehrt, ist die Krebskrankheit neuerdings bei uns wie auch in andern Kulturstaaten in deutlicher Zunahme begriffen. In Preußen haben sich die Todesfälle von 1888 bis 1897 auf 1000 Lebende von 3,73 auf 5,29 bei Männern, von 4,45 auf 6,05 bei Frauen, also überhaupt um etwa 50 Prozent vermehrt; in Berlin sind von 100000 Einwohnern im Jahre 1876 8, dagegen 1894 14 an Krebs gestorben, und in New York hat sich die Sterbeziffer für Krebs in den letzten 50 Jahren verfünffacht. Nur in einem kleinen Teile der Fälle vermag vorläufig einzig und allein eine frühzeitige Operation Heilung zu bringen; alle anderweiten Mittel haben sich samt und sonders bisher als trügerisch erwiesen. Von einer besseren Kenntnis der Krankheit wird am ehesten ein besserer Schutz gegen sie zu erwarten sein. Die Einsicht in die Notwendigkeit einer Vertiefung unsers Wissens über den Krebs hat bei uns vor kurzem den Anlaß zur Gründung eines „Komitees für Krebsforschung“ gegeben, das seinen Sitz in Berlin hat und sich aus den bewährtesten deutschen Kräften auf diesem Gebiete zusammensetzt; eine eingehende Sammelstatistik, die sich über ganz Deutschland erstreckte, wurde von ihm behufs Studiums der Verbreitung der Krankheit ins Leben gerufen, und bereits ist von dieser wie von andrer Seite der Gedanke der Errichtung eines eignen Instituts für Krebsforschung in Deutschland, wie ein solches auf amerikanischem Boden in Buffalo schon existiert, in Anregung gebracht worden. Es wäre zu wünschen, daß die Bemühungen, die sich hier geltend machen, nicht vorzeitig erlahmen, daß sie auch die erforderliche materielle Unterstützung finden, und daß sie schließlich von einem vollen Erfolge gekrönt sein mögen. Bedeutungsvoll genug ist die Aufgabe, und die Palme des Ruhmes wird dem nicht vorenthalten werden, der sie der Lösung nahe bringt. „Wem es gelingt,“ so wurde erst vor einiger Zeit an hervorragender Stelle erklärt, „die

eigentliche Ursache der Krebse zu ergründen und damit vielleicht eine erfolgreiche Behandlung derselben anzubahnen, der wird für alle Zeiten, so lange es noch eine wissenschaftliche Medizin giebt, mit Recht als einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts gepriesen und gefeiert werden."

M. Calm.



Litterarische Berichte.

Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. Herausgegeben von Carl Hülter. Essen, G. D. Bädeker. 1901. Elegant gebunden M. 3.—.

Der Ruf nach „Heimatkunst", der heutzutage ertönt, hat schon verschiedene lokale Sammlungen gezeitigt. Das vorliegende Buch enthält Gedichte und Prosa von circa 25 meist noch lebenden westfälischen Schriftstellern. Es sind fast lauter Originalbeiträge, mundartliche und hochdeutsche, die hier gedruckt sind. So bietet das Buch ein deutliches Bild der gegenwärtigen schönen Litteratur Westfalens. Es zeugt von dem edeln Streben jener Männer, deren Namen in ihrer Heimat einen guten Klang haben.

E. M.

Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Von Otto v. Leitgeb. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. 410 Seiten.

Von der modernen Gesellschaftswelt, deren Schilderung seine Feder bisher hauptsächlich gedient, wendet sich der in bester Schaffenskraft stehende Autor bedeutsameren Stoffen zu. Schon deshalb bezeichnet sein vorliegender historischer Roman, den er Franz v. Lenbach widmet, einen wichtigen Fortschritt im Arbeiten des Dichters. Er wählt einen Schauplatz und eine Zeit, die den Künstler wie den Menschen gleich sehr anziehen: Oberitalien im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts. Insbesondere Venedigs stolze Herrlichkeit ist es, die vor unsern Augen ersteht: „Festfreuden, Staat und Jubel; gelehrte Männer, die in glänzender und vornehmer Muße des Lebens Reichtum oder geistige Arbeit prüfen und sammeln; Künstler, Narren, Philosophen! Fürstliche Häuser und Vergnügen — ein reiches, sattes Sonntagsvolk." Aber der Held des Romans, Piero Strozzi, folgt seinen eignen Sternen, die ihm winken, des Vaters Meuchelmord zu rächen, und Renea Grünhoffer, die liebreizende und feinbegabte Hauptmannstochter von Maran, versteht des Geliebten Bestimmung: um ihm nicht im Wege zu stehen, bringt sie das Opfer ihres Lebens. Die übrigen, fast allzuvielen, auftretenden Personen, vom gefeierten Tizian bis zu dem derben Haudegen Zoppola, von dem gewandten Diplomaten Pellicier bis zu dem ränkesüchtigen Kaufmann Sacchia, sind meist gut gezeichnet. Die Sprache hat durchweg stark dichterische Färbung, was leider der Erzählung z. T. die Klarheit, dem Gespräch vielfach die Wahrscheinlichkeit zu nehmen geeignet ist, der Schilderung dagegen gut ansteht.

Das Buch gehört zu denen, die sich nicht so leicht lesen, wie viel glatte Unterhaltungslektüre, die aber um so mehr dauernden Eindruck erzielen und bleibenden Gewinn bringen.

—ck.

The Jewish Encyclopaedia. New York 1901. Funk and Wagnall's Company.

Von diesem groß angelegten, auf zwölf starke Quartbände berechneten Unternehmen ist soeben der erste Band erschienen und verspricht der Grundstein eines monumentalen Werkes zu werden. Sowohl in Inhalt als Umfang und Zweck dürfte sich dasselbe zu einem litterarischen Unikum aufbauen. Giebt es außer dem Paulyschen Reallexikon des klassischen Altertums überhaupt keine moderne Schrift, welche das Leben eines Volkes oder einer Völkergruppe in ähnlichem Umfang lexikalisch behandelt, so ist dies jüdische Konversationslexikon von dem lateinisch-griechischen, seinem einzigen Rivalen, dadurch charakteristisch verschieden, daß, während Pauly nur für Gelehrte bestimmt ist, die sich in Genauigkeit nicht genug thun können, Funk-Wagnall sich an die Laienwelt mit wendet, um der breiten Masse eingehend und doch in allgemein verständlicher und handlicher Darstellung diesen merkwürdigen Teil der Weltgeschichte vorzulegen. Ein Plan, der Popularität mit solch wissenschaftlicher Fülle und Sorgfalt verbindet, war nur möglich bei einem Buche, das sich in erster Linie an Leute wendet, deren religiöse Pflichten seit mehreren tausend Jahren jedem ihrer Individuen einige Teilnahme an ihrer Litteratur auferlegten, deren Interesse an

der eignen Vergangenheit durch die jüngsten Verfolgungen belebt und deren Beutel für Bildungszwecke selten vergeblich in Anspruch genommen wird. Alles drei mußte sich vereinen, um das vorliegende bedeutende Ergebnis zu zeitigen.

Der Gang des Unternehmens läßt seine Quellen deutlich erkennen. Als unter den Auspizien des Fürsten Bismarck — desselben, der nach Busch seine Söhne gelegentlich an Jüdinnen zu verheiraten dachte — eine Agitation hervorgerufen war, welche die Juden in eine Art Rassenbanns that, und sich diese Bewegung allmählich zur Förderung sozialer, ekklesiastischer und politischer Ziele auf außerdeutsche Länder ausgedehnt hatte, begab sich ein österreichischer Jude, Dr. Singer, nach Paris, um dort der bekannten „Libre Parole" des M. Drumont, ein Blättchen unter dem Titel „Vraie Parole" entgegenzusetzen. Bei seiner unfruchtbaren Arbeit erwachte in ihm der Gedanke, wenn er die Gegner doch nicht überzeugen könne, wenigstens die eignen Genossen durch Erzählung ihrer vom größten Teile längst vergessenen Geschichte zu lebendigerem Selbstbewußtsein zu erziehen. Die encyklopädische Form, die sich für den bequemeren Gebrauch eines großen Publikums empfiehlt, sollte vor der Oberflächlichkeit, wie sie ihr bei populären Büchern so leicht anzuhängen pflegt, durch die Gründlichkeit und den Umfang der Ausführung bewahrt werden. Aber weder in Paris noch in Wien oder Berlin, wohin der Projektor sich wandte, ward ihm die gewünschte Unterstützung zu teil. Teils waren die veranschlagten Kosten so groß, daß man sie aufzubringen verzweifelte; teils schien das Unternehmen nicht ganz zu der „schönen Gelassenheit" zu stimmen, mit der die europäischen Juden nach dem etwas euphemistischen Ausspruch der Kaiserin Friedrich den Sturm hatten über sich ergehen lassen. In Europa enttäuscht, ging Singer nach Amerika und hier wandte sich das Blatt. In kurzer Zeit hatte er die Genugthuung, mit sachkundiger Hilfe etwa 6000 Subskribenten in der neuen Welt zu sammeln. Bedenkt man, daß diese amerikanischen Subskribenten — die europäischen zählen dagegen kaum — zum größten Teil aus Juden deutscher und russisch-polnischer, galizischer und rumänischer Abkunft bestehen, welche meist in den letzten fünfzig Jahren mittellos eingewandert sind, und daß jeder derselben für sein Exemplar 350 Mark zu zahlen hat, so wird das Werk, abgesehen von seinem sachlichen Inhalt, durch die Art seiner Entstehung und wahrscheinlichen Wirkung auch für den zeitgenössischen Politiker bemerkenswert. Befinden sich unter den vier- bis fünfhundert Mitarbeitern auch eine Anzahl christlicher deutscher, englischer und amerikanischer Professoren und sind Ton und Auffassung durchweg gemäßigt, so ist das Ganze doch für die neue, und in geringerem Grade auch für die alte Welt ein erhebliches Zeichen der Zeit. Die typographische Ausstattung und Illustrierung, von der für die Herstellung encyklopädischer Werke berühmten Funk-Wagnalls Compagnie besorgt, ist wohl das Höchste, was auf diesem Gebiet geleistet wird. Tz.

Die Affäre Dreyfus. Der Siegeszug der Wahrheit. Von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Paul Seliger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 293 Seiten.

In diesem Bande sind die verschiedenen Artikel zusammengestellt, die Zola über die Dreyfus-Angelegenheit vom Dezember 1897 bis zum Dezember 1900 veröffentlicht hat. Kein Wort ist an der ursprünglichen Fassung geändert; sie sind gelassen, wie sie waren, „mit ihren Wiederholungen, in ihrer harten und nachlässigen Form von oft im Fluge, in einer Fieberstunde geschriebenen Blättern," — wie es in dem Vorwort Zolas heißt. Um so lebendiger und eindringlicher sprechen sie auch heute noch zu dem Leser. Sie geben ein fesselndes und klares Bild jener tragischen Ereignisse und der ungeheuren Erregung, die sie hervorriefen. Sie bilden ein document humain hervorragendster Art. Um den Zusammenhang herzustellen, hat der Verfasser sie auf den Rückseiten der Abteilungstitel mit erläuternden Notizen begleitet. Das Buch, das hier in vorzüglicher Uebersetzung vorliegt, darf auf weitgehendes Interesse rechnen.

Br.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein, Jena. 6. Band. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 1898/99.

Der neue 6. Band des trefflichen Werkes ist von ganz besonderer Bedeutung. Er enthält nämlich wesentlich Artikel, die in engster Beziehung zur Schule stehen. Und da bietet er reiches Material zur Belehrung. Alles, was irgend mit der Schule zusammenhängt, findet eingehende Berücksichtigung. Nichts irgendwie Wichtiges ist, soviel Ref. bemerken kann, vergessen: der Schularzt so wenig als die Schulreisen. Wir erhalten Auskunft über Schulbibel, Schulgebet, Schulgottesdienst so gut wie über Schulkomödien, Schulmünzen, Schulsparkassen und so weiter. Außerdem treffen wir in dem Bande eingehende Schilderungen hervorragender Schriftsteller nach ihrer pädagogischen Bedeutung. So ist J. J. Rousseau durch E. v. Sallwürk, J. M. Sailer durch Oppermann, Chr. G. Salzmann durch E. Ackermann, Schiller und K. V. Stoy durch A. Bliedner, Schleiermacher durch A. Heubaum, Spencer durch P. Barth, Spener durch E. Schreck, H. Stephani durch G. R. Marschall, Joh.

Sturm durch Theobald Ziegler (Straßburg) dargestellt. Neben diesen verdienen noch folgende Artikel namentliche Erwähnung: Schrift und Individualität bei Kindern, Sinnestypen, Sprechen des Deutschen von Chr. Ufer, Skioptikon im Kunstunterricht von Hermann Grimm (Berlin), Sozialismus und Individualismus von Theobald Ziegler, Stundenplan von Hermann Schiller (Gießen) und andre. Eine große Anzahl von Artikeln, die sich mit den Charaktereigenschaften der Kinder, der pädagogischen Pathologie, beschäftigen, hat den Leipziger Lehrer G. Siegert zum Verfasser. Insgesamt enthält der Band 132 einzelne Artikel auf 950 Seiten. Er ist also noch etwas stärker als der 5. Band, den wir im Aprilheft der „Deutschen Revue“ angezeigt haben. Mr.

Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich v. Poschinger. Fünfter Band. Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1881—1900). Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit dem vorliegenden fünften Bande erreicht das groß angelegte Werk H. von Poschingers über das Verhältnis Fürst Bismarcks zum Bundesrate des Deutschen Reichs seinen Abschluß. Ueber die Vorzüge des Werkes ist bei dieser Gelegenheit kaum Neues zu sagen. Das, was der unermüdliche Bismarck-Forscher in den fünf Bänden zusammengetragen hat, bietet nach zwei Richtungen hin ein besonderes Interesse dar; es liefert nicht nur wichtiges und wesentliches Quellenmaterial zur Lebensgeschichte und Charakteristik unsers großen Eisernen Kanzlers, sondern es giebt auch die ersten Bausteine zu einer Geschichte des Bundesrates des Deutschen Reichs an die Hand. Was den Schlußband anlangt, so behandelt er die Zeit von 1881 bis 1890, somit die Geschichte der 11. bis 18. Bundesratssession. Von Sessionen in der früheren Bedeutung des Wortes kann allerdings vom 25. Juni 1883 an nicht mehr die Rede sein, denn an genanntem Tage fand zum letzten Male der Schluß einer Session des Bundesrats statt. Von da ab brauchte für den Zusammentritt der Körperschaft eine kaiserliche Verfügung nicht mehr extrahiert zu werden. Es traten nunmehr nur noch Vertagungen ein, das heißt Ferien für die Bundesratsmitglieder, meist in der Zeit von Juli bis September. Wichtige Verhandlungen fanden in dem genannten Zeitraum unter andern statt über das Tabakmonopol (1882), über das Gesetz betreffend die Unfallversicherung der Arbeiter (1884), über die Errichtung von Reichsministerien (1884), über das Verhältnis des Bundesrats zum Reichstag (1884, 1885, 1887), über die Thronfolge in Braunschweig (1884, 1885), über das Kunstbuttergesetz (1887), über den Zollanschluß Hamburgs (1887), über die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter (1887), über das Bürgerliche Gesetzbuch (1888) und über die Abänderung des Strafgesetzbuchs und des Gesetzes über die Presse (1889). Von großem Interesse sind die Mitteilungen, die in dem Berichte über die 11. Bundesratssession (1881 bis 1883) über das damals neu eingetretene Mitglied für Preußen, Geh. Oberregierungsrat von Tiedemann, gemacht werden, besonders die Auszüge aus dessen Schrift „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck“ und in diesen wieder das Kapitel: „Wie sich der Plan der Zolltarifreform bei Bismarck entwickelte.“ In dem Nachtrag zu früheren Teilen des Werkes verdient besondere Beachtung das, was S. 335 bis 341 über den Unterstaatssekretär Herzog mitgeteilt wird. L. H.

Die Sprache der Buren. Von Dr. Heinrich Meyer. Göttingen, Franz Wunder. 1901. 105 Seiten. M. 2.—

Bei der starken Sympathie für das heldenmütige Burenvolk darf diese Schrift eines wohlbeschlagenen und sachkundigen Gelehrten von vornherein einer weiten Verbreitung sicher sein. Gerade aus der Sprache eines Volkes lernt man ja seinen Charakter ganz besonders tief und deutlich kennen, und da das treffliche Werkchen überdies außer dem rein sprachlichen Teile, einer Sprachlehre, Sprachproben und einem Wörterverzeichnis, eine fesselnde geschichtliche Einleitung bietet, erhöht sich sein Wert fast zu dem einer kulturgeschichtlichen Monographie. Es sei aufs wärmste empfohlen. H. Z.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Von Dr. Julius Bachem. Heft 1—15. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Beim Erscheinen der ersten Auflage des „Staatslexikons“ wurde der Wert des Unternehmens auch von gegnerischer Seite anerkannt. Namentlich wurde hervorgehoben, daß bei aller Wahrung des katholischen Standpunkts doch überall strenge Sachlichkeit und wissenschaftliche Objektivität vorherrsche. Dieselben Vorzüge sind auch der Neubearbeitung nachzurühmen. Zwar empfindet man dieses Haltmachen vor dem katholischen Dogma mitunter als etwas recht Störendes, wenn man darüber hinausgehend, die staatlichen und rechtlichen Fragen bis auf ihre letzten in der unbefangen betrachteten Menschennatur liegenden Gründe zurückverfolgen möchte, aber diesen Uebelstand muß man bei der Stellung des Unternehmens eben mit in Kauf nehmen.

Die vorliegende zweite Auflage führt nicht nur die geschichtlichen, statistischen und so weiter Angaben bis zur Gegenwart fort, sondern berücksichtigt auch die neuzeitlichen staatlichen Verhältnisse in höherem Grade, insofern die schwebenden Fragen eine eingehendere Behandlung erfahren; das weltliche Prinzip gelangt indem mehr zur Geltung, als das „Staatslexikon“ nach dem Wortlaut der Vorrede selbst „zwischen den katholischen Prinzipien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer unterscheiden“ will.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman von Karl Jaenicke. Breslau, W. G. Korn. 1900.

K. Jaenicke versteht es, durch spannende Darstellung für seinen Helden lebhaftes Interesse zu erregen. Er hat das Privatleben und die öffentliche Wirksamkeit des Herzogs in seiner Erzählung aufs innigste miteinander verflochten. Er schildert uns dessen Kämpfe mit den Polen, seine äußerst romantische Liebesgeschichte und seinen Tod durch Vergiftung. Dazwischen werden uns Ritter- und Sängerkämpfe vorgeführt. Es war in der That ein glücklicher Gedanke, den als Vorkämpfer des Deutschtums im Osten und als ritterlichen Minnesänger und Helden bekannten Heinrich IV. zum Gegenstand eines historischen Romans zu machen. Der Verfasser besitzt Phantasie und Witz genug, um die Geschichte zu einem Roman auszugestalten.

E. M.

Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode. Von Dr. Paul Wohlfeil. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1901. 27 Seiten.

Es ist in der That, wie der Titel sagt, ein „offenes“ Wort, das hier über den neusprachlichen Reformunterricht an unsern höheren Schulen gesprochen wird, und zugleich ein sehr besonnenes Wort. Alle Gesichtspunkte, die für die Klärung der heiklen Frage maßgebend sein können, hat der Verfasser mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht berücksichtigt, um seinen Warnungsruf vor der extremen Reformrichtung zu begründen, vor allem aber urteilt er auf Grund eigner Beobachtungen und Erfahrungen. In den 27 Seiten steckt viel des Beherzigenswerten!

H. Z.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft 7 und 8. Monatlich ein Heft mit circa 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Arnefeld, F., Camilla Feinberg. Erzählung. Band 102 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise“. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—

Asmus, Rudolf, G. M. de la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Karlsruhe, J. Lang's Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 27. Bändchen: Die fünf Sinne des Menschen. Ein Cyklus volkstümlicher Universitätsvorlesungen. Von Dr. J. C. Kreibig. Mit 30 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Bakhuis Roozeboom, Prof. Dr. H. W., Die heterogenen Gleichgewichte vom Standpunkte der Phasenlehre. Erstes Heft: Die Phasenlehre — Systeme aus einer Komponente. Mit 54 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 5.50.

Barth, Hermann, Konstantinopel. Mit 103 Abbildungen. Nr. 11 von „Berühmte Kunststätten“. Leipzig, E. A. Seemann. M. 4.—

Bellermann, Ludwig, Schiller. Mit 115 Abbildungen. Band 7 von „Dichter und Darsteller“. Leipzig, E. A. Seemann. M. 5.—

Bergengrün, Alexander, David Hansemann. Berlin, J. Guttentag.

Bloch, Leo, Alkestis-Studien. Mit 1 Tafel und 14 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.—

Böcklin, Arnold, Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers in Photogravüre. Vierte Folge. Mit einem Vorwort über Böcklins Leben und Schaffen von Heinrich Alfred Schmid. München, Photographische Union.

Cantor, Moritz, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Zweite Auflage. Dritter Band. Dritte Abteilung, Abschnitt XVIII. (1725—1758). Mit 72 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, B. G. Teubner. M. 12.40.

Cordes, Olga, Künstler-Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. V. Jahrgang. Heft 1, Oktober 1901. Sonderheft: Peter Behrens. München, Verlags-

anstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. 3. Heft 1901. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Leipzig, Duncker & Humblot. Jahrgang M. 6.—

Fred, W., Modernes Kunstgewerbe. Essays. Heft VI von „Ueber Kunst der Neuzeit". Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 2.50.

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 12. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Gorjki, Maxim, Zwei Novellen. (Malwa. Konowalow). Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Gorjki, Maxim, Tschelkasch. Volesy. Lied vom Falken. Drei Erzählungen. Deutsch von C. Berger. Leipzig, Richard Wöpke. M. 1.—

Grazie, M. E. delle, Der Schatten. Drama in drei Akten und einem Vorspiel. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. I. Band. Mit zahlreichen Abbildungen, Tabellen, und Karten. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 12.—

Heiberg, Johanna Luise, Ein Leben in der Erinnerung noch einmal durchlebt. Frei nach dem Dänischen von Hulda Prehn. Leipzig, H. Haessel. M. 4.50.

Heidenstamm, v., Landschaften und Menschen. Reiseskizzen. Autorisierte Uebersetzung von E. Stine. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 2.50.

Hron, Karl, Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. Eine Studie über die anti-österreichischen Tendenzen des ultramontanen Klerikalismus. Wien, Friedr. Schalk. M. 1.—

Meyer, Prof. Dr. Theod. A., Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig, S. Hirzel. M. 4.—

Meyers Klassiker-Ausgaben. Goethes Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. 8. und 12. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. Pro Band in Leinwand gebunden M. 2.—

Multatuli, Max Havelaar. Aus dem Holländischen übertragen von Wilh. Spohr. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.50.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 24. (Schlusslieferung). Preis des ganzen Werkes in 4 Bänden gebunden M. 84.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Nebelong, Edith, Mieze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Autorisierte Uebersetzung. Berlin, Axel Junder.

Purtscheller, Ludwig, Ueber Fels und Firn. Bergwanderungen. Herausgegeben von H. Hess. München, Verlags-Anstalt, F. Bruckmann, A.-G.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Heft 20. Kempten, J. Kösels Verlag. M. 1.—

Revue de Paris, La. 8ᵉ Année. Nr. 16. 15 Août 1901. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Schöller, Wilhelm, Der Bauer. Eine Geschichte aus den Kornlanden Bayerns, durch welche man das alte, ewigneue Schicksal eines schwachen Kraftmenschen erfährt. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Spielmann, C., Jotham. Biblische Erzählung (Buch der Richter 9). Halle a. S., Hermann Gesenius. M. 3.—

Stern, Bernhard, Jungtürken und Verschwörer. Die innere Lage der Türkei unter Abdul Hamid II. Nach eignen Ermittelungen und Mitteilungen osmanischer Parteiführer. Zweite Auflage. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. M. 6.—

Swift, Morrison, J., Grimple's Mind. Santa Barbara, Cal. A. G. Rogers.

Telmann, Konrad und Hermione v. Preuschen. Von „Ihm" und „Ihr"! Bilder aus dem Leben. Berlin, Carl Duncker's Verlag. M. 3.—

Valentin, Veit, Die klassische Walpurgisnacht. Eine litterarhistorisch-ästhetische Untersuchung. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 5.40.

Versailles et les deux Trianons. Mit Text von Th. Gille und circa 330 Illustrationen von Marcel Lambert. 25 Foliolieferungen M. 240.—. Tours, A. Mame & Fils. Probelieferung in eleganter Mappe durch G. Hedeler, Leipzig. M. 12.—

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1902. 65. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Vorbeck, F. v., Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Erzählungen. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Comp. M. 2.50.

Welter, Nikolaus, Griselinde. Eine Dichtung. Luxemburg, M. Huß.

Weltverkehr, Der, Karte der Eisenbahn-, Dampfer-, Post- und Telegraphenlinien. Massstab 1:45 Mill. (71:98 cm. gross), bearbeitet von G. Freytag. Wien, Freytag & Berndt. M. 2.—

Will-Miltenstein, Maria. Drama in vier Akten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—

Zahlensprache, Die, Neue Weltsprache auf Grund des Zahlensystems mit einem unabhängigen Wortschatz von Millionen unveränderlicher Grundwörter. Vom Erfinder derselben Ferd. Hilbe in Feldkirch. Feldkirch, Ludw. Sausgruber. 90 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Meine Begegnung mit Li-Hung-Tschang und andre Reiseskizzen aus China.

Von

Contre-Admiral a. D. **Kühne.**

Seit vor sieben Jahren Japan, das mit kühnem Entschlusse mit seinen jahrtausendealten Staatseinrichtungen gebrochen und sich im Laufe weniger Jahrzehnte zum modernen Kulturstaate herangebildet hatte, seinen alten Rivalen China mit wuchtigen Schlägen zu Boden geworfen und zum Frieden gezwungen und dadurch die jetzige Gestaltung der Verhältnisse in Ostasien eingeleitet hatte, ist der Name Li-Hung-Tschang in den Vordergrund getreten als der des chinesischen Staatsmannes, der den Friedensschluß mit Japan vermittelte und bei den nun folgenden, gerade für uns so bedeutungsschweren Ereignissen in China bis zu seinem nunmehr erfolgten Tode eine Hauptrolle zu spielen berufen war. Auf diese Rolle jetzt näher einzugehen, ist nicht meine Absicht. Mir aber war es schon vor 26 Jahren vergönnt, in direkte und offizielle Beziehungen zu diesem bedeutenden chinesischen Staatsmann zu treten, der damals schon Generalgouverneur und Vizekönig der Provinz Chili und im Besitz der höchsten Staatsämter war und als der aufgeklärteste Mann und zukünftige Reformator Chinas galt. Ich darf daher wohl hoffen, daß die nachfolgende Schilderung meiner Begegnung mit Li-Hung-Tschang, sowie einiger Momente aus dem chinesischen Leben, wie es sich mir damals bot, nicht ohne Interesse für die geehrten Leser sein möge.

Am 31. Oktober 1874 verließ ich mit S. M. S. „Ariadne“ Wilhelmshaven, um mich auf die ostasiatische Station zu begeben und dort für zwei Jahre den Schutz der deutschen Interessen wahrzunehmen. Nach einer mit möglichster Beschleunigung ausgeführten Reise durch den Suez-Kanal über Aden, Point de Galle, Singapore und Manila kamen wir am 12. Januar 1875 auf unsrer Station in Hongkong an, sehnsüchtig erwartet von der ihrer Ablösung durch uns harrenden Korvette „Elisabeth“, welche, nach Uebergabe der Geschäfte,

Akten und so weiter seitens ihres Kommandanten an mich, nach wenigen Stunden den Hafen verließ, um die Heimreise anzutreten. Hatte ich nun geglaubt, nach der recht anstrengenden dreimonatigen Reise wenigstens ein paar Wochen Ruhe in Hongkong zu finden, welche ich für Schiff und Mannschaft brauchte, so sah ich mich getäuscht, denn vom Kommandanten der „Elisabeth“ wurden mir gleich zwei Requisitionen übergeben, eine von der Kaiserlichen Admiralität, welche mich nach Siam zum Schutze der deutschen Unterthanen in Bangkok berief, wo sich die beiden Könige gegenseitig die Hälse abzuschneiden drohten, und eine andre von unserm Konsul in Canton, der den baldigen Abgang der „Ariadne“ nach dem nördlich gelegenen Hafen Swatow erwünschte, um dort an Ort und Stelle einen Druck auf die chinesischen Behörden auszuüben zur Unterstützung der vom Konsul erhobenen Ansprüche auf Entschädigung für die bei Swatow vor kurzem gestrandete und geplünderte preußische Bark „Fürst Bismarck“. Am liebsten wäre ich nach Siam zurückgegangen. Siam mit seiner tropischen Natur ist so schön, es stand mir noch von meinem Aufenthalt dort 1862 in glänzender Erinnerung; doch da die Unruhen sich dort gelegt hatten, mußte ich erst telegraphisch die Kaiserliche Admiralität um Entscheidung bitten und folgte bis zum Eintreffen derselben der dringenden Einladung des Konsuls Lüder nach Canton, wohin ich gemeinsam mit dem russischen Admiral Brummer und dem österreichischen Kapitän Baron v. Oestreich abreiste.

Nach drei Tagen traf die Entscheidung der Kaiserlichen Admiralität ein, welche mich der Requisition des Konsuls Lüder entsprechend nach Swatow sandte, wohin ich mit S. M. S. „Ariadne“ am folgenden Tage abdampfte. In Swatow, das bis dahin von fremden Kriegsschiffen nur sehr selten besucht worden war, erregte das Erscheinen der Korvette große Aufregung, und namentlich die schuldbewußte Bevölkerung, die bei der Plünderung der Bark beteiligt gewesen sein mochte, floh ins Innere. Ein direktes Eingreifen meinerseits zur Bestrafung der Schuldigen konnte natürlich noch nicht stattfinden, die Anwesenheit der Korvette sollte nur als Pression dienen, die Verhandlungen mit dem Generalgouverneur und dem Tau-tai (etwa Regierungspräsidenten) in Fluß zu bringen. Aber hier schon lernte ich die Schlauheit kennen, mit welcher die Chinesen solch unliebsame Verhandlungen durch allerlei Schliche und Krümmungen, Lügen und Ausflüchte in die Länge zu ziehen und die Gegenpartei zu ermüden trachten, und es bedarf großer Aufmerksamkeit, Zähigkeit und Festigkeit und Kenntnis des chinesischen Wesens, um berechtigte Forderungen durchzusetzen. Ich sollte dies einige Monate später in ungleich höherem Maße noch einmal er- und durchleben. Nun, Konsul Lüder war ganz der Mann, derartige Unterhandlungen zu führen, und schließlich gestand der Generalgouverneur der Provinz Kuang-tung alle Forderungen zu, während der Tau-tai gerade die Dreistigkeit begangen hatte, die stattgehabte Plünderung überhaupt zu leugnen. Die Hauptschuldigen wurden verhaftet, und der Generalgouverneur bezahlte, „zunächst aus eignen Mitteln“, wie er sich ausdrückte, die Entschädigung von etwa 2500 Dollars. Damit war auch die Aufgabe der „Ariadne“ in Swatow erfüllt, und konnte ich endlich Anfang März

weiter meine Rundreise durch die vertragsmäßig dem fremden Handel eröffneten Häfen Chinas und Formosas antreten, um dort überall die Flagge zu zeigen. In Amoy, welches ich zunächst besuchte, traf ich mit Dr. Krauel zusammen, welcher damals deutscher Konsul war und mit dem ich später noch eine ganze Reihe von Monaten in engster geschäftlicher Verbindung zur Lösung einer bereits vorher erwähnten Aufgabe gestanden habe.

In Amoy hatte ich auch Gelegenheit, ein größeres chinesisches Lager zu sehen beziehungsweise einer großen Parade der in demselben liegenden Truppen beizuwohnen. Das Lager befand sich dicht am Strande hinter einer etwa 3000 Meter langen, mit Schießscharten versehenen Mauer. In den vierziger Jahren war dies Lager von den Engländern genommen worden, indem dieselben gelandet und im Rücken angegriffen hatten, was von den Chinesen für sehr feig erklärt wurde. Um nun einen derartigen Ueberfall für die Zukunft zu vermeiden, war das Lager mit vier Lehmmauern umgeben, ein Baumaterial, das außerordentlich viel in China für ähnliche Zwecke verwendet wird, trotzdem es bei den häufigen Regengüssen nicht standhält. In diesem Lager nun waren etwa 5000 Mann Elitetruppen versammelt, zum Teil mit alten Feuergewehren, zum großen Teil aber mit langen, sonderbar geformten Spießen, Hellebarden und Dreizacks bewaffnet, und gerade auf das Fechten hiermit schien besondere Sorgfalt verwendet zu werden, auch darauf, daß besonders grimmige Gesichter dabei geschnitten wurden. Eines Vormittags hörte ich viel Schießen im Lager. Ich fuhr mit meiner Gig hin und kam gerade noch zu rechter Zeit, den Schlußakt einer großen Parade mit anzusehen. An der einen Seite des sehr geräumigen Exerzierplatzes stand auf einer Tribüne der höchste Militärmandarin mit einer Schar Trompeter, die Posaunen wie die Kirchenengel hatten. Es exerzierten vier Regimenter, ein blaues, ein rotes, ein orangefarbenes und ein weißes. Als ich kam, hatten sie Carré formiert und knallten, natürlich ohne irgendwie zu zielen, auf das fürchterlichste. Rund herum standen die Offiziere, die wie toll mit kleinen bunten Fahnen schwenkten. Das dritte Glied war mit 20 Fuß langen Stangen aus Bambusrohr bewaffnet, mit denen es unter schrecklichem Kriegsgeheul zwischen den beiden Gliedern durchstach, um Kavallerie abzuhalten. Da — plötzlich ein Trompetensignal — das Feuern hörte auf, die Carrés zogen sich zusammen, und die einzelnen Regimenter standen still, je zwei auf jeder Seite der Tribüne, die Lanzen dabei hochgehalten. Ein neues Trompetensignal, und von all diesen Lanzen entwickelten sich mächtige seidene Fahnen, nach den verschiedenen Regimentern in buntesten, grellsten Farben, manche dreieckig, manche viereckig, mit Figuren und Schriftcharakteren. Es gewährte in der That einen schönen, sogar großartigen Anblick, so über tausend große seidene bunte Fahnen im Sonnenlicht entfaltet zu sehen, ein Anblick, der allerdings an ein großes Ausstattungsstück der Berliner Oper erinnerte, welcher Eindruck durch das nun folgende Manöver erhöht wurde, das einer regulären Polonaise glich. Unter dem betäubenden Getöse der Pauken, Becken und Gongs löste sich von den zu beiden Seiten stehenden Truppen je eine Reihe ab, so daß zwei Reihen auf die Tribüne losmarschierten. Dort senkten sich die Fahnen,

und die eine Reihe ging rechts, die andre links ab, so daß auf dem Exerzierplatz sich zwei große wandernde Vierecke bildeten, bis alle Truppen vorbeimarschiert waren, worauf die einzelnen Regimenter sich sammelten und nach verschiedenen Richtungen abmarschierten.

Von Amoy ging die „Ariadne" nach Formosa, um die dortigen Häfen Tai-wan-fu, Takow, Tamsui und Kelung zu besuchen, die ebenfalls des Interessanten viel boten. Tai-wan-fu ist der Hauptplatz von Formosa, Kelung wegen seines kleinen schönen Hafens und der bedeutenden Kohlenbergwerke, die den Hauptschatz Formosas bilden, bemerkenswert. Wie erinnerlich, spielte Kelung während der chinesisch-französischen Verwicklungen eine Hauptrolle. Kurz vor meiner Ankunft waren die Verwicklungen zwischen Japan und China, die damals schon beinahe zu einem Kriege zwischen beiden Reichen geführt hatten, beendet. Da dieselben auch trotz der inzwischen erfolgten Besitzergreifung Formosas durch die Japaner noch von Interesse sein dürften, will ich kurz darauf zurückkommen. Zu jener Zeit beherrschte China faktisch kaum die westliche Hälfte von Formosa, die andre, die östliche Hälfte, mit ihren hohen Gebirgen bewohnten noch die Ureinwohner, vollständige Wilde, die jeden Versuch chinesischer Einmischung energisch und blutig abgewiesen haben. Seit alters schon hat Japan sein Auge auf dieses herrliche, reiche Eiland gerichtet, und es benutzte nun die Gelegenheit der Strandung eines japanischen Schiffes an der Südküste und der Ausplünderung desselben durch die Wilden zu Reklamationen bei China. So echt chinesisch, so ganz besonders charakteristisch ist die chinesische Antwort anzusehen, daß ich sie hier doch dem Wortlaut nach wiedergeben muß. Nach der üblichen, unendlich langen, floskelreichen Einleitung heißt es darin: „Die kleine Insel Formosa, eine Oase in der Wüste des Meeres, wird, wie bekannt, teilweise von wilden Stämmen bewohnt. Einem Grundsatz des Li-Ki (Gesetzbuch der Chinesen) zufolge, welcher besagt: ‚Man lasse ihnen ihre Sitten, man störe sie nicht in dem, was ihnen behagt,' hat China diesen Wilden das Fachwerk der chinesischen Gesetzgebung und Verwaltung nicht aufgedrungen und keine abgrenzenden Regierungs- und Verwaltungsbezirke eingerichtet während zweihundert Jahren unsrer Herrschaft (die niemals hat ausgeübt werden können). Die Einwohner desselben, obgleich unwissend und dumm, sind Naturkinder, und kann daher die Regierung es nicht über sich gewinnen, denselben sofort ein strenges System der Gesetze aufzuerlegen, sondern sucht dieselben vielmehr zu vermenschlichen (dadurch, daß zeitweise ein Preis auf den Kopf eines jeden Wilden ausgesetzt war) und allmählich heranzubilden, damit sie von ihrem gegenwärtigen Zustand äußerster Barbarei in den Bereich der Zivilisation gebracht und mit der Zeit zu ordentlichen Bürgern erzogen werden mögen." Die Japaner ließen sich nun durch diese schön klingenden Worte nicht abspeisen, sondern schickten einfach eine bedeutende Truppenmacht nach Formosa, welche an der Südspitze landete und in die Berge rückte, die Wilden gehörig schlug und ihnen so imponierte, daß ihre Häuptlinge sich dem japanischen General Saigo unterwarfen und sogar in freundschaftliche Beziehungen zu ihm traten. Nun allerdings fuhr auch den Chinesen der Schreck in die Glieder. In aller Eile

schickten sie Truppen nach Formosa, ließen sie von englischen und französischen Instrukteuren einexerzieren, an wichtigen Plätzen wurde der Bau von Forts in Angriff genommen. Aber sie kamen doch bald zu der Ueberzeugung, daß sie den schon damals vorzüglich disciplinierten japanischen Truppen nicht gewachsen waren, daher bezahlten sie diesen die Kriegskosten und verpflichteten sich, die Wilden in Zukunft im Zaum zu halten, worauf die Japaner Formosa wieder verließen und dort nach ihrem Abgange natürlich alles beim alten blieb.

Von Formosa aus mußte ich nach Hongkong zurückkehren, da unser Gesandter für China, Herr v. Brandt, sich bei mir einschiffen wollte, um die chinesischen Häfen zu besuchen. Bei meinem Eintreffen dort erhielt ich ein Schreiben des Gesandten, in dem er sein Bedauern darüber aussprach, daß er verhindert sei, zu kommen; er bat mich, allein die Häfen zu besuchen, aber Mitte Juni auf Taku-Reede zu kommen, da der Generalgouverneur der Provinz Chili, Li-Hung-Tschang, den Wunsch ausgesprochen habe, ein deutsches Kriegsschiff zu besuchen, und es im Interesse der guten Beziehungen zwischen Deutschland und China, speziell aber auch im Interesse der deutschen Industrie liege, diesem Wunsche Rechnung zu tragen. Ich will hier nicht auf diese Rundreise durch die Häfen, so interessant dieselbe auch war, näher eingehen, sondern nur eines Vorfalles in Fochow kurz erwähnen, weil besonders charakteristisch. Dem dortigen Vizekönig der Provinz Fokien, einem als hochfahrend und fremdenfeindlich bekannten Herrn, wollte ich meinen pflichtschuldigen Besuch machen, doch mußte dieser Besuch einer Etikettefrage halber unterbleiben. Der Eingang zum Palast des Vizekönigs besteht, wie überall, aus einem dreifachen Portal, einem größeren Mittelportal und zwei Seitenportalen. Nur Personen in gleichem oder höherem Range als der betreffende Mandarin sollen das Mittelportal passieren, andre Personen müssen durch die Seitenthore gehen. Nun ist zwar bei Festsetzung der Rangverhältnisse in dem chinesischen Vertrage der Tau-tai auf gleiche Rangstufe mit den Kommandanten der fremden Kriegsschiffe und den Konsuln gesetzt worden, und da der Tau-tai durch die Seitenpforten eintreten muß, so hatte sich der protzige Vizekönig geweigert, die Konsuln oder fremden Kommandanten durch das Mittelthor zu empfangen, und leider hatten sich die fremden Konsuln mit wenig Ausnahmen dieses gefallen lassen. Nun aber paßte mir das gar nicht, wenn ich in meiner Eigenschaft als kaiserlich deutscher Kommandant und Vertreter der Seemacht Seiner Majestät des Kaisers dem Vizekönig einen offiziellen Besuch abstatten wollte, mich so durch eine Seitenpforte in den Palast einzuschleichen. Ich ließ also dem Vizekönig durch den amerikanischen Konsul, welcher auch als Vizekonsul die deutschen Interessen mit zu vertreten hatte, mitteilen, daß es mir eine besondere Ehre sein würde, ihm zu einer von ihm festzusetzenden Stunde meinen Besuch zu machen, in der Voraussetzung, daß zu meinem Empfang das Mittelportal geöffnet würde. Wie vorauszusehen, sprach zwar der Vizekönig seine Freude über meinen Besuch aus, dem er zu dritter Stunde entgegensähe, doch müsse ich durch die Seitenpforte kommen, worauf ich ihm natürlich mitteilen ließ, daß ich unter diesen Umständen auf den

Besuch verzichten müßte. Nun, ich sollte später noch gerade zu diesem Herrn in sehr enge Beziehungen treten, und wenn es sich später auch nicht mehr um das Oeffnen eines Thores handelte, so handelte es sich um das Oeffnen der Börse, und diese mußte er dann schließlich recht weit aufmachen und eine Entschädigung von 75000 Dollars für Ermordung des Kapitäns und Steuermanns und Ausplünderung der Mecklenburgischen Bark „Anna“, welche bei Fochow durch chinesische Piraten ausgeführt waren, daraus bezahlen.

Am 16. Juni traf die „Ariadne“ im Hafen von Chew-foo ein, das mir von meiner früheren Anwesenheit im Jahre 1861, wo wir den größten Teil des Sommers hier gelegen, während die Gesandtschaft in Peking war, um den Vertrag mit China abzuschließen, in lebhafter Erinnerung war. Der letzte Eindruck, den wir damals von Chew-foo mitnahmen, war allerdings ein schrecklicher. Wir waren mit der „Arcona“ nach Taku-Reede gegangen, um die Gesandtschaft von dort abzuholen. Während dieser Zeit hatten die Taipings (die Taiping-Revolution stand damals gerade auf der Höhe ihrer Macht, bis sie ein bis zwei Jahre später durch Li-Hung-Tschang im Verein mit dem Engländer Gordon — dem Helden von Chartum — niedergeworfen wurde) Chew-foo überfallen und niedergebrannt, wobei außer dem größten Teil der chinesischen Bevölkerung auch ein paar Missionare mit ihren Frauen, die als einzige Fremde damals dort lebten, auf scheußliche Weise ermordet wurden. Jetzt ist Chew-foo ein bedeutender Handelsort und zugleich ein sehr beliebter Badeort, zu dem sich die europäische Bevölkerung der südlichen chinesischen Häfen, selbst bis Hongkong herunter, während der heißen Sommermonate flüchtet.

Bald nach meiner Ankunft in Chew-foo machte ich dem Tau-tai meinen offiziellen Besuch, den ich als typisch für alle derartigen mit großem Zeremoniell verbundenen Besuche etwas näher schildern will. Zunächst wird die Visitenkarte vorausgeschickt. Etwas später setzt sich der Zug in Bewegung. Meine Wenigkeit, der Konsul und mein Adjutant in Chairs, von kräftigen, gut angezogenen Kulis getragen, voran ein Detachement meiner Matrosen von einem Unteroffizier und zwanzig Mann. Der Zug windet sich erst mühsam durch die langen, engen Straßen, die den Geruchsnerven das Unglaublichste zumuten, bis er endlich vor dem äußeren Thore des Yamen oder Palastes des Tau-tai, des Oberpräsidenten der Provinz Shan-tung, hält. Hier mußten wir erst eine Weile warten, was ebenfalls zum chinesischen Zeremoniell gehört, dann öffnete derselbe sein Mittelportal, und man gelangte durch einen Hof an das zweite Portal. Hier empfing mich der Tau-tai, ein kleiner, dicker Mann mit rundem, freundlichem Gesicht in einem Kostüm von gelber gemusterter Seide und führte uns nach den üblichen chin-chins und sonstigen Begrüßungen in sein Empfangszimmer. Nun muß man sich von der Pracht desselben wie des ganzen Yamen eines solch hohen Beamten durchaus keine großen Vorstellungen machen, selbst die geringsten werden noch getäuscht, denn man glaubt nachher, eher in die Wohnung eines ärmlichen Kuli gekommen zu sein. Das Aeußere eines solchen Yamen hat viel Aehnlichkeit mit dem von Tempeln. Mehrere Höfe umgeben das innere Gebäude. Vor dem

äußeren Thor halten ein Paar grimme steinerne Löwen oder ähnliche Getiere Wache. An den Thorflügeln sind ein paar Riesen angemalt, die durch ihre scheußlich grimmen Fratzen die bösen Geister abhalten sollen. Das Wohngebäude selbst besteht aus einer Menge einzelner kleiner einstöckiger Häuser, zwischen denen ein Labyrinth enger, schmieriger Gassen und Höfe liegt. Man hat eine ganz böse Reise durch diese zu machen, bevor man zur Empfangshalle kommt. Diese bildet ein längliches Viereck von etwa 30 Fuß Länge. In der Mitte der einen langen Seite befindet sich die Thür, dieser gegenüber ein Götzenbild — Buddah. Der Boden ist Estrich, vielleicht mit Strohmatten bedeckt. An den Wänden hängen ein paar chinesische Bilderstreifen. In der Mitte steht ein roh gearbeiteter Tisch, darum ein paar alte Stühle. Etwas eleganter mögen ihre Privatgemächer und ihr Harem sein, in die kein Europäer hineinkommt, aber viel besser sind sie auch wohl nicht. Man begreift gar nicht, zu welchem Zweck die Mandarine solche enorme Summen aus den Bewohnern ihrer Distrikte heraussaugen, denn Lebenskomfort nach unsern Begriffen wissen sie sich mit ihren Reichtümern wenig zu schaffen. Allerdings dürfen sie ihre gestohlenen Reichtümer nicht zeigen, damit sie ihnen nicht von den höheren Mandarinen wieder abgejagt werden. Der Besuch beim Tau-tai dauerte nicht lange, man wechselte einige höfliche Redensarten, wobei Thee und chinesische Süßigkeiten, von denen der Wirt seinem Gast mit seinen langbenägelten Fingern auf den Teller packt, ferner ein Stoff, der den Chinesen als Champagner octroyiert wird, genossen wurden, dann wurde der Gegenbesuch des Tau-tai an Bord S. M. S. „Ariadne" auf zwei Tage später festgesetzt, und wir waren fertig. Beim Kommen und Gehen wurden drei Salutschüsse aus Böllern abgefeuert, was zum üblichen Zeremoniell gehört. Am Montagvormittag kam der Tau-tai in Begleitung des Admirals einer Kriegsdschunkenflottille, die im Hafen lag, und noch andrer Mandarine zu mir an Bord. Diesmal trug er ein Kostüm von dunkelblauer Seide mit goldenen Knöpfen, das Unterkleid hellblaugrau, dazu schwarze Sammetstiefel und seinen Mandarinhut mit Pfauenfeder. In gleicher Weise waren der Admiral und die übrigen Mandarine gekleidet. Wie üblich, empfing ich ihn mit drei Salutschüssen, führte ihn im Schiff herum, zuletzt in die Kajüte, wo ich ihm eine ähnliche Abfütterung vorsetzte — Thee, Süßigkeiten und vor allem „Danziger Goldwasser", was den Chinesen sehr imponiert. Nachdem wir uns etwa eine halbe Stunde mit Höflichkeiten unterhalten, folgte ich einer Einladung des Tau-tai zur Besichtigung der Kriegsdschunkenflottille, die mich schon lange interessiert hatte.

Die ganze Flottille von zwölf großen Kriegsdschunken war mir zu Ehren in großer Parade, und in der That gewährte sie einen ungemein interessanten Anblick. Man fühlte sich in die Zeiten des Mittelalters zurückversetzt, sah die Drachen vor sich, mit denen die Normannen die Inseln heimsuchten, diese Schiffe mit dem ungeheuer hohen, seltsam verzierten Hinterteil, den niedrigen Masten mit ungeheuren Flaggen und Wimpeln, am Bug die großen Augen, die Krieger längs der Bordwand in Reih und Glied mit Schilden und Speeren! So lagen die Dschunken, mit mächtigen seidenen Fahnen von verschiedenen Farben und

Formen geschmückt, in zwei Reihen. Als wir uns der Admiralsdschunke näherten, ertönten die drei Salutschüsse, und von allen Dschunken erschallte der wahrhaft betäubende Lärm der Gongs. Die Dschunken sahen übrigens merkwürdig sauber aus. Ihre Bewaffnung war ein Gemisch von Altem und Neuem. Neben ganz alten chinesischen Kanonen standen ein paar Kruppsche Feldgeschütze, neben alten Luntenflinten und alten Schilden und Speeren englische gezogene Gewehre. Eine breite, geräumige Treppe führte hinunter in die geräumigen, sehr sauberen Kajüten. Hier mußten wir uns wieder zum Frühstück niedersetzen, das wieder nur aus eingemachten Früchten und Kuchen bestand. Uns zu Ehren war der Tisch auf europäische Manier gedeckt. Nachdem der Tau-tai und der Admiral uns um die Wette höchst eigenhändig einen Haufen von Süßigkeiten auf den Teller gepackt hatten, gab es noch — was sonst den Chinesen ganz fremd ist — Butter und Käse und sogar Kaffee statt Thee, welcher übrigens scheußlich war. Der Admiral selbst geriet in große Verlegenheit, da er nicht wußte, was er mit solchen Dingen anfangen sollte; er guckt sich erst eine Zeitlang den Kaffee an, dann die Butter, und fährt schließlich mit seinem Theelöffel in die Butter und ist eben im Begriff, einen großen Haufen davon in seinen Kaffee zu rühren, als ihn der Tau-tai, der sich auf seine Kenntnis europäischer Sitten ziemlich viel einzubilden scheint, durch einen freundlichen Rippenstoß auf sein Versehen aufmerksam macht. Hiermit war auch unser Frühstück beendet, und unter Salutschüssen und Gonggetöse verließ ich die stolze Dschunkenflotte, um mich zunächst an Bord durch ein ordentliches Stück Fleisch von den Anstrengungen des doppelten Süßigkeitsfrühstücks zu erholen. Mit dem Tau-tai hatte ich übrigens besondere Freundschaft geschlossen; er lud mich bei einer späteren Anwesenheit in Chew-foo zu einem großartigen, echt chinesischen Diner ein, auf dessen Einzelheiten ich nicht näher eingehen will.

In Chew-foo fand ich auch weitere Briefe von Herrn v. Brandt vor. Er forderte mich auf, den Generalgouverneur Li-Hung-Tschang, welcher vor Taku zu mir an Bord kommen wolle, mit den alleräußersten Ehrenbezeigungen zu empfangen, ja sogar in diesem Fall eine Ausnahme gegen das internationale Reglement zu machen (welches mir das Salutschießen verbot, da „Ariadne“ nur mit acht, allerdings sehr schweren Geschützen armiert war, während damals nach den internationalen Abmachungen nur Schiffe mit mehr als zehn Kanonen salutieren sollten, eine Abmachung, die jetzt längst hinfällig geworden ist) und ihm seinem Range gemäß als Feldmarschall zu salutieren. Zugleich erhielt ich Briefe von unserm Konsul in Tientsin, Herrn Bismarck, einem alten Bekannten von mir von unsrer ersten Expedition her, in denen er mir weitere Aufschlüsse über Li-Hung-Tschang gab, den er als den einflußreichsten, bedeutendsten Mann Chinas schilderte, von dem man vermutete, daß er noch eine besondere Rolle spielen werde, wenn einmal die gegenwärtige Mandschudynastie, gegen welche schon zahlreiche Revolutionen ausgebrochen sind, einer solchen unterliegen und gestürzt werden sollte. Er schrieb mir, daß er in Taku zu mir an Bord kommen wolle, um bei dieser Gelegenheit als Dolmetsch zu dienen, und mich auf meiner weiteren Reise nach

den nördlichen Häfen Chinas begleiten wolle. Auf meine Anfrage, mit wieviel Gefolge Li-Hung-Tschang wohl an Bord kommen würde, um mich danach betreffs des natürlich äußerst opulenten Frühstückes, das ich ihm vorsetzen müßte, einrichten zu können, antwortete er mir sehr charakteristisch: „Ich werde dafür sorgen, daß nicht zu viel von seinem Gefolge mit auf die „Ariadne“ kommt, denn die kleineren Mandarine stehlen wie die Raben und sind überhaupt ein ekliges, zudringliches Volk.“

Am 23. Juni ankerte die „Ariadne“ auf der Reede von Taku vor der Mündung des Peiho. Es ist ein recht unangenehmer Aufenthalt, diese Taku-Reede, die mir von früher her in recht unangenehmer Erinnerung war. Schiffe von der Größe der „Ariadne“ müssen so weit von Land abliegen, daß man nur bei ganz klarem Wetter den Streifen der niedrigen Küste und als einzige hervorragende Punkte die Cavaliere der Taku-Forts sieht, dazu ist der Golf von Petschili häufig von den schwersten Stürmen heimgesucht, die die Schiffe zwingen, den unsicheren Ankerplatz zu verlassen. Dies war uns, als wir 1861 mit der „Arcona“ dort lagen, mehrfach passiert. Einmal erhob sich bei bis dahin ganz klarem Himmel ein schwerer Sandsturm, der das Schiff bald mehrere Zoll hoch mit Sand bedeckte, welcher bis in die untersten Räume drang. Ein andermal überfiel uns ein Heuschreckenschwarm, der binnen kurzem die oberen leichten Segel, das Rammsegel, Flagge und so weiter zerfraß und ebenfalls das Deck mit einer dicken, ekelhaften Schicht bedeckte, welche durch Kohlenschippen beseitigt werden mußte.

Nach meiner Ankunft schickte ich unser Dampfbeiboot mit einem Offizier nach Taku, um den Konsul Bismarck von dort abzuholen, welcher nach einigen Stunden zu mir an Bord kam und in seiner Begleitung ein Herr Lehmann, ein biederer, riesiger Westfale, ein ehemaliger preußischer Feuerwerker, der nun als Instrukteur der chinesischen Besatzung der Taku-Forts an den Kruppschen Geschützen engagiert war und sich unsre Schießübung mit ansehen wollte. Bismarck brachte mir die Nachricht, daß Li-Hung-Tschang gegen neun Uhr andern Morgens an Bord kommen würde, und hatte ich danach meine Vorbereitungen treffen lassen. Doch wir lagen noch am folgenden Morgen im süßesten Schlummer, als mir gegen fünf Uhr gemeldet wurde, der Dampfer des Generalgouverneurs käme auf Reede. Wie ich später erfuhr, finden in China die hauptsächlichsten Audienzen, Staatsberatungen, Zeremonien und so weiter in den frühen Morgenstunden von drei bis fünf Uhr statt. Diesmal aber konnte ich Li nicht helfen. Konsul Bismarck fuhr zu ihm an Bord und teilte ihm in meinem Namen mit, daß nach unserm Reglement erst um acht Uhr Flaggenparade wäre, ich ihm auch vorher nicht salutieren könne und ich ihn bäte, seinen Besuch bis dahin aufzuschieben; ich würde nicht verfehlen, mich noch vorher bei ihm persönlich an Bord zu melden. Ein unendliches Gefolge schien Li mit sich gebracht zu haben, nicht nur war sein eigner über und über mit seidenen Flaggen bedeckter Dampfer vollgepfropft von Mandarinen, sondern auch noch zwei große menschengefüllte Kriegsdschunken waren gefolgt. Um acht Uhr morgens hißten wir die Flaggen, die

chinesische im Großtop, und feuerten einen Salut von neunzehn Schüssen, worauf ich mich zu Li an Bord begab. Ich fand in Li eine für einen Chinesen sehr hohe, schlanke Gestalt mit intelligentem, schlauem Gesicht. In seinem Gefolge befanden sich mehrere sehr hohe Persönlichkeiten, wie Li-tschang-tang, der kommandierende General Lu-quan-kuang, der Tau-tai von Tientsin, der General der Taku-Forts Liu-hang-tang und andre. Sie trugen alle dasselbe Kostüm, dunkelblaue Oberjacken mit goldenen Knöpfen, hellblaue Unterkleider und Sammetstiefel. Die Hauptunterschiede der verschiedenen Rangstufen sind in dem Knopf des Hutes und den daran baumelnden Pfauenfedern ausgedrückt.

Nachdem wir als erste Begrüßung eine Schale Thee zusammen getrunken hatten, fuhr Li mit den Spitzen seines Gefolges in meinem Boot mit mir an Bord, wo ebenso feierlicher Empfang war und sich alles so abspielte wie sonst bei einer Inspizierung des Schiffes durch den Chef der Admiralität. Hinter Li drängte nun sein ganzes großes Gefolge, das aus über 200 Mandarinen bestand und in allerlei Booten das Schiff umschwärmte, mit an Bord zu kommen, was ich natürlich nicht dulden konnte, da ja sonst jedes Exercitium und so weiter unmöglich geworden wäre. Als etwa 50 dieser Herren an Bord gekommen waren, gab ich dem ersten Offizier den Befehl, keinen weiteren an Bord zu lassen, welcher diesem Befehl, der nur zu sehr mit seinem eignen Wunsche übereinstimmte, sehr energisch nachkam und die trotz der Abwehr weiter andrängenden Chinesen brevi manu wieder in ihr Boot zurückbefördern ließ. Wie ich später hörte, waren einige besonders hohe Würdenträger darunter, die mir später ihre freundlichen Gesinnungen zu entgelten suchten. Nachdem Li die Front der in Musterungsdivisionen aufgestellten Mannschaft abgeschritten, die Artillerie und Waffen, sowie die unteren Räume des Schiffes, namentlich den Maschinenraum eingehend besichtigt hatte, führte ich ihn zunächst in meine Kajüte, wo Thee und Kuchen bereit stand, ebenso wie dem übrigen Gefolge an Deck Thee und Kuchen in großen Massen verabreicht wurde. Li sprach sich sehr entzückt über das Schiff aus und betonte wiederholt, so eins müsse er auch haben. Während wir unten saßen, wurde Anker gelichtet und dann Generalmarsch geschlagen. Li und die vier höchsten Würdenträger, die ich ihn zu bestimmen bat, ließ ich auf die Kommandobrücke kommen, während das andre Gefolge möglichst wenig hinderlich plaziert wurde. Zu meiner Freude wurden die nun folgenden artilleristischen und Gefechtsexercitien besonders gut ausgeführt, und auch die Resultate der nun folgenden Schießübung nach Scheiben vor Anker und unter Dampf in voller Fahrt lieferten überraschend gute Resultate. Li war ganz entzückt und wußte kaum seine Freude auszudrücken, namentlich als ich zuletzt eine konzentrierte Breitseite, in voller Fahrt an den Scheiben vorbeidampfend auf dieselbe abgab und sie zusammenstürzten, worauf noch einige andre Schauspiele wie Enterung, Feuerlärm und so weiter folgten. Hiermit waren die Vormittagsexercitien beendet, und ich führte wieder Li mit seinen vier höchsten Tieren in die Kajüte zum Frühstück. Wenn ich nun auch nicht mit einem Diner auf chinesische Art aufwarten konnte, so hatte ich doch den chinesischen Grundsatz befolgt,

möglichst viel verschiedene Sachen auf den Tisch zu plazieren, und sah die Frühstückstafel sehr einladend aus. Die Unterredung, die durch Konsul Bismarck vermittelt wurde, bewegte sich nach chinesischen Sitten fast nur in den unglaublichsten Höflichkeitsbezeigungen und Schmeicheleien, wobei mir denn auch Li mitteilte, daß er mir binnen kurzem den Drachenorden I. Klasse übersenden wolle, eine Auszeichnung, die bisher nur Gordon zu teil geworden war. Eigentlich wollte er ihn mir gleich übergeben, doch hatte ich Wind davon bekommen und ihn durch Bismarck darauf aufmerksam machen lassen, daß, wenn er auch eine sehr hohe, mächtige Persönlichkeit wäre, er doch nicht das Recht habe, selbst Orden zu verleihen, und ich würde ihn ausschlagen, wenn er mir nicht durch ein Dekret des Kaisers (der damals gerade vier Jahre alt war) verliehen würde. Auch bat ich Bismarck, Li beizubringen, daß ich auch für den ersten Offizier des Schiffes einen Orden erwartete. Nach dem Frühstück wollte ich Li noch ein Segelexercitium vorführen, doch sagte er mir, daß er nun sofort nach Tientsin zurück müsse. Er lud mich wiederholt ein, ihn dort zu besuchen, was ich ihm auch in Aussicht stellen konnte gelegentlich meiner Reise nach Peking, wohin mich der Gesandte dringend eingeladen hatte. Beim Vombordgehen bat er mich noch um Erlaubnis, der Mannschaft ein Geschenk als Andenken hinterlassen zu dürfen. Er hatte dasselbe in so anständige Form gekleidet, daß ich kein Bedenken über Annahme desselben haben konnte. Er übergab mir nämlich mehrere Schachteln mit Glasdeckeln, in denen sich 300 silberne Schilder im Wert von über einen Dollar das Stück befanden, Schilder etwa wie eine gewöhnliche Handfläche groß mit chinesischen Charakteren, welche „Andenken an Li-Hung-Tschang“ besagen.

Am folgenden Morgen verließ ich mit S. M. S. „Ariadne“ Taku-Reede und kehrte nach einer sehr interessanten Reise nach New-schwang, wo gerade wieder eine große Rebellion wütete, von da nach Thortonhaven, Taku-shan und dem Yaluflusse, wo ich umfangreiche Vermessungen vorzunehmen hatte, nach Chew-foo zurück. Kurze Zeit darauf gingen mir durch Konsul Bismarck die Ordensdekorationen für mich und den ersten Offizier des Schiffes unter Beifügung des Schreibens Li-Hung-Tschangs zu.

Bei mir an Bord ausgebrochenes Fieber, welches den Krankenbestand an Bord auf 76 Mann erhöhte, nötigte mich, Chew-foo für einige Wochen zu verlassen und nach Japan, nach Nagasacki zu gehen. Von da nach Chew-foo zurückgekehrt, fand ich dort eine erneute dringende Aufforderung des Gesandten Herrn v. Brandt vor, sobald als thunlich zu persönlicher Rücksprache zu ihm nach Peking zu kommen. Es bestanden damals sehr erregte politische Differenzen zwischen England und China, hervorgerufen durch die Ermordung eines englischen Forschungsreisenden in der Provinz Yünnan; der englische Gesandte in Peking, Mr. Wade, hatte schon mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht, und der Ausbruch eines Krieges gewann an Wahrscheinlichkeit. Da wollte denn für diesen Fall der Gesandte mit mir persönlich die Maßregeln verabreden, welche zum eventuellen Schutz der deutschen Unterthanen in China ergriffen werden sollten. Ich ließ S. M. S. „Ariadne“ in Chew-foo zurück und reiste in Gemein-

schaft mit dem österreichischen Gesandten, Herrn v. Schäffer, welcher in Peking Verträge abschließen sollte, am 10. September mit dem Postdampfer nach Tientsin ab. Nach einer 36stündigen Reise kamen wir dort an, wo wir von unserm Konsul, Herrn Bismarck, und seiner liebenswürdigen Frau aufs herzlichste empfangen und aufgenommen wurden.

Am nächsten Morgen begaben wir uns zur Audienz zu Li-Hung-Tschang, welche denselben Verlauf nahm, wie mein früherer Besuch beim Tau-tai von Chew-foo. Wir wurden wieder in Chairs zu dem etwa drei Viertelstunden entfernten Yamen Lis durch die stinkende Straße einer armseligen Stadt getragen. Derselbe zeigte auch kaum größeren Komfort oder Pracht als der zuvor beschriebene. Li empfing uns am zweiten Thor sehr freundlich, führte uns zu dem gleich einfach ausgestatteten Audienzsaal, wo uns wie gewöhnlich Thee und Süßigkeiten offeriert wurden, die Li uns mit seinen langen Nägeln aufpackte. Li hatte viel zu fragen, vor allem mußte ihm erst klar gemacht werden, wo eigentlich Oesterreich läge, seine geographischen Kenntnisse schienen damals noch nicht sehr groß zu sein. Ich bedankte mich nochmals für meinen Drachenorden. Hierbei hatte ich noch ein komisches Intermezzo. Wie mir von Bismarck erzählt worden war, hatte einer der hohen Mandarine, die bei dem Besuche auf der „Ariadne“ als zu viel vom ersten Offizier wieder ins Boot zurückbefördert worden waren, seinem Unmut hierüber dadurch Luft gemacht, daß er nachher an Land öffentlich über die Leistungen des Schiffes sehr absprechend geurteilt hatte. Dieser Herr, ein General, war nun im Gefolge Lis bei der Audienz zugegen. Als nun im Laufe des Gesprächs Li nochmals seine Freude über das ihm Gebotene ausdrückte, sagte ich: „Excellenz sind zu gütig, dies zu sagen, ich weiß aber, daß es mir leider nicht gelungen ist, Euer Excellenz Beifall zu finden.“ Auf die erstaunte Frage Lis, wie ich zu dieser Annahme käme, sagte ich, daß jener Herr dort dies öffentlich gesagt habe. Darauf Tableau — dann sehr freundlicher Blick Lis auf den betreffenden Herrn General und nochmaliger Ausdruck der Bewunderung über die „Ariadne“, dann zum Schluß noch ein Glas Sekt aus einer Flasche, die schon bei einer früheren Audienz gedient haben mußte, und wir empfahlen uns. Nachmittags mußten wir noch Besuch beim Tau-tai von Tientsin machen, der mit Li bei mir an Bord gewesen war.

Am folgenden Morgen empfingen wir die Gegenbesuche des Tau-tai und Li-Hung-Tschangs im Hause des Konsuls. Der Tau-tai kam schon um acht Uhr morgens, Li kam, nachdem dieser uns verlassen. Dieser doppelte Gegenbesuch auf nüchternen Magen mit seinem unvermeidlichen Gefolge von Süßigkeiten, die ich diesmal mit meinen eignen Fingern austeilte, war allerdings sehr anstrengend, doch war die Unterredung mit Li ganz außerordentlich interessant und dauerte fast zwei Stunden. Ich erkannte, welch aufgeklärter Mann Li war, wie er so gern die alten Fesseln sprengen und sein Land ähnlich wie Japan der europäischen Zivilisation zuzuführen sich bemühte. Der Hauptteil der Unterredung beschäftigte sich mit Eisenbahnen und Telegraphen und die dadurch bewirkte Kultivierung des Landes. Er horchte gespannt zu, als ich ihm von der strategischen Bedeutung

der Eisenbahnen erzählte, welche Rolle sie bei uns für die Kriegführung spielten, und wie ich ähnliche Anwendungen auf China machte. Am liebsten hätte er sich nun gleich eine Eisenbahn hinzaubern lassen. Als ich ihn um Erlaubnis bat, nach meiner Rückkehr von Peking die Taku-Forts besuchen zu dürfen, gewährte er mir diese sofort, doch nahm er mir das Versprechen ab, daß ich ihm dann meine offene Ansicht über Anlage und Ausrüstung derselben schriftlich mitteilen möge. Unsre Unterredung wurde zeitweise komisch unterbrochen durch — Bismarcks Kuckucksuhr, welche Li so viel Spaß machte, daß er den Konsul bat, ihm möglichst rasch drei solcher Uhren kommen zu lassen. Erst nach elf Uhr verließ uns Li, nachdem er mich noch zu einem großen Diner nach meiner Rückkehr von Peking eingeladen hatte. Li war seinem Range gemäß mit großem Gefolge gekommen. Seinem grünen Chair voraus gingen acht Scharfrichter mit ihren bloßen langen Richtschwertern — ein eigentümlicher Anblick. Nun, Li hat auch manche Tausend auf dem Gewissen, und seinen lauernden Augen kann man doch die alte chinesische Grausamkeit und Hinterlist anmerken, die er bei der Einnahme von Nang-king zeigte, wo er trotz vorheriger Zusage des freien Abzugs über 30000 Menschen, Männer und Weiber, an einem Tage niederhauen ließ.

Mein Li gemachtes Versprechen betreffs Besichtigung der Taku-Forts konnte ich leider nicht erfüllen, ebensowenig wie ich seiner Einladung zum Diner folgen konnte. Die Reise von Tientsin nach Peking war damals recht beschwerlich. Man mußte in einem nichts weniger als komfortabeln Sampan den Peiho hinauffahren, bis Tungtschau, was fünf Tage gegen den ziemlich starken Strom in Anspruch nahm. Von Tungtschau bis Peking sind es noch etwa drei bis vier deutsche Meilen, welche auf zum Teil sehr schlechtem Wege zu Pferde zurückgelegt werden müssen, wenn man nicht seine Knochen in einem chinesischen Karren zerbrechen will. Auf dem Rückweg von Peking nach Tungtschau hatte ich das Unglück, daß bei dem scharfen Ritt mein Pferd in ein Loch trat und stürzte, wobei ich den rechten Arm brach. Ohne weitere Hilfe, als daß ich mir durch meinen chinesischen Diener Atchin den Arm mit ein paar Bambusstäben zurechtschienen ließ, mußte ich so zunächst drei Tage im Boot verbringen und war froh, daß ich in Tientsin gleich einen Dampfer traf, der mich nach Chewfoo und an Bord der „Ariadne" zurückbrachte.

So endeten meine direkten Beziehungen zu Li-Hung-Tschang. Ich ließ mich bei ihm durch den Konsul Bismarck entschuldigen, worauf er mir durch diesen sein Bedauern über meinen Unfall ausdrücken ließ. Derselbe teilte mir noch mit, daß Li es um so mehr bedauert habe, mich nicht mehr zu sehen, als es seine Absicht gewesen sei, zu versuchen, ob er mich nicht bewegen könne, dauernd oder wenigstens zeitweise zu ihm zu kommen, um seine Marine auf europäischen Stand zu bringen. Ob ich das letztere Anerbieten angenommen haben würde, will ich hier unerörtert lassen, jedenfalls aber rechne ich diese Episode, meinen Verkehr mit Li-Hung-Tschang, mit zu den interessantesten meines wechselvollen Lebens, und ich freue mich, in so direkter Beziehung zu dem Mann gestanden zu haben, der ein Menschenalter hindurch die einflußreichste Persönlichkeit in dem mächtigen

Reiche der Mitte gewesen ist und gerade zu meiner Zeit schon zuweilen als der Bismarck des chinesischen Reiches und der Moltke der chinesischen Armee bezeichnet wurde. Wenn auch diese Bezeichnung, die er übrigens gern hörte, als plumpe Schmeichelei gewisser Leute, die sich damals um seine Gunst bewarben, angesehen werden mußte, so kann an seiner vollen Absicht, sie zur That werden zu lassen, nicht gezweifelt werden. Die Voraussagen, welche mir damals gemacht wurden, daß er trotz aller Gerüchte von kaiserlicher Ungnade, Degradation und so weiter auch bei der weiteren Entwicklung der zu einer Katastrophe drängenden Dinge in China ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben werde, sind voll in Erfüllung gegangen. Allerdings war es ihm nicht beschieden, die ehrgeizigen Pläne zur Ausführung zu bringen, die ihm damals untergelegt wurden, er hat aber gerade in seinen letzten Lebensjahren die härteste und schwierigste Aufgabe zu erfüllen gehabt, die einem Staatsmann erwachsen konnte, und niemand wird ihm Mitgefühl und volle Anerkennung darüber versagen können, wie er sie gelöst und seine Kraft und sein Leben dem Dienste seines Landes zum Opfer gebracht hat.



Grabbe und Freiligrath.

Nach ungedruckten Briefen Ferdinand Freiligraths.

Von

Oscar Blumenthal.

I.

Am 11. Dezember jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an welchem Christian Dietrich Grabbe in Detmold das Licht der Welt erblickte. Die Zeitungen werden bei diesem Anlaß aufs neue die Summe seines Lebens und Schaffens ziehen; eine kleine Gemeinde von Litteraturfreunden wird seine Werke aufschlagen, in welchen Großes und Größtes mit Formlosem und Verfratztem so abenteuerlich gemischt ist; — aber das Volk und das Theater werden abseits von dieser Gedenkfeier bleiben. Wohl hat es an Versuchen nicht gefehlt, das eine oder das andre seiner Dramen für die Bühne zu gewinnen, um die der Dichter in trotzigem Eigenwillen immer zu werben verschmäht hat. Selbst „Der Herzog Theodor von Gothland“, das chaotische Erstlingswerk Grabbes, das die zeitgenössischen Leser „wirblicht“ vor Ueberraschung machte, hat mutige Bearbeiter gefunden. Rudolf Bunge hat in vorsichtiger Zähmung das widerspenstige Drama zu bewältigen versucht; der Wiener Hofburgschauspieler Konrad Löwe hat es sogar auf die Scene des „Deutschen Volkstheaters“ in Wien geführt. „Don Juan und Faust“ ist schon bei Lebzeiten des Dichters und zwar am 29. März 1829 durch die August Pichlersche Theatertruppe in Detmold zur Aufführung

gelangt und in Lüneburg durch die gleiche Gesellschaft wiederholt worden; den Don Juan spielte der Komponist Albert Gustav Lortzing, welcher in den Jahren 1826 bis 1833 am Detmolder Hoftheater als Schauspieler und Sänger thätig war und musikalische Zwischenspiele zu diesem Drama geschrieben hat. Auch später sind verschiedene Bearbeitungen des Werkes versucht worden, von welchen die bemerkenswerteste die am Hoftheater in Meiningen zur Darstellung gebrachte Textredaktion von Paul Lindau ist. Die Hohenstaufendramen „Kaiser Friedrich Barbarossa“ und „Kaiser Heinrich der Sechste“ sind zur Zeit von Alfred v. Wolzogen am Hoftheater in Schwerin in einer pietätvollen und technisch formgewandten Gesamtaufführung auf die Bühne gebracht worden. Vereinzelt wurde „Kaiser Friedrich Barbarossa“ von Feodor Wehl in Stuttgart und „Kaiser Friedrich der Sechste“ von Max Martersteig in Mannheim auf die Scene gestellt. Das reifste und zugleich kühnste Geschichtsbild Grabbes, der „Napoleon“, ist trotz der bewußten Abwendung von der Bühne, die Grabbe damals in herber Verstimmung mit den Worten begründete: „Das Theater des Dichters sei die Phantasie seiner Leser“, immer wieder dem Theater zugeführt und in Berlin in der Bearbeitung von E. O. Flüggen in einer stattlichen Reihe von Aufführungen wiederholt worden. Dauernden Nachklang hat gleichwohl keiner dieser Versuche gefunden. In den ständigen Besitz des Theaters wird auch in Zukunft kein einziges Grabbesches Werk übergehen. Die Stimmen mehren sich, die Wilhelm Scherers liebloses Urteil über den Dichter erneuern. Weil er immer nur den Schmerz der Schranke empfunden hat, ohne ihn durch den Reiz des Maßes zu besiegen, bleibt in allen seinen Schöpfungen so viel Rauhes und Unausgegorenes zurück, daß ihnen eine weithin erobernde Kraft versagt bleibt. Und selbst die Fülle von genialen Zügen, die über seine Werke verschwenderisch ausgestreut sind und den Dichter wenigstens für Augenblicke neben den Größten der Weltlitteratur seinen Platz finden lassen, wird nicht die Macht gewinnen, um seine Schöpfungen aus dem engen Kreise der Litteraturkenner heraus in den lebendigen Volksbesitz übergehen zu lassen.

Ein früher Tod hat am 12. September 1836 seinem Schaffen ein Ziel gesetzt. Die Arbeit an seinem letzten Drama: „Die Hermannschlacht“, das erst zwei Jahre nach seinem Tode durch Eduard Duller in einer vielfach verstümmelten Fassung herausgegeben wurde, hatte seine letzten Lebenskräfte aufgerieben. „Ich betreibe jetzt die Vorstudien zu ‚Arnim‘,“ schrieb er an einen Freund, „Teufel, da wächst was! Mein Herz ist grün vor Wald.“ — An einen andern: „Der ‚Hermannschlacht‘ unterliege ich fast.“ — „Die Studien zu diesem nationalen Drama haben mich tief erschüttert.“ — An einen dritten: „Die ‚Hermannschlacht‘ zerreißt mir die Seele!“ — „Alle Thäler, all das Grün, alle Bäche, alle Eigentümlichkeiten der Bewohner des lippischen Landes, das Beste der Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugend sollen darin grünen, rauschen und sich bewegen. Die ‚Hermannschlacht‘ ist der schwierigste Stoff, den ich unter den Händen gehabt habe ...“ Noch hatte er dem Werk nicht die letztgültige Form gegeben, noch war er damit beschäftigt, die ersten Entwürfe auszufeilen und durchzusieben, als der Tod ihm die Feder aus der Hand schlug. Auf seinem Sterbehaus in Detmold, Unter der

Wehme C. 111, wurde ihm eine Gedenktafel von den nämlichen Mitbürgern gesetzt, die so oft durch Engherzigkeiten und Kleinstädtereien ihm den Lebensweg blockiert hatten. Das Nachbarhaus aber ist die Geburtsstätte von Ferdinand Freiligrath, der dem Tod Christian Dietrich Grabbes eines seiner schönsten und warmherzigsten Gedichte gewidmet hat. Es fehlte nicht an mannigfachen Beziehungen zwischen den beiden Dichtern. Durch Grabbes Hand sind die Blätter eines Jugendgedichts von Ferdinand Freiligrath geglitten. Liebevoll und mit nie ermüdender Teilnahme hat der Nachgeborene den Ruhm Christian Dietrich Grabbes zu pflegen und zu verbreiten versucht, und als ich im Jahre 1873 mich bei den Vorarbeiten für meine kritische Gesamtausgabe von Grabbes Werken damit beschäftigte, aus handschriftlichen Quellen die früher erschienenen lückenhaften Veröffentlichungen zu ergänzen und zu berichtigen, war es Ferdinand Freiligrath, der mich verschollene Manuskripte finden half, aus schwer zugänglichen Almanachen und vergilbten Zeitungsblättern wichtige Dokumente in meinen Besitz brachte und mir in seinen Briefen bei der Vorbereitung meiner Gesamtausgabe die wertvollste Hilfe geleistet hat.

*

Auf die ersten Beziehungen, die sich zwischen Grabbe und Freiligrath angeknüpft hatten, war ich durch einen Brief hingewiesen worden, den Grabbe am 13. Juli 1831 seiner Braut, Luise Clostermeier, geschrieben hat. Ferdinand Freiligrath, der damals 21 Jahre alt war, hatte an Luise Clostermeier einige Gedichte gesandt, unter welchen sich auch seine bereits im Jahre 1829 enstandene Ballade „Barbarossas erstes Erwachen“ befand. In dieser Ballade, die in der Gesamtausgabe seiner Gedichte wieder abgedruckt worden ist, schilderte Freiligrath in der überlieferten schwermütigen Balladenstimmung, wie Barbarossa in einer Traumvision die Hinrichtung Konradins erblickt:

„Hoch saß ein Mann zu Throne,
Des Auge blickte List,
Und sah mit finsterem Hohne
Herab auf ein Gerüst;
Das ragte, schwarz behangen,
Aus Lanzen und Volkeshauf,
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die standen obenauf.

Und zu der Knaben Seite
Auf des Gerüstes Höhn,
Sah ich, ein graus Geleite,
Den Henker wartend stehn,
Er stand in roter Mütze,
Im scharlachroten Rock;
Sein Schwert war seine Stütze,
Vor ihm der Todesblock.

Auf meine Wappenschilder,
Die geborstnen, rollt ihr Haupt.
Wer wies mir solche Bilder?
Wem hab' ich das erlaubt?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
‚Weh, Hohenstaufe, weh!‘“

Die Zwerge stehen und zagen,
Und neigen das Gesicht.
„Wer wollte solches wagen?
Wir, Herre, sicher nicht!“
Zur selben Zeit sah Neapel
Den jungen Konradin
Auf blutbespritzem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knien.

Da fuhr der bärt'ge Kaiser
Zuerst empor vom Pfühl;
Sah träumend im Kyffhäuser
Des eignen Stammes Ziel.
Er schilt und starrt verwundert
Und blinzt dann wieder stumm; —
Beinah' war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

Auf Wunsch des jungen Dichters sandte Luise Clostermeier die Verse an Grabbe, der ihr als Gegenstück eine Ballade „Barbarossa" mit folgenden Bemerkungen zusandte: „Wie Menschen verschieden sind, zeigt das tolle Ding von Barbarossa, das ich von meiner Hand beilege; es entstand heute, als ich Freiligraths Traum von Konradin und Friedrich las. Was geht uns jetzt Konradins, des Sekundaners, Ermordung an? Freiligrath ist noch aus der Matthissonschen Schule; überflügelt uns vielleicht bald, denn er ist jünger." In der von Rudolf Gottschall herausgegebenen Sammlung von Grabbes Werken fehlt diese Ballade, die schon durch ihre Entstehungsgeschichte und ihre polemische Unterströmung ein sehr starkes Interesse erregt. Wohl aber hatte ich festgestellt, daß das Gedicht im zweiten Jahrgang des „Rheinischen Odeons", das von Ignaz Hub, Ferdinand Freiligrath und August Schnezler gemeinschaftlich herausgegeben wurde, 1839 erschienen war. Nur gelang es mir nicht, in den öffentlichen Bibliotheken diesen Jahrgang zu erlangen, und so wandte ich mich denn an Ferdinand Freiligrath selbst, von welchem ich das folgende Schreiben erhielt:

Stuttgart, den 24. April 1872.

„Hochgeehrter Herr!

Mit dem größten Vergnügen würde ich Ihnen das ‚Rheinische Odeon' augenblicklich übersenden, wenn ich das Buch besäße. Aber es ist mir, wie manches andre, auf meinen Kreuz- und Querfahrten von 1844 bis 1868 längst abhanden gekommen, und ich bedaure darum aufrichtig, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können.

Ich halte es aber für sehr wahrscheinlich, daß der noch lebende Gründer des ‚Rheinischen Odeons', Dr. Ignaz Hub in Würzburg, ein Exemplar des Buches aufbewahrt hat. Ich frage deswegen noch heut bei ihm an, indem ich ihn zugleich von Ihren Bemühungen um Grabbe in Kenntnis setze und ihn ersuche, Ihnen den Almanach eventuell zu kommunizieren.

Jedenfalls, auch wenn Hub kein Exemplar mehr besitzen sollte, muß das Buch sonst noch zu beschaffen sein. Es ist in der preußischen Rheinprovinz (Koblenz) gedruckt worden, und wir dürfen darum annehmen, daß die üblichen Pflichtexemplare an die öffentlichen Bibliotheken der Provinz (und des Landes) abgeliefert worden sind. Dort, in Bonn, Berlin oder wo es sei, wäre also weiter nachzuforschen, wenn, gleich mir, auch Dr. Hub nicht im stande wäre, Ihnen gefällig zu sein.

Unter allen Umständen freue ich mich, daß Sie das in Rede stehende Grabbesche Gedicht ‚Barbarossa' Ihrem Supplementbande zu Gottschalls Gesamtausgabe von Grabbes Werken (in der auch ich es mit Leidwesen vermißt habe) einverleiben wollen. Es verdient gewiß, daß es der Litteratur erhalten bleibt, — ich erinnere mich seiner als einer kühnen, markigen Schöpfung echt Grabbeschen Wurfs. Daß ein Jugendgedicht von mir Grabbe zu seiner Dichtung veranlaßt hat, wird ja wohl richtig sein, da er selbst (Ziegler, Seite 104) es behauptet. Jenes Jugendgedicht (allerdings das schwache Produkt eines Achtzehn- oder Neunzehnjährigen) hat in den späteren Auflagen meiner „Gedichte" (nicht in der ersten von 1838) eine Stelle gefunden. Sie finden es darin unter der Ueberschrift ‚Barbarossas erstes Erwachen'. Zuerst gedruckt worden ist es in einem poetischen Sammelwerkchen ‚Kränze' von Moritz Bachmann, Rinteln 1834.

Meine persönlichen Beziehungen zu Grabbe, nach welchen Sie sich erkundigen, sind niemals so intimer Art gewesen, wie man wohl geglaubt hat.

Grabbe war zehn Jahre älter als ich und verließ das Detmolder Gymnasium etwa um die nämliche Zeit, als ich dasselbe bezog. Als er sich dann später nach Detmold zurückgewandt hatte, war ich es, der (Sommer 1825) unsre gemeinschaftliche Vaterstadt verließ. So bin ich denn erst im Frühjahr 1830, gelegentlich eines Besuches in der alten Heimat, im Clostermeierschen Hause mit ihm bekannt geworden, ohne daß jedoch unsre flüchtige Begegnung zu einer engeren Verbindung geführt hätte. Das Wandanwandliegen von Grabbes Sterbehause mit meinem Geburtshause will nichts sagen. Er bezog jenes (das Clostermeiersche Haus) erst bei seiner Verheiratung im März 1833, zu jener Zeit, als ich mein Geburtshaus bereits dreizehn und Detmold nahe an acht Jahre verlassen hatte.

Briefe von Grabbe besitze ich nicht. Auch sonst nichts Handschriftliches, mit Ausnahme einiger Blätter mit Bemerkungen über seine Journallektüre und andres. Diese Blätter, vom Handschriftensammler Karl Künzel in Heilbronn an mich übergegangen, stammen aus Grabbes Düsseldorfer Zeit und sind an seinen Verleger Schreiner gerichtet, welchem er die Zeitschriften, die dieser ihm mitteilte, stets mit einem glossierenden Dankschreiben zurückzuschicken pflegte. Künzel, glaub' ich, hat ganze Stöße solcher Skripturen von Schreiner erworben und besitzt wahrscheinlich noch manches davon. Die Bemerkungen sind nicht selten überraschend witzig und geistvoll, zum größten Teil aber von einem schauerlichen Cynismus, der ihre Veröffentlichung kaum möglich erscheinen läßt.

Auch ein Bruchstück des von Grabbe beabsichtigten ‚Eulenspiegel' (freilich nur vier Quartseiten, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt) befand sich früher in meinen Mappen. Ich hab es aber schon vor Jahren an Dr. Hermann Kindt, derzeit in Neustrelitz, einen sinnigen, verständnisvollen (und höchst gefälligen) Sammler, abgegeben. Sollte es Ihnen wünschenswert sein, so wird Herr Kindt sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihnen das (vielleicht noch nicht veröffentlichte? bei Gottschall findet es sich nicht) Bruchstück in Abschrift oder im Original zur Einsichtnahme mitzuteilen.

Und kennen Sie den barocken, für Norbert Burgmüller geschriebenen Operntext ‚Der Cid?'. Wenn nicht, so dürfte Dr. Wolfgang Müller von Königswinter zu Köln vielleicht im stande sein, Ihnen eine Kopie davon zu besorgen. Mir wenigstens hat er schon zu Ende der dreißiger Jahre eine solche verehrt, die sich aber auch längst bei mir verflüchtigt hat.

Briefe Grabbes an Petri, Ziegler und andre Jugend- und Studienfreunde müßten sich, sollte ich sagen, noch zu Detmold auffinden lassen. Im ganzen fürchte ich, werden Sie Mühe haben, noch einen ganzen Band zu füllen. Jener Roman ‚Ranuder', von dem so oft die Rede war, scheint auch spurlos verloren gegangen zu sein.

Hier, verehrter Herr, haben Sie nun alles, was mir im Augenblick für Sie einfällt. Sollte ich mich noch auf andres besinnen, so steht es gleichfalls gern zu Gebote. Die herzlichsten Wünsche für den Fortgang und das Gelingen Ihres schönen und verdienstlichen Werkes! In aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebener

F. Freiligrath."

Dieser erste Brief Freiligraths an mich erwies sich als überaus fruchtbar und folgenreich. Die Verbindung mit Wolfgang Müller von Königswinter, die mir hier erschlossen wurde, führte zur Wiederauffindung mehrerer verlorengegangener Manuskripte, und bald war nicht bloß der Operntext „Der Cid", auf welchen mich Freiligrath in seinem Schreiben hingewiesen hatte, sondern auch eine diplomatisch getreue Abschrift von achtundvierzig Theaterkritiken in meinem

Besitz, die Grabbe im „Düsseldorfer Tageblatt“ veröffentlicht hat und die über sein oft falsch beleuchtetes Zerwürfnis mit Karl Immermann ein klares Urteil ermöglichen. Von Ignaz Hub gelang es mir zwar nicht, den verschollenen Jahrgang des „Rheinischen Odeons“ zu erhalten, wohl aber konnte er mir aus seinem deutschen Balladenbuch einen Abdruck jenes merkwürdigen Barbarossa-Gedichts übermitteln, das Grabbe in so trotziger Laune dem geschichtlichen Stimmungsbild des jugendlichen Freiligrath entgegengestellt hat. Es ist zweifellos die sonderbarste Rotbart-Ballade, die jemals gedichtet worden ist. Dem erwachenden Barbarossa der andern Poeten stellt Grabbe einen Kaiser Rotbart entgegen, der die Einladung zum Aufwachen nachdrücklichst ablehnt und jeden Versuch, ihn durch Meldung geschichtlicher Ereignisse aus dem Schlummer zu reißen, mit unwirschen und polternden Epigrammen beantwortet, die von echt Grabbescher Prägung sind. Ein Wiederabdruck des Gedichts wird manchem willkommen sein. Es hat den folgenden Wortlaut:

Kaiser Barbarossa
Sitzt am steinernen Tisch,
Die Glut der Augen
Verdeckt
Vom niedergestürzten Augenlide.
Sein roter Bart wächst durch den Tisch
Seit Jahrhunderten —
Er merkt es nicht.
Der Kyffhäuser
Türmt sich über ihn —
Sein Leichenstein,

Und erdrückt ihn nicht.
Er schlummert süß,
Und das ist besser als das Leben —
Er weiß nicht, was ihn quält.
Nur Träume ziehn
Ihm leider durch das Haupt —
Dann schüttelt er es
Unwillig,
Als stört' in seiner Seligkeit ihn eine Fliege.

„Konradin fällt, Hohenstaufe!“

Er: „Laß den dummen Jungen fallen!
Nicht einmal frühreif,
Wird er aus ahnenstolzer Blindheit
Früh alt. — Laß mich schlummern!“

„Dein Geschlecht vergeht!“

Er: „Ist keine Kunst,
Bin auch vergangen,
Und andre wie ich — laß mich schlummern!“

„Luther besiegt den Papst!“

Er: „Statt eines
Viele Pfaffen,
Statt Despotie
Nun Aristokratie,
Dann Demokratie,
Dann Oligarchie,
Dann nichts
Im Kirchentum als Kirchen,
Und auch die zuletzt — —
Weg, Fliege! — Laß mich schlummern!“

„Frankreich besiegt dein Deutschland!“

Er: „Das kehrt sich wieder um,
Wie alles. — Laß mich schlummern!“

„Bastille gestürmt!
Freiheit proklamiert!“

Er: „Sklaven gemacht. — Laß mich schlummern!“

„Napoleon!“

Er: „Verzogener
Revolutionssohn. — Laß mich schlummern!“

„Die Lilien wieder!“

Er: „Sind schwächliche Blumen. — Laß mich schlummern!“

„Das Trikolor weitflatternd wieder
Auf Geneviève!
Rot wie Blut,
Weiß wie Licht,
Blau wie Himmel!“

Er: „Ja, Freiheit — gut,
Verlockend schön —
Die Völker erheben sich —
Die Meere gebären vielleicht —
Die Seelen der Erden,
Der Sonnen,
Brechen empor und streiten vielleicht —
Neue Götter,
Unnennbare Welten
Dringen herein —
Doch nie sind Gott und Mensch und Welt des Glückes wert,
Solang keiner sich selbst belehrt!
Breche die Welt,
Ich will schlummern — besser tot, als erwachen,
So lang ich selbst nicht besser bin, als —
Barbarossa.“

Ignaz Hub hatte gleichzeitig mit diesem Gedicht auch einige Aufsätze übersandt, in welchen er seine persönlichen Erinnerungen an Grabbe wieder aufrollte.

Diese flüchtigen Blätter veranlaßten Freiligrath, mir über die Frau und die Mutter des Dichters die nachfolgenden bemerkenswerten Mitteilungen zu machen:

Stuttgart, den 28. April 1872.

„Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß Hub, im nämlichen Augenblick, wo Sie meine Erinnerungen an den unglücklichen Landsmann weckten, und wo ich Sie, in Bezug auf Grabbe, gerade auf Hub aufmerksam machte, — daß, sage ich, Hub in diesem Augenblick, unabhängig von uns, mit seinen Erinnerungen hervortreten mußte. Der Aufsatz, denke ich mir, wird jedenfalls Interesse für Sie haben. Die darin mitgeteilten Briefauszüge sind für einen Biographen Grabbes gewiß beachtenswert. Im übrigen möchte nicht alles von Hub Beigebrachte unbedenklich zu acceptieren sein. So zum Beispiel ist das Citat aus Immermann über Grabbes persönliche Erscheinung keineswegs, wie Hub sagt, den ‚Memorabilien‘, sondern dem ‚Reisejournal‘ entnommen, und die Gräfin Ahlefeldt war bei jener ersten Begegnung, die auf der Ressource zu Detmold (nicht zu Düsseldorf) stattfand, gar nicht zugegen.

Was Hub über Frau Grabbe sagt, ist im ganzen richtig, und ich enthalte mich darum der von Ihnen gewünschten eignen Mitteilungen über den Charakter der Dame. Ich habe Frau Grabbe allerdings sehr wohl gekannt, da ich, als Nachbarskind, gewissermaßen in ihrem elterlichen Hause mit aufgewachsen bin. Ich gehörte, darf ich wohl sagen, bis zu meinem fünfzehnten Jahre mit zum Hause Clostermeier und werde der Familie, namentlich dem trefflichen alten Archivrat, für viele dem Knaben erwiesene Liebe und Güte und Förderung zeitlebens ein dankbares Andenken bewahren. Daß Grabbes Ehe eine unselige war, wer mag sagen, wessen Schuld es war? Frau Grabbe hatte auch ihre Härten und Herbigkeiten, — aber welches weibliche Wesen in Gottes Welt wäre wohl auf die Dauer mit Grabbe ausgekommen! Vieles haben auch die Hetzereien der Trinkfreunde, vieles hat der Klatsch der kleinen Residenz verschuldet. Mir wird ganz weh, wenn ich dieses und jenes bei Ziegler lese. Lassen wir doch den Schleier, den die Jahre über all das Elend geworfen haben, unberührt! Der Tod hat sie versöhnt — ich denke Grabbes, und ich denke seiner Frau mit der gleichen schmerzlichen Teilnahme und wünsche nur, daß sie niemals Mann und Frau geworden wären. Ich entsinne mich noch des Schreckens, den ich empfand, als ich im Frühjahr 1833, zu Amsterdam, die Grabbe-Clostermeiersche Hochzeitskarte zugeschickt bekam.

Grabbes Mutter hab' ich nur von Ansehen gekannt. Soviel ich weiß, war sie eine brave, tüchtige Bürgersfrau. Daß sie ihren Sohn von klein auf ans Branntweintrinken gewöhnt habe (wie selbst Hub noch wiederholt), ist Fabel! Die arme alte Frau am Sterbebett des Sohnes (Ziegler, Seite 210), wie sie ihm den Schweiß abwischt und plattdeutsche Trostesworte in ihn hineinredet, ist mir immer eine rührende, eine erschütternde Erscheinung. Ich kann die Stelle nicht lesen ohne die tiefste Bewegung.

Ziegler ist vor etwa zwei oder drei Jahren zu Detmold gestorben. Seine Witwe (früheres hübsches Dienstmädchen der Frau Grabbe) lebt noch heute daselbst.

Was soll ich Ihnen weiter sagen, verehrter Herr? Erlassen Sie mir's, noch länger mit Ihnen über Gräber zu wandeln! In herzlicher Verehrung Ihr ergebener

F. Freiligrath.“

Die Stelle aus Karl Zieglers Buch „Grabbes Leben und Charakter“, an die F. Freiligrath in seinem Briefe erinnert, wird in der That niemand ohne

Bewegung lesen: „So kommen wir denn auf den letzten Tag Grabbes, welcher mit dem 12. September 1836 eintrat ... Gegen zehn Uhr kam Grabbes Mutter. Sie setzte sich zu ihm ans Bett, suchte ihm seine letzten Augenblicke zu erleichtern und ihm in seinem Todeskampfe beizustehen. Sie strich ihm die Hand und wischte ihm den Schweiß ab und bückte sich von Zeit zu Zeit tröstend über ihn und sagte dann in ihrer plattdeutschen Mundart: ‚Sui Christian, dui bist ja muin leuwe Christian — sui man getraust, dui krigst et ja nui baule wuit bedder — sui, dui kümmst ja nui tom Vaddern — muin leuve, leuve Christian! ...' Grabbe schien die Nähe seiner Mutter sehr wohl zu thun und er wandte sein sterbendes Auge von ihr nicht ab, gleich als ob er seinen letzten Dank aussprechen wollte. So verging die Zeit bis gegen drei Uhr nachmittags. Hier wurde der Atem des Sterbenden immer schwächer, und endlich, da stand sein Leben still; Grabbe hatte seine Laufbahn vollendet ... Seine Mutter drückte ihm weinend die Augen zu."

II.

Hatten sich für den „Cid", den „Barbarossa" und die theaterkritischen Aufsätze Grabbes alle Fingerzeige Freiligraths als erfolgreich erwiesen, so war dagegen jeder Versuch, das „Eulenspiegel"-Fragment wieder aufzufinden, vergeblich. Der erste Plan zu diesem Lustspiel wird in einem Brief Grabbes an seinen Verleger Kettembeil vom 12. August 1827 erwähnt: „Nicht umsonst spreche ich in der Shakespearo-Manie von Eulenspiegel; mein nächstes Lustspiel soll ihn vorführen." An Karl Immermann schrieb er zu der Zeit, als er noch am „Hannibal" arbeitete, „daß er nach Beendigung dieser Tragödie wieder seinen ‚Eulenspiegel' vornehmen werde," und „daß er diesen echt norddeutschen Charakter einmal darstellen wolle, lustig, wie aus den Felsen gesprungen". Noch auf seinem letzten Krankenbett hat er sich über den Plan des Lustspiels mit Karl Ziegler unterhalten, der darüber berichtet: „Ich hatte ihm das alte Volksbuch geliehen. Dazu hatte er von andrer Seite die Umrisse von Ramberg bekommen. Beide Bücher lagen auf der Oberdecke seines Bettes. Wir sprachen ein langes und breites über den Till Eulenspiegel, und wenn wir uns auch über manches nicht verständigten, so waren wir doch in der Meinung einig, daß Ramberg in seinen Umrissen den Till Eulenspiegel ganz falsch aufgefaßt habe. Er stellt ihn ja auch dar als einen Mephistopheles mit einem dämonischen Gesicht und der Reiherfeder auf dem spitzen Hute, gerade wie sich der Böse auf dem Theater trägt, während doch Till Eulenspiegel nichts andres ist als ein loser Schalk, der sich in gutmütige Dummheit kleidet, ein wahrer Ausdruck des niederdeutschen Bauernwitzes." Aus den schon ausgeführten Scenen des „Eulenspiegel" war ein Bruchstück aus den Händen Freiligraths in den Besitz von Hermann Kindt gekommen, und über den Inhalt dieser Scene schrieb mir Freiligrath:

„Ich habe Hermann Kindt selbst gebeten, Ihnen das Blatt zur Einsicht nicht zu versagen, wenn es ihm wider Erhoffen nicht abhanden gekommen sei. Ich würde bedauern, wenn das Bruchstück Ihnen für Ihren Ergänzungsband entginge. Erinnere ich mich recht, so tritt Eulenspiegel in der Scene an irgend einem Hof

auf und giebt sich (immer im sächsischen Dialekt redend) bei dem ihn empfangenden Fürstenpaar für den großen Rafael aus. Alles sehr barock, aber urkomisch. Wie leid thut es mir jetzt, daß ich nicht eine Abschrift von dem Blatt nahm, ehe ich's Herrn Kindt verehrte. Hoffen wir aber, daß Sie es jetzt noch von ihm mitgeteilt erhalten."

Aber leider ist diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, da auf eine direkte Anfrage Freiligraths schließlich von Hermann Kindt beschämt und verlegen zugestanden werden mußte, daß das Blatt aus seinem Besitze geglitten war. Um so ergiebiger war aber ein Manuskriptenfund, den ich wiederum nur einem Hinweis Freiligraths zu verdanken hatte. In „Sauerländers Fremdenführer durch Detmold und den Teutoburger Wald" war dem Dichter die Notiz aufgefallen, daß in der Detmolder öffentlichen Bibliothek viele Manuskripte von Grabbe noch vorhanden wären. Er verwies mich an den Landesbibliothekar in Detmold, Herrn Geheimen Justizrat Otto Preuß, und so kam ich in den Besitz von zahlreichen Briefen Grabbes, die sein Jugendfreund Petri sorgfältig geordnet der fürstlich Lippeschen Regierung übersandt und mit dem Freiligrathschen Motto versehen hatte:

„Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?
Wachtfeuer sie, an deren sprüh'nder Glut —
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Der Perser Volk und des Karthagers? —"

Es befand sich unter diesen Briefen auch das merkwürdige Schreiben des 16jährigen Grabbe an seine Eltern, worin er sich entschuldigt, ohne Erlaubnis der Eltern sich Shakespeares Tragödien verschrieben zu haben, und zu seiner Verteidigung dem Vater vorhält: „Du weißt, wie nützlich es ist, sich durch Nebenarbeiten auf der Universität Geld zu erwerben, oder auch nach der Studentenzeit im Ueberfluß leben zu können. Das kannst du nur durch Schriftstellerei, denn man hat sogleich kein Amt. Ich kann aber bloß das schreiben (außer Jura und Medizin, die ich vielleicht studiere), was in Shakespeares Fach schlägt: Dramen — durch eine Tragödie kann man sich Ruhm bei Kaisern und einen Lohn von Tausenden erwerben, und von Shakespeare kann man lernen, gute zu machen . . ." Ich hatte eine Abschrift dieses Briefes an Freiligrath gesandt und von ihm als Gegengabe einen Brief der Gattin Grabbes erhalten, welchem der Verlagsvertrag des Dichters mit der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt am Main beigefaltet war. Dieser Vertrag enthielt unter andern die abenteuerlichen Bestimmungen:

„Der Auditeur Grabbe in Detmold verspricht der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt, im Laufe eines jeden Jahres mindestens drei dramatische Stücke im ungefähren Umfang wie sein 1829 erschienener ‚Don Juan und Faust' zu liefern, und zwar würden in den drei ersten Jahren zwei Stücke hiervon jedesmal die Fortsetzung des von ihm begonnenen Cyklus von Tragödien ‚Die Hohenstaufen', welches Werk auf acht Bände berechnet ist, bis zur Vollendung desselben nach diesem Umfange ausmachen.

Die Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung verpflichtet sich dagegen, dem Herrn Auditeur Grabbe für diese seine dramatischen Arbeiten monatlich eine Summe von 24 Thalern preuß. Courant zu bezahlen, über welchen Betrag derselbe durch Anweisung von seinem Wohnort aus verfügen wird."

Darauf bezieht sich das folgende Schreiben Freiligraths vom 27. September 1872:

„... Ihre interessanten Mitteilungen vom 6. d. Mts. würde ich längst dankbar beantwortet haben, wenn ich seither nicht immer vergeblich nach einem Briefe der verstorbenen Frau Grabbe gesucht hätte, aus dem ich einiges für Sie abschreiben wollte. Ich habe die vergilbten Blätter endlich gestern wieder aufgefunden, habe soeben die betreffenden Stellen für Sie ausgezogen, und säume nun nicht länger, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, daß Sie in den Ihnen aus Detmold gesandten Grabbiana so reiche Ernte halten.

Der Brief des 16jährigen Grabbe an seine Eltern, von dem Sie mir eine Kopie zu schicken die Güte hatten, ist in der That ein wichtiger und zugleich ein rührender und tief ergreifender Beitrag zur Seelenkunde des Dichters. Wie naiv die Beweisführung, daß er den Shakespeare nicht bloß lesen, sondern studieren und, um ihn studieren zu können, auch besitzen müsse! Wie selbstbewußt und sicher das Wort des Knaben, des künftigen großen Dramendichters: ‚Ich kann aber bloß das schreiben, was in Shakespeares Fach schlägt: Dramen!' Und dann, o Gott, diese stolzen Perspektiven — dies Träumen von Ruhm und goldner Zukunft: ‚Durch eine Tragödie kann man sich Ruhm bei Kaisern und ein Honorar vor Tausenden erwerben!'

Jawohl, ‚von Tausenden!' Wie der Traum in Erfüllung gegangen ist, möge die Anlage (eben die Abschrift jenes oben erwähnten Briefes der Frau Grabbe) Ihnen zeigen. Lesen und staunen Sie! Sollte man's für möglich halten, daß ein Pfennigfuchser von Verleger jemals einem Autor von Ruf (Grabbes Stern war eben glanzvoll aufgegangen, — die dramatischen Dichtungen ‚Don Juan und Faust', ‚Barbarossa' waren bereis erschienen) einen solchen Vertrag zur Unterschrift habe vorlegen können?! Und dennoch ist's so! Und dennoch hat Grabbe diesen Vertrag unterschrieben, wenn auch (die Erfüllung war ja eine Unmöglichkeit) niemals erfüllt!

Ich meine, das Aktenstück, als trauriger Revers jener geträumten ‚Tausende', ist bezeichnend und gehört zu wesentlich mit zur Geschichte unsers Dichters, als daß ich's Ihnen vorenthalten dürfte. Verweben Sie es seinem Inhalt nach immerhin in Ihre Darstellung."

So reihte sich Blatt an Blatt für den geplanten Ergänzungsband von Grabbes Werken. Aus Bibliotheken und Autographensammlungen wurde das Material immer mehr vervollständigt, und es blieb endlich nur die Sorge übrig, die mühsam gesammelten Reliquien bei einem vertrauensvollen Verleger unter Dach und Fach zu bringen. Auch hier war es wiederum Ferdinand Freiligrath, der mir die entscheidende Anregung gab. Am 15. Oktober 1872 schrieb er mir:

„Denken Sie doch vor allen an die altehrwürdige Meyersche Buchhandlung, früher zu Lemgo, jetzt in Detmold. Dieselbe Buchhandlung, aus der vor einem Jahrhundert Herder, aus Bückeburg herüberreitend, sich seinen Bücherbedarf holte; die zuerst (1787) Heinses ‚Ardingsello' verlegte; bei welcher der 16jährige Grabbe sich seinen Shakespeare ‚verschrieb', und die vor jetzt fast 50 Jahren (Herrgott, wie die Zeit vergeht, das mir damals vom Verfasser

geschenkte Exemplar liegt neben mir), meines (und Grabbes) alten Freundes Clostermeier berühmtes Buch ‚Wo Hermann den Varus schlug' publizierte. Das wäre der richtige Verlag für Ihren Grabbe! Aus Grabbes Vaterstadt müßte die Ausgabe in die Welt fliegen! Die Meyersche Hofbuchhandlung, höre ich, ist seit kurzem in den Besitz eines thätigen und unternehmenden jungen Buchhändlers, eines Herrn Klingenberg, übergegangen, der sich's gewiß zur Ehre rechnen würde, Ihren Wünschen zu begegnen. Auch Herr Gerichtsrat Preuß und die übrigen Detmolder Freunde würden sicher gern dazu beitragen, daß das Ding eben in Detmold zu stande käme. Ueberlegen Sie sich's, verehrter Freund! Und nun noch den herzlichsten Dank für die neuen Excerpte aus Grabbes Briefwechsel! Wie ergreifend die Stellen aus den Briefen an die Eltern! Da sieht man recht, welch guter, treuer Mensch der Arme an Freude gewesen ist! Ich freue mich mehr als ich sagen kann, daß alles das (auch die Briefe des alten Vaters, dessen ehrliches, freundliches Gesicht, dessen breite, untersetzte Figur ich noch jetzt im Geiste deutlich vor mir sehe) dank Ihrer liebenswürdigen Bemühungen jetzt ans Licht gezogen wird. Prinzipiell bin ich gegen das Ausgraben alter Korrespondenzen, es ist immer etwas von Hyänenwirtschaft dabei, — wenn es aber, wie hier, dazu dient, von einem vielfach verkannten und geschmähten Menschenkinde ein richtiges Charakterbild annähernd möglich zu machen, so begrüße ich's, und mit mir gewiß jeder Wohldenkende, dankbar und mit Freuden. Also rüstig weitergegraben, lieber Herr Blumenthal! Mit treuen Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

F. Freiligrath."

Schon nach vier Wochen konnte ich den Abschluß des Vertrages mit der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold dem Dichter melden. Ich hatte die Gelegenheit benutzt, um die Heimatstadt Grabbes und Freiligraths aufzusuchen und alle die Gedenkstätten zu durchwandern, die von pietätvoller Hand mit Erinnerungszeichen geschmückt sind. Ich besuchte den Garten vor der Stadt, den die Eltern Grabbes sich angelegt hatten, und fand den von Petri errichteten Gedenkstein:

HIER
SCHRIEB
GRABBE
DEN
GOTHLAND
1818. 1819.

Ich suchte auf dem Detmolder Friedhof das Grab des Dichters auf, das die folgende Inschrift trägt:

Hier ruhet
in Frieden der
Dichter
GRABBE.

———

Geb. den 11. December
1801
† den 12. September
1836.

Und neben der letzten Ruhestätte des Dichters sah ich das Grab seiner Mutter, die ihren Sohn noch um volle zwanzig Jahre überlebt hat. Der Grabstein kündet:

Hier ruhet
in Frieden
neben ihrem Sohne
die Mutter
Dorothea
G R A B B E
geb. Grüttemeier.

Geb. den 10. November
1765
† den 2. October
1856.

Ich berichtete an Ferdinand Freiligrath das Ergebnis aller dieser Wanderungen in seiner Heimat und sandte ihm abschriftlich den Vertrag mit der Meyerschen Hofbuchhandlung. Er antwortete mir am 16. November 1872:

„... Meine herzlichsten Glückwünsche, hochverehrter Herr, zum erfreulichen Abschluß mit der Meyerschen Hofbuchhandlung! Das ist ja alles sehr schön! Alles so glatt und so rund und so bestimmt, wie Sie's nur verlangen können! Sehr freue ich mich, daß die Buchhandlung sich nicht allein zu dem Ergänzungsband, sondern gleich zu den Werken entschlossen hat! Auch die Honorarfrage scheint mir den Verhältnissen gemäß liberal behandelt worden zu sein. Nur sehen Sie zu, daß Ihnen auch aus möglichen folgenden Auflagen ein billiger Vorteil erwächst, und bestimmen darum jedenfalls, in freundlicher Beratung mit Herrn Klingenberg, die Exemplaranzahl der ersten Auflage.

So mußte es sein! In Detmold selbst, in Grabbes Vaterstadt mußte die alte, renommierte Handlung Meyer für die erste vollständige (und kritische — lassen Sie das Wort auf dem Titel nicht fehlen!) Gesamtausgabe von Grabbes Werken gewonnen werden! Mit welcher Freude und welchem Verlangen sehe ich dem Erscheinen im nächsten Frühjahre entgegen! Die Liebe und der Anteil (nicht bloß der litterarische, nein, auch der menschliche Anteil), womit Sie an die Arbeit herangegangen sind, lassen mich das Trefflichste und Gediegenste von Ihren Bemühungen erwarten! Und dazu die Fülle des von Ihnen entdeckten neuen Materials!

Die ersten Jahrgänge des ‚Phönix' habe ich einmal besessen, sie sind aber wahrscheinlich im Jahre 1846, als ich aus der Schweiz nach England übersiedelte und der leichteren Bewegung wegen einen Teil meiner Bücher verkaufte, in Zürich geblieben. Erinnere ich mich recht, so enthielten gleich die ersten Nummern Proben aus dem ‚Hannibal'. Sollte nicht der Verleger des ‚Phönix', Herr J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., ein vollständiges Exemplar des Blattes in seiner Geschäftsbibliothek aufbewahrt haben? Oder besäße nicht vielleicht Dullers Witwe (die, soviel ich weiß, in tiefer Zurückgezogenheit zu Wiesbaden oder Mainz lebt) noch ein solches? Ich an Ihrer Stelle würde einmal bei Herrn Sauerländer anfragen. Hätte ich selbst noch ein Exemplar, so stände es natürlich alsbald zu Ihrer Verfügung.

Von Rezensionen über Grabbe erinnere ich mich (mit Bestimmtheit)

keiner mehr. Nur mache ich Sie aufmerksam darauf, daß Wolfgang Menzel (zur Zeit vor Grabbes Auftreten auf der Höhe seiner Rufs als Kritiker) mit der erste war, der Grabbe mit Anerkennung begrüßte. In Menzels Litteraturblatt werden Sie also gewiß das eine oder das andre Sie Interessierende finden. Sollte nicht auch Müllner im ‚Mitternachtblatt‘ (1826—1829) sich über Grabbe geäußert haben? Und knurrt nicht etwa auch Grillparzer im eben erschienenen 10. Bande seiner Werke (ich hab' ihn noch nicht gesehen, nur davon gehört) über Grabbe? Urteile vom Dichter der ‚Schuld‘ und vom Dichter der ‚Ahnfrau‘ wären gewiß im hohen Grade interessant.

Goethe, soviel mir bekannt ist, hat von Grabbe keine Notiz genommen. Weder bei Eckermann, noch bei Riemer, noch beim Kanzler Müller findet sich auch nur so viel wie ein einziges Wort der Erwähnung. Die fünf Briefe Grabbes an Tieck, mitgeteilt von Holtei im ersten Bande der ‚Briefe an Ludwig Tieck‘ (Breslau, Trewendt, 1864), sind Ihnen doch gewiß bekannt?

Ebenso seine vier Briefe an Friedrich Steinmann, welche dieser, nebst einem Briefe Heines an Grabbe, im ersten Bande der von ihm herausgegebenen ‚Briefe von H. Heine‘ (Amsterdam, Binger, 1861) mitgeteilt hat? Steinmann ist bekanntlich nicht immer der zuverlässigste Gewährsmann, — die hier mitgeteilten Schriftstücke sind aber außer aller Frage echt. Mit den freundschaftlichsten Grüßen und Wünschen Ihr herzlich ergebener

F. Freiligrath.“

Auch alle diese neuen Hinweise auf schwer zugängliche und halb vergessene Quellenwerke führten zur Bereicherung meiner Gesamtausgabe, die sowohl den Brief Heinrich Heines an Grabbe, wie den gesamten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig Tieck enthält. Zwei Jahre später konnte ich das vierbändige Werk in die Hände des Dichters legen, und er schrieb mir am 12. Juli 1874 aus Stuttgart darüber:

„... Ich habe in der That sehr an Ihre Nachsicht zu appellieren, daß ich nicht schon längst zum Erscheinen Ihres Grabbe Glück gewünscht und gleichzeitig für das mir freundlich zugesandte Exemplar meinen Dank ausgesprochen habe. Ich hatte ein bewegtes Frühjahr und habe einen noch bewegteren Sommer durchzumachen. Mein Umzug nach Cannstatt ist vor der Thür, seit acht Tagen bin ich mit dem Packen meiner Bibliothek beschäftigt, und in allem mich umgebenden Wust und Wirrsal finde ich kaum noch ein Plätzchen, diese Zeilen an Sie zu richten.

Ihres Grabbe habe ich mich von Herzen gefreut. Sie haben die Aufgabe, die Sie sich gestellt, mit Liebe und Hingebung, mit Fleiß und Verständnis gelöst und dem Andenken des Geschiedenen einen nicht hoch genug anzuschlagenden Dienst geleistet. Die Mitteilung der vergessenen Theaterkritiken und der zum größten Teil noch ungedruckten Briefe kann nur aufs freudigste begrüßt werden. Die Einleitungen zu den einzelnen Dramen haben mir ebenfalls wohlgefallen.

Was mir aber an der Ausgabe nicht gefällt, ist die Aufnahme der bewußten Cochonnerien in den Text des ‚Gothland‘, des Lustspiels und wo es sonst sei. Wozu das? Daß Grabbe genial auch im Zotenreißen war, wissen wir ja, und es braucht uns durch die hier mitgeteilten Cynismen nicht erst bethätigt zu werden. Die Meyersche Buchhandlung, fürcht' ich, wird den Absatz des Buches, gerade infolge des in dieser Hinsicht ohne Not zu viel Gegebenen, nicht eben zu einem zufriedenstellenden sich gestalten sehn. Ein Detmolder Familienvater wird sich, bei aller Verehrung für den großen Landsmann, dennoch wohl hüten, die Werke,

wie Sie dieselben in integrum restituiert haben, seinen Töchtern auf den Weihnachtstisch zu legen. Und Sie dürfen ihn darum gewiß nicht prüde schelten. Grabbes Zoten sind zum Teil bestialisch (daß Berdoa es ist, der sie im Munde führt, ändert nichts an der Sache), und da hört denn doch der Spaß auf.

Sehr zu beklagen ist, daß die Bände durch so viele Druckfehler entstellt werden ..."

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seitdem verflossen. Meine Gesamtausgabe von Grabbes Werken ist inzwischen vollständig vergriffen. Und ein Neudruck ist von der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung, in deren Besitz das Werk übergegangen ist, noch nicht unternommen worden. Mit melancholischen Empfindungen lasse ich heute, da wir uns dem hundertsten Geburtstage Christian Dietrich Grabbes nähern, die vergilbten Briefe, mit welchen Ferdinand Freiligrath meine Arbeit so sehr gefördert hat, durch die Finger gleiten. Den beredten Dichter bewundern und ehren wir alle; den gütigen Menschen und den warmherzigen Kameraden lehren uns diese Briefe schätzen und lieben. Ich lege sie als Erinnerungsblätter zu Grabbes Säkulartag auf das Grab des friedlosen Mannes, um den während der ganzen Dauer seines wolkenschweren und zerrissenen Lebens gute und böse Geister unversöhnlich gerungen haben.



Ein Ehrenwort.

Novelle.

Von

Reinhold Günther.

Meine ersten Jugenderinnerungen gehen in die Jahre zurück, als Berlin sich eben anschickte, den Uebergang von der altväterischen preußischen Residenz zur neuzeitlichen Weltstadt zu vollziehen. Die elterliche Wohnung lag in dem unteren Teile der Wilhelmstraße, nahe am Belleallianceplatz, und das Haus mochte einst von einem hohen Ministerialbeamten auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. erbaut worden sein.

In dem dreistöckigen, weitläufigen Gebäude, dessen Garten bis weit hinüber an die alte Stadtmauer reichte, die damals noch nicht unter den frevlen Händen der zerstörungslustigen Straßenjungen in Trümmer gesunken war, hausten nur drei Parteien. Den dritten Stock bewohnte eine ältere Dame mit ihrer einzigen jugendlichen Tochter, im zweiten logierte der Hausbesitzer selbst, ein pensionierter General, dessen Sohn die Kriegsakademie besuchte, zu ebener Erde hatten meine Eltern sich eingemietet.

Ueber jenem Teile der Wilhelmstraße lag noch ein gut Teil der an das Wesen einer Kleinstadt mahnenden Schläfrigkeit, von welcher das heutige Berlin nichts mehr weiß. Selten genug war es, daß eine Droschke über das holprige Kopfsteinpflaster holperte, und auch die Fußgänger auf dem Bürgersteige ließen sich zählen. Trat ein Bewohner des Viertels seinen letzten Weg an, so trugen feierlich schwarz gekleidete Männer, deren uralte, rötlich schimmernde Cylinderhüte mit Flor umschlungen waren, den Sarg auf ihren Schultern. Die ehrsamen Kleinhandwerker, welche durch solche Dienstleistungen ihren mageren Verdienst aufbesserten, flößten uns Kindern stets ein scheues Furchtgefühl ein, etwa wie noch die Schutzleute und die in ihrer äußeren Erscheinung so unheimlich wirkende Feuerwehr. Den Superlativ unsrer kindlichen Ehrfurcht genoß jedoch der Hausherr selbst, der alte General. Hatte die Kinderfrau Mühe, uns zu gehöriger Stunde ins Bett zu bringen, so bedurfte es einzig des Drohwortes: „Ich rufe jetzt gleich den Herrn General,“ um uns, die wir eben noch tausend kleine Teufeleien des Uebermutes getrieben, mäuschenstill unter den Flaum kriechen zu lassen.

Die alte Excellenz war ein kleiner Herr von gedrungenem, kräftigem Körperbau. Aus dem vollen, gesund geröteten Antlitze mit dem kurzen, weißen Schnurrbarte leuchteten dunkle Augen unter buschigen Brauen lebhaft hervor. Einzig an den hohen Feier- und Gedenktagen der Armee trug der alte Herr die prächtige Gala-Uniform eines Generalleutnants. Sonst sah man ihn immer in der kurzen Jagdjoppe, die mit braunen Hirschhornknöpfen sehr einfach ausgestattet war, und in hohen Stiefeln, während auf der mächtigen Glatze eine bereits recht abgegriffene Klappmütze thronte. Die unter den linken Arm geschobene Reitpeitsche und das Gefolge von drei oder vier Dachs- und Hühnerhunden gehörten ebenfalls zu dem Bilde der hausherrlichen Excellenz.

Stapfte der General in seinem Garten umher und musterte er dabei eingehend das Wachstum des Spalierobstes oder schmauchte er in dem alten, schon etwas wurmstichigen Rokokopavillon seine Meerschaumpfeife, so schlichen wir, das kleine Volk, lautlos aus dem Paradiese. Dabei beachtete uns der alte Herr nicht einmal. Er schien überhaupt nur Sinn für die Erziehung seiner kläffenden vierbeinigen Gesellschaft zu haben, und der einzige Sohn, der Leutnant, ließ sich auch nicht oft bei dem Vater sehen. Irgendwelche außergewöhnliche Gepflogenheiten besaß der General nicht; er sprach wenig, aber dann stets in kurzem, hellem Kommandoton. Besuche kamen fast niemals zu ihm, und für seine persönliche Bedienung wie für die Aufsicht des Hauswesens hatte der alte Johann zu sorgen, der in jungen Jahren der Bursche gewesen und im Laufe der Zeit zum vertrauten Faktotum aufgestiegen war. In der Küche waltete eine ebenfalls alte und recht mürrische Köchin ihres Amtes, den Pferdestall besorgte der Bursche des Leutnants.

Man konnte sich nicht leicht etwas Unähnlicheres vorstellen als Vater und Sohn. Der junge Offizier, schlank, blond und sonnenäugig, mit den feinen, zarten Zügen, den schlanken, wohlgepflegten, weißen Händen, besaß all unsre

kindliche Bewunderung. Die knappe Ulanka mit den gelben Aufschlägen bildete unser Ideal. Bei uns verkehrten meistens Artilleristen, und so sehr wir der Waffe zugethan waren, zu welcher schon der Urgroßvater geschworen hatte, die Kavallerie erschien uns doch weit beneidenswerter, und wir bedauerten es oft genug, daß der Exerzierplatz der Ulanen nicht näher der Wohnung lag, damit die Kinderfrau den Morgenspaziergang bis dorthin hätte ausdehnen können.

Die alte Excellenz, welche noch von Stein her ein österreichisches Geschoß im Schenkel trug, reiste diesen Sommer frühzeitig in eines der schlesischen Bäder. Der Leutnant, dessen Akademiekursus erst später zu Ende ging, blieb in Berlin. Ich sehe die Scene auch jetzt noch deutlich vor mir, wie der General, auf des Sohnes Arm gelehnt, etwas mühsam die breite Treppe hinunterstieg, der Diener ein paar Stufen hinter ihnen mit dem Handgepäck. Ich hielt mich im Dunkel des Stiegenabsatzes verborgen und hörte deutlich die Worte, mit denen die Excellenz von dem Leutnant Abschied nahm.

„Laß das Spiel mit der Kleinen,“ grollte der General halblaut. „Du kennst meine Ansichten. Als Schwiegertochter kann ich sie niemals begrüßen. Verstanden, Hans? Gieb mir dein ...“ Er brach kurz ab, denn durch die offene Thür traten ein paar Kameraden des jungen Offiziers ein, welche, höchst erstaunt darüber, gerade in diesem Augenblick angelangt zu sein, ihre Entschuldigungen vorbrachten. Uebrigens erschien der Leutnant nicht ungehalten wegen der Störung. Nachdem die Excellenz davongerasselt, stiegen die jungen Herren in den ersten Stock hinauf, und für längere Zeit hallte das Haus wieder von ihrer Fröhlichkeit. Ihres Anblickes beraubt, beschloß ich, mich in andrer Weise schadlos zu halten, und da es im Pferdestall auch nicht viel zu sehen gab, so eilte ich in den Garten.

Durch den langen, von italienischen Pappeln besäumten Eingang kam man zu dem hölzernen Häuschen, das die Grenze des vom General unmittelbar beherrschten Gebietes bezeichnete. Dahinter begann unser Reich, welches, von Mauern umgeben, einer kleinen Wildnis glich. Hohe Bäume, üppig aufstrebendes Strauchwerk, grasbewachsene, vielfach verschlungene Wege und einzelne moosbedeckte Steinbänke ließen die frühere Herrlichkeit eines kleinen Parkes ahnen. Im Geschmacke der Zeit, welche ihn angelegt hatte, fanden sich auch einige Säulenstümpfe und klassische Göttergestalten, die uns nun in ihren alten Tagen als Zielbilder kindlichen Schabernackes dienen mußten, der hier ungestört blieb, weil die Erwachsenen selten genug diesen Teil des Gartens aufsuchten. Zwar begegnete ich seit einiger Zeit und gerade immer in den abgelegensten Orten dem Fräulein aus der zweiten Etage. Oft schon am frühen Morgen saß das junge Mädchen auf der Bank zu Füßen eines verstümmelten Apollo, lesend oder mit offenen Augen träumend. Obgleich Fräulein Lulu kaum achtzehn Jahre zählen mochte und immer freundlich zu uns war, so wagte ich es doch nicht, sie in solchen Augenblicken zu stören. Sie blickte dann mit sonderbar ernstem Gesichtsausdruck ins Leere, daß ich behutsam zur Seite schlich, um nicht von ihr bemerkt zu werden.

Welche Lebensstellung ihre Mutter einst eingenommen, erfuhr ich in meinen Mannesjahren. Die Dame mit der noch immer anmutigen Gestalt, den schönen Augen und dem feingeschnittenen Antlitz war eine der gefeiertsten Tanzkünstlerinnen Europas gewesen, der in ihren glänzenden Tagen die Träger der vornehmsten Namen des Adels, der Kunst und des Reichtums zu Füßen lagen. Warum sie sich mit der Tochter so still zurückgezogen hatte, wohlberechnet in die so günstig Versteck gewährende Großstadt? Es mochte der Ekel sein vor der Menge, die allein dem Erfolg des Augenblicks Weihrauch streut und gern bereit ist, Steine auf jene zu schleudern, welche eine Niederlage im Lebenskampfe erlitten.

Auch heute war Lulu im Garten. Aber nicht wie gewöhnlich saß sie auf ihrer Lieblingsbank, sondern unruhig und wie auf jemand schmerzlich wartend, schritt sie langsam auf den überwachsenen Wegen hin und her. Ich schlich seitwärts, von ihr unbemerkt, weil ich unwillkürlich ahnen mochte, daß ich als Störenfried gelten müßte. Bereits stieg die Sonne heiß zur Tageshöhe auf, als ich im stillen Spiele auf einem Sandhaufen durch näherkommende Schritte und Stimmen gestört ward. Hinter dem mich bergenden Gebüsch hervorlugend, sah ich, daß Leutnant Hans und Lulu, eng aneinandergeschmiegt, langsam daherwandelten, um sich auf der bröckligen Steinbank niederzulassen. So saßen sie beide vor mir, und kein Laut, keine Bewegung ging meinem Späherblick verloren. Der Leutnant sprach sehr lebhaft, fast erhitzt, heute glaube ich, daß er mit einer gewaltigen inneren Erregung kämpfte.

„Gott sei Dank, daß er mich für einige Zeit aus den Augen lassen mußte," rief der junge Offizier. „In den letzten Tagen, nachdem er unser süßes Geheimnis durch meine Ungeschicklichkeit erfuhr, trieb er es böse mit mir. Immer brummig, mäkelte er an allem, um zwischenhinein mir Vorwürfe, Ermahnungen, gute Ratschläge, Drohungen und was weiß ich noch zu spenden. Er ist nämlich von der fixen Idee befallen, daß ich zu jung sei, um mich ernsthaft zu verlieben. Das sagt er, er, der in meinen Jahren als Ziethenhusar der Liebling aller Frauen und Mädchen war. Aber so sind sie, diese Griesgrame! Ihre eigne Jugend möchten sie vergessen und darum jeden, der frisch und froh ins Leben schaut, zu moralischem Zuchthaus verurteilen. Es ist faktisch zum Davonlaufen! Und dabei bin ich abhängig von ihm, habe auch nichts andres gelernt, als des Königs Rock zu tragen. Was will ich anfangen? Nach Amerika gehen? Drüben ist der Krieg vorbei, und den Kellner spielen, nein, dazu habe ich wahrhaftig keine Lust, ganz abgesehen davon, daß wir dann schwerlich zusammen bleiben könnten. Mich dem väterlichen Willen unterwerfen? Ebensogut könnte man von mir verlangen, ich solle aus dem Fenster springen. Ich liebe dich nun einmal!" schrie Leutnant Hans wild auf, Lulu fest in seine Arme ziehend. „Ich mag, ich will nicht ohne dich leben. So oder so, aber ein Ende muß gemacht werden mit diesem Hangen und Schweben. Ich glaube an deine Liebe. Kann ich es? Sag's mir selbst, du mein Herz." Er schwieg atemlos. Das junge Mädchen saß still, die blauen Bänder des großen, breitrandigen Gartenhutes um die in ihrem Schoße gefalteten Hände geschlungen. Nun hob sie das schöne

blonde Haupt, und, die hellen, braunen Augen zu ihm aufschlagend, sagte sie mit leisem, schmerzlichem Zucken der Lippen: „Du weißt nicht Hans, wie du mich quälst."

Er schüttelte nur unwillig das Haupt, wie man es thut, einem ungerechten Vorwurfe zu begegnen.

„Es hat dich niemand je so geliebt, Hans, wie ich," fuhr Lulu fort. „Und es wird dich auch niemand heißer lieben. Aber du kannst deinen Vater nicht zur Nachgiebigkeit bewegen. Hans, denke an deine Ehre, und darum ..."

„Lulu," unterbrach er sie heftig, „meine Ehre, meine heilige Ehre darf mir von niemand berührt werden, auch von dir nicht mit dem leisesten Zweifelworte. Was ich ihr schuldig bin, ich weiß es. Ich werde dich heimführen, ob er nun will oder nicht. Ich habe den harten Kopf ja von ihm als Erbstück erhalten. Aber wir müssen warten, Jahre und abermals Jahre, bis wir regelrecht die gütige Erlaubnis erzwungen haben werden," höhnte Hans. „Und da sollen wir denn zu einem altbackenen Liebespaare vertrocknen, das das heilige Feuer mit verstohlenen Küssen und ellenlangen sentimentalen Briefen kümmerlich unterhält, bis doch endlich nur ein Häufchen Asche übrig bleibt, wo ein Leben hindurch Lava hätte sieden können. So willst du unsern Himmel einstürzen sehen?"

Lulu schwieg einen Augenblick. „Hans, ich darf nicht anders," sagte sie dann, ihre Thränen erstickend. „Habe Geduld, ich bitte dich."

Aber der Leutnant war wie von Sinnen. Unter grellem Lachen sprang er vom Sitze auf. „Und ich glaubte an deine Liebe," keuchte er. „An dich glaubte ich, die mir das Götterbild war, vor dem ich Tag und Nacht kniete. An dich, die eine selbstsüchtige Kokette ist, die mich mit kalter Herzlosigkeit in ihrem Netze halten will. Pfui, es erwürgt mich."

Das junge Mädchen starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als hätte sie Mühe, die sich übersprudelnden Worte zu verstehen. Da barg sie das Gesicht in den Händen, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte sie. Der Leutnant, der erst eine Bewegung gemacht hatte, als wolle er fortstürzen, blieb nun doch stehen und schaute sie mit festgeschlossenen Lippen unverwandt an.

„Lassen wir die Komödie," sagte er endlich rauh. „Wir täuschten uns ineinander, und es ist gut, daß wir jetzt wissen, woran wir sind."

Lulu erhob den thränenvollen Blick. „Hans," flüsterte sie, „beschimpfe mich nicht. Du bist ungerecht zu mir."

„Ungerecht? — Nein, bei Gott, nur ehrlich bin ich. Ich fordere, du verweigerst. Warum? Nun, aus irgend einem Grunde, vielleicht aus Laune. Dagegen lehne ich mich auf, und ich will lieber das Band, das uns nach freiem Willen fesselt, mit rascher Hand zerreißen als einer Laune nachgeben." Er schwieg, die Augen auf den Boden geheftet.

Lulu hatte sich erhoben.

„Hans," sagte sie mit fliegendem Atem, und ihre Augen wurden unnatürlich groß, „du zweifelst an mir, du schiltst mich launisch. Hans, eine innere Stimme

sagt mir, daß wir beide unglücklich sein werden. Doch lieber will ich das härteste Schicksal auf mich nehmen, als daß ich dir und deiner Liebe entsage."

Sie brach kurz ab, sich in seine Arme werfend und das Haupt an seiner Brust bergend.

*

Die heißen Julitage von 1870!

In unserm Hause ging es still zu. Die wenigen Tage der Mobilmachung fesselten meinen Vater an die Kaserne des Regimentes, das er nach Frankreich führen sollte. Kaum, daß er ein paar flüchtige Stunden daheim zubrachte. Für uns Kinder, denen der Ernst der Zeit die Seele nicht bedrückte, gab es genug zu sehen und zu jubeln. Schmiedeten wir doch kühne Pläne, wie wir uns in den Bahnwagen verbergen wollten, um mit nach Paris zu ziehen, das der Großvater zweimal geholfen hatte zu bezwingen.

An einem Sonntage mußten die Garde-Ulanen Berlin verlassen. Die alte Excellenz war noch nicht aus dem Bade heimgekehrt, es hieß, das Leiden habe die jetzt doppelt beschwerliche Reise verzögert. Ganz im Gegensatze zu den Offizieren, welche bei uns ihre Abschiedsbesuche machten und die voll freudiger Erregung über die längst ersehnte Stunde waren, gab sich Leutnant Hans ernster als er je gewesen. Auch Fräulein Lulu zeigte ein abgehärmtes Gesicht, aber ihre Trauer fand die beste Erklärung in der Zeit selbst und fiel niemand auf.

Ein drückend heißer Tag. Kein Lüftchen regte sich, nicht ein Wölkchen erschien an dem flimmernden, blaugrauen Himmel, der sich wie eine Bleidecke über der großen Stadt wölbte. Der Oheim, den der Tag von Königgrätz zum Invaliden gemacht und der alten Kameraden Lebewohl sagen wollte, hatte uns Kindern die Erlaubnis ausgewirkt, ihn zum Anhalter Bahnhofe begleiten zu dürfen. Was gab es dort nicht zu schauen? Das Hauptinteresse für uns bildeten natürlich die unzähligen „Liesen" und „Lotten", welche ihre Namen mit großen Kreidebuchstaben geschrieben auf dem Rücken trugen und oft nur mit großem Widerstreben sich bequemten, in dem Innern der Güterwagen zu verschwinden. Hier und dort standen kleine Gruppen von bürgerlich gekleideten Personen mit den Kriegern zusammen, um von diesen den letzten Abschied zu nehmen. Durch Neugierde verleitet, war ich für kurze Zeit von unsre Schar abgekommen, und während ich eifrig nach ihr suchte, sah ich in dem Schlagschatten eines auf dem Nebengeleise haltenden Waggons zwei wohlbekannte Figuren stehen, die alte Excellenz und ihren Sohn.

„Habe es glücklich durchgesetzt," schmunzelte der General. „Der Doktor schwefelte zwar bedenklich von Recidiven, als er mich reisefertig sah, aber ich scherte mich höllisch wenig darum. Hätte es einfach nicht mehr ausgehalten in dem langweiligen Neste. Mir ist ordentlich so zu Mute, als ob ich wieder jung wäre wie du. Beneide dich wirklich, mein Junge. Und mich haben sie leider zum alten Eisen geworfen wegen dem bißchen Anschuß. Na, bin doch zwei Tage und zwei Nächte hierher gerasselt und fühle mich frischer als jemals im Leben. Hoffentlich läßt man mich nicht ganz unthätig bleiben."

Der Leutnant hörte geduldig zu, ohne eine Silbe zu äußern.

„Na, mein Junge,“ fuhr die Excellenz fort. „Warum denn so schweigsam? Ist doch sonst nicht deine Manier.“

Der junge Offizier zuckte zusammen, als wäre er aus einem schweren Traume erwacht. „Nein,“ erwiederte er, sich straff aufrichtend, „ich dachte über etwas nach ... Wenn es auch nicht das erste Mal ist, daß ich marschiere, so ... Nun, damals vor vier Jahren war es wie ein Spaß, jetzt scheint es mir furchtbarer Ernst zu sein. Vielleicht, daß ich seitdem älter geworden bin,“ lächelte er matt, „und deshalb die Geschichte schwerer nehme.“

„Dummes Zeug!“ grollte der General, ihn scharf unterbrechend. „Hoffe, du wirfst die Gedanken schleunigst über Bord. Freudigen Mut, mein Junge, nur keine schwache Minute.“

Auf des Sohnes Zügen lag ein starrer Ausdruck. „Ich glaube gar, du traust mir Nervosität, Kanonenfieber zu!“

„Keine Idee! Käme mir das auch nur im entferntesten in den Sinn, so wollte ich lieber keinen Sohn haben. Nein, nein, kenne das übrigens. Gestern habt ihr etwas lange pokuliert, und heute liegt ein kleiner Physischer und Moralischer über der Stimmung, mindestens bei den Herren, die dazu tendieren. Na, die sechsunddreißig Stunden bis an den Rhein thun Wunder. Der alte Leichtsinn kommt wieder, wenn du im Sattel sitzest auf der Jagd nach den Rothosen.“

„Darin will ich dir recht geben.“

Der General blickte dem Leutnant scharf in die Augen.

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte er gutmütig. „Schulden? Ein paar Accepte? Und nun möchte Hans Leichtfuß gerne beichten, traut sich aber nicht, mit dem Alten ein offenes Wort zu reden, weil es erst ein paar Monate her sind, seit ich derartige Eröffnungen mit nichts weniger als großem Entzücken hingenommen habe. Sei unbesorgt, ich werde deine Schulden auf Heller und Pfennig bezahlen.“

„Ich habe keine Schulden, Papa. Wenigstens keine Schulden, wie du sie dir denkst,“ setzte er leise hinzu. „Du hast mir oft vorgeworfen, ich sei leichtsinnig. Wäre ich es, wahrhaftig, ich würde heute lauter jubeln wie alle andern. Papa! Ich habe eine Schuld auf mich geladen, die ich nun nicht ablösen kann. Das ist es, was auf mir lastet.“

Der General war blaß geworden, seine Züge trugen einen harten Ausdruck.

„Also doch!“ stieß er ingrimmig hervor. „Meine Bitten, Vorstellungen — alles in den Wind geschlagen. O, du ... du ...“

„Papa!“ rief der Sohn, einen Schritt zurücktretend, „malhonnête bin ich nicht. Auf mein Wort, hätte ich es möglich machen können ...“

„So hättest du den Säbel da, der dem Könige gehört, dessen Vorfahren die Unsrigen treu dienten, leichten Herzens in die Ecke geworfen, um einmal zu spät zu erkennen, was du thöricht verspieltest in einer flüchtigen Leidenschaft.“

Ein scharf schmetterndes Signal gellte herüber.

„Papa! Der Dienst ruft. Ich muß gehen. Ich komme nicht wieder, sicher nicht, ich weiß es. Wirst du mir, deinem einzigen Sohne, die letzte Bitte versagen? Wenn ich falle, nimm dich der Verlassenen an."

Hans haschte nach der Hand des Generals, die dieser ihm auch überließ, obwohl die Augen streng blickten.

„Vor dem Feinde gedenke des alten Namens, den du trägst," erwiderte die Excellenz. „Mehr habe ich dir nicht zu sagen." Damit wendete sich der alte Mann kurz auf dem Absatze herum und schritt, straff aufgerichtet, langsam der Straße zu.

*

Die trüben letzten Novembertage waren angebrochen, banges Gefühl bewegte die Herzen jener, welche einen ihrer Lieben im Kampfe um die Stadt des Heldenmädchens von Domrémy wußten. So auch in unserm Hause, aus dem alle Fröhlichkeit gewichen schien.

Von den Bewohnerinnen des zweiten Stockwerks war in diesen Monaten wenig zu sehen, und es hieß, daß sie zu Neujahr ausziehen, Berlin vollständig verlassen würden. An einem düsteren Morgen stieg die alte Excellenz, gekleidet in die Generalsuniform, die Brust mit den vielen in langer Dienstzeit erworbenen Orden geschmückt, zu den Damen hinauf. Als der General vor Lulus Mutter stand, begann er:

„Ich darf wohl annehmen, daß die gnädige Frau weiß, warum ich um die Ehre nachsuchte, meine Aufwartung machen zu dürfen?" Er empfing nur ein stummes Kopfnicken zur Antwort.

„Mein einziger Sohn weilt nicht mehr unter den Lebenden."

Diesmal entfuhr den bis dahin so streng und abweisend geschlossenen Lippen der Dame ein leiser Ausruf. Der alte Herr hatte die Augen niedergeschlagen, seine Stimme verriet den harten Kampf, den der Schmerz des Vaters mit der eisernen Selbstzucht des Soldaten führte.

„Gnädige Frau! Nach dem Willen des Herrn ist es geschehen. Mein Sohn erhielt am einundzwanzigsten dieses Monats den Befehl, das Marschquartier der 36. Brigade in Beaune aufzusuchen. Auf dem Rückwege traf ihn das tödliche Blei." Die Excellenz hatte ein Schreiben aus der Brusttasche gezogen und las jetzt: „Gefreiter Hermann der 3. Eskadron 1. Dragonerregiments traf um elf Uhr nachts, schwer verwundet, hier ein. Er gab zu Protokoll, daß der Leutnant ihm immer um zwanzig bis dreißig Schritte voraus gewesen sei. Plötzlich wären drei oder vier Schüsse aus einer kleinen, neben der Straße Beaune-Pithiviers gelegenen Waldparzelle gefallen. Ehe der Gefreite den Leutnant erreichte, glitt dieser lautlos aus dem Sattel. Zugleich tauchten die Gegner, wahrscheinlich Franctireurs, von allen Seiten her auf, und nur mit Mühe gelang es Hermann, dem ein Schuß den rechten Oberarm zerschmetterte, zu entkommen. Eine darauf entsendete starke Patrouille fand an der Stelle des unglücklichen Geschehnisses wohl das tote Pferd des Leutnants, von diesem jedoch keine Spur. Es ward kein Mittel unversucht gelassen, soweit nur irgend möglich, die Leiche des Ge-

fallenen zu finden. Es muß jedoch angenommen werden, daß diese von den Franctireurs in dem erwähnten Gehölze verscharrt wurde. Unter allen Umständen ist es sicher, daß der Leutnant ein Opfer seiner treuen Pflichterfüllung ward."

„Ich vermag Eurer Excellenz tiefen Schmerz nachzufühlen. Ich danke auch für die gütige Mitteilung des Geschehnisses."

Der General blickte überrascht auf. „Und Sie haben mir wirklich nur dies zu sagen, gnädige Frau?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Nur dies," klang es fest und bestimmt zurück.

„Selbst im Hinblick auf Ihr Fräulein Tochter?"

„Ja, auch im Namen meiner Tochter." Die Betonung der Worte trug die Färbung der strengsten Abweisung.

„Dennoch muß ich gnädige Frau um Erlaubnis bitten, mit dem Fräulein selbst sprechen zu dürfen!" rief lebhaft der alte Herr.

„Ich bedaure, Euer Excellenz die Erlaubnis verweigern zu müssen," versetzte die Dame. „Was Lulu nötig hat, zu erfahren, werde ich ihr mitteilen. Der Tote hat mein Kind unglücklich gemacht, das junge Leben mit allen Qualen belastet. Ich denke, Excellenz, es ist für uns das beste, wenn sich unsre Wege auf immer voneinander scheiden." Sie machte eine ungeduldige Handbewegung, die der General aber nicht zu bemerken schien.

„Gnädige Frau," begann er wieder mit gepreßter Stimme. „Ich verteidige nicht die Handlungsweise meines Sohnes. Doch er hat sie durch seinen ehrenvollen Tod, soweit er selbst in Betracht kommt, gesühnt. Etwas andres ist es, daß ich Kenntnis von dem von ihm gegebenen Ehrenworte habe. Er würde es, auch gegen meinen ausdrücklichen Willen, eingelöst haben, hätte ihn nicht der plötzliche Kriegsausbruch daran gehindert. Hans weilt nicht mehr unter den Lebenden, seine Verpflichtung aber bleibt bestehen."

„Lassen wir die Toten, überhaupt die Vergangenheit ruhen, Excellenz."

„Ich wage zu widersprechen, gnädige Frau. Der Tote möge die ewige Ruhe finden, doch solange ein Träger seines Namens lebt, ist dieser verbunden, die eingegangene Verpflichtung zu lösen. Mein Sohn ist nicht mehr von dieser Welt, ich muß für ihn eintreten."

„Excellenz!"

„Ja, gnädige Frau! Ich durfte nach Empfang dieser Nachricht keinen Augenblick damit zögern. Und deshalb bitte ich Sie, Ihr Fräulein Tochter vorzubereiten, daß ich den Antrag stelle, sie möchte meinen Namen teilen."

Die Dame war weiß wie die Wand geworden.

„Excellenz!" brachte sie mühsam hervor. „Diese Stunde scheint zu freveln Scherzen nicht geeignet."

Des alten Offiziers dunkle Augen sprühten. „Gnädige Frau!" rief er mit harter, tönender Stimme. „Das Verständnis für die Gedanken, welchen Sie in den letzten Monaten Gehör geben mußten, läßt mich Ihre Worte überhören. Vergessen Sie jedoch nicht, wer vor Ihnen steht. Es ist wahr, ich habe keine Macht, die Bitte mit Ge-

walt in Erfüllung gehen zu lassen. Ich fühle mich auch nicht im stande, die Künste der Ueberredung zu gebrauchen. Nur um die Gunst ersuche ich Sie, meinen Antrag direkt oder indirekt Ihrem Fräulein Tochter unterbreiten zu dürfen. Sie möge selbst wählen. Aber einzig dann werde ich zurückstehen, wenn ich die Ueberzeugung gewinnen sollte, daß Fräulein Lulu meinen Antrag aus eignem Willen abweist. Ich werde mir erlauben, von heute an in drei Tagen wieder anzufragen."

Er grüßte ehrerbietig und schritt hoch aufgerichtet aus dem Zimmer.

•

Fast vier Jahre gingen seit dem Kriege dahin. Wir wohnten schon längere Zeit in einer andern Stadtgegend. Das Haus in der Wilhelmstraße war in den Besitz einer Baugesellschaft übergegangen. Von der alten Excellenz hörte man nichts mehr. In der letzten Woche des Jahres 1870 hatte Lulus Trauung mit dem General stattgefunden, und unmittelbar nach dem feierlichen Akte verließen sämtliche Bewohner der oberen Etagen für immer das Haus. Man erfuhr, daß sie alle den Weg nach Holstein auf ein vom General gekauftes kleines Landgut genommen hätten. Es ist möglich, daß die eigenartige Verbindung damals einiges Aufsehen erregte. Doch der andauernde Krieg und die ihm folgenden Ereignisse ließen die Episode lange vor der endlichen Heimkehr der Sieger aus Frankreich vergessen.

Es wird im Frühling 1874 gewesen sein, daß mein Vater eines Tages seiner Lebensgefährtin erzählte:

„Denke mal, Leutnant Hans ist von den Toten wieder auferstanden. Er ist zurückgekehrt, ich sah ihn heute auf der Kommandantur."

Mama unterdrückt nicht ihren Ausruf freudigen Erstaunens, während der Erzähler fortfuhr: „Eine ganz tolle Geschichte! Der junge Herr wurde bei Beaune schwer verwundet, aber er blieb am Leben, weil der Führer der Freischar sich energisch ins Mittel legte, um einen gefangenen preußischen Offizier aufweisen zu können. Der Leutnant ward auch zunächst leidlich behandelt, später aber durch den Einfluß des fanatischen Hasses der Bevölkerung nach Marseille gebracht. Noch nicht vollkommen genesen, seelisch außerordentlich erregt, hatte er eines Tages eine allzu lebhafte Auseinandersetzung mit dem Fortkommandanten. Dieser, ein brutales, rachsüchtiges Subjekt, ermangelte nicht, an dem Gefangenen sein Mütchen zu kühlen. Leutnant Hans wurde ohne weiteres wie ein Sträfling behandelt, nach Algier überführt und dort mit Verbrechern zusammen an Straßenbauten beschäftigt. Seine Versuche, die Freiheit wieder zu erlangen, verschlimmerten seine Lage, das Absenden von Korrespondenzen erlaubte man ihm nicht, er wäre vermutlich für immer verschollen, wenn er nicht endlich die Aufmerksamkeit eines höheren Offiziers erregt hätte. Vor wenigen Tagen erst haben sie den Leutnant freigelassen, diesen Morgen ist er hier eingetroffen."

Wie sich bei uns das Gespräch um die Schicksale des jungen Offiziers drehte, so unterhielt sich auch die Gesellschaft der Reichshauptstadt wenigstens drei Tage über ihn. Dann aber verschwand der interessante Stoff in der Flut

der Tageserscheinungen, um einem andern sensationellen Falle den Platz zu räumen. — — —

Der Sohn saß dem Vater, der nun wirklich ein alter, hinfälliger Mann geworden, gegenüber. Das Wiedersehen hatte den General gewaltig erschüttert; nun, als er den langen Bericht vernommen, faßte er mit den abgezehrten Händen die Rechte des Zurückgekehrten.

„Du weißt, wer an meiner Seite durchs Leben wandelt?"

„Sie haben es mir in Berlin erzählt."

„Hast du Lulu gesehen?"

„Nein! ... Und was an mir liegt, soll geschehen, damit wir uns nicht mehr begegnen."

„Du liebst sie noch?"

Der Leutnant zögerte mit der Antwort. „Ja, Papa," sagte er leise. „Die Jahre in Algier hat mich der Gedanke allein aufrecht erhalten, daß ich sie einst wiedersehen, daß sie mir Treue bewahren werde bis in den Tod."

„Und kannst du mir verzeihen?" fragte der General mit zitternder Stimme.

Aber schon lag Hans vor ihm auf den Knieen. „Du hast gehandelt wie ein Ehrenmann, ich danke dir, Papa," flüsterte er, sein Haupt an des Greises Brust bergend.

„Ich war Lulu ein Vater! Könnte ich eure Vereinigung mit meinem Leben erkaufen, Gott sei mein Zeuge und gnädiger Richter, ich wollte morgen die Sonne nicht mehr sehen. Mächtiger als unsre Wünsche ist aber das Gesetz, und der König selbst darf es nicht umstoßen."

„Der Traum ist ausgeträumt," sagte Hans, sich langsam aufrichtend. „Das Schicksal hat es so gefügt, wir müssen es tragen. Wir dürfen dagegen nicht hadern, sondern wir müssen uns unterwerfen, stumm und ohne zu klagen."

„Was gedenkst du zu thun?"

„Ich habe mein Abschiedsgesuch eingereicht. Ich will in Heidelberg Medizin studieren. In der angestrengten Arbeit hoffe ich zu vergessen."

„Werde ich dich wiedersehen?"

„Ich rechne bestimmt auf deinen Besuch," versetzte Hans ausweichend. „Dein Leiden geht sicher bald vorüber, und du gewinnst die alte Rüstigkeit wieder."

Der General schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er ruhig, aber es klang nicht traurig. „Ich stehe nicht wieder auf."

Wenige Minuten später rollte der Wagen mit dem Leutnant zur Bahnstation. In Lulus Zimmer lag ein junges Weib in todesähnlicher Ohnmacht. Der Jugendgeliebte war zum zweiten Male gestorben.



Was die Engländer von König Edward VII. erhoffen.

Von

Sir Richard Temple.

In einem jüngst erschienenen Artikel („Deutsche Revue", Juli 1901) habe ich das Urteil der Engländer über die Königin Viktoria wiedergegeben. In diesem Artikel hier werde ich die Hoffnungen schildern, die die Engländer auf den Sohn der Königin, Edward VII., setzen. Als unmittelbar nach dem Tode seiner königlichen Mutter die Räte der Krone sich versammelt hatten, erklärte er ihnen, daß er den Namen Edward annehmen wolle, den sechs seiner Vorfahren getragen haben. Sicher gehören einige von ihnen zu den größten Herrschern, die die neuere Zeit gesehen hat. Edward I. vereinigte alle die Herrschereigenschaften, die dem normännischen Geschlecht eigen waren, dem berühmten Geschlecht Rollos und Wilhelms des Eroberers. Edward III. war vielleicht zu ehrgeizig, aber doch ein Mann von gewaltigen Fähigkeiten. Edward VI. aus dem Hause Tudor starb zu jung für seinen Ruhm, seine Jugend war verheißungsvoll. Hätte sein Leben länger gedauert, so würde er der erste gewesen sein, der die Reformation Englands aus religiösen Gründen durchgeführt hätte. Mit diesen historischen Beispielen vor Augen wählte der neue König Albert Edward den Namen Edward, der in England eine Popularität besitzt, die bis zum zehnten Jahrhundert zurückreicht. Zu gleicher Zeit erinnerte er seine Räte daran, daß sein erster Name Albert in England in höchster Achtung steht als der seines Vaters, der von dem Poeta laureatus unter dem Beifall des ganzen Volkes Albert der Gute genannt wurde. Die Engländer haben ein gutes Gedächtnis für Dinge, an denen sie beteiligt sind, und jedesmal, wenn der Name Edward VII. genannt wird, steigen große Erinnerungen in den Herzen aller Gebildeten auf, und selbst in den Herzen derer, die keine Bildung genossen haben, erheben sich Vorstellungen, die, wiewohl unklar, doch weithin leuchten.

Das Erbe König Edwards VII., das in der Herrschaft über ein Viertel des bewohnbaren Erdballs und fast ein Drittel seiner Bevölkerung besteht, ist dem deutschen Leser so wohlbekannt, daß hier kein Versuch gemacht zu werden braucht, es zu schildern. Die unermeßliche Verantwortung vor Gott und den Menschen, die auf einen solchen Herrscher fällt, ist klar wie die Sonne am hellen Tage. Die thatsächliche Frage in diesem Augenblick ist: welche Vorbereitung, welche Schulung hat König Edward VII. schon für eine solche Verantwortung durchgemacht?

An erster Stelle hat er seines Vaters Beispiel, wiewohl Prinz Albert nicht lange genug gelebt hat, um seinem königlichen Sohn viel politische Schulung angedeihen zu lassen. In der That war die erste eigentliche öffentliche Handlung, an der der Prinz von Wales je teilnahm, das Leichenbegängnis seines Vaters

in der St. Georgs-Kapelle zu Windsor, bei welchem er als erster Leidtragender erschien. Er stand damals gerade an der Schwelle zum Mannesalter, und als er am öffentlichen Leben teilzunehmen begann, muß er den guten Eindruck wahrgenommen haben, den seines Vaters häusliches, soziales, erziehliches und politisches Verhalten in der Seele der Engländer hinterlassen hatte. Der Glaube an die Vererbung ist stark, und so hat jedermann das Vertrauen, daß der älteste Sohn so außergewöhnlich vortrefflicher Eltern wie Prinz Albert und Königin Viktoria großen Erfolg haben muß, wenn ihm von der Vorsehung ein genügend langes Leben beschieden ist. Weiterhin hat er das Beispiel seiner königlichen Mutter, das, wie er selbst erklärt hat, seinem Geist in voller Frische gegenwärtig ist. In der That hat er in Gegenwart seiner Räte feierlichst versprochen, sein Bestes zu thun, ihren Spuren zu folgen. Das ist ein Versprechen, das wahrlich viel, sehr viel bedeutet und äußerst schwer zu erfüllen ist. Indessen, wenn beharrlich ehrliche Anstrengungen gemacht werden, es zu erfüllen, ist bis zu einem gewissen Grade seine Erfüllung möglich und wird zweifellos erreicht werden. Die Spuren der verstorbenen Königin sind am Hof, in der Gesellschaft, im parlamentarischen Leben, in der auswärtigen Politik, in den Beziehungen zu befreundeten Staaten so deutlich wahrzunehmen, sie folgen so vielen Pfaden, die, wiewohl ausnahmslos gut, oft steil sind, daß es selbst für den fähigsten Herrscher eine harte und schwere Aufgabe ist, ihnen zu folgen. Indessen, Edward VII. hat, wie wir gleich zeigen werden, besondere Gaben und Vorzüge für das alles. Er ist thatsächlich, seit er vor vierzig Jahren in das Mannesalter eingetreten ist, speziell und unablässig für die erhabene Stellung, die er jetzt einnimmt, vorgebildet worden. Selten in der Geschichte hat ein Herrscher ein großes Reich nach einer so langen Vorbereitungszeit übernommen wie er. Von seinen Eltern muß er eine Anlage und Befähigung für königliche Funktionen aller Arten ererbt haben, und dazu kommt, daß er sie mehr als ein ganzes Menschenalter hindurch anhaltend und beständig ausgeübt hat.

Vor allem besitzt er jede Vorbedingung, um seinen Hof und dessen Umkreise in sozialer Ordnung und aller Vortrefflichkeit fortzuführen, wie es seine Mutter gethan hat; und das zählt, wie ich in einem früheren Artikel auseinandergesetzt habe, beim englischen Volke viel.

In dieser Hinsicht findet er die denkbar beste Stütze an der Königin Alexandra, die sicher, soweit ihre Macht geht, es ganz wie die Königin Viktoria machen wird, und hierbei muß der Einfluß der Königin als des gesellschaftlichen Hauptes des Hofes von großem Vorteil sein. Seit sie vor mehr als dreißig Jahren als „des Seekönigs Tochter von jenseits der See“ und als die Braut des gesetzlichen Erben in England gelandet ist, hat sie sich unaufhörlich vor den Augen der Oeffentlichkeit gezeigt, und im ganzen britischen Reich giebt es keine Frau, die höher geachtet wird als sie. Sie hat sich in der That die Liebe aller Klassen der Gesellschaft von der höchsten bis zur niedersten erworben und an Popularität im Lande nur der Königin Viktoria nachgestanden. Glücklicherweise genießt sie den Ruf einer Frau von festem Willen und sicherem, immer den rechten Weg

findenden Empfinden. Daß sie an der Spitze der englischen Gesellschaft steht, wird als ein glückliches Omen und Anzeichen betrachtet.

Weiter hat der König als Prinz von Wales von Anfang an bis zur Gegenwart stets den äußersten Takt bewiesen. Nun ist es im Englischen wie vielleicht auch im Deutschen schwierig, zu definieren, was Takt ist, aber wohl jeder Leser weiß und fühlt es. Zweifellos bedeutet es ein instinktives Gefühl für das, was gegenüber den Empfindungen andrer unter den Umständen des Augenblicks klug, rücksichtsvoll und gentlemanlike ist. Diese Eigenschaft muß sich immer im äußeren Auftreten zeigen und ist für einen konstitutionellen Herrscher wie den König von England sehr wichtig. Es ist wohlbekannt, daß Königin Viktoria sehr auf Besonnenheit hielt und daß keiner, der diese Eigenschaft nicht besaß, Aussicht hatte, ihre Gunst zu gewinnen oder zu behalten; der Takt ist mit der Besonnenheit verknüpft und ist vielleicht ihr Resultat, und diese beiden Eigenschaften hat Königin Viktoria auf ihren Sohn übertragen. Sie werden ihm durch Wind und Wogen hindurch einen festen Platz sichern, selbst durch die Sturzseen hindurch, die in einem Reich wie dem britischen beständig die Fahrt des Herrschers und seiner Berater bedrohen.

Ein Ausfluß dieser Besonnenheit ist es, daß er sich klug von den politischen Parteien im Staat, sei es die konservative oder die liberale, ferngehalten hat, indem er für die berechtigten und vernünftigen Ziele beider Parteien Sympathie bewies, aber nicht ausschließlich zu einer hielt. Das ist ein wichtiges Ding in England, wo alle Gebildeten die Verstöße im Gedächtnis haben, die in dieser Hinsicht in früheren Zeiten begangen worden sind. So sind zum Beispiel Lord Randolph Churchill und Lord Rosebery zur selben Zeit, aber auf entgegengesetzten Parteien zu hervorragender Stellung gelangt. Es ist wohlbekannt, daß der Prinz beiden in gleicher Weise Aufmerksamkeit schenkte. Im gegenwärtigen Augenblick ist es unmöglich, zu sagen, ob er zu der einen Seite oder zu der andern neigt, und das ist recht; wiewohl er persönliche Ansichten hinsichtlich dieser Parteien besitzen muß, hat er sie nie vor den Leuten gezeigt.

Viele Jahre hindurch, vielleicht nahezu ein Vierteljahrhundert vor dem Tode der Königin, hat er viele Herrscherpflichten in ihrem Namen erfüllt; speziell hat er alle Empfänge in ihrem Namen gehalten. Diese ermüdenden Festlichkeiten, die drei- oder viermal jährlich stattfinden, müssen ihm eine persönliche Kenntnis der leitenden Männer aller Klassen im Lande und der Vertreter des Auslands verschafft haben. Ferner hat er ein ganzes Menschenalter hindurch bei zahllosen offiziellen Veranstaltungen in allen Teilen von England den Vorsitz geführt, teils im Namen der Königin, teils für sich selbst, zu Zwecken der Wohlthätigkeit, der Bildung und des öffentlichen Unterrichts. Vielleicht kein Lebender hat so viele öffentliche Reden gehalten wie er; seine Reden sind immer knapp, scharf pointiert, wohl überlegt und in prinzipiellen Fragen nachdrücklich gewesen, und haben ihn nie auf irgend eine streitige oder anfechtbare Ansicht festgelegt. Thatsächlich ist sein Erscheinen immer so populär und willkommen gewesen, daß alle Wohlthätigkeitsvereine immer sehr bestrebt waren, es zu erlangen, in der klaren

Erkenntnis, daß dadurch der gute Zweck eine wesentliche Förderung erfahren würde. Es ist schwer, abzuschätzen, wie viel Gutes er bei solchen Veranstaltungen gewirkt hat, die in England so häufig sind wie kaum in irgend einem Lande der Welt.

Da er das außerordentliche Interesse kennt, das die Engländer für das Landleben und die damit zusammenhängenden Bestrebungen haben, so ist er von Anfang seiner Laufbahn an ein Landedelmann gewesen, der an den nationalen Sports teilnimmt, die besten Zuchtanstalten für Pferde und andre in England geschätzte Tiere unterhält und so manche der größten Pferderennen im Lande gewonnen hat. Nichts könnte besser als dies dazu dienlich sein, ihm einen Einblick in die Seele des Volkes zu geben. Bei einer Gelegenheit hat Mr. Gladstone dem Hause der Gemeinen die allgemeinen Vorteile auseinandergesetzt, die aus der von dem Prinzen bethätigten Anteilnahme am Landleben hervorgegangen sind.

In gleicher Weise hat er sein Interesse dem Stadtleben zugewendet. Er hat schwierige Entwürfe für die Errichtung besserer Häuser für die Armen in überfüllten Wohnräumen ausgearbeitet. Selbst Besitzer vielen Grundeigentums in einigen solchen Stadtteilen, hat er ein Beispiel aufgestellt für das, was seiner Ansicht nach ein philanthropischer Grundbesitzer thun sollte.

Außerhalb der britischen Inseln hat er sich als Weltreisender umgesehen und ist daher mit manchen unsrer Kolonien und unsrer Verwandten über dem Ozean drüben bekannt geworden. Insbesondere hat er eine umfassende Reise durch Indien gemacht und im Namen der Königin jeden der eingeborenen Fürsten, Vasallen und Lehnsleute des indischen Reiches feierlich empfangen. Wie ohne Zweifel in Europa wohl bekannt ist, hat er alle Hauptländer des Kontinents besucht und ist speziell mit der deutschen und der französischen Sprache wohlvertraut.

Die Krone aller dieser Vorbereitungen ist sein Zusammenwirken mit der verstorbenen Königin gewesen. Wie oft muß die besorgte Mutter ihre Politik und ihre Prinzipien dem mutmaßlichen Thronerben ans Herz gelegt haben! Er muß die Bewunderung, die die ganze Welt für ihre Herrschergröße gehabt hat, geteilt haben. Die Engländer sind gern geneigt, zu glauben, daß er ihr nacheifern wird, und sie sind bereit, dem Sohn dieselbe Aufnahme zu bereiten, wie sie sie der Mutter bereitet haben.

Die konstitutionelle Monarchie Englands steht jetzt auf der Höhe ihres Ruhmes und Einflusses. Sie hat niemals zuvor so hoch gestanden und könnte vielleicht nicht höher stehen. Die Vertreter der europäischen Nationen und Amerikas haben das ihrerseits bei Gelegenheit der Jubiläen von 1887 und 1897 bezeugt und werden Berichte darüber in ihre Länder heimgebracht haben. Zu den vielen hervorstechenden Vorgängen bei diesen beiden Jubiläen gehört das Erscheinen der Deputationen aus den Kolonien. Seit 1900 haben wir ferner gesehen, daß die Kolonien nicht nur materielle Hilfe zu leisten, sondern auch bereitwillig ihr Blut für das Mutterland und das Reich zu vergießen bereit sind. Es geht daraus hervor, daß sich eine Reichsorganisation, die sich über die ganze Erde ausdehnt, zusammenfügen und -schweißen läßt. Ferner haben wir im Jahre 1900,

ebenso wie bei früheren Gelegenheiten gesehen, daß wir uns auf die asiatischen Besitzungen des englischen Herrschers verlassen können, sobald es gilt, Truppen in großer Anzahl weit über ihre eignen Grenzen hinaus für das Reich zu stellen. So wird König Edward, was er auch unternehmen oder was ihm auch fehlschlagen mag, sicher die Monarchie in ihrer gegenwärtigen Lage aufrechthalten. Obwohl er erst wenig über ein halbes Jahr regiert hat, so hat er doch nicht nur den Willen, sondern auch die Fähigkeit gezeigt, die volle Würde der Stellung, zu der er emporgestiegen ist, zu wahren.

Dieses auf dem Theater und in der Arena der Welt vor sich gegangene Schauspiel muß überall eine gute Wirkung auf die Bewahrung von Gesetz und Ordnung haben. Menschen aller Nationen muß der Anblick des freiesten, unabhängigsten und in mancher Hinsicht unlenksamsten, unbändigsten Volkes, das im goldnen Harnisch geschult und mit seidenen Zügeln gelenkt wird, mit Staunen erfüllen. Dieser Gedanke ist oft durch Bilder illustriert worden, die den britischen Souverän in einem Wagen sitzend zeigen, gezogen von dem Löwen, dem Tiger und dem Elefanten, die die Hauptteile des Reiches versinnbildlichen. Denkende Menschen müssen entschieden zum Nachsinnen angeregt werden über die moralischen Kräfte, die diese enorme physische Macht im Zaum, über die Weisheit, die so viele widerspenstige Elemente in Ruhe und Zufriedenheit hält. Die fremden Nationen mögen es zugeben oder nicht, daß England an der Spitze der Zivilisation steht, so werden sie doch vermutlich alle zugeben, daß es die älteste und am besten eingerichtete Form des konstitutionellen Regimes hat, woran alle Klassen in gebührendem Verhältnis ihren Anteil haben. In dieser Hinsicht scheint Englands Beispiel von allen fremden Nationen aufmerksam betrachtet zu werden, wie sehr sie auch in andrer Hinsicht seine Handlungen kritisieren mögen. Welche immer nach ihrer Meinung die Fehler oder selbst die Sünden Englands sein mögen, sie bewundern offenbar ausnahmslos seine wohlregulierte Freiheit und seine Gesetzestreue, die daraus entspringt, daß die Gesetze für gerecht gehalten und von der großen Mehrheit derjenigen aufgestellt werden, die ihnen zu gehorchen haben.

Das also ist die Lehre, die allen zivilisierten Nationen beim Eintritt König Edwards VII. in die Herrschaft über die britischen Inseln und die überseeischen Kolonien und Besitzungen vor Augen geführt worden ist. Eine solche Lehre, die nicht durch Schreiben oder Sprechen, noch weniger durch Vorschriften, sondern einfach durch praktisches Thun gegeben wird, muß vorteilhaft wirken und allen Gutgesinnten überall helfen, für Ordnung zu bürgen. Thut eine solche Lehre beim Beginn dieses zwanzigsten Jahrhunderts nicht sehr not? Im Deutschen Reiche ist alles sicher und fest wie im englischen. Aber von welchem andern Reiche — mit Ausnahme von einem oder zweien der kleinen nordeuropäischen Staaten — kann dies noch gesagt werden? Hinsichtlich welcher andern Großmacht kann diese Versicherung noch gegeben werden? Es wäre geradezu boshaft, irgend eine andre Nation oder Großmacht zu erwähnen. Jeder deutsche Leser kann sich ohne weiteres die Gerüchte, die Drohungen, die Symptome und Vor-

zeichen von Veränderungen, Unruhen, selbst von Revolutionen in fast jedem Lande ins Gedächtnis rufen oder vorstellen. Selbst in den Vereinigten Staaten, die das erstaunlichste Beispiel politischer Organisation in der Welt nächst dem des britischen Reiches darstellen, herrscht beständig eine Erregbarkeit und eine Aussicht auf unvorhergesehene Entwicklungen, die eine unaufhörliche Besorgnis erzeugen. Die Welt soll sich überzeugen, daß in dem Körper des englischen Staats, solange der Kopf von Unternehmungsgeist und Ehrgeiz wirbelt, solange die Augen spähend in die Ferne gerichtet sind und die Glieder sich in rastloser Thätigkeit bewegen, das Herz immer gleichmäßig und ruhig schlägt. Dies ist das Vorbild, das uns der Regierungsantritt Edwards VII. vor Augen führt, nicht nur als Symbol für die Reichseinheit, sondern auch als die eigentliche Personifikation von Gesetz und Ordnung.

Hieran mag sich die Frage reihen, ob die britische Monarchie unter Edward VII. ebensowohl draußen Frieden bedeutet wie im Innern Gesetz und Ordnung. Wahrscheinlich werden die Engländer nicht so weit gehen, das zu behaupten, denn das ist ein zu weitgehendes Versprechen für sie.

Sie erinnern sich, daß, als Napoleon III. Kaiser zu werden wünschte, er erklärte, das Kaiserreich sei der Friede. Sie haben gesehen, daß in Wirklichkeit das Kaiserreich den Krieg bedeutete und im Kriege zerstört wurde, nach der in der Heiligen Schrift überlieferten Drohung, daß, wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen solle. In jüngster Zeit haben sie gesehen, wie der russische Kaiser das Zusammentreten einer Friedenskonferenz im Haag herbeiführte, augenscheinlich in der Absicht, die Großmächte zu einer allgemeinen Reduktion ihrer Kriegsstreitkräfte zu veranlassen; natürlich hat die Konferenz nur geringe Ergebnisse gehabt, und statt irgendwelcher Reduktion ist sofort überall eine große Vermehrung der Streitkräfte erfolgt. Gegenwärtig unter Edward VII. ist bereits ein Entwurf vorhanden, der darauf hinzielt, die englische Armee bedeutend stärker zu machen, als sie jemals bisher gewesen ist. Die Flotte erfährt eine enorme Verstärkung durch den Bau der formidabelsten Schlachtschiffe, die jemals hergestellt worden sind. Der König wird zweifellos sein Bestes thun, den Geist der Offiziere und Mannschaften zu Wasser und zu Lande auf die höchste Stufe zu heben. Ob diese Vereinigung von Macht zu Land und zu Wasser durch einen Krieg zu aktiver Thätigkeit berufen werden wird, ist eine Frage, die von den Beziehungen abhängt, welche England mit andern Mächten haben wird. England wird kein Mittel unversucht lassen, um den Frieden zu erhalten, soweit es das mit Ehren vermag. Aber England will allein für sich Richter darüber sein, was Ehre bedeutet. Es wird nicht Frieden um jeden Preis acceptieren. Es mag schwer sein, sich etwas vorzustellen, was die Engländer dazu bringen könnte, sich gegen ihre Regierung aufzulehnen, aber wenn irgend etwas diese Wirkung haben könnte, so würde es der Abschluß eines von der öffentlichen Meinung mißbilligten Friedens nach einem Kriege sein. England wird niemals aus andern Anlaß kämpfen, als zur eignen Verteidigung, und das sollte die feststehende Begrenzung sein; aber seine Interessen sind so

weit ausgedehnt und in so viele Richtungen zerstreut, daß es selbst mit dieser Begrenzung in jedem Augenblick in einen Krieg hineingerissen werden kann. So unterliegt es einer beständigen, anhaltenden Verantwortlichkeit, deren sich sein Volk wohl bewußt ist. Darum muß es wiederum allein für sich darüber urteilen, was Selbstverteidigung ist, und was es als solche ansieht, mögen andre Nationen als Angriff ansehen. Nehmen wir das jüngste Beispiel. England ist immer der Ansicht gewesen und ist es noch, daß der Krieg in Südafrika ein rein defensiver war; aber alle europäischen Nationen waren der Ansicht, daß es ein Angriffskrieg sei, wiewohl manche von ihnen jetzt geneigt sein werden, ihre Meinung zu ändern. England glaubt, daß besonders die Deutschen anfangen einzusehen, daß es durch politische Notwendigkeit zu dem Kriege gezwungen war. Entschieden hat die europäische Presse mit sehr wenig Ausnahmen ihr möglichstes gethan, England glauben zu machen, daß es keine Freunde, wohl aber viele Tadler und manche mächtige Feinde habe. Vermutlich wird der König bei seiner genauen Kenntnis Deutschlands nicht glauben, daß die Abneigung wirklich so groß ist, wie sie von den Journalisten geschildert worden ist. Auf alle Fälle werden er und sein Volk die Aeußerungen dieser Abneigung mit vollem gutem Humor hinnehmen. England beachtet das alles nach Gebühr und ist darauf vorbereitet, im äußersten Falle allein zu stehen. Indessen wünscht es keineswegs isoliert zu sein und wird immer nach Bundesgenossen oder auf alle Fälle nach wohlwollenden Neutralen suchen. Es wird immer an dem Konzert der Großmächte teilnehmen, ungeachtet der jüngst bei der Ordnung der Verhältnisse in China bemerkten Verschleppung und Ergebnislosigkeit. In Weltangelegenheiten oder dem, was im Deutschen jetzt „Weltpolitik“ genannt wird, wird England vor allem auf die Vereinigten Staaten, seinen Riesensprößling, blicken. In europäischen Angelegenheiten wird es vor allem auf Deutschland blicken, als auf eine verwandte Nation, die denselben Glauben, dieselben Ideen und dieselbe Anlage hat, wie es selbst.

So hat Edward VII. den Thron bestiegen, als der Geist des Volkes sozusagen auf Hochwassermarke stand. Er hat die patriotischen Anstrengungen gesehen, welche bewirkten, daß die Regierung seiner Mutter mit einem blutroten, aber doch glänzenden Sonnenuntergang abschloß, und ihre letzten Tage vergoldeten. Er muß sich die Frage vorgelegt haben: wenn das Volk solche Anstrengungen gemacht hat, als die Gefahr in weiter Ferne war, welche ungeheure Mühe würde es da nicht aufwenden, wenn die Gefahr infolge eines feindlichen Bündnisses in Europa der Heimat näher wäre? Ferner muß er sich gesagt haben: wenn die Kolonien aus freiem Entschlusse, ohne daß von der britischen Regierung irgendwelches Verlangen an sie gestellt worden war, so hilfsbereit waren, um wie viel mehr würden sie thun, wenn das Mutterland, von Feinden bedrängt, einen Aufruf an die Kolonien erließe zu patriotischer Unterstützung!

An Energie, Raschheit und Pünktlichkeit in der Erledigung der Staatsgeschäfte wird Edward VII. den historischen Herrschern, die seinen Namen getragen haben, gleichkommen. Wiewohl er an den Beschlüssen des Parlaments

festhalten und den Rat seiner Minister beachten wird, so wird er doch aus seiner umfassenden Erfahrung und genauen Kenntnis des englischen Charakters heraus immer dabei helfen, das Volk zufrieden zu erhalten, und einen Einfluß ausüben, der, wiewohl in der Oeffentlichkeit nicht sichtbar, doch wirksam sein wird. Gewiß hat kein englischer Herrscher den Thron unter günstigeren Umständen bestiegen als er. Und das Volk ist der Ueberzeugung, daß er ganz der Mann ist, von diesen unvergleichlichen Vorteilen Gebrauch zu machen und das herrliche Erbe, das er übernommen hat, unvermindert zu erhalten.

König Edward hat während der letzten Parlamentssession den praktischen Beweis unverminderter Loyalität bei der Festsetzung des Einkommens der Krone gehabt, das für ihn in völlig gleicher Höhe, vielleicht sogar noch höher als das irgend eines seiner Vorfahren normiert worden ist. Er hält jetzt mit allen seinen Unterthanen den Blick auf die im Juni nächsten Jahres stattfindenden Krönung in der Westminster Abtei gerichtet. Die Vorbereitungen für dieses Ereignis werden bereits in Angriff genommen, nicht nur mit Sorgfalt, sondern selbst mit Besorgnis.

Die Hoffnungen und Erwartungen, die sich an diese wichtige Zeremonie knüpfen, erstrecken sich bereits über die ganze englische Gesellschaft. Die gegenwärtige englische Generation hat mehrere öffentliche Festlichkeiten von nationaler Bedeutung unter der Regierung der Königin Viktoria gesehen, die — wenigstens in den Annalen des britischen Reichs — nicht ihresgleichen haben. Die Engländer glauben, daß die kommende Krönung noch großartiger und noch imposanter sein wird. Sie hegen die Zuversicht, daß vor allem unter den auswärtigen Souveränen, die dabei anwesend sein können, sich der Deutsche Kaiser selbst befinden wird; und es ist schwierig, im voraus die Herzlichkeit zu schildern, mit der Seine kaiserliche Majestät von dem britischen Volke aller Klassen begrüßt werden wird. Die Wirkung wird erhöht werden durch die Rückkehr des Thronerben, des Herzogs von Cornwall, und seiner Gemahlin von ihrer Reise um die Welt, die alle auf das neue australische Gemeinwesen und auf die Befestigung der britischen Herrschaft bei den Antipoden bezügliche Zeremonien umfaßte.

*

Die nachfolgenden Schlußbemerkungen schreibe ich am 10. November 1901, dem Tage nach dem 60. Geburtstag König Edwards VII. und seinem ersten Geburtstag nach seiner Thronbesteigung. Der König ist am gestrigen Tage von den „Times“ und andern hervorragenden britischen Blättern zu der taktvollen, einsichtigen und zugleich einnehmenden Art beglückwünscht worden, mit der er fast ein Jahr hindurch seine königlichen Pflichten erfüllt hat, und zu der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der er die täglichen, ja stündlichen Geschäfte seines hohen Amtes erledigt hat, Geschäfte, die mannigfaltiger sein müssen als die jedes andern Amtes in der Welt. Man kann die Thatsache nicht verhehlen, daß mehrere in den letzten Jahren vorgekommene Todesfälle in der königlichen Familie in England Sorge um die Gesundheit des Königs hervorgerufen haben. Deutsche Leser

werden diese Sorge leicht zu verstehen vermögen. Mehrere englische Blätter, doch keines vom ersten Range, haben berichtet, daß der König krank gewesen ist. Glücklicherweise sind viele Angehörige des englischen Volkes im stande gewesen, sich für ihre eigne Person ein Urteil in dieser Hinsicht zu bilden, da der König fast täglich in der Oeffentlichkeit erscheint, und jedermann sich überzeugen kann, daß sein Aussehen gut, seine Augen frisch, seine Stimme klar, seine Haltung gerade und sein Gang fest ist. Ueberdies giebt es in London eine medizinische Zeitschrift mit dem Titel „The Lancet", ein glaubwürdiges und ebenso völlig unabhängiges wie wissenschaftliches Organ. Ihre Informationen sind als unparteiisch bekannt, und ihren Mitteilungen über medizinische Fragen wird von den Engländern eine größere Autorität beigelegt als offiziellen Bulletins. Zur großen Genugthuung für das englische Volk hat nun „The Lancet" erklärt, daß die Gesundheit des Königs gut ist und daß die Berichte über seinen schlechten Gesundheitszustand unbegründet waren.

Die erste Handlung, die der König an seinem Geburtstage vollzog, war, daß er dem Herzog von Cornwall den vollen Titel übertrug, der stets dem Thronfolger zukommt, und ihn zum Prince of Wales ernannte. In England ist der Thronfolger thatsächlich noch nie gleich bei seiner Geburt Prince of Wales gewesen. Seit der Zeit Edwards I., also seit sieben Jahrhunderten, ist der Thronfolger stets erst einige Zeit nach seiner Geburt ernannt worden.

In London fand am Abend des 9. November das Lordmayors-Bankett statt, die größte bürgerliche Festlichkeit im britischen Reich. Die erste Handlung bei dieser Gelegenheit war die telegraphische Uebermittlung von Glückwünschen an den König zu seinem ersten Geburtstage nach seiner Thronbesteigung. Die Rede des Ministerpräsidenten ist stets das große Ereignis dieses Abends, und der Inhalt der Rede Lord Salisburys wird inzwischen in jede Hauptstadt Europas telegraphiert worden sein. Lord Salisbury gab in dieser höchst bedeutenden und hervorragenden Rede ein bemerkenswertes Zeugnis. Er sagte, daß der König die Politik der verstorbenen Königin fortgesetzt habe und daß er von allen lebenden Menschen der einzige sei, der dies vollständig habe thun können. Ueberdies wurde anerkannt, daß die neue Regierung mit einem Rekord der Freundschaft mit den verschiedenen Souveränen, Regierungen und Ministern von Europa beginne, der noch nie erreicht worden sei, insofern diese Regierungsgewalten seit mehr als zwei Jahren eine unerschütterte Neutralität gegenüber dem britischen Reiche unter sehr kritischen Umständen beobachtet haben. Dieser strengen und festeingehaltenen Neutralität wird sich das englische Volk stets mit Dank erinnern.



Die Duellfrage.

Von

C. v. Rüts.

Das Insterburger Duell, welches eine große Erregung in weiten Kreisen hervorgerufen hat, gab Veranlassung, uns über die Duellfrage an den Fürsten zu Löwenstein zu wenden, um seine Ziele und Absichten klarzulegen. Die Berichte über die Antiduellversammlung in Leipzig am 19. Oktober dieses Jahres sind so wenig übereinstimmend, die Beurteilung der Bewegung ist eine so verschiedenartige, je nach der Sonderstellung und Parteistellung gefärbte, daß der Fürst zu Löwenstein ein Mitglied des in Leipzig gewählten Aktionskomitees beauftragte, folgende kurze Berichterstattung uns zugehen zu lassen:

Der Zweck unsrer Vereinigung, so schreibt man uns, ist die völlige Beseitigung des Duells aus dem christlichen Staatswesen, aus der Gemeinschaft vom Lichte der Vernunft erhellter Menschen.

An Gewissen und Vernunft wenden wir uns daher in dem Kampfe gegen ein nobilitiertes Verbrechen, im Kampfe gegen ein hohles Vorurteil.

Um überdies unerlaubter und unzweckmäßiger Selbsthilfe den Boden zu entziehen, erstreben wir eine Verschärfung der Gesetzesparagraphen gegen Beleidigungen, erstreben wir einen vollwertigen Ehrschutz.

Wir wissen indessen gar wohl, daß eine Unterdrückung des Zweikampfes durch Gesetze und richterlichen Schutz, durch Beseitigung aller heutigen Einwände gegen die Duellabschaffung dennoch durchgreifende Wirkung allein nicht haben kann, daß das Bestehen des Zweikampfes an sich kein Beweis für die Unzulänglichkeit der Strafgesetzgebung ist. Wir wissen, daß man das Duell — als die vom Proletarier trennende Schranke — aufrecht erhalten will, daß man es — wie die „Vossische Zeitung" sehr richtig sagte — Feigheit nennt, als Beleidigter vom Richter sein Recht zu nehmen. Kennten wir die Wurzeln des Uebels nicht, so wären wir gegen dasselbe nicht auf den Kampfplatz getreten. Traditionelle Meinungen sind nicht leicht zu besiegen, weil sie auf Autoritätsglauben sich stützen, weil selbständige Stellungnahme in einer Zeit fast absoluter Parteiherrschaft erschwert und unerwünscht ist. Für ganze Stände wird die Parole von autoritativer Stelle her ausgegeben und gehorsam in „Ueberzeugung" umgewandelt. Man wolle nur einmal unbefangen Welt und Menschen um sich her beobachten; solche Behauptung zu prüfen ist nicht uninteressant!

Es ist uns völlig klar, wir kämpfen gegen voreingenommenen Willen; und diesen Willen umzuwandeln, die Gegner zu gewinnen, muß unser erstes und letztes Ziel sein. Dann erst haben Gesetzesänderungen und Ehrenschutzvorschläge praktischen Wert; wir verkennen das keineswegs.

So wenden wir uns an das Gewissen unsrer ehrlichen, geachteten Gegner und rufen ihnen zu: „Gottes Gebot heißt ‚Du sollst nicht töten'" ohne jede Einschränkung! Man weise uns nicht auf den Krieg hin! Es ist vergebliches Mühen, dem Kriege nach den Regeln des Völkerrechts den „geregelten Zweikampf" an die Seite stellen zu wollen. „Mit Gott für König und Vaterland" zu kämpfen ist etwas völlig andres, als gegen Gewissen und Gesetz Rache zu nehmen an dem Beleidiger. Was der Krieg ist für die Völker, ist die Notwehr des sein Leben verteidigenden einzelnen. Für die Obrigkeit handelt er, die zu seinem Schutze nur nicht zur Stelle ist. Allein die aus freien Stücken gegen den andern erhobene Pistole ist eine Mordwaffe, und wer sie führt, der stellt seine subjektiven Ideen über die ewigen Gesetze Gottes!

So wandelt die finstere Gestalt des Judas nicht seit 19 Jahrhunderten in den Reihen

der Menschenkinder, damit diese die eigne Tugend einem Scheusal gegenüber beräuchern und sich bekreuzen sollen. Nein, dieser Judas war ein begeisterter Anhänger der Lehre Jesu; drei Jahre hindurch war er dem erhabenen Meister in Niedrigkeit und Entbehrung nachgefolgt — und doch erkannte Jesus in ihm bald seinen Verräter, weil er ihm in einem Punkte, in der Bekämpfung des Geizes, nicht folgen wollte! Wir verwerfen unser Christentum, wenn wir eine Sünde uns vorbehalten wollen! Täuschen wir uns doch nicht! Das Gewissen jedes innerlich wahrhaftigen Menschen wird dem Satze „ganz oder gar nicht“ zustimmen. Es giebt keine erlaubte Sünde! Oder hätte das ein treuer Vater seinem Kinde jemals anders gesagt, das mit der „Notlüge“ sich weißwaschen wollte! — — — — — —

Und an die Vernunft wenden wir uns weiter mit der Frage, ob in dem Duell irgendwelche Beweiskraft liege; ob eine angegriffene Ehre wirklich wiederherzustellen, ob der Besitz von Ehrgefühl zu beweisen sei durch Säbel und Pistolen, durch leichtfertiges Aufsspielsetzen des Lebens und aller höheren Lebensgüter?

Ist nicht dem Duellanten das in der Vorstellung andrer existierende Bild seiner Person wichtiger als das Wesen und die Wirklichkeit? Zeigt er nicht, daß ihm die Idee und der Schatten, den er wirft in dem Bewußtsein andrer — sein in der menschlichen Gesellschaft wiederhallendes Echo — das Höchste, das Unentbehrliche ist? Muß so völlige Abhängigkeit von fremder Beurteilung nicht dahin führen, daß man das Bewußtsein voller eigner Geltung verliert, daß man aufhört, die Anforderungen des Gewissens, die rechte Selbstschätzung, die wahre Menschenehre als das Normierende gelten zu lassen?

Ist der Maßstab menschlicher Kritik doch ein unechter, unendlich relativer! Unzutreffend sind die Bilder, die wir voneinander haben; ein klaffender Unterschied besteht oft zwischen dem wirklichen Wesen eines Menschen und seinem Spiegelbilde in fremder Meinung.

Und doch: diesem trügerischen Spiegelbilde opfert der Duellant das Höchste, die religiöse Ueberzeugung, Familienglück und Liebe, die Hoffnung und das Leben!

„Gestraft“ wird der Schwache! Der Verächter der Familienehre aber darf den schmählich um sein Glück Betrogenen auch noch niederschießen! Der Wahlspruch: „Ueber alles den Schein der Ehre“ gewährt dem Menschen faktisch Ablaß von jedem Verbrechen, das Recht, aller Autorität im Himmel und auf Erden Trotz zu bieten!

Verhülle dein Haupt, hohe Göttin Vernunft! „Groß war die Diana der Epheser“ — „groß ist der Moloch Duell im 20. Jahrhundert!“

Man mißverstehe uns nicht; wir verurteilen nur die Sache, achten dabei aber überzeugte Duellverfechter und gestehen ihnen eine gewisse Gewichtigkeit ihrer Gründe für die Aufrechterhaltung des Zweikampfes zu. Nur behaupten wir, daß diese Gründe dem Lichte der Religion und Vernunft dennoch nicht stichhalten können. Wir bekämpfen einen Irrtum, nicht solchem Irrtum überzeugungstreu dienende Menschen! — Niemand ist gegen die Macht des Irrtums absolut gefeit. Es ist von äußerster Wichtigkeit, immer neu zu betonen, daß wir Gegner zu Freunden gewinnen wollen! Mit einer persönlichen Befeindung und mit Verunglimpfungen der Duellverteidiger haben wir nichts gemein!

Unsre Leipziger Versammlung bezweckte, ein unbedingtes Duellverbot zu erlangen, dem Duellanten die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter möglichst zu benehmen. — Sie bezweckte weiter, dem Vorgehen gegen das Duell Stützen und Erleichterungen zu schaffen und zwar durch Verschärfung der Beleidigungsparagraphen im Strafgesetzbuche und durch Einsetzung jedem erreichbarer, für jeden autoritativer Ehrengerichte. Eine juristische Kommission wird seinerzeit dem Reichstage präzise Vorschläge unterbreiten; ein Aktionskomitee wird die öffentliche, vor allem die Meinung der höheren Stände zu gewinnen, der geplanten Vereinigung Freunde zuzuführen, die gegebenen Gedanken und Vorschläge in die That umzusetzen suchen.



Carneri und Leo Thun.

Von

Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart.

Am 3. November hat Bartholomäus Ritter v. Carneri in tiefer Zurückgezogenheit das 80. Lebensjahr vollendet. Die Wiener Universität hat ihm zu diesem Tage das Ehrendoktorat verliehen. Sein Vaterland bewundert in ihm den bedeutenden Denker, den makellosen Charakter, den merkwürdigen Menschen. Sein Leben ist ein leuchtendes Zeichen des Sieges der geistigen Wirkungen des Stoffes über die materiellen, um Carneris eigne Terminologie zu gebrauchen.

Von einem quälenden Leiden seit seinem zwanzigsten Lebensjahre bedrückt, von manchem Schicksalsschlage hart getroffen, ein Hiob fast zu nennen, erhebt er nicht unnütze Klage gegen den Himmel, sondern schöpft immer neue Kraft, stärker als seine Leiden zu sein, aus der Arbeit. Die Poesie ist ihm Freude, die Philosophie Trösterin, das Wirken für sein Vaterland Bedürfnis. Aus seiner auf dem Darwinismus aufgebauten Ethik erwächst sein unerschütterlicher Glaube an den Fortschritt der Menschheit, für welchen ihm die Freiheit Grundbedingung ist. Wenn jemand, so gebührt ihm der Ehrenname eines Erziehers seines Volkes.

Im Jahre 1848 trat er als Dichter hervor, von dem Jahre 1861 bis 1890 gehörte er dem parlamentarischen Leben als Landtagsabgeordneter seiner Heimat, der Steiermark, und als Reichsratsabgeordneter an. Erst als die Zeiten der schärferen und schärfsten Tonart kamen, ließen ihn seine Landsleute fallen. Andre Zeiten, andre Lieder. Im Parlament war kein Platz mehr für den Philosophen. In die gleiche Zeit fallen seine umfassenden philosophischen Publikationen, welche zu würdigen über den Rahmen dieser Mitteilung hinausgeht. Wir wollen dem Leidenswege Carneris folgen, um den Menschen in ihm würdigen und lieben zu können.

Nach zwanzigjähriger Ehe entriß ihm der Tod seine Frau. Ihrem Andenken widmete er „Sittlichkeit und Darwinismus“ (Wien 1871). „Dir, geliebtes Weib, dem ich zwanzig Jahre ungetrübten Glückes verdanke, weil deine Nähe genügte, um gegen jede Widerwärtigkeit des Lebens mich unempfindlich zu machen; dir, edles Herz, das alles Wahre, Schöne und Gute, im kleinen wie im großen, zu fassen und damit die Heiterkeit der eignen Reinheit in jedem Schmerz sich zu bewahren wußte; dir, meine Louise, in deren Augen ich schaute, so oft ich die Seiten dieses Buches überblicke, welche dir fertig mitzuteilen mir noch vergönnt war, dieses Buch, das die tieferen Empfindungen alle aus deiner Seele geschöpft hat — dir gehört dies Buch: laß mich, indem der Oeffentlichkeit ich es übergebe, deinen Namen darauf schreiben, wie der Seemann dem Schiff, das er den unsicheren Wogen anvertraut, den Namen seiner Heiligen giebt.“

Fünf Jahre darauf verlor er seinen Sohn. Später verkaufte er sein Gut Wildhaus und lebt seitdem bei seiner Tochter in Marburg a. d. Drau (Steiermark), fortsinnend, dem Leben, das weit von ihm tobt, mit wachem Geiste folgend, unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen.

Im stillen Heim erwachte seine alte Liebe zu Dante, mit dem ihn historisch seine Frau verband, welche aus einer mit Dante verschwägerten Familie stammte. Halbblind, in schlaflosen Nächten, ersann er die deutschen Worte zu den seinem Gedächtnis eingeprägten Terzinen. Die ersten sechs Gesänge der Hölle lagen 1876 in seiner Uebersetzung vor. Daß Carneri den in seinem 76. Jahre gefaßten Plan, das ganze Epos zu übersetzen, im 80. Jahre vollendet hat, grenzt ans Wunderbare und zeugt von ungeheurer Kraft. „Der Mensch veredelt sich in dem Maße," schrieb er einst, „in welchem sich ihm ein echter Sinn für Vollendetes entwickelt. Der nicht Stunden gehabt hat, in denen er über die Schöpfungen wahrer Kunst aller Leiden vergaß, in dem Hochgefühle, eins zu sein mit der unendlichen Welt, der weiß nicht, wie viel das Leben bieten kann!"

Carneri kann in seiner politischen Stellung als eine der feinsten Blüten des österreichischen Liberalismus bezeichnet werden. Wenn heute der Liberalismus gering gewürdigt wird, weil sich, wie bei jedem Siegeszuge, so auch bei seinem, die übelsten Elemente in seine Reihen gedrängt haben, — die Zeit, da er kämpfte, war glänzend, und ohne ihn wären die Grundlagen des modernen Staates, welche zu missen wir kaum mehr für möglich halten, nicht geschaffen worden. In Oesterreich entstand er aus der Schar der jugendlichen Kämpfer, die im Jahre 1848 nicht sich auszuleben als Aufgabe betrachteten, sondern für ihre idealen Träume sich vor die Bajonette stellten. Wer dabei war — und hatte das Leben ihn auch später fernab geführt —, dem leuchteten die Augen noch im Greisenalter, wenn er von jenen Zeiten sprach:

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

Die Stunde ist des Lichts gekommen;
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
In jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität.

In den Meistern und Schülern glühte still die Begeisterung fort in den zehn Jahren des Bach-Thunschen Absolutismus und der Unterwerfung unter Rom. Erst als bei Solferino das System zusammengebrochen war, da suchte man nach den Elementen, die im Volke Vertrauen hatten. Der erste Reichsrat wurde einberufen, dem dann auf Grund des Februarpatentes ein in seinen Befugnissen wesentlich verstärktes Parlament folgte. Das liberale Ministerium Schmerling unterlag aber in einem jahrelangen und fruchtlosen Kampf gegen den Magyarismus und den Klerikalismus, wozu auch der Mißerfolg im Streite um die Vorherrschaft in Deutschland beitrug. Es folgte die Sistierung

der Verfassung, der Streit der Landtage, und es bedurfte der furchtbaren Niederlage im Jahre 1866, um den neuerlichen Bestrebungen der reaktionären Parteien ein Ende zu machen. Durch lange Jahre führte dann die liberale Partei das Ruder, aber mehr noch als das Schandmal des „Gründertums“ hat der von Herbst geführte Kampf gegen die Occupation Bosniens der deutsch-liberalen Partei das Grab bereitet. Im zehnjährigen Kampf gegen Taaffe hat Carneri alljährlich bei der Generaldebatte das Wort geführt und, ein zweiter Cato, ausgerufen: „Armes Oesterreich!“ Die glänzenden Zeiten von 1860 bis 1870 mit ihren Schmerling, Mühlfeld, Berger, Plener, Auersperg — sie sind nicht mehr gekommen. Und wenn nicht ein General, so doch einer der geistreichsten und charaktervollsten Generalstabsoffiziere dieser an Talenten auf beiden Seiten reichen Zeit war Carneri.

*

Nur ein kleiner Ausschnitt, aber ein charakteristischer, aus dem politischen Leben Carneris wird in den folgenden an ihn gerichteten Briefen Leo Thuns gezeigt werden. Es kann gewiß als ein Zeugnis hervorragender Geistesgaben und vornehmer Gesinnung gelten, wenn ein Mann von Gegnern und Genossen gleich geachtet und geehrt wird, wie das bei Carneri der Fall ist.

In doppelter Erscheinung steht Leo Thun in der österreichischen Geschichte da, als Schöpfer der neuen Universitätsordnung im modernen Geiste und Wiedererwecker deutschen wissenschaftlichen Lebens in Oesterreich, das durch Bureaukratisierung in seiner Entwicklung zu hemmen erst einem Gesetze der letztvergangenen Jahre vorbehalten war, und als Mitarbeiter des Kardinals Rauscher am Abschlusse des Konkordates mit Rom. Der große Widerspruch, der in diesen beiden Werken zu liegen scheint, erklärt sich daraus, daß in Thun ein außerordentlich starkes katholisches Empfinden mit einer großen, durch persönlichen Verkehr mit hervorragenden Männern Frankreichs und Englands geläuterten Bildung vereint war.

Ganz erfüllt war er von der Größe seines Vaterlandes und von der Pflicht, ihm zu dienen, wie er es nach seinen Anschauungen für recht und gut hielt.

Das starke Bewußtsein des Vaterlandsgedankens charakterisiert den Altösterreicher, gleichviel welcher Partei er angehörte.

In diesem warmblütigen Patriotismus fanden sich in Zeiten schwerer Krisen die Männer aus entgegengesetzten Lagern zusammen, wenn sie das Bedürfnis empfanden, sich über widersprechende Anschauungen auseinanderzusetzen.

Ueber seine Beziehungen zu Thun theilt Carneri mit: Er war mir besonders gewogen und trug sich lange mit der Hoffnung, mich für das „Vaterland“ (das von ihm gegründete Blatt) zu gewinnen, das liberal zu sein versprach und auch wirklich in seiner allerersten Zeit einen Artikel von mir gebracht hat. Es fehlte ihm nicht an liberalen Zügen, und damals dachte er gewiß nicht, daß die Klerikalen ihn und sein Vaterland so weit wegschleppen würden von meinem Vaterland.

Darauf bezieht sich der erste Brief Thuns an Carneri vom 5. April 1861.

Berührt wird darin der politische Gegensatz zwischen der für eine weitgehende Autonomie der Länder, die „Anerkennung der historisch-politischen Individualitäten“ eintretenden Partei und dem von den Deutsch-Liberalen vertretenen Standpunkt einer starken Zentralregierung. Aber schon wetterleuchtet's aus einer andern Richtung des politischen Horizonts. Der Kampf gegen das Konkordat wird unausbleiblich sein. Thun, der schon im verstärkten Reichsrate das Konkordat verteidigt hatte, präludiert. Tua res agitur! Darauf bezieht sich die folgende Briefstelle:

„... Ihr ‚Faustrecht‘ habe ich in vieler Beziehung mit lebhaftem Vergnügen gelesen, nur das eine war mir leid, — der Hieb, den auch Sie am Schlusse gegen das Konkordat führen. Die Ansicht, die ich im verstärkten Reichsrate ausgesprochen habe, daß diese große Maßregel von einem System, das auf Selbstverwaltung abzielt, ganz unzertrennlich sei, ist meine innerste Ueberzeugung. Die Josephinische Gesetzgebung in Kirchensachen, die im wesentlichen bis auf unsre Zeiten fortbestand, ist der unmittelbare Ausfluß der entgegengesetzten Ideen, nämlich der der omnipotenten Staatsgewalt, und es gab und giebt keinen andern Weg, von ihr abzukommen, als den der Verständigung mit dem heiligen Stuhle ...

Je mehr ich aber diese Frage erwäge, desto fester und klarer wird meine Ueberzeugung, daß sie es ganz eigentlich ist, von deren Lösung die Zukunft der Geschicke Europas abhängt. Die Krisis, in der wir leben, liegt in dem Kampfe der Revolution gegen die christlichen Ideen, auf denen seit mehr als tausend Jahren die staatliche Ordnung Europas und seine Zivilisation beruht. Erfüllt es diesen Beruf nicht, so wird es zu Grunde gehen und mit ihm die ganze bisherige Ordnung der Dinge. Dann folgt ein Chaos, das so lange dauern muß, bis die christlichen Ideen wieder wie in den Zeiten von Karl dem Großen allmählich die Geister gewinnen und wieder eine neue christliche Ordnung der Staaten und Völker herstellen, was aber weder wir noch unsre Kinder erleben werden. Wollen wir sie vor allen Greueln der Anarchie und Christenverfolgung bewahren, so müssen wir in Oesterreich dem Sturm gegen die Kirche Widerstand leisten, und der Sturm gegen das Konkordat ist ja nichts andres als der Sturm gegen die Kirche, gegen die Anerkennung ihrer Verfassung und ihres Einflusses auf das Leben ...“

Immer mehr trat die Frage nach Aufhebung des Konkordats als eine brennende für den vorschreitenden Liberalismus in den Vordergrund, nur stückweise gelang die Beseitigung. In seiner berühmten Herrenhausrede vom 21. März 1867 hat Auersperg (Anastasius Grün) das historische Wort vom gedruckten Canossa geprägt, in welchem das Oesterreich des 19. Jahrhunderts für den Josephinismus des 18. Jahrhunderts in Sack und Asche zu büßen habe.

Bis dahin war aber noch ein weiter, dornenvoller Weg, und erst die politischen Folgen der Niederlage bei Königgrätz entschieden in Oesterreich den Sieg der Staatsgewalt.

In den Jahren von 1861 bis 1870 kam die Frage nie zur Ruhe. Baden und Württemberg hatten die Konkordate verworfen, Italien, das junge, hatte sich emanzipiert, Oesterreich war im Kriegszustand. Da erließ Papst Pius IX. in der Encyklika vom 8. Dezember 1864, der Bulle Quanta cura, seine Kriegserklärung gegen den modernen Staat mit dem beigegebenen Syllabus, der gegen die Irrtümer und Irrlehren der Gegenwart gerichtet war. Die Encyklika erregte in Oesterreich das größte Aufsehen, denn man fühlte die Spitze gegen das Ministerium Schmerling, dessen Stellung erschüttert werden sollte.

Carneri veröffentlichte eine seiner geistvollen politischen Broschüren: „Oesterreich und die Encyklika“ (Wien 1865). Daß die Kritik traf, dessen ist ein Brief Thuns ein lebendiger Beweis. Dieser Brief hat seine eigne Geschichte. Carneri hatte drei Exemplare seiner Schrift an den bei den Verhandlungen des Reichrats in Wien anwesenden Grafen Anton Auersperg gesendet, mit der Bitte, eines davon Thun, das andre dem Kardinal Rauscher zu übergeben. Nur das erstere hat Grün aus später mitzuteilenden Gründen gethan. Leo Thun sendet seine Antwort an Carneri, dessen Aufenthalt ihm kaum schwer zu erfahren war, dem Grafen Auersperg mit der Bitte um Weiterbeförderung, und so trägt das in unsern Händen befindliche Briefcouvert thatsächlich zwei Handschriften, den Namen des Adressaten von der Hand Thuns, den Wohnort von der Hand Grüns.

Auersperg hatte die Erörterungen Carneris als maß- und geistvoll, patriotisch und gut christlich bezeichnet. Die Antwort Thuns, welche wohl als ein geschichtliches Denkmal bezeichnet werden kann, ist vom 11. Februar 1865 datiert. Sie folgt im vollen Wortlaut.

„Lieber Herr v. Carneri!

Anton Auersperg hat mir heute in Ihrem Auftrage Ihr Schriftchen über die Encyklika übergeben. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Ich habe diese wenigen Seiten sogleich gelesen, weil mich der Gegenstand interessiert und weil infolge unsrer früheren Berührungen S i e mich interessieren. Daß ich sie mit recht schmerzlichen Gefühlen unter meine Bücher einreihe, wird Ihnen wohl nicht unerwartet sein. Vielleicht thäte ich am besten, weiter nichts zu sagen, zumal ich vollkommen überzeugt bin, oder wenigstens es mir höchst wahrscheinlich ist, daß, was ich immer noch beifügen mag, erfolglos sein wird. — Indessen darin, daß Sie mir das Heftchen übergeben ließen, liegt eine gewisse Aufforderung, daß ich Ihnen den Eindruck, den es in meiner Seele zurückläßt, schildere, und so will ich es denn thun, so gut es eben in der Geschwindigkeit geht.

Wir leben in einer Zeit tiefernster Bedeutung. Ein Kampf gegen die Grundlagen der Zivilisation und der politischen Größe Europas drängt der Entscheidung entgegen; diese Grundlagen sind die christlichen Ueberzeugungen. In den Zeiten großer Krisen gilt es, sich für den Angriff oder für die Verteidigung zu entscheiden. Die Macht der absichtlich und mit Bewußtsein Angreifenden würde nicht ausreichen, um sie zum Siege zu führen, wenn die übrigen

Widerstand leisteten. Aber unter diesen giebt es eine große Zahl liebenswürdiger Friedensfreunde, die es nicht begreifen und nicht glauben wollen, um was gekämpft wird. Sie meinen zu vermitteln, wo sich unvereinbare Gegensätze gegenüberstehen, deren Vermittlung unmöglich ist und von den Angreifenden am allerwenigsten gewollt wird, wenn sie auch die Vermittler mit offenen Armen empfangen, damit die Zahl der Verteidiger vermindert werde. Solche liebenswürdige Friedensfreunde gingen mit der französischen Revolution mild und hoffnungsvoll bis zum Vorabend der Guillotine!

Vor vier Jahren hoffte ich in Ihnen meinen Gesinnungsgenossen zu finden, und heute finden Sie es an der Zeit, mit der „Presse" und ihren Gefährten Chorus zu machen gegen das „Vaterland" und die „Reaktionsmänner" — mit unsern reichsrätlichen Konkordatsstürmern gegen Pius IX. —, das thut mir leid.

‚Der christliche Glaube widerstrebt der menschlichen Vernunft.' Sie fragen: ‚Wo ist ein bedeutender Philosoph, der diese Behauptung ernsthaft in solcher Uneingeschränktheit aufgestellt hätte?' — Sie wollen nachweisen, daß der Jude Spinoza so etwas nicht behauptete. Ich antworte Ihnen: ‚Wer fragt heute nach Spinoza?' Ueber ihn ist unsre Zeit längst hinaus. Auch um einen bedeutenden Philosophen handelt sich's nicht. Nicht mehr mit der Wissenschaft, oder doch nur zum geringsten Teile mit ihr wird heute gegen das Christentum und alles, was auf ihm beruht, aus ihm Segensvolles hervorgewachsen ist, angestürmt, sondern mit allen Mitteln, die auf die Massen des nicht wissenschaftlich gebildeten Volkes der niederen, mittleren und höheren Stände einzuwirken geeignet ist. Renans gelten heute mehr als Spinozas. Sehen Sie sich doch um in Frankreich, in Belgien, in Italien und in Deutschland. Und ist es bei uns anders? Der Grundgedanke von Mühlfeld, Schindler und Konsorten, sowie von den verbreiteten Zeitungen ist: das Christentum ist eine gemeinschädliche Albernheit, es zu verwerfen Fortschritt, Liberalismus und moderne Zivilisation.

Und daß dagegen der Heilige Vater seine Stimme erhebt, das machen auch Sie ihm zum Verbrechen, das nennen Sie einen Appell an die Leidenschaften der Menschen? — Durch die Encyklika soll Rom eine Stellung zu Oesterreich eingenommen haben, zu welcher das Konkordat es nicht berechtigt! Der Syllabus soll dem Staatsanwalt Substrat zur Anklage bieten.

Mißdeuten Sie mir's nicht, wenn ich bete: ‚Vater verzeih ihm, er weiß nicht, was er thut!'

Ich käme noch lange nicht zu Ende, wenn ich meinen Gedanken freien Lauf lassen und alle Zeichen, die mein Bleistift in Ihrem Schriftchen gemacht hat, kommentieren wollte, doch habe ich andres zu thun. — Ich beschränke mich, nur noch weniges beizufügen.

Ihrer Aufforderung folgend, leugne ich auf das entschiedenste, daß die Schwierigkeiten, welche aus Anlaß der Verhandlung des Konkordats Rom erhob, fast unbesiegbar waren, und daß ich (für andre zu reden, steht mir nicht zu) in meinen Erwartungen getäuscht worden bin. Wer hat Ihnen

solches Zeug gesagt oder gar Sie ermächtigt, dergleichen in die weite Welt zu schreien?

Woher wissen Sie, daß Pius IX. sich nie zu einer warmen Liebe für Oesterreich emporgeschwungen habe? Daß er Waffen zum Kampf gegen Oesterreich gesegnet habe, ist eine jener Lügen, die, so oft sie widerlegt werden mögen (wie auf das gründlichste vorigen Sommer im „Vaterland"), immer wieder geglaubt werden, wie so viele aus den Zeiten der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges oder Friedrichs II., welche erst jetzt eine gewissenhafte Geschichtsforschung mühsam zu entkräften vermag.

Sie schließen: ‚Wir haben die Bahn des Parlamentarismus betreten; sie allein führt zum Ziele.' Bedenken Sie, der Parlamentarismus — was immer man sich dabei denken mag — ist doch sicher keine ‚Bahn', sondern ein Mittel der Beförderung, und zwar nur eines der eben gebräuchlichen, wie die Journalistik und so weiter. Es ist eine Antwort auf die Frage, wie der Fortschritt erstrebt werden soll, aber nicht, wo er zu finden ist.

Nur Ueberzeugungen oder Leidenschaften können den Menschen Ziele vorstecken. — Die Kirche verwirft nicht den ‚Parlamentarismus', wohl aber verwirft der heutige Parlamentarismus die Kirche.

Sie ‚halten die Menschen für durchschnittlich gut, jeden wahrhaft Gebildeten für vernünftig'. Es kommt freilich darauf an, was Sie unter wahrhaft gebildet verstehen. Ich halte gar manchen ungebildeten Bauer, manche unglückliche Bettlerin für sehr vernünftig, und gar viele Leute, die für gebildet gelten und wirklich viel Bildung besitzen, für sehr unvernünftig — und Sie wohl auch. Was aber das ‚gut' anbelangt, so ist es unzweifelhaft die Lehre des Christentums, daß in jedem Menschen seit dem Sündenfalle Gutes und Böses im Kampfe liegt und das Böse nur überwunden werden kann mit Gottes Gnade und durch die Erlösung Jesu Christi. Eben deshalb darf man mit Vertrauen in die Welt sehen, wenn in ihr christliche Ueberzeugungen herrschen — von Parlamenten, in denen sie nicht herrschen, kann das Heil unmöglich kommen.

Kennen Sie die Conférences des P. Félix ‚Le Progrès par le Christianisme?'

So sehr ich bedaure, daß Sie seit unsern letzten Berührungen offenbar viel weiter von mir sich entfernt haben, so bitte ich Sie doch, nicht daran zu zweifeln, daß ich mit den freundlichsten Gefühlen verharre

Ihr ergebener

Gf. Leo Thun."

Noch eines habe ich vergessen:

„Es ist unrichtig, daß, kraft des mit Rom abgeschlossenen Konkordats, die Bischöfe in Frankreich apostolische Schreiben nicht veröffentlichen dürfen ohne Erlaubnis der Regierung; — nicht kraft des Konkordats, sondern kraft der sogenannten organischen Artikel, die von Napoleon nach Abschluß des Konkordats, ohne Zustimmung des heiligen Stuhles, in der unredlichsten Weise erlassen worden sind. Wenn Ihnen davon nichts bekannt ist, so empfehle ich

Ihnen die Lektüre über die Konkordatsverhandlungen in Consolairs Memoiren, die jetzt gerade viel gelesen werden."

Die Antwort Carneris auf dieses Schreiben konnten wir nicht erhalten. Wir können sie nur nach einem Briefe Auerspergs beurteilen, der auch interessante Streiflichter auf die Persönlichkeit Thuns wirft. Ausführliche Mitteilungen auf Grund von Briefen über die Beziehungen Thuns und Auerspergs hat Ludw. Aug. Frankl im Jahre 1889 in der „Neuen freien Presse" gemacht (Nr. 8755 und 8756). Der Brief Auerspergs an Carneri vom 3. März 1865 lautet:

„Deine lieben Zeilen nebst dem Einschlusse an Leo Thun sind mir dieser Tage nachgesendet worden, und ich habe, nachdem ich mit Vergnügen Einsicht von Deiner Gegenrede genommen, diese an den Adressaten befördert. Allerdings hast Du das Richtige getroffen, indem Du voraussetzest, daß Sankt Leo die Strafepistel wohl in der Absicht durch meine Hände geleitet habe, daß etwas von deren esprit sauveur auch an mir haften bleibe. Und so war es nur konsequent und in seinem Sinne gehandelt, daß Du auch mir von der Erwiderung Kenntnis zu nehmen gestattet hast. Ueber Deine Besorgnis, mir durch die Uebersendung der drei Exemplare Deiner Schrift irgend eine Verlegenheit oder Verdruß bereitet zu haben, kann ich Dich vollkommen beruhigen. Daß ich dem Kardinal aus den in meinen letzten Briefen entwickelten Gründen das für ihn bestimmte Exemplar nicht übergeben konnte, wirst du erklärlich gefunden haben; denn da ich mit ihm nur auf dem Fuße konventioneller, kalter Höflichkeit stehe, hätte er meinen können, ich wollte ihn durch Einhändigung Deiner Anti-Encyklika foppen oder verhöhnen. Aber mit Leo Thun stehe ich auf einem andern und, soweit es nur bei so divergierenden Ansichten möglich, auf einem kordialeren Fuße; es liegt in unsrer außerparlamentarischen Freundschaft (obschon Leo rugiens mich auch oft im Parlament seinen ‚verehrten Freund' nennt, was ich aber an jener Stelle nicht mit gleicher Bezeichnung erwidere) ein gewisser Humor, der bei der gegenseitigen Ueberzeugung, daß man den andern gewiß nicht bekehren werde, über manches glatt hinübergleitet, was selbst bei sich näher stehenden geistigen Naturen gar leicht Anstoß erregen könnte. Dieser Humor geht mir auch bei unsrer parlamentarischen Gegnerschaft nicht verloren, denn diese Herren haben eine ganz eigentümliche Kampfmethode; sie staffieren nämlich einen Popanz aus mit einiger oberflächlichen Aehnlichkeit mit dem Gegner, legen diesem Spatzenschrecker Ansichten und Worte in den Mund, an welche jener nicht entfernt gedacht, und stoßen und hauen auf das Ungetüm tapfer los, während der Feind lachend danebensteht und, sich nicht getroffen fühlend, bei heiler Haut bleibt. Uebrigens achte und ehre ich an meinem lieben Feinde das Talent und die Ueberzeugung, und auch er ist so gerecht, meine patriotischen redlichen Absichten anzuerkennen."

Zwischen dem vorhergehenden und dem nun folgenden Briefe Thuns liegt die Schlacht bei Königgrätz. Die heute lebende jüngere Generation kann sich

wohl kaum mehr eine Vorstellung von dem niederschmetternden Eindruck der Niederlage in Oesterreich machen, man glaubte das Ende aller Dinge sei gekommen, Finis Austriae! klang's.[1]) Was immer Trennendes vorlag, die Patrioten fanden sich wieder zusammen, um sich ihren Schmerz zu künden, sich in ihren Hoffnungen zu bestärken. So sendet Carneri seine Broschüre „Oesterreich nach der Schlacht bei Königgrätz" (Wien 1866) dem Grafen Leo Thun, einen Ausbruch tiefen patriotischen Schmerzes, einen Ausblick in die Gestaltung der Zukunft. Eine Nemesis der rückständigen, unehrlichen inneren und äußeren Politik und des Verfassungsbruches erblickt er in dem furchtbaren Schlag und eine Mahnung, andre, freiheitliche Bahnen einzuschlagen. Darauf antwortet Thun am 17. November 1866:

Werter Herr v. Carneri!

„Sie haben eine schwunghafte Broschüre geschrieben, und ich habe Ihnen für die Aufmerksamkeit, sie mir zugeschickt zu haben, zu danken. Es hat mich gefreut, daß Sie in den schmählichen Jubel vieler Leute über den Verlust Venedig-Veronas nicht einstimmen, und ich teile Ihren Schmerz über die jetzige Lage Oesterreichs im tiefsten Herzen — übrigens freilich gehen unsre Ansichten und Gefühle und Ueberzeugungen weit auseinander! Sie sehen Macchiavellismus, wo ich die endliche Bekehrung von demselben erblicke und so weiter. So unglaublich es Ihnen scheint, so hat sich mein Standpunkt durch das, was seit 20. September 1865[2]) geschehen ist, nicht geändert. Die Schlacht von Königgrätz steht nach meiner Auffassung mit diesem in keinem Kausalnexus. Nicht der 20. September, sondern das in unsrer Staatskanzlei fortgesetzte Kokettieren mit dem deutschen Liberalismus und der Illusion, daß Oesterreich von diesem etwas zu hoffen habe, hat uns zu dieser Katastrophe geführt. Noch weiter auf dieser Bahn wandeln, wäre der sichere, völlige Ruin Oesterreichs. Sie hingegen erwarten nur davon Rettung — ein habsburgisches deutsches Kaisertum. Das scheint mir wirklich ein Fiebertraum. Sie meinen, mit dem bloßen Beistande der liberalen Ideen, welche Sie begeistern, könne der Kaiser von Oesterreich, nachdem er die bisherige Macht seines Reiches noch durch dessen Zerreißung geschwächt haben würde,[3]) ein ungeheures Ziel erreichen, nicht bloß gegen die Macht des jetzigen Preußen, sondern zugleich ein Ziel, das Frankreich und wohl auch Rußland mit Aufgebot aller Kräfte zu vereiteln bemüht sein würden. — Bismarck und Napoleon behandeln jene Idee nur als Vogelleim, den sie nur nebenbei anwenden, während sie ihre eigentliche Aktion auf zwingendere Argumente stützen — und der Erfolg spricht jedenfalls dafür, daß sie die Mittel zur Erreichung ihrer Ziele gut zu würdigen verstehen.

Jetzt noch an ein habsburgisches deutsches Kaisertum zu denken, scheint

[1]) Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl, Berlin 1897, S. 191 ff.

[2]) Tag der Sistierung der Verfassung.

[3]) Gemeint ist die bevorstehende Einführung des Dualismus.

mir, wie gesagt, ein Fiebertraum; und dieses Traumbild ist doch der einzige Trost, den Sie für den Untergang Oesterreichs zu bieten wissen. Denn der Dualismus, den Sie frischweg acceptieren, ist schon der Untergang Oesterreichs; darin hat Hasner vollkommen recht — die Negation staatlicher Einheit. Sie geben Oesterreich auf und suchen einen Ersatz dafür in Deutschland — der deutschen Kaiserkrone. Ich erkenne an, daß Oesterreichs Bestand mehr als je gefährdet ist, werde aber nicht aufhören, für diesen zu kämpfen, solange es doch noch besteht. Andres hat für mich in der Politik keinen Reiz.

Was Beust anbelangt, so habe auch ich seine Wahl mit Bedauern gesehen. Meiner Ueberzeugung nach hätte gerade jetzt auf diesen Posten ein guter Oesterreicher gesetzt werden sollen. Doch gebe ich zu, daß die Wahl schwierig war, denn in unsrer Diplomatie wüßte ich niemand, den ich jetzt für geeignet gehalten hätte. — Daß Belcredi für Beusts Ernennung verantwortlich ist, halte ich für unbegründet; noch mehr die allerdings naheliegende Besorgnis, daß es dabei auf Rache an Preußen abgesehen sei. Beust, mit dem ich in Prag gesprochen habe — wie kaum einst seit meiner frühesten Jugend —, hat sich dagegen auch mir gegenüber verwahrt. Er ist übrigens jedenfalls ein sehr befähigter und geschickter Mann, immerhin *eine* Eigenschaft, die not thut, und seit des Fürsten Schwarzenberg Tod in unsrer Staatskanzlei nicht zu Hause war.

Sie schwärmen für den Geist der neuen Zeit, und wer es nicht thut, gilt Ihnen als ultrakonservativ, feudal, klerikal und so weiter. Ich meine: jede Zeit hat Gutes und Schlechtes, das liegt in der menschlichen Natur. Daß die Menschen unsrer Tage gerade an Geist und Charakter über denen früherer Zeit stehen, halte ich für einen Irrtum menschlicher Selbstgefälligkeit. Auch der Geist unsrer Zeit hat Gutes und Schlechtes. Zu diesem gehört die antichristliche Gesinnung und Ueberhebung, welche namentlich in den Klassen vorherrschend ist, welche eben jetzt vielfach bestimmend auf die Politik Einfluß üben. In dieser Beziehung wird einmal wieder ein Umschwung eintreten, er wird, was am Geiste der Neuzeit Gutes ist, mit dem, was ewig und eigentlich gut ist, versöhnen, und das wird ein Fortschritt sein. Bis dahin aber wird die antichristliche Politik nur zerstören, — zu bauen ist ihr nicht gegeben. Das Zerstören wird also jedenfalls noch eine Weile dauern, und was inzwischen noch alles zerstört werden wird — Gott allein weiß es! — Wird Oesterreich diese Periode überdauern? — Die Träger der politischen Ideen der neuen Zeit wollen seine Zerstörung; das ist offenbar. Um so weniger darf man ihnen das Feld räumen.

Ich weiß, Verehrtester, solche Aeußerungen sind Ihnen ein Greuel. *Sie* wollen nicht die Zerstörung und doch dem Geiste unsrer Zeit anhängen. Meine Ueberzeugungen stehen aber einmal fest, und wenn Sie es verlangen, so muß ich sie aussprechen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Gf. Leo Thun."



Rußland am Persischen Meerbusen.

Von
H. Vambéry.

Die englisch-russische Rivalität in Südpersien, die neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich gezogen, ist im Grunde genommen nur eine Folge der bisherigen Eroberungen beider Großmächte in Asien. Dort, wo zwei große Körper auf einer und derselben Linie, aber in entgegengesetzter Richtung, im Rollen begriffen sind, dort ist der Zusammenstoß unvermeidlich, und der Erfolg des einen sowie des andern hängt doch nur von der mehr oder weniger günstigen Beschaffenheit der Bahn als auch vom Volumen und Stoff des in Bewegung geratenen einzelnen Körpers ab. Nachdem Rußland die zentralasiatischen Chanate erobert und das Grenzgebiet am Nordrande Persiens dem Zarenreiche einverleibt; nachdem es ihm gelungen, durch die beschleunigte Kommunikation auf der Transkaspibahn seinen Handel und seinen politischen Einfluß in der nördlichen Hälfte Persiens zu verbreiten, und schließlich, nachdem es in seiner Stellung im Nordosten des Perserlandes mittels des Schienenstranges von Merw nach Kuschk, folglich bis nach Herat, seinen Blick auch nach Ostpersien ungestört werfen kann, so darf es gar nicht wundernehmen, wenn die Russen ihren Einfluß nun über ganz Persien auszudehnen gesonnen sind. Es ist die Frucht jahrelanger Kämpfe, seltener Ausdauer und Zähigkeit, denen Rußland seine heutige Stellung in Persien verdankt. Vieles ist auch dem Umstande zuzuschreiben, daß ihm auf dem Marsche nach dem Süden kein ebenbürtiger Rivale gegenübergestanden ist, denn England, das um Jahrhunderte früher im Lande des Löwen und der Sonne erschienen und am Hofe zu Isfahan schon damals beliebt und heimisch gewesen, als der Gesandte des Großfürsten von Moskau in seiner orientalischen Tracht nur in der Reihe der Kutscher und Stallknechte vor Abbas den Großen zur Audienz vorgelassen wurde — dasselbe England hatte keine territorialen Eroberungen, sondern nur seine Handelsbeziehungen im Süden vor den Augen, und es hat damals auch nicht im entferntesten daran gedacht, daß eine christliche Macht vom Norden aus ihm einst in den Weg treten wird. Im Anfang des vergangenen Jahrhunderts hatte die immer mehr und mehr sich konsolidierende britische Macht in Indien ein regeres Interesse um Persien wachgerufen, aber auch dieses Mal war es nicht so sehr die Furcht vor Rußland, sondern die Pläne Napoleons auf Indien, gegen die man englischerseits am Hofe zu Teheran zu Felde gezogen war. Nur später hat es sich herausgestellt, daß der russische Strohmann des korsischen Welterschütterers mehr auf eignes Konto arbeitet und daß die von Peter dem Großen inaugurierte Politik im Kaukasus und auf dem Kaspisee, eine Beeinflussung und mit der Zeit eine gänzliche Unterjochung Persiens im Schilde führend, auf diesem Wege eine Bedrohung und Schwächung der britischen Macht-

stellung in Indien im Plane führt. Die Beweisgründe für dieses Vorhaben der russischen Politiker waren viel zu klar und zu deutlich, als daß man in London und in Kalkutta sich einer ferneren Täuschung hingeben konnte. Die diplomatische Thätigkeit Englands am Hofe der Kadscharen nahm daher im Laufe des 19. Jahrhunderts fortwährend zu, man schickte sich allen Ernstes an, den kostbaren Besitz von Indien am Fuße des Demawends verteidigen zu wollen, und in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts hatte man viel mehr Gewicht auf Teheran als auf die Hauptstadt am Bosporus gelegt. Die Vorsicht war ganz gerechtfertigt, doch die zur Verteidigung der britischen Interessen ergriffenen Maßregeln waren in keiner Beziehung dem Werte des zu verteidigenden Objektes angemessen und am allerwenigsten jener Energie und Kraft entsprechend, mit welcher der nordische Gegner seinem Rivalen Schritt für Schritt an den Leib ging. England hatte nämlich nur Freundschaftsworte, nur Ermahnungen und Ermunterungen nach Teheran gebracht, während Rußland mit Waffengewalt auftrat und unter den verschiedenen Vorwänden, als: Sicherstellung seiner Grenzen, Beschützung der unter moslimischer Herrschaft schmachtenden Christen und so weiter, den Persern sofort den Krieg erklärte, wenn sie es gewagt, den Absichten Rußlands Widerstand zu leisten. Mit dem Friedensschluß von Gulistan im Jahre 1813 und mit dem Vertrage von Turkomantschai 1828 hat Persien die Vorwerke seiner nordwestlichen Grenze fast gänzlich verloren, die reichen Provinzen von Azerbaidschan, Gilan und Mazendran waren von nun an dem russischen Einfluß geöffnet, mehr als anderthalb Millionen Türken schiitischer Konfession, aus denen das Perserheer seine besten Kräfte rekrutierte, sind unter russische Botmäßigkeit gelangt. In ähnlicher Weise ist Rußland auch im Nordosten Irans vorgegangen. Hier hieß es, daß der Sieg des Zarenreiches das Perserland von der schrecklichen Plage der turkomanischen Alamans (Raubzüge) befreite, und daß Mazendran und Chorasan, ja sogar Sistan fortan frei aufatmen können werden. Die russische Eroberung auf dem Steppengebiet am Nordrande Persiens wurde allenthalben thatsächlich als ein Akt der Humanität, als ein Segen für die Menschheit und als ein Triumph der Zivilisation aufgefaßt und von gewissen Politikern in England selbst mit Freuden begrüßt. Ja, wer die Greuel turkomanischer Räuber mit angesehen, wie ich, der wird den russischen Erfolgen gewiß nicht gram sein, aber andrerseits wäre es schwer, in Abrede zu stellen, daß dieser Liebesdienst für die Perser eher als Danaergeschenk ausfiel, denn durch die Festsetzung der Russen im Nordosten des Perserreiches hat der russische Polypenarm mit einem Schlage den ganzen Nordosten des Landes umschlungen und die schon ehedem lockere Basis der Herrschaft der Schahs gänzlich erschüttert.

Die moralischen und materiellen Folgen dieser russischen Siege konnten natürlich nicht lange ausbleiben. Im Nordwesten war nach der gänzlichen Unterwerfung des Kaukasus der russische Einfluß auf Azerbaidschan mit Riesenschritten fortgeschritten. Anfangs hatte die türkische Bevölkerung schiitischen Glaubens den Abfall von der Herrschaft der Kadscharen schmerzhaft empfunden und in das strenge Regime des christlichen Herrn sich nur mit Widerwillen gefügt. Doch

man muß eben die fürchterliche Anarchie, Gesetzlosigkeit, Bestechlichkeit und die freche Raubwirtschaft der persischen Verwaltung kennen, um einzusehen, daß im Vergleich mit derselben die russische Administration, trotz aller Willkür der Beamten, noch immer als eine Wohlthat erscheint. Kein Wunder daher, wenn die hart bedrückten Opfer der Regierung von Teheran nach der im Schatten russischer Verwaltung gedeihenden Ordnung und Ruhe sich allmählich gesehnt und daß Rußland schon seit Jahrzehnten in den Gebieten jenseits des Araxes immer beliebter geworden ist. In Täbris hat man sich daran gewöhnt, gegen die Uebergriffe des persischen Statthalters beim russischen Konsul Schutz zu suchen, die russische Unterthanenschaft wird als Panacee gegen die Tyrannei der heimischen Regierung betrachtet und, soweit uns bekannt, haben wenig unter Rußland lebende Schiiten es für gut befunden, vom russischen Gebiete nach Persien auszuwandern. Das Gleiche ist auch in Chorasan entlang der neuen russischen Grenze am Nordrande Irans der Fall. Angefangen vom Bezirke von Budschnurd bis nach Sarachs hat die russische Verwaltung in Transkaspien überall auf die in jeder Beziehung ausgesaugten und ausgeplünderten persischen Unterthanen den besten Eindruck gemacht, und persische Kaufleute, deren reger Geschäftsgeist allgemein anerkannt wird, fühlen sich in Aschkabad und Merw viel sicherer als auf persischem Boden. Unter der Bevölkerung von Budschnurd, Kutschan, Deregöz, Nischabur, Meschhed und so weiter greifen russische Sitten und die Kenntnis der russischen Sprache zusehends um sich; ja, wie uns Oberstleutnant C. E. Jate, der ehemalige englische Generalkonsul von Meschhed, in seinem 1900 erschienenen Buche — „Khurasan and Sistan" — mitteilt, hat der Perser als Begrüßungssitte das Entblößen des Hauptes angenommen, was bekanntermaßen im Auge des Moslimen für eine leibselige Apostasie gehalten wird. So wie der Osmanli in Erlernung des Französischen oder Englischen, der Hindustaner im Englischen den ersten Schritt zur Aneignung der westlichen Bildung erblickt, ebenso glaubt der Perser im Norden seines Landes dieses Ziel mittels Erlernung des Russischen erreichen zu können. Im Prestige der Macht und des Ansehens liegt für den Orientalen die beste Aneiferung zur Annäherung an die westliche Kultur, und wo der russische Doppeladler seine Schwingen ausbreitet, dort wird und muß die russische Sprache und Gesittung auch bald Eingang finden.

Daß mit diesem moralischen Einfluß auch der wirtschaftliche Hand in Hand einhergeht, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Russische Baumwollstoffe, Zucker, Tuch, Leder, Eisenwaren und so weiter haben in letzter Zeit nicht nur in der nördlichen Hälfte Persiens bedeutend zugenommen, sondern beginnen auch nach der südlichen Hälfte vorzudringen und mit dem englischen Import zu konkurrieren, wozu, wie gesagt, nebst dem moralischen Prestige die Fertigstellung der Batum-Bakubahn und der Transkaspibahn zwischen Krasnowodsk und Merw das meiste beigetragen. Dieser erleichterten und beschleunigten Kommunikation im Norden konnten die Engländer auf ihrem Handelswege von Süden her kaum gewachsen sein, und es liegt in der Natur der Sache, daß man in England sich schon früh nach Mitteln umgesehen, um diesem wirtschaftlichen Vorsprung des

wachsamen und rührigen Rivalen entgegenkommen zu können. Der erste Schritt in dieser Beziehung war die durch den englischen Gesandten Sir H. Drummond Wolff erlangte Konzession zur freien Schiffahrt auf dem Karun, wodurch nun die Schiffe von Mohammera nach Ahwaz und Schuschter verkehren und mittels einer allerdings primitiven Chaussee vom letztgenannten Orte nach Isfahan, dem Zentralpunkte des persischen Handels, der Weg von der Küste am Persischen Meerbusen bedeutend abgekürzt wurde, indem die Route von Buschir via Schiraz 458 engl. Meilen, auf der neuen Straße hingegen nur 266 engl. Meilen lang ist. Wohl ging man auch mit der Idee um, vom Karun aus eine Eisenbahn nach Isfahan oder nach Kum, eventuell nach Hamadan zu bauen, denn die Bewilligung hierzu war in den Stipulationen der anglo-persischen Bank enthalten, doch Rußland hatte sofort ein Veto eingelegt, indem es der Regierung in Teheran die Verpflichtung abgerungen, außer Rußland keiner fremden Macht Konzession zum Bau von Eisenbahnen zu gewähren, und zwar auf Grund einer Gratifikation für das russischerseits gemachte Anlehen. Der englische Handel im Südwesten Persiens ist wie früher in einem schleppenden Gange, und die seinerzeit so verheißungsvolle Karunkonzession ist so ziemlich leer ausgegangen. Als man die Fruchtlosigkeit des Vorhabens einer Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs von Südwesten her eingesehen, richtete man sein Augenmerk nach dem Südosten hin, indem man hier über ein sozusagen herrenloses Steppengebiet nach Nordpersien vorzudringen sich bemühte, um dem immer zunehmenden russischen Handel in Chorassan an den Leib zu gehen. Diese neu angelegte Straße geht von Quetta aus in südwestlicher Richtung nach Nuschki, einem früher unbedeutenden Orte an der beludsch-afghanischen Grenze, zieht dann in nördlicher Richtung ans linke Ufer des Hilmend und erreicht die persische Provinz Sistan, nachdem sie den dreieckigen Spitz der Sandsteppe (Germsir Rigistan) durchschnitten. Der Plan zu diesem Handelswege war allerdings etwas kühn ausgedacht, denn die früher erwähnte Wüste gehört zu den schrecklichsten der Welt, und die da befindlichen kleinen Oasen waren die Schlupfwinkel der beludschen Räuber und sonstigen Gesindels. Anfangs hieß es auch, daß das ganze Unternehmen verfehlt sei, da der Weg durch die 500 engl. Meilen lange trostlose Steppe, bei Mangel an Gras und Wasser, selbst die unternehmenden Bania-Kaufleute abgeschreckt hat. Dank dem Eifer des Vizekönigs Lord Curzon, des gründlichen Kenners und Beschreiber Persiens, sind die Schwierigkeiten heute fast gänzlich behoben worden. Im Laufe der letzten zwei Jahre sind entlang der Straße durch die Wüste Karawanenstationen angelegt, wo die Reisenden mit Wasser und den nötigen Viktualien versehen werden, während auf den früher blühenden, aber heute in Verfall geratenen Strecken Kanäle gereinigt, Karawansereien erbaut und durch Straßenpolizei gesichert wurden. Unter Aufsicht des Kapitäns Webb-Ware nimmt der Verkehr fortwährend zu, und während im Jahre 1898 der Gesamthandel sich auf 7½ Lakh (750 000 Rup.) belief, hat er 1900 schon 10 Lakh ausgemacht. Voraussichtlich wird der Handel auf dieser neuen Straße sich auch heben, und aus demselben wird nicht nur England Nutzen

ziehen, indem seine Handelsleute den afghanischen Zollplackereien auf der alten Straße via Kandahar-Herat entgehen, sondern den Persern selbst wird diese Route gedeihlich werden, denn persische Ausfuhrartikel, als: Wolle, Teppiche, Butter, Federn und sonstige Rohprodukte, werden leichter ihren Weg nach Indien finden als das früher der Fall war. Eine Kamelkarawane kann von Meschhed nach Quetta in drei Monaten gelangen, während sie früher via Kandahar vier bis fünf Monate brauchte.

Angesichts der großen Wichtigkeit, die England den Handelsinteressen von jeher beigemessen hat, unterliegt es keinem Zweifel, daß man in London und in Kalkutta alles aufbieten wird, um die russische Konkurrenz im Norden Persiens zu brechen. Dieses wird ihm aber infolge der außergewöhnlich großen geographischen und politischen Vorteile seines Rivalen kaum gelingen. Nicht nur Chorasan, sondern ganz Nordpersien steht schon unter dem wirtschaftlichen Einfluß Rußlands, und der statistische Ausweis über den 8000000 Pfund St. starken Gesamthandel Persiens im vergangenen Jahre zeigt uns, daß 56 % auf Rußland, 24 % auf England, 6 % auf die Türkei, 5½ % auf Frankreich, 4 % auf China, 2½ % auf Oesterreich-Ungarn und ½ % auf Deutschland fallen. Der große Prozentsatz Rußlands an dem persischen Gesamthandel bezieht sich streng genommen nur auf seine überwältigende Superiorität im Norden Irans, denn im Süden ist ihm England bedeutend überlegen, und zwar infolge seiner Machtstellung im Persischen Meerbusen und seines konsolidierten Besitzes von Indien. Wenn wir die hierauf bezüglichen statistischen Angaben berücksichtigen, wird sich ergeben, daß während des Jahres 1898 im ganzen 362 Schiffe mit 386816 Tonnen Gehalt den Persischen Meerbusen besuchten, von denen 356 englisch waren mit einem Gehalt von 379724 Tonnen, während im selben Jahr der Gesamtausfuhrhandel auf 2068470 Pfd. St. sich belief, von welchem auf England und Indien 907796, auf die Türkei, China und die Arabische Küste über eine Million, auf Frankreich 2537 und auf Deutschland 633 Pfd. St. fallen. Was die Einfuhr von Süden her anbelangt, so repräsentiert dieselbe einen Wert von 2810684 Pfd. St. von welcher Summe nebst andern Bezugsquellen

Pfd. St.		
485 369	. . . .	auf England
1 339 651	. . . .	„ Indien
44 175	. . . .	„ Frankreich
8 786	. . . .	„ Deutschland
4 735	. . . .	„ Rußland

fallen. Aus diesem flüchtigen Ausweis erhellt der Umstand, daß der Gesamthandel Persiens, in welchem Rußland den Löwenanteil besitzt, wohl mehr in der nördlichen als in der südlichen Hälfte des Landes sich bewegt, ferner daß Rußland auch schon infolge dieses Umstandes mit seiner in verhältnismäßig kurzer Zeit erlangten wirtschaftlichen Stellung vollauf zufrieden sein kann. Vom Standpunkt der Billigkeit und Friedensliebe beurteilt, dürfte man annehmen, daß

der Hof von St. Petersburg, seine Interessensphäre nun abzugrenzen bereit, die nördliche Hälfte des Perserlandes als sein politisches und wirtschaftliches Gebiet bezeichnen und den Süden um so mehr den Engländern überlassen wird, da diese, hier schon seit mehr als zweihundert Jahren thätig, die eigentlichen Pioniere des europäischen Einflusses in Iran gewesen sind. Doch dem ist nicht so. Rußlands Ländergier ist unersättlich, ihm genügt es nicht, seinen Einfluß über den Norden Irans ausgebreitet und zum Arbitrator der Geschicke der Kadscharendynastie sich aufgeworfen zu haben, es will auch über den Süden, folglich über ganz Persien gebieten, und hat demzufolge seine Blicke nach dem Persischen Meerbusen gerichtet.

*

Mit seinen auf Südpersien und den Persischen Meerbusen gerichteten Absichten ist Rußland erst ganz neuestens hervorgetreten, und zwar ist seine Politik bisher nur durch Kundgebungen der russischen Presse lautbar geworden, eine offizielle Bestätigung könnte höchstens in der Errichtung von Konsulaten in Jezd, Isfahan und wie es heißt auch in Buschir gefunden werden. Es ist ungefähr drei Jahre her, daß die „Times of Bombay“ mit Bekanntmachung eines zwischen Persien und Rußland abgeschlossenen geheimen Vertrages hervortraten, laut welchem letztgenanntes Land vom Hofe von Teheran die Konzession zu einer Eisenbahn von Chorasan aus nach Bender Abbas sich erwirkt haben soll. Diese Nachricht wurde von St. Petersburg und auch von London aus dementiert, was aber die anglo-indische Presse doch nicht verhinderte, auf die geheimen Umtriebe der russischen Regierung im Süden Persiens und in Beludschistan aufmerksam zu machen, namentlich wurde auf die zum Studium der Pest ausgesandten russischen Aerzte und Handelsagenten(?) hingewiesen, die in jenen Gegenden mit humanitären Zwecken sich herumtreiben und russische Propaganda machen. Mir selbst hat ein Reisender berichtet, daß er unweit Kirman bei einem einflußreichen persischen Beamten einen silbernen Samowar, ein Geschenk des russischen Konsuls in Meschhed, gesehen, und daß der Rubel auf Reisen hier bedeutende Fortschritte mache. Im Jahre 1899 erschien das russische Kanonenboot „Giljak“ im Persischen Meerbusen, um angeblicherweise das Terrain für den russischen Handel zu untersuchen, und noch hatte es sich dem persischen Ufer nicht genähert, als die englischen Kriegsschiffe „Melpomene“ und „Pomone“ ihm hart auf der Spur waren und sein Vorhaben vereitelten. Auch ein anderseitiger Zwischenfall war ganz danach angethan, um dem vertrauensseligen John Bull die Augen zu öffnen. Die Franzosen, die in Südpersien wohl wenig zu suchen haben, wollten als dienstbeflissene Satrapen des nordischen Kolosses im Arabischen Meerbusen als Entgelt für Faschoda ihr Mütchen kühlen, und eines schönen Tages verlautete es, daß der Emir von Maskat dem Wunsche des dortigen französischen Konsuls sich willfährig gezeigt und der französischen Republik ein Terrain behufs Errichtung einer Kohlenstation überlassen hatte. Nun ist aber der Emir von Maskat seit mehr als hundert Jahren sozusagen ein Vasall Englands und streicht jährlich regelmäßig die von Indien aus zukommenden Subsidien ein. Natürlich haben

die Engländer sich dieses Doppelspiel des arabischen Häuptlings nicht gefallen lassen, und das Erscheinen eines englischen Kriegsschiffes im Hafen von Maskat war hinreichend, um das französische Geschäft rückgängig zu machen. Um die damals ohnehin stark gereizte französische Empfindlichkeit einigermaßen zu schonen, wurde dem französischen Konsul gestattet, einen einige Klafter breiten und langen Kohlenschuppen (coalshed) zu errichten, und hiermit war der Zwischenfall beendet. Wie es scheint, hat dieses Fiasko des französischen Liebesdienstes einen zweiten Alliierten Rußlands nicht entmutigt, denn daß die Türkei in den zwischen dem Emir von Nedschd und dem Herrn von Koweït ausgebrochenen Streit sich hineingemischt und in ganz ostentativer Weise die Partei des ersteren ergriffen, und Scheich Mubarak, dem Herrscher von Koweït, angeraten, den Briten die Freundschaft zu kündigen, ist jedenfalls auf eine geheime Ingerenz Rußlands zurückzuführen. In England meint man, daß es Deutschland wäre, welches mit Hinblick auf die zu erbauende Bagdadbahn und in der Absicht, sich im Persischen Meerbusen ein Pied-à-terre zu verschaffen, hinter dem Sultan stecke. Wir können jedoch dieser Annahme nicht beistimmen. Die Politik des Deutschen Reiches zielt allerdings in erster Reihe auf die Hebung deutscher Handelsinteressen hin, doch weiß man in Berlin sehr wohl, wer der gefährliche Rivale deutscher Interessen in Asien sein kann und wird, und man wird kaum geneigt sein, durch Gefährdung britischer Interessen Rußlands Plänen Vorschub leisten zu wollen. Das Frontmachen der Türkei gegen England in den arabischen Gewässern muß daher als eine Gefälligkeit gegenüber dem Zaren aufgefaßt werden und wird aber ebenso, wie die Aktion Frankreichs, spurlos vorübergehen. Wie schon erwähnt, ist der Einfluß Englands im Persischen Meerbusen und entlang der Ostküste der arabischen Halbinsel schon seit mehr als hundert Jahren ein ganz unbestrittener und hat als ein wahrer Gottessegen daselbst gewirkt. Die arabischen Küstenbewohner standen von jeher im Rufe der verwegensten Seeräuber und haben bis in die Neuzeit hinein in diesen Gewässern Handel und Wandel gelähmt. Jahrzehnte hat England gebraucht, um das Handwerk dieser Piraten brach zu legen und die Häuptlinge dieser Horden zum Einhalten der eingegangenen Verpflichtungen zu zwingen. Die Türkei, die von Bagdad und Basra aus über diesen Teil Arabiens einen bloß nominellen Machteinfluß ausgeübt, war teils zu schwach, teils auch zu indifferent, hier Ordnung zu schaffen, und sollte nun Englands Machtstellung hier erschüttert werden, so ist es kaum denkbar, daß irgend eine andre, aus weiter Ferne wirkende Seemacht den bisherigen Faktor der Ruhe und Ordnung ersetzen könnte.

Wir können daher mit Recht die Frage aufwerfen: Was hat Rußland im Persischen Meerbusen zu suchen, und wird die etwaige Realisierung seines Vorhabens ihm und den Kulturinteressen der Menschheit wirklich von solchem Nutzen sein, um mittels einer direkten Herausforderung Englands einen blutigen Krieg hervorzurufen und die Ruhe zweier Weltteile zu stören?

Wenn wir die russische Antwort auf diese Frage hören, so heißt es: das Riesenreich der Zare kann nicht länger den freien Ausgang in die südlichen Meere

entbehren, der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Handels muß notgedrungen sich eine Bahn brechen und darf in Zukunft nicht mehr vom Zwang der Eisfessel der nördlichen Gestade abhängig sein. Diese gebieterische Notwendigkeit war es, die die Blicke Rußlands nach Sibirien und von da über den Amur und die Mandschurei nach dem Golf von Petschili gelenkt, und nachdem es mit Erwerbung von Port Arthur und Dalnij eine direkte Kommunikation mit dem Innern des Reiches hergestellt, hat es im Grunde genommen doch bloß eine Verkehrsader nach dem Süden sich geschaffen. Es bedarf aber noch einer zweiten, und da der Bosporus, von ganz Europa umworben, nicht ohne außergewöhnlich starke Kämpfe in den russischen Besitz gelangen kann, so hat man nach einer minder kostspieligen Pforte sich umsehen müssen und dieselbe im Persischen Meerbusen entdeckt, wo England als alleiniger Gegner auf dem Felde steht, mit dem man infolge der schon errungenen Vorteile auf andern Punkten des weitgestreckten Grenzgebietes, daher im Besitz der nötigen Einschüchterungsmittel, wohl leichter fertig zu werden hofft. Dieses Vorhaben Rußlands datiert nicht von gestern und heute, sondern von lange her, und die Hoffnung zur Ausführbarkeit desselben hat in demselben Maße zugenommen, in welchem man nach der Unterwerfung Zentralasiens und der Turkomanen Persien hart auf den Leib gerückt war und von der totalen Macht- und Hilflosigkeit der Kadscharen sich überzeugen konnte. Von der heillosen Anarchie, Armut, Elend, Gesetzlosigkeit und Verschwörung, die in Persien seit Jahrzehnten herrschen, hat das Abendland keinen Begriff. Rußland hat aber um so tiefer in dieses Tohuwabohu hineingeblickt und geht mit dem „König der Könige" so leichter Dinge um, als wenn es die Kejjansmütze schon längst in die Rumpelkammer der Eremitage geworfen hätte. Im Süden des Kaspisees ist es schon längst Herr der Situation, und daß Rescht und Astrabad dem Zarenreiche noch nicht einverleibt worden sind, das ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie früher oder später als reife Frucht von selbst dem Zaren in den Schoß fallen werden. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Grenzgebiete von Chorasan, dessen stark zunehmenden moralischen Einfluß Rußlands wir schon früher erwähnt haben, und wo, wie neuestens verlautet, die mit schweren Nöten ins Leben gerufene Chaussee nun schon in der nächsten Zukunft durch eine Eisenbahn ersetzt werden soll. Diese Bahn wird vorderhand den Hauptort in Transkaspien, nämlich Aschkabad, mit Meschhed verbinden, und diese Hauptstadt Chorasans, wo der Handel von ganz Ostpersien sich konzentriert, sozusagen an das Zarenreich angliedern. Die Bahn wird auf persischem Gebiete bei Kette-Tschinar (das heißt Große Platane) einmünden und entlang dem Thale von Deregöz auf der nach Meschhed führenden Hauptstraße ihren provisorischen Endpunkt erreichen. Ich sage provisorisch, denn von hier aus — so haben die russischen Zeitungen schon längst berichtet — soll die Bahn durch Ostpersien via Kerman nach Bender Abbas gehen und den russischerseits langersehnten Ausgang in den Persischen Meerbusen herstellen. Diesem Vorhaben werden vorderhand rein wirtschaftliche Interessen untergeschoben, doch macht die chauvinistische Presse Rußlands kein Hehl daraus,

daß politische Ziele den Hauptbeweggrund bilden, denn nach der Aussage dieser heißblütigen Politiker an der Newa habe England gar kein Recht, in die Angelegenheiten Persiens, es sei dies der Norden oder der Süden besagten Landes, sich zu mischen. Rußlands Stellung in Persien, heißt es, habe große Opfer an Geld und Menschenleben gekostet, und es kann daher unter keinen Umständen sich die Beute von dem Munde wegschnappen lassen.

So spricht, wie gesagt, die Presse, die bekanntermaßen unter dem Einflusse einer strengen Zensur nur den von der Regierung in St. Petersburg gebilligten Ansichten Ausdruck verleiht. Die Regierung selbst spielte diesbezüglich bis jetzt den Enthaltsamen und hat erst jüngstens hiervon einen Beweis gegeben, indem sie gelegentlich der für das Anlehen von 25 000 000 Rubel geforderten Garantien als Unterpfand die Zolleinnahmen der nördlichen Hälfte Persiens sich ausbedungen, von den Zolleinnahmen Südpersiens ganz abgesehen hatte. Hiermit wurde stillschweigend der Süden Persiens, von Mohammera bis zur Grenze Beludschistans, als die legale und durch langjährige Thätigkeit wohlverdiente Interessensphäre Großbritanniens anerkannt; ja es hat sogar vor einigen Jahren Stimmen gegeben, welche eine genaue Abgrenzung dieser Interessensphäre für erwünscht hielten, und während man englischerseits unter Südpersien das Land südlich vom 34. Breitengrad, also mit Inbegriff Isfahans und Luristans annahm, wollten russische Stimmen nur Schiraz und Kerman als den südlichen Teil anerkennen, und die Zweiteilung ward weiter nicht mehr ventiliert. So standen die Dinge noch vor ungefähr zwei Jahren. Ganz neuestens scheint jedoch die russische Politik auch des geringen Scheines der Mäßigung und Enthaltsamkeit sich entkleiden zu wollen, und ohne das Recht eines englischen Einflusses auf das Küstengebiet des Persischen Meerbusens in ausgesprochener Weise negiert zu haben, ist man von St. Petersburg aus mit der Regierung des Schahs bezüglich der Konzession einer von Chorasan aus nach Bender Abbas gehenden Bahn in Verhandlungen getreten. Diese Konzession, eine Art Prämie für das vorgestreckte Anlehen, befindet sich daher schon eine längere Zeit in russischen Händen. Mit dem Ausbau der Bahn Aschkabad-Meschhed ist die Realisierung des Vorhabens schon in Angriff genommen worden, und stünde nicht die sattsam bekannte Finanzmisere als Hemmschuh im Wege, so wäre der Schienenstrang von Nordost nach dem Süden Persiens schon längst ausgelegt worden. Nun aber, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die russische Politik läßt sich in ihren Endzielen nicht beirren, am allerwenigsten aber von den Drohungen des Gegners einschüchtern; die Bahn wird gebaut werden, und der nordische Koloß wird mit seinen nach dem Süden Asiens ausgestreckten Armen wohl bald nach dem Indischen Ozean reichen können. Interessant ist die Art und Weise, wie die russische Presse diesen Eingriff in Englands Rechte gutheißt und vindiziert. Die Börsenzeitung und die St. Petersburger Nowosti stellen mit Unverfrorenheit die These auf, daß Rußland große Geldopfer aufgewendet, um Persien zu beleben und von britischer Sklaverei zu befreien, als wenn dem jüngst dargereichten russischen Anlehen rein humanitäre

Motive zu Grunde liegen würden. Daß England es gewesen, das schon zur Zeit Feth Ali Schahs zur Regenerierung und Modernisierung des Perserreiches eine hilfreiche Hand geliehen, und daß in der Neuzeit durch die Gründung der Persian Imperial Bank der Handel und Wandel im Lande sich heben konnte, ohne dabei auch nur eine Zollbreite persischen Bodens zu acquirieren, während die russische Freundschaft der persischen Krone um den Verlust des Kaukasus, den Nordrand Persiens und des Kaspisees zu stehen kommt, das will in Rußland niemand einfallen. Ja, das ist die selbstlose, edle und humane Handlungsweise der russischen Regierung!

Mit einem Worte, Rußland ist fest entschlossen, das dem gänzlichen Verfalle ganz nahe stehende Persien ausschließlich allein in seinen Besitz zu bekommen und keinen Rivalen, das heißt weder England noch Deutschland, im Felde zu dulden. Vorderhand haben die Herren in St. Petersburg auf ihre Fahne nur wirtschaftliche Ziele geschrieben, und die russische Industrie, die viel stärker aufgebauscht wird, als sie in Wirklichkeit ist, soll fortan mit den Erzeugnissen der englischen Fabriken erfolgreich konkurrieren, ja dieselben ganz von den Bazaren Persiens verdrängen. Auf den Handel soll natürlich der politische Einfluß folgen und schließlich die Protektion und Einverleibung des ganzen Landes. Wie nun das halb bankrotte Rußland mit seinem Heere von bestechlichen und unzuverlässigen Beamten Persien, das dreimal so groß ist wie Frankreich, beglücken und auf die Bahn gesunder Neuerungen bringen soll, das ist den heißblütigen russischen Patrioten noch nicht in den Sinn gekommen. Es wird im allgemeinen vergessen, daß der Appetit Rußlands in einem argen Mißverhältnisse zur Verdauungskraft seines Magens steht, und daß die geistig begabte, rührige und fanatische rein arische Bevölkerung des Südens nicht so leicht unter das russische Joch gebeugt werden kann, wie das Türkentum Azerbaidschans und Zentralasiens. Doch dieses dünkt diesen Herren nur Lappalie. Persien figuriert nur als Vormauer zu Indien, und weil der Weg durch die rauhen Gebirge des von einer kriegerischen Bevölkerung bewohnten Afghanistan viel mühsamer ausfallen wird als durch Persien, so soll diese Flankenbewegung die Ausführung des langgehegten Planes ermöglichen und beschleunigen.

Mit der Festsetzung Rußlands an der Küste des Persischen Meerbusens ist der Plan zur Eroberung Indiens mit einem vielbedeutenden Schritte vorwärts gebracht worden. Südpersien steht in viele Jahrhunderte alten Handelsbeziehungen zu Indien, und nicht nur in den Hafenstädten Buschir und Bender Abbas, sondern auch in Schiraz und Kerman, ja sogar in Isfahan sind Spuren dieses Verkehres zu entdecken. Zur Zeit meiner Reisen in Südpersien bin ich häufig großen und kleinen Karawanen begegnet, die persische Produkte nach Indien exportierten oder englische und indische Artikel importierten. Diesen Kaufleuten ist das westliche Indien nicht unbekannt, ja viele von ihnen haben über die britische Herrschaft im Vergleiche mit der Anarchie und dem Despotismus ihres eignen Landes sich rühmend geäußert, und es ist jedenfalls bezeichnend, daß eine in Bombay erscheinende persische Zeitung als Organ freier Ideen in Teheran verpönt ist. Dieses gilt besonders mit Bezug auf die Parsis in Jezd und Kerman, die mit Neid auf den blühenden Zustand ihrer Glaubensgenossen in Guzerat hinblicken

und seitens der letzteren auch einen wohlthuenden Schutz am Hofe der Kadscharen genießen. Nichts ist daher natürlicher, als daß Südpersien und namentlich der Persische Meerbusen seit undenklichen Zeiten in engster Beziehung zu Indien gestanden, daß im Mittelalter der Handel Hindustans seinen Weg nach dem Westen durch diesen Golf genommen, und daß mit dem Beginn der Neuzeit Portugal, Holland und England hier um die Superiorität gerungen. Als Sultan Suleiman der Große die Eroberung Indiens geplant, hatte er seinen Admiral Piri Bey 961 (1553) von Suez nach Ormuz mit einer bedeutenden Flotte geschickt, der von den Portugiesen aufs Haupt geschlagen und durch den Admiral Sidi Ali Reis ersetzt worden ist. Letzterem ging es auch nicht besser, die Portugiesen vernichteten seine Flotte, und er mußte über Land mit einigen Getreuen über Indien, Afghanistan, Turkestan und Persien nach Stambul zurückkehren. Nur in Erwägung des Zusammenhanges zwischen dem Persischen Meerbusen und Indien wird es uns einleuchten, warum den Häfen von Fao, Koweit, Buschir, Lingah und Bender Abbas, als auch den Inseln von Karak, Kischm und namentlich Ormuz (richtiger Hormuz) von jeher so viel Wichtigkeit beigelegt wurde, denn diese galten nicht nur als Handelsstationen, sondern zugleich als Etappen auf dem Wege nach den Mündungen des Indus. Die Eroberer aus dem Westen hofften auf dieser Wasserstraße ins Innere Indiens gelangen zu können, ebenso wie die turko-tatarischen Horden, von den fabelhaften Schätzen Hindustans angelockt, ihren Beutezug vom Norden nach dem Süden angetreten hatten. Die Küste selbst, deren Bevölkerung vorwiegend arabischer Nationalität ist, bietet wenig Anziehendes, denn sie ist nackt und arm und dabei von einem schrecklichen Klima. Bender Abbas wird von den Orientalen als die Hölle auf Gottes Erdboden geschildert, und Ralph Fitch, ein Kaufmann aus der Elisabethanischen Zeit, beschreibt 1583 sein Klima folgendermaßen: „Nature seemed not to have designed it should be inhabited. It is situated at the foot of a range of mountains of excessive height, the air you breathe seems to be on fire, mortal vapours continually exhale from the bowels of the earth; the fields are black and dry as if they had been scorched with fire.“ In ähnlicher Weise berichtet ein alter Seeoffizier über das Klima in Kischm, der in einem Zelte den Thermometer auf 160° Fahrenheit gesehen und nach dessen Aussage die auf der Insel stationierten englischen Matrosen wie die Fliegen hinfallen. Dieses gilt mehr oder weniger von der ganzen Küste des Persischen und Arabischen Meerbusens, und dieses ist auch die wahrscheinliche Ursache, warum England keinen Punkt an dieser Küste, trotz der kommerziellen und strategischen Wichtigkeit, bisher besetzt und befestigt und nur mit dem Einflusse sich zufrieden gestellt hat, den es als Schutzherr auf die von Indien aus subsidiierten arabischen Häuptlinge ausübt.

Beneidenswert wird daher die Stellung des russischen Bären am übermäßig heißen Ufer des Persischen Meerbusens keineswegs sein. Es wird auch noch viel Wasser auf der Newa abfließen, bevor der Schienenstrang von Aschkabad via Meschhed und Kerman das alte Gambrun (wie Bender Abbas im Mittelalter genannt wurde) mit dem Zarenreiche verbinden wird, denn in jenem Teile

Asiens, der als Tummelplatz der Ambition und der wirtschaftlichen Interessen mehrerer europäischer Großmächte gedient hat und auch noch gegenwärtig dient, dort sind territoriale Acquisitionen nicht so leicht zu bewerkstelligen als etwa in der Mandschurei oder in den heulenden Einöden Sibiriens. Im Süden Persiens hat mehr als einer ein Wort mitzureden, und es fragt sich in erster Linie, wie wohl England zu diesem Vorstoß sich verhalten, was es zu dieser neuesten Aktion seines Rivalen sagen und schließlich, ob das übrige Europa leichten Herzens so zusehen kann, wenn Rußland den Persischen Golf in ein mare clausum umgestalten wird. Wenn optimistische Politiker die Meinung vertreten, daß eine russische Ingerenz in die Angelegenheiten des Persischen Meerbusens für England nicht gefährlich sei, so werden sie wohl leicht durch den in vorhergehenden Zeilen geschilderten Nexus zwischen den beiden Regionen des Irrtums überführt werden können. In den Hafenstädten Südpersiens liegen ebensoviele Schlüssel zu dem Thore Indiens wie in den nördlichen Ausläufern der Suleïmanskette oder wie in den Pässen des Hindukusch, denn im Falle eines Angriffs kann der Gegner zu Land und zu Wasser seine Operationen beginnen. Aber noch bevor eine solche Eventualität eintritt, wird die russische Politik es sich gewiß nicht nehmen lassen, mit Hilfe des reisenden Rubels und mittels Glorifizierung des „Weißen Padischah“ unter den Hindustanern Propaganda zu machen. Giebt es doch schon für den russischen Zukunftshandel einen russischen Generalkonsul in Bombay, ohne daß ein englischer Generalkonsul in Taschkend oder in Aschkabad ernannt worden ist, und dieser russische Generalkonsul wird gewiß trachten, daß nebst russischen Warenballen auch russische Agenten in Indien unbehelligt wirken können. Die Nachbarschaft eines so rücksichtslosen und hungrigen Rivalen wie Rußland kann und darf England nie mit Gleichgültigkeit hinnehmen, und Lord Curzon hat vollkommen recht, wenn er in seinem ausgezeichneten Werke über Persien II. Band Seite 465 sagt: —„A Russian port in the Persian Gulf, that dear dream of so many a patriot from the Neva or the Volga, would, even in times of peace, import an element of unrest into the life of the Gulf that would shake the delicate equilibrium so laboriously established, would wreck a commerce that is valued at many millions sterling, and would let loose again the passions of jarring nationalities only too ready to fly at each others throat. Let Great Britain and Russia fight their battles or compose their differences elsewhere, but let them not turn into a scene of sanguinary conflict the peaceful field of a hard won trade. I should regard the concession of a port upon the Persian Gulf to Russia by any power as a deliberate insult to Great Britain, at a wanton rupture of the status quo, and as an intentional provocation to war; and I should impeach the British minister, who was guilty of acquiescing in such a surrender, as a traitor to his country—“. Das ist wohl eine klare Sprache seitens eines Mannes, der heute an der Spitze der Verwaltung Indiens steht, und ich möchte fast glauben, daß nicht nur konservative, sondern auch liberale Politiker an der Themse mit dieser Ansicht übereinstimmen.

Eine solche Uebereinstimmung ist bei objektiver Erwägung der Sachlage auch

ganz naturgemäß, und es muß in der That um so mehr befremden, wenn schon jetzt, da Rußland vom Persischen Meerbusen noch ziemlich fern steht, in England schon solche Stimmen hörbar werden, die mit Vorschlägen der Nachgiebigkeit auftreten und es laut verkünden daß — „Persien der eigentliche Ort sei, wo Großbritannien dem Zarenreiche, ohne sich selbst zu schaden, eine merklich wertvolle Konzession machen könne“ — wie Sir Rowland Blennerhasset neuestens urbi et orbi verkündet. Ich wiederhole: eine solche Aeußerung muß wohl befremden, aber neu ist dieselbe nicht, denn im Laufe der letzten Jahrzehnte haben die Engländer immer eine Ausrede gefunden, mit welcher sie die Nachgiebigkeit gegenüber dem nordischen Rivalen zu entschuldigen suchten. Bald hieß es: „Asien ist groß genug für uns beide, und wir werden uns daselbst friedlich in die Beute teilen,“ — bald wieder trat man mit den gerechten Ansprüchen Rußlands hervor, indem man die Expansionslust des nordischen Gegners mit der eignen ähnlichen Politik von Süden her rechtfertigte, — und bald wieder hieß es: „Rußlands Auftreten unter den Barbaren Zentralasiens ist im Dienst der Humanität und der Kultur, und wir dürfen dies nicht hindern.“ — Mit einem Wort: an Ausflüchten hat es den Engländern nie gefehlt, doch erlauben wir uns zu fragen, wie lange wohl diese Nachgiebigkeit, die größte Ermunterung zu neuen Angriffen in den Augen des Gegners, noch dauern wird, und wie weit wohl England sich zurückzuziehen gedenkt. Ist es den englischen Staatsmännern noch nicht eingefallen, daß diese stete Nachgiebigkeit gegenüber der Herausforderung Rußlands das Prestige der britischen Herrschaft in Indien in gefährlicher Weise untergräbt, oder glaubt man an der Themse, daß die Asiaten sich nicht schon in Vergleiche zwischen dem immer geduldigen, daher schwachen England und dem ruhe- und rastlos vorwärtsdringenden, daher mächtigen Rußland eingelassen haben? Wenn man hieran nicht gedacht, so huldigt man einer argen Selbsttäuschung und einem verhängnisvollen Wahn. Erst unlängst schrieb mir ein Hindustaner: „Sie ermuntern uns, treu an England zu halten, doch wie können wir an eine Macht uns anlehnen, die in der Türkei, in Persien, in China, ja überall und überall dem ihr allzu mächtig scheinenden Gegner Platz macht?“ — Offen gesagt, es ist nicht leicht, hierauf eine befriedigende Antwort zu geben. Die englische Politik der letzten Jahrzehnte in Asien hat in der That durch stete Zaghaftigkeit, Unentschlossenheit und allzugroße Vorsicht sich hervorgethan. Bei der Grenzberichtigung zwischen Afghanistan und Russisch-Turkestan, bei der Abrundung des russischen Gebietes am Pamir, bei Entscheidung in der Wasserfrage am Herirud und beim Kampfe um den wirtschaftlichen Einfluß in Persien, überall und überall sind die Engländer von den Russen übervorteilt worden, und nirgends hat England einen kompletten Sieg davontragen können, selbst in Kabul nicht, wo man trotz teurer Subsidien nicht im stande gewesen, einen Engländer als Gesandten anzustellen und eine Handelsstraße via Kandahar nach dem Oxus sicherzustellen. Ja, das ist traurig aber wahr, und wir fragen daher: Quousque? Wie lange soll diese Straußpolitik noch dauern? Wen will man mit dem Beschwichtigungsmittel täuschen, indem man vorschlägt, mit Rußland einen freund-

schaftlichen Bund einzugehen und die Differenzen auf friedlichem Wege zu beseitigen? Lächerlich! Wo, wie und wann haben derartige Traktate auf dem Eroberungsgebiete in Asien sich nützlich gezeigt, und namentlich, bei welcher Gelegenheit hat Rußland durch ein früher gegebenes Versprechen sich binden lassen? Das Nichteinhalten des gegebenen Wortes in der Note Gortschakoffs nach der Einnahme von Taschkend 1864, während des Feldzuges gegen Chiwa 1873, im Feldzuge gegen die Turkomanen 1880 und vielen anderen von St. Petersburg aus nach London gelangten Verheißungen hätten den vertrauensseligen Briten schon längst die Augen öffnen können. Wenn englische Staatsmänner dessenungeachtet heute angesichts der drohenden Gefahr in Persien von einer friedlichen Auseinandersetzung mit Rußland sprechen, so können wir nicht umhin, dies als einen politischen Selbstmord zu bezeichnen.

Ich weiß es wohl, daß man meine diesbezüglichen Ansichten und Aeußerungen als pessimistisch verschreien, daß man mich als Störenfried und meine Feder als Kriegesfackel verdammen wird. Eine solche Verdächtigung ist aber entschieden ungerecht. Ich habe mich stets an das arabische Sprichwort: Es sulh seïd ul ahkam (Friede ist der Fürst aller Entscheidungen!) gehalten und den Krieg als das nutzloseste, verwerflichste und abscheulichste Mittel zur Schlichtung internationaler Differenzen angesehen. Was England nötig hat, ist vor allem Entschlossenheit, Festigkeit und eine unzweideutige Stellungnahme gegenüber den Anschlägen seines Gegners. Diese Eigenschaften erfordern natürlich eine auf besserer Grundlage und weiterem Umfange beruhende Machtentfaltung als dies bis heute geschehen, wo eben infolge dieser Mängel England durch die Vorgänge in Südafrika sein Prestige arg geschädigt hat. Daß der Militarismus bisher in England nicht zur Blüte gelangen konnte und daß das Riesenreich mehr durch individuelle Tugenden und Vorzüge der einzelnen als durch Waffengewalt gegründet werden konnte, das war jedenfalls der Stolz unsrer Kultur und die Freude der Humanisten, doch die veränderte Weltlage erheischt leider eine Veränderung der herrschenden Prinzipien. Wer dem Schicksale einen großen Brocken abringen und denselben erhalten will, der muß dementsprechend lange Finger und eine feste Hand, das heißt eine tüchtige Armee, haben. Die Zeit der Selbsttäuschung ist für England vorüber. In Indien liegt die Achillesferse der englischen Großmacht, und dieses Indien haben seine Gegner heute schon zu Land von allen Seiten her umschlossen. Oestlich von Barma, im englischfreundlichen Siam, steht der russische Alliierte am linken Ufer des Mekongs, um gegebenenfalls den britischen Einfluß in Hinterindien zu gefährden. Im Norden Indiens hat Rußland selbst an drei verschiedenen Punkten, nämlich am Pamir, am Hindukusch und am Paropomisus, das Terrain zum Angriff vorbereitet, und nun soll für die Offensive von Westen und Südwesten her das Terrain gewonnen werden. Mit Persien wäre daher die Cernierungslinie geschlossen, und wir sind mit Recht neugierig, ob sich England diese ominöse Umarmung gefallen lassen wird.



Das Vordringen Rußlands gegen Indien.

Von
Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein.

Bis zu den Erfolgen Lord Roberts am Modderfluß befand sich das gewaltige, zu Rußland in Asien in scharfen Interessengegensätzen stehende britische Kolonialreich in einer der schwersten, auch heute noch nicht völlig überwundenen Krisen, schwerer als diejenige des großen Aufstandes von 1857 in Indien, da gleichzeitig Hungersnot und Gärung unter den Hindus herrschten und noch herrschen, und da Frankreich die Wunde von Faschoda noch lebhaft schmerzte. Rußland benutzte, den Traditionen seiner Politik in Asien getreu, diesen Moment der Schwäche Englands infolge seiner kriegerischen Verwicklung in Südafrika und legte einen neuen und wichtigen Schritt auf der Bahn seines stetigen Vordringens gegen Britisch-Indien mit der Entsendung eines starken Truppenkontingents nach Kuschk, an der Grenze Herats, zurück.

Die neueste Zeit hat überhaupt zahlreiche wichtige Schritte Rußlands zur Erweiterung seiner Machtsphäre und seines Einflusses in Zentral- und Westasien zur Reife gebracht. Es sind dies die Erlangung der Eisenbahn- und Straßenbaukonzessionen in Persien, die Anleihe für dieselben, die Gewinnung der Durchmarschrechts durch Seistan und die, wie es scheint, wenigstens in der Anbahnung begriffene dauernde Erpachtung des wichtigen Hafens von Bender Abbas am Persischen Golf, die Ernennung eines russischen Generalkonsuls in Bombay und namentlich die erwähnte Verlegung einer russischen Schützenbrigade und zweier Batterien der Kaukasustruppen nach Kuschk, 80 Kilometer von Herat, der westlichen Hauptstadt Afghanistans, sowie die Erwerbung einer Anzahl von Gebietskomplexen in der Bucharei am oberen Amu Darja zur Ansiedlung russischer Auswanderer und Anlage von Militärbauten für dort an der Nordgrenze Herats zu stationierende russische Truppen. Zurzeit wird die Stärke der unmittelbar an der Nordgrenze Herats dislozierten Truppen Rußlands auf 20000 Mann angegeben, hinter denen noch 40000 Mann in den übrigen Gebieten des Militärgouvernements Turkestan stehen. Wie verlautet, sollen die Truppen allein an der Nordgrenze Herats auf 70 bis 80000 Mann verstärkt und dazu, wie aus Odessa berichtet wird, noch 40000 Mann während des laufenden Jahres aus Rußland nach dem Orient transportiert werden. Die Probe auf den raschen Transport von Truppen der beiden Kaukasus-Armeecorps wurde bekanntlich in der letzten Woche des vorvorigen Jahres mit der nur acht Tage beanspruchenden Dislokation der Schützenbrigade und zweier Batterien, in Summa von 5500 Mann, erfolgreich gemacht, und kein materieller Widerstand einer andern Macht vermöchte daher schon heute Rußland daran zu hindern, sich Herats, des Thores zum Wege nach Indien, zu bemächtigen, wenn auch die Wachsamkeit der Afghanen in Herat verschärft wurde und ihr Emir erklärte, daß er für England zu kämpfen

bereit sei. Allein offenbar hat die persönliche Friedenspolitik des Zaren die russischen Staatsmänner bisher an der vollen Ausnutzung der durch die Verwicklung Englands in den Südafrikanischen Krieg günstigen Situation für die Occupation Herats und somit an einem hochwichtigen Schritt auf dem Wege nach Indien gehindert.

Allein wie es der russischen Militärpartei gelang, Alexander II. zu dem Kriege gegen die Türkei zu drängen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß ihr dies auch bezüglich der Besitznahme Herats bei seinem Nachfolger mit der Zeit gelingt, wenn auch der betreffende, vom Kriegsminister, General Kuropatkin, dem Zaren, wie verlautet, vorgelegte völlig fertige Plan von demselben im heutigen Zeitpunkt abgelehnt wurde. Seine Befolgung aber hätte nur eine weitere, wenn auch hinsichtlich der Haltung Englands immerhin kritische Etappe in dem beständigen Vordringen Rußlands gegen Indien gebildet, dessen übrige Stationen durch die Erwerbung Transkaspiens und die ihr folgende von Saraks, Merw und Kuschk bezeichnet werden. Denn für England hätte dieser Schritt, wenn auch nicht im jetzigen Moment, wo ihm die Hände gebunden sind, so doch für später den Krieg mit Rußland bedeutet, in dem es voraussichtlich die energische Unterstützung des jetzigen Emirs von Afghanistan, ebenso wie diejenige seines Vaters Abdurhaman Chan, der dreimal ein Bündnis mit Rußland zurückwies und die zwischen England und Afghanistan bestehenden freundlichen Beziehungen noch unlängst besonders betonte, finden würde. Nichtsdestoweniger wäre Rußland heute offenbar in der Lage, von der derzeitigen Verwicklung Englands in einen alle seine Landstreitkräfte des Inlandes in Anspruch nehmenden Krieg und von der bisherigen Einbuße des englischen Prestiges und der Enthüllung seiner militärischen Schwäche für einen großen Kolonialkrieg gegen eine starke halbasiatische Militärmacht, sowie von der Minderung seines Einflusses auf die eingeborenen Rassen Indiens, Vorteil zu ziehen.

Das Problem des Angriffs und der Verteidigung Indiens wird bei den beiden eventuellen Gegnern seit lange erörtert, und wenn es auch nicht die gesamte Politik Rußlands beherrscht, die um so ruhiger erscheint, wie sie sich der Zukunft sicherer fühlt, so bildet dasselbe den Hauptgegenstand der Erwägungen und Maßnahmen der Regierung Britisch-Indiens und übt eine beträchtliche Einwirkung auf die gesamte Reichspolitik Englands aus. Die Ansichten des indobritischen Generalstabs über die Verteidigung Indiens wurden wiederholt im englischen Parlament erörtert, und zwei verschiedene Auffassungen traten sich hinsichtlich derselben gegenüber. Die eine, die der älteren und hervorragenderen englischen Militärs, war für das Abwarten der russischen Invasion am Indus und für die Verteidigung dieser mächtigen Strombarriere, die andre, die der jüngeren und aktionslustigeren Fachmänner, vertrat dagegen die Offensive und trat dafür ein, der russischen Invasion jenseits des Suleimangebirges auf der Linie Kabul, Ghazni, Kandahar in Afghanistan zuvorzukommen. Die letztere Auffassung ist unter dem Einfluß der Entwicklung des britischen Imperialismus und des nationalen Jingoismus zur Geltung gelangt, sie erfand die „wissenschaftliche Grenze“, empfahl die „Vorwärtspolitik“, veranlaßte die Expedition nach Tschitral und brachte

die gesamte Bevölkerung der Nordwestgrenze Indiens gegen die Anglobriten in Aufruhr und vertrat das Vordringen Britisch-Indiens in das afghanische Wespennest.

Die Ansichten des russischen Generalstabes über den Krieg gegen Indien gelangten dagegen fast gar nicht in die Oeffentlichkeit, und das diesen Gegenstand behandelnde, unlängst erschienene Werk des russischen Gardekapitäns Leontiew verdient daher um so mehr Beachtung, da es die Auffassung der Fachmänner Rußlands wiedergiebt. Dasselbe ist von großer Genauigkeit und giebt die Anzahl und Zusammensetzung der zu den verschiedenen Operationen zu verwendenden Truppencorps, sowie die Mittel der Verpflegung und wie die Rückendeckung, sobald die Operationen begonnen haben, zu sichern sei, bis ins kleinste an. Es sind dies Details, die nur für die Fachmänner Interesse haben würden, wenn nicht die Methode und die Politik genau aus ihnen hervorgingen, die nunmehr als von den betreffenden Ressorts der russischen Regierung bestimmt befolgte gelten können.

Um jedoch den Charakter des beständigen Vordringens Rußlands gegen Indien zu verstehen, muß man sich von den Motiven, die zu ihm führten, Rechenschaft ablegen. Die Russen bedrohen, wenigstens in absehbarer Zeit, Indien nicht mit einer Invasion, sie sind nicht im stande, die Nachfolger der zahlreichen Rassen zu sein, die im Laufe der Jahrhunderte gegen Delhi vordrangen. Die russische Diplomatie bedarf noch nicht des Suchens nach wirtschaftlichen Absatzgebieten in Indien, und es kommt ihr nicht in den Sinn, ein bereits enormes Reich über das Maß und unnütz nach Süden auszudehnen. Das, was sie allein in Indien sucht, ist ein Aktionsgebiet gegenüber England und die Fähigkeit, dort die kontinentale Schwäche einer zur See unangreifbaren Macht zu treffen. Seit dem vorigen Jahrhundert ist Rußland mit der Verwirklichung seiner orientalischen Pläne beschäftigt und hat seine ganze Politik in den Dienst des orthodoxen Glaubens gestellt, der das Haupttagens seines eignen Zusammenhanges bildet.

Nach dem Vertrage von Adrianopel, der seinen Höhepunkt in dieser Richtung bezeichnete, bildeten die Verträge von Berlin und Paris ebenso viele Niederlagen der russischen Diplomatie und Triumphe für England, und daher entstanden die Pläne zur Eroberung Indiens, deren erster während des Krimkrieges auftrat, während Skobeleff den zweiten nach dem Orientkriege entwarf.

An Stelle dieser Pläne, die Ausbrüche des Zorns und der Verzweiflung bildeten, ist jedoch das ruhige, stetige Vorschreiten Rußlands in Zentralasien getreten, das besonders in den letzten Jahrzehnten sich geltend machte. Heute haben die Russen dort eine gesicherte Position inne, die ihnen eine Operationsbasis für ihre ferneren Fortschritte gewährt. Turkestan, dessen Zivil- und Militärorganisation im vorigen Jahre umgestaltet wurde, bildet fortan mit Transkaspien und der Provinz Semiertschinsk ein kompaktes Ganze. Es wird von einer Eisenbahn durchschnitten, die das Kaspische Meer mit Andijane und Ferghana verbindet, während ein Zweig derselben nach Taschkend im Norden und nach Kuschk an der Grenze Herats im Süden führt, und ein dritter den Oxus entlang in der Richtung auf das afghanische Turkestan geplant ist. Die dortigen russischen

Truppen wurden neuerdings in zwei Armeecorps mit den Stabsquartieren Taschkend und Merw formiert, und beide sind eventuell bestimmt, auf den beiden Hauptinvasionsstraßen nach Indien, der über Herat-Kandahar und der über Kabul, zu operieren. Die Reserven für das Armeecorps von Merw werden von den Kaukasustruppen und dem südlichen Rußland gestellt, die bereits durch die Bahnlinie zwischen Baku und Petrowsk mit dem Kaspischen Meere verbunden sind, die des Armeekorps von Taschkend von den Truppen Zentralrußlands und Sibiriens. Für diese sind allerdings die Bahnlinien noch nicht vorhanden, allein der Bau der Linie Orenburg-Taschkend ist bereits beschlossen.

Wie hieraus ersichtlich, ist die militärische Situation der Russen in Zentralasien schon heute sehr stark, und alles ist für den Marsch nach Herat und Kandahar von Transkaspien aus bereit, und alles für denjenigen von Turkestan nach Kabul ist vorbereitet, wenn auch noch nicht völlig durchgeführt. Die Russen bedürfen für ihren Vormarsch nach Indien nur noch der völligen Vorbereitung ihrer Operationsbasis, eine Arbeit, die sich übrigens ihrem Ende nähert. Schon hierdurch bilden sie eine Beunruhigung und selbst eine Bedrohung für Britisch-Indien und in jedem Falle einen Grund zu beständigen Unruhen zwischen der herrschenden Rasse und den unterworfenen Rassen; allein sie besitzen das entscheidende Pressionsmittel für England noch nicht, welches sie gegen Indien suchen, und Leontiew ist der Ansicht, daß dazu erforderlich sei, daß Afghanistan zuvor sich völlig in der Sphäre des russischen Einflusses befinde, und daß derselbe an den Ufern des Indus solide etabliert sei. Ein derartiges Resultat kann jedoch erst nach einer Reihe von Feldzügen erreicht werden, die Engländer und Russen zuerst in Afghanistan im Thale von Hilmend und alsdann im Suleimangebirge und an der Induslinie und endlich im Gebiet von Sirhind zwischen Lahore und Delhi einander gegenüberstellen würden, dem traditionellen Schlachtfelde, auf dem sich seit Urzeiten das Schicksal Indiens entschied.

Die militärischen Schwierigkeiten des Feldzugs gegen Indien sind jedoch, ungeachtet der Operationsbereitschaft der Russen, sehr große. Britisch-Indien hat 75 000 Mann englische Besatzung und eine Eingebornenarmee von 150 000 Mann, dazu kommen die allerdings sehr minderwertigen Truppen der indischen Fürsten und die eingeborenen Milizen. Allein es scheint nicht, daß die indobritische Regierung, genötigt, ihre Verbindung zu sichern und die Halbinsel im Zaum zu halten, den Russen anfänglich mehr als 90 000 Mann entgegenzustellen vermag. Die Verstärkungen aus England oder andern Punkten des Reiches vermögen nicht sofort einzutreffen, und jedenfalls lassen die derzeitigen Ereignisse in Südafrika ihren Wert in keinem hervorragend günstigen Lichte erscheinen. Das für die Russen zu lösende Problem besteht fast ausschließlich in der Schwierigkeit der Verbindungen und der Verpflegung auf einer Linie von 200 deutschen Meilen Länge, die das Kaspische Meer vom Indus trennt. Es gebietet sich daher für Rußland ein schrittweises Vordringen durch Afghanistan in etwa vier Etappen.

Da die Straße von Herat und Kandahar aus ethnischen und geographischen Gründen die schwierigste Widerstandslinie bildet, so beschränkt sich die erste Etappe

auf die Einnahme Herats, das den Schlüssel zu dieser Straße bildet und die Hauptwege Afghanistans beherrscht. Die Eisenbahn endet bei Kuschk nur 80 Kilometer von Herat, und obgleich die Engländer über alle ihnen nachteilige Bewegungen durch ihren Konsul in Meschhed vortrefflich unterrichtet sind, der zur Verbindung mit London über eine Telegraphenlinie nach Teheran verfügt, die dort mit dem indo-europäischen Telegraphen verbunden ist, so ist jedoch nichtsdestoweniger gewiß, daß den Engländern beim jetzigen Stande der Dinge bei Herat das Vorrücken einer russischen Streitmacht zuvorkommen muß, und daß sich diese Hauptstadt bereits dem Wesen nach in den Händen der Russen befindet. Mit der Besetzung Herats aber erlangt Rußland eine neue Operationsbasis vorteilhaftester Art im Süden, und eine Verlängerung der Bahn nach Herat in südlicher Richtung sichert seine Verbindungen, während die Verproviantierung eines Heeres durch die Fruchtbarkeit des Thals von Herat und der benachbarten Gebiete von Khorassan und Seistan erleichtert wird.

Die zweite Etappe des Vormarsches soll die russischen Truppen auf die Linie Kabul-Ghazni-Kandahar führen und ihnen Afghanistan überliefern. Zu diesem Zwecke sollen gleichzeitig, während die Truppen von Transkaspien von Herat gegen Kandahar vorrücken, diejenigen von Turkestan ihren Vormarsch auf Kabul beginnen, und überdies zur Umgehung des Feindes russische Streitkräfte im Norden über den Hindukusch gegen Tschitral und das obere Kaschmir-Gilgit über das Pamirplateau vorgehen und gleichzeitig andre Truppen im Süden Seistan durchschreiten, um sich durch Belutschistan gegen Quetta und den Bolanpaß zu wenden. Die dritte Etappe soll der Uebergang über das Suleimangebirge bilden und die Russen über die Gomal- und Bolanpässe nach dem Indus führen. Die vierte Etappe endlich umfaßt die entscheidende Operation und soll das russische Heer über das Pendjab hinaus auf das Schlachtfeld führen, das ihr das Schicksal Indiens in die Hände geben und damit ein wirksames Pressionsmittel auf die gesamte Politik Englands für die Zukunft liefern soll.

Der Plan ist methodisch entworfen und unterliegt vom militärischen Standpunkt aus nur dem Einwande einer starken Teilung der Streitkräfte und eines großen Umweges über Kandahar, der nur dann motiviert erschiene, wenn die Bahnverbindung von Herat nach Kandahar oder von Kandahar nach Quetta hergestellt ist. In politischer Hinsicht aber enthält er nichts, was den Mächten des Kontinents mißfallen könnte. Es ist wahrscheinlich, daß es Rußland über kurz oder lang gelingt, die vier Etappen zurückzulegen, und es ist sogar anzunehmen, daß es dieselben größtenteils unter Anwendung ebenso friedlicher Mittel wie diejenigen überwindet, die ihm heute gestatten, seine Operationsbasis in Zentralasien zu errichten. Die Ereignisse in Südafrika waren überdies bisher geeignet, seine Fortschritte in dieser Richtung zu begünstigen, und seine jüngsten Abmachungen mit Persien, durch die es in mancher Beziehung Hand auf dieses Land legt, könnten das Herannahen des Augenblicks nur beschleunigen, wo Herat wie eine reife Frucht ihm in den Schoß fällt und damit die erste Etappe des Weges nach Indien überwunden sein würde.

Meine Eindrücke von London.

Von

Dr. Wilhelm Kienzl.

Im Juni 1897 erging an mich die ehrenvolle Einladung zu einer Reise nach London, um der ersten Aufführung meines „Evangelimann" am Coventgarden-Theater beizuwohnen. Die Lockung, die Riesenstadt kennen zu lernen, und gar auf so angenehme Art, war zu groß, als daß ich ihr hätte widerstehen können. Am 19. Juni reiste ich ab und fuhr über Wien, Frankfurt a. M., Köln, Verviers nach Ostende und von da bei Nacht und ganz ruhiger See zu Schiff nach Dover, von wo aus ich in wenigen Stunden mit der Bahn London erreichte.

Ueber die größte Stadt der Erde, von der eine ganze Litteratur dem Wißbegierigen erzählt, in Kürze zu berichten, kann natürlich nicht der Zweck dieser Zeilen sein. Ich begnüge mich also damit, den Gesamteindruck zu schildern, den ich empfangen habe. Er war ein überwältigender. Hatte ich bis dahin den Straßenverkehr Berlins für nicht überbietbar gehalten, so sah ich erst hier, was weltstädtisches Straßenleben ist. Die Sechsmillionenstadt ist im Gegensatze zu Berlin fast in allen Teilen gleich stark belebt. Durch 15000 Droschken (darunter die reizenden zweiräderigen Hansoms) und 3500 Tram- und Omnibuswagen, sowie durch mehrere Eisenbahnen über und unter der Erde wird ein Verkehr erhalten, wie ihn die kühnste Phantasie sich nicht vorstellen kann. Man muß selbst durch den unaufhaltsam dahinflutenden Menschenstrom gegangen sein, um einen Begriff von dem unerhörten Leben der Weltstadt zu gewinnen. Der Lärm ist natürlich ein entsprechender. Am meisten ärgerten mich die brutalen Straßenausrufer, die mit ihrem gellenden gemeinen Geschrei das Ohr beleidigen, und die Straßen- und Wirtshausorgeln, die bis in die späte Nacht hinein mit ihrem gläsernen Klavierglockenton die Gehörnerven geradezu foltern. Nacht- und Tagleben gleichen sich in London fast wie ein Ei dem andern. Hier muß ich allerdings erwähnen, daß ich London in einer Verfassung sah, die über die normale noch weit hinausging, da es im Zeichen des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria stand. Dazu kam noch der in London kaum erlebte Fall, daß vierzehn Tage lang ununterbrochen blauer Himmel und Sonnenschein lachte, wodurch an und für sich schon jeder aus dem Hause gelockt wurde, der nicht durch Arbeit oder Krankheit am Ausgehen verhindert war. Und wie gern ging man in den Straßen umher, die für den Festzug in unbeschreiblicher Pracht strahlten! Ganze Häuserreihen waren von Blumen völlig zugedeckt. Fahnen, Festons, Guirlanden, Wappen, feierliche In- und Aufschriften, Bilder, Teppiche, Figuren, phantastische Arrangements, die im Gegensatze zu unsern Ausschmückungen an Geschmack oft viel zu wünschen übrig

ließen, boten dem Auge des Straßenwanderers stundenlang neue Nahrung. Und erst bei Nacht! Alles, was ich bisher an Illuminationen gesehen hatte, verschwand gegen diese Fülle von feurigen Gesichten. Wie der Brand von Rom schien es in manchen Stadtteilen aufzulohen. Milliarden und Milliarden von großen und kleinen Flammen, von der Kerze bis zum elektrischen Licht, vom centimetergroßen Lichtlein bis zur haushohen Riesenflamme, die aus Monsterurnen emporschlug, blendeten das Auge. Dazu eine psychisch und physisch erregte Menge von verschiedenartigster Beschaffenheit, die schreiend, lachend, ja marschierend und tanzend (!) die Straßen durchzog. Da sah man Herren im Frack, mit Cylinder und weißer Binde neben Männern im Arbeitskittel, elegante Weltdamen neben Prostituierten, Militärs aller Länder, Mohren, Inder, Chinesen, Japaner, Türken, Kapländer, Herren mit ordenübersäter Brust, alle zu Fuß, sich drängend und stoßend, denn der Wagenverkehr war für diese wenigen Tage in den Abendstunden in gewissen Hauptstraßen, wie zum Beispiel der Regent Street, polizeilich aufgehoben worden. Die drolligsten und seltsamsten Straßenscenen konnte ich da beobachten, die sich dauernd in meinem Gedächtnis befestigten. Da gab es unter anderm eine Gruppe heulender und tobender junger Frauenzimmer, die, vom Whiskygenusse berauscht, am Piccadilly ihr Unwesen trieb, wogegen selbst die berühmte Londoner Polizei in dieser Ausnahmezeit machtlos war. Auch eine cancanisierende alte Frau in den Sechzigern machte sich bemerkbar und damit auch bezahlt. Hier müssen Andeutungen genügen.

Während der Jubiläumswochen sollen allein 600000 Fremde in London die nebellose Sommerszeit, in der bekanntlich alle vornehmen Leute zur season in der Hauptstadt weilen, verbracht haben, so daß diese zur Zeit gegen sieben Millionen Bewohner in sich barg. Trotz der meine Zeit sehr in Anspruch nehmenden Proben zu meinem Werke versäumte ich nicht, alles nur Erreichbare an Sehenswürdigkeiten zu genießen. Außer den unvergleichlich stolzen Schätzen der National Gallery, des British Museum, des Schlosses von Hampton Court, der St. Paul's Cathedral, der Westminster Abbey (Abtei) mit den Grüften und Denkmälern Darwins, Herschels, Newtons, Händels, Dickens', Burns', Tennysons, Shakespeares, Longfellows, Balfes, Stephensons, James Watts, Walter Scotts, Livingstones und der Königinnen Maria Stuart und Elisabeth suchte ich nach Möglichkeit von Konzerten und Theatern (gegen 40 an der Zahl) zu profitieren. In der zehntausend (!) Personen fassenden Albert Hall, einem kolossalen Rundbau, hörte ich die noch immer als erste Zugkraft Londons wirkende, damals schon fünfundfünfzigjährige Adelina Patti, die mich nicht nur durch ihre unerreichte Gesangskunst, sondern auch durch den völlig jugendlichen Wohlklang und die Tragkraft ihrer Wunderstimme entzückte, und lernte die Diva auch persönlich kennen, wobei ich Gelegenheit hatte, die berühmte Kosmetik der Künstlerin aus nächster Nähe zu beobachten und anzustaunen. In der Queen's Hall (dreitausend Personen fassend) hörte ich ein philharmonisches Konzert unter Alexander Mackenzies temperamentloser Leitung. Das Orchester ist allerersten Ranges. Mackenzie dirigiert sitzend (!) in einer Art Korb auf einem Podium, das über dem

Orchester erhöht angebracht ist, wie ein König thronend, mit einer gelangweilten Miene und in einer Haltung, welche jede Gebärde, die einen seelischen Vorgang verraten hätte, für ein Vergehen gegen die eigne Würde zu halten schien.

Im Adelphitheater am Strand sah ich die womöglich noch magerer und in den Gesichtszügen schärfer gewordene nervöse Sarah Bernhardt als frou-frou in einem ziemlich mittelmäßigen französischen Ensemble.

Die größten Genüsse gewährte mir jedoch die Oper im Coventgarden-Theater, einem alten Riesenkasten, der viertausend Personen faßt, und zwar nur reiche, da die Loge auf hundert Gulden kommt. London besitzt bekanntlich keine ständige Oper nach deutscher oder französischer Art. In der season bietet aber ein Unternehmer (manager) — damals Maurice Grau — durch zweiundeinhalb Monate eine aus lauter erstklassigen Gesangsgrößen gebildete star-Oper in drei Sprachen. Die Künstler — und nur um diese handelt es sich beim Publikum, nicht um die Werke — erhalten Honorare, wie sie außerhalb Englands und Amerikas unmöglich sind. So erhält Jean de Reszke, der großartigste Tenorist, den ich je gehört, für jeden Abend zweihundert Pfund, das ist viertausend Mark deutscher Reichswährung. Daß bei solcher Bezahlung einzelner Künstler die Plätze teuer sein müssen, versteht sich wohl von selbst, ebenso aber auch, daß das Volk durch diese ungesunden Zustände nie die großen Meisterwerke der Oper zu hören bekommt. Coventgarden bietet nur die berühmtesten Repertoireopern der Deutschen, Franzosen und Italiener und jene Novitäten, die bereits über sämtliche Bühnen des Auslandes gegangen sind, und zwar jede in ihrer Originalsprache, wodurch natürlich die Landessprache, das Englische, durchfällt. Nur Wagners „Meistersinger", die in italienischer (!) und „Tannhäuser", der in französischer (!) Sprache gegeben wurde, machten 1897 eine Ausnahme.

Früher gab man fast ausschließlich italienische Opern mit italienischen Gesangsgrößen, jetzt aber fast nur mehr Wagner-Opern, ein Umschwung, der gewiß hocherfreulich wäre, wenn er auf Grund künstlerisch zunehmender Erkenntnis und nicht großenteils aus Mode sich vollzogen hätte.

Ich hörte unter anderm auch „Siegfried" unter der Leitung des inzwischen in New York verstorbenen großen Wagner-Dirigenten Anton Seidel in einer musikalisch ausgezeichneten, scenisch jedoch mehr als bescheidenen Wiedergabe mit „Monsieur" Jean de Reszke (einem wunderbaren Siegfried), „Herrn" Lieban (Mime), „Signora" Savignole (Brünhilde), „Monsieur" Eduard de Reszke (Wanderer), „Mister" Bispham (Alberich), „Frau" Heink (Erda), „Miß" Engle (Waldvogel). Man sieht, daß die Bezeichnung vor dem Namen des Künstlers die Nation, der er entstammt, anzeigt. Das aus dem star-System notwendig sich ergebende Sprachenunheil (gar mancher von den Sängern radebrecht das ihm aufgezwungene Idiom!) erreicht seinen Höhepunkt im Chor, der, aus Angehörigen der verschiedensten Nationen zusammengesetzt, ein wahrhaft babylonisches Kauderwelsch zum besten giebt. Eine dramatische Bewegung der Chormassen kennt man dort einfach nicht; sie haben lediglich die Aufgabe, die

vorgeschriebenen Chöre mehr oder minder gut herunterzusingen. Wie mußte ich mich plagen, um das Notwendigste an ungewohntem Spiel und Bewegung für die Volksscenen des „Evangelimann" den steifen Massen abzutrotzen, die nur an die Triangelaufstellung gewöhnt sind. Welche Schwierigkeiten mir bei den Erklärungen noch die Vielsprachigkeit des Körpers bereitete, ist gar nicht zu sagen. Klanglich ist der hundertfünfzig Stimmen enthaltende Chor und das aus hundertzwanzig Mann bestehende Orchester ganz ausgezeichnet bestellt.

An hervorragenden Künstlern hörte ich im Coventgarden noch Madame Eames, die Melba, Miß Macintyre, sowie die Herren Alvarez, van Dyck, Plançon und andre. Der in jeder Hinsicht interessanteste Abend war — abgesehen von der unkünstlerischen Torsozusammenstellung (zweiter Akt „Tannhäuser", vierter Akt „Romeo und Julie", vierter Akt „Hugenotten") — die Jubiläumsvorstellung vom 23. Juni. Schon das äußere Bild war ein solches, wie man es kaum irgendwo großartiger und glänzender sehen wird. Die Bühne wurde dem im Zuschauerraume entfalteten Glanze gegenüber zur Nebensache. Der ganze Saal war mit Millionen von Rosen und mit Epheu völlig verkleidet, was einen ganz ungewohnten und herrlichen Eindruck machte, aber geradezu betäubend wirkte. Uniformen, Trachten aller Länder, Damentoiletten von nie gesehener Pracht, Ordensauszeichnungen aller Reiche, wertvolle Juwelen, aus denen man einige Wagenladungen von Brillanten hätte auslösen können, dies alles erblickte das trunkene Auge. Schon ethnographisch war das Bild sehenswert, da es die Großen oder Abgesandten aller Länder der Erde umfaßte. Monatelang war kein Plätzchen im Hause mehr zu erhalten gewesen, und ich verdankte meinen Platz lediglich dem Umstande, daß wenige Tage später (2. Juli) mein Werk in diesem Hause aufgeführt wurde. Alle in London anwesenden Fürstlichkeiten waren in der Erstvorstellung und auch im „Evangelimann" zugegen, so der Prinz und die Prinzessin von Wales, der Herzog von Koburg und Gotha, König und Königin von Dänemark und viele andre.

Was an Auf- und Anregung mir als deutschem Künstler damals zu erleben durch ein glückliches Geschick beschieden gewesen, werde ich nie vergessen. Zur Rast von all dem festlichen Wirrsal diente mir die englische Sonntagsruhe. Da ruht nicht nur alle Arbeit, sondern auch jedes Vergnügen. Theater und Unterhaltungslokale sind geschlossen, und man muß froh sein, wenn man halbwegs die Bedürfnisse des Magens befriedigen kann. Nach einer um $^3/_4$ 12 Uhr nachts beendigten Wagner-Vorstellung, die an einem Samstag stattfand, bekam ich in keinem Restaurant auch nur einen Bissen zu essen, da um Mitternacht bereits die Sonntagsruhe beginnt, die volle vierundzwanzig Stunden dauert. Nur der geheimnisvolle Schoß der hinter mir geschlossenen Räume meines Hotels versorgte mich noch mit kalter Küche. Meine Begleiter jedoch wurden nicht eingelassen.

Als Deutscher fühlte ich mich ganz wohl nur im „Gambrinus" in der Glaßhouse Street, einer primitiv ausgestatteten deutschen Gastwirtschaft mit heimatlicher Küche und Pilsener Bier, dem einzigen in- oder ausländischen

Gerstensafte, den ich in London genießbar fand. Dort trifft man auch alle deutschen Künstler und Schriftsteller.

Meine Seele empfand alle Schauer des Heimatgefühles, als ich an des teuren Meisters Weber Sterbehause in der Grand Portland Street vorbeikam. Da hat sich einst ein edles deutsches Herz in Heimweh nach der deutschen Erde und nach Weib und Kind verzehrt, für deren Zukunft es mit ersterbenden Kräften schwerkrank in fremdem Lande rastlos wirkte.

Voll von Eindrücken aller Art verließ ich am 8. Juli nachts London. Das Schiff durchrauschte das vollmondbeglänzte Meer. Ich stand allein in tiefer Stille auf der hochragenden Kapitänsbrücke, ferne vom Weltlärm, der mir noch in den Ohren nachklang, voll Dankbarkeit für all das genossene Schöne und voll Sehnsucht nach der Heimat, der ich zustrebte.



Zur Vorgeschichte der Haager Konferenz.

Von

Bertha v. Suttner.

Unlängst hat der amerikanische Delegierte an der Haager Konferenz und Mitglied des ständigen Schiedsgerichtshofs, Dr. Frederic Holls, eine Europareise gemacht und ist in diesen seinen Eigenschaften von den Ministern der Großmächte und auch vom Kaiser von Rußland empfangen worden. In Berlin traf einer meiner Freunde beim amerikanischen Gesandten, Mr. Andrew White, mit Dr. Holls zusammen, und er wiederholt aus der dort gepflogenen Unterhaltung unter anderm folgende Aeußerungen: „Wir haben,“ sagte der Gesandte, „im Haag ein sehr ernstes und gutes Werk geschaffen — wir wissen es, und wir wollen davon Nutzen ziehen. Nach und nach wird die Welt alles darüber erfahren. Das beste, das Sie in Ihren Friedensvereinen leisten können, ist, die Haager Konferenz stets in Evidenz zu halten. Freilich, der Konferenz selber werden dieselben Argumente — über vermeintliche Nutzlosigkeit — vorgehalten, mit welcher Sie zu kämpfen haben. Aber die beste Antwort ist der Hinweis auf das Tribunal, welches ja funktioniert. Gerade jetzt wurde ihm ein Fall unterbreitet, der schon jahrelang in Schwebe war — eine Streitfrage zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten bezüglich gekaperter Schiffe. Herr Asser, der ständige Sekretär des Tribunals, wurde als Schiedsrichter eingesetzt. Ich hatte seinerzeit dafür plaidiert, daß die Frage der chinesischen Kriegsentschädigung vor das Haager Schiedsgericht gebracht werde; aber meine

deutschen Freunde waren der Meinung, daß es praktischer sei, die Sache am Orte selbst zu diskutieren, da man dort leichter thatsächlichere Auskunft erhalten konnte; das mußte ich zugeben, und das Ergebnis hat bewiesen, daß dies der beste Weg war." Holls äußerte zu meinem Gewährsmann: „Sie können Herrn Stead sagen, daß ich vollkommen mit ihm übereinstimme: ein Krieg zwischen den zivilisierten Staaten Europas wird täglich unwahrscheinlicher, unmöglicher. Das Haager Werk beginnt zu wirken. Lassen Sie mich wiederholen, was mir der erste Minister einer Großmacht (Bülow?) darüber gesagt hat: ‚Und wäre es tausendmal weniger praktisch als es ist, so würden verantwortliche Staatsmänner es benützen, denn sie würden sich an jedes Stroh klammern, um den Krieg zu vermeiden — und was Sie im Haag geschaffen haben, ist kein Strohhalm, auch kein Balken, sondern ein gutes, solides, seetüchtiges Schiff.‘ Ja," fügte Dr. Holls hinzu, „im Haag haben wir den Kern, um welchen das internationale Gesetz sich bilden wird. Die neugeschaffene Institution wirkt automatisch, und schon verwandelt sie den Kurs der Diplomatie. Glaubt mir, ihr Arbeiter der Friedensbewegung, ihr seid berechtigt, auf den Sieg eurer Grundsätze stolz zu sein, mehr als ihr ahnt."

Ich habe diese aus dem Munde eines hervorragenden Juristen und eines angesehenen Diplomaten stammenden Urteile über die gegenwärtige und künftige Bedeutung der Konferenz den nachstehenden Enthüllungen über deren Vorgeschichte vorangesetzt, weil dadurch das Interesse und die Wichtigkeit der letzteren vielleicht besser hervorgehoben wird.

Vor mir liegt ein Buch,[1]) das soeben erst herausgekommen, und dessen einleitendes Kapitel eine Fülle von ganz neuen, überraschenden Thatsachen enthält, welche es verdienen, dem deutsch lesenden Publikum bekannt gemacht zu werden.

*

Man muß auf einen Zeitraum von acht Jahren zurückschauen, um die Genesis des russischen Manifestes zu erläutern. Auf die Anregung Lord Salisburys wurde vor sieben Jahren ein vertrauliches Dokument vorbereitet, in welchem die jährlichen Kosten des Militarismus in Europa detailliert aufgestellt waren. Da zeigte sich zum Beispiel, daß in den Jahren 1882 bis 1886 die Staaten Frankreich, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Rußland, Spanien und Italien eine Summe von 974 715 802 Pfund Sterling einzig für Heereszwecke verausgabt hatten. Das Memorandum, welches diese und noch einige andre nicht minder auffallende Thatsachen enthält, war anfänglich zum ausschließlichen Gebrauch des Kabinetts aufgesetzt worden. Aber Lord Salisbury teilte es dem Deutschen Kaiser mit, der so frappiert davon war, daß er privatim seine Absicht kundgab, einen europäischen Kongreß einzuberufen behufs „Erwägung praktischer Maßnahmen, den allgemeinen Frieden zu sichern". Als

---

[1]) La Chronique de la Conférence de la Haye 1899. Accompagnée du texte des conventions par W. T. Stead. Avec 86 Portraits. La Haye. Hoekstra & Co.

Vorbereitung erhielt die halboffizielle Presse Deutschlands den Befehl, die Frage aufzuwerfen, und man wird sich erinnern, daß der Sommer 1891 größtenteils dieser Campagne gewidmet war. Das Projekt wurde in Frankreich schlecht aufgenommen, wo man sich auf die Elsaß-Lothringer Frage als auf ein jeden Abrüstungsgedanken ausschließendes Hindernis berief. Der Deutsche Kaiser gab somit die Idee auf, und sie blieb mehrere Jahre eingeschlafen.

Eine der letzten Erklärungen, welche Gladstone vor seinem Austritt aus dem Ministerium abgab, war die am 11. Februar 1894 dem Abgeordneten Byles gemachte Bemerkung, daß er es sehr bezweifle, daß der Augenblick günstig wäre, mit den Mächten Verhandlungen über eine Abrüstungsvereinbarung anzuknüpfen. Ungefähr zwei Monate später teilte Stead in der „Review of Reviews" mit, daß er aus sicherer privater Quelle wisse, daß der Kaiser seine ernsteste Beachtung der Frage zuwende, ob nichts geschehen könnte, um die unerträgliche Last der Militärausgaben zu erleichtern. Der Korrespondent der „Times", der bekannte Herr v. Blowitz, hatte eine Unterhaltung des Königs von Dänemark mitgeteilt, wobei der König sich folgendermaßen geäußert hätte:

„Ich hoffe noch lange genug zu leben, um Europa den Weg der militärischen Einschränkungen betreten zu sehen, und zu sehen, daß die Souveräne Europas Maßnahmen ergreifen, um ihre Völker gegen die erdrückende Last der wachsenden Rüstungen zu schützen. Mein geliebter Schwiegersohn, der Zar, dessen Mission es ist, den Frieden zu erhalten, ist bereit, diesen Weg zu betreten, und mein großer und guter Freund, der Kaiser von Oesterreich, ist auch geneigt, in derselben Richtung zu wirken."

Die „Review of Reviews" kam nochmals auf die Abrüstungsfrage zurück und schrieb in ihrem Leitartikel des 15. Mai:

„Die ganze soziale Frage ist darin enthalten. Wenn es den Großmächten möglich wäre, sich dahin zu verständigen, nicht nur das Wachstum ihrer Heeres- und Marine-Auslagen aufzuhalten, sondern sie auf der ganzen Linie herabzusetzen, etwa um 10 oder 20 Prozent, so bliebe ein Fonds zur Verwendung an die Fortschritte der sozialen Fragen, was im Laufe weniger Jahre die ganze soziale Lage vollständig umwandeln würde. Der englischen Demokratie fällt die Aufgabe zu, in diesem Sinne die Initiative zu ergreifen. Man glaubt, daß der Zar aufrichtig wünscht, diesen Weg zu betreten, sobald sich eine Gelegenheit dazu bieten würde."

Nun übernahm die „Arbitration Alliance" [1]) die Aufgabe, die Frage in

---

[1]) Die „Arbitration Alliance" ist eine Vereinigung von englischen Kirchenoberhäuptern, die für das Prinzip des internationalen Schiedsgerichts Propaganda macht. Gegründet von den „Free churches", umfaßte sie allmählich die geistlichen Würdenträger aller Konfessionen. Im Jahre 1897 ließ die Arbitration Alliance eine Adresse an sämtliche Souveräne Europas gelangen, unterzeichnet von 170 Kirchenoberen im Namen ihrer Gemeinden (darunter der Erzbischof von Dublin, die Bischöfe von Durham, Ripon, Killaloe, die Dechanten von Bristol, Canterbury, York, Westminster, der Kaplan der Königin Viktoria &c. &c.). Das für den Kaiser von Oesterreich bestimmte Exemplar hatte ich selber die Ehre, in einer Audienz

England zu vertreten. Zuerst trat die Allianz mit folgender Kundgebung in die Oeffentlichkeit:

„Die Zeichen mehren sich, daß in ganz Europa das Gefühl des Bangens und beinahe der Verzweiflung unter der Last des Militarismus anfängt, einer wachsenden Hoffnung Platz zu machen, daß es möglich sei, aus der jetzigen Lage einen friedlichen Ausgang zu finden. Die Ansichten des Herrn Jules Simon und andrer haben auf dem Festland einen großen Wiederhall erweckt, sowohl in den höchsten als in den niedrigen Kreisen. Als treue Anhänger des Friedensfürsten Christus können wir bei diesem Anlaß nicht stumm bleiben. Indem wir bei Ihrer Majestät Regierung im Namen der christlichen Idee darauf dringen, diese Gelegenheit auszunützen, glauben wir damit etwas zu verlangen, was in vollem Einklange mit dem Edelsten steht, das die Geschichte unsers Landes aufzuweisen hat.

Es wird allgemein geglaubt, daß die Regierung Ihrer Majestät sich am besten zu einer solchen Initiative eignen würde. Die neutrale Politik unsers Landes, die niedrige Ziffer seiner offensiven Rüstungen, seine geographische Lage, der mächtige persönliche Einfluß Ihrer Majestät, die freundlichen Beziehungen, die es zu allen europäischen Staaten hat, alles dies verleiht unserm Lande eine einzig günstige Gelegenheit und legt ihm dadurch auch eine einzig verpflichtende Verantwortung auf. Ohne uns zu erlauben, eine bestimmte Aktionslinie vorzuzeichnen, hegen wir den wärmsten Wunsch, Ihrer Majestät Regierung möge den andern Mächten irgend eine praktische Maßnahme vorschlagen zur Herabminderung der allgemeinen Rüstungen und zur Einsetzung irgend eines permanenten internationalen Schiedsgerichtssystems."

Hierauf wurde ein der Regierung einzureichendes Memorandum aufgesetzt, mit folgendem Text:

„Das fortgesetzte und unbegrenzte Wachstum der europäischen Rüstungen ist auf einem Punkt angelangt, welcher eine auf Erleichterung zielende Aktion zur Notwendigkeit macht.

---

am 6. Juni 1897 in die Hände Seiner Majestät zu legen. In dem Schriftstück hieß es unter anderm:

„Das Schauspiel, welches christliche Völker darbieten, die mit schweren Rüstungen einander gegenüberstehen, bereit, bei eintretender Herausforderung zum Kriege zu schreiten und durch Blutvergießen ihre Streitigkeiten zum Austrag zu bringen, ist zum allermindesten ein Fleck auf dem herrlichen Christentum.

Selbst dann, wenn der Krieg vermieden wird, entzieht das bloße Vorhandensein einer großen Kriegsmacht ganze Scharen von Männern dem Familienleben, sowie den nützlichen Arbeiten des Friedens; auch müssen zu dessen Aufrechterhaltung dem Volke schwere Lasten auferlegt werden.

Dazu kommt noch, daß die kriegerische Entscheidung internationaler Streitfragen nicht auf den Prinzipien von Recht und Gerechtigkeit beruht, sondern auf dem barbarischen Prinzip des Triumphes des Stärkeren.

Glücklich wird für die Welt die Zeit sein, wenn alle internationalen Streitigkeiten eine friedliche Lösung finden werden.

Bezüglich der Art und Weise jedoch, wie das Ziel erreicht werden kann, enthalten wir uns aller Spezialvorschläge, indem wir der überlegenen Weisheit und Einsicht Eurer Majestät auf dem Gebiete des politischen Lebens alles Weitere überlassen."

Angesichts der kriegerischen Haltung, welche der britische Klerus wenige Jahre später dem Transvaalkriege gegenüber eingenommen, erscheint die Erinnerung an solche Erklärungen doppelt interessant. Wären die Unterzeichner jener Adresse — darunter der Kaplan der Königin! — nur standhaft gewesen, so wäre Krügers Ruf nach Schiedsgericht wohl nicht vergeblich erhoben worden. B. S.

Die Last der Ausgaben für Land- und Seeheere bedroht den Staat mit Bankerott, paralysiert die Industrien, macht das Volk verarmen und vergeudet endlich auf Zerstörungsvorbereitungen jene Summen, die man zu Werken sozialer Reformen benützen könnte.

Dieser ruinierende Wettbewerb in den Rüstungen ist die zwar jammervolle, aber unausweichliche Folge des Mangels an internationalem Einvernehmen. Nur durch ein solches Einvernehmen kann er aufgehalten werden.

Wir bitten daher ehrerbietigst, aber inständig, daß Verhandlungen mit den europäischen Mächten angeknüpft werden zur Erörterung der Frage, ob es nicht möglich wäre, einen ersten Schritt zur Erleichterung dieser schier unerträglich werdenden Last zu thun, indem ein allgemeines Uebereinkommen getroffen werde, daß kein Staat, bis zum Ende des Jahrhunderts, eine Mehrausgabe für Heer und Marine bewillige jenseits des für das gegenwärtige Jahr geltenden Maximums."

In der Meinung, daß Frankreich die Haupt- oder vielmehr die einzige Quelle der Gefahr für den europäischen Frieden abgebe, stellte W. T. Stead an Jules Simon die Frage, wie wohl, seiner Meinung nach, Frankreich sich zu dieser Sache verhalten dürfte. Die Antwort lautete:

Senat Paris, 9. Mai 1894.

„Sie befragen mich, ob Frankreich geneigt wäre, einer internationalen Vereinbarung beizutreten zwecks Innehaltens jeglicher militärischer Mehrauslagen bis zum Jahre 1900.

Ich antworte, daß ich daran nicht den geringsten Zweifel hege.

Sollte es einige Schwierigkeiten geben, so wäre dies einzig mit Bezug auf die Marine, denn es ist nötig, Auslagen für Reparaturen zu machen, um dem Verfall der Schiffe vorzubeugen. Niemand denkt an eine Vermehrung der Streitmacht. Es wird leicht sein, ich wiederhole es, über diesen Punkt zu einer Einigung zu gelangen. Ich glaube, daß Frankreich bereitwilligst den Weg zur Herabminderung der Kosten betreten würde. Wir haben zwar nicht das Schicksal Italiens zu befürchten, aber es herrscht eine allgemeine Entrüstung gegen die Auslagen, die der bewaffnete Frieden nach sich zieht.

Es ist schrecklich, zu denken, daß wir uns täglich jenem Weltkriege nähern, der den Zusammensturz der Geschichte darstellen würde — und den niemand will. Der Deutsche Kaiser selber hat mir gesagt, daß er jeden, der zum Kriege drängte, als Verbrecher betrachten würde.

Ich komme auf Ihre Frage zurück und antworte mit aller Energie, daß Frankreich mit Leidenschaft den Frieden wünscht und jeden Versuch in diesem Sinne unterstützen wird, der weder seine Ehre noch seine Sicherheit bedroht.

Empfangen Sie und so weiter

Jules Simon."

Obiges Memorandum, das sich der Sympathie der Leaders beider politischer Parteien empfahl, erntete begeisterte Unterstützung von seiten der Vertreter der Arbeit und der Religion und der städtischen Behörden. Es wurde unterzeichnet von fast sämtlichen Kirchenoberhäuptern, mit Ausnahme des Erzbischofs von Canterbury. Der Primat von Schottland, die Bischöfe von Durham, Ripon, Manchester, Lichfield und Worcester setzten ihren Namen unter die Petition.

Von den achtzig Parlamentsmitgliedern, welche unterzeichneten, war der hervorragendste M. Balfour. Die Minister waren gleichfalls sympathisch gestimmt, aber natürlich konnten sie eine Eingabe, die an sie selber gerichtet war, nicht unterschreiben. Balfours Zustimmungsbrief lautete:

4. Carlton Gardens, 22. Juni 1894.

„Mein lieber Mark Stewart!

Gerade so wie viele Personen, die den Gegenstand studiert haben, sehe ich klar die fürchterlichen Uebel, die den riesigen Militärauslagen, in welche alle europäischen Regierungen hineingezogen werden, entspringen. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich glücklich sein werde, einer praktischen Politik mich anzuschließen, zum Zwecke, jenes Uebel zu mildern oder es abzuwenden. Das Ziel der ‚Arbitration Alliance‘ hat daher meine ganze Sympathie.

Ihr aufrichtiger

Arthur James Balfour.“

Das Dokument wurde ferner gezeichnet von den Lord Mayors von London, York und Dublin, von den Lord Prevosts von Edinburg und Glasgow und von den Bürgermeistern von fünfzig Gemeinden. Die Mehrzahl der englischen hervorragenden Schriftsteller, Herbert Spencer an der Spitze, unterzeichneten das Memorandum, welches bald mit ungefähr 35000 Unterschriften versehen war.

Während das Schriftstück, welches die sichtbare Kundgebung einer populären Bewegung darstellte, im Lande zirkulierte, hat Lord Rosebery mit Herrn v. Staal (damals russischer Botschafter in London) über den Gegenstand Meinungsaustausch gepflogen und legte es letzterem nahe, wie wünschenswert es wäre, wenn die Initiative in dieser Sache vom Kaiser von Rußland ausginge.

Der Vorschlag des Zars kann also — wie die „Westminster Gazette“ bemerkt — füglich ein englischer Vorschlag genannt werden. Vor wenigen Jahren suggerierte ein englischer Minister der Petersburger Regierung, daß eine Konferenz zum Studium der Herabminderung der Rüstungen oder des Einhalts in denselben einberufen werden und die Initiative dazu vom Zaren ausgehen sollte.

Die Anregung wurde mit Wohlwollen aufgenommen; aber es wurde darauf hingewiesen, daß der Augenblick nicht opportun sei. Diese Inopportunität war der soeben ausgebrochene sino-japanesische Krieg. Der Tod Alexanders III., der nirgends so lebhaft bedauert wurde, wie im englischen Ministerium des Aeußern, brachte alle Verhandlungen über diese Angelegenheit zum Stillstand.

Als das Memorandum vollständig war, wurde Lord Kimberley ersucht, eine Deputation der „Arbitration Alliance“, die es überbringen und unterstützen wollte, zu empfangen. Lord Kimberley antwortete mit einer höflichen, aber kalten Ablehnung, begründet auf die Behauptung, daß der Zeitpunkt nicht günstig sei.

Herr Witte, der russische Finanzminister, besuchte damals Wien und machte eine Erklärung, an die man heute mit Nutzen erinnern kann:

„Es ist bedauerlich, daß die Steigerung der Rüstungen noch immer anhält, obwohl die drei mächtigsten Souveräne darüber einig sind, den Frieden zu erhalten. Jede neue Anstrengung, die ein Staat in dieser Richtung macht, zwingt die andern Staaten, das Gleiche zu thun, und das Ergebnis ist, daß das Verhältnis der Kräfte der Staaten untereinander unverändert bleibt, während die allgemeine Kraft sich ohne Nutzen erschöpft. Der Impuls zur Erhöhung der Rüstungen ist nicht von Rußland

ausgegangen, aber es kann nicht unterlassen, dem zwingenden Beispiel der andern Mächte zu folgen. Welch ein Segen wäre es für alle Staaten, wenn die Hälfte dieser Auslagen erspart werden könnte."

Die Sache stand nun still. Krieg und nicht Frieden war wieder zum Schlagwort Europas und nicht nur Europas geworden. Die Militärbudgets der Mächte stiegen von Jahr zu Jahr. Damit war dem ersten Anlauf zu Gunsten einer internationalen Aktion zur Herabminderung der Rüstungen ein Ende gemacht. Erst im Jahre 1896 erhielt die Bewegung einen neuen Anstoß.[1])

In diesem Jahre trat die interparlamentarische Konferenz — eine verhältnismäßig noch junge Institution,[2]) deren unermüdlicher Sekretär Randal Cremer war — in Budapest zusammen. Herr Basily, gegenwärtig Chef des asiatischen Departements im russischen Ministerium des Aeußern, wohnte mehreren Sitzungen bei, nahm an den Arbeiten reges Interesse und erstattete darüber an seine Regierung einen dringenden Bericht im Sinne eines Rüstungsstillstands. Die Anregung erhielt nicht den Beifall seiner Vorgesetzten und blieb einige Zeit in Vergessenheit.

Nun trat eine Begebenheit ein, die im Augenblick wenig Aufmerksamkeit erregte, aber von der sich jetzt erkennen läßt, daß sie für den Ursprung des Zarenmanifestes ihre Wichtigkeit gehabt hat. Den 9. November 1897, in seiner Rede in Guild Hall, äußerte sich Lord Salisbury, nachdem er von dem endlosen Wettrüsten der Nationen gesprochen hatte, folgendermaßen:

„Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, daß diese Rivalität verhindert werde, mit einer fürchterlichen, für die christliche Kultur verhängnisvollen Anstrengung zu gegenseitiger Vernichtung zu enden, die einzige Hoffnung ist, daß die Mächte allmählich dazu gebracht werden könnten, miteinander in freundlichem Geiste über alle Differenzen zu verhandeln, die sich zwischen ihnen erheben sollten, bis daß sie endlich in irgend einer internationalen Konstitution verbunden wären, welche als Ergebnis ihrer Kraft der Welt eine lange

---

1) Hier muß daran erinnert werden, daß innerhalb der organisierten Friedensbewegung die Kundgebungen und Arbeiten, die auf die kommende Einberufung der Konferenz Einfluß geübt haben mögen, keinen Stillstand erlitten haben. Auf der interparlamentarischen Konferenz im Haag 1894 wurde durch den englischen Parlamentarier Philipp Stanhope, auf Anregung Gladstones, der Antrag gestellt, den Entwurf eines ständigen Schiedsgerichtstribunals zu entwerfen, um denselben den Regierungen vorzulegen. Mit dieser Arbeit wurden die Herren Chevalier Descamps und La Fontaine betraut. Der Entwurf wurde bei der nächsten Versammlung der Interparlamentarischen Union in Brüssel 1895 angenommen und im Namen der Konferenz an sämtliche Regierungen versendet. Von den Empfangsbestätigungen war diejenige des russischen Ministers Giers am wärmsten und hoffnungsvollsten abgefaßt. Auf der Haager intergouvernementalen Konferenz von 1899 ist der Text dieser „Denkschrift an die Regierungen" den Verhandlungen zur Errichtung eines ständigen Schiedsgerichts zu Grunde gelegt worden, und Chevalier Descamps fungierte dabei als Referent. B. S.

2) Die Interparlamentarische Union wurde 1888 zu Paris durch den Engländer Randal Cremer und den Franzosen Frederic Passy ins Leben gerufen. Seither haben sich in siebzehn Staaten parlamentarische Gruppen „für Frieden und Schiedsgericht" gebildet, die Konferenzen haben alljährlich getagt und besitzen ein Zentralbureau in Bern. Die nächste Konferenz wird, auf Einladung des Baron Pirquet, Obmanns der österreichischen Gruppe, 1902 im Sitzungssaale des Herrenhauses in Wien stattfinden. B. S.

Aera gedeihlichen Handels, fesselbefreiter Beziehungen und dauernden Friedens schenken würde."

Hierauf erneuerte Herr Basily seine Vorstellungen zu Gunsten eines Versuchs, über diesen Gegenstand zu einem internationalen Einvernehmen zu gelangen. Herr Basily gehörte dem Ministerium des Aeußern an, und die Idee drang sich von selber dem Grafen Lamsdorff auf. Dieser unterbreitete sie dem Kaiser, der sie mit Begeisterung aufnahm[1]) — und kurze Zeit darauf hatten wir das Manifest.[2])

Im russischen Ministerium des Aeußern werden Geheimnisse gut bewahrt, und als die Botschafter und die am russischen Hofe bevollmächtigten Minister sich beim wöchentlichen Empfang im Ministerium einfanden — am 24. August 1898 — hatte kein einziger von der Ueberraschung, die ihrer harrte, eine Ahnung.

Sowie jeder Botschafter den Saal betrat, nahm Graf Murawiew von einem auf dem Tisch liegenden Stoß ein Papier und überreichte es dem Besucher, der es einigermaßen staunend mit den Blicken durchflog. Ebenso wurde auch jedem anwesenden Vertreter der kleinen Staaten eine Kopie eingehändigt.

Indem Sir Charles Scott, englischer Botschafter in St. Petersburg, das Dokument an Lord Salisbury expedierte, schrieb er in seiner Depesche vom 25. August:

„Graf Murawiew hat mich ersucht, zu bemerken, daß der beredte Aufruf, den er unter dem Diktando des Kaisers aufgesetzt, nicht zu einer allgemeinen Abrüstung einlade, denn ein solcher Vorschlag würde wahrscheinlich im Augenblick nicht allgemein als praktisch angenommen werden, noch daß Seine Kaiserliche Majestät eine sofortige Verwirklichung der ihm so sehr am Herzen liegenden Ideen erhoffe, sondern daß er eine Anstrengung zu initiieren versuche, deren Ergebnisse nur allmähliche sein würden.

---

1) W. T. Stead ist insofern autorisiert, über die Gesinnung Nikolaus' II. zu reden, als er kurze Zeit nach Veröffentlichung des Manifests Gelegenheit hatte, in mehrstündigen Audienzen wiederholt und eingehend mit dem Kaiser davon zu sprechen. Von den seinerzeit in „Review of Reviews" wiedergegebenen Aeußerungen des Zaren seien hier die folgenden angeführt: „Habe ich einen einzigen Brief erhalten, hat mir einer Vorstellungen gemacht, daß ich die Gefahr übertreibe? ... Nicht einer; sie geben es alle zu, daß ich wahr gesprochen. ‚aber,' fragen sie mich, ‚was schlagen Sie vor, um es zu hindern?' Als ob es meine und nur meine Sache wäre, ein Mittel gegen eine Krankheit zu verschreiben, an der doch alle Nationen leiden." „Mit dem edeln Manifest," sagte Stead, „werden Eure Majestät der Welt wenigstens eine schöne Hoffnung gegeben haben." Der junge Kaiser zuckte ungeduldig die Achseln: „Ach, Hoffnungen, Hoffnungen," sagte er, „die arme Menschheit ist lang genug damit beschwichtigt worden — jetzt ist die Zeit zur Verwirklichung da!" B. S.

2) In der Genesis einer That pflegen gewöhnlich mehrere Einflüsse und nicht nur einer enthalten zu sein. So sei an dieser Stelle daran erinnert, daß der Zar das große Werk des Staatsrats v. Bloch „Der Krieg" zum Gegenstande eingehenden Studiums gemacht hatte. Er ließ kurz vor Erscheinen des Reskripts den Verfasser zu sich bescheiden, und dieser fand ihn mitten unter Karten und Tabellen aus diesem Werke, die auf mehreren Tischen ausgebreitet lagen. Durch zwei Stunden mußte Herr v. Bloch auf die eingehenden Fragen und Bemerkungen Auskunft geben; er war schon ganz müde; aber unermüdlich und mit gespanntestem Interesse fuhr der Kaiser fort, zu fragen und zu kommentieren. B. S.

Seine Excellenz ist der Ansicht, daß die Thatsache, daß diese Friedfertigungsinitiative von dem Souverän der größten Militärmacht ausgeht, die zur Vermehrung ihrer Streitkräfte über Hilfsquellen verfügt, welche von keinerlei konstitutionellen oder parlamentarischen Einschränkungen begrenzt sind, — daß diese Thatsache zu den Herzen und Geistern eines großen Teils der zivilisierten Welt sprechen und zugleich den unzufriedenen und aufgewühlten Klassen der Gesellschaft zeigen wird, daß mächtige militärische Regierungen mit ihrem Wunsche sympathisieren, den Reichtum ihrer Länder zu produktiven Zwecken verwendet zu sehen, statt daß er in einem unnützen und in gewissem Grad ruinierenden Wettbewerb zur Mehrung der destruktiven Kräfte erschöpft werde.

Ich antwortete, daß es unmöglich sei, sich dem edeln Gefühl zu verschließen, dem dieses merkwürdige Dokument entsprungen ist, daß ich letzteres sofort Eurer Excellenz vermitteln werde und überzeugt bin, daß es in England tiefen Eindruck machen wird."

Ein Reuter-Telegramm, datiert von Petersburg, 27. August 1898, machte der Welt das kaiserliche Reskript bekannt.[1])

Auf Befehl des Zaren hat Graf Murawiew sämtlichen in St. Petersburg accreditierten diplomatischen Vertretetern folgendes Kommuniqué überreicht:

Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen, welche auf allen Nationen lasten, stellen sich in der gegenwärtigen Lage der ganzen Welt als ein Ideal dar, auf das die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müßten.

Das humane und hochherzige Streben Seiner Majestät ist ganz dieser Aufgabe gewidmet.

In der Ueberzeugung, daß dieses erhabene Endziel den wesentlichsten Interessen und den gerechten Wünschen aller Regierungen entspricht, glaubt die kaiserliche Regierung, daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig sei, auf dem Wege internationaler Beratung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohlthaten eines wirklichen und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen.

Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der zivilisierten Nationen besonders festen Fuß gefaßt. Die Erhaltung des Friedens ist als das Endziel der internationalen Politik aufgestellt worden. Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse geschlossen. Um den Frieden besser zu wahren, haben sie in bisher unbekanntem Grade ihre Militärmacht entwickelt und fahren fort, sie zu verstärken, ohne vor irgend einem Opfer zurückzuschrecken.

Alle ihre Bemühungen haben dennoch noch nicht das segensreiche Ergebnis der ersehnten Friedensstiftung zeitigen können.

Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die physischen und geistigen Kräfte der Menschheit, die Arbeit und das Kapital zum großen Teil

---

[1]) Es ist interessant, den heute schon vielfach vergessenen Text dieses historischen Dokuments mit dem Text der vorhergegangenen, hier angeführten Adressen, Reden und Kundgebungen zusammenzustellen. B. S.

von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt.

Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurteilt sind, infolge irgend einer neuen Entdeckung jeden Wert zu verlieren.

Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten werden in ihrer Entwicklung gelähmt und irregeführt.

Daher entsprechen in dem Maße, wie die Rüstungen jeder Macht anwachsen, diese immer weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffenden Regierungen gesetzt haben.

Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs äußerste, und die ständige Gefahr, welche in dieser Kriegsstoffansammlung liegt, macht die gegenwärtigen Armeen zu einer Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können.

Es ist also klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie mit verhängnisvoller Sicherheit zu eben der Katastrophe führen würde, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim bloßen Gedanken schauern machen.

Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht, das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufdrängt.

Durchdrungen von diesem Gefühl, hat Seine Majestät geruht, mir zu befehlen, daß ich allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hof accreditiert sind, den Zusammentritt einer Konferenz vorschlage, welche sich mit dieser ernsten Frage zu beschäftigen hätte.

Diese Konferenz würde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darum bemüht sind, über alle Elemente der Zwietracht den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen.

Sie würde zugleich ihr Zusammengehen durch die solidarische Sanktion der Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit besiegeln, auf welchen Prinzipien die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruhen.

(Gezeichnet) Graf Murawiew.

Petersburg, 12./24. August 1898.

Mr. Balfour, damals mit der interimistischen Leitung des „Foreign Office" betraut, antwortete unterm 30. August:

„Da der Ministerchef im Ausland weilt und das Kabinett auseinandergestreut ist, ist es mir unmöglich, Ihnen augenblicklich irgend eine Antwort zu geben; aber ich hoffe, daß ich die Gesinnungen meiner Kollegen ausspreche, wenn ich sage, daß Ihrer Majestät Regierung

die wärmste Sympathie und Zustimmung für die ökonomischen und friedlichen Ziele hegt, die Seine Kaiserliche Majestät im Auge hat."

Die europäische Presse zeigte eine Tendenz, die Idee des Kaisers übel auszulegen. Infolgedessen erschien im „Journal de St. Pétersbourg" unterm 4. September eine offizielle Erklärung, in der es unter anderm heißt:

„Von allen Seiten sind die Völker zur Einsicht gelangt, daß die fortgesetzten Rüstungen eine erdrückende Last für alle Nationen sind und ein Hindernis des öffentlichen Wohlstandes. Der glühendste Wunsch aller Nationen ist es, sich friedlicher Arbeit hingeben und der Zukunft mit Ruhe entgegensehen zu können, und sie erkennen klar, daß das jetzige System des bewaffneten Friedens vom Frieden nur den Namen hat.

Dem Uebermaß dieses Systems wünscht Rußland ein Ende zu bereiten. Die zu regelnde Frage ist allerdings verwickelt, und mehrere Organe der öffentlichen Meinung haben schon die Schwierigkeiten angedeutet, die sich auf dem Wege einer praktischen Verwirklichung erheben. Niemand kann sich den Schwierigkeiten verschließen, aber man kann denselben mutig ins Gesicht schauen.

Die Absicht des Rundschreibens ist es ja eben, eine ernste und vollständige Untersuchung der Frage durch internationalen Gedankenaustausch zu ermöglichen. Gewisse andre schwierige und wichtige Fragen sind in diesem Jahrhundert auf diese Weise schon gelöst worden. So haben die Ergebnisse der internationalen Konferenzen — namentlich jene von Wien und Paris — gezeigt, was die vereinten Anstrengungen der Regierungen erreichen können, wenn sie im Einklang stehen mit der öffentlichen Meinung und mit den Bedürfnissen der Kultur.

Rußland ladet alle Staaten zu einer Anstrengung ein, die alle vorhergegangenen an Größe übertrifft; aber es wird der Menschheit zur Ehre gereichen, daß, beim Morgenrot des neuen Jahrhunderts, dieses Werk entschlossen angepackt worden, damit die Völker die Wohlthaten des Friedens genießen können, befreit von der drückenden Last, die ihre wirtschaftliche und moralische Entwicklung behindert."

Die Angelegenheit stand eine Zeitlang still.

Ende September hatten alle Mächte geantwortet mit Ausnahme Großbritanniens und noch einer andern. Lord Salisbury, der schon seit zwei Wochen nach London zurückgekehrt war, gab kein Lebenszeichen. „Daily News" erhoben Einwände. Das englische Volk begann seine Gesinnungen in der gewöhnlichen Art: Meetings und Adressen kundzugeben. Aber erst am 24. Oktober nahm die englische Regierung formell die Einladung des russischen Kaisers an. Lord Salisbury schrieb unter diesem Datum an den englischen Gesandten nach St. Petersburg:

„Ihrer Majestät Regierung hat das am 24. August in ihre Hände gelegte Memorandum genau studiert, welches einen Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers von Rußland enthält, daß eine Konferenz einberufen werde zu dem Zwecke, über die wirksamsten Mittel zu verhandeln, den allgemeinen Frieden zu sichern und dem beständigen Wachstum der Rüstungen ein Ziel zu setzen.

Euer Excellenz haben inzwischen während meiner Abwesenheit von England durch Herrn Balfour Instruktionen erhalten, um die Gründe der Verzögerung einer formellen Antwort auf diese wichtige Mitteilung zu erklären und zugleich die russische Regierung der herzlichen Sympathie zu versichern, welche Ihrer Majestät Regierung für die Absichten Seiner Kaiserlichen Majestät hegt.

Es versteht sich, daß diese Sympathie sich nicht auf die Regierung beschränkt, sondern

daß sie auch von der volkstümlichen Meinung unsers Landes geteilt wird, und dies geht zur Evidenz aus den Resolutionen der Meetings und der Vereine hervor, welche seit der Veröffentlichung des Vorschlags Seiner Majestät hier gefaßt worden sind. Es giebt, wenn überhaupt, nur wenig Nationen, die, sowohl der Gesinnung als dem Vorteil nach, so sehr an der Erhaltung des Friedens interessiert wären wie Großbritannien.

Die Erklärungen, welche dem Manifest des Kaisers zu Grunde liegen, sind nur zu sehr gerechtfertigt. Leider ist es wahr, daß, während allgemein der Wunsch proklamiert wird, den Frieden zu erhalten, und in dieser Richtung auch kürzlich mehrere erfolggekrönte Anstrengungen von seiten der Großmächte gemacht wurden, daß dennoch bei fast allen Nationen sich die beständige Tendenz zeigt, ihre bewaffneten Kräfte zu vermehren und die schon so großen Ausgaben für Kriegszwecke immer noch zu vergrößern.

Die Vollkommenheit der in Gebrauch gesetzten Waffen, ihre enorme Kostenhöhe und die fürchterliche Metzelei, welche die Folge ihrer Anwendung wäre, tragen wohl dazu bei, daß man ernstlich vor dem Kriege zögert. Aber die den Völkern auf diese Weise auferlegten Lasten müssen, wenn sie fortgesetzt dauern, damit enden, eine Unzufriedenheit und Unruhe zu schaffen, welche zugleich nach außen und nach innen die Sicherheit bedrohen.

Die Regierung Ihrer Majestät wird mit Freuden sich daran beteiligen, diesem Uebel abzuhelfen, und wenn das gelingt, so wird dem Herrscher, der dazu die Initiative ergriff, die Dankbarkeit der ganzen Welt gebühren.

Euer Excellenz sind demnach ermächtigt, dem Grafen Murawiew zu versichern, daß Ihrer Majestät Regierung den Vorschlag des Kaisers freudig annimmt und daß die Königin sehr gern einen Delegierten zur Konferenz ernennen wird, sobald die Einladung erfolgt. Ihrer Majestät Regierung hofft, daß der Einladung die Namhaftmachung einiger Punkte beigegeben werde, die auf der Konferenz verhandelt werden sollen, damit man sich danach in der Wahl des englischen Delegierten und der Personen, die ihn begleiten werden, richten könne.

Sie werden diese Depesche dem Minister des Auswärtigen vorlesen und ihm eine Abschrift davon übergeben."

Nach dem Eintreffen dieser Antworten begannen Nachrichten sich zu verbreiten, daß sowohl in Frankreich wie in England zu Land und zur See militärische Vorbereitungen getroffen werden. Eine Zeitlang schien der Ausbruch eines Krieges nahe. Aber der sehr gelegene Besuch des Grafen Murawiew in Paris trug wirksam dazu bei, die Franzosen zu überzeugen, daß sie besser thäten, die aggressiven Reden, deren Wiederhall über den Aermelkanal bis zu ihnen drang, nicht zu ernst zu nehmen. Der Kommandant Marchand erhielt den Befehl, seine unhaltbare Stellung zu verlassen, und die Kriegsaussichten verflüchtigten sich wieder, zum großen Leidwesen einer zwar nicht zahlreichen aber einflußreichen Partei in England, die eine Gelegenheit wünschte, „to have it out with France".

Doch obgleich der Krieg nicht mehr nahebevorstehend schien, wurden die Vorbereitungen auf beiden Seiten fortgesetzt. Der Deutsche Kaiser, von seiner Orientreise zurückgekehrt, machte sich sofort daran, das deutsche Heer um 26000 Mann zu vermehren.

In Petersburg herrschte ein Gefühl tiefer Entmutigung vor. Alle Regierungen waren höflich gewesen, aber nicht eine hatte irgend einen hoffnungsvollen Ton angeschlagen. Die Massen, an die der Kaiser besonders appelliert hatte, waren apathisch geblieben. Anfangs Dezember war die Enttäuschung so groß, daß man fast entschlossen war, das Projekt aufzugeben.

Die Idee, die man damals hatte, war, das große Parlament der Nationen, das einberufen werden sollte, um über das größte Völkerübel praktisch zu verhandeln, durch eine einfache Versammlung der Gesandten in Petersburg zu ersetzen. Aber glücklicherweise, als der Horizont am finstersten war, ging im Westen ein Lichtschimmer auf.

Die Verkündigung des „Internationalen Friedenskreuzzugs“ in London und der außerordentliche Effekt, den die Ansage dieses Kreuzzugs in der europäischen Presse [1]) machte, ließen bei der russischen Regierung die Hoffnung wieder erwachen, daß trotz alledem etwas zu machen wäre. Der schon halb gefaßte Entschluß, die Konferenz durch eine einfache Gesandtenversammlung zu ersetzen, wurde wieder fallen gelassen, und am Montag, 16. Januar 1899, wurde den „Times“ von ihrem Petersburger Korrespondenten ein zweites Rundschreiben des Grafen Murawiew telegraphiert.

Indem das offizielle Regierungsorgan in Petersburg dieses Rundschreiben veröffentlichte, schickte es nachstehende Erklärung voraus, worin auf die deutlichste Weise die völlige Freiheit betont wird, die jedem Mitglied der Konferenz gewahrt bleiben sollte, die besten Mittel zur Lösung der Frage zu suchen und zu diskutieren.

„Das vom 24. August 1898 datierte Reskript der russischen Regierung, welches die Einberufung einer Konferenz enthielt, mit der Aufgabe, die besten Mittel zur Sicherung des Weltfriedens zu erforschen, ist von den ausländischen Regierungen mit der lebhaftesten Sympathie aufgenommen worden, indem dieselben ihre Bereitwilligkeit erklärten, an der großen, von unserm erhabenen Souverän angedeuteten Aufgabe mitzuarbeiten.

Infolgedessen hat auf Befehl des Kaisers der Minister des auswärtigen Amtes am 11. Januar den in St. Petersburg accreditierten Vertretern ein neues Kommuniqué überreicht, enthaltend:

1. Die Frage an die ausländische Regierung um ihre Meinung über die Opportunität des gegenwärtigen politischen Augenblicks zur Einberufung der geplanten Konferenz.

2. Eine kurze Liste spezialisierter Fragen und allgemeiner Vorschläge, welche unter anderm ins Programm der Kongreßarbeiten aufgenommen werden könnten.

3. Die Gründe, aus welchen es geboten erscheint, daß die Konferenz nicht in der Hauptstadt einer Großmacht abgehalten werde.

Es ist ersichtlich, daß die kaiserliche Regierung nur beabsichtigt, ein Programm vorzuschlagen. In der Meinung, daß die Aufgabe, die Frage gründlich zu studieren, den Mitgliedern der Konferenz zufällt, erachtet die kaiserliche Regierung es nur für nötig, von vornherein gewisse Fragen zu nennen, welche in Erwägung gezogen werden sollen, wenn man ein detailliertes Studienprogramm aufstellen wird.

Die Fragen ausschließlich technischer Natur werden selbstverständlich unter der Mithilfe von Spezialisten verhandelt werden, die eingeladen werden, an der Konferenz teilzunehmen.

Eine vollständige Freiheit in der Untersuchung und in der Diskussion der geeignetsten Mittel, die außerordentlichen Rüstungen einzuschränken und die Lösung dieser

---

[1]) In Oesterreich sorgte die „Oesterreichische Gesellschaft der Friedensfreunde“ dafür, daß in Versammlungen und öffentlichen Kundgebungen Anschluß an diese Aktion bewirkt wurde, sowie daß die Blätter über deren Verlauf berichteten. Durch mehrere Wochen bildete der „Internationale Friedenskreuzzug“ eine stehende Rubrik in der „Neuen Freien Presse“, dem „Neuen Wiener Tagblatt“ und so weiter.

verwickelten Fragen zu erleichtern, kann nur dazu beitragen, daß ein allgemeines Einvernehmen der Mächte und die praktische Verwirklichung der hochherzigen Absichten des Kaisers erreicht werde."

Daran schloß sich der Text des Rundschreibens mit dem vorgeschlagenen Programm:[1])

1. Uebereinkommen, für eine zu bestimmende Frist, die gegenwärtigen Effektivstände der Land- und Seekräfte, sowie die Budgets des Kriegs und was damit im Zusammenhang steht, nicht zu erhöhen. Vorläufige Untersuchung über die Wege, um in Zukunft sogar eine Verminderung der oben erwähnten Effektivstärken und Budgets zu erreichen.

2. Verbot, daß in den Heeren und Flotten irgendwelche neue Feuerwaffen und Explosivstoffe oder kräftigere Pulversorten als die gegenwärtig für Gewehre wie für Kanonen benutzten in Gebrauch genommen werden.

3. Einschränkung der Verwendung schon vorhandener Explosivstoffe von verheerender Wirkung und Verbot, Geschosse oder irgendwelche Explosivstoffe von einem Luftballon aus oder durch Benutzung andrer analoger Mittel zur Verwendung zu bringen.

4. Verbot, in Seekriegen Untersee- oder Taucher-Torpedoboote oder andre Zerstörungsmittel derselben Art zu benutzen, und Verpflichtung, in Zukunft keine Kriegsschiffe mit Sporen mehr zu bauen.

5. Anwendung der Bestimmungen der Genfer Konvention von 1864 auf Seekriege auf Grund der Zusatzartikel von 1868.

6. Neutralisierung der während der Seegefechte oder nach denselben mit der Rettung Schiffbrüchiger betrauten Rettungsschiffe oder -Boote auf derselben Grundlage.

7. Revision der auf der Brüsseler Konferenz von 1874 ausgearbeiteten und bis heute nicht ratifizierten Erklärung, betreffend die Kriegsbräuche.

8. Grundsätzliche Annahme der „guten Dienste", der Vermittlung und des

---

[1]) Es ist interessant, den Text der beiden russischen Rundschreiben nebeneinander zu halten. Man sieht da, wie viel Wasser in den Trunk starken Feuerweins gegossen wurde, der anfänglich der Welt gereicht worden war. Von den Punkten 3 bis 7 ist im ersten Dokument keine Spur. Nur in Punkt 1 und 8 sind dessen Grundgedanken festgehalten. Die sechs andern Punkte wurden offenbar eingeschoben als das Ergebnis der Antworten und Stimmungen und Ratschläge, die Graf Murawiew gesammelt hatte, als er die verschiedenen Hauptstädte Europas bereiste, um sich über die Chancen der geplanten Konferenz zu informieren. Auch in der Presse hatten sich zahlreiche Stimmen erhoben, daß das einzig Vernünftige und Positive, das sich auf der Konferenz erreichen ließe, auf dem Gebiet des Roten Kreuzes liege. Hier wollten auch diejenigen mitarbeiten, die keine Gegner des Krieges und des Militarismus sind und die an die Unvermeidlichkeit des ersteren glauben. Daher sind die betreffenden sechs Punkte wohl aus diplomatischer Rücksichtnahme auf die Zweifelnden und Lauen aufgesetzt worden — als ein erster Schritt, als ein langsames Betreten des Weges zum gesicherten Frieden. Dem Wege aber zum Frieden — das heißt zur internationalen Völkerjustiz — kann nicht durch Ebnung und Milderung der Kriegswege vorgebaut werden, ebensowenig als die Ausbesserung einer nach Norden führenden Straße zum Weiterkommen auf der Südstraße helfen kann. B. S.

fakultativen Schiedsgerichtsverfahrens in dazu geeigneten Fällen zu dem Zwecke, bewaffnete Zusammenstöße zwischen den Völkern zu vermeiden; Verständigung in betreff der Anwendungsweise dieser Mittel und Aufstellung eines einheitlichen Verfahrens für ihre Anwendung.

Es versteht sich, daß alle die politischen Beziehungen der Staaten und die durch Verträge bestimmte Ordnung der Dinge betreffenden Fragen, sowie überhaupt alle Fragen, die nicht unmittelbar zu dem von den Kabinetten angenommenen Programm gehören, von den Verhandlungen der Konferenz ausgeschlossen bleiben.

Als Ergebnis des infolge dieses Rundschreibens gepflogenen Ideenaustausches wurde beschlossen, daß die Einladungen zur Konferenz von der Regierung der Niederlande ausgehen sollten. Demgemäß wurde folgendes Rundschreiben durch Herrn v. Beaufort, Minister des Aeußern, an die Gesanden versendet:

„— Im Einverständnis mit der kaiserlich russischen Regierung habe ich die Ehre, Sie zu beauftragen, die ... Regierung einzuladen, sich auf der oberwähnten Konferenz vertreten lassen zu wollen, um die Fragen zu erörtern, welche in dem zweiten russischen Rundschreiben vom 11. Januar enthalten sind, sowie alle übrigen Fragen, die mit den im Rundschreiben vom 24. August 1898 ausgesprochenen Ideen zusammenhängen, mit dem Ausschluß jedoch von allem, was die politischen Beziehungen der Staaten und die vertragsmäßig eingesetzte Ordnung der Dinge betrifft."

Was diese Einladungen betrifft, so handelte die holländische Regierung ganz nach dem Wunsche der russischen Regierung und mit dieser im Einverständnis. In Petersburg und nicht im Haag wurde entschieden, wohin die Einladungen zu adressieren seien und wohin nicht.

Es scheint, daß Rußland an alle Vertreter sämtlicher souveräner Staaten der Erde appellieren wollte. Brasilien wurde eingeladen, und dasselbe lehnte ab mit der Begründung, daß es sozusagen kein stehendes Heer habe und daran sei, das, was es noch habe, zu beurlauben; — die Rüstungsfrage interessiere es daher nicht. Noch ein andrer amerikanischer Südstaat wurde eingeladen — es wurde niemals veröffentlicht, welcher —, und auch dieser befolgte das Beispiel Brasiliens und lehnte ab. Mexiko war außer den Vereinigten Staaten das einzige amerikanische Land, das auf der Konferenz vertreten war. Die unabhängigen Staaten Asiens haben Vertreter geschickt. Was Afrika betrifft, so scheinen die Souveräne von Marokko und Abessinien keine Einladungen erhalten zu haben. Weder Transvaal noch der freie Staat Oranien wurden eingeladen — eine Unterlassung, die in Holland große Unzufriedenheit hervorrief. Die beiden südafrikanischen Republiken gehörten der Genfer Konvention an, welche ja revidiert und auf den Seekrieg ausgedehnt werden sollte. Die Unabhängigkeit des Oranien-Freistaates war nicht in Frage, und über die Unabhängigkeit Transvaals schwebte nur der Schatten einer Suzeränität, die sich auf ein einfaches Vetorecht bei Verträgen mit ausländischen Mächten beschränkte. Transvaal wird offiziell in Petersburg vertreten, obwohl De Leyds zur Zeit, als das kaiserliche

Rundschreiben erschien, sich noch nicht persönlich dem Monarchen, bei dem er accreditiert war, vorgestellt hatte. Was nun immer die Ursache gewesen sein mag, es scheint, daß das Reskript nicht nach Pretoria geschickt, noch daß Präsident Krüger eingeladen wurde, einen Vertreter in die Konferenz zu entsenden. Es heißt, daß der holländische Gesandte in Petersburg über diese Außerachtlassung Tansvaals Vorstellungen gemacht habe; aber Graf Murawiew sei der Ansicht gewesen, daß es bei der gegenwärtigen Lage besser wäre, die Dinge in Südafrika nicht noch mit der Aufwerfung der Frage zu verwickeln, ob Transvaal berechtigt wäre oder nicht, mit Großbritannien auf gleichem Fuße an einer Konferenz teilzunehmen.

Nach den von der holländischen Presse gegebenen Erklärungen zu schließen, sei Graf Murawiew unter dem Eindruck gewesen, daß England gegen die Teilnahme eines Vertreters von Transvaal Einwendungen erhoben hätte. Solche Einwendung hätte aber nicht gemacht werden sollen, besonders nachdem die Türkei in die Mitwirkung Bulgariens gewilligt hatte.

Eine andre Frage noch ernsterer Natur bedrohte einen Moment den Erfolg der Konferenz. Unter den Potentaten, welchen der Kaiser von Rußland sein Rundschreiben geschickt hatte, befand sich Seine Heiligkeit der Papst. Die Kurie ist zwar in Petersburg nicht offiziell vertreten, aber Rußland hat einen diplomatischen Vertreter beim Vatikan, und durch diesen wurde das Dokument dem Papste formell überreicht. Die Freude des heiligen Vaters war groß, und unter den Antworten, die auf das Reskript eingelaufen, war keine so herzlich und so be-begeistert, wie diejenige von Leo XIII.

Man erwartete in Rom, daß der Papst eingeladen würde, einen Vertreter nach dem Haag zu schicken, und einige Mitglieder der extremen päpstlichen Partei hatten sogar angekündigt, daß der Vertreter des heiligen Stuhles der Eröffnungssitzung der Konferenz präsidieren würde, nach dem vom Wiener Kongreß gelieferten Präzedenzfall.

Anfänglich erhob die italienische Regierung keine Einwendung gegen die Teilnahme des Papstes an der Konferenz. Der damalige Ministerpräsident, Admiral Canevaro, sagte ausdrücklich Herrn Stead, daß die italienische Regierung sich der Gegenwart eines päpstlichen Delegierten nicht widersetzen wolle, aber daß, wenn dieser auf irgend eine Weise versuchte, die Frage der weltlichen Macht vor die Konferenz zu bringen, der italienische Delegierte die Versammlung verlassen würde.

Es wurde daher allseitig geschlossen, daß der Papst die gebührende Einladung zur Konferenz erhalten werde; aber unglückseligerweise begann man in der Presse, die Sache auf hämische Art zu diskutieren. Einige unkluge Schreiber sprachen von der Gelegenheit, welche die Konferenz dem beraubten Stellvertreter Christi geben würde, seine Rechte auf sein Patrimonium geltend zu machen. Dagegen erklärten die Journalisten von der Quirinalpartei, daß solche Anmaßungen unerträglich seien, und daß, wenn der Papst beabsichtige, seine Reklamationen hervorzukehren, es für Italien unmöglich sein werde, an der Konferenz

teilzunehmen. Der Streit erhitzte sich bis zu einem Grade, der die italienische Regierung bewog, von ihrer ersten Stellungnahme abzuweichen, um jetzt diejenige einer vollständigen Opposition gegen die Teilnahme des Papstes an der Konferenz anzunehmen.

Rußland war darüber sehr ärgerlich, denn es hatte besondere Gründe, zu wünschen, sich dem Papst angenehm zu erweisen. Der Kaiser begriff auch, daß unter den Souveränen Europas Leo XIII. einer war, der sich aufrichtig für seine Ideen begeisterte. Und der Einfluß des Papstes ist ja in katholischen Ländern, wie Belgien, Frankreich, Oesterreich und so weiter, sehr hoch anzurechnen. Indessen, da war nichts zu machen. Keine europäische Konferenz konnte abgehalten werden ohne die Teilnahme aller Großmächte, und wenn eine der Großmächte als conditio sine qua non ihrer Mitwirkung es hinstellte, daß der Papst nicht eingeladen werde, so blieb wohl nichts andres übrig, als dem heiligen Vater bedauernd mitzuteilen, daß er nicht eingeladen werden könne. Ein Beschluß, den Leo XIII. mit freundlicher Nachsicht hinnahm — was man nicht von allen seinen Dienern oder Vertretern im Ausland sagen kann.

Die Konferenz ist vielleicht von Rom nicht exkommuniziert — aber jedenfalls boykottiert worden. Diese Losung war so streng, daß der Leader der katholischen Partei in der niederländischen Kammer, Pater Schaepman, einer öffentlichen Versammlung im Haag, wo jemand, der sein Gast war, Vortrag über die Friedenskonferenz hielt, nicht beiwohnen konnte. Auch das Munizipium im Haag fühlte sich verletzt — die Protestanten wegen Ausschluß Transvaals, die Katholiken wegen Ausschluß des heiligen Stuhls —, und so geschah es, daß, als Zeichen ihrer Unzufriedenheit, die Stadt es unterließ, die in ihren Mauern versammelte Konferenz zu feiern.

Als Kommentar zu diesen mitgeteilten Thatsachen bemerkt W. T. Stead:

„Die Diskussion über die unterbliebene Einladung des Papstes hatte einige unerwartete Folgen. Unter anderm zwang sie die unversöhnlichsten Feinde der weltlichen Macht des Papstes zur Erkenntnis, daß der Verlust dieser Macht ihn einigermaßen verhindert habe, seine Sendung zu erfüllen. Dem Papste die Herrschaft über Rom zurückzugeben, wäre ein Selbstmord, aber besäße er die weltliche Souveränität über einen Garten — wie zum Beispiel die Insel Capri —, so hätte er einen Punkt zur Stütze seiner weltlichen Macht — was jeden Einwand gegen seine Teilnahme an der Konferenz vorweggenommen hätte. Bisher haben die meisten die weltliche Macht als etwas betrachtet, was der Ausübung eines echt christlichen Kirchenamtes eher nachträglich sei; da aber der Verlust der weltlichen Souveränität den Verlust des Rechtes nach sich zieht, in einem Friedensparlamente mitzusprechen, so ließe sich zu Gunsten der weltlichen Macht doch etwas sagen."

Dies die Vorgeschichte der Konferenz. Ueber deren Verlauf bringt das vorliegende, über 300 Großoktavseiten umfassende Buch genauen Bericht, und es enthält auch den Text der Schlußprotokolle. Wer ein Urteil fällen will über

den Charakter der Verhandlungen, über die Rolle, welche die einzelnen Delegierten beziehungsweise ihre auftraggebenden Regierungen dabei gespielt, sowie über die Bedeutung und die voraussichtlichen politischen und kulturgeschichtlichen Folgen dieser bisher einzig in ihrer Art dastehenden Konferenz, ist es sich schuldig, sich in der vorhandenen Litteratur,[1]) die das protokollarische und authentische Material enthält, genau zu unterrichten, statt nachzusprechen, was sich unter dem Einfluß tendenziöser Verdrehungen und Verschweigungen gegenwärtig als öffentliche Meinung über die Haager Konferenz verbreitet hat. Auf die Konferenz selber und deren Ergebnisse einzugehen, läge außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, welcher keinen andern Zweck hatte, als zur Kenntnis von deren Ursprüngen ein Scherflein beizutragen.

---

[1]) „Conférence Internationale de la Paix. La Haye 18 Mai—29 Juillet 1899. Ministère des Affaires Etrangères. Imprimerie nationale." 700 S. Folio. (Offizieller Bericht.)

„Die Haager Konferenz, ihre Bedeutung und ihre Ergebnisse." Von A. H. Fried, mit einem Vorwort von Baron d'Estournelles de Constant (französischer Delegierter an der Konferenz und Mitglied des ständigen Schiedsgerichtshofs im Haag). Hugo Bermüllers Verlag, Berlin. 80 S.

„Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedenskonferenz." Von Dr. Max Kolben, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien. Mühlbrecht & Puttkammer, Berlin. 96 S.

„Die Haager Friedenskonferenz." Tagebuchblätter von Bertha v. Suttner. 350 S. E. Piersons Verlag, Dresden. 2. Auflage 1901. Preis 2 M. (Enthält u. a. den Text der wichtigsten Reden und Verhandlungen.)

„La conférence de la Paix." Etude historique et critique des travaux et des résolutions de la Conférence de la Haye par Meringhac, professeur de droit international à l'Université de Toulouse. Avec une préface de M. Léon Bourgeois. Paris, Rousseau. 460 S. Großoktav.

„Les résultats de la Conférence de la Haye." I Résolutions des IX Congrès de la Paix à Paris en 1900 touchant la Conférence de la Haye. II Resumé d'une Conférence de M. le baron d'Estournelles de Constant. III Convention pour le règlement pacifique des conflits internationaux. IV Liste des membres de la cour permanente d'Arbitrage. Berne. (Propagandabroschüre, 20 S. mit Umschlag, des Berner Internationalen Friedensbureaus. Preis 5 Fr. das Hundert oder einzeln durch das Bureau gegen 20 Pf.-Briefmarke. Auch in deutscher Ausgabe.)

„The Peace conference at the Hague and its bearings on International Law and Policy." By Frederic Holls. D. C. L. Delegate of the United States at the Conference. New York. The Macmillan Company. 572 S. Großoktav.



Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp.

Von

Staatsminister a. D. Jansen.

(Schluß.)

Bückeburg, d. 7. Decbr. 1771.

Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Fürst und Herr.

Allerdings ist jede moralische Regel von der Art, daß sie erst durch die Anwendung und Einkleidung auf einen Einzeln Character ihre bestimmte Wahrheit erhält, und sofern ists gewiß, daß jedweder Mensch gleichsam seine eigne individuelle Moral hat oder sich seinem Character zubilden muß: da es bekannt ist, daß eine unrechte Nachahmung einer wirklich guten Handlung, aus schlechten Beweggründen und zu unrechten Zwecken wirklich Fehler und Laster werden kann, und so auch freilich kann das, was jetzt wirklich Fehler wäre, jetzt Entschuldigung verdienen oder gar Grösse der Seele sein. Wollen aber Euer Durchlaucht nicht mit dieser Zweifelei endlich auf den Weg der Jesuitischen Moral kommen, die 999 Gründe hat zu beweisen, daß etwas böse, und 999, daß dasselbe auch gut ist und sein kann; so müssen doch endlich gewisse Regeln des Wahren wie des Guten sein, so gewiß und fest an sich, als mathematische Grundsätze, aber auch eben wie diese freilich in der Ausübung alle dem unterworfen, was — kurz was zur Ausübung gehört, und dadurch dünkt mich, wird die vorige Wahrheit nicht geschwächet, sie hört nicht auf absolut an sich zu sein, wenn man sie jetzt unter diesen Umständen hypothetisch betrachtet. Es kann also sein, daß Euer Durchlaucht sich nach Ihrem Character, zur Pflicht der Menschengüte und Billigkeit gemacht haben, anerkannte Fehler auch zu bekennen, und dagegen habe ich Nichts. Wenn aber diese Güte des Herzens auch Schwachheit werden kann, und diese Schwachheit im Stande Euer Durchlaucht die schädlichste unter allen werden muß, da einen solchen Character alsdann ein Jeder misleitet, und auf unterthänige Weise insultiret, mithin aus solcher weichmütigen Güte des Herzens endlich mehr Unterdrückung entspringen muß, als aus der ärgsten Wildheit: so sehen Euer Durchlaucht den veränderten Fall. Ueberhaupt, dünkt mich, kann sich kein Mensch so betrachten, was ihm, und ihm allein genommen, gut däuchte, gut sein könnte, sondern was wirklich gut ist, was in uns und ausser uns Schaden oder Nutzen anrichten, was zur Erhebung unseres Characters und zu besserer Wirksamkeit der Welt gehört oder nicht — Mitteldinge giebts hier nicht. Wir werden in die grosse Summe des Guten oder Bösen in der Welt verrechnet; so müssen wir uns auch verrechnen, und ein Prinz, in welchem Kreise er auch stehe, wie sehr richtet sich immer der Kreis nach ihm! wie genau muß er nicht rechnen, um sich zu gebrauchen und nicht mißbraucht zu werden. — In einzelnen

Fällen das zu zeigen, wäre der beste Discurs über diesen Satz; alles Allgemeine ist in gewissem Maaße in den Wind geschrieben.

Um Gottes Willen habe ich nicht sagen wollen, das Marienzeichnen und die Tempelbauwerke Euer Durchlaucht seien Nichts als dunkle Abgötterei gewesen; an sich waren sie nichts als Marienzeichnung und Tempelbau. Aber wenn tausend dergleichen Ideen Ein dunkles Gewebe in der Seele machen, davon sich freilich nur bei Gelegenheit Eine, vielleicht eben die unbedeutendste, losreißt und sich ausserhalb wirft, wie ein Wort, das wir im Traume sprechen, wird man da bei dem Einen ausgeworfenen Traumwort stehen bleiben, oder läugnen wollen, daß nichts Mehr in der Seele sei, als was so einzeln der Mund verlor? Ich kann und mag also Euer Durchlaucht Nichts rathen, als von den Exempeln (die ja hinter jedem allgemeinen Satz nur doch immer Exempel sind) hinwegzusehen und den dunklen Grund Ihrer Seele allmählig zu ordnen und zu erhellen. Wehe dem, der nichts von diesen eignen, innigen, wenn ich so sagen darf, selbständigen Empfindungen weiß und bloß nach dem kalten, gelernten Dinge, Vernunft, handeln will; wehe aber auch dem, der nach jenen, wie nach einem dunklen Traume, allein handelt und diese letzte, hellere Führerin nie recht hören will. Sie lässt sich endlich einmal mit Gewalt und dann freilich zu spät hören.

Wie schön sind hiezu noch die Jahre Euer Durchlaucht und welche Vortheile haben Sie vor einer Reihe andrer Menschen. Wir alle müssen uns werfen und aus uns, vielleicht schon von Kindheit auf, machen lassen, was Amt, Nothdurft, Lebensart will. Euer Durchlaucht sind, wenigstens jetzt noch frei, können sich alles Schöne und Gute, Edle von Kenntnißen und Fertigkeiten, wozu Sie sich bilden wollen, wählen, können noch mit freier Seele sagen: Das will ich sein! Dazu will ich mich machen! Nur daß auch das freilich kein Plan aus einer andern Welt werden kann; denn sonst sind Sie, gnädiger Herr, in Betracht dessen gebundener als irgend Eine dürftige Privatperson sein kann. — Ich komme hierauf, weil Euer Durchlaucht so oft über Ihre Prinzlichkeit als über ein Hinderniß Ihrer Wirksamkeit sich zu beklagen geneigt waren. Mich dünkt, wenn E. D. erst Alles werden ausgewirkt und erreicht haben, was Sie als Prinz thun könnten und sollten, so würde Ihnen sehr spät oder gar nicht die Klage kommen, was Sie als solcher nun nicht thun könnten. Beim Wünschen, beim bloßen Wünschen hat sich die menschliche Natur immer am unbequemsten.

Von andern Sachen! Glauben E. D. wohl, daß in dem Westphälischen Winkel, wo ich hause, auch Stücke der Kunst seien? Und nun — hier ist ein — Raphael! Ich weiß, Sie fahren hier auf und haben auch Recht — ein Raphael oder kein Raphael, es hat dem Fürsten Ernst im vorigen Jahrhundert Geld genug gekostet, und ist wenigstens ein vortreffliches Stück aus Raphaels Schule — eine Himmelfahrt! Ich bin begierig die Mengsische zu sehen: Emailglanz und in die Augen fallen das wird sie vor dieser genug haben, denn das hat diese gar nicht. Aber Weisheit, antike Größe, Anordnung — kurz ich bin begierig sie zu sehen. Auch sind hier 2 vortreffliche Ludwig-Carrachen, der weinende Petrus und ein Noli me tangere, eine schöne Beterin

im Kopfstück, von Correggio, und 3 oder 4 schöne Guidos, Stücke von schlechtern Italienern ziemlich viel. Und zwei Meilen von hier, von eben dem Fürsten Ernst, von dem das Alles ist, ein Mausoleum in wahrhaft Griechischem Geschmack, von dem ich vielleicht ein andermal schreibe.

Aber was schreiben? da Euer Durchl. ohne Zweifel jetzt voll von alle dem Bessern sind, was Sie auf der Reise gesehen. Wie bin ich, da ich E. Durchl. Brief aus Brüssel [1]) erhielt, aufs Neue in Gedanken die Rubens und van Dyck in Brüssel, Antwerpen, wo sie recht gesäet sind, durchlaufen! Und die Cartons in Hampton-Court! und so unendlich Vieles andere! — — Haben E. D. schon die Fortsetzung von Volkmanns Reise nach Italien gelesen? Er hat auch Deschamps Reise durch die Niederlande herausgegeben oder Leben der Maler vielmehr, und das würde jetzt eine angenehme Nachlese und Wiederholung des Gesehenen sein; denn oft sieht man erst, wenn man zu Hause ist. — Doch mein

---

[1]) Dieser Brief des Prinzen ist bei Düntzer und F. G. von Herder, Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Bd. III S. 281 abgedruckt und lautet folgendermaßen:

Brüssel den 5. Juni 1771.

Mein lieber Herr Pastor!

Sie werden verwundert sein, daß ich Ihnen schreibe. Die Ursache davon ist, daß nach einer langen Reihe von Gedanken Gott mir die Gnade gethan, erkennen zu lassen, daß ich unrecht gegen Sie gehandelt habe, und dieses ist mir leid. Da ich es unter die Pflichten eines Christen rechne, sein Unrecht zu bekennen und abzubitten, so habe ich den Entschluß gefasst Ihnen zu schreiben. Hingegen verzeihen Sie, wenn ich doch nicht weniger glaube, daß Sie nicht völlig recht in der Sache gehabt haben; ich habe darinnen gefehlt, daß, da ich die Beweggründe Ihrer Handlungen nicht völlig einsehen konnte und noch nicht kenne, ich Sie zwar in guter Absicht, aber vergeblich gequälet habe. Gedenken Sie denn nicht mehr an die unangenehmen Augenblicke, und seien Sie versichert, daß ich alle Zeit wahres Glück Ihnen wünsche und mit aufrichtiger Freundschaft verbleibe

mein lieber Pastor

Ihr Freund und Diener

P. F. Wilhelm v. H. G.

Sie wissen vielleicht, daß ich, nach Italien reisend, in Lyon meine Reise verändern musste und nach Paris gegangen bin; das habe ich nun auch wieder verlassen und gehe nach Holland, nach England; den Herbst werde ich wieder vermuthlich nach Paris zurückkehren und dann nach Italien.

Was macht Ihre Plastik? Ich bin auch damalen Schuld daran gewesen, daß Sie sie nicht geendet haben. Verzeihen Sie mir auch diese Quälerei. Leben Sie wohl, mein Freund, und seien Sie so gütig, noch zuweilen an mich zu denken.

*

Herder an Merck im September 1771: „Daß die Reise meines gewesenen Prinzen so schnöde geendet sei, werden Sie vielleicht schon aus den Zeitungen wissen. Alle meine Prophezeiungen sind erfüllt; er ist Frankreich durchflogen, hat England berührt und kommt, gebrochen mit aller Reisegesellschaft und voll Schwermuth nach Hause. An mich hatte er schon aus Brüssel geschrieben, ganz aus eigenem Antriebe.“

Papier ist zu Ende, und dies entschuldigt mich schon über die Kürze, mit der ich mich unterzeichne

Euer Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Herder.

*

den 14. Jan. 1772.

Durchlauchtigster Prinz,

Gnädigster Fürst und Herr.

Ohnerachtet ich mit Euer Durchlaucht über die Auslegung der Spruchstelle Jacob. 5. noch nicht einig sein kann, so glaube ich doch, da es hier am meisten auf Anwendung der Auslegung, es sei welche es wolle, ankommt, die vorige Differenz nur untergeordnete Zwistmeinung bleiben müsse, und so muß freilich innere Klugheit, Weisheit des Lebens, die Christus sowohl als eben der Jacobus (Kap. 1) zu einer so wesentlichen Pflicht der Moral macht, das Beste thun.

Der Fürst Ernst, nach dem sich Euer Durchlaucht erkundigen, hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelebt, und ist der letzte vom Schaumburgischen Hause, der noch Etwas von Holstein besessen hat. Sein Titel Fürst rührt auch eben daher, wiewohl er nachher durch Widerspruch Dänemarks den Titel Fürst von Holstein hat ablegen müssen. Genug, Er ist der, von dem, möchte ich sagen, beinahe Alles Gute herrührt, was hier von alter Stiftung ist. Er hat Schloß, Kirche, Schule gebaut, und Alles in sehr gutem Geschmack; die Kirche z. E. ist wirklich nach Proportionen und Anlagen Eine der besten, die in Deutschland (zumal aus der Zeit ein Wunder!) sind, nur freilich, daß ich darüber, da die Anlage der katholischen Kirchen nicht zum Predigen ist, meine Noth habe, und also den guten Fürst Ernst manchmal verwünsche. Von ihm rührt auch Alles von guten Constitutionen, und — wovon hier eigentlich die Rede war — auch der angebliche Raphael und die Gemälde und (doch nur wenige) Statuen! Von den Gemälden ist Einiges im d'Argenville [1]) angeführt und mehreres könnte angeführt werden. Die Walmoden'sche Sammlung in Hannover, höre ich, ist rangirt; ich denke nächstens herüber, oder warte vielmehr auf die Sammlung Gemälde und Kupferstiche, die in weniger Zeit aus Wien ankommen sollen.

Die Versuche, die Euer Durchlaucht mit sich selbst machen, gefallen mir unendlich, ich mache eben dieselben auch mit mir; denn ich habe in meinem Leben beinahe auch noch nichts zu Ende gebracht. Es kommt freilich aus dem ganzen menschlichen Leben am Ende wenig heraus; das ist wahr vom Prediger Salomo an bis auf jeden Mißvergnügten, der es ihm nachspricht; und doch weiß ich in diesem ganzen Leben wirklich keine selige und seligern Augenblicke, als die mit

---

[1]) Ant. Jos. Dessalier d'Argenville 1680—1765, französischer Kunstschriftsteller, sein hier in Betracht kommendes Werk: „Abrégé de la vie des plus fameux peintres." Paris 1745.

dem Gefühl überströmt sind, Etwas, was es auch sei, gut und ganz geendigt zu haben. Ich buchstabire mir auf solche Weise täglich eine Kleinigkeit, einige Buchstaben vor, und ich freue mich wie ein Kind, wenn ich sehe, daß etwa ein ganzes Wort herauskommt. Raphael z. E. im Gefühl ein Gemälde vollendet zu haben nach seinem Ideal, war eine untere Stufe der Seligkeit, da ein Mann sagen kann: ich habe ein gutes Werk gethan! oder noch höher „ich bin in Bildung meiner Selbst um einen Zug, um Eine Farbe dem Ideal näher, was ich von mir im Sinne habe!"

Ich denke nächstens einmal nach Göttingen, um mit Hülfe der Bibliothek daselbst gewisse Sachen in Ordnung zu bringen, die vielleicht wahre Entdeckungen heißen können, weil sie, meine Eigenliebe müsste mich denn sehr irren, dem ganzen Alterthum der ersten Cultur des menschlichen Geschlechts, dem Anfange der Chronologie, Weltgeschichte und zehn andern Dingen ein ganz ander Ansehen geben werden, und hätte ich nur Kräfte, wie ich Ideen habe, so würde unter andern Händen gewiß ein Buch fürs Jahrhundert werden können, — aber ich bleibe mir selbst in Allem so sehr nach u. s. w. Meine Plastik liegt ganz. So lange ich hier bin, habe ich nichts als Bibel und Weltgeschichte studirt.

Ich glaube schwerlich, daß Euer Durchlaucht Klopstocks Lektüre werden zu Ende gebracht haben. Die neueren Gesänge haben so verworfene Wortfügungen; sie erfordern eine so biegsame, modulente Stimme; es freut mich indessen, daß Sternheim [1]) Ihrem sanften Herzen nicht mißfallen hat. Ach, wenn es viele Richs und Seymours gäbe! Seymours vielleicht noch; aber zu Richs sind wir Deutsche meistens zerstreute oder pedantische Sclaven ohne Kühnheit, oder wenigstens ohne fortgesetzte Kühnheit, das zu sein, was wir sollen und wollen.

A propos! Haben Euer Durchlaucht die paar Bogen über den Braunschweigschen Prinzen gelesen, der in der Moldau geblieben ist oder vielmehr seinen Tod gesucht hat? Sie sind sehr gut geschrieben (vom Abt Jerusalem glaube ich) und heißen Entwurf vom Leben des Braunschw. Pr. (ich glaube) Wilhelm, und ich wünschte sie gern in Euer Durchl. Hände. Aus dem Prinzen, glaub ich, wäre der schönste Aventurier geworden, den es geben kann, mit aller Bedeutung des Worts. Denken Sie doch, gn. H., der kühne Jüngling hat ein Heldengedicht unternommen — trotz alles Widerrathens der Akademien — und was? das abscheulichste Sujet, Cortes, und worin? in französisch, wo jeder Franzose selbst am Heldengedicht verzweifelt — — doch das Papier ist zu Ende. Ich kann also nichts, als mich mit aller Ehrfurcht unterzeichnen

Euer Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Herder.

*

[1]) Das Fräulein von Sternheim, Roman von Sophie von Laroche (Wielands Freundin). Lord Rich und Seymour sind Hauptpersonen aus diesem Roman.

Bückeburg den 4. April 1772.

Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Herr.

Euer Durchlaucht haben die Gnade eine späte Antwort zu verzeihen, deren Verspätung nicht von mir herrührte. Ich bin in Göttingen gewesen, bin diese Fastenwochen mit mancherlei Arbeiten überhäuft gewesen — ich antworte.

Vergleichungen gewisser Leben, Personen und Zeitläufte sind selten mehr als ein Spiel und können selten mehr sein. Plutarch hat die grossen Männer des Alterthums Gesetzgeber und Helden mit einander verglichen, immer zwei nebeneinander gestellt, die, wie es schien, hätten zu vergleichen sein müssen, deren Einer nur das in Rom that, was der andere in Griechenland gethan — und doch hinkt und lahmt jeder Schritt seiner Vergleichung. Die Leben sind vortrefflich, die Parallele oft unausstehlich. Voltaire hat Zeitalter verglichen. Seine drei goldenen Jahrhunderte der Griechen, Römer, Italiener und Franzosen sind ihm immer auf der Zunge, und doch näher historisch betrachtet, haben diese Jahrhunderte, was Geist der Zeit, Wurf der Umstände heißt, fast Nichts gemein. Es ist eine alte Sage, daß Nichts Neues unter der Sonne werde, daß das Rad der Zeiten sich nur umkehre u. s. w. Nichts ist wahrer, als diese Sage, aber auch nichts in der Anwendung mehrerer Mißdeutung fähig. Ein grosser Mann hat alle grossen Männer in der Welt zu Vorbildern, und hat auch eigentlich kein Vorbild; denn nur das, was er allein thut, die Schritte, die er die Welt, sein Jahrhundert, weiter bringt, machen ihn zum grossen Manne. Aeussere kleine Spielähnlichkeiten in Lebensumständen machen so wenig wahre Brüderschaft, als wenn 2 Leute Einer Gesellschaft Einerlei Kleider und Nichts als Einerlei Kleider anhaben. Zudem kommt bei dem Spiele auf den Standpunkt des Beschreibers und des Lesers alles an.

Die Anwendung werden Euer Durchlaucht selbst zu machen geruhn. Ist bei den Beiden Einerlei Seele? Ein Geist ihrer Handlungen? Eine Triebfeder ihrer Reformation? wie wenn nach jener Metempsychose der Geist des Einen in dem andern lebte? Ich erstaune auch nur vor dem Einfall der Frage, und sonst kleine Lebensähnlichkeiten zu finden — die will ich überall finden. Euer Durchl. kennen das Spiel solcher Aehnlichkeiten, was man als Zeitvertreib in Gesellschaften braucht, die verschiedensten Dinge zu vergleichen, eben weils man für Zeitvertreib ansieht. Statt also den Gedanken weiter auch nur zu decomponiren, wünschte ich ungemein, gnädigster Herr, daß Sie sich von diesem Geschmack in der Geschichte entfernten. Es ist ein falscher Geschmack. Er ist eine Luftstütze, wenn auch die grössesten Wahrheiten auf ihn dem Anscheine nach gebaut würden; es ist nur Anschein, und solche Wahrheit bleibt dem Herzen nicht fest.

Ueber Jerusalems Lob in der Schrift des Prinzen von Braunschweig ist mir selbst der Einwurf Euer Durchlaucht aufgefallen. Vielleicht hat also jemand die Stelle eingesetzt, oder Er nur den Entwurf gemacht — kurz, was weiß ich. Züge von ihm sind darin kenntlich.

Ohne Zweifel haben Euer Durchlaucht die Briefe des Reichsr. Schäfers[1]) und seines illustren Eleven gelesen; mir haben sie (ich setze voraus, daß sich gegen Euer Durchlaucht das Urteil der Ueberzeugung auch gegen Rang und Verwandtschaft darf hören lassen) mir haben sie gar nicht gefallen. Es herrscht in allen Briefen des Erziehers ein so kalter, pedantischer, geistesarmer Reflexionston, die reichsten Materien werden so trivial behandelt, die Definition steht so schulmässig immer voran, und auf die Definition folgt nichts, so daß mich jeder junge Herr dauern würde, der so zum Dialectiker erzogen würde um von den wärmsten, vollsten Sachen solche lieux-communs abschöpfen zu lernen. Der Schulton, der unzeitig philosophirende und Moralenton verdirbt immer, ist immer erkältend, unter allen Wesen in der Welt soll ein künftiger König aber doch am wenigsten zu einem solchen Manne gebildet werden, der wie Pilatus frug: was ist Wahrheit? erst sich immer fragen muß: was ist Freundschaft? was ist Liebe zum Vaterlande? u. s. w. Zudem welche elende, erzwungene Kette von Briefen? wie arm sind zwei Leute in der Situation, die auf ein Lüftchen von Zeitung aus Portugal und Spanien oder gar aus dem löblichen Gartenwesen warten müssen, um sich Sittensprüche einander aufzusagen, und wo der Erzieher nicht rings um im Herzen, im Character des Prinzen, in der Welt von Geschäften, die auf ihn wartet, andringenderen Anlaß zu reden fände. Es sind 2 leere Gesellschafter, die einander nichts zu sagen haben, und auf die Gasse sehen müssen, um doch etwas zu sprechen; die sich an der Stirn nichts ansehen und also ein Capitel von der Moral aufschlagen „wohlan! hierüber lasset uns discuriren!“ Der Reichsrath hat Voltairen einmal angegriffen, ich wollte Voltaires Miene doch sehen, wenn ihm diese Briefe zu Händen kommen werden, wenn der Deutsche schon dem Franzosen langsamen sens commun hat, so ist hier Schwedisches Eis. — — Ueberdem sollte ein Jüngling, der das Glück oder Unglück hat, König sein zu sollen, kein Schriftsteller oder Künstler werden wollen; die Laufbahn ist immer ausser seinem Kreise. Dazu ein Schriftsteller-Jüngling? und nachher König? für uns unterthänigst gehorsamste Unterthanen, Knechte und Pflichtverbundenste Diener ist der Anblick nicht so gar erbaulich, den gekrönten Jüngling und den Jüngling im Flügelkleide so dicht nebeneinander stehen zu sehen. Ein regierender Herr sollte nur durch That, durch Einrichtung zur Welt reden, oder schweigen; selbst sein Schweigen ist bedeutend.

Verzeihen Sie, gnädigster Herr, meine Declamation über ein Buch voll Declamation — also zur Abwechselung. Lessing hat ein neues Trauerspiel Emilia Galotti geschrieben, das ich Euer Durchlaucht sehr zu lesen wünschte. Der Stand eines Prinzen, der schwach ist und Macht hat, so daß seine Schwachheit sogleich und ein Wink derselben Teufel und Minister in Bewegung setzt, ist vortrefflich an seinem Abgrunde geschildert. Ich habe nicht leicht einen

[1]) Correspondence entre Son Altesse Royale le Prince Gustave de Suède et Son Excellence le Sénateur Comte de Scheffer. Greifswalde 1772. Gleichzeitig in deutscher Sprache erschienen.

kältern Augenblick von Schreck und Grausen gehabt, als mich, wie das Stück endet, wie der Vorhang fällt, auch nur einen Augenblick in die Person Sr. Durchl. des Prinzen setzen zu wollen, in der er bleibt — und doch ist er ein guter Prinz! nicht boshaft! voll guter Gesinnung! an alle dem fast nicht selbst schuld — aber das schreckliche fast nicht selbst bei einem Prinzen. Lesen Sie es, gnädiger Herr, die Scene mit dem Maler wird Ihnen überdem gefallen, und für alle grosse Herrn ist daraus erschrecklich viel zu lernen. Es sollte in allen Höfen und Residenzen jeden Freitag aufgeführt werden, ordentlich als Lebensspiegel und Petrus Hahnenruf.

Noch Eins. Ich habe, gnädigster Herr, an Plutarchs Leben gedacht, und ich glaube, Euer Durchlaucht haben bei Ihrer Liebhaberei zu Lebensbeschreibungen und edeln Gesichtern noch nichts davon gelesen. Ich wünschte es sehr, und es würde leicht fallen, in Ihrer Gegend die französische Uebersetzung von Dacier (es sind viel Theile) geliehen zu erhalten. Einige Leben z. B. Lykurgs, Solons u. s. w. sind vortrefflich; es ist das erste Buch, was ein edler zu Etwas geborener Jüngling aus dem Alterthum lesen muß. Die Leute redeten alle durch That! durch Handlung!

Ich verharre mit jeder freien und ewigen Hochachtung

Euer Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Herder.

*

den 3. Sept. 1772.

Durchlauchtigster Prinz,

Gnädigster Fürst und Herr.

Die gnädige Bestrafung Euer Durchlaucht über die Kürze und höfliche Kälte meines neulichen Briefes nehme sofern mit unterthäniger Resignation an, als ich wirklich durch einen Irrthum dazu verführt wurde. Einige der vorhergehenden Briefe Euer Durchl. dünkten mich von diesem Tone nicht so entfernt, und da ichs mir zur wirklichen Unverschämtheit gerechnet hätte, mit meinen Briefen einem Prinzen andringend sein zu wollen, dessen Stand und Aufwand der Zeit so sehr über den meinigen gehet, so hielt ichs für die leichteste Pflicht, die Schritte der Entfernung zu nehmen, von denen Euer Durchlaucht mich jetzt auf eine so gnädige Weise zurückführen.

Aber darf ich sogleich diesen Schritt mißbrauchen und auch Sie, gnädiger Herr, von fern daran erinnern, daß aller Briefwechsel wechselseitig ist, und daß das wenige Licht was Euer Durchlaucht mir über sich zu geben geruhen, der weniger innere Antheil, den Sie an meinen Briefen vielleicht nehmen dürften — daß dies mich schon immer, ohngeachtet der gnädigen Erklärung Euer Durchlaucht, wenigstens in der Dürre und Trockenheit von Materie erhalten muß, die Ihnen immer am meisten zur Last werden möchte? Ich bin mit der gegenwärtigen Denkart, Beschäftigung, innern und äussern Verfassung Euer Durch-

laucht so unbekannt, daß ein kleiner Wink hierüber nicht bloß meinem Briefe Führer und Fackel, sondern auch meinem Herzen eine kleine Befriedigung sein würde, die ich doch nicht ganz mißverdiene.

Das Bild Euer Durchlaucht ist so oft vor mir! ich frage mich oft und viel in meiner Einsamkeit „was mag jetzt der Prinz machen, der auch eine Zeit Mein Prinz war!", ich sage mir alsdann über manchen Umstand Ihrer Lage und über Ihr so schwer auszufüllendes Herz so Manches Böse und Gute! — Das Alles aber sage ich mir nur selbst und bleibe also in der Ungewißheit, die mir so lange peinlich sein muß, als ich das Andenken an meine Beziehung mit Euer Durchlaucht theils nicht aus der Seele verlieren kann, theils nicht will; und ich noch manchmal träume, daß Ein Wort von mir Euer Durchlaucht doch noch nicht so ganz gleichgültig, unnützlich oder unangenehm sein kann. Da ich glaube, daß alle Beziehungen in unserm Leben mit allen Krümmen und Abschnitten von einer Höchsten Vorsehung uns zugemessen sind, so würde ich, für meine Person, mir wenn ich könnte, gleichsam die Gedanken aller Derer, auf welche ich getroffen bin, zuweilen gegenwärtig und um mich angesammlet halten. Das ist so angenehm und nützlich! Das giebt solche Festtage des Lebens in sanften Zurückerinnerungen und Gefühl, was man nachher geworden, oder noch zu werden hat. — — Euer Durchlaucht verzeihen einen Vorschlag, der weder Eitelkeit noch mindeste Nebenabsicht zum Zweck hat, und der sich überhaupt gleichsam auf Gnade oder Ungnade ergiebt.

Darf ich also hiebei noch einen Schritt der Kühnheit nehmen und das großmüthige, gütige Herz Euer Durchlaucht an etwas erinnern, darauf es vielleicht längst selbst gekommen sein wird. Nach einigen Worten, die der Ueberbringer des letzten Briefes Euer Durchlaucht fallen ließ, scheint der Geh. R. Cappelmann im Munde des Gerüchts, aus dem jener ohne Zweifel nur seine Worte herhatte, so schwarz zu sein, daß ich erstaunte. Ich wollte also nur immer, daß ers im Munde des Gerüchts und nicht im Herzen Euer Durchlaucht wäre. So unwissend ich in der ganzen Sache bin und gern sein will, so dauert mich der arme alte Mann so sehr, daß ich das, was ich zu seinem Mißvergnügen beigetragen, ich weiß nicht womit? in manchem Puncte weghaben wollte. Und überhaupt ist der Mann, als Alter, bedauernswürdig und für mich immer ein schreckliches Beispiel der gens parvenus. Alle seine Fehler sind ihm jetzt selbst zur Strafe, aber sofern als diese Fehler gegen Euer Durchlaucht getroffen haben, ist er darin nicht auch selbst mehr bedauerns- als hassenswürdig? Kannte man ihn nicht vorher? und trug er nicht alle seine Absichten vor der Stirn? wars nicht offenbar, daß ihm das ganze Unternehmen mehr ein Mittel in der Verzweiflung, ein Mittel zum ruhigen Alter, ein Mittel zur Erwerbung, als im mindesten Zweck sein sollte? Und konnte es nun anders sein, als daß, da er sah, daß so manches für ihn und nicht auch für Sie mißlang, der Fuchs auch den Löwen zu spielen kann Augenblicke gehabt haben? Alles ist Mechanik Einerlei Kräfte und Einerlei Fehler und der ganze Strich würde auf die fallen, die bei seiner Ernennung unter der Decke gespielt. Da sind Sie

ja aber, mein gn. Herr (wenigstens war das sonst die Erste Eigenschaft Ihres Herzens) gerecht; setzen Sich auch in Personen, auch in Fehler der Personen, und urteilen alsdann — gelinde. Ich habe diesen Abschnitt bloß für den Character meines Prinzen mir zu schreiben die Freiheit genommen; weitere Beziehungen gehen mich nicht an.

Euer Durchlaucht erinnern mich gnädigst an das Mausoleum; da es aber über Jahr und Tag ist, daß ichs nicht gesehen, so ist mir auch sein Bild für das Detail der Kunst zu schwach. Ich wills nächstens sehen und Euer Durchl. alsdann hievon und von Einigem andern der Kunst hieselbst melden.

Ich höre, daß Euer Durchlaucht einen neuen Lehrer[1]) haben, darf ich fragen, wer er sei? und womit sich Euer Durchlaucht jetzt als Lieblingssache beschäftigen?

Meine Lieblingssache ist jetzt fast nichts, wenigstens nicht die lieben schönen Künste und Wissenschaften. Ein praktischer Nutzen an sich und andern in der Welt verübet, ist vielleicht mehr, als ein erfundener Grundsatz der Plastik und der Seelenlehre; was ich also sonst treibe, bezieht sich jetzt meistens am Ende auf die Bibel. Und auch bei meinem sonst im Sinne gehabten grossen Werke, je mehr ich darüber arbeite, desto tiefer sinke ich. Es wird also wohl erst spät und vielleicht in Jahresfrist erscheinen; ich reise noch mit Banks und Solander[2]) einmal um die Erde.

Sonst ist mir vom Schönen in Künsten nichts zu Händen gekommen. Daß Diderot und Gessner sich vereinigt, einen Band Idyllen, schön für das Auge und die Seele, erscheinen zu lassen, werden Euer Durchlaucht wissen; ich habe aber die Kupfer noch nicht gesehen — glaube auch nicht, daß die Gessnerschen Arbeiten so vorzüglich und eigenthümlich Ihnen gefallen werden. Das Schönste bezieht sich, dünkt mich, auf ein Detail der Landschaft und des Stichels, worin ungemein viel Dichtkunst herrscht; nicht aber des Geistes und der Gestalt in Figuren. Indessen wünschte ich, daß Euer Durchlaucht das Büchchen selbst (man hats in etlichen Ausgaben) nicht unbekannt bliebe. Die paar Erzählungen von Diderot sind Meisterstücke, und hinten steht ein Gessnerscher Brief, worin ers weitläufig mittheilt, „wie? und auf was Art er zum Schönen in der Kunst gelangt sei?“, worin Euer Durchlaucht ohne Zweifel viel Anleitendes finden werden. Eben liegt Sulzer's grosses Wörterbuch d. sch. K. u. W. vor mir; ich zweifle aber, daß es für den Geschmack Euer Durchlaucht sein dürfte, weil es bloß auf Theorie und Speculation ausläuft.

Ohne Zweifel werden Euer Durchl. jetzt auf die Zeitläufte in Schweden

---

[1]) Gemeint ist der mehrerwähnte Johann Conrad Georg, dessen Patent als Kanzleirat (Justizrat seit dem 16. Juni 1773) und Erzieher des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm vom 18. Mai 1772 datiert.

[2]) Joseph Banks und Dr. Solander waren Begleiter des Kapitäns James Cook auf seiner Reise um die Erde. Vergl. Lichtenberg, Vermischte Schriften Bd. 3, S. 149.

begierig sein, und in gewisser Weise in der Person Ihrer Vettern[1]) Theil nehmen und wirken; es aber auch gewiß auf der andern Seite nicht vergessen, daß da der Himmel Ihnen noch eine stillere fast unbemerkte Art von Wirksamkeit zum Loose gegeben, auch diese ebensoviel Edles, Thätiges und Wichtiges für Sich selbst, zumal in den Jahren Euer Durchlaucht haben könne und müsse; oder die tiefe Seele meines gnädigsten Prinzen wird sich immer unerfüllt und unberuhigt fühlen.

Das gnädige Andenken Ihrer Durchlaucht der Herzogin ist mir die lebhafteste Ehre und Freude; ob ich es gleich dabei immer mit einem geheimen Stich von Gedanken empfinde, wie wenig ich eigentlich den Absichten Derselben in Beziehung auf Euer Durchlaucht leider! habe entsprechen können.

Mit ewiger Hochachtung beharrend

Euer Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Herder.

*

Bückeburg d. 15. Nov. 1772.

Durchlauchtigster Prinz,

Gnädigster Herr.

Mein Brief muß sich wieder mit unterthäniger Bitte um Verzeihung anfangen, daß ich so spät und unregelmässig antworte. Da Euer Durchlaucht aber hierin und in so manchem andern leider! mein unstetes Gemüth kennen, das sich nicht so bald ändern lässt, so bin ich versichert, Ihre Gnade und Nachsicht werde mich selbst wirksamer entschuldigen, als ichs könnte.

Die Gesellschaft, die Euer Durchlaucht an Ihrem neuen Begleiter in den Wissenschaften geniessen, gefällt mir; ob sich gleich Ihre Denkart sehr verändert haben müsste, wenn Juristerei rc. nach Ihrem Sinne sein sollte. Wie es indessen sei, so wünsche ich Euer Durchlaucht nur Einen guten Fortgang, in Kenntniß und Anwendung der Menschheit. Sie wissen es selbst zu gut, mein gnädiger Prinz, daß Sie von Kind auf noch immer in einer abstracten idealistischen Welt gewandelt haben und es kommen mir noch manchmal Augenblicke bei, da Euer Durchlaucht poetischer Kabinetsprediger seinen mathematisch malerischen Prinzen aus seiner ebenso abstracten poetisch-philosophischen Welt vergebens bestritt. Ich glaube hiegegen ist überhaupt nichts besser, als daß man den Kopf mehr ruhen, und das Herz mehr wirken lässt, daß man in allen Angelegenheiten des Lebens mehr Theil nehme als ganzer Mensch und weniger als denkender Grübler; sonst kann man vielleicht von vielen Seiten der Seele sehr gebildet und glänzend sein

[1]) König Gustav III. von Schweden und Herzog Carl von Südermanland, demnächst als Carl XIII. König von Schweden, waren als Söhne des Königs Adolph Friedrich aus dem Hause Holstein-Gottorp (älteren Bruders des Fürstbischofs Friedrich August) rechte Vettern des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm. Der die Adelsherrschaft in Schweden niederwerfende Staatsstreich Gustavs III. hatte am 19. August 1772 stattgefunden.

und die wahre Triebfeder des Lebens geräth doch in Gefahr bei der ersten mißlichen Gelegenheit zu ermatten.

Es freut mich, daß Diderot Euer Durchlaucht so vorzüglich gefallen; mir hat ers ebenfalls und der große d'Alembert hat mir gegen ihn im Moralischen, wie ein Kind, geschienen. Das scheint er mir noch alle Tage, da ich eben jetzt seine Mélanges und einen Auszug aus der Encyclopädie lese; das mathematische Rechnen macht ebensowenig einen Menschen grösser und wohlgebildeter, als den Schneider und Schuster sein tägliches Nähen.

Da ich hier in einer Gegend bin, wo alle Neuigkeiten mich nur sehr spät oder zerstreut und gar nicht finden, und ich von der andern Seite den Kreis von Ideen nicht weiß, in dem Euer Durchlaucht sich gegenwärtig aus Muße oder Nothwendigkeit des Geistes drehen, so muß mein Brief immer müssig werden oder fehl treffen. Ich weiß nicht, ob, da sich jetzt Alles in Europa politisch umkehrt, Euer Durchlaucht dabei auch eine Rolle haben, oder sich nähern, oder — und darnach muß sich doch Alles richten. Ich für meine Person gegenwärtig als unberühmter Schaumburgischer Konsist. R. und patronus Scholar. thue nichts, als mich über das Meiste der Art sehr vergeblich zu ärgern, wo offenbar alle letzte feste Natur und Völkerrecht dem erbärmlichsten droit de convenance und Willkühr Eines gebietenden Kopfes aufgeopfert werden, und Alles zutrifft und zusammentrifft, die Fesseln des Despotismus über Europa zu ziehen, aus denen es sich nicht eher lösen wird, als bis es sie einmal mit grossem Tumult zerbricht oder darunter wohlselig verhungert. So sehr alle Dichter, Weltweisen und Kirchenvögte über den gegenwärtigen schönen Zustand der Menschheit jauchzen, so unsichtbarer wird er für mich troß aller Künste und Wissenschaften von Tag zu Tage, und ich möchte darüber die Meinung wissen, die Euer Durchlaucht auch nach Ihren Reisen einleuchtet.

Auch Münter's Bekehrung [1]) wird Ihre Lecture gewesen sein.

Unglücklicher! des Allen warst Du werth?
Dich trifft des Königs Haß, Gefängniß, Schande, Schwerdt!
Und — daß ein Münter Dich bekehrt!

So sehr dies Urtheil nun auch von dem Lobe der Zeitungsherren abgehen möge, so dünkt mich, ists doch aus des Bekehrers eigener Erzählung von Anfange zu Ende theils offenbar, daß dem armen Sünder seine wahren Zweifel, sein Materialismus gar nicht benommen sei, sondern derselbe habe sich, in seiner gegenwärtigen Situation, da ihn Münters System und sein Elend niederschlug, nur gleichsam aufgeopfert, und Münter muß ja nur immer, wenn er in Verlegenheit kommt, auf den Saiten seines guten Herzens, daß er Freunde unglücklich gemacht hat 2c., spielen. Ueberdem aber, alle Liebe zur Wahrheit und alle Hoffnung, alle Juden und Materialisten zu bekehren mitgerechnet, weiß ich nicht,

---

[1]) Eine Schrift des Bischofs Münter in Kopenhagen über seine angebliche Bekehrung des am 28. April 1772 enthaupteten Struensee.

ob je ein Prediger nicht bloß genöthigt sei (davon ist die Frage nicht), sondern obs ihm je erlaubt sei, die Sache seiner Bekehrten so der Welt vorzulegen und zum Zeitungs- und Pränumerationsartikel zu machen, und ich für meine Person weiß, daß ich in solchem Falle es nie bloß von meinem guten Herzen erlangen würde so zu handeln. Vielleicht urtheile ich hierin zu strenge als Geistlicher, aber lieber zu strenge als zu lax und mit dem garstigsten Verdacht unter allem — der Eitelkeit! der Selbstsucht!

Vielleicht werden Euer Durchlaucht diesem Briefe zufolge die hiesige Luft für sehr hypochondrisch halten; an der Luft liegt wohl nichts; wenn aber Einsamkeit oder Ernst dazu beitragen, so geben sie mir auch oft Gelegenheit, an die manchen, wenigstens sonderbaren Stunden zu denken, die ich in Gesellschaft und Ansicht Euer Durchlaucht für meine Gabe der Verwunderung gehabt, und ich darf ohne Schmeichelei versichern, daß ich oft daran denke, „wie würde das Ihnen ins Auge fallen? was würden Sie aus dem tiefen göttlichen Schlummer Ihrer Seele darüber denken!“ Allein das sind wieder bloß Gedankenträume einer idealischen Welt, aus der ich mich soviel als möglich los zu machen suche, und daher in aller Kürze, Aufrichtigkeit und Wahrheit ersterbe

Euer Durchlaucht, meines gnädigsten Prinzen,

unterthänigst gehorsamster

Herder.

*

Bückeburg d. 19. Juni 1773.

Durchlauchtigster Prinz,

Gnädigster Fürst und Herr.

Ich kam eben von meiner Heiratsreise [1]) zurück, als ich den Brief Euer Durchlaucht vorfand — wie angenehm, mag ich nicht sagen, (er brachte zu diesem neuen Standpunkte meines Lebens einen älteren für meine Seele, der in gewissem Betracht Schritt zu diesem war), aber doch auch traurig angenehm; denn ich sehe meinen Prinzen noch immer auf dem Meer der Wogen und Zweifel mit seinem kleinen Kahne sich umherrollen, ohne Anker, Compaß und Hafen. Und daß das ein trauriger inniger Zustand sei, da man gewissermassen an seiner Bestimmung zweifelt, oder halb verzweifelt, weiß ich, m. gn. Herr, an mir selbst. Ich wollte das kleinste, schlechteste Insect sein, wenn ich Muth, Freudigkeit und den ganzen zugefüllten Kreis von Gefühl, der wie ein Himmel um mich läge und mir keine weiteren Ausblicke erlaubte, hätte, nur dies Geschöpf sein zu können, zu wollen und zu sollen, und gleichsam von keinem andern zu wissen. Es ist glücklich in der Welt, das Geschöpf, und man kann sagen, daß es sich doch als Werkzeug Gottes fühlt — aber der erhabene, freie, vernunftbegabte, gottähnliche Mensch, wenn er zweifelt, — wenn er an seiner Bestimmung zweifelt; er ist der schwebende, zitternde Tropfen am Eimerrand, der eben hinunterfallen

[1]) Die Vermählung Herders mit Caroline Flachsland hatte am 2. Mai 1773 stattgefunden.

will — noch immer freilich Gesetze der Bewegung in seinem Zittern, in seinem Abfalle beobachtend, aber gegen alle die, die sich der vollen Masse des Wassers erfreuen, nach unserm Anschein — welch ein armer Tropfen!

Alle Philosophie, m. gn. Herr, thut, wo das Gefühl leidet, nur arme Dienste; mit aller Aufopferung fürs Ganze und für andre bessere Theile bleibt man immer ein ärmerer hingelieferter Theil, und gar diese Aufopferung mit Aussicht auf das, was wirklich ist, sich zu denken, müsste oft, statt zu trösten, an Rand des Abgrundes mit Gewalt hinreissen und knirschen machen — wenn nicht, und was Euer Durchlaucht so tief, so innig, und gleichsam im Bedürfniß Ihres Herzens fühlen, Religion in und für den Menschen wäre! die nun eben die Leeren und Lücken des Wesens ihm ausfüllt, die Nichts ihm ausfüllte, ihm Zweck zeigt, eben wo das irdische Auge nichts sieht, und dadurch nicht bloß Trost, sondern Glauben, Hoffnung, Zuversicht macht, der Herz und Gebein stärkt, zu Thaten und ewiger Wirksamkeit weckt, und immer aufs Dunkle, Unsichtbare, das auch gewissermaßen das Helleste ist, auf Gott siehet!... Erlauben Sie, gnädigster Prinz, daß ich in solchem Ton spreche; ich würde mich blutroth schämen, wenn ein Einziges Wort davon von meinem Stand und Kragen erzwungen und mir eingeheuchelt oder eingehandwerkt wäre. Euer Durchl. kennen meine völlige Freimüthigkeit und Freiredigkeit, daß ich nimmer nichts mehr in Religion sage, als ich fühle; wenn ich nun also in Umständen gewesen wäre, da sich die Seele allein in eine solche Welt hätte retten und sichern müssen, um, wie jene Taube, nur festen Fuß zu finden, so könnten Sie dem leichtsinnigen, sich alles zutrauenden Flüchtlinge, der Einmal Triebfeder genug zu haben glaubte, mit beiden Füssen in den Himmel springen zu können, vielleicht um so eher glauben.

Mein ganzer Trost ist nämlich der, daß ich Nichts bin, und Gott in Tausendmal Tausend Gestalt Alles ist; daß wo ich auch am wirksamsten sein könnte, ich doch Nichts wäre; Werkzeug Gottes, kleiner Lichtstrahl, eine Zeitlang ins Dunkle scheinend, ohne daß ihn vielleicht das Dunkel, oder er sich selbst begreift; Kraft Gottes, in eine kleine Masse Materie und Zeit und Raum eingeschränkt, um immer mit Hindernissen — nichts zu sehen, zu geniessen, sondern nur fortzuwirken. Der grösste Gesandte Gottes an die Menschen, durch den und zu dem Alles geschaffen worden, Christus, giebt sich offenbar nimmer einen andern und höhern Werth, macht sich auch immer zu dem Nichts, in dem Gott wirke, zu dem Zeiger am Zifferblatte, der den Menschen eine gewisse Stunde und so was bezeichnen sollte, und hinter dem allein Göttliche Triebräder, die ganz anders als das Zifferblatt aussehen, wirkten — — das ist seine ewige, ewige Vorstellung, an der Er, an der Alles in ihm hing (lesen Sie, gn. H., den Evangelisten Johannes, der eigentlich der Evangelist seines Herzens, seiner Gedanken und auch darum gleichsam der Jünger seiner Brust ist) und wer wollte nun mehr, oder etwas Anderes sein wollen, als Jesus Christus auch war. Und wer in der Welt hatte mehr dunkle Bestimmung als Er? Gehen Sie, m. gn. Herr, sein Leben durch und alle die, die in ältern Zeiten der Bibel Muster und Schlachtschafe der Aufopferung gewesen sind — sie scheinen mir von Abraham

an zu stehen um ordentlich im Gemälde auf ihn auch im Grade des Leidens und Nichtsehens und dennoch Glaubens geordnet zu sein, und Er endlich, Christus, der Anfänger und Vollender des Glaubens (das 11. und 12. Kapitel an die Ebräer spricht hier mit Gottesfarben) im grössten Lichte oder vielmehr in der tiefsten Dunkelheit ... ganz Aufopferung ... sein ganzes Leben ein scheinbares Nichts ... Dreissig Jahre in der Hütte verborgen, Kind, Knabe, Flüchtling und Taglöhner ... nachher eine Zeit, die kaum der Rede werth schien, Prophet ohne Zuhörer, Säemann ohne Acker, Sohn Gottes ohne Menschen, die an ihn glaubten, so starb er; — sein Leben das scheinbarste, verworfenste Nichts — ein Ausfüllungsgeschöpf gewiß nicht einmal, sondern Fluch und Fegopfer der Welt — selbst im Sinn und der Erwartung alle der Seinigen, ein verfehlter Zweck Gottes, wir hofften, er sollte ꝛc. „Kurz eine arme, im Sturm der Zeiten hingeworfene, vermoderte Blüte des Schicksals."

Und darum eben hat ihn Gott erhöhet (Philipp. 2. 5 ꝛc.) und darum eben ist er gesessen (Ebr. 12. 2) auf dem Throne Gottes ... und seine Religion, die vermoderte Blüthe, ein Samenkorn des Guten und Großen nicht bloß ganzer Jahrhunderte geworden, sondern Baum, der bis in die Ewigkeiten blühet. Und nun sind wir doch offenbar in der ganzen Religion auf ihn als das höchste und eigenste Muster aller Tugend gewiesen ... und das in Zeiten gewiesen, wo der Wirksamste oft ermatten muß — und das so nothwendig gewiesen, daß das für einzige Religionstugend, Gerechtigkeit, die allein vor Gott gelten soll, und alles andere als Eitelkeit und Tand abgeschnitten wird, gehalten werden soll. Unser Leben sei verborgen mit Christo in Gott, daß es einmal mit ihm offenbar werde; sehen nicht aufs Sichtbare, sondern Unsichtbare, vergessen, was hinten ist, und dem Ziel nachlaufen, himmlische Berufung — von Einem Ende zum andern der Bibel wird das Einzige Tugend und Leben der Christen.

Sollte es nun dabei, wenn das Bestimmung ist, und man sich immerweg in dem Gefühl erhielte, je an Zwecken, Thätigkeiten, Mitteln dazu fehlen können? Wenn man nie sich selbst suchte, nie keine Tugend von sich auf Welt, Jahrhundert, als auf den letzten Zweck anpasste, eine Stelle, unter welchen glänzenden Namen es auch sei, einzunehmen, doch nur für ein kindisches, sinnloses Glück hielte; also nur immer Kraft suchte und niemals Schein oder Wiederschein, und diese Kraft nur immer mehr auf Glaube, Liebe, Hoffnung und auf Liebe am meisten und Ersten setzte — diese Tugenden durch Alles, selbst die kleinsten Kleinigkeiten des Lebens gehen liesse, am meisten Liebe und Sucht der Glückseligkeit Aller, die um uns sind, — wenn man sich für Alles, wozu man sich fühlt, ganz fühlt — ganz jedesmal in der Sache, in dem Geschäft ist; und es ganz vollenden will, nicht um sich darin zu spiegeln, sondern nur seine freie Kraft Gottes ganz treu zu beweisen — wenn man keine Einschränkung mit Einer von seinen Fähigkeiten machte, um sie alle auf Eine Virtuosenschaft in Einer Sache zu spitzen und zu stimmen, sondern sich ausbilden und üben und fühlen wollte — ganz das freie Geschöpf Gottes

von Kopf und Herz, Seele und Gliedern — wenn man dabei nicht immer ängstliche Rückblicke auf sich selbst thäte, die alles deconcertiren, sondern sich bloß dem vollen guten Zuge, Kraft Gottes in uns, die gewiß in der Schwachheit am meisten wirkt, überliesse, und dann ganz glaubte, traute, fühlte, ob man gleich nicht sähe — sollte das nicht Freude, Friede, Glückseligkeit geben? — ich glaube die innigste, tiefste, höchste von der Welt — den Frieden, der über aller Menschen Vernunft unsre Sinne bewahrt — statt daß jede Quälerei auf einen äussern Endzweck, oder auf unser Selbst uns in ewige Unruhe senkt, Tand ist und wie Tand vergeht. Ich müsste mich äusserst irren, oder die stille, tiefe Seele meines Prinzen ist dieser Glückseligkeit vor Vielen Andern fähig und werth. So in sich zurückgezogen und tiefgrabend, so vom Farbenspiel des Scheins hinweggelenkt und auf ein inneres Glück harrend — wie? wenn Ihre Aufmerksamkeit, gnädigster Herr, von aller Selbstquälerei abgelenkt würde, über die kleinste und grösste Sache aus Gott und in Gott frei und mit ganzer Seele handelte, und wie ein Schiff unter den Winden des Himmels, jetzt sanfter, jetzt stärker dahinstrebte, mit sich kämpfte oder vielmehr sich selbst vergäße, um Allein zu sein in dem, was gut ist, etwa eine Tugend! etwa ein Lob! am meisten Liebe! ... Auf dem Papier ist Alle das Nichts, aber im Leben, bei der kleinsten Anwendung aufs Leben wird Alles — ganzes Element des Lebens. — — —

Meine Heirath und das ganze Glück des Genusses einer Seele, wie meine Frau ist, ist für mich ordentlich der Erste fühlbare Beweis seit langer Zeit, daß ich nicht ganz unter andre Wesen zwischengeworfen bin, sondern der Himmel mich zum Zweck mitgehabt hat. Und der Beweis, hoffe ich, werde mir allfühlbar und allgegenwärtig in meinem ganzen Leben werden, das ich auch sonst aufgeopfert glaubte ... Meine Frau ist nicht aus Straßburg, sondern aus Darmstadt, Schwägerin des Geh. R. Heß, an den sich Euer Durchlaucht vielleicht erinnern werden. Der Reise mit meinem Prinzen und dem längeren Aufenthalt in Darmstadt habe ich die Gelegenheit zum Glück meines Lebens zu danken, und habe Ihnen schon alle diese Jahre her so oft gedankt.

Da ich bei Gelegenheit meiner letzten Reise also die Gnade gehabt, wie Ihro Durchlaucht der Landgräfin, der Herzogin,[1]) den Prinzessinnen noch allesammt vor der Abreise, so auch zweimal Ihro Durchlaucht der Fürstin aufzuwarten, so habe ich auch bei dieser noch immer die zärtliche Erinnerung an ihren Enkel mit allen besten Wünschen gefunden. Ihre Gesundheit, oder vielmehr ihr Dasein scheint indeß, nach den 2 andern Zeiten, von 2 und 3 Jahren gerechnet, merklich schwach, und ich glaube, daß Sie sich, obgleich sanft und unmerklich, Ihrem Ende nahet.

Es hat mich sehr gedauert, von der Unpässlichkeit vorigen Jahrs Sr. Durchlaucht des Bischofs und Ihr. Durchl. der Herzogin neue Umstände haben hören zu müssen; so menschenliebende Herrschaften sollten auch mit der äußern Regel der

[1]) Die in Darmstadt lebende Herzogin von Pfalz-Zweibrücken.

Menschenliebe begabt sein, Ruhe und ewiges Wohlsein. Wie wünschte ich in diesem Betracht Euer Durchl. mit dem Frühling neue Gesundheit und mit dem Pyrmonter gleichsam von aussen ein Zeichen der Fülle und freien Wirksamkeit, in die ich Ihre Natur wünsche. Ein kleiner Anwink der Zeit des Aufenthalts Euer Durchl. daselbst wird mir der süssteste Befehl zum Fluge dahin sein, um den Prinzen vielleicht nur noch Einmal in meinem Leben zu sehen, mit dem ich doch so oft zusammen bin und zusammen sein werde.

Hiebei nehme ich die Freiheit, Euer Durchlaucht beikommende Blätter[1]) unterthänigst zu überreichen. Am zweiten von Shakespeare und am 3ten vom Münster in Straßburg werden Sie, m. gn. H., vielleicht einigen Antheil nehmen; das 2te ist von mir, das 3te von einem Freunde, mit dem ich in Straßburg täglich zusammenlebte. Mein Name verschwindet dabei aber, weil Alle das nicht zu meinem Stande und Beruf gehört.

Wie freue ich mich, bald von Euer Durchlaucht blühender Gesundheit und Wohlbefinden Nachricht zu bekommen, oder vielmehr mir diese Nachricht selbst zu ersehen — der ich mit ewiger Hochachtung beharre

Euer Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Herder.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegsgeschichte.

Entstehung und Anfang des Siebenjährigen Krieges.

Es war vor einigen Jahren, als ich die Ansicht aussprechen hörte, der Große Generalstab würde besser gethan haben, die Geschichte der Freiheitskriege zu schreiben als die der Kriege Friedrichs, weil man aus den letzteren nur noch sehr wenig für die Gegenwart lernen könne. Es ist nun aber nicht allein der Zweck der Geschichtschreibung, ein Lehrbuch zu sein, sondern vor allem eine Darstellung zu liefern, „wie es eigentlich war". Zum andern aber ist die Ansicht, daß man aus den Kriegen Friedrichs militärisch nichts oder nur sehr wenig für Gegenwart und Zukunft lernen könne, wie ich anderorts dargethan habe, eine durchaus irrige. Sie beruht eben auf einer unrichtigen Schätzung der Kriegsmittel der oder jener Zeit, verwechselt ihre Anwendung mit den grundlegenden Ursachen, zieht somit nur die äußere Gestaltung der Dinge in Betracht und vergißt den Einfluß der Persönlichkeit auf alle Zeiten. Da kann es denn gar nichts Erhebenderes geben, als die Erzählung und Be-

[1]) Von Deutscher Art und Kunst. Fliegende Blätter. Hamburg 1773. Darin ein Aufsatz über Shakespeare von Herder und ein durch das Straßburger Münster veranlaßter „Von Deutscher Baukunst" von Goethe.

trachtung jener Epoche, in der ein Held an der Spitze eines kleinen Volkes fast ganz Europa siegreich widersteht. Das Erhebende aber streut auf gutem Boden den fruchtbarsten Samen.

Zwar existiert schon eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges vom Großen Generalstabe. Wenn auch die Ereignisse in ihren hauptsächlichsten Lineamenten richtig aufgebaut waren, so ist sie ohne Forschung in den Archiven der gegnerischen Mächte geschrieben, und wie viele geschichtliche und betrachtende, auf sorgfältigen Forschungen beruhende Schriften, in denen zum Teil ganz verschiedene Anschauungen vertreten sind, erschienen in den letzten sechzig Jahren. — So ist die Abfassung einer neuen Geschichte [1]) durchaus an der Stelle.

Die Einleitung setzt mit der politischen Vorgeschichte des Krieges gleich nach dem Dresdener Frieden ein, durch den Friedrich von der Teilnahme am Kriege gegen Maria Theresia zurücktrat, und entwickelt dann die politischen Vorgänge nach dem Frieden von Aachen, der den Oesterreichischen Erbfolgekrieg beendigte. Diese Periode bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges zeigt ein so verwickeltes politisches Spiel und eine so zahlreiche Verschiebung der Verhältnisse, daß eine klare und begründete Darstellung wie die vorliegende um so mehr anerkannt werden muß. Hier ist nichts von dem Aufbau kühner Hypothesen, denen man jetzt so häufig begegnet, zu bemerken. Eins entwickelt sich folgerichtig aus dem andern auf unwiderlegliche Thatsachen gestützt. Es wird gezeigt, daß das Bestreben Friedrichs dahin ging, seinem Staate den Frieden möglichst lange zu erhalten. Keineswegs aber verschloß er sich der Meinung, daß noch ein weiterer Kampf zur Behauptung der Stellung, die er durch die Eroberung Schlesiens und die Bewährung seiner militärischen Macht errungen hatte, nötig werden könne. Der in den Kolonien und auf dem Weltmeer entstandene Konflikt Frankreichs und Englands war der unmittelbare Ausgangspunkt der Verwicklung, welche die neue Konstellation der Mächte herbeiführte, und die den Plänen der durch den Grafen Kaunitz geleiteten Politik Oesterreichs, Schlesien nicht nur zurückzunehmen, sondern auch Preußen in eine bescheidene Stellung zurückzuwerfen, zu Hilfe kam.

Preußens Stellung in Europa beruhte neben seiner militärischen Macht damals auf dem Bündnis mit Frankreich. Das gesamte politische Spiel in dem Jahrzehnt vor dem Siebenjährigen Kriege gipfelte nun darin, daß das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen nicht erneuert wurde, daß vielmehr die alten Gegner Oesterreich und Frankreich sich näherten, daß ferner das freundschaftliche Verhältnis Rußlands und Englands sich löste und endlich die Gruppierung Frankreich, Oesterreich, Rußland einerseits, Preußen und England andrerseits entstand.

Ungeachtet seiner in der Einleitung nachgewiesenen fortwährenden Bemühungen, den Frieden zwischen Frankreich und England zu erhalten und das Bündnis mit Frankreich zu erneuen, sah der König sich doch auf das Angebot Englands hin zum Abschluß der sogenannten Westminsterkonvention bewogen (16. 1. 1756). Es war ein Neutralitätsvertrag, der den Zweck hatte, während der Dauer des Krieges zwischen Frankreich und England den Frieden in Deutschland aufrecht zu erhalten und sich dem Einmarsch und Durchzug fremder Truppen zu widersetzen. Mit diesem Vertrage hoffte Friedrich, um mich eines jetzt vielgebrauchten Ausdruckes zu bedienen, zwei Eisen im Feuer zu haben, denn er rechnete bestimmt auf eine Erneuerung des Vertrages mit Frankreich. Hierin aber irrte der König. Kaunitz wußte die durch den Westminstervertrag dargebotene Gelegenheit mit so großer Gewandtheit auszunutzen, daß schließlich die obenbezeichnete Gruppierung der Mächte entstand. Bekanntlich hat Max Lehmann die Behauptung aufgestellt, daß der König einen Plan zur Eroberung Sachsens und Westpreußens zu dieser Zeit habe verwirklichen wollen, und daß zwei Offensiven, die österreichisch-russisch-französische und die preußische, aufeinandergestoßen seien. Dieser neuen, höchst mangelhaft begründeten Behauptung sind namhafte Gelehrte, unter andern der verstorbene Naudé entschieden entgegengetreten. Wer nun die

[1]) Die Kriege Friedrichs des Großen. Dritter Teil: Der Siebenjährige Krieg, 1756 bis 1763. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung II. I. Band: Pirna und Lobositz. II. Band: Prag. Berlin 1901. Königliche Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn.

eben besprochene Einleitung aufmerksam liest, wird sich sagen, daß hiermit die Streitfrage thatsächlich entschieden ist. Die Sache steht ganz, wie sie früher stand, das heißt mit ungewöhnlicher Thatkraft und im heldenhaften Vertrauen auf sich selbst und sein Heer hat Friedrich das Prävenire gespielt. — Daß ihm nach ausgebrochenem Kriege der Gedanke nicht ferngelegen hat, seine Grenzen abzurunden, soll nicht geleugnet werden.

Die Heere der auf dem Schauplatz erscheinenden Mächte, vorerst Preußens, Oesterreichs und Sachsens, werden sodann in der sachkundigsten detailliertesten Weise geschildert. Dabei wird mit Recht betont, daß Preußen nie ein besseres Heer als das 1756 ins Feld ziehende besessen hat, da sich in ihm die beste Schulung mit der Erfahrung zweier siegreicher Kriege vereinte, wie das auch beim deutschen Heere 1870 größtenteils der Fall war. Die Organisation, die Stärken, die taktische Ausbildung, der Unterricht und die Anweisungen, welche Friedrich seinen Offizieren zu teil werden ließ, sind in klarer übersichtlicher Weise uns vor Augen gestellt. Vom Schluß des zweiten Schlesischen Krieges bis zum Anfang des Siebenjährigen erfuhr die preußische Armee keine nennenswerte Verstärkung, was ebenfalls gegen die dem Könige aufgebürdeten Eroberungspläne spricht, desto mehr geschah für die Ausbildung. Ueber diese Ausbildung der Preußen und die Ansichten Friedrichs vom Kriege waren übrigens vom Generalstabe schon vor Ausgabe des ersten Bandes zwei äußerst interessante Einzelschriften erschienen, sowie auch durch die ganz kürzlich veröffentlichten Briefe preußischer Soldaten aus dem Feldzuge von 1756 der Welt gezeigt worden ist, daß die preußische Armee keineswegs aus lauter nur durch den Stock zusammengehaltenen Elementen bestand, was freilich für den, der die Geschichte der preußischen Heeresverfassung kannte, kein Geheimnis war. Nur die 1756 errichteten Freibataillone waren eine reine Söldnertruppe mit den einer solchen anhaftenden Vorzügen und Schwächen. — Der sehr bald nach Anfang des Krieges in Preußen erwachte Patriotismus rief denn auch eine Anzahl Milizbildungen ins Leben, die sich in der Verteidigung gut bewährten. Die Mobilmachung der preußischen Truppenteile erforderte nur zwölf Tage. — Die Stärke der Feldtruppen beim Beginn des Feldzuges 1757 belief sich auf rund 147 000 Mann in 132 Bataillonen und 213 Eskadrons. Die gesamte Artillerie bestand nur in einem Regiment. Bespannung und Fahrer wurden erst bei der Mobilmachung in vollständig rohem Zustande geliefert. Jedem Infanteriebataillon waren zwei leichte Kanonen zugeteilt; die schwere Artillerie bestand in Kanonen, Haubitzen und Mörsern, meist von sehr starkem Kaliber. Beim Beginn des Krieges waren 122 solcher Geschütze bei der Armee.

Die österreichische Armee betrug allerdings schon im Friedensollbestand 177 444 Köpfe, aber die Ergänzung war mangelhaft, so daß große Fehlbeträge vorhanden waren. Eine geregelte Militärverfassung wie das preußische Kantonsystem war nicht vorhanden und bei der verschiedenen Verfassung der Kronländer nicht durchzusetzen. Die Mobilmachung war langsam, die Reglements kompliziert. Die Kavallerie, an sich vortrefflich, entbehrte jener der preußischen gegebenen Vorschriften, die den Angriff in voller Carriere zum Lebensprinzip der Reiterei machten. Die Artillerie hatte dagegen unter dem Fürsten Lichtenstein eine hervorragendere Stellung gewonnen als in andern Armeen.

Die Armee war 1756 nicht fertig zum Kriege, und dies war die Ursache, die den Grafen Kaunitz bewog, Rußland zu einem Aufschub des geplanten Angriffs bis 1757 zu veranlassen.

In Sachsen litt das Heer unter der Verschwendungssucht des Hofes und des Grafen Brühl, und ersparen wir uns eine genaue Beschreibung der Truppen, da sie sobald als Armee verschwanden. Erwähnen wollen wir noch im allgemeinen, daß der österreichische und auch der sächsische Offizierstand — die Seele der Armee — hinter dem preußischen an Einheitlichkeit und Geist bedeutend zurückstanden.

Die folgenden Kapitel berühren die finanziellen Verhältnisse des preußischen Staates, die Aufbringung und Verwendung der nötigen Mittel und die Organisation der Verwaltungsbehörden mit einer Genauigkeit, wie sie uns noch in keinem Militärwerke begegnet

ist. Die peinlichste Ordnung ermöglichte, ungeachtet einer komplizierten Organisation, stets die pünktlichste Soldzahlung.

Als Vorbedingung für die glückliche Eröffnung des Krieges galt dem Könige mit Recht die schnelle Besetzung des in seine Lande wie ein Keil sich einschiebenden Sachsens. Diese wurde mit der größten Schnelligkeit und mit pünktlichem Zusammenwirken der verschiedenen Kolonnen ausgeführt und die bei Pirna konzentrierten Sachsen eingeschlossen. Eine andre Heeresabteilung unter Schwerin deckte Schlesien, eine dritte unter Lehwaldt Ostpreußen.

Der Donnerschlag hallte in ganz Europa wieder. Und wer will sagen, daß wir nichts von ihm gelernt haben? Hat diese kühne Initiative des großen Königs nicht auf unser 1866 ausgeübtes militärpolitisches Verfahren gegen Sachsen, Hannover und Hessen eingewirkt? Oesterreich erhoffte den Uebertritt der Sachsen nach Böhmen, war mit seinen Rüstungen nicht fertig und sah sich nun plötzlich in die fatale Lage versetzt, der eingeschlossenen Armee zu Hilfe zu kommen. Als die Oesterreicher unter Marschall Browne vorrückten, stießen sie bei Lobositz am linken Elbufer auf das inzwischen verstärkte preußische Beobachtungscorps, welches der König selbst führte.

Wie sich um einen Helden wie Friedrich und seine Thaten stets die Sage rankt und dabei übertreibt, so auch da und dort die Stärke des feindlichen Heeres. Immerhin waren die Oesterreicher stärker als die Preußen. Das Buch berechnet ganz genau die Zahl der Preußen mit 28 475 Mann, darunter 10 070 Reiter und 98 Geschütze, die Zahl der Oesterreicher auf mindestens 35 425 Mann, darunter 7 156 Reiter und 94 Geschütze.

Die Schlacht bei Lobositz zeigt ein, insbesondere für damalige Zeit, höchst eigentümliches Gepräge. Der König mit seiner Armee aus dem böhmischen Mittelgebirge heraustretend, vermag des dichten Nebels wegen die zwischen Welhotta und Sullowitz aufmarschierte feindliche Armee nicht zu erkennen; hält sie für eine Nachhut. Zur Aufklärung befiehlt er einen Reitereiangriff, der, obgleich mißlingend, Klarheit schafft. Plötzlich aber bricht ohne Befehl die gesamte preußische Reiterei vom linken Flügel in rasender Carriere los, gerät in das Infanteriefeuer der Oesterreicher und wird, nunmehr in der Flanke von frischen Kavallerieregimentern angefallen, geworfen, erleidet die schwersten Verluste und ist für den Rest des Tages unbrauchbar. — Sie war der stets wiederholten Anweisung gefolgt, sich nicht angreifen zu lassen, aber dies war hier zum Unheil ausgeschlagen, weil es an dem beherrschenden Kavallerieführer gefehlt hatte.

Der zweite sehr interessante Moment ist der Infanteriekampf am linken preußischen Flügel am Loboschberge. Hier konzentrierte sich die Schlacht, und hier wurde sie entschieden, nachdem von beiden Seiten Verstärkungen dorthin entsandt worden waren. Die nur an den Kampf in geschlossenen Linien gewöhnte preußische Infanterie war genötigt, über sechs Stunden in aufgelöster Ordnung gegen die Kroaten zu fechten, welche in den Weingärten eingenistet waren, und fand sich bewunderungswürdig in diese ihr ganz fremde Fechtart. Dennoch stand die Sache bedenklich, und der linke preußische Flügel war in Gefahr, umfaßt zu werden, als ein entschlossener Vorstoß, der von den Regimentern, die sich total verschossen hatten, aus eignem Antrieb unternommen wurde, die Oesterreicher den Berg herunterwarf. Im weiteren Verfolg wurde Lobositz nach heftigem Kampfe erstürmt. — Browne ging nach Budin, von wo er gekommen war, zurück. — Die Folge dieser Schlacht und des Mißlingens eines zweiten Entsatzversuches Brownes auf dem rechten Elbufer war die Kapitulation der Sachsen bei Pirna.

Wir gehen nun mit Uebergehung der Ereignisse im Winter 1756/57 und der politischen Lage, wie sie sich auf das drohendste für Preußen gestaltete, sogleich zu dem Einbruch in Böhmen 1757 über. Angesichts der riesigen Ueberlegenheit der gegnerischen Kräfte behielt der König seine ganze Fassung. Seine geistigen Kräfte und seine Thatkraft wuchsen mit der ungeheuren Gefahr. Die Oesterreicher glaubten, er werde sich auf der Defensive halten. Sie täuschten sich. Der König erwog die Offensive und zwar derart, daß er mit Schwerin und Winterfeldt die möglichen Operationsentwürfe brieflich durchsprach. Die Pläne der

beiden Generale befürworteten die Offensive nach Böhmen. Der König machte seine Einwendungen und veranlaßte sie zu weiterer Aussprache. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Absichten der beiden Generale auf einen anständigen Teilerfolg und auf Wegnahme der österreichischen ziemlich nahe der Grenze angelegten Magazine hinausliefen. Wir stimmen dem Werke vollständig zu, wenn es nachweist, daß der König diese Pläne erst zu einem Vernichtungsplan gegen die österreichische Hauptmacht umgestaltete (S. 52). Wir erblicken in seinem Operationsentwurf und in seiner Ausführung Strategie im Napoleonischen und Moltkeschen Sinne und darin abermals einen Beweis für unsre kürzlich aufgestellte Ansicht, daß die Mittel wohl wechseln, die wenigen Grundsätze der Strategie dieselben bleiben. Und ebenso behaupten wir, daß der getrennte Anmarsch des Königs in vier Hauptkolonnen auf die Ideen Moltkes für den Einmarschentwurf von 1866 nicht ohne Einfluß geblieben ist. Solche Unternehmungen, die darauf basieren, das Unerwartete zu thun, können nur durch Geheimhaltung und durch einen energischen Willen gelingen, der die pünktliche Ausführung durch die Unterführung verbürgt. (Siehe Briefwechsel des Königs mit Schwerin, Seite 63 bis 66.) Allerdings hat das Werk abermals recht, wenn es verneint, daß der König von Anfang die Idee gehabt habe, den Gegner kesselartig bei Prag zusammenzutreiben, ebensowenig wie Moltke die Einkesselungen von Königgrätz und Sedan vorhersehen konnte, aber durch gewandte Benutzung der entstandenen Kriegslage, durch die angemessene Führung der Teilkolonnen und durch die Ungeschicktheit mehrerer österreichischer Unterführer (vorzüglich Serbellonis) wurde die Vereinigung der getrennten Kolonnen bei Prag erreicht, und die österreichische Armee vor dieser Hauptstadt zur Schlacht gestellt.

Die Stärke der Oesterreicher, die von dem vor kurzem eingetroffenen Prinzen Karl von Lothringen befehligt wurden, betrug 61000, die der Preußen 64000 Mann. Der linke Flügel der ersteren lehnte sich an das von 13000 Mann besetzte Prag, der rechte an den Taborberg. 32000 Mann unter Keith hatte der König am linken Ufer der Moldau zur Einschließung Prags auf jener Seite stehen lassen, von denen 30 Eskadrons die Moldau auf einer oberhalb Prag zu schlagenden Brücke überschreiten sollten, um den Oesterreichern den Rückzug nach Süden zu sperren, was übrigens nicht gelang. Die Vereinigung der unmittelbar vom König geführten Heeresabteilung mit der Armee Schwerins war beim Dorfe Posek erfolgt.

Die Oesterreicher hatten die Front nach Norden. Die Anlage der Schlacht besteht nun in einem großen Flankenmarsch der preußischen Armee, um mit der Front nach Westen den österreichischen rechten Flügel möglichst überraschend anzugreifen. Dieser Flügel war zugleich der strategische Angriffspunkt, denn seine Niederlage mußte den Rückzug der Oesterreicher nach Süden verhindern, und so geschah es. Aber die Arbeit war nicht leicht, und die Schlacht wurde eine der blutigsten aller Zeiten. Von poetischem Schimmer wurde sie durch den Heldentod Schwerins mit der Fahne in der Hand, und auf österreichischer Seite des Marschalls Browne verklärt, und hundertfach erklangen die Lieder von der Prager Schlacht im Volksmunde wieder. — Leider müssen wir es uns hier versagen, auch nur die Hauptmomente anzudeuten. Der allgemeine Verlauf ist der, daß die Oesterreicher, nachdem sie den Flankenmarsch der Preußen entdeckt haben, einen Haken von mehreren Divisionen bildeten, daß diese, ungeachtet eines Anfangserfolges über das erste Treffen der Schwerinschen Truppen, von der allmählich eingreifenden Hauptmacht des Königs aus ihren Bergstellungen vertrieben, und daß die nach und nach vom linken österreichischen Flügel herannahenden österreichischen Verstärkungen das Geschick des Tages nicht mehr wenden können. Die österreichische Armee wird nach Prag hineingeworfen. Der österreichische Oberbefehl versagt im entscheidenden Moment durch die schwere Verwundung Brownes und einen Ohnmachtszustand des Prinzen Karl, während der des Königs mit voller Wucht in Verwendung seiner Truppen einsetzt. Hervorzuheben ist der riesige und schließlich siegreiche Reiterkampf des linken preußischen Flügels, den Zieten entschied, vor allem aber der unvergleichliche Heldenmut der preußischen Infanterie, die, zumeist ohne zu schießen, die feindlichen Stellungen erstürmte.

Dies Draufgehen mit dem Bajonett, ohne zu feuern, hatte man einige Jahre vor dem Kriege eingeführt. Die ungeheuern Verluste in dieser Schlacht ließen bald zur Feuervorbereitung zurückkehren. Auch diese Schlacht zeigt wie bei Lobositz vielfach selbständiges Eingreifen der Unterführer und die Fähigkeit der Truppen, sich in den schwierigsten Geländen zurechtzufinden, widerlegt also die landläufige Ansicht, daß Friedrichs Heer nur eine Maschine gewesen sei.

Die Prager Schlacht ist mit derselben wohlthuenden einfachen Klarheit beschrieben, die durch das ganze Buch geht, sich bei Schilderung einzelner großer Momente aber zu größerer Wärme erhebt.

Wir können es uns nicht versagen, diese Erzählungsart in Gegensatz zu den Schlachtbeschreibungen einzelner jüngerer Historiker zu stellen, denen dreißig bis vierzig Bogen zu diesem Zweck nicht zu viel sind. — Die zahlreichsten Anlagen bestätigen den Text, und das beigegebene Kartenwerk ist von unvergleichlicher Schönheit und Deutlichkeit. Hoffen wir, daß das Werk in demselben Geist weitergeführt wird, dann wird es eine monumentale Bedeutung für die Geschichte jener Zeit erlangen.

v. Boguslawski, Generalleutnant z. D.



Litterarische Berichte.

Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorjki. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. Gebunden M. 3.—.

Der Roman des berühmten russischen Dichters spielt im Kreise der russischen Großkaufleute. Es ist ein Leben voll Arbeit und Thätigkeit, aber auch voll Lug und Trug, das uns vorgeführt wird. Mitten drin steht der Held des Romans, Foma Gordjejew. Er ist der Sohn eines Mannes, der sich durch seinen eisernen Willen und scharfen Verstand von unten herauf zum Millionär emporgearbeitet hat. Rücksichtslos gegen andre, ohne Mitleid gegen Schwache, nur auf den eignen Vorteil bedacht: in diesen Grundsätzen ist er vom Vater erzogen. Foma ist ein Mensch voller Widerspruch; er dürstet nach Recht und Gerechtigkeit, ist aber gefangen in seiner eignen Sünde. Wohl erkennt er seine Fehler, aber er wird sie nicht los. Er ist voller Arbeitsdrang, weil er aber ein hohes Herrenbewußtsein in sich trägt, kommt er zu keiner Arbeit, sondern bestürmt von Genuß zu Genuß. Das ist in vollem Maße der Fall nach seines Vaters Tode. Da überläßt er sich ganz dem Genuß und Vergnügen; sein Pate besorgt seine Geschäfte. Und als ihm dieser wegen seines leichtsinnigen Benehmens mit dem Irrenhaus droht, da wird er noch schlimmer, zügelloser und ausschweifender. Aber die Grundsätze, die ihm sein Vater eingepflanzt, verleugnet er nie. Er beobachtet überall scharf und verteidigt das Recht. Das tritt ganz grell zu Tage bei einem Fest auf einem Dampfschiff. Da hält er den anwesenden Kaufleuten rücksichtslos ihre Sünden vor. Aber damit giebt er sich selbst den Todesstoß. Er muß in ein Krankenhaus wandern. Nach etlichen Jahren erscheint er zwar wieder, aber als ein halb blödsinniger Mensch, ein Gespött der Leute. Fomas Lebensgeschichte ist ergreifend, sie faßt den Leser und läßt ihn nicht los bis zum Ende. Mit außerordentlichem Scharfsinn beleuchtet und geißelt der Verfasser in seinem Roman soziale Zustände und Mißstände. Er dringt in das Innerste der Menschenherzen, wie mit einem Seziermesser legt er alles bloß. — Die Uebersetzung liest sich leicht und angenehm; man empfindet nichts von einem fremden Werk, sondern glaubt ein Original vor sich zu haben. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß das bedeutsame Buch auch deutschen Lesern zugänglich gemacht wurde. Es liegt, seitdem wir unsre Besprechung geschrieben, bereits in dritter Auflage vor. Das ist wohl die beste Empfehlung.

E. M.

Greift nur hinein . . . Neue Aphorismen. Von Georg v. Oertzen. Heidelberg 1901. Carl Winter. 222 S. M. 3.—

Diese neuen Aphorismen, Hunderte an Zahl, sind kurz und prägnant in Prosa gefaßt. Sie begreifen das ganze Denken und Thun des Menschen, vor allem des modernen in sich. Durch manche von ihnen werden scharfe Hiebe gegen moderne Unnatur geführt. Sie fordern zu ernstem Nachdenken auf, wie B. Auerbachs „Tausend Gedanken des Kollaborators“. Wenn der Verfasser sagt (S. 105): „Gesammelte Aphorismen eines Autors zeigen uns deutlicher noch wer er ist, als was er denkt“, so gilt das von ihm besonders. Er ist ein Mann, der scharf beobachtet und eine scharfe spitzige Feder führt. Freilich sagt er auch ganz bescheiden im Bewußtsein menschlicher Schwäche (S. 222): „Alles Beste bleibt immer ungesagt und wird dennoch zuweilen verstanden.“ tm.

Durch Bosnien und die Herzegowina. Von Heinrich Renner. Mit 54 Vollbildern, 300 Abbildungen im Text und 3 Karten. Zweite Auflage. Berlin, Dietrich Reimer.

Der Verfasser ist ein hervorragender Kenner der Occupationsländer und war schon Augenzeuge des Uebergangs der Verwaltung an die Oesterreicher. In Wort und Bild ist sein Buch eine ganz vortreffliche Leistung und durchaus geeignet, dem landschaftlich so schönen, ethnographisch und kulturgeschichtlich ungemein interessanten Bosnien die Aufmerksamkeit des deutschen Reisepublikums zuzuwenden. Renner kennt und schildert nicht nur die dank der musterhaften Fürsorge der Landesregierung bequem zugänglichen Gegenden, er hat auch die abseits gelegenen Striche durchwandert und weiß sie anschaulich und verlockend vorzuführen. Der staunenswert billige Preis des starken Bandes (5 Mark gebunden) entspricht, wie wir verraten wollen, den Kosten des Reisens in Bosnien. —ß.

Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. Von Albrecht Wirth. München 1901. Verlags-Anstalt J. Bruckmann.

Was der Verfasser giebt, ist im wesentlichen ein Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der alten Welt im geographischen Sinne, das heißt Europas mit dem Mittelländischen Meer und Asiens, wofür er die Bezeichnung Eurasien bildet. Die Träger der Geschichte sind ihm die Völker oder wie er sagt Unterrassen, deren Ausprägung er am Ende der Entwicklungsreihe sucht, nicht am Anfang. Dem anthropologischen Begriff der Rasse mißt er nur den Wert einer Abstraktion zu; „die Urzeit der Menschheit ist unrassenhaft; es ist unmöglich, die Völker selbst der späteren Steinzeit einer bestimmten Rasse zuzuweisen“. Damit sagt Wirth freilich nur so viel, daß die sogenannte Prähistorie keine sichere Brücke schlagen kann, um die Vorfahren der bei dem ersten Aufblitzen der historischen Kunde schon mit Namen benannten Völker bis in die Anfänge ihrer Aussonderung aus den allgemeinen Kulturstufen oder gar aus geographischen Provinzen der verschiedenen Rassen zurückzuverfolgen. Die Geschichte hat es nur mit Völkern zu thun, mit deren Erstarkung, Ausbreitung und Zersetzung, mit untergegangenen, fortbestehenden und neuentstandenen, und von diesem Gesichtspunkt aus behandelt Wirth die mesopotamische und die klassische Zeit des Zeitalters der Doppelbildungen, das ist des Ringens zwischen den Erben des Altertums und den nordischen Völkern, die ozeanische Zeit und die Gegenwart. Als Kenner Ostasiens aus eigner Anschauung wie durch Studien vermag Wirth in umfassender Weise den schon von Ranke gelegentlich beobachteten Parallelismus historischer Entwicklung vorzuführen, wie das Buch überhaupt als selbständige Leistung im besten Sinne Beachtung verdient. -ss.

Ferdinand Lassalle. Eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Werke. Von Georg Brandes. Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Strodtmann. Vierte, gänzlich neu bearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Herausgegeben von A. von der Linden. Mit dem Porträt Lassalles. Leipzig und Berlin. Verlag von H. Barsdorf. 1900.

Das Buch des berühmten dänischen Litterarhistorikers bietet uns ein formvollendetes, scharf umrissenes Lebensbild des größten und machtvollsten politischen Agitators, den Deutschland je aufzuweisen gehabt hat. Lassalle läßt sich an hinreißender Gewalt der Sprache und an der Fähigkeit, große Volksmassen an sich zu fesseln, nur mit Luther vergleichen, so groß auch im übrigen der Unterschied zwischen dem kraftvollen, kirchlich gebundenen Reformator und dem voraussetzungslosen, mit seinen Bestrebungen ausschließlich im Diesseits wurzelnden Juden sein mag. Mit seiner gewohnten Meisterschaft schildert Brandes sowohl die Entwicklung des Charakters als der philosophischen, politischen und sozialen Anschauungen Lassalles und geht dabei dankenswerterweise ziemlich ausführlich auch auf die wissenschaftlichen Werke ein: Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln und das System der erworbenen Rechte, die man nur allzu geneigt ist, vor der sich mit lauten Posaunenstößen ankündigenden politischen Agitation zu vergessen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Arnold, Hans, Zwei Affen und andre Novellen. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 4.—

Baudissin, Gräfin A., „Ihr, die Ihr Euch Herren der Schöpfung nennt —“ Humoresken und Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Blumenthal, Oscar, Unerbetene Briefe. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—

Dehmel, Richard, Ausgewählte Gedichte, nach dem Inhalt geordnet. Mit dem Bilde des Dichters von Peter Behrens. Berlin, Schuster & Loeffler.

Eckstein, Ernst, Der Pfarrer von Alsberg. Roman. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—

Frendt, Therese, Disharmonien. — Eva Hartwig. Zwei Novellen. Wien, Carl Konegen. M. 3.—

delle Grazie, M. E., Liebe. Erzählungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Gutherz, Harald, Werner Haymdorf. Eine Erzählung. Wien, Carl Konegen. M. 2.40.

Hämmerlein, Heinz, Schule und Eltern. Ferienbriefe eines Familienvaters. Berlin, H. Scherk jr. 50 Pf.

Hauser, Otto, Ethnographische Novellen. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. M. 1.80.

Jentsch, Karl, Friedrich List. 41. Band von „Geisteshelden“. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Keben, Georg, Fackelzug durch Kunst und Litteratur. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.50.

Lohmeyer, Julius, Wir leben noch und anderes. Neue Novellen. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. M. 2.40.

Marschall, William Prof. Dr., Zoologische Plaudereien. Mit Abbildungen. Zweite Reihe. Vierte Sammlung der „Plaudereien und Vorträge“. Leipzig, A. Twietmeyer. Gebunden M. 5.—

Megede, Johannes Richard zur, Das Blinkfeuer vom Brüsterort. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1902. Mit etwa 550 Abbildungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 2.—

Mohl, Robert v., Lebenserinnerungen. 1799—1875. Mit 13 Bildnissen. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—

Mosapp, Hermann, Charlotte v. Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit 2 Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, Max Kielmann. M. 4.—

Perfall, Anton v., Aus Berg und Thal. Jagdgeschichten. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.40.

Pfister, Albert, Heinrich Hansjakob. Aus seinem Leben und Arbeiten. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. M. 1.80.

Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. M. 6.—

Schoembs, Dr. Jakob, Die neue Familie. Roman in zwei Bänden. Dortmund, Fr. W. Ruhfus. M. 6.—

Schumacher, Tony, Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Sienkiewicz, Henryk, Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Neros. Deutsch von E. Morszityn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Sienkiewicz, Henryk, Ums liebe Brot. Autorisierte Uebersetzung von Jonas Fränkel. Bern, A. Benteli. M. 2.—

Soden, H. v., Reisebriefe aus Palästina. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer. Gebunden M. 3.—

Spättgen, Doris, Freiin v., Glücksspiel. Roman. Illustriert von J. G. Mohr. 2 Bände. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 6.—

Tester, Ch., Ins Reich. — Normannenfahrt. — Vom Hochgebirg. Zürich, Th. Schröter. M. 4.—

Tristan und Isolde, Der Roman von. Illustrierte Ausgabe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Elegant gebunden M. 18.—

Vierordt, Heinrich, Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Fein gebunden M. 3.—

Villinger, Hermine, Binchen Bimber. Eine Geschichte. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 4.—

Warsberg, Alexander, Von Palermo zur Scylla und Charybdis. Mit 45 Illustrationen und einer Karte von Sicilien. Wien, Carl Konegen. Elegant gebunden M. 5.—

Weichardt, C., Das Schloss des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Leipzig, K. F. Koehler. Gebunden M. 10.—

Weyssenhoff, Josef, Baron, Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund Podfilipski. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von B. W. Segel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sechsundzwanzigster Jahrgang Oktober 1901 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sechsundzwanzigster Jahrgang November 1901 Preis viertelj. 6 Mark



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, sowie ein solcher der Verlagsbuchhandlung von H. Welter in Paris beigegeben.

Sechsundzwanzigster Jahrgang Dezember 1901 Preis vierteljährl. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1901

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

